44

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Achter Band

Jahrgang 1901.

57966
29/9/02

Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1901.

Alle Rechte vorbehalten.

9N
4
E8
Bd. 8

Förderer.

Die Zeitschrift für Litteraturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

Das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin

† Excellenz Nicolaus Dumba in Wien

Herrenhaus-Mitglied Ludwig Lobmeyr in Wien

Excellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien.

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler. (Siehe auch Seite XI und XII und letzte Umschlagseite.)

Nachstehend die letzt erschienenen Besprechungen über dieses Werk:

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Professor Dr. Max Koch, Breslau. Band II, Heft 1 (Hermann Jantzen):

An dem vorliegenden Buche ist bereits in einer Reihe von Besprechungen vieles gelobt, vieles getadelt worden, ja man hat selbst seine Daseinsberechtigung bezweifelt. Letztere hat es jedoch auf alle Fälle. Die Forderung nach Litteraturgeschichten der einzelnen deutschen Stämme ist nicht ganz so neu, wie vielleicht weitere Kreise zu meinen geneigt sind, denen sie wohl erst durch die noch junge Bewegung der „Heimatkunst" bekannt geworden ist. .... Sachlich berechtigt ist also sein Erscheinen zweifellos, und die Aufgabe, die es sich gestellt hat, scheint uns mit den Herausgebern nicht blos sehr wichtig, sondern auch sehr anziehend zu sein; das ist wohl gerade vom vergleichenden Standpunkte, von dem aus das Buch in dieser Zeitschrift am zweckmäßigsten betrachtet wird, am besten zu erkennen ..... der Erfolg weist denn auch eine ganze Reihe Vorteile auf, man lernt manches Neue und vieles Bekannte in neuer Beleuchtung kennen. Wenn wir das Buch als Gesamtleistung ansehen, so glauben wir uns den vielen Stimmen, die bereits zu seinem Lobe erklungen sind, ohne weiteres anschließen zu dürfen ..... Im ersten Abschnitt ist das erste Kapitel, das die deutsche Besiedlung Österreich-Ungarns eingehend schildert, vielleicht das wichtigste, ja das grundlegende des Ganzen; denn in ihm wird, und zwar in allem wesentlichen richtig und mit Glück, ausgeführt, welchen Einfluß das Germanentum im allgemeinen und die verschiedenen besiedelnden Stämme im besonderen auf das weite Gebiet der jetzigen Monarchie ausgeübt haben ..... Ein Schlußkapitel „Das ausgehende Mittelalter" charakterisiert die schwierige Übergangszeit, wobei naturgemäß die Prosa, die jetzt an Ausdehnung gewinnt, und das immer beliebter werdende Drama, das geistliche wie das weltliche, besonders genau besprochen werden. — Die Hauptaufgabe des ganzen zweiten Teiles ist es, sich mit dem gewaltigsten und folgenreichsten Ereignisse abzufinden, das das christliche Europa betroffen hat, mit der Reformation. Auch die Lösung dieser Frage glauben wir im wesentlichen als gelungen betrachten zu dürfen. Einseitig katholisch ist die Darstellung, wie z. B. von Sandvoß in den „Preußischen Jahrbüchern" geklagt wird, jedenfalls nicht; im Gegenteil, es scheint eine möglichst unparteiische Behandlung dieses Problems ernstlich angestrebt und in der Hauptsache auch erreicht zu sein. Sehr eingehend und gut ist bereits die Vorgeschichte der Reformation, die humanistische Bewegung, für die in Betracht kommenden Gebiete behandelt, wobei neben den allgemeinen Ausführungen auch treffende Einzelbilder zu finden sind, wie etwa von Enea Silvio Piccolomini und von Konrad Celtis. Der Darstellung der „Reformation und Gegenreformation" selbst ist der umfänglichste Abschnitt (S. 476—651) gewidmet, und die protestantische Litteratur wird dabei ebenso ausführlich wie die katholische berücksichtigt. Kirchenlied und Meistergesang, Gelegenheitsdichtung und volkstümliche Litteratur, Drama, Predigt und Polemik, alles dies wird gebührend bedacht; den Abschluß bildet ein treffliches, liebevoll und sorgfältig gezeichnetes Charakterbild Ulrich Megerles (Abraham a S. Clara). — Der letzte Abschnitt endlich „Österreichische Barocke und deutsche Renaissancelitteratur" ..... Die meisten Kapitel sind auch hier wohl gelungen, so vor allem die, die sich mit dem Drama und der Oper beschäftigen.

Inhalt.

Aufsätze und Neue Mitteilungen.

Seite

Principien der wissenschaftlichen Periodenbildung. Mit besonderer Rücksicht auf die Litteraturgeschichte. Von Richard M. Meyer 1

George Eliot. Die Entwicklung ihrer Persönlichkeit und ihrer Weltanschauung. Von Eduard Platzhoff 42

I. Das äußere Leben. Die theologische Periode 43

II. Die Dichterin 249

III. Die Philosophie 257

P. Fr. Langs Büchlein über die Schauspielkunst. Ein Beitrag zur Jesuitendramatik. Von Nicolaus Scheid 57

Zu Wielands Übersiedlung nach Weimar. Von Carl Obser 69

Neue Beiträge zur Charakteristik des jungen Jerusalem. Mitgeteilt von Victor Loewe 72

Neue Briefe von Schubart. Mitgeteilt von Rudolf Krauß 77. 285

I. Briefe Schubarts vom Asperg an seine Gattin nach Stuttgart . 79

II. Briefe Schubarts von Stuttgart an seinen Sohn Ludwig nach Berlin und Nürnberg 285

Anhang 297

Die neun ersten Jahre von Goethes Ehe 1788—1797. Von Heinrich Düntzer 102. 300

Schillers Werke in italienischer Übersetzung. Von C. Fasola 116

Eleonora, die Betrübte. Von Arthur Kopp 264

Wer hat im Wandsbecker Boten auf die Kästnersche Recension des Götz geantwortet? Von Carl Scherer 275

Faustquellen Von Max Morris 318

Zu Clemens Brentano. Von Franz Schulz 330

Zur Geschichte der Heineschen Schriften. Aus den Akten des Hamburger Archivs. Von Ludwig Geiger 337

Lortzings „Waffenschmied“ und seine Tradition. Von Egon von Komorzynski 340

Die niederrheinische Liederhandschrift (1574). Von Arthur Kopp 499

Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen. VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz.

1. Der Reveille Matin. 1575 529

2. Öffentliches Ausschreiben der übelbefriedigten Stände in Frankreich. 1575 534

Seite

3. Le vray Patriot, Das ist Getreues Ermahnen 1579 und andere Flugschriften aus den Niederlanden 544
4. Die merkliche Französische Zeitung vom neugestifteten Ritterorden vom heiligen Geist. 1579 553
5. Die Friedensartikel zu Flex. 1581 557
6. Der unvernünftige Bannstrahl Sixti V. 1586 560
7. Kurze Beschreibung des Einfalls in die Grafschaft Mümpelgard. 1588 565

Zur Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Von Heinrich Borkowski . 571
Über die Behandlung des Reims bei Gellert. Von Hartwig Jeß 576
Quellen und Parallelen zu Lessing. Mitgeteilt von Erich Schmidt 610
Neue Mitteilungen über Zimmermann. Von Rudolf Ischer 625
Studien zu G. A. Bürger. Von Bruno Kaiser.
1. Des armen Suschens Traum 639
2. „Von der Popularität der Poesie“ 643
3. Zur Beherzigung an die Philosophunculos 646
4. Bürgers erste Aufsätze über die Verdeutschung Homers 649
Sechs Briefe Heinrich Christian Boies. Mitgeteilt von L. L. Schücking . . 659
Eine Quelle von Schillers Räubern. Von Spiridion Wukadinović . . . 676
Zur Prosascene des Faust. Von Otto Harnack 681
Bemerkungen zu Grillparzers Banebannus. Von O. E. Lessing-Dilg . . . 685
„Nicht mehr als sechs Schüsseln“. Ein litterarhistorischer Scherz von Richard M. Meyer 700
1. Breite Bettelsuppen 701
2. Göttinger Würste 706. 849
3. Senf nach dem Mittag 709
4. Kartoffelkomödien 710
5. Die eßbaren Tische 711
6. Butter und Käse 712

Miscellen.

Allerlei Kleinigkeiten. Von Arthur Kopp 128. 717
4. Sieben lächerliche Geschnältz 128. 717
5. Tabakspoesie 131. 717
6. Ein Zwillingslied 133 718
Zu Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Auflage. Von Alfred Rosenbaum 137
Ein Gelegenheitsgedicht Grillparzers. Mitgeteilt von Richard Maria Werner 248
Ein unbekannter Vorläufer Martin Opitzens. Von Georg Witkowski und J. J. A. A. Frantzen 350. 723
A. Kopp, Deutsches Volks- und Studenten-Lied in vorklassischer Zeit. Nachträge vom Verfasser 353
Zu Hanswurfts Hochzeit. Von Max Morris 360

Seite
Nachträge zu Hebbels „Sämtlichen Werken". Von R. M. Werner . . 360
Zu Fischarts Flöhhaz. Von Josef Pohl 713
Müllner über seinen „König Yngurd" an Böttiger. Von Theodor Distel . . 721
Börne über Schikaneder. Von Egon von Komorzynski 813

Recensionen und Referate.

(Mit Einschluß der in der Bibliographie kurz besprochenen Werke.)

Alexis, Erinnerungen. Herausgegeben von M. Ewert (Richard M. Meyer) 177
Bachmann, Deutsche Arbeit in Böhmen 455
Badisches Volksleben, siehe E. H. Meyer.
Bartels, Klaus Groth (Alfred Semerau) 810
Bauernfeld, siehe Horner.
Berdrow, Rahel Varnhagen (Oskar F. Walzel) 417
Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. IV—IX (Hans Lambel) 141
Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin (Richard M. Meyer) . . 192
Bölsche, Goethe im 20. Jahrhundert 487
Borinski, Lessing (Ernst Consentius) 173
Bossert, Histoire de la Littérature allemande 445
Brenner, siehe Schuster.
Conrad, siehe Shakespere.
Coym, Gellerts Lustspiele (Rudolf Schlösser) 380
Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen. I. 446
Donebauer, Autographensammlung 470
Droste-Hülshoff, siehe Kreiten.
Eck, David Friedrich Strauß (Friedrich Jodl) 433
Eginhard und Emma, siehe May.
Ernst, Buch der Hoffnung (Karl Zeiß) 186
Ewert, siehe Alexis.
Falke, siehe Spanier.
Gabriel, Friedrich von Heyden (Werner Deetjen) 431
Geist, Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem vollkommner einheitlich durch? (Viktor Michels) 397
Gellert, siehe Coym.
Gerstenberg, Jenny von, Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf 492
Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Auflage. 22. Heft 445
Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abteilung. Band 49 II, 50. — III. Abteilung. Band 11. — IV. Abteilung. Band 23 488
Goethe, siehe Bölsche.
Goethe, siehe Geist.
Goethe, siehe Minor.

Seite

Goethe, siehe Netoliczka.
Goethe, siehe Pniower.
Goethe, siehe Witkowski.
Goethe, siehe Wohlauer.
Goethe, Ottilie, Walther und Wolf, siehe Gerstenberg.
Gotthelf, Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts (Karl Reuschel) 372
Gottsched, siehe Reichel.
Gottsched, siehe Waniek.
Gottsched, siehe Wolff.
Grisebach, siehe E. Th. A. Hoffmann.
Grisebach, Weltlitteratur-Katalog. Ergänzungsband 444
Groth, siehe Bartels.
Groth, siehe Siercks.
Grundmann, Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders Ideen (Bernhard Richter) 175
Hanstein, Das jüngste Deutschland (Richard M. Meyer) 184
Hanstein, siehe Kuczynski.
Hebbels Werke. Herausgegeben von Karl Zeiß (Karl Böhrig) 180
Heine, siehe Klein-Hattingen.
Heine, siehe Rahmer.
Henschke, Deutsche Prosa (Richard M. Meyer) 439
Herder, siehe Grundmann.
Heyden, siehe Gabriel.
Hock, Die Vampyrsagen und ihre Verwendung in der deutschen Litteratur (Karl Reuschel) 734
E. Th. A. Hoffmanns sämtliche Werke. Herausgegeben von Ed. Grisebach (Richard M. Meyer) 430
Hölderlin, siehe Klein-Hattingen.
Horner, Bauernfeld 493
Ibsen, siehe Reich.
Ibsen, siehe Woerner.
Kahl, Deutsche Mundartliche Dichtungen (Adolf Hauffen) 480
Kaltschmidt-Lehnert, Deutsches Wörterbuch (Friedrich Weidling) . . . 363
Kaßner, Die Mystik, die Künstler und das Leben (Richard M. Meyer) . . 138
Klein-Hattingen, Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines (Eduard Castle) 779
Kleist, siehe Morris.
Koßmann, Holland und Deutschland 444
Kreiten, Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff (Franz Jostes) . . 782
Krüger, siehe Wittekindt.
Kuczynski, siehe Musiker- und Dichterbriefe.
Lehnert, siehe Kaltschmidt.

Seite

Leitzmann, siehe Lichtenberg.
Lenau, siehe Klein-Hattingen.
Lessing, siehe Borinski.
Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von A. Leitzmann und Carl Schüddekopf (Friedrich Lauchert) 382
Lorenz, Die Litteratur am Jahrhundertende (Karl Zeiß) 189
Luthers Sprichwörtersammlung, herausgegeben von E. Thiele (Karl Reuschel) 161
Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 11. und 24. Band 466
May, Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma (Karl Reuschel) 727
Meyer C. F., siehe Moser.
Meyer C. F., siehe Uhl.
Meyer E. H., Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert 483
Meyer E. H., siehe Wuttke.
Morris, Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg (Spiridion Wukadinović) 771
Moser, Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers (Richard M. Meyer) . . 438
Musiker- und Dichterbriefe an Paul Kuczynski. Herausgegeben von Adb. von Hanstein 471
Netoliczka, Goethe und die Antike 487
Olmütz, siehe Schubert.
Petsch, Formelhafte Schlüsse in Volksmärchen (Adolf Hauffen) 369
v. d. Pfordten, Wesen und Werden des historischen Dramas (Richard M. Meyer) 721
Pischel, Die Heimat des Puppenspiels (F. Arnold Mayer) 472
Pniower, Goethes Faust, Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte (Viktor Michels) 397
Puppenspiel, siehe Pischel.
Rachel, Elise von der Recke (G. Diestel) 387
Rahmer, Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte 495
v. d. Recke, siehe Rachel.
Reich, Ibsens Dramen. 3. Auflage (Richard M. Meyer) 440
Schubert, Die Wiegendrucke der k. k. Studienbibliothek zu Olmütz vor 1501 (Adolf Hauffen) 469
Schüddekopf, siehe Lichtenberg.
Schuster, Fürstbischof Martin Brenner (Ottocar Weber) 171
Schwering, Friedrich Wilhelm Weber (Richard M. Meyer) 180
Sforza, Dodice anedotti storici 451
Shakespeare-Vorträge, siehe Vischer.
Shakesperes Macbeth, übersetzt von Fr. Th. Vischer. Schulausgabe von Herm. Conrad (Philipp Aronstein) 727
Siercks, Klaus Groth (Alfred Semerau) 810
Spanier, Gustav Falke als Lyriker 494
Strauß, siehe Eck.
Teutsch, Bilder aus der vaterländischen Geschichte (A. Hauffen) 140

Seite

Thiele, siehe Luther.
Uhl, C. F. Meyer (Richard M. Meyer) 438
Varnhagen, Rahel siehe Berdrow.
Vilmar, Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 25. Auflage 446
Vischer, Shakespeare-Vorträge. 2. Band (Philipp Aronstein) 725
Vischer, siehe Shakespere.
Volksaberglaube, siehe Wuttke.
Waniek, Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit (Bernhard Seuffert) 738
Weber, siehe Schwering.
Weilen, Zur Wiener Theatergeschichte 473
Wiener Theatergeschichte, siehe Weilen.
Wittowski, Die Handlung des 2. Teils von Goethes Faust (Viktor Michels) 397
Wittekindt, Johann Christian Krüger (Rudolf Schlösser) 761
Wohlauer, Das erste Paralipomenon und der erste Entwurf zu Goethes Faust (Viktor Michels) 397
Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben (Bernhard Seuffert) 138
Woerner, Henrik Ibsen (Richard M. Meyer) 442
Wossidlo, Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause (Adolf Hauffen) 484
Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dritte Bearbeitung von E. H. Meyer 482
Zabel, „Zur modernen Dramaturgie" (Karl Zeiß) 191
Zeiß, siehe Hebbel.

Neue Faustschriftchen (Victor Michels) 397
Neue Gottschedlitteratur (Bernhard Seuffert) 738

Bibliographie.

1. Zeitschriften. Unter Mitwirkung von Julius Jung und August Sauer bearbeitet von Adolf Hauffen 196. 814
2. Bücher. Unter Mitwirkung von Arnold E. Berger, Adolf Hauffen, Daniel Jacoby, Julius Jung, F. Arnold Mayer und Viktor Michels bearbeitet von August Sauer 444

Nekrologe.

Zur Erinnerung an Adolf Pichler. Von Julius Jung 229
Rudolf Haym von B. Delbrück 842

Nachrichten 227. 497. 841
Nachträge und Berichtigungen 137. 248. 498. 723. 849
Register von Franz Spina 850

Verlag von **Carl Fromme, Leipzig** und **Wien.**

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler. (Siehe auch Seite II und letzte Umschlagseite.)

Nachstehend die letzt erschienenen Besprechungen über dieses Werk:

Neue Freie Presse, Wien 1901, 8. December (Karl von Thaler): Zweiter Band, erste und zweite Lieferung. Die beiden verdienstvollen Gelehrten, welche mit dem ersten, bis zur Zeit Maria Theresia's reichenden Theile ihres Werkes einen unbestrittenen Erfolg errungen haben, sind ihrem Versprechen, auch die neuere und neueste Zeit zu behandeln, in überraschend kurzer Frist nachgekommen. Die vorliegenden beiden Lieferungen bringen zuerst eine umfassende Einleitung, welche die geistige Atmosphäre Deutschösterreichs von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Metternich schildert. Was die Verfasser hier bieten, ist ein Stück Culturgeschichte. Das Streben der hervorragenden Männer jener Epoche wird treffend mit dem Ausspruch eines aus ihrer Mitte gekennzeichnet. ..... Mancher Priester wirkte damals an der Aufklärung und Bildung des Volkes mit ..... Die Verfasser heben diese Erscheinung ebenso hervor wie die zahlreichen Beziehungen zwischen den norddeutschen und den Wiener Freimaurern ..... Ein so werthvolles, durchwegs auf eigener Forschung beruhendes, mit erstaunlichem Fleiße angelegtes Werk sollte nicht blos für Fachmänner berechnet sein, sondern auch gebildete Laien berücksichtigen ..... Die wissenschaftliche Bedeutung der „Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte" wird dadurch nicht verringert.

Kölnische Volkszeitung, Litterarische Beilage 1901, Nr. 47, 21. November: Es ist ein ebenso eigenartiges wie vorzügliches Werk. Der erste Vorzug dieses Buches besteht darin, daß es durchaus bodenständig ist. Dadurch wird ein weit intimeres Verständnis der litterarischen Entwickelung Oesterreichs vermittelt, als wir bisher besaßen, und zweitens ist das Bild unvergleichlich vielgestaltiger als alles Vorhergegangene. Eine Fülle von neuen Zügen, neuem Material, neuen, bedeutsamen Gesichtspunkten wird erschlossen ..... Prachtkapitel wie das über Walter, Die Grundlagen des Geisteslebens in Oesterreich und Deutschland, Abraham a Sancta Clara, Die Schauspielthätigkeit der Ordensleute, lohnen allein schon die Anschaffung. Jeder der 40 Mitarbeiter behandelt sein Specialgebiet. Dadurch ist wissenschaftliche Gediegenheit (meist übrigens vereinigt mit schöner, leicht verständlicher Form) ganz anders ermöglicht als bei nur einem Bearbeiter der Fall sein könnte. Auch die vielen aus Kultur- und Litteraturgeschichte eingewebten Einzelheiten möchte man zumeist nicht missen ..... Das Katholische wird nicht bevorzugt; die offenbar aus protestantischen Federn stammenden Abschnitte über die Reformationslitteratur werden jeden Protestanten befriedigen. Aber gerade aus jenem Grundklang ergiebt sich auch die Anerkennung der Kirche ..... Kurz, das Gute wird anerkannt, auch wenn es katholisch ist ..... Solche hochinteressante Gesichtspunkte und fruchtbare Anregungen finden sich überall ..... Das Buch, an dem sich katholische Ordensleute wie protestantische Geistliche beteiligt haben, ist eine der besten Litteraturgeschichten, die wir besitzen. Die Ausstattung ist tadellos und durch zahlreiche authentische Illustrationen und Beilagen — darunter Prachtblätter — gehoben. Möge die Fortsetzung an dem objektiven, rein-litterarischen Standpunkt festhalten.

Allgemeine Zeitung, Beilage. München 1901, 15. November (Dr. K. Fuchs): 1. Band. Dazu 1. Lieferung des 2. Bandes. ..... ist damit eine bisher stark empfundene Lücke ausgefüllt und ein auf wissenschaftlicher Grundlage populär geschriebenes Buch geschaffen, das die Deutschen in Oesterreich mit Stolz, die Deutschen über-

haupt mit lebhafter Theilnahme erfüllen muß . . . . . Lobend sei der objektive Ton des ganzen Unternehmens hervorgehoben, das ohne politische Absicht, bloß zum Zwecke der historischen Konstatirung thatsächlicher Verhältnisse von Schritt zu Schritt vorwärts dringt. Eine durchaus originelle Auffassung bekundet die zuletzt erschienene 1. Lieferung des 2. Bandes, in dem Kapitel „Grundlagen und Epochen Altösterreichs", worin eine geistreiche Perspektive für die Behandlung der Zeit von 1740 bis 1848 nach Art einer durchsichtigen und wohlbegründeten Disposition gegeben wird. . . . . .

Berliner Neueste Nachrichten, 1901, 3. November (Hans Benzmann): Es ist ein Werk von grundlegender Bedeutung, es bietet nicht nur ein ungemein reiches wissenschaftliches Material, in vieler Beziehung gänzlich neue wissenschaftliche Untersuchungen und Resultate, sondern auch eine von echt nationalem Geiste getragene Darstellung der literarischen Richtungen in Oesterreich, eine Darstellung, die auch für weitere Kreise berechnet, Jeden in angenehmster Weise unterhält und belehrt. Es ist das Ehrenbuch des österreichisch-bayerischen Volksstammes. . . . . Man kann vor Allem das an dem Werke loben, daß es überall und immer das dem deutsch-österreichischen Stamme Eigenthümliche kräftig hervorhebt. Kurz: ein bedeutsames Werk deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit!

Wiesbadener Tagblatt, 1901, 8. December: . . . . Die ganz außerordentlich glückliche Vereinigung von durchaus wissenschaftlicher und andererseits aber äußerst lebendiger und leichtflüssiger Behandlung der Materie, die damals dem Werke nachgerühmt wurde, zeichnet auch die nunmehr vorliegende zweite Lieferung des Schlußbandes aus. Die ganze Art und Anlage des Werkes feiert gerade in dieser Lieferung sogar einen besonderen Triumph. Da feiert nun die Darstellungskunst Zeidlers hübsche Siege. Durch geschickte Gruppirung, durchsichtige Darlegung aller Beziehungen zur Vergangenheit und Zukunft und einen lebendigen Stil, wird die Darstellung dieser an sich öden Epoche interessant und anregend. . . . . Das Vardenthum des Klopstocknachahmers Denis und die neu erwachenden Regungen einer eigenartigen Romantik finden eine glänzende Schilderung, in der die starke und geistvolle Berücksichtigung der Musik und ihrer Einwirkungen auf die Litteratur nicht rühmend genug anerkannt werden kann. . . . . Die der Lieferung beigegebenen Illustrationen sind reich, gut ausgeführt und bringen äußerst interessantes Material.

Die früher erschienenen Recensionen über die **„Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte"**, herausgegeben von J. W. Nagl und Jakob Zeidler, sind in Auszügen in einem Heftchen zusammengestellt, das der Verlag auf Wunsch gern zusendet. Erwähnt seien hier nur die Besprechungen des Herrn Professor Dr. Rich. M. Meyer in Berlin im **„Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen"**, 104. Band, 3. und 4 Heft; des Herrn Professor Dr. F. Muncker in München in den **„Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte"**, Band VIII, Abtheilung 2; des Herrn Professor Dr. G. Boetticher in Berlin in den **„Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik"**, II. Jahrgang, III/IV. Band, 5. Heft; des Herrn Professor Dr. J. E. Wackernell in Innsbruck in dem **„Allgemeinen Litteraturblatt"**, VIII. Jahrgang, Nr. 3; des Herrn Gymnasial-Professor L. Zurn in Freiburg i. B., in der **„Zeitschrift für das Gymnasialwesen"**, Berlin 1898, 8./9. Heft und 1899.

Principien der wissenschaftlichen Periodenbildung.

Mit besonderer Rücksicht auf die Litteraturgeschichte.

Von Richard M. Meyer in Berlin.

Einleitung.
Kapitel I. Definition des Begriffs „Periode" S. 3.
§ 1. Definition.
Kapitel II. Allgemeines über die Einteilung nach Perioden S. 6.
§ 2. Sie ist weder selbstverständlich noch notwendig S. 6.
§ 3. Wo sie angewandt wird, ist strenge Durchführung zu verlangen S. 9.
Kapitel III. Specielles über die Einteilung nach Perioden S. 18.
§ 4. Verhältnis der Perioden zum Gesamtverlauf S. 19.
§ 5. Verhältnis der Perioden zu ihrem Gesamtinhalt S. 37.
§ 6. Verhältnis der Perioden zu einander S. 39.

Bei der nicht anzuzweifelnden Wichtigkeit der Disposition einer wissenschaftlichen Arbeit kann es wohl Verwunderung erregen, daß über deren Methode noch kaum je systematisch gehandelt worden ist. Entweder überträgt man die allgemeinen Vorschriften der Rhetorik einfach hierher, oder man begnügt sich mit der Versicherung, die Einteilung folge aus der Natur der Sache. Das ist ganz schön gesagt; es lohnt sich aber vielleicht doch, einmal näher zuzusehen, was eigentlich aus der Natur der Sache folgt!

Nun zeigt ein Blick in die Praxis ohne weiteres, daß für die Disposition historischer Werke die Einteilung nach Perioden charakteristisch ist. Für philosophische Arbeiten schreibt sich eine Gliederung nach Begriffen von selbst vor; naturwissenschaftliche Untersuchungen pflegen nach empirisch geschiedenen Klassen der Organismen oder Begriffen der Erscheinungen einzuteilen; Geschichte, Litteratur-, Kunst-, Kulturgeschichte haben ganz überwiegend Periodennamen zur Überschrift ihrer Bücher oder Kapitel.

Bei dieser Wichtigkeit eines speciellen Einteilungsmodus für die historischen Disciplinen — einer Wichtigkeit, die in der That in der

Sache selbst begründet ist —, scheint eine methodische Untersuchung der Principien wissenschaftlicher Periodenbildung durchaus berechtigt. Doch will ich nicht leugnen, daß für mich noch persönliche Momente hinzukommen, um mich zur Veröffentlichung dieser Studie zu veranlassen.

Ich habe meine „Deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts" nach Jahrzehnten eingeteilt. Diese Gliederung ist von der Kritik so gut wie einstimmig getadelt worden; namentlich haben auch gerade besonders kompetente und wohlwollende Beurteiler sie mißbilligt, von denen ich hier nur W. Bölsche (in der „Deutschen Rundschau"), A. Chuquet (Revue critique), Albert Köster (Deutsche Litteratur-Zeitung), John S. Robertson (Modern Language Notes), Alexander von Weilen (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien), Th. de Wyzewa (Revue des deux mondes) nennen will. Doch ist von all meinen Kritikern einzig der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift (Euphorion 7, 374 f.) näher auf die theoretische Frage eingegangen, in wie weit eine solche Einteilung überhaupt und im vorliegenden Falle erlaubt sei. Nun würde ich sicherlich für eine ausführliche Selbstverteidigung die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift nicht in Anspruch nehmen dürfen. Aber es liegt mir doch viel daran, mich wenigstens vor dem öfter erhobenen Vorwurf zu schützen, als hätte ich lediglich „aus Bequemlichkeit" oder „aus Verzweiflung" das Jahrhundert, wie Köster sich witzig ausdrückte, „in Scheiben geschnitten". Daß ich auch streng schematisch disponieren kann, mag den Lesern des „Euphorion" etwa mein Aufsatz über die Formen des Refrains (Euphorion 5, 1 f.) zeigen; daß ich aus guter Überlegung heraus zu meiner Disposition kam — die deshalb doch falsch sein kann! —, das, hoffe ich, wird sich ihnen als eine Nebenfrucht dieser Untersuchung ergeben.

Von brauchbaren Vorarbeiten hätte ich nur allenfalls die Bemerkungen von Bernheim (Lehrbuch der historischen Methode S. 517 f.) zu erwähnen; höchst verständig und brauchbar, wie das ganze Buch es ist, sind diese Ausführungen doch nichts weniger als erschöpfend und wollen das auch gar nicht sein. K. Elze (Grundriß der englischen Philologie, S. 220 f.) erklärt einfach, „daß die Zeiträume der Litteraturgeschichte mit denen der politischen Geschichte völlig oder doch nahezu zusammenfallen müssen" und verzeichnet (S. 223) in mechanischer Anordnung die Methoden der specielleren Gliederung. H. Paul (Grundriß der germanischen Philologie 1, 236) spricht Vorteile und Nachteile der wichtigsten Dispositionsformen klar und lehrreich durch, ohne doch auf das Wesen der Periodenbildung näher einzugehen. Außerdem versteht es sich von selbst, daß wiederholt einzelne Historiker ihre Dispositionen theoretisch

begründet haben. Systematisch bin ich solchen Erörterungen nicht nachgegangen, da sie doch fast stets lediglich dem Einzelfall gelten; doch will ich hier wenigstens auf die (später noch näher zu beleuchtenden) Einleitungen von Brunetière (Manuel de l'histoire de la litterature francaise), Gaspary (Geschichte der italienischen Litteratur, Band II) und Hettner (Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts) hinweisen. Im übrigen möchte ich weder in der Überfülle der thatsächlichen Einzelfälle untersinken, noch in der Allgemeinheit rein abstrakter Erwägungen verschwimmen; ich werde versuchen, zwischen dem philosophischen „Leser" und dem empirischen Specialisten mich „in der mittleren Region" zu verhalten. „Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urteil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer, nach dem Gedachten Handeln unbequem." Diese Eingangsworte von Wilhelm Meisters „Lehrbrief" sollten über jeder Methodologie stehen; mögen sie auch unserer Paragraphenfolge die richtige Beurteilung sichern!

Kapitel I. Definition des Begriffs „Periode".

§ 1. Unter „Periode" verstehen wir, wo es sich um die Einteilung wissenschaftlicher und besonders historischer Arbeiten handelt, einen Zeitabschnitt, dem eine gewisse Einheitlichkeit zugeschrieben und der mit einer gewissen Bestimmtheit von den vorhergehenden und nachfolgenden Zeiträumen abgetrennt werden soll.

a) Es versteht sich von selbst, daß die anderweitigen Verwendungen des Terminus „Periode" nicht für die hier zu besprechende Anwendung herangezogen werden dürfen, da sich dieser Ausdruck eben zu ganz eigentümlicher Bedeutung entwickelt hat. Insbesondere ist es nicht zulässig, aus dem rhythmischen Begriff der „Periode" als einer metrischen oder stilistischen Einheit irgend welche Folgerungen auf den der historischen Periode zu machen. Jene Vorstellung einer typischen Wiederkehr des Gleichartigen hat zwar (wie wir bald sehen werden) auf die Prägung des Begriffs der historischen Periode starken Einfluß geübt; dennoch schließt mindestens die herrschende Vorstellung den Gedanken periodisch wiederkehrender Erscheinungen für den geschichtlichen Verlauf aus. Besteht das historische Thatsachenmaterial lediglich aus singulären Phänomenen, so kann von einer Periodicität überhaupt nicht die Rede sein. Aber auch wenn man mit Buckle oder Gervinus oder Lamprecht an bestimmte historische Gesetze glaubt, die eine feste Reihenfolge typischer Entwicklungsstufen bedingen — auch dann würde Periodicität nur für den Gesamtverlauf der geschichtlichen Entwicklung anzunehmen sein, für jeden einzelnen historischen Boden aber bliebe es fast stets bei der Einmaligkeit.

Mag noch so oft Tyrannis auf Ochlokratie oder Geldwirtschaft auf Naturalwirtschaft oder Sturm und Drang auf Regelzwang gefolgt sein — die einzelne Darstellung hat es doch beinahe immer nur mit einem einmaligen Wechsel zu thun.

Für Nietzsches Lehre von der „Wiederkehr des Gleichen" würde freilich jede historische Periode unbedingt der periodischen Wiederholung unterworfen sein. Für die historische Darstellung dürfte jedoch selbst diese Auffassung im Wesen der einzelnen „Periode" als einer einmaligen Erscheinung nichts ändern.

b) Der Periode muß eine gewisse Einheitlichkeit zugeschrieben werden. Freilich nur eine gewisse, relative; denn jegliche geschichtliche Darstellung ist von der geheimen Grundanschauung „πάντα ῥεῖ" beherrscht, und vor allem unsere moderne Auffassung alles Seins als eines beständigen Werdens duldet keine absolute Einheitlichkeit ausgedehnter Zeiträume. Eine relative Einheitlichkeit aber wird gefordert, da sonst auch die Zusammenfassung der in diese „Periode" fallenden Einzelerscheinungen nicht berechtigt und die Abgrenzung von den umgebenden Zeiträumen nicht durchzuführen wäre.

Natürlich kann der Charakter dieser Einheitlichkeit sehr verschiedenartig sein. Es kann etwa für die Regierungszeit eines schwankenden Fürsten, oder für eine Epoche charakterloser Stilvermengung gerade der Mangel an Einheitlichkeit das charakteristische Kriterium abgeben. Oder es wird etwa für Bismarcks Wirtschaftspolitik gerade die Energie des Umschwungs von dem freihändlerischen Beharren vorher zu dem schutzzöllnerischen Beharren nachher als Charakteristikum dienen. Immerhin werden solche Kennzeichnungen von Perioden nicht gerade als die prägnantesten und wünschenswertesten gelten können.

Ungemein häufig tritt nun aber statt der inneren Einheit eine nur äußere auf. Gerade wie in Epen oder Dramen von ungenügender Konzentration die „Einheit der Person" einen notdürftigen Ersatz für die Einheit der Handlung bildet, so wird in geschichtlichen Darstellungen gar zu gern die Einheitlichkeit der Person für die der Sache genommen. Die Einteilung historischer Werke nach den Regierungszeiten der Herrscher ist vielleicht das allerhäufigste Princip der Gliederung; doch auch in litterarhistorischen Darstellungen und dergleichen hat nur zu oft die Personalunion getrennte Reiche zu decken. Diese Einteilung ist aber methodisch nur dann berechtigt, wenn eben die Regierungszeiten der politischen, litterarischen, künstlerischen Herrscher wirklich eine Einheit bilden. Von einem Zeitalter Ludwigs XIV. oder Friedrichs des Großen, von der Ära Rafaels oder Goethes darf man sprechen, weil die mächtige Persönlichkeit der ganzen Epoche wirklich einen einheitlichen Charakter aufprägt. Unter Umständen

können auch schon geringere Persönlichkeiten genügen, wenn sie sich von einem gleichmäßigen Untergrund mit durch ihn gesteigerter Deutlichkeit abheben. So konnte etwa Droysen seine „Geschichte der preußischen Politik" nach Regierungen gliedern, nicht obgleich, sondern weil er eine innere Gleichartigkeit der Hohenzollern voraussetzt. Aber wenn etwa Ranke das dritte Buch seiner „Römischen Päpste" mit allgemeinen Betrachtungen über den Geist des 16. Jahrhunderts eröffnet, so wirken die darauf folgenden Überschriften „Paul III.", „Julius III.", „Marcellus II.", Paul IV." u. s. w. schon ein wenig unrein. Es ist eben thatsächlich das uralte annalistische Princip in eine mit Perioden rechnende Gliederung herübergenommen und dadurch ein Schwanken zwischen allgemein-kulturhistorischen und specifisch-personalistischen Principien unvermeidlich geworden. Noch störender wirkt diese Verletzung der „Einheitlichkeit" in der Periode, wenn gar politische Daten zur Abgrenzung litterarischer Epochen fortlaufend benutzt werden (vereinzelt kann es natürlich seine Berechtigung haben, etwa vom Augusteischen Zeitalter der Römischen Dichtung zu reden). So können z. B. die lediglich von der politischen Geschichte entlehnten Kapitel in Kelles Geschichte der deutschen Litteratur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts als wissenschaftlich begründete Perioden-Darstellungen nicht gelten.

Im übrigen wird über die Vermischung verschiedener Einteilungsprincipien später noch ausführlicher zu handeln sein.

c) Die Periode muß mit einer gewissen Bestimmtheit von den vorhergehenden und nachfolgenden Zeiträumen abgeschieden werden.

Der Begriff der Periode setzt eine Mehrheit verschiedenartiger Zeiträume unausweichlich voraus; eine einzelne „Periode" schlechtweg kann es so wenig geben wie einen einzelnen „Vers" (vgl. meine „Grundlagen des mittelhochdeutschen Strophenbaus", S. 6 f.) oder einen einzelnen „Gegensatz". Es giebt nur Perioden, Verse, Gegensätze.

Allerdings aber kann diese Existenz anders gearteter Perioden stillschweigend vorausgesetzt werden. Es kann eine Monographie etwa über die Blütezeit der gotischen Kunst, oder über Goethe in der Epoche seiner Vollendung geschrieben werden, weil diese Titel an sich schon genügend den besprochenen Zeitraum von denen des Aufsteigens und Herabsinkens abgrenzen.

Methodisch tadelnswert ist dagegen auch hier eine rein äußerliche Abgrenzung. Es ist natürlich möglich, eine Geschichte Preußens in den Jahren 1854—1868 zu schreiben; und die Jahreszahlen bilden ja auch gegen das Vorher und Nachher eine greifbare Schranke. Da aber weder das Jahr 1854 von 1853, noch 1868 von 1869 durch einen durchgreifenden Faktor geschieden ist, so hebt sich der willkürlich herausgegriffene Zeitraum von den ihn einschließenden

nicht wirklich ab: 1851—1868 bedeuten für die Geschichte Preußens keine mögliche „Periode". Es ist, als ob man etwa den Rhein zwischen zwei ganz beliebigen Uferstädten als eine Einheit auffassen wollte, während nur starke geographische Faktoren seine Aufteilung zulässig machen können.

Wie stark die Bestimmtheit ist, mit der wir die Periode abheben, das wird teils von ihrer Art, teils von unserer Gesamtauffassung abhängen. Die Eigenart der französischen Revolution tritt lauter hervor als etwa selbst die der „glorious revolution" in England. Und für einen Ranke, dem der unaufhörliche Wechsel der Erscheinungen ein entzückendes Spiel ist, wird die Neigung des Abhebens mächtiger sein als etwa für einen Voltaire, der in der Weltgeschichte im wesentlichen nur erblickt, was sein Schüler Goethe von der Kirchengeschichte aussagte: „Mischmasch von Unsinn und Gewalt". Im allgemeinen wird man heute im Differenzieren der Perioden vorsichtiger sein als früher. Liest man etwa Rankes herrliche „Osmanen", so ist man doch fast verdrießt, wie auf die in lauter leuchtenden Farben strahlend gemalte erste Epoche die tief dunkle und fast jedes hellen Tons ermangelnde zweite folgt. Wir würden heute geneigt sein, nicht so ausschließlich erst den in starrer Bewunderung daliegenden, dann den im Siegesrausch übermütigen Berichterstattern des Occidents zu trauen, würden schon in der Blüte Elemente des Verfalls und noch im Verfall Spuren der Blüte aufsuchen und so die Perioden einander annähern, ohne sie doch ineinander aufgehen zu lassen (vgl. allgemein Schönbach Gesammelte Aufsätze, S. 163 f.).

Kapitel II. Allgemeines über die Einteilung nach Perioden.

§ 2. Die Einteilung nach Perioden ist auch für historische Darstellungen weder selbstverständlich noch notwendig.

a) Wir haben schon im Eingang erwähnt, daß andere Disciplinen sich der Einteilung nach Perioden nur ausnahmsweise bedienen — eigentlich nur da, wo sie auf ihrem Boden historische Entwicklungen darzustellen haben. So ist etwa für Haeckels Natürliche Schöpfungsgeschichte diese Gliederung das gegebene Einteilungsprincip, weil eben der Zoolog hier als Historiker auftritt und die allgemeine Geschichte der Lebewesen schreiben will. Wenn dagegen etwa frühere Naturforscher die Schilderung der Organismen an die biblischen Schöpfungstage anschließen, so kann diese Periodisierung, mindestens so weit sie nicht anderweitig begründet wird, eine sachlich berechtigte nicht heißen. Von dem berühmten englischen Prediger Spurgeon las ich, daß er seine ganze Bibliothek nach dem bibli-

schen Kanon eingeteilt hatte: er stellte also etwa ein naturwissenschaftliches Buch, das er mit der Apokalypse in Verbindung brachte, an das Ende seiner Bücherreihen (Review of Reviews, March 1892, S. 254). Offenbar würde dies ein sachlich berechtigtes Einteilungsprincip für die Bücherei selbst dann nicht sein, wenn der Kanon selbst streng methodisch und chronologisch angeordnet wäre. Wir haben hier eine greifbare Analogie zu der falschen Anwendung der Einteilung nach Perioden in nur begrifflich zu ordnenden Materien.

b) Aber auch für die historische Darstellung ist diese beliebteste Einteilungsmethode durchaus nicht selbstverständlich.

Dies geht einfach schon aus der Thatsache hervor, daß die frühesten historischen Darstellungen eine Einteilung nach Perioden noch nicht kennen. Man nehme nur Homers Erzählung von der Belagerung Trojas, die zunächst sich doch als Geschichtswerk giebt, oder sonst irgend ein historisches Epos — wie weit sind sie von irgend welcher Periodeneinteilung entfernt! Ein moderner Pedant würde handeln 1. von der Belagerung bis zum Abzug des Achilleus, 2. während dessen Fernbleiben, 3. nach dessen Rückkehr. Aber bei Homer tritt diese Gliederung völlig zurück hinter der Erzählung der Einzelthaten. Und noch bei Herodot bewundert Otfrid Müller (Geschichte der griechischen Litteratur, 4. Auflage, 1, 452) gerade „diesen nirgends abreißenden Strom, diesen ununterbrochenen Fluß" der Erzählung, der ihn den Ependichtern annähert. Wie Thukydides den Begriff der Periode anstrebt, sich dabei an die periodischen Erscheinungen der Natur (Sommer und Winter) anlehnt und doch nirgends zu einer „übermäßigen Zerschneidung der Begebenheiten" kommt, hat derselbe treffliche Schilderer (2, 142 f.) schön ausgeführt. Und bald werden diese Anfänge des historischen Stils wieder durch die rhetorische Art beeinträchtigt: indem die Schüler des Isokrates „prächtige Episoden" einschieben, zerstören sie die Einheitlichkeit der Perioden (vgl. Wachsmuth Über Ziele und Methoden der griechischen Geschichtschreibung, S. 14 f.).

War so selbst den geborenen Künstlern, den Hellenen, die natürlichste Einteilungsmethode historischen Stoffes nicht ohne weiteres gegeben, so haben andere Nationen sich erst sehr mühsam dazu durcharbeiten müssen. In einer feinen „Studie zu den Ursprüngen der altdeutschen Historiographie" hat Seemüller (Abhandlungen zur Germanischen Philologie; Festgabe für R. Heinzel, S. 279 f.) vortrefflich gezeigt, wie die historische Darstellung sich erst allmählich von der epischen loslöst, wie rhythmische Gliederung (Georgslied, S. 315) zu überwinden ist, wie die Durchführung einer Entwicklung erst zu einer „zerfahrenen und stillosen Komposition" (Modus Ottinc, S. 351) führt.

Es wäre eine höchst dankenswerte Aufgabe, wenn man den langsamen Sieg des Periodisierungsprincips einmal systematisch untersuchen und darstellen würde. Für unsere Zwecke genügt jedoch schon der Nachweis, daß die Gliederung in Perioden nichts Selbstverständliches bei historischen Darstellungen ist. Dafür gilt sie wohl erst im großen, seit die Weltgeschichtschreibung mit Augustinus die „Weltreiche" des Propheten Daniel zum Leitfaden der Menschheitsentwicklung gemacht hat; im kleinen, seit die Vorstellung von der überall herrschenden stetigen Folge typischer Entwicklungsstufen uns überall nach bestimmten Kriterien solcher Stufen suchen läßt.

c) Indes ist die Einteilung in Perioden (auch vom Standpunkt der Gegenwart aus) keineswegs eine unter allen Umständen notwendige.

Hierfür ist im allgemeinen auf Bernheims schon citierte Erörterungen (Lehrbuch der historischen Methode, S. 514) zu verweisen. Wie er hauptsächlich aus der Praxis argumentiert, so möchte auch ich hier nur darauf hinzeigen, daß zwei der berühmtesten historischen Meisterwerke nicht nach Perioden eingeteilt sind: Gibbons „Verfall des Römischen Reiches", im wesentlichen annalistisch geordnet, und Burckhardts „Kultur der Renaissance". Man darf nicht einwerfen, daß das letztere Werk nicht einfach geschichtliche Darstellung gebe, sondern vielmehr (wie z. B. auch Uhlands „Minnesang") eine Beschreibung historischer Zustände. Denn für ein wahrhaft historischgedachtes Werk gehört natürlich in die Beschreibung auch die Erwähnung der vorhandenen Veränderungskeime und ihrer Wirkung; und so haben denn Uhland und Burckhardt auch wirklich die Beschreibung so geordnet, daß sie gleichzeitig ein Bild der Entwicklung giebt.

d) Es giebt nicht einmal solche historische Stoffe, die (ausnahmsweise) eine Periodeneinteilung unweigerlich fordern.

„Zeitliche und räumliche Ordnung, diese gegebenen Erscheinungsformen des Stoffes" (wie sich Bernheim a. a. O. ausdrückt), sind mindestens immer beide anwendbar, da kein irdisches Geschehnis nur in der Einen Dimension der Zeit statthat. Selbst der gedrängteste Plan einer Biographie bietet noch Gelegenheit zu den so beliebten als unkünstlerischen Scheidungen von „Life and letters". Selbst die engste Linie des Geschehens macht ein Abweichen von der rein chronologischen Anordnung möglich. Man gebe die Geschichte der Eisernen Maske zum Thema, oder irgend eines Gefangenen, der Jahrzehnte lang unbeweglich in derselben engen Zelle saß. Ist hier überhaupt eine Entwicklung zu beobachten, so scheint für sie überhaupt nur die Gliederung in zeitliche Abschnitte denkbar. Dennoch wäre das ein Irrtum. Denn thatsächlich spielt sich eben die Geschichte des Mannes nicht mit so

starrer Einheit des Ortes ab: was außerhalb des Verkehrs in Bittschriften, Bestechungen, Befreiungsversuchen unternommen wird; die Haltung der Aufseher, der höheren Beamten, des Regenten; das Aufsehen, das die Sache im Lande macht — alles das gehört dazu. Es würde also selbst bei dieser scheinbar auf den allerengsten Raum zusammengedrängten Geschichte thatsächlich ein räumliches Einteilungsprincip möglich bleiben, etwa: 1. der Gefangene, 2. seine Umgebung, 3. die weiteren Kreise; oder eins nach Personen: 1. der Gefangene, 2. seine Freunde, 3. seine Feinde, 4. unparteiische Beurteiler u. s. w.

Fälle also, in denen eine andere Gliederung als nach Perioden überhaupt nicht möglich wäre, giebt es nicht. Ohne Zweifel wird sie oft die beste, manchmal die fast selbstverständlich sich anbietende Einteilung sein. Aber Haeckel hätte seine Natürliche Schöpfungsgeschichte auch nach dem Ordnungsprincip des Raums gliedern können: die Entwicklung im Wasser — auf der Erde — bei den amphibisch lebenden Organismen. Oder Treitschke hätte seine Deutsche Geschichte nach den Staaten ordnen können. Ganz gewiß hätten die Werke dabei verloren; aber die abstrakte Möglichkeit war vorhanden.

§ 3. Wo die Einteilung nach Perioden gewählt wird, ist es methodisches Postulat, daß sie streng und rein durchgeführt werde.

a) Ich schicke gleich die Bemerkung voraus: dieser methodischen Forderung wird fast nie Genüge gethan. Im Gegenteil sind die „Mischsysteme" hier noch viel allgemeiner in Geltung als etwa auf dem Gebiet der Syntax (vgl. Ries, Was ist Syntax? S. 11 f.); vor allem das System: Perioden für die Haupteinteilung, Fächer für die Nebeneinteilung, das z. B. Brunetière (a. a. O.) als das in Frankreich allein herrschende bezeichnet, das aber auch bei uns z. B. in Otfried Müllers Griechischer Litteraturgeschichte, in Wackernagels deutscher und Jonckbloets niederländischer Litteraturgeschichte, in Tylors „Anfängen der Kultur" und Burckhards „Geschichte der Renaissance" angewandt ist; ebenso in zahllosen älteren Werken, von denen ich aufs Geratewohl nur Morhofs Polyhistor und A. W. Schlegels Vorlesungen nenne. — Es fällt mir auch gar nicht ein, etwa gegen diese Synkretisten Sturm blasen zu wollen. Ich weiß sehr gut, daß eng im Raume sich die Sachen stoßen und daß eine Sünde gegen das Princip eine hohe praktische Tugend sein kann. Man kann auch in einem Staat mit nicht streng zu definierender Verfassung unter Umständen glücklicher leben als in der „reinsten" Republik oder Despotie. Das alles ändert aber nichts an dem Recht der rein theoretischen Forderungen; auch darin nichts, daß das aus ihnen hervorgehende Ideal immer wieder angestrebt werden muß, geschähe das auch unter Opfern.

b) Was ist eigentlich der höhere Sinn einer Einteilung nach Perioden?

Ein Einteilungsprincip muß an sich selbst etwas zu bedeuten haben. Sonst stände die von Jhering in gewissen „kulturhistorischen" Arbeiten verspottete „Systematik des Waschzettels" („zwei Hemden, fünf Kragen, drei Paar Strümpfe ..." ebenso hoch wie die durchdachte Ordnung in Harnacks Dogmengeschichte: sonst wäre Drumann mit seiner alphabetischen Anordnung der Zeitgenossen Caesars und Ciceros ebenso gut ein künstlerischer Herrscher über den Stoff wie Mommsen in seiner Römischen Geschichte. Die höhere Bedeutung jeder methodischen Einteilung aber ist naturgemäß eine doppelte: sie hat das Verhältnis der Teile zum Ganzen deutlich zur Anschauung zu bringen (theoretische Aufgabe) und sie hat den Leser rasch zu orientieren (praktische Aufgabe). Das gilt für jegliche Einteilung. Die uralte Gliederung von Stamm und Heer nach Sippen ist berechtigt, weil sie die familienhafte Grundlage der primitiven Staatsordnungen zur Anschauung bringt, und weil jeder Einzelne rasch seinen Standort findet. Die Aufteilung Frankreichs in rein geographisch bestimmte Departements, die die Revolution an Stelle der feudalen Gliederung in Herzogtümer, Grafschaften u. s. w. vornahm, läßt ebenso deutlich die neu durchgesetzte absolute Einheitlichkeit des Gebietes der Republik erkennen, wie sie jedem Citoyen seine Präfektur leicht kenntlich macht. Wenn Italien noch heute in eine Unzahl oft kleiner „Provinzen" geteilt ist, mag das politisch und finanziell ein Nachteil sein; begrifflich ist es gerechtfertigt, weil es die thatsächlichen Grundlagen des Einheitsstaats markiert und weil der Sohn Liguriens oder der Marken die gewohnten Ordnungen bewahrt findet. So steht es auch mit der wissenschaftlichen Einteilung. Der Wert der Periodeneinteilung also muß auch hier gesucht werden.

Er beruht theoretisch darauf, daß die herrschende Grundanschauung über das Wesen aller Entwicklung in ihm seinen natürlichen Ausdruck findet; praktisch darauf, daß die specifisch historische Orientierung durch diese Anordnung am leichtesten und zumeist auch am besten gegeben wird.

α) Die herrschende Grundanschauung über das Wesen aller Entwicklung läßt sich in das eine Schlagwort „Stetigkeit" zusammenfassen. Seit über einem Jahrhundert hat sich diese Anschauung zur allgemeinen Überzeugung langsam durchgearbeitet. Goethe, Lyell, Darwin gehören zu ihren siegreichsten Vorkämpfern. Nach dieser Anschauung ist die Natur „ohne Hast, aber auch ohne Rast" in fortwährender Arbeit begriffen. Es giebt weder Pausen noch Überstunden in der Arbeit der großen Mächte. Es giebt im historischen

Werden nur einen ewigen gleichmäßigen Fluß. Es giebt innerhalb der Entwicklung keinen leeren Raum und deshalb auch keine Fernwirkung: es giebt kein Verpuffen und keine Wunderwirkungen. Was je geschah, „wirkt fort auf seine stille Weise durch unberechenbare Zeit".

Eine Auffassungsweise, die von dieser fundamentalen Überzeugung beherrscht ist, nennen wir heute „historischen Sinn". Nicht das heißt uns mehr „historischer Sinn", was Hegel aus der Andacht der Romantiker vor allem Werden gemacht hat: die Heiligsprechung alles Gewordenen; gegen diese Art von „historischem Sinn" haben die Bentham, die H. Grimm und Hillebrand, die Nietzsche von den verschiedensten Standpunkten aus wohl nicht fruchtlos Krieg geführt! Historischer Sinn ist heute diejenige Art, geschichtliche Dinge zu betrachten, die von dem Glauben an die Stetigkeit aller Entwicklung durchdrungen ist.

Dieser Glaube schließt nun zweierlei in sich: die Überzeugung von der Gleichartigkeit der Grundkräfte, und die Überzeugung von der unaufhörlichen Veränderung der Erscheinungen. Indem eine Zerlegung in Perioden mehrere Zeiträume mit deutlicher Abgrenzung nebeneinanderlegt, bringt sie sowohl die Kontinuität als die Variabilität sinnfällig zum Ausdruck. Sie leistet für die Geisteswissenschaften, was die vom Puls selbst diktierten Aufzeichnungen der Herzschläge nach dem System eines du Bois-Reymond für die Physiologie leisten.

β) Der Wert der Periodeneinteilung beruht praktisch darauf, daß die specifisch historische Orientierung so am leichtesten und zumeist auch am besten geboten wird.

Specifisch historisch ist diejenige Orientierung, die einer einzelnen Erscheinung ihren Platz innerhalb des allgemeinen Werdens oder noch genauer innerhalb einer größeren Entwicklung zuweist. Es ist klar, daß die Perioden das am schnellsten leisten. Denn eine bloße Chronologie (wie sie die alte, annalistische Anordnung zeigt) giebt erst die Grundlagen einer Entwicklung; eine Gliederung etwa nach Fächern verwischt die große Linie der allgemeinen Entwicklung.

c) Wenn also der Wert der Periodeneinteilung darauf beruht, daß sie der Sonderart geschichtlicher Entwicklungen und Erscheinungen besonders glücklich angepaßt ist, so ist von jedem Verstoß gegen die Reinheit und Strenge dieser Gliederung zu befürchten, daß der allgemeine Charakter der historischen Darstellung geschädigt wird.

Statt der Argumentation beziehe ich mich hier auf ein Beispiel. Haym (Romantische Schule, S. 798) rechnet es A. W. Schlegel zum besonderen Verdienst an, daß er in seinen mit Recht berühmten

Vorlesungen „die bloß chronologische Geschichte durch die systematisierende kreuzt". Er meint damit natürlich nicht jenen Aufbau, der große Perioden durch Fächerwerk aufmauert und dessen Technik, wie schon erwähnt, längst üblich war und zumeist bei den Litterarhistorikern Frankreichs es noch ist. Sondern Haym meint, wie er auch weiter ausführt, jenes Koordinatensystem, das auf den beiden Linienreihen „Alt und Neu" und „Antik und Romantisch" läuft und also das einzelne Kunstwerk gleichzeitig nach seiner chronologischen und seiner systematischen Stellung kennzeichnet. — Mir scheint nun aber, daß gerade hier die Schwäche der romantischen Kunstgeschichte liegt. Wären sie streng einheitlich vorgegangen, hätten sie ernstlich den Versuch gemacht, die Weltlitteratur als fortschreitende Universalpoesie aufzufassen, so wären sie wohl vor jenen Willkürlichkeiten behütet geblieben, die nun den Euripides oder den Molière aus der allgemeinen Entwicklung herausschleudern müssen, weil die eine Charakteristik mit der anderen in Widerstreit gerät. Wie dann gar bei einem Zusammentreffen dieser romantischen Betonungsprincipien mit hegelianischen Ausdrucksformeln sich die Beurteilung etwa der echten und der falschen Wolframischen Poesie gestaltete, hat C. Lachmann (Kleinere Schriften zur deutschen Philologie, S. 351 f.) an K. Rosenkranz, gewiß einem Mann von Geist und poetischem Verständnis, gezeigt.

d) Vorteilhaft ist es dagegen, wenn die innerlich streng durchgeführte Gliederung äußerlich nicht zu schematisch zum Vorschein kommt.

Otto Ludwig hat gemeint, Hebbels Figuren sehen dauernd so aus, wie die aller Dichter in einem bestimmten Stadium der Entwicklung, nämlich ehe sie mit Haut und Fleisch bedeckt seien. Es giebt auch wissenschaftliche Darstellungen genug, bei denen das Skelet so blank vor uns steht, daß wir uns an den Knochen blutig stoßen. Ich erinnere nur an die, als Experiment sehr dankenswerte, streng chronologische Anordnung, die Julian Schmidt in seiner „Geschichte der Französischen Litteratur", sowie in den älteren Ausgaben seiner Deutschen Litteraturgeschichte durchführte. Das ist nicht, wie oberflächliches Antasten meint, eine annalistische Gliederung, sondern wirklich eine periodische, nur mit zu kleinen Perioden. (Über beide Punkte, den Unterschied einer periodisierend-chronologischen von einer annalistischen Methode, und die Minimalgrenzen der Periode ist noch später zu handeln.) Aber die Periodisierung sticht zu schroff heraus; wie durch Spießruten laufen wir durch diese unanhörlich scharf vorgestreckten Daten.

Eine Scheu vor dem fortwährenden Klein- und Kleinerteilen, vor dem Einschachteln, vor der Numerierung mit 1, 3 b) γ) αα) ist

also durchaus berechtigt; und je mehr man sich Hillebrands Überzeugung nähert, die Historie sei nicht Wissenschaft, sondern Kunst, desto eifriger wird man die Starrheit des Aufbaus zu verdecken suchen. Es ist deshalb nur natürlich, daß die kombinierten Methoden gerade bei den Franzosen so beliebt sind. Indes ist es möglich, strenge Durchführung der Periode mit scheinbarem Wechsel der Gesichtspunkte zu verbinden.

α) Die verschiedenen Perioden sind oft nicht bloß in chronologischer Hinsicht, sondern auch noch anderweitig in bemerkenswerter Kontinuität. Hierfür liegen drei Hauptmöglichkeiten vor. (Uns muß man hier schon erlauben, jene in historischen Darstellungen kaum im Register erträgliche Hierarchie der Nummern im Text selbst bis zu den subalternen Doppelchiffern fortzuführen!)

αα) In den verschiedenen Perioden lösen sich die Hauptträger der Entwicklung mit einer gewissen Regelmäßigkeit ab.

Es geschieht nicht so häufig, wie wir, durch die Arrangeur-Künste der Historiker getäuscht, annehmen möchten. Aber es kommt vor. Die drei griechischen Tragiker: die drei Könige, die Frankreich von 1643—1792 regiert haben: die großen deutschen Philosophen seit Kant stellen wirklich folgerechte Phasen großer Entwicklungen dar. In das Geschlecht der Hohenzollern hat jene Teleologie der Ranke und Treitschke (vgl. H. Prutz, Preußische Geschichte 1, 3 f.) eine übertreibende Regelmäßigkeit getragen; auf kleineren Strecken aber, wie in den beiden Paaren vom Großen Kurfürst bis zu Friedrich dem Großen läßt sich eine solche Thronfolge der Ideen wohl anerkennen.

Dennoch ist die Methode gefährlich. Die Periodenabteilung durch Personenreihen abzulösen ist bequem; es wird zudem durch das naheliegende und fortdauernde Muster der Regententafeln oder Konsularfasten erleichtert. Man hat deshalb auch in großen Darstellungen gern diese Methode angewandt, die für kleine Zeiträume ganz unbedenklich ist. So hat Kuno Fischer seine Geschichte der deutschen Philosophie in Einzeldarstellungen der epochemachenden Philosophen aufgelöst — wogegen dann Windelband direkt polemisierte, indem er erklärte, er wolle eine Geschichte der Philosophie geben, nicht der Philosophen. Auch ist es wohl klar, daß eine derartige nur „von Spitze zu Spitze" wandelnde Monographienreihe unser Auge täuscht, indem sie statt eines langen Gebirgszuges mit einzelnen toten Erhebungen uns nur ein Paar Riesenberge mitten in der Ebene sehen läßt. Diesen Fehler vermeidet z. B. Vilmar in seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur, indem er von einer Hauptfigur zur anderen eine lange Reihe verbindender kleinerer Gestalten vorführt, mit viel Glück und Geschick, aber doch nicht ohne manchmal

in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, daß der zu große Chor der Kleinen die Großen oder doch die Größeren verdeckt. Immerhin war er wirklich ein Meister der Darstellung und der raschen, knappen Charakteristik; wo die fehlt, ersticken die Personennamen das Gefühl der Einheit in der Periode.

Die Hauptgefahr jedoch bleibt die, die wir schon oben andeuteten. Ein lebender Mensch ist mehr, als nur eine Sprosse in einer steilen Leiter. Soll die Entwicklung in lauter Einzelgestalten aufgelöst werden, die sich folgen und ablösen wie in Banquos Spiegel, so wird ihnen eine Zweckmäßigkeit aufgezwungen, der ganzen Reihe eine Teleologie aufgeprägt, die lediglich Kunstprodukt ist. Der Gang von Corneille zu Racine und von Racine zu Corneille ist keineswegs so einfach, wie ihn die Litteraturgeschichte wohl mit ein Paar Schlagern über „die drei großen Tragiker Frankreichs" darstellt; Friedrich Wilhelm IV. füllt die Rolle nicht aus, die ihm nach der Hohenzollernlegende — einem modernen Gegenstück des Vaticinium Lehninense und auch fast nur im Anfang zutreffend! — zukommt; u. s. w.

Dagegen hilft es einigermaßen, wenn man statt der Einzelpersonen, die den Entwicklungsmoment repräsentieren, von Zeit zu Zeit abstraktere Vertreter der größeren Entwicklung auftreten läßt. So hat Brunn in seiner Geschichte der griechischen Künstler Kollektivpersonen wie die Stadt Argos in die Parade einrücken lassen; vor allem aber läßt mit vollendeter Meisterschaft Goethe in der großartigsten Wissenschaftsgeschichte, die wir besitzen, dem historischen Streit der Farbenlehre, Kollektivpersönlichkeiten auftreten: Griechen, Römer, die Zwischenzeit, die Royal Society. Dies kommt einer anderen Form der Periodenverkleidung schon sehr nahe.

ββ) Zuweilen ist mit der Folge der Perioden auch ein Wechsel des Schauplatzes verbunden.

Im Grunde liegt hier derselbe Fall vor wie oben, nur daß eben die „Personen" zu „Völkern" anwachsen.

Wenn Hegel seine Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte in vier Teile gliedert: die orientalische — griechische — römische — germanische Welt, so soll diese räumliche Anordnung doch nur der chronologischen dienen: Hegel meint, daß die (geistige oder politische) Weltherrschaft von einem Volk auf das andere übergeht. Es ist eben nichts weiter als eine Modernisierung der vier Weltreiche des Propheten Daniel. Diese Anordnung ist hier nun aber subjektiv unzweifelhaft berechtigt, gerade weil sie eine objektiv anfechtbare Teleologie in die Geschichte trägt; denn Hegel ist eben Teleolog, er glaubt an einen vorher geregelten Gang der Entwicklung. Aus demselben Grunde ist diese nationale Verkleidung der Welt-

perioden bei fast allen Geschichtsphilosophen beliebt und berechtigt, bei Vico wie bei Herder.

Aber sie ist nicht berechtigt, wo der Gedanke des Überganges der Weltherrschaft von Attila auf Dietrich wie Hebbel in den „Nibelungen" den gleichen Gedanken symbolisiert hat, fehlt. Dennoch haben fast alle Darsteller der Weltgeschichte und der Weltlitteratur dies Schema übernommen: der altmodische" Ranke so gut wie der modernere Eduard Meyer oder der ganz moderne Helmolt: Johannes Scherr und Adolf Stern so gut wie Baumgartner. Hier, glaube ich, dürfte man weit eher als bei mir von „Bequemlichkeit" oder „Verzweiflung" reden. Denn dies Umherspringen oder gar dies Nebeneinanderlegen zerstört eben völlig die Idee der einheitlichen Entwicklung, die doch, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, von all jenen Historikern gerett wird. Stellt man eine Anzahl Monographien zusammen, die sich so gut wie möglich ergänzen mögen, so ist dagegen so weit nichts zu sagen: man sollte dann bloß nicht durch das täuschende Einführen von Perioden eine unmögliche Einheit in die Vielheit bringen wollen. Bossuet oder Buckle, jeder in seiner Art Teleolog, durften so verfahren: Gott oder die menschliche Vernunftentwicklung können bald den, bald jenen Stamm aufrufen. Aber wer nicht an Succession, sondern an Kontinuität glaubt, für den bleibt eben diese Methode ein bedenklicher Notbehelf, mag er übrigens durch Ranke oder Eduard Meyer auch glänzend benutzt werden.

17 Die Folge der Perioden kann auch vermittelst begrifflich verschiedener Momente eine außerchronologische Stetigkeit aufweisen.

Wie lang hat man sich mit der angeblich regelmäßigen Reihenfolge der drei Dichtungsarten gequält! und dies doktrinäre Wahngebild zieht nicht nur die unmöglichsten Auffassungen der ältesten Poesie nach sich, sondern hält auch jene rohe Einteilung nach „Fächern" immer noch am Leben, die wirklich nur in Bibliographien, die ja eben nur gedruckte Bücherrepositorien sein wollen, ihre Berechtigung hat. So haben Wackernagel und Goedeke eine Entschuldigung, die man am Schluß von Gaspary's sonst so meisterhafter Geschichte der italienischen Litteratur fast nur der Ermüdung des Autors zugestehen kann. Eine Verdeckung der Perioden durch die von ihnen allein gepflegten Dichtungsarten ist unter allen Umständen eine Gewaltsamkeit: eine Verdrängung der Perioden durch die Rubriken „Lyrik", „Epik", „Drama", „Prosa" ist zwar schlimmer, aber doch sozusagen ehrlicher, weil sie nicht durch Gleichsetzung etwa von Lyrik und erster, Epos und zweiter, Drama und dritter Epoche eine Einteilung nach Perioden zu geben heuchelt.

Ganz etwas anders ist es, wenn wir für bestimmte Zeitabschnitte eine einzelne Litteraturgattung zum Träger der litterarischen Entwicklung machen. Das ist im Princip nichts anderes, als wenn wir für gewisse Epochen die Römer oder die Germanen als Repräsentanten der fortschreitenden Menschheit auftreten lassen; oder wenn wir in bestimmten Einzelfällen eine Ablösung der führenden Persönlichkeiten zugestehen. Es giebt so wenig eine allerhöchste Rangordnung, nach der allemal das Epos den Vortritt vor dem Drama oder gar vor der Lyrik hätte, wie es eine providentielle Verteilung großer welthistorischer Aufgaben auf sämtliche Glieder einer Dynastie giebt. Aber es giebt allerdings Zeiten, z. B. in der neueren deutschen Litteratur, in der wirklich Lied, Roman, Drama, jedes zu seiner Zeit so unbedingt im Vordergrund stehen, daß man ihnen der Reihe nach die Vertretung der gesamten Periode anvertrauen kann. Es giebt Perioden des Pamphlets, des Lehrgedichts, der Hofpoesie; folgen sie sich lückenlos, so ergeben sie eine begriffliche Stetigkeit, die für die chronologische eintreten kann.

Noch häufiger tritt naturgemäß eine solche regelmäßige Ablösung begrifflicher Überschriften bei Ereignisreihen von kürzerem Umfang ein. Hier mag sogar der wunderbare Fall eintreten, daß die Teleologie zu einer objektiven Geschichtswahrheit wird: wenn es nämlich willensstarken Männern gelingt, einen klug vorbedachten Plan wirklich ganz in die Wirklichkeit überzuführen. Der Jesuitenorden hat den Kampf gegen die Reformation so glücklich und so folgerecht geführt, daß G. Droysen die Gliederung seiner Geschichte der Gegenreformation sozusagen von dem unsichtbaren Programm der Loyola und Lainez abschreiben konnte. Kaum minder folgerecht hat Bismarck mit den Etappen 1864, 1866, 1870 seinem Geschichtschreiber Sybel die Grundlinien der Disposition vorgezeichnet. Oder, um ein litterarisches Beispiel zu wählen: die ältere romantische Schule, aus dem Zusammenwirken einer weit verbreiteten Stimmung und einer geistreichen Gesellschaft von Programmfindern erwachsen, diktierte gleichsam automatisch die Einteilung von Haymns glänzendem Buch: „Das Entstehen einer romantischen Poesie — Das Entstehen einer romantischen Kritik und Theorie — Die Blütezeit der Romantik". Doch das sind seltene Glücksfälle. Selbst ein Goethe hat retouchieren müssen, um die Perioden seiner Lebensgeschichte zu einer Reihe rein typischer Entwicklungsstufen zu machen, worüber jetzt Roethe (Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1901: 17, S. 17* f.) tiefgreifend gehandelt hat (vgl. auch meinen „Goethe", 2. Auflage, S. 497 f.).

Etwas ganz anderes ist es, wenn die Entwicklung selbst nicht als eine rein historische, sondern als eine gedankenmäßig bestimmte

aufgefaßt wird, wie das eben auch schon bei der teleologischen Geschichtsphilosophie der Augustinus und Bossuet, der Lessing und Herder, der Hegel und Buckle der Fall ist. Dann ergiebt sich natürlich die Benennung der Perioden nach einzelnen Gliedern der begrifflichen Entwicklung von selbst; ich nenne nur das berühmteste Beispiel: Hegel und seine Schüler mit der Dreiteilung in These — Antithese — Synthese. Wie weit eine solche Auffassung berechtigt sein mag, ist an anderer Stelle zu untersuchen; hier hatten wir nur über solche Fälle zu sprechen, in denen rein historisch, ja chronologisch aufgenommene Perioden nachträglich mit begrifflichen Bezeichnungen ausgestattet werden.

β) Auch wo eine außerchronologische Kontinuität (durch sich ablösende Persönlichkeiten, Örtlichkeiten, Begriffe) nicht vorhanden ist, läßt sich das scharfe Hervorstechen der Perioden verdecken. Das geschieht dadurch, daß bei der Betrachtung der sich folgenden Zeiträume der Standpunkt wechselt und sie also, unbeschadet ihrer Stetigkeit, in verschiedenes Licht rückt. Es ist etwa so, wie wenn man die monotone Aufzählung der Säle eines Palastes nach dem Grundriß vermeiden will und deshalb den einen Stock nach diesem Grundriß, den zweiten in perspektivischer Verkürzung von einem Eckpunkt überblickt, den dritten aus der Vogelperspektive zeichnen würde. Dies Verfahren bringt leicht eine gewisse Unruhe in die Darstellung, braucht aber keineswegs den historischen Eindruck zu beeinträchtigen oder gar zu fälschen. Wenn man vielmehr jedesmal den Standpunkt nimmt, der für die doch eben wirklich verschiedenen Stockwerke die bezeichnendste Übersicht gewährt, so muß dies als ein ganz besonders glücklicher Weg gerühmt werden. Durch solchen Wechsel des Standpunktes hat z. B. Scherer seine Litteraturgeschichte so ungemein lebendig gemacht und zugleich so besonders stark mit historischer Wahrheit erfüllt: er nimmt etwa für die „Anfänge der modernen Litteratur" den Standpunkt der breiten Massenschilderung, läßt für das Zeitalter Friedrichs des Großen die Einzelnen schon mächtiger hervortreten und in dem Kapitel „Weimar" die Nebenfiguren fast überstreng verschwinden, giebt aber mit diesem Wechsel des Standpunktes jedesmal das für die betreffende Periode am meisten charakteristische Profil. Ähnliches gilt von vielen Meisterwerken der historischen Darstellung, z. B. von Mommsens Römischer Geschichte oder Gomperz' Griechischen Denkern.

c) Nicht nur eine zu scharfe äußerliche Betonung der Perioden, sondern auch eine zu starke innere Überspannung ihres Begriffs wirkt schädlich.

Der Begriff der Periode kann in zweifacher Weise überspannt werden: erstens, indem sie zu scharf von den umgebenden Zeit-

räumen abgehoben wird; zweitens, indem ihre Einheitlichkeit überschätzt wird. Beides hängt zusammen, ist jedoch keineswegs dasselbe.

αα) Ein zu starkes Unterscheiden der Perioden verletzt das Gesetz der Stetigkeit, indem es den einzelnen Zeitraum gleichsam mit Hebeln aus dem allgemeinen Niveau heraushebt. Zu solcher Übertreibung der Eigenheiten einer Periode neigt jede rhetorisch gefärbte Geschichtschreibung; Michelet geht darin fast so weit wie Victor Hugo. Aber auch unsere älteren Historiker sind, wie schon erwähnt, gern bereit, die Farben überstark gegeneinanderzusetzen, wie etwa Ranke in den Osmanen. Besonders schlimm wird das natürlich, wo ästhetische oder politische Tendenzen eingreifen, wie bei gewissen neueren Litteraturdarstellungen, wo es seit dem Auftreten des Realismus nur Gräuel und Sünde giebt; oder in Janssens Geschichte des deutsches Volkes, wo die Reformation eine lachende, sonnige Erntelandschaft von einer düsteren, gewitterschwangeren Ruinengegend scheidet; oder bei Brandes, wo Romantik und Obskurantismus einen schwarzen Fleck in die helle Natur bringen. Jeder wirkliche Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnis ist aber ein Fortschritt in der Erkenntnis der ewigen Grundelemente, neben denen die sich widersprechenden „Modi" Spinozas immer mehr zurücktreten. Für die naive Zoologie des Urmenschen giebt es zwischen Wurm und Menschen keinerlei Gemeinschaft; und in wie nahe Nachbarschaft hat beide die Entwicklungslehre der Darwinianer gebracht!

ββ) Aber auch schon die allzu starke Betonung der Einheitlichkeit einer Periode verstößt gegen die Stetigkeit, weil eben die fortdauernd wirkenden Faktoren der Veränderung auch während dieses „geschlossenen Zeitraums" wirken und in ihnen Umbildungen verursachen müssen. So ist, um einmal ein Beispiel aus der Sprachgeschichte zu wählen, die Vorstellung einer geschlossenen, einheitlichen „mittelhochdeutschen Periode" für das Studium und die Erkenntnis der Sprachzustände zwischen althochdeutscher und neuhochdeutscher Zeit geradezu verhängnisvoll geworden, bis erst in neuerer Zeit durch Burdach und Andere die Fortdauer älterer, die Anfänge neuerer, das Nebeneinander verschiedenartiger Sprachzustände in diesem Zeitraum hervorgehoben worden ist.

Kapitel III. Specielles über die Einteilung nach Perioden.

Was wir bisher ausgeführt haben, bezieht sich auf die Periodeneinteilung im allgemeinen zum Unterschied von anderweitigen Methoden der Gliederung. Wir haben nun die verschiedenen Formen der Periodeneinteilung selbst auf ihre Eigenart hin anzusehen.

Wiederholen wir unsere Definition: unter Periode verstehen wir hier einen Zeitabschnitt, dem eine gewisse Einheitlichkeit zugeschrieben wird und der mit einer gewissen Bestimmtheit von den vorhergehenden und nachfolgenden Zeiträumen abgetrennt werden soll. Daß die Einheitlichkeit und die Abgrenzung nicht übertrieben werden dürfen, haben wir eben wiederholend ausgeführt. Aber es bleibt Spielraum genug für mannigfache Arten des Verhältnisses zwischen Periode und größerer Entwicklung, zwischen Periode und Periode.

Gegeben ist von vornherein nur ein längerer zeitlicher Verlauf; dieser soll in eine Anzahl berechtigter Abschnitte gegliedert werden. Natürlich wird die Zerteilung im wesentlichen von der Gesamtauffassung des zeitlichen Verlaufs bedingt werden.

§ 4. Das Verhältnis der Perioden zu dem sie umschließenden Gesamtverlauf hängt von der Beurteilung dieses Gesamtverlaufs ab.

Nur Eins versteht sich von selbst: die Perioden dürfen keinen Rest lassen; ihre Summe muß sich mit dem Inhalt des Gesamtverlaufs decken. Sonst ginge ja der ganze Zweck der Aufteilung verloren. Im übrigen aber bleiben allerlei Möglichkeiten für das Verhältnis der Teile zum Ganzen.

a) Die moderne Grundanschauung von der Stetigkeit aller Entwicklung haben wir ein- für allemal als Basis *jeder* Periodeneinteilung vorausgesetzt. Aber diese Grundanschauung läßt noch vielfältige Modifikationen zu.

α) Zunächst kann diese Grundanschauung zu der Auffassung führen, daß sich im Verlauf der Entwicklung überhaupt nichts Wesentliches ereigne: daß die langsame und stetige Veränderung an Einem Punkt immer durch ihresgleichen an einem anderen Punkt ausgeglichen werde. Ihren extremen Ausdruck findet diese Lehre von der „Erhaltung der geistigen Energie“ etwa in dem paradoxen Ausspruch Ibsens (und, irre ich nicht, schon vor ihm Fr. Th. Vischers), daß zu jeder Zeit gleichviel Gescheitheit in der Welt sei: gebe es einen besonders Klugen, so müsse immer an ein Paar Durchschnittsintelligenzen gespart werden. Aber die allgemeine Meinung von der Ergebnislosigkeit aller Geschehnisse und Ereignisreihen ist natürlich viel älter und geht auf den Pessimismus der Theologen und die Geschichtsverachtung der Voltairianer (die wir schon gestreift haben) zurück. Heute ist diese Anschauung schwerlich stark verbreitet; sie war es eher, als gerade eben die Lehre von der geschichtlichen Stetigkeit ihren Triumphzug hielt. Damals wurde die Meinung von göttlichen Neuschöpfungen, von segensreichen, zu ganz neuen Menschheitsstufen führenden Katastrophen, die z. B. die Parteigänger der französischen Revolution gehegt hatten, so stark erschüttert, daß vielfach der Glaube an bemerkbare Gesamtveränderungen überhaupt ins Wanken kam.

Doch ging man selten so weit, alle Entwicklung für ein Umdrehen im Karussel zu erklären: man schränkte diese Lehre zumeist auf die politischen Veränderungen ein, die z. B. Buckle nur für sehr nebensächlich, Carl Vogt gelegentlich für völlig unwichtig erklärte.

Teilt man diese Auffassung, daß die Stetigkeit der Entwicklung ein ungefähres allgemeines Gleichbleiben zur Folge habe, so ist jede rein mechanische Einteilung zulässig. Man zersägt einfach den gleichmäßig runden Stamm des Baumes in eine beliebige Anzahl von Trommeln. Nur muß man sich dabei hüten, nicht aus der periodisierenden in die annalistische Methode zu verfallen.

Die annalistische Methode nämlich ist die rein chronologische Einteilung, oder die chronologische Einteilung ohne Perioden. Was sie charakterisiert, ist gerade das Läugnen oder mindestens das Ignorieren jeder stetigen Entwicklung. Nicht das kennzeichnet die annalistische Methode, daß sie ihre Abschnitte nach Jahren datiert. Sie könnte ebenso gut nach den Jahrhunderten der Ottokar Lorenzischen Jahrzeitmessung rechnen — einer Rechenmethode freilich, die nach lärmendem Eintritt unter Posaunenstößen so schnell vergessen worden ist wie der Kalender vom Jahre I der Republik — oder, falls der Stoff reicht, nach jenen Jahrzehntausenden, mit denen unsere exakten Geologen so freigebig um sich werfen wie nur die phantastischen Juder. Das würde im Princip so wenig Unterschied machen, wie ob das Jahr der Annalen vom Mond oder von der Sonne, nach dem Julianischen oder dem Gregorianischen Kalender reguliert wird. Vielmehr kommt es nur darauf an, ob die Jahre (oder Lustren oder Jahrzehnte oder Jahrhunderte) als abgeschlossene Einheiten empfunden werden oder als Glieder einer fortlaufenden Reihe. Nur jene atomistische Auffassung ergiebt eine wirklich annalistische Behandlung; sie aber auch unbedingt.

Eine annalistische Behandlung schließt also Perioden aus. Man erbaut kein Haus, sondern schichtet nur Balken zum Haufen. Mag man um je zwanzig oder fünfzig einen Strick winden und eine Etikette anhängen — das ergiebt noch keine wirkliche Periode: denn mag so auch die Abgrenzung gegen andere Haufen gegeben sein, es fehlt doch völlig jene innere Einheitlichkeit, die die conditio sine qua non einer Periodeneinteilung ist. Annalistische Methode bleibt also annalistische Methode, auch wenn von Zeit zu Zeit beim Tod eines Fürsten oder beim Ausbruch einer Pest ein längerer Strich gemacht wird. Ja das Rechnen mit Regierungszeiten ist eben an sich ein annalistisches, weil es jede Rechnungseinheit als etwas Abgeschlossenes auffaßt; und wir können also die Anordnung von Kelles Geschichte der deutschen Litteratur, Eberts Geschichte der christlichen Litteratur im Abendland, Ribbecks Römischer oder

Fitzmaurice-Kellys Spanischer Litteraturgeschichte nur als eine wesentlich annalistische, mindestens als eine echte Perioden mit „falschen" vermischende Gliederung bezeichnen.

β) Aber wenn eine scheinbar periodisierende Anordnung in Wirklichkeit annalistisch sein kann, so vermag umgekehrt auch eine scheinbar annalistische periodisch zu sein. Schon in früher Zeit macht man den Versuch, über das bloße Nebeneinanderlegen der Jahre fortzukommen. Denn nicht das „mechanische Nacheinander" ist der Grundfehler der annalistischen Methode, sondern vielmehr gerade, daß die aufeinanderfolgenden Jahre in Wirklichkeit nebeneinander gelegt werden. Die annalistische Methode hört auf, sobald das historische Gefühl sich der Darstellung bemächtigt. Dann ahnt der Erzähler die große Thatsache, daß jedes Ereignis weiter wirkt, daß jedes folgende Jahr in seiner Eigenart eben schon dadurch bestimmt wird, daß es einem andern folgt.

Nun kommt es darauf an, dieser Erkenntnis zur Klarheit zu verhelfen. Aus dem Blockhaufen wird eine Pyramide. Jede Thatsache, die wir aus der ersten Periode — wie wir nunmehr sagen dürfen, mag auch die Periode einfach ein Jahr sein — zu berichten hatten, ist in der zweiten jedenfalls, vielleicht (direkt oder indirekt) noch in der dritten zu verrechnen. Diese Kunst, das Frühere im Späteren fortleben zu lassen, macht gerade einen Hauptreiz jedes wirklich historischen Berichts aus. Meisterhaft ist z. B. die anwachsende „Fallgeschwindigkeit" der wissenschaftlichen Erkenntnis in Scherers „Jacob Grimm" zur Anschauung gebracht (einem Buch, das beinahe besser „Geschichte der deutschen Philologie bis zu J. Grimms Tode" heißen dürfte und in vielfacher Hinsicht ein Gegenstück zu seiner Litteraturgeschichte bildet). Es wird uns zunächst ein leiser Anfang etwa der Kritik erzählt; bei der nächsten Stufe wird er wieder aufgerufen, um die schnelleren Fortschritte zu erklären; bei der dritten müssen die beiden ersten „Fallräume" uns die nun ins Wunderbare gesteigerte Geschwindigkeit des Weiterschreitens erklären.

γ) Das alles aber kann seine Anwendung auch da finden, wo der Glaube an stetige Entwicklung — der, wir wiederholen es, die unentbehrliche Voraussetzung jeder Periodeneinteilung bildet — sich mit einer skeptischen Auffassung vom Resultat all dieser Veränderungen verbindet. Der Historiker hat alsdann sorgfältig nachzuweisen, mit welchen Nachteilen jeder Vorteil erkauft wurde; wie etwa während man „in literis proficirte", gleichzeitig in moribus ein Deficit zu verzeichnen war. Die Perioden werden gewissermaßen als Buchhalter auftreten, die nach sorgfältig geführtem Soll und Haben immer das gleiche Betriebskapital errechnen müssen.

Ich kenne kein Geschichtswerk, das so verführe; und es wird schwerlich eins geben — denn wen eine so triste Auffassung der Geschichte erfüllt, der wird schwerlich viel Lust haben davon zu erzählen. Einigermaßen erinnern aber z. B. gewisse Teile in Pastors Geschichte der Päpste an dies Schema: das gute und das böse Princip, Ormuzd und Ahriman, falsche heidnische und wahre christliche Renaissance, Wiederherstellung der päpstlichen Macht und Anwachsen der konziliaren Opposition, Kreuzzugsgedanke und Ansturm des Islam werden so ineinander verzahnt, daß die Perioden fast immer in genauem Gleichgewicht erscheinen; ein kleiner Vorteil für die Sache des Papsttums muß freilich doch immer herauskommen.

b) Sehr viel häufiger und mächtiger ist die Anschauung, daß die stetige Entwicklung zugleich einen Fortschritt bedeute. Sie kann zwei Hauptformen annehmen:

α) Die Entwicklung des betreffenden Zeitraums wird, ohne Rücksicht auf die allgemeine Geschichte, als fortschreitend aufgefaßt;

β) die Entwicklung des betreffenden Zeitraums wird als Bruchstück einer allgemeineren oder ganz universalen Fortschrittsbewegung angesehen.

Beides fällt zusammen, sobald die Darstellung den Anspruch erhebt, selbst Universalgeschichte zu geben, wie es also in den meisten Weltgeschichten und allen Geschichtsphilosophien der Fall ist.

Wird die Entwicklung ganz allgemein als eine fortschreitende aufgefaßt, so kann die Scheidung der Perioden leiser sein als wenn für den betreffenden Zeitraum speciell eine solche nachgewiesen werden soll. (Ich bemerke hier noch besonders, daß ich den Ausdruck „fortschreitend" durchaus neutral gebrauche; ob die stetig auf Ein Ziel gerichtete Entwicklung dem Erzähler gefällt oder nicht, ob er sie als Aufstieg oder Verfall ansieht, macht principiell keinen Unterschied. Daß es allerdings sonst nicht ohne Belang ist, werden wir noch gelegentlich zu bemerken haben.)

1. Im großen und ganzen wird jeder Historiker geneigt sein, und ganz besonders heute unter dem Bann der modernen Anschauung vom phylogenetischen Grundgesetz und verwandten Dogmen geneigt sein, die dargestellte Entwicklung als Teil einer allgemeineren aufzufassen. Ranke liebt es von seinem „objektiven" Standpunkt aus nicht minder, an Einzelberichte ein typisches „So ist es aber, wenn —" zu knüpfen, als Schlosser von seinem moralisierenden Rechtsboden aus an die Schilderung eines historischen Prozesses ein haec fabula docet anzuhängen liebt: beide zeigen an dem Einzelfall gern die typische Entwicklung. Es kann aber wohl vorkommen, daß der Historiker einen kleineren Zeitraum gerade deshalb scharf unter die

Lupe nimmt, weil er in ihm einen noch nicht allgemein anerkannten allgemeineren Verlauf typisch aufzeigen will. Diesem Zweck dienen z. B. Buckles ausführliche Schilderungen spanischer und schottischer Entwicklungen, oder vielfache Untersuchungen aus der Schule der historischen Nationalökonomie. In jedem solchen Falle wird, wie gesagt, die Veränderung von einer Periode zur anderen besonders deutlich und scharf herausgearbeitet werden müssen, weil sie sich ja noch nicht auf die Analogie allgemein anerkannter Parallelentwicklungen stützen kann. Das dauernde und berühmteste Muster für solche „Beweisperioden", wie ich sie nennen möchte, hat Montesquieu gegeben. — Noch strenger wird die Periodeneinteilung dann zur Hervorhebung der Entwicklung dienen müssen, wenn etwa eine singuläre oder mindestens seltene Entwicklung gezeigt werden soll, wie das z. B. öfters in Biographien der Fall ist. Es soll etwa gezeigt werden, daß die allgemeine Gunst der Umstände, des Publikums, der Kritik der Entfaltung des Genies bei Klopstock fast so sehr geschadet habe, wie in zahlreichen anderen Beispielen (etwa bei Hölderlin, Kleist, Otto Ludwig) die besondere Ungunst aller Verhältnisse. Dann ist natürlich ganz eingehend zu zeigen, wie wirklich der angehende Dichter ein großer, und der weltberühmte Klassiker kaum noch überhaupt ein Dichter ist. Ähnlich etwa bei Peter von Cornelius, wo doch mit der vielfachen Gunst sich stärker als bei dem Dichter des Messias ungünstige Umstände mischen.

Hieraus geht nun ohne weiteres hervor, wie sich die Perioden bei solcher Auffassung zum Gesamtverlauf zu stellen haben. Es kann nicht mehr davon die Rede sein, daß eine beliebige Uferstrecke hergenommen werde, um an ihr die Wirkung des Stromes zu zeigen. Vielmehr ist hier die Periodeneinteilung von allergrößter Bedeutung, weil zu ihren allgemeinen Aufgaben — den Stoff zu gliedern, den Leser zu orientieren — noch eine neue, dringende hinzutritt: den Leser zu überzeugen. Die Entwicklung, die universelle oder die specielle, soll ihm unwiderleglich dargethan werden. Aber mit dieser großen Wichtigkeit der Gliederung geht hier auch eine besondere Leichtigkeit Hand in Hand. Die Perioden, die man sonst mühsam suchen muß, bieten sich von selbst dar. Es sind eben einfach diejenigen Punkte herauszugreifen, die dem Berichterstatter selbst die steigende Entwicklung besonders deutlich vertreten. Wenn etwa H. Hettner sein großes, augenblicklich leider ungebührlich vernachlässigtes Werk selbst als eine Geschichte der Aufklärung bezeichnet, so mag er (1, 8) mit Fug und Recht sagen: „der Weg, den eine solche geschichtliche Betrachtung einschlagen muß, ist sehr bestimmt vorgezeichnet." Er darf eben alle anderen Fragen beiseite schieben: wie entwickelte sich die litterarische Form? der Anteil des Volks an der

Litteratur? die poetische Erfassung der Welt? Mögen diese und andere Entwicklungen ihrerseits stetig sein oder nicht, mögen sie auf dieselben Punkte festzulegen sein oder nicht — das ist ihm jetzt völlig gleichgiltig. Er verfolgt diesen Einen roten Faden durch das Labyrinth von seinem englischen Ausgangspunkt über das französische und deutsche Relais zu einer neuen Weltlitteratur und hat damit ohne weiteres die für ihn gebotene Gliederung.

Dieser gar nicht hoch genug anzuschlagende Vorteil vereinigt sich nun fast stets mit einer begreiflichen Freude an der schönen klaren Entwicklung. Ist sie in melius, so wird sie den Verfasser mit jenem schönen Enthusiasmus erfüllen, dem etwa Hettner, Scherer, Treitschke, Haeckel, Muther in ihren großen Geschichtswerken Raum geben. Ist sie in peius, so wird sie einem Ruskin oder, wenn man ihn unter Historikern nennen darf, einem Rousseau immer noch den Schwung verleihen, den jede großartig folgerechte Erscheinung dem ästhetischen Menschen mitgiebt. Ja sogar wenn es sich um die Verfolgung von verhältnismäßig nebensächlichen, mindestens das eigentliche Centrum der Entwicklung nicht berührenden Erscheinungen handelt, wie in Gelzers Darstellung der christlichen, in Cholevius Schilderung der antiken Elemente in der deutschen Dichtung — selbst dann giebt der Vorteil einer beinahe selbstverständlichen Gliederung dem Werk beneidenswerte Vorteile.

Es ist demnach nicht bloß aus dem Recht der Parteinahme, das Treitschke so feurig für den Geschichtschreiber in Anspruch nahm, sondern schon aus der Sache selbst zu erklären, daß in den berühmtesten und gefeiertsten Geschichtswerken ganz überwiegend diese Durchführung Eines Gesichtspunktes herrscht. Denn jede strenge Entwicklung, jede einfache Linie muß unter Ein Schlagwort gestellt werden können, mag dies im übrigen in sich so viele Elemente enthalten, wie etwa „Aufklärung", „Befreiung des modernen Geschmacks", „Verfall der Sitten". Damit ist nun aber auch schon der Schatten des hochanzuschlagenden Lichtes gegeben.

Der Nachteil ist ein doppelter; oder mindestens von doppelter Art, doch kommen beide Arten meist zusammen. Entweder wird man der schönen Linie zu Liebe mit einer gewissen verzeihlichen Selbstverblendung übersehen, was nicht genau hinein paßt; oder, schlimmer, man wird dies umbiegen, bis es paßt. Dem ersten Fehler ist kaum Einer entgangen, der in seiner Geschichtserzählung Einen großen Gesichtspunkt herrschend machte. Am ersten bleibt er noch bei den Darstellern der Kulturgeschichte unmerklich; denn der Begriff der anwachsenden „Kultur" ist ebenso allgemein, daß nicht bloß für Lubbock oder Hörnes, sondern selbst für Riehl oder Biedermann jede beliebige Entwicklungskurve in das breite Band des

„ständigen Kulturfortschritts“ aufgenommen werden kann. Aber wie oft hat Treitschke preußische Rückschritte und österreichische Fortschritte, monarchische Fehler und demokratische Funde übersehen! wie oft ist Ruskin gegen die Neuerer, Luther gegen die Konservativen ungerecht! Oder wenn Nisard seine gesamte Geschichte der französischen Litteratur als ständige Bethätigung des „esprit français“ auffaßt, so macht diese Durchführung Eines Geschichtspunktes ihn zwar für das specifisch Französische etwa in Descartes oder Boileau ungemein scharfsinnig, nimmt ihm aber die Möglichkeit, Figuren von stark internationalem Gepräge wie Corneille — der mehr ein Romane schlechtweg, ja fast mehr ein Spanier ist als ein Franzose — oder von „unfranzösischem“ Gepräge wie Lamennais gerecht zu würdigen oder nur zu verstehen. (Ich fühle mich verpflichtet, in parenthesi beizufügen, daß mir wenige litterarhistorische Werke pädagogisch so wertvoll scheinen wie die beiden ganz altmodischen Werke von Laharpe und Nisard, von denen die Franzosen selbst nichts mehr wissen wollen. Laharpe ist ein Pedant und Nisard so beschränkt, wie ein geistreicher Mann es nur irgend sein kann; wenn er von Schiller spricht, muß man an Macaulays Essay über Friedrich den Großen denken. Aber ich kenne schlechtweg kein drittes litterarhistorisches Werk, in dem die einmal aufgestellten Grundsätze mit solcher unermüdlichen Gründlichkeit und so peinlicher Genauigkeit durchgeführt würden.)

Ganz besonders gefährlich wirkt nun diese Durchführung eines Gesichtspunktes, wenn er obendrein entlehnt ist, das heißt nicht der Sonderart des betreffenden Stoffgebietes entstammt. Treitschke als Historiker hat wenigstens im großen wohl fast immer recht; aber Treitschke als Litterarhistoriker hat z. B. in seinem Urteil über das Junge Deutschland kaum in einer Zeile recht — weil er eben auch hier lediglich nach politisch-historischen Gesichtspunkten urteilt. Schlimmer noch läßt sich J. M. Schaefer in seiner Vorlesung „Über die Epochen der deutschen Litteratur“ durch seinen Versuch, die Litteraturgeschichte ganz auf die Geschichte zu basieren (S. 283) dazu verleiten, der klassischen Blütezeit ihre Bedeutung abzusprechen (S. 316), nur weil sie keine Epoche großer historischer Entwicklungen war. Hettner nimmt die ganze Litteratur als Ganzes und mag deshalb allenfalls noch die Aufklärung als „Seele“ der Entwicklung nehmen; aber Brandes thut das auch in seiner wesentlich auf die „schöne Litteratur“ beschränkten Geschichte der europäischen Dichtung (denn thatsächlich stehen bei ihm die „schön wissenschaftlichen“ Werke den wissenschaftlichen ganz anders voran als bei Hettner); da liegt die Sache denn doch ganz anders!

Aber das berühmteste Beispiel für die Gefahr des Einen Gesichtspunktes bietet Gervinus. Taine, der in seiner Geschichte der

englischen Litteratur mit gefährlichem Programm einsetzt, hat nachher doch (wie ein Theolog über Fr. H. Jacobi geurteilt hat) „das Glück der Inkonsequenz“. Aber Gervinus hält durch sein ganzes Werk hindurch die Programmworte, die er sich einmal vorgeschrieben hat, fest — ganz in jener eigensinnigen Starrheit befangen, aus der er selbst sich lebenslang sein größtes Verdienst machte und in der wir heute seine größte Schwäche sehen. Gervinus bekannte sich zu der Überzeugung, daß die Poesie um so wertvoller sei, je nationaler sie sei; und national war ihm nur diejenige Poesie, die das laute oder stille Wollen des ganzen Volkes ausdrückte. So hatte er schon in jenem unerfreulichen Erstling „Über den Goetheschen Briefwechsel“ — einer vorlauten Jugendarbeit, die man immer erst wieder vergessen muß, wenn man dem Geschichtschreiber der deutschen Nationallitteratur gerecht werden will — weder den Gegnern noch dem Angefochtenen ganz unrecht geben wollen, wenn jene Goethe für keinen nationalen Dichter hielten, diese der armen gedrückten Nation der Aufklärungszeit die Ansprüche auf eine nationale Dichtung versagten (a. a. O. S. 95). Später ist er noch viel heftiger vorgegangen, hat die sogenannten „kleinen Gattungen“ und vor allem die notwendigerweise „egoistische“ Lyrik mit Geringschätzung behandelt und hätte die um Hebung des geistigen Wohlstands der Nation verdienten Männer der Polemik und Satire wie Lichtenberg und Lessing gern über diejenigen erhoben, die sich „nur um schönen Schmuck des Lebens“ bemühten. So kam er denn schließlich dazu, für seine eigene Zeit die Poesie eigentlich verbieten zu wollen, weil alles nationale Pathos jetzt andere Wege suche — und weil eine Dichtung ohne nationales Pathos ihm von vornherein unerlaubt schien. Strenger als Platen hätte dieser Gesetzgeber die armen „Musiker“ wie Mörike oder Storm am liebsten ganz zum Schweigen verdammt! — All dies war nur die Konsequenz der einseitig festgehaltenen Linie. Sollte die Geschichte der Nationallitteratur wirklich im wesentlichen nur die Geschichte des litterarischen Ausdrucks für den zu immer größerer Bewußtheit aufsteigenden Nationalwillen sein, so läßt sich gegen alles dies nicht allzuviel einwenden. Man begreift aber wohl, wie Princip und Ausführung einen fein individualisierenden Kritiker wie K. Hillebrand verletzen mußten, der (mit ungerechter Übertreibung) bei ihm nur Raisonnements fand, die „konstatieren, in welchem Verhältnis die historischen oder litterarischen Thaten zu den Parteiinteressen und Parteileidenschaften des H. Gervinus im Jahre 1840 (respektive 1853) standen“ („Zeiten, Völker und Menschen“ 2, 228). Man versteht es, mit welchem Zorn sich die Schüler des nach strengster Objektivität ringenden Loebell gegen „den Schaden, den Gervinus der wissenschaftlichen Behandlung unserer Litteraturgeschichte zugefügt

hat" (Th. Bernhardt und C. von Noorden Zur Würdigung J. W. Löbells, S. 63 f.), wenden mußten. Sie haben (S. 64 f.) Julian Schmidts Litteraturgeschichten als schlimmsten Auswuchs dieser parteipolitischen Geschichtsrichterei angefochten; wir könnten heute in der socialdemokratischen und ultramontanen Litteraturgeschichte der Mehring und der Kreiten noch ganz andere Blüten solcher Methoden vorführen. Es hat schwerlich, seit es etwas wie Litteraturgeschichte giebt, ein Einzelner so ungeheuer viel für die Förderung litterarhistorischer Erkenntnis gethan wie G. G. Gervinus; seine großen Gruppen, seine Parallelen, viele einzelne Charakteristiken bleiben bewundernswerte Fortschritte, was auch der ästhetische Ärger Hillebrands und die historische Entwicklung von Noordens schelten mögen. Aber den Gesamtaufbau und die Gesamtauffassung dürfen wir wohl verhängnisvoll nennen, jene, weil sie zu einem stumpfen, verstimmenden, die Dichter (wie Hebbel und Grillparzer) und die Leser gleich sehr entmutigenden Schluß führte; diese, weil sie auf lange Zeit wieder außerästhetische Gesichtspunkte in der Kritik und Geschichtschreibung unserer Litteratur dominieren ließ.

Und an diesem Punkte sei es mir nun wieder erlaubt, ein gutes Wort für mich selbst einzulegen.

Die ungeheuren Vorteile, die die Durchführung Eines Gesichtspunktes für die Geschichtschreibung bietet, waren mir wahrlich nicht unbekannt. Vorbedingung ist natürlich für einen ehrlichen Menschen, daß er an die wirklich fortschreitende Richtung glaube. Wer von dem absoluten Verfall aller Kunst seit Goethes Tod überzeugt ist, der mag zum so und so vielten Male die Gleimsche Jeremiade, wie sich alles in Vers und Prosa verschlechtert habe, in Paragraphen bringen und die Entwicklung der deutschen Litteratur nach so und so viel „Décadencen" zählen. Wer in Goethe den „Hemmschuh" sieht und „das Dogma vom klassischen Altertum" als die Erbsünde der deutschen Kultur betrachtet, der mag die Stadien der (angeblichen oder wirklichen) „Überwindung" Goethes (die Gutzkow und Wienbarg ja bereits als vollendet ansahen!) auf den Faden reihen. Wer aber mindestens einen absoluten Fort- und Rückschritt nicht erkennt, der hat es schon schwerer. Freilich ist ihm die Möglichkeit noch immer nicht verschlossen, sich jenes Vorteils zu bedienen. Denn sieht er auch nicht im ganzen eine stetige Tendenz, so mag er sie doch im einzelnen finden. Und so mag er den Punkt herausgreifen, in dem nach seiner Meinung die stetige Veränderung wirklich einen ununterbrochenen Fortschritt bedeutet.

Eine solche Idee lag mir nahe. Ich glaube, daß die deutsche Litteratur von 1800—1900 in sehr vielen Punkten, z. B. was Behandlung der Form, psychologische Vertiefung, Originalität angeht,

mannigfache Schwankungen durchgemacht hat. Aber in einem Punkte scheint mir die Bewegung ganz überwiegend konsequent (und selbstverständlich hat man das Recht, kleine Unregelmäßigkeiten als solche zu vernachlässigen). Das ist die künstlerische Wiedereroberung der Welt. Durch die Kunstlehre der Klassiker — nicht des jungen Schiller, noch weniger des jungen Goethe, aber der gereiften Dioskuren — war eine entschiedene Verengung des poetischen Stoffgebiets durchgesetzt worden. Alle möglichen Probleme und Motive schieden aus, als häßlich, als zu singulär, als allzu aktuell, als rein persönlich; Kleist, Heine, E. Th. A. Hoffmann hatten es zu büßen. Ganz langsam holte sich die deutsche Dichtung das Verbotene wieder, nach und nach: die politische Dichtung in den Freiheitskriegen, die realistische Momentaufnahme mit Heine, eine neue Auffassung der Tragik mit Hebbel u. s. w. Dieser Gesichtspunkt könnte wohl in einer Schilderung der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts einheitlich durchgeführt werden. Ich habe oft daran gedacht und werde es in einer etwaigen späteren Auflage vielleicht thun. Denn dann habe ich durch meine dermalige Gliederung mein Gewissen salviert. Fürs erste konnte ich mich nicht entschließen, alle Entwicklung unter diese einseitige Beleuchtung zu rücken; zu viel schien mir dabei in den Schatten zu fallen. Wenn so viel Größere, wenn Gervinus und Treitschke und Carlyle oder Taine die Fülle der historischen Entwicklung durch die strenge Durchführung einer geraden Linie ärmer gemacht und geschädigt haben, so wollte ich nicht wagen, was ihnen nicht ganz gelang. Ein getreuer Schüler Lessings, glaube ich, daß für die große Entwicklung „die kürzeste Linie nicht immer die gerade ist“ und glaube, daß der Historiker den großen Gang der Geschichte auch darin versuchen muß nachzugehen, daß er mit ihr zuweilen zurückgeht, weil er „so viel mitzunehmen hat“! so viel Seitenschritte zu thun hat! Das bewog mich, von der Gliederung nach Fortschrittsperioden Abstand zu nehmen. Vielleicht habe ich unrecht gethan; vielleicht waren die Nachteile der neuen Gliederung größer, als die einer einheitlichen Gruppierung unter jenem einfachen Gesichtspunkte gewesen wären. Möglich; und noch wahrscheinlicher, daß die Art der Durchführung hier und da das Princip kompromittiert hat. Jedenfalls genügt wohl aber das Gesagte, um mich künftig vor dem Vorwurf zu schützen, daß ich mich leichtsinnig in eine „rein mechanische“ Einteilung gestürzt hätte. Ob meine Disposition übrigens so heißen darf, wird auch noch bald zu erörtern sein.

Es giebt eine Art Kompromißsystem zwischen der Auffassung von der wesentlichen Unveränderlichkeit und der unbegrenzten Perfektibilität. (Bekanntlich ist dies Dilemma ein Lieblingsgegenstand in der Diskussion der Aufklärer, von denen z. B. Lessing und Lichten-

berg für die Perfektibilität, Voltaire im ganzen dagegen stimmten, während Friedrich der Große zwischen angeborenem Optimismus und erlerntem Skepticismus schwankte.) Dies System führt dahin, daß man zwar nicht eine einheitliche Linie des Fortschritts durchzuführen wagt, doch aber an stetige, freilich mit Rückschritten erkaufte Fortbewegung glaubt. Seit geraumer Zeit ist für diese Auffassung das geistreiche Gleichnis von der „Spirale der Entwicklung" gang und gäbe. Die Durchführung einer einheitlichen Orientierung ist damit verboten, da die gerade Linie, die sich von der Spirale umschlängeln ließe, gerade von allen charakteristischen Erscheinungen in Abstand bliebe: die befinden sich ja auf der Schlangenlinie selbst. Vielmehr ergiebt sich hier ein gemischtes System der Anordnung. Man nimmt die Chronologie zur Grundlage, sucht von Fall zu Fall die merkbarsten Veränderungen auf und resumiert am Schluß jeder Periode die wichtigsten Ergebnisse. Dies System, das ich als „Durchwertung der Chronologie" bezeichnen möchte, ist ungemein beliebt, wie es denn einer nüchternen Geschichtsbetrachtung am nächsten liegt. Wir finden es in Meisterwerken wie Mommsens Römischer Geschichte, Harnacks Dogmengeschichte, Gomperz' Griechischen Denkern, übrigens in allen dreien mit Annäherung an das System der Fortschrittsperioden; wir finden es in einflußreichen und wirkungsvollen Darstellungen wie Giesebrechts Kaiserzeit, Dührings Geschichte der Philosophie, Pauls Geschichte der germanischen Philologie (im Grundriß der germanischen Philologie); wir finden es mit der Einteilung nach Fächern kombiniert bei Koberstein, mit der nach Personen verbunden bei Vilmar, mit der nach Nationen vereint bei Eduard Meyer u. s. w. Man darf es als das herrschende System bezeichnen; wie denn herrschende Systeme wohl immer auf Kompromissen beruhen werden.

Dies System der durchgewerteten Chronologie birgt von allen am wenigsten Gefahren in sich. Es ermöglicht wie kein anderes, vielerlei Gesichtspunkte zu vereinigen. Es gestattet, Vorteil und Nachteil jeder Periode so genau abzuwägen, wie nur das erste System; es erweckt den psychologisch erwünschten, ja fast postulierten Eindruck der stetigen Verbesserung beinahe wie das zweite System. Seine Nachteile liegen mehr auf ästhetischem Gebiet. Bei der ersten Methode ist die Bestimmung der einzelnen Perioden verhältnismäßig unwichtig; bei der zweiten ist sie sehr wichtig, dafür aber auch sehr leicht. Hier nun ist sie zugleich wichtig und schwer und eine Verfehlung kann hier leichter als bei den beiden anderen Arten den Gesamteindruck schädigen. Denn es muß sehr sorgfältig erwogen werden, ob die Summe der Veränderungen von A zu B nicht zurücksteht hinter der von A^1 zu B^1 oder A^2 zu B^2. Die Abhebung der Grenzen muß so scharf sein,

daß wir den Eindruck wirklicher Fortschrittsbewegung erhalten, und doch nicht so scharf, daß der Gedanke an das Tempo einheitlicher Tendenzen erweckt wird. Kurz, es bedarf hier des Taktes und der beständigen Selbstprüfung, wo sonst eine fast automatisch fungierende Selbsteinteilung des Stoffes genügen mag.

Das sind indes keine so erschrecklichen Gefahren, daß man nicht wagen dürfte, was schon jeder Schüler im Aufsatz mit mehr oder weniger Glück wagt. Etwas anderes ist es hier, was zu bedenken war, wenn man diese Methode auf die moderne Litteraturgeschichte anwenden wollte. Es ist gar nicht so schwer, im Anschluß an jene „Schulen" oder „Tendenzen", nach denen man ältere Perioden unserer Litteratur, zum Teil recht glücklich, zum Teil mit zweifelhaftem Erfolg, genannt hat, auch weitere Perioden etwa des Realismus, des Symbolismus, der Neu-Romantik u. s. w. abzugrenzen; wie das denn auch mehrfach, und gewiß nicht ohne Berechtigung und ohne Frucht, geschehen ist. Aber gerade diese Methode verlangt einen bestimmten und festen Verschluß an beiden Enden des Zeitraumes. Bei der ersten Methode giebt es solchen Abschluß überhaupt nicht, denn wenn alles im Grund unverändert bleibt, macht eben nichts einen tiefen Einschnitt. Bei der zweiten trägt gerade die Vorstellung einer gewissen Unbegrenztheit zur Steigerung der Wirkung bei: diese ständige Vorwärtsbewegung, die wir euch vorführen, ist nur ein Ausschnitt aus dem Riesenmarsch der Zeiten zum fernen Ziel. Schon Jahrtausende früher setzte die Bewegung ein und wird so immer weiter dauern:

Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die 30 Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.

Aber bei der chronologisch-wertenden Einteilung ist eine feste Begrenzung des Gesamtverlaufs notwendig. Sie muß der immerhin unsicheren Abteilung der Perioden durch ihre Festigkeit zu Hilfe kommen; sie muß die Schlußverrechnung, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch festes Anfangs- und Schlußdatum ermöglichen.

Eben deshalb hatte ich für meine Aufgabe bei dieser Methode schwere Bedenken. Daß ein Jahrhundert ein ziemlich willkürliches Zeitmaß für die Selbstprüfung bedeutet, habe ich natürlich auch gewußt. Ich wollte diese Notbegrenzung nicht noch künstlich starrer machen, wollte im Gegenteil das Fließen und Strömen der Entwicklung hervorheben. Deshalb konnte ich jenes Abgrenzen in feste, vom Ausgangspunkt bis zum Schlußpunkt reichende Abteilungen inhaltlicher, wertbezeichnender Art nicht mitmachen, das andere unbedenklich einschlugen. Ich vermag das auch jetzt noch nicht zu bereuen und glaube kaum, daß ich in dieser Hinsicht zu bessern vermag, ehe

durch ein weiteres Abrollen der Zeit festere Endlinien sichtbar geworden sind.

d) Außer dem Kompromiß, der die beiden Auffassungen der stetigen Entwicklung äußerlich vereinigt, ist aber auch eine innere Kombination möglich. Man kann sagen: allerdings läßt sich in beschränkten Zeiträumen nicht bloß eine Veränderung, sondern auch wirklich eine fortschreitende beharrliche Tendenz erkennen (zweite Auffassung). Aber im unendlichen Verlauf führen all diese Entwicklungen doch immer wieder zu demselben Ergebnis zurück (erste Auffassung). — Die umgekehrte Kombination ist natürlich nicht möglich: bei fortwährendem Gleichbleiben im einzelnen kann sich selbstverständlich kein Fortschritt im ganzen ergeben.

Diese Auffassung führt zu der Lehre von den — sit venia verbo! — periodischen Perioden.

Sie hat sich langsam, Stufe für Stufe, entwickelt.

α) Bei Goethe ist die Anschauung von einem unaufhörlichen Wechsel der Gegensätze, von der beständigen „Polarität", noch verbunden mit der Lehre vom Aufsteigen. Im Grunde huldigte er mindestens für das Gebiet der Naturgeschichte der Herder-Lessingschen Idee von der Spirale, von der durch alle Schwankungen und Rückbildungen hindurch beharrlichen Aufwärtsbildung. In noch viel entschiedenerer Weise hat später Herbert Spencer die gleiche Idee von einem unaufhörlichen rhythmischen Wechsel zwischen Verdichtung und Verbreitung zur Grundlage einer sehr entschieden fortschrittlich gemeinten Entwicklungsidee gemacht und ihm folgt Kuno Francke in seinem interessanten Buch Social forces in German Literature, indem er regelmäßig individualistische und kollektivistische Tendenz sich ablösen läßt. — Viel früher schon hat Vicos Schüler Verri in seiner Geschichtsphilosophie einen ständigen Wechsel von guten und schlechten Zeiten durchgeführt (M. Landau Geschichte der italienischen Litteratur im 18. Jahrhundert, S. 92). Solche Zweiteilungen haben die Bequemlichkeit, daß sie sich immer durchführen lassen, da kleine Schwankungen niemals fehlen können und sich stets als Punkte der „Polarität" ausbeuten lassen.

β) Ganz das Gleiche gilt von der noch viel beliebteren Dreiteilung der Perioden. Die naheliegende und vorteilhafte Analogie mit den drei Menschenaltern ist wohl stets bemerkt worden; Vico hat sie systematisch durchgeführt und auf Herder vererbt. Aus der empirischen Beobachtung der menschlichen Entwicklung ist sie dann durch Hegel in die systematische Idee der Dialektik übergeführt worden: Alles muß durch die drei Stufen These-Antithese-Synthese hindurch. Aber bei Herder wie bei Hegel verbindet sich auch diese Idee mit der Vorstellung eines stetigen Wachstums.

γ) Ebenso kann man natürlich auch etwa die vier socialen Stufen, die A. W. Schlegel für die deutsche Dichtkunst unterschied (vgl. dazu Haym Romantische Schule, S. 814), oder sonst eine Periodenzahl typisch festlegen und als unvermeidlich erklären. Die Bedenken sind überall dieselben: das doktrinäre Vorurteil, daß so oder so viel Perioden sich abheben müssen, kann leicht zu schematisierender Vergewaltigung führen, und die beständige Anwendung des gleichen Rhythmus wird ermüden. Aber auch die Vorteile sind überall dieselben: eine wesentliche Erleichterung der Periodenzahl, eine leicht sich einprägende Gliederung und — nicht zum wenigsten! — die Bequemlichkeit, Analogien von überall her aus den „entsprechenden Zeiträumen" zu holen.

Indes sind das alles erst Vorstufen der eigentlichen „periodischen Perioden". Denn wenn die vierte Stufe (bei dem dreiteiligen System) allerdings zu der fünften und sechsten steht, wie die erste zur zweiten und dritten, so ist sie dennoch der ersten nur gleichartig, nicht aber gleich: es wird ausdrücklich angenommen, daß sie die drei früheren voraussetzt. Nimmt man selbst für das Altertum mit Mommsen, Ed. Meyer ꝛc. auch Zeiten des Urzustandes, der mittelalterlichen Feudalität, des modernen Staatswesens an, so ist deshalb doch etwa das altfranzösische Rittertum keineswegs einfach eine Wiederholung des mykenischen.

δ) Das alles gilt, wie für diese allgemein beliebten typischen Periodenfolgen, so natürlich auch für ganz individuell bestimmte typische Perioden: für Scherers Wechsel von männischen und frauenhaften Perioden, für Gervinus' Dreischritt der Regierungsformen, für Lamprechts Einteilung der Wirtschaftsperioden, für die typischen Stufen, die Theologen, Juristen, Ästhetiker unterscheiden mögen.

ε) Schließlich aber mußte doch diese typische Periodenfolge selbst befremden. Warum ist denn immer wieder der gleiche Rhythmus angesetzt? Warum müssen wir immer wieder mit dem Anfang anfangen? Langsam drückte sich von hier aus die Idee der Unveränderlichkeit durch die der ständigen Fortschrittsperioden hindurch. Und so sehen wir heute zwei berühmte Gegner beide dahin gelangen. Nietzsche hat in mystischer Weise die Wiederkehr des Gleichen gelehrt: ewig ist derselbe Kreislauf durchzuleben, ohne anderes Ziel als das der Wiederholung:

> Immer wird es wiederkehren,
> Immer steigen, immer sinken,
> Sich verdüstern, sich verklären:
> So hat Brama dies gewollt.

Und Ulrich von Wilamowitz ist in seiner Rede „Weltperioden" (S. 12 f.) zu der alten mystischen Idee von dem „großen

Jahr", „von einer wirklichen Rückkehr sämtlicher kosmischen Bewegungen zu demselben Punkt" zurückgekehrt und hat den „Glauben an den kontinuierlichen Fortschritt der Kultur" als „ein Erzeugnis philosophischer Abstraktion" hintangestellt — dies schwerlich ganz mit Recht, denn er ist wohl von der philosophischen Abstraktion erst dem naiven, sehnsüchtigen Glauben des Volkes nachgezeichnet worden, genau wie Rousseau die uralte Idee des verlorenen Paradieses sophistisch erneuerte.

Aus dieser Idee der ungeheuern Ringe ergiebt sich nun aber in der Praxis kaum irgend eine Folgerung. Wir können so wenig im Kreis herumsehen, wie wir „um die Ecke sehen" können. Wir werden uns immer darauf beschränken müssen, für übersehbare Zeiträume Unveränderlichkeit oder Fortschritt festzustellen, mag sich nun das Unübersehbare immer wieder zu dem alten Ring der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, zusammenschließen.

e) Aus der Stetigkeit der Gesamtentwicklung läßt sich nun aber noch eine andere Nutzanwendung ziehen.

Wir operieren gern mit dem Gleichnis des Stromes. Aber wir wissen heute, daß der Strom, der flüssigen Wassers wie der elektrische, eine Abstraktion ist, daß es in Wirklichkeit nur zahllose einzelne Wellen giebt, deren gleichmäßige Folge in uns die Vorstellung einer geschlossenen Einheit erweckt. So werden die zwanzig Momentaufnahmen im „Lebensrad" zu dem Scheinbild eines einzigen, sich bewegenden Bildes. Die Stetigkeit ist eben in Wahrheit nichts weiter als eine ununterbrochene Folge gleichmäßiger Stöße.

Man kann versuchen, diese realistische Auffassung auch auf den Strom der historischen Entwicklung anzuwenden.

α) In höchst interessanter Weise hat das Brunetière in seinem „Manuel" versucht. In direkter Polemik gegen die herkömmlichen Einleitungen unternimmt er es, die Geschichte der französischen Litteratur als die Aufzählung der einander folgenden litterarischen Wirkungen darzustellen. Jedesmal also, wenn eine neue Kraft auftritt, wird deren Einfluß beschrieben und ermessen; diese Kräfte selbst werden natürlich in chronologischer Folge vorgeführt. Jede einzelne „Wirkung" wird also als eine selbständige „Periode" aufgefaßt. — „A vrai dire, les Epoques littéraires ne doivent être datées de ce que l'on appelle des événements littéraires — l'apparition des ‚Lettres provinciales', ou la publication du ‚Génie du Christianisme': — et non seulement cela est conforme à la réalité, mais c'est encore le seul moyen qu'il y ait d'imprimer à l'histoire d'une littérature cette continuité de mouvement et de vie, sans laquelle, à mon sens, il n'y a pas d'histoire" (a. a. O. S. II).

Das System erinnert nur äußerlich an die Anordnung nach Personen; es ist davon fundamental verschieden. Nicht daß das Werk an Stelle des Verfassers tritt, ist das Entscheidende, sondern daß die Wirkung an Stelle des Verfassens steht. Auch würde eine sorgfältige Durchführung, wie Brunetière sie versucht, in der That eine Darstellung von unerreichter realistischer Kraft ergeben können. Nur — es giebt Werke, die keine Wirkung hatten! Der französische Litterarhistoriker zieht mutig diese Konsequenz: er giebt (S. V) zu, daß die Briefe der Mme. de Sévigné und die Memoiren St. Simons fehlen müßten, weil ihr Erscheinungsjahr so spät fällt, daß die eigentliche „litterarhistorische Wirkung" verloren geht. Das ist aber eine Konsequenz, die das System beinahe ad absurdum führt. Es bleiben zwei Wege. Streng realistisch muß man eben einfach St. Simon zum Erscheinungsjahr seiner Memoiren setzen und ihn also 1824 in den Strom der Entwicklung einfügen. So müßte unter Umständen ein schon im Altertum verlorenes, heute nach der Originalaufzeichnung wiedergefundenes Werk des Euripides, das ja nun allerdings auf die hellenische Poesie nicht mehr wirken könnte, ganz aus der griechischen Litteraturgeschichte ausscheiden, und wenn es sein größtes Meisterwerk wäre! — Oder aber man hätte den Mut der Ausnahmen und brächte Mme. de Sévigné und den Herzog von St. Simon doch in das Grand siècle. Ich weiß kaum, wozu mehr Mut gehört: zu dieser Ausnahme oder zu jener Konsequenz. Aber ich weiß auch, daß dies System in der französischen Litteratur mit ihrer strengen Tradition — „la tradition classique, qui est l'originalité même de la France," sagt Nisard (4, 526) — eher durchzuführen ist als irgendwo sonst. Man denke es sich auf unsere Litteratur angewandt! Diese unaufhörlich in gleicher Richtung anstürmenden Versuche von oft kurzer Wirkung — Sturm und Drang, Romantik, junges Deutschland, Naturalismus — welch ein Staccato der Darstellung müßten sie ergeben! Und dann: in Frankreich ist es leicht festzustellen, wann ein Dichter gewirkt hat. Das Publikum ist fest geschlossen; der Dichter steht im Salon — man hört ihn an oder man pfeift ihn aus. Bei uns giebt es so vielerlei Formen der litterarischen Wirkung! Um das neueste Beispiel herauszugreifen: unter welchem Datum ist Nietzsches litterarische Wirkung einzuordnen? Als er auf Wenige mächtig und bestimmend Einfluß ausübte? als er auf die Höhergebildeten Macht gewann? als er eine fast populäre Kraft wurde?

Indessen liegt es mir fern, um solcher Bedenken willen Brunetières Experiment einfach für verfehlt zu erklären. Im Gegenteil erscheint es mir höchst beachtenswert und es ist wohl möglich, daß bei weiterer Durchbildung sich die Mängel der Methode noch besser

überwinden lassen. Ohne Kompromisse sind eben die herrschenden Systeme auch nicht ausgekommen. Und besonders wichtig scheint mir das principiell Neue. Hier wird von unten herauf gebaut, was seit der annalistischen Zeit nicht eigentlich geschehen ist: nicht der Zeitverlauf wird in Perioden zerlegt, sondern die Perioden bilden einen Gesamtverlauf. Das gerade unterscheidet diese Einteilung von der ihr sonst einigermaßen verwandten in „Schulen", wie sie z. B. Gervinus (vgl. Paul im Grundriß 1, 237) angewandt hat. Aber gewiß ist diese unter den älteren Methoden der realistischen am ehesten zu vergleichen.

Hier aber setzt nun auch wieder die principielle Kritik ein. Man kann gegen diesen Realismus zunächst einwenden, was man gegen jeden Realismus einzuwenden pflegt: daß er die Dinge verdoppelt, statt Neues zu schaffen. Anstatt ein durchgearbeitetes Modell zu geben, wiederhole er lediglich den wirklichen Verlauf. Diesen Vorwurf würde ich nun eben nicht schwer nehmen. Aber richtig ist doch, daß die Geschichte nach Einheit strebt. Was eigentlich die Hauptarbeit des Historikers ist: die großen Tendenzen aus der Fülle der Einzelheiten herauszuheben, das bleibt so dem Leser überlassen.

Doch vor allem: ist dies realistische Princip wirklich vollständig in dem wirklichen Verlauf der Dinge begründet? Gewiß so weit, als die sich folgenden Einzelwirkungen die Litteratur schaffen. Gewiß nicht in so fern, als sie wiederum als atomistische nebeneinander („nebeneinander" wieder trotz dem Nacheinander!) liegende Individua aufgefaßt werden. Hier ist Brunetière auch wirklich nicht ganz konsequent; doch noch lange nicht inkonsequent genug. Denn es gilt, diese Einzelstöße wieder zusammenzufassen und als Kraftäußerungen Einer bleibenden Macht zu erkennen.

β) Dies erscheint mir als das Ideal einer historischen Gliederung: zugleich realistisch die Summe der konkreten Einzelwirkungen und idealistisch die Einheit der abstrakten Gesamtkraft zu geben. Dies habe ich — übrigens ohne damals von Brunetières ähnlichem Versuch etwas zu wissen — in meinem Buch versucht. Daß der Versuch einer solchen realistisch-idealistischen Einteilung von mir nicht glücklich durchgeführt ist, kann ich nach der Aufnahme gerade bei den besten Kritikern nicht bezweifeln. Aber es thäte mir sehr leid, wenn meine Fehler bei der Ausführung den Gedanken selbst kompromittiert hätten. Übrigens hat an der ungünstigen Aufnahme meiner Einteilung die zu feste Gewöhnung ihren guten Anteil: die übliche Gliederung, wie das so leicht geschieht, ohne weiteres als die allein berechtigte anzusehen. Deshalb eben habe ich mir hier wiederholt erlaubt, meine Absichten näher zu erläutern, als es in dem Buch selbst anging.

Während Brunetière von den Einzelnen ausging, versuchte ich von der Gesamtheit auszugehen. Ich fasse die Nation selbst als Schöpfer ihrer Litteratur auf, wobei ich unter „Nation“ nichts anderes verstehe als die Summe aller jener Kräfte, Traditionen, Anregungen, Erschwerungen, mit denen jeder einzelne litterarisch thätige Angehörige zu rechnen hat. Diese in großartiger historischer Kontinuität verbürgte ideale, aber in ihren Äußerungen durchaus konkrete „Nation“ erlebt fortwährend den stetigen Strom der Veränderungen an sich selbst; und somit ändern sich auch unaufhörlich die Äußerungen ihrer Kraft. Sie dokumentiert sich in all den zahllosen künstlerischen oder politischen, socialen, wissenschaftlichen Anläufen, die wir zu verzeichnen haben. Die Träger aller dieser Einzelbewegungen sind die Individualitäten. Wir können es nicht bestreiten, daß sie für uns im letzten Sinne allerdings immer geschlossene, nebeneinanderliegende, auf keinen Generalnenner zu bringende Einheiten sind; individuum est ineffabile. Aber so viel wir können, geben wir ihnen doch eine höhere Einheit, indem wir sie eben sämtlich als Emanationen des nationalen Geistes auffassen. Freilich, Goethe und Wolfgang Menzel lassen sich so wenig summieren wie Apfel und Birne; aber summieren lassen sich auch Regen und Schnee nicht, die wir doch als atmosphärische Niederschläge unter Eine Kategorie zusammenfassen. So also suchen wir die geheimnisvollen Größen, die wir als „Persönlichkeiten“ bezeichnen, zu verstehen als Kinder ihres Volkes und ihrer Zeit: bedingt (wenn auch keineswegs erschaffen! wie die Ultra-Tainianer meinen und die Ultra-Anti-Tainianer uns imputieren) von ihrem Klima und „Milieu“, bestimmt auch von dem Gedankenstand der Zeit; aber freilich deshalb doch etwas nur empirisch Aufzunehmendes, unerklärliche historische Thatsachen.

In diesem Sinne also versuchte ich mit dem Begriff der „Nationallitteratur“ so streng Ernst zu machen, wie es noch kaum geschehen, und suchte gleichzeitig jener konkreten Thatsache der unaufhörlichen Folge litterarischer „Wirkungen“, die Brunetière fast ausschließlich ins Auge faßt, gerecht zu werden. Das ist meine eigentliche Periodisierung. Nur als Hilfe führte ich die Dekaden ein, die ich ganz absichtlich jedes Scheins einer innerlich notwendigen Einteilung entkleidete und von denen ich nachdrücklich betonte, daß sie nichts sein sollten, als periodisch wiederkehrende Gelegenheiten zum Rückblick auf die inzwischen eingetretenen Gesamtveränderungen.

Hiermit war denn auch gegeben, wann ich die Figuren (nicht, wie der Franzose, die Werke!) in den fortlaufenden Bericht aufzunehmen hätte. Ich faßte die ganze Nation als den Träger der Entwicklung; die jedesmaligen Stadien dieser Entwicklung aber dokumentiert sie durch Aussendung der Persönlichkeiten. Der Persön-

lichkeiten! ein Säugling ist noch keine, und ein Gymnasiast oder sogar ein Student ist es nur ausnahmsweise. Jeden Dichter suchte ich in dem Moment, wo er im wesentlichen fertig, als Persönlichkeit ausgeprägt auftritt, für das Verständnis der Gesamtentwicklung zu benutzen. Dadurch erhielten meine Perioden freilich ein eigenartiges Ansehen. Zwar wenn ich sagte: „Das Jahrzehnt von 1850—1860 ist kein schöpferisches; wenigstens nicht in Deutschland," so konnte nur böswillige Oberflächlichkeit mich durch Aufzählung der in diesem Zeitraum entstandenen Werke widerlegen wollen; denn nach meinem ganzen System konnte ich nur meinen, was auch bereits die nächsten Sätze völlig klar machen: daß dies Jahrzehnt keine neuen Persönlichkeiten von Bedeutung hervorgeschickt hat. Aber es blieben doch Fälle, in denen zwischen dem Fertigwerden der Persönlichkeit und dem Beginn ihrer litterarischen Wirkung so lange Zeit liegt, daß sie beim Festhalten meines Standpunkts in beunruhigende Gesellschaft gerieten. In solchen Fällen werde ich künftig, wie Brunetière, den Mut der Inkonsequenz haben müssen: Fontane charakterisiert wirklich nicht bloß die Zeit, in der der Mensch, sondern auch die, in der der Romanschriftsteller reifte. — Übrigens will ich nicht heucheln, als ob ich überall im Unrecht zu sein glaubte, wo die Kritik mir unrecht gegeben hat. Gar nicht selten, glaube ich, hat gerade meine Gruppierung auf bekannte Charaktere neues Licht geworfen; wie ich denn gerade meine vielfach angefochtene Verbindung Börnes mit den Freiheitsdichtern für psychologisch aufschlußreich halte. Darin kann ich irren; aber die Ausrufungszeichenpolemik („A von B getrennt! X neben Y!") ist auch noch keine Widerlegung.

Im übrigen liegt es mir fern, hier in Einzelheiten einzutreten. Ich muß auch wiederholen: meine Ausführung will ich — im ganzen mindestens — hier nicht vertreten; wie ich mein Princip durchgeführt habe, ist ja für diese Untersuchung von keinem Belang. Eben deshalb ist es aber auch kein Selbstlob, wenn ich meinen Versuch nach wie vor für ein beachtenswertes Experiment halte; ja wenn ich sogar glaube, daß man einmal auf diese Anläufe zu einer objektiven Periodisierung der Nationallitteratur zurückkommen wird.

Es thut mir leid, daß ich so gerade an die exponierte Stelle am Schluß des Hauptparagraphen zu stehen komme; aber ich wollte auch hier die Ordnung nicht vergewaltigen und mit Goethe lieber eine Ungerechtigkeit gestatten als eine Unordnung!

§ 5. Das Verhältnis der Perioden zu dem von ihnen umschlossenen Inhalt wird wesentlich von der Art des Materials bestimmt.

Die Periode ist zweierlei: ein Teil dem allgemeineren Zeitverlauf gegenüber; ein Ganzes den in ihr zusammengedrängten Thatsachen gegenüber.

Es giebt, wie wir schon ausführten, keinen historischen Verlauf von nur Einer Dimension. Es giebt keine so dünne Thatsachenreihe, daß die Chronologie schlechtweg zur Ordnung genügte. So erhält man Geschichtstabellen, aber nicht Geschichtsberichte. Immer laufen in der Wirklichkeit zahllose und auch für den auswählenden historischen Beobachter noch zahlreiche Thatsachenreihen nebeneinander. Und mag sich auch etwa die Eroberung Englands durch König Wilhelm blitzartig vollziehen — auch ein Veni vidi vici hat in Wirklichkeit eine gewisse Breite der Thatsachen hinter sich.

Wir haben aber für die Praxis zwei Hauptfragen zu scheiden: a) das Verhältnis der verschiedenen Thatsachenreihen zu einander, b) ihr Verhältnis zu der Periode selbst.

a) Was die verschiedenen Thatsachenreihen angeht, so wiederholt sich für ihre Anordnung einfach das Problem der Periodenbildung. Es sollen hier wieder verschiedene Ereignisse aus der Breite der Wirklichkeit zu der Schmalheit des historischen Berichts übergeführt werden. Da es sich aber nicht mehr, wie bei der Haupteinteilung, um principielle Fragen handelt, wird in der Regel einfach nach praktischen Gesichtspunkten aus der jedesmaligen Lage des Stoffes entschieden werden. Wenn z. B. in der Geschichte eines Landes die politischen Ereignisse unzweifelhaft die Führung haben — wie etwa in dem neueren Frankreich —, so wird der Berichterstatter sich wesentlich an sie halten und die kulturhistorischen, ökonomischen, litterarischen Ereignisse einordnen; etwa wie seit Schlosser so viele Historiker und so auch Mommsen und Treitschke die Litteraturgeschichte in die politische Historie eingebettet haben. Gegen dies Verfahren als ein praktisches und principiell in keiner Weise präjudicierliches läßt sich auch gar nichts von Belang einwenden, als etwa ein ästhetisches Unbehagen, wenn man von Zeit zu Zeit aus dem Wagen steigen muß, um sich die Gegend anzusehen, während man doch bald an der nächsten Station ankommen möchte. Indes ist diese Störung doch einem rücksichtslosen Ignorieren aller außerhalb der Bahnschienen liegenden Punkte entschieden vorzuziehen. Oder eben man wählt die Unterperioden nach irgend einem speciellen Gesichtspunkt, am liebsten, so daß schon äußerlich die zunehmende Verkleinerung hervortritt. So hat Bächtold seine vortreffliche Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz dreifach gegliedert: chronologisch — lokal — nach Gruppen und Personen.

b) Es ist nun aber doch nötig, daß der Leser bei diesem Nebeneinander der Thatsachenreihen, das nicht ganz zu vermeiden ist, dennoch das Gefühl der Einheitlichkeit innerhalb der Periode bewahre. Wer an der Fülle der Thatsachen und Einzelerscheinungen die größere Freude hat, wird leicht in ihr schwelgen, wie etwa Carlyle oder

Michelet; wem die strenge Linie der Entwicklung die Hauptsache ist, wird leicht der Buntheit der Erscheinungen Abtrag thun, wie etwa manche Geschichtsphilosophen. „Zwei verschiedene Interessen," sagt Gaspary (Geschichte der italienischen Litteratur 2, III), „können in der Geschichte der Litteratur in Zwiespalt miteinander geraten, dasjenige an der Persönlichkeit und dasjenige an der Entwicklung .... Beiden gerecht zu werden ist schwer." Fr. Diez half sich, indem er für die altprovenzalische Litteratur zwei Bücher schrieb: die „Poesie der Troubadours" für die allgemeine Entwicklung, und „Leben und Werke der Troubadours" für die Persönlichkeiten; so daß hier gleichsam „Life and letters" im großen auseinandergehalten werden. Und ganz allgemein scheidet man in Frankreich „l'histoire littéraire d'une nation" und „l'histoire de sa littérature". Unter der ersteren versteht man die ausführlich auf jeden Punkt der Entwicklung eingehende Gesamtdarstellung, unter der zweiten eine Folge von Schilderungen der epochemachenden Persönlichkeiten. Freilich hatte von dieser beliebten Unterscheidung (über die z. B. Nisard 1, 3 f. zu vergleichen) der sehr gelehrt thuende Recensent keine Ahnung, der meine Charakteristik der französischen Litteraturgeschichte durch den Hinweis auf die gelehrten Werke ihrer Litteraturgeschichte glaubte ad absurdum führen zu können!

Doch giebt es ein Mittel, jene beiden Interessen einigermaßen auszugleichen. Das ist die Kunst, eine größere Anzahl von Persönlichkeiten oder sonstigen Einzelerscheinungen gleichsam zu einer Einheit zu kondensieren, die nun in die Entwicklungslinie leicht aufgenommen werden kann. Dies geschieht durch den Prozeß der „Vertretung", der zwar im einzelnen noch durchaus der Aufhellung bedarf, für den aber an dieser Stelle auf Bernheim (a. a. O., S. 517 f.) verwiesen werden kann. Über die Art, wie vermittelst dieser Hilfe Allgemeines und Einzelnes sich ablösen, hat z. B. Karl Hase für seine beiden Hauptwerke Bericht abgegeben (vgl. R. Bürkner: Karl von Hase, S. 82. 123).

§ 6. Das Verhältnis der Perioden untereinander ist wesentlich von ästhetischen Rücksichten abhängig.

a) Die Perioden korrespondieren miteinander sozusagen nur auf dem Umweg über das Ganze. Sie gehen sich direkt nichts an, außer daß sie an der Grenze voneinander deutlich abgehoben werden müssen. Dennoch wird sich dem Leser leicht ein Gesamtbild der Gliederung einprägen, und die Rücksicht hierauf macht eine ästhetische Prüfung der Perioden wünschenswert. Zudem wird ein äußerliches Mißverhältnis zwischen ihnen in der Regel Symptom eines inneren Mangels sein. Wenn etwa in der Geschichtsauffassung von Karl Marx die mittlere Periode wie die eingeschnürte Wespentaille zwischen

zwei riesigen Unter- und Oberkörper vorstellenden Kugeln erscheint, verrät dies ästhetisch bedenkliche Verhältnis auch historisch bedenkliche Konstruktionen. Ebenso hat K. Hillebrand über die wunderliche Form der „Durchgangsperioden" gespottet, mittelst derer Gervinus sein System der historischen Gesetze erzwingt. — Natürlich wird niemand ein mechanisches Gleichgewicht der Perioden verlangen, aber ein einigermaßen befriedigendes Verhältnis ist mehr als nur äußerliches Bedürfnis.

b) Ebenso ist auch die Zahl der Perioden im wesentlichen nach ästhetischen Gesichtspunkten zu regeln. Eine einfache, durch ein paar Punkte klar festgelegte Linie entspricht dem rhythmischen Bedürfnis des Menschen, das in aller Forschung von unermeßlicher, längst noch nicht genügend gewürdigter Bedeutung ist (vgl. meine „Organisation der geistigen Arbeit", S. 17 f.). Deshalb sind, wie beim Drama, die ungeraden Zahlen besonders günstig: drei oder fünf, kaum mehr Perioden; während auffallenderweise das der Geschichtschreibung (aber freilich in ihrer vorperiodischen Zeit!) noch verwandte Epos gerade Zahlen der Bücher oder Gesänge vorzuziehen scheint. — Unter den ungeraden Zahlen herrscht wieder die Drei unbedingt vor, nicht aus einem mystischen Grunde, sondern weil sie die einfachste Gliederung giebt und durch jene fast unvermeidliche Analogie der Menschenalter eine unerschütterliche Stütze erhält. Freilich hat diese Dreizahl der Menschenalter wohl selbst schon in dem rhythmischen Behagen eine Wurzel (eine andere vielleicht an der Einteilung des Jahres in drei Jahreszeiten, wenn diese nicht umgekehrt von jener verursacht ist). Bei größeren Darstellungen ist eine einfache, übersichtliche Periodenzahl nur umsomehr Bedürfnis und fand deshalb schon sehr früh in analogen Einleitungen epischer Cyklen ihr Vorspiel (vgl. meine Altgermanische Poesie, S. 475).

c) Die Abgrenzung der Perioden ist, wie wir schon im Eingang gezeigt haben, einfach von der gesamten Auffassung unserer Zeit über geschichtliche Stetigkeit bedingt. Hauptforderung der Gegenwart ist wohl: keine zu schroffen Grenzlinien! Als man noch an eine Entwicklung in lauter Katastrophen glaubte, da war es nur folgerecht, daß man am Schluß jeder Periode eine Sintflut und eine neue Schöpfung eintreten ließ. „Jeder jener Striche zwischen zwei Erdepochen bedeutete eine ungeheure Erdkatastrophe, die alles Lebendige vom Elephanten bis zum Bazillus kurz und klein schlug" (W. Bölsche „Die Eroberung des Menschen", S. 27). Ebenso in der Weltgeschichte, wo die „Reiche" sich ablösen wie die Schildwachen; ebenso in der Sprachgeschichte, bis J. Schmidts „Wellentheorie" die alte „Stammbaumtheorie" mit ihren harten, durch lauter „Wanderungen" bewirkten Einschnitten beseitigte. Besonders hübsch, mit fast paradigma-

tischem Reiz hat sich die Umwandlung in der Anthropologie vollzogen, wo die schöne einfache und wesentlich wohl auch dauernd berechtigte Dreiteilung Lischs zwar beibehalten wurde, aber durch Verdopplung der Stein-, Eisen- und Bronzezeit aus einer (wie Nietzsche sagen würde) „zackigen", schroffen Einteilung mit katastrophischen Schluchten in eine sanfte Gliederung mit leisen Übergängen verwandelt wurde.

d) Endlich ist noch im allgemeinen der Rat zu geben, bei den Perioden nicht überflüssig zu neuern. Sie sollen rasch orientieren — das thun sie um so besser, je mehr sie uns geläufig sind. Wir wissen alle, daß die Einteilung der Dichtungsgattungen (dreiteilig mit Unterdrückung der didaktischen Poesie, oder vierteilig mit deren Anerkennung) nicht einwandsfrei ist; aber sie ist durch viele Jahrhunderte als praktisch bewährt und mit ein paar Kautelen vorteilhafter als ausgeklügelte neue Einteilungen, die doch auch irgendwo ihre Achillesferse haben. Warum sich mit Ottokar Lorenz über die praktische, wenn auch ziemlich junge Einteilung Altertum-Mittelalter-Neuzeit ereifern, wenn doch heute jeder weiß, daß sie keine absolute Geltung hat, wohl aber eine bedeutende relative? Wo man Zeiträume zu behandeln hat, die schon öfters dargestellt wurden, da thut man gut, nicht ohne Not von den gebräuchlichen Dispositionen abzuweichen, die obendrein die Vergleichung der neuen mit älteren Arbeiten erleichtern. Einwände lassen sich gegen jede Gliederung erheben; und vor allem läßt sich ja gerade aus der Grundanschauung der Stetigkeit jede Abgrenzung anfechten. Sie sind aber nun einmal nicht zu entbehren, gerade so wie der Staat bestimmte Abgrenzungen für Mündigkeit, Census, Strafbarkeit nicht entbehren kann, obwohl jeder Mensch weiß, daß der Glockenschlag, der unsern 21. Geburtstag ankündigt, in unserem Wesen keine fundamentale Veränderung hervorrufen wird. Absolut gebotene Periodengrenzen giebt es eben nur, wo wirklich „Katastrophen", entscheidende Ereignisse eingetreten sind. Die Reformation kann in der deutschen Geschichte, die Revolution in der französischen, der Unabhängigkeitskampf in der amerikanischen Geschichte schwerlich anderswo stehen als an der Grenze zweier Perioden — ob am Schluß der ersten oder am Anfang der zweiten, das hängt von der Auffassung ab. Daß in Goethes Leben seine Italienische Reise Epoche gemacht hat, würden wir auch dann nicht bezweifeln können, wenn er selbst, der beste Kenner seiner selbst, es offen gelassen hätte. Aber solche Glücksfälle sind nicht allzu häufig. Vielleicht giebt mir einmal eine Geschichte der deutschen Litteraturgeschichte (ein sehr interessantes, außer von R. Prutz noch von niemandem angefaßtes Thema!) Gelegenheit zu zeigen, daß es fast nur zweierlei Perioden giebt: naheliegende — oder sehr gesuchte. Dies Schwanken überall, wo sich die Perioden nicht fast von selbst anbieten, wäre

dann gleichzeitig eine Antwort an diejenigen Kritiker, die mir ihre eigenen Einteilungsversuche als „selbstverständlich“ und „allein möglich“ entgegenhielten.

Wo aber denn doch neue Perioden auszuschachten sind, da thut man gut, sich der Analogie bewährter älterer Einteilungen zu bedienen. Das hilft zur Objektivierung; das giebt eine gewisse Wahrscheinlichkeit praktischer Disposition; und das schützt mindestens vor den mit speciellen Absichten gar nicht rechnenden Vorwürfen, die ein Versuch neuer Principien bei der wissenschaftlichen Periodenbildung unvermeidlich auf sich nehmen muß. Nur bleibe man sich dabei bewußt, daß ein solcher Versuch, eine neue Einteilung auf bestimmte Principien zu begründen, als wissenschaftliches Experiment dem Ausbau älterer Einteilungen wohl fruchtbar zur Seite treten darf! Auch die wissenschaftlichen Perioden besitzen kein historisches Recht in dem Sinne, daß, weil sie einmal da sind, sie für immer bestehen müßten; im Gegenteil: wie die Zeit der Annalistik von der der rein empirischen Perioden abgelöst wurde, mag auf diese wohl einmal die Zeit principiell begründeter Perioden folgen.

George Eliot.

Die Entwicklung ihrer Persönlichkeit und ihrer Weltanschauung.

Von Eduard Platzhoff in Tour-de-Peilz.

Über George Eliot ist in allen Sprachen viel geschrieben worden, wie das bei einer so hervorragenden Gestalt der Litteraturgeschichte nicht erstaunen kann. Man hat ihre Romane im einzelnen gewertet und unter einander abgeschätzt. Man hat ihr äußeres Leben verfolgt und einige seiner Hauptereignisse strenger Kritik unterzogen, hat wohl auch ihre Stellung zur Religion ein wenig beleuchtet. Aber das alles wurde als ein Gegebenes hingenommen, nicht als ein Werdendes, als ein Begegnen in ihr schlummernder Möglichkeiten mit äußeren Anstößen begriffen. In der großen, bei Browning in den Great Writers anhangsweise gegebenen, nahezu vollständigen Bibliographie sind kaum drei ernstere Versuche dieser Art namhaft gemacht. Tief eingehend und von wunderbarer Feinheit ist die auch deutsch vorhandene Skizze von Lord Acton,[1]) dem man höchstens einen etwas

[1]) 19th Century März 1885. Berlin 1886.

einseitigen Gelehrtenstandpunkt zum Vorwurf machen könnte und der englische Leser voraussetzt; gründlich und psychologisch sicher ist auch Lady Blennerhassets Aufsatz,[1]) die sich leider durch die Hervorkehrung ihrer entschiedenen religiösen Parteiansichten den Weg zu voller Gerechtigkeit verbaut hat.

Ein Schriftsteller, der nicht nur Dichter, sondern auch Gelehrter war, hat aber einen Anspruch auf doppelte Würdigung. Als Dichter war George Eliot verhältnismäßig unabhängig von der Außenwelt und nur an den Gehorsam unter ihre Eingebung gebunden; als Gelehrter war sie um vieles passiver, konnte zwar die Kräfte wählen, die auf sie wirken sollten, aber nie voraussehen, zu welchen Zielen diese, einmal entfesselt, in stiller innerer Verarbeitung sie führten. Dieses eigentümliche, jedem sogenannten „Bildungsdichter" in gewissem Grade eigene Zusammensein zweier Momente hat seine besonderen Vorzüge und eben darum auch seine gleich großen Gefahren. Ihr Gleichgewicht, ihr Kampf, das endliche Überwiegen des einen, das vielleicht gerade nicht die Stärke des Schriftstellers ausmacht — so lautet das Problem auch des Eliotschen Schaffens, das eine Darstellung ihrer Entwicklung nicht aus den Augen lassen darf.

I. Das äußere Leben. Die theologische Periode.

Mary Ann Evans (geb. 22. November 1819) war die jüngere Tochter wohlhabender Farmer. Der Vater ein kräftiger, praktischer Mann, in der Gemeinde nicht ohne Ansehen, die Mutter eine frische, witzige Frau, doch kränklich in der letzten Zeit. Der ältere Bruder war mit dem Schwesterchen in rührender Liebe verbunden; die „Kindheitssonette", mehr noch die beiden großen Romane Adam Bede und Mill on the Floss[2]) enthalten zahlreiche biographische Einzelheiten. Die kleine Ann war kein Wunderkind. Sie lernte schwer und spielte lieber; stets lebhaft und leidenschaftlich, zwang sie oft andere, ihr zu Willen zu sein und sich von ihr imponieren zu lassen. Sie wollte jetzt schon, daß ein Mensch sich ihr ganz widme, dem sie aber auch alles dafür gab. Früh begann sie alles, was ihr an Büchern in die Hände kam, zu verschlingen. In der Schule zu Nuneaton freundete sie sich mit der Lehrerin desto mehr an, je weniger sie mit den Altersgenossen verkehren mochte. Als „kleine Mama" versammelt sie diese, der starken religiösen Beeinflussung jener getreu, oft zum Gebet; von Hause aus war sie ebenfalls in hochkirchliche Bahnen geleitet worden. Die religiösen Motive wirkten so stark, daß sie sich nach dem Tode der Mutter (1836) dem Bruder

[1]) Deutsche Rundschau 1885. Band 44.
[2]) Vgl. über letzteres die Dissertation von Moritz Müller. Außig a/E. 1897.

entfremdet fühlte, der sich gleichgeblieben war, während sie in der Evangelical Church einen wärmeren und innerlicheren Glauben suchte. Sie streifte dabei fast ans Extreme. Nicht nur, daß sie sich nachlässig kleidete — „wie eine Eule" meinte der Bruder — sondern sie versagte sich alle Vergnügungen, mied die Gesellschaft, redete sich ein, was sie nicht haben konnte sei eitel, und schätzte es gering, wenn es zu haben war. So begreift sich die Enttäuschung, die ihr mit achtzehn Jahren ein erster Besuch in „dem großen Babel" London bereitete. Das einzig Wertvolle, was sie dort fand, war des Josephus Geschichte der Juden. Das junge Mädchen war nämlich schon eine halbe Gelehrte. Außer deutschen und lateinischen Stunden, denen griechisches und hebräisches Selbststudium folgen sollte, nahm sie auch musikalischen Unterricht, und wenn sie ein in Coventry gehörtes Oratorium als nutzloses Beginnen verurteilt, so stieg sie doch von diesem Gipfel der Askese schon bald herab. Am meisten interessierten sie theologische Bücher. Sie las Youngs Infidel Reclaimed, für den sie bald andere Worte als Bewunderung haben sollte; zwischen den Schicksalen von Wilberforce und den Versuchungen ihres eigenen Lebens findet sie viel Ähnlichkeit. Auch verlangt sie bei Freunden nach einer Menge populärtheologischer Bücher zur Widerlegung der Andersgläubigen. Sie trägt sich außerdem mit dem Plan der Anlegung einer missionsgeschichtlichen Tabelle, die zur Bewahrheitung der apokalyptischen Weissagungen dienen und mit ihrem Ertrag der Kirche zugute kommen soll. In dem „Christian Observer" (1840) läßt sie ein Gedicht erscheinen, das voll Himmelssehnsucht den Abschied von der Erde in merkwürdigen Anlehnungen an den bekannten Monolog der Jungfrau von Orleans schildert. Das irdische Leben nennt sie eine Pilgerzeit, die zum Wachen und Fleiß, nicht zur Belustigung da sei. Der Welt wie dem Wein gegenüber sei volle Enthaltsamkeit leichter und empfehlenswerter als Mäßigung. Heiraten hieße doch nur an das Irdische sich binden, um Herz und Gedanken vom Himmel abzuwenden. Die Poesie verwirft sie mit der Begründung, Geschichte sei wertvoller durch ihre Wirklichkeit. Damit war wohl der Höhepunkt erreicht; so viel Eifer mit einundzwanzig Jahren pflegt leicht ins Gegenteil umzuschlagen. Ein Buch von Isaak Taylor über das Urchristentum, in dem bei aller Orthodoxie doch eine nicht immer günstige, auf Thatsachen gegründete Beurteilung der Kirchenväter in dem Kapitel „Physik des ewigen Lebens" gewagt wurde, regte ihr Nachdenken mächtig an und ließ sie Konsequenzen sehen, die vom Ausgangspunkt weit abführten. Sie empfand es zuerst als eine Last und traurige Verwirrung unseres Denkens, daß ein einziges Wort eine Fülle neuer Anschauungen zu erzeugen vermöge, aber sie sieht ein, daß Stillehalten hier der einzige Weg sei, und

fragt sich, ob Montaignes que sais-je nicht ein treuer Spiegel ihres eigenen Geistes und Urteils sei. Das Ausruhen auf einer Überzeugung in streitigen Fragen war ihr nicht gegeben. So war sie innerlich vorbereitet, durch die Übersiedelung ihres Vaters nach Foleshill (März 1841) eine Beziehung anzuknüpfen, die ihr zu neuer Entwicklung einen kräftigen Anstoß geben sollte. Zu der Familie Bray zog sie bezeichnenderweise zuerst das Bedürfnis, den als sogenannten Freidenker bekannten Herrn des Hauses zum Glauben zurückzubringen; da ereignete sich aber das Umgekehrte. Herr Bray, Fabrikant von Beruf, betrieb die philosophische Schriftstellerei in seinen Mußestunden und genoß durch zwei Werke über die Erziehung des Gefühls und die Philosphie der Notwendigkeit in der gebildeten Welt Englands einen gewissen Ruf. Der Bruder seiner Gattin, Charles Hennell, hatte gerade eine auch ins Deutsche übersetzte und von D. Strauß bevorwortete Untersuchung über den Ursprung des Christentums verfaßt (1838),[1] über das wir eine Analyse Eliots vom Jahre 1852 besitzen.[2] Dieses Buch, eine wahre Offenbarung für sie, bildete den Wendepunkt. An sich nicht hervorragend, war es eine einfache Untersuchung im Geiste der Tübinger Schule, die der Verfasser, des deutschen unkundig, schwerlich beachtet hatte. Immerhin war für England ein Werk neu, das für die Religion weder Hohn und Spott noch gedankenlose Bewunderung, sondern vorurteilslose Kritik hatte. Mag sein, daß Hennells Persönlichkeit und seine sanfte Ironie stark dabei mitwirkte. Jedenfalls zeigt er für die junge Gelehrte reges Interesse und glaubte in ihr nach den Regeln der damals ungemein hochgestellten Phrenologie ein Phänomen zu erkennen. Es entsprach ganz dem Wesen Mary Anns, von den neuen Gedanken so hingerissen zu werden, daß sie trotz ihrer Scheu vor allem Aufsehen jede Beziehung zur Kirche abbrach und dem Zorn des Vaters durch Verlassen des Hauses entging. In dem Nachbarort Leamington wollte sie in unmittelbarer Nähe der Freunde sich durch Stundengeben erhalten. Erst nach zwei Monaten folgte sie deren Rate, äußere Freiheit nicht mit innerer zu verwechseln und kehrte nach Hause zurück, entschloß sich sogar den Vater je und dann zur Kirche zu begleiten, ohne in ihrer Überzeugung irgend nachzugeben.

Die folgenden Jahre sind stiller, aber intensiver Arbeit gewidmet. Neben das Stundengeben tritt die Pflege der Musik, die sie nun nicht mehr auf ihre gottesdienstlichen Formen beschränkt wissen wollte. Bis an ihr Ende hat sie für diese Kunst das wärmste Interesse gezeigt und in ihrer Ausübung eine achtbare Höhe dilet-

[1] Vgl. die Recension in Zellers theologischen Jahrbüchern 1, 1842.
[2] Cross, Life of George Elliot 1, 93—100.

tantischer Vollkommenheit erreicht. Es ist irreführend, ihr zu eigenem Genuß gepflegtes Klavierspiel als eine ihrer Umgebung gebrachte Opferleistung bezeichnen zu wollen. Außerdem setzte sie ihre Studien in den alten Sprachen fort, die ihr bald von Wert sein sollten. Es könnte einen Augenblick erstaunen, daß sie von dem einfachen Streben nach Bildung zu gelehrter Arbeit überging. Ihr religiöses Interesse war hier das Treibende, das sie drängte, sich in den Besitz theologischer Kenntnisse zu setzen, die ihr erst ein eigenes Urteil ermöglichten. War sie einmal in der Theologie, so hatte die Erweiterung zur philosophischen Arbeit nichts Auffallendes mehr. Ihr Verlangen nach Wissen und mehr noch nach Wahrheit schien übermächtig. Die Scheu vor der Untersuchung eines Problems dünkte ihr ein unmöglicher Gedanke. Der letzte Zusammenbruch des letzten Irrtums werde erst jenen Kreuzzug zur Befreiung des Grabes der Wahrheit mit Erfolg krönen und ihre Auferstehung sehen lassen. In diesem Streben fühlte sie sich mit den Brays eins und die Intimität zwischen ihnen erreicht ihren Gipfel. In eben dieser Zeit findet sie bei der Freundin die Bücher von Comte, deren Studium sie vielleicht jetzt schon begonnen hätte, wäre nicht eine neue Arbeit dazwischen gekommen. Eine Gruppe von Freunden der deutschen kritischen Theologie suchte einen Übersetzer für Strauß' Leben Jesu und hatte einen Garantiefonds zur Sicherung des Unternehmens aufgebracht. Die Wahl fiel auf Miß Brabant, die schon ein Werk von Baur übertragen hatte und mit Paulus und Strauß in Beziehungen stand. Da heiratete sie eben jenen Mr. Hennell und sah sich durch neue Pflichten gedrängt, die schon auf 200 Seiten gediehene Arbeit in andere Hände zu legen. Nichts natürlicher, als daß Miß Evans sich anbot. Mochte sie auch einer solchen Arbeit nach Sprach- und Sachkenntnis gewachsen sein, es war immerhin ein gewaltiges Unternehmen, das sie fast drei Jahre (X. 1843—V. 1846) beschäftigte und oft der Verzweiflung nahebrachte. Nur in Erholungsstunden gefällt sie sich in der scherzhaften Fiktion eines deutschen Professors, der sich in England eine Frau suche, um ihr Vermögen zur Herausgabe und ihre Kraft zum Übersetzen seiner Werke zu verwenden. Je länger sich das Werk hinauszog, desto mehr wuchs die Verstimmung, bis sie gar von ihrer „Straußkrankheit" spricht. Die letzten Kapitel über Kreuzigung und Tod griffen sie am meisten an; es empörte sich in ihr etwas gegen das kalte Sezieren und Negieren solchen Ereignissen gegenüber. Wie in stummer Abbitte erhob sie hilfesuchend den Blick zu dem weißen Elfenbeinkruzifix über dem Schreibtisch. Es war das keine „Lästerung", sondern nur ein seltsames Zeugnis des Dualismus zwischen Kopf und Herz, jedenfalls nur eine Episode in ihrem Leben, ein flüchtiges Anhalten auf dem einmal eingeschlagenen Wege. Ein freundlicher Brief von Strauß und

die Anerkennung der Sachverständigen lohnte ihre Mühe; von einem buchhändlerischen Erfolg war freilich keine Rede. Dem festen Vorsatz, nie wieder etwas zu übersetzen, blieb sie gleichwohl nicht treu. Langsam bahnte sie sich ihren Weg in die Oeffentlichkeit. Sie liest George Sand, Rousseau und Schiller. Ein lebhafter Briefwechsel mit dem Übersetzer der Hegelschen Geschichtsphilosophie, Sibree, läßt sie sich über soziale und geschichtliche Fragen aussprechen. Sie begegnet Emerson, übersetzt den theologopolitischen Traktat Spinozas und schreibt eine kleine anonyme Rezension über Froudes Nemesis of Faith, was ihr die erste freundlich-humoristische Anerkennung des großen Historikers, der ihre Feder kannte, eintrug.

Trotz alledem befriedigte sie ihr Leben, zusammen mit der Pflege des Vaters und den häuslichen Pflichten keineswegs. Ein starker Zug sehnsüchtiger Melancholie geht durch diese Mädchenzeit, ein Bedürfnis nach reicherem und vollerem Leben durch alle ihre Briefe. Bücher und freundliche Menschen in der Ferne genügten ihr nicht. Sie braucht sichtbare Liebe und Verständnis um sie; das unausgesprochene Gefühl der Zuneigung läßt sie kühl. Mitgefühl war ihr mehr als die That eines Freundes. Fehlten solche Beweise der Teilnahme, wie sie nur persönliche Begegnung geben konnte, so glaubte sie leicht, man wolle nichts von ihr wissen und sie suchte selbstquälerisch tiefere Gründe, wo nur zufällige Abhaltungen mitspielten. Man hat vielleicht mit Recht bemerkt, daß der Mangel äußerer Schönheit das Gefühl der Zurücksetzung leichter aufkommen läßt. Zu Verstimmungen den Freunden gegenüber kam es darum doch nicht; sie dachte zu gering von sich, um in der scheinbaren Vernachlässigung eine Beleidigung zu sehen. Für ihre damalige innere Verlassenheit ist dieses auf die hör- und greifbare Sympathie gerichtete Verlangen ein sprechendes Zeugnis.

Solches Angewiesensein auf andere Menschen mußte jene gewaltsame Trennung, die der Tod herbeiführt, besonders schwer machen. So wenig sie geistig an ihrem Vater hatte, so fest war doch auch das durch jahrelange Gewöhnung geschlungene Band des Zusammenhaltens. Nach seinem Tode nahm sich die Brayſche Familie ihrer an, forderte sie zu einer Schweizerreise auf, die sie freilich aus Übermüdung wenig genoß, und ließ sie auf ihren Wunsch in Genf zurück. Hier kam sie in neunmonatlichem Aufenthalt zu sich selbst, wie sie es lange ersehnt hatte. Ohne gesellschaftliche Verpflichtungen fühlte sie sich, nachdem die ersten neuen Eindrücke ein wenig verarbeitet waren, ungemein befriedigt. So sehr sie bemüht war, im freien Verkehr mit allen möglichen Leuten niemanden ihre Überlegenheit empfinden zu lassen, wurde sie doch bald als Pantheistin und eifrige Disputantin gefürchtet. Voltaire, Rousseau, St. Simon und Proudhon

las sie hier zum ersten Mal, aber auch Bekanntschaften mit den Größen der heimischen Literatur, Milton, Shelley, Wordsworth holte sie nach. Das Interesse an einer Vorlesung de la Rives über Experimentalphysik darf nicht unerwähnt bleiben. Ihre Genfer Zeit wäre ohne das Ringen um die Liebe und Teilnahme der fernen Freunde ein Idyll gewesen. So glücklich das Wiedersehen mit ihnen war, so schmerzlich vermißte sie nach der Rückkehr den südlichen Himmel der Westschweiz und die warme Lebhaftigkeit der Genfer Hausleute. Der Plan, sich in London niederzulassen, wird durch eine Einladung der Brays um viele Monate hinausgeschoben. Bei ihnen lernt sie im Oktober 1856 Chapman, den Leiter der Westminster Review kennen, der an ihr entschiedenes Interesse nahm. Ein erster längerer Aufsatz von ihr erschien dort im folgenden Januar über Moukays Progress of the Intellect; er ist das erste, zusammenhängende positive Dokument ihres neugewonnenen Standpunktes. Civilisation und Religion bezeichnet sie als leblose Versteinerungen ehemals wertvoller Anschauungen, die ihre Wurzeln in nicht mehr bestehenden Daseinsbedingungen hätten. Solche idola theatri bedürften erst einer völligen Zerstörung, ehe an einen positiven Aufbau zu denken sei. Jede Rasse und jedes Zeitalter habe eine der Höhe seiner Geistesentwicklung angemessene Glaubensanschauung mit dem entsprechenden symbolischen Apparat; beides aber könne unmöglich als allgemein giltig und maßgebend für die Folgezeit betrachtet werden. Die göttliche Offenbarung sei noch längst nicht abgeschlossen, sondern entfalte sich erst recht in der erweiterten praktischen Welterfahrung und im Verlauf der Geschichte. Sie bestehe in der Erkenntnis der unwandelbaren Gesetze, die in der Natur- und Geistesswelt unerbittlich herrschen. Diese strenge Verbundenheit alles Geschehens, die Erfahrung und Erziehung erst recht möglich mache und von Jahr zu Jahr besser erkannt werde, lasse jede Phase der Entwicklung als eine der Gemeinsamkeit aller Menschen zu Gute kommende Notwendigkeit erscheinen. Religion und Philosophie als das Ergebnis der geistigen Gesamtleistung seien hierdurch versöhnt und nahezu identisch; jene sei nur die Blüte und letzte Entfaltung dieser.

Deutlich klingt hier der Positivismus an. Die junge Gelehrte kannte ihn zwar noch nicht aus den Quellen, aber mochte bei den Freunden die Grundgedanken und Schlagworte sich angeeignet haben. Wie ganz anders hatte sie noch vor wenig Jahren geredet! Scheint es doch oft, als sei jenes starre dogmatische und fanatische Fertigsein in jungen Jahren oft nur — ganz unbewußt — eine ohnmächtige Waffe zur Vernichtung heimlicher Zweifel und im Dunkeln schleichender Versuchungen. Hier war es nicht anders; die Verbindungsglieder von dieser zu jener Denkweise haben wir aufzudecken versucht.

Einmal handelte es sich um eine Erschütterung ihrer theologischen Überzeugungen, dazu gesellten sich aber auch Motive ethischer Art. Schon 1847 erwiderte sie auf eine im Gespräch fallende Äußerung über den heilsamen Einfluß des religiösen Glaubens auf das sittliche Handeln, mit Lebhaftigkeit, gerade seit der Entfernung von jenem Glauben sei ihr eigenes Thun durch weit höhere Rücksichten und einen um vieles vornehmeren Pflichtbegriff bestimmt worden. Im gleichen Jahre berichtet sie einer Freundin von dem unausgeführten Plane eines Werkes über die Überlegenheit des Trostes der Philosophie im Vergleich mit der Religion. Einen entschiedenen Abschied von aller Religion bezeichnet auch die Zustimmung zu der eigentümlichen künstlichen Deutung des Julianischen Todeswortes durch Strauß: jede Reaktion, die eine veraltete Gedankenform wieder aufleben lassen wolle, werde von dem Galiläer, das heißt dem Genius der Zukunft besiegt. Doch das alles sind bei ihr noch Andeutungen, die eine genaue Bekanntschaft mit dem Positivismus erst als Entlehnung oder freie Fortbildung erkennen ließ.

Chapman hatte sie inzwischen mehrfach besucht und im Jahre 1851 mit ihrer Hilfe den Plan einer neuen Folge seiner Zeitschrift ausgearbeitet. Mitte August begiebt sie sich nach London und zieht Ende September ganz in das Chapmansche Haus als Pensionärin und ständige Mitherausgeberin der Westminster Review. Hier war sie nun im Zentrum der geistigen Arbeit Englands. Nicht nur, daß sie genötigt wurde, die neuen Erscheinungen auf philosophischem, geschichtlichem und politischem Gebiete zu verfolgen und öffentlichen Bericht über sie, wenn auch anonym zu erstatten; sie kam auch mit den meisten ihrer Verfasser in persönliche Berührung. Friederike Bremer, die sie nicht leiden mochte, wohnte im „Hause. James Martineau und seine Schwester Harriet, die Comte-Übersetzerin, begegnete sie bald an Chapmans Tisch. Der Phrenolog Combe, Louis Blanc, Mazzini, Huxley und Carlyle fanden sich ebenfalls dort ein. Die wichtigsten Beziehungen aber waren Spencer und Lewes. Jenem trat sie zuerst näher, gerade nach der Veröffentlichung der sozialen Statik (1851), und hielt mit ihm bei fast täglichem Zusammentreffen gute Kameradschaft; für diesen hatte sie im Augenblick wenig Geschmack. Sie trafen sich dann noch einmal im Theater und Spencer veranlaßte den „Miniatur-Mirabeau“ noch im gleichen Jahre zu einem Besuche bei Miß Evans. Er sah zweifellos die Verwandtschaft beider Geister, die ihrerseits einstweilen nur das Trennende erkannten. Für die Pflege der Freundschaft hatte ja auch die junge Journalistin eben kaum Zeit. Die Sorge für die geschickte Zusammenstellung jeder Nummer, mehr noch die am Ende fast für jedes Heft zu liefernde Bücherschau nahm sie vollauf in Anspruch. Immerhin lief der Brief-

wechsel mit den alten Freunden weiter, aus dem viele bedeutsame Angaben zu entnehmen sind. So eine Begegnung mit Pierre Leroux in einer Soirée, der die zwei Stunden des Zusammenseins benutzte, um ihr seine entschiedene Ansicht von der Identität des Essenismus mit dem Christentum, seine Theorie vom Glück und seine sämtlichen Lebensschicksale zu unterbreiten. In das Jahr 1852 fällt auch, nach einem Citat und einer immerhin nicht ganz richtigen Bemerkung über seine Psychologie zu schließen, die erste Lektüre Comtes, wohl durch Lewes veranlaßt, der, wie sie ehrlich erzählt, ihr mit der Zeit weniger tadelnswert erschien; auch dessen Bücher nimmt sie nun ernstlich vor. Ihr Plan, die Stellung an der Zeitschrift um eigener Studien willen aufzugeben, wird auf Lewes zurückgeführt, doch unterblieb er einstweilen; da die Sorge um den Unterhalt doch zu peinlich gewesen wäre und die jetzt unternommenen Übersetzungen von Feuerbachs „Wesen des Christentums" und Spinozas „Ethik" nichts einzubringen versprachen. Das erstgenannte Buch erschien denn auch im Juli des folgendes Jahres (1854).

Für die wichtigen Monate der Folgezeit sind die biographischen Angaben von begreiflicher Kürze. Im April erkrankt Lewes. Miß Evans giebt die Arbeit bei Chapman auf, zieht in seine Nähe, pflegt ihn und übernimmt einen Teil seiner Arbeit. Am 10. Juli schreibt sie von einer möglichen Reise ins Ausland; am 20. folgt jenes merkwürdige Billet an die Freunde, mit dem sie sich alle Briefe postlagernd Weimar erbittet. Man erfuhr erst nachher, daß Lewes mit ihr gegangen sei; ihr Bekanntenkreis, ja ein Teil der litterarischen Welt Englands überhaupt waren starr vor Erstaunen und Entrüstung.

Sie zu begreifen müssen wir schon auf die Vergangenheit jenes seltsamen Mannes ein wenig zurückkommen. Dem Kaufmannsstand angehörig, hatte der noch nicht Zwanzigjährige sich der Medizin zugewandt, um sie bald mit der Philosophie und Litteratur zu vertauschen. Auf Carlyles Anraten verbrachte er die Jahre 1838 und 1839 in Deutschland; dort hatte ihm Varnhagen von Ense um seiner „unausstehlichen Vielseitigkeit" willen ein schlimmes Ende prophezeit. Auch Thakeray versichert, er werde sich nicht wundern, Lewes eines Tages auf einem weißen Elephanten in phantastischer Tracht mit einer Meßbudentruppe durch die Straße reiten zu sehen. In einem meist von Juden besuchten Diskutierklub, der in einer Kellerkneipe abgehalten wurde, hörte er zum erstenmal von Spinoza und kaufte dann mit seinem letzten Gelde bei einem Straßenantiquar die „Ethik" (die Scene ist später in Eliots letztem Roman festgehalten, aber auf Maimons Selbstbiographie übertragen worden). Daß er den ersten Aufsatz über den jüdischen Philosophen in England geschrieben

haben soll, ist wohl ein Irrtum.[1]) Nach seiner Rückkehr aus Deutschland schrieb er mehrere Novellen, war als Dramaturg thätig und begann von Neuem physiologische Untersuchungen. 1846 erschien dann seine biographische Philosophiegeschichte, die einen ungeheuern Erfolg hatte. Nach Mills Logik war sie das gelesenste Buch des Englands jener Tage und wurde auch in ihrer deutschen Ausgabe bedenklich überschätzt. Die Minderwertigkeit des Werkes, die gerade seine Wirkung verstärkte, beruht auf seiner positivistischen Parteistellung, die sie an die Hegelsche Pragmatik eines Tennemann und später die Herbartsche eines Thilo anreiht. In dieser Hülle drangen die Comteschen Gedanken siegreich nach England und mit Spencer war Lewes der erste Prophet des Positivismus über dem Kanal. Noch heute spielt das Buch, das Acton nur zu treffend „eine leere Aufzählung unzusammenhängender Irrtümer" nennt, dort eine Rolle.[2]) Im Jahre 1844 übernahm Lewes die Leitung der Zeitschrift The Leader und beteiligte sich, wie wir sahen, an der Westminster Review. Was jenen Stimmungsumschlag in Miß Evans ihm gegenüber bewirkte, ist schwer zu verstehen; behauptet sie doch, vom Redaktionstisch sehe man die Menschen in einem ungünstigeren Lichte als recht sei. Offenbar war in seinem Umgang etwas Anregendes und seine Beweglichkeit in der Gesellschaft bezauberte sie. Daß es sich mehr um eine Gemeinschaft des Geistes als des Gefühls handelt, ist unzweifelhaft.

Dies war der Mann, dessen Liebe sie höher stellte, als alle Meinungen und Gebräuche der Welt. Es handelte sich in der That um mehr als einen Verstoß gegen die Sitte. Lewes war verheiratet und hatte drei Söhne.[3]) Alle Biographen erwähnen diesen Punkt, keiner wagt die Einzelheiten zu berühren. Genug, daß die Ehe äußerlich getrennt war, gesetzlich aber nicht geschieden werden

[1]) Auf meine Anfrage in England erhielt ich folgende Antwort: „Dieser Aufsatz steht in der Westminster Review 1843 und wurde später in seiner Philosophiegeschichte wiederholt. Lewes selbst nennt ihn in einem Artikel der Fortnightly Review (1866 April) „zwar unvollkommen, aber als *ersten Versuch* der Rechtfertigung des großen Philosophen vor dem englischen Publikum doch bedeutsam". Und nach Van der Lindes Spinozabibliographie und dem Buche Pollocks ist gegen diese Behauptung nichts einzuwenden.

[2]) Dagegen jedoch meine englische Quelle: „In der unmittelbaren Gegenwar freilich wird sie allgemein mißachtet."

[3]) Während der Korrektur gehen mir noch folgende Ergänzungen zu: Die Lewessche Ehe wurde zwei Jahre vor der Verbindung mit George Eliot getrennt. Über Lewes' früheres Leben ist wenig veröffentlicht worden. Am meisten berichtet darüber Sully in dem New Quarterly Magazine Oktober 1879. Der engere Freundeskreis scheint abgeneigt, sich öffentlicht zu äußern. *Spencer*, der am meisten weiß, ist für derartige Schriftstellerei durchaus unbegabt. Man braucht bei Croß nur seine Briefe nachzulesen! Frau Lewes verbrachte ihre letzten Lebensjahre im Irrenhaus.

konnte; daß die Frau von ihrem Manne und — Miß Evans noch lange Jahre hindurch erhalten werden mußte. Das alles war vorauszusehen, aber doch zögerte Mary Ann keinen Augenblick. Sie folgte wieder einem ihrer heftigen Impulse, der Rücksichten nicht kannte und von Konsequenzen nichts hören wollte. Ihr Bedürfnis nach Anregung und Anlehnung sollte um jeden Preis befriedigt werden. Menschen mit so starkem Verlangen nach Liebe und Glück, Frauen besonders, werden auch die besten Freunde oft mit ungewöhnlichem Thun überraschen. Sie sind mit einem Instinkt begabt, der sie wie mit der Wünschelrute fühlen läßt, wo das Ideal ihres Lebens verborgen liegt; sie folgen ihm und können nicht anders. Schon einmal hatte Mary Ann an der Thüre der Ehe gestanden. Es hatte sich um einen jungen Künstler gehandelt, dessen spätere Laufbahn die Abneigung des Vaters gegen diese Verbindung rechtfertigte. Diesmal sollte kein Mensch sie hindern, zu thun, was sie für recht hielt. Zwar war bei jener Reise mit Lewes nach Deutschland noch nicht ausgemacht, zu welchem Ziele ihre Freundschaft führen sollte. Erst kurz vor der Rückkehr in die Heimat wird der Entschluß gefaßt, praktisch eine Ehe einzugehen und einen Namen zu tragen. Schwierigkeiten schmerzlicher Art waren damit von Anfang an verbunden. So wurde z. B. Lewes am Hofe zu Weimar, wohin er sich zur Materialsammlung für seine Goethebiographie begab, erst am Tage vor der Abreise empfangen, als man über den Charakter seiner Begleiterin im Klaren war. In England mußten sie eines noch schlimmeren Empfangs gewärtig sein. Das große Publikum pflegt Konflikte mit der sittlichen Tradition nach den niedersten Motiven und auf Grund vermeintlicher Analogien und Präcedenzfälle zu beurteilen oder es läßt eine Diskussion überhaupt nicht zu. „Das Gute ist kein Gegenstand der Wahl," schreibt selbst Lady Blennerhasset; die Thatsache eines ethischen Konflikts enthält schon für sie die Verurteilung. Man wollte nicht begreifen, daß es sich um eine dauernde Verbindung handeln könne. Da man die früheren Beziehungen beider nicht kannte, glaubte man an einen oberflächlichen Liebesrausch, eine Augenblicksgemeinschaft, deren baldige Lösung sie sich jederzeit hätten sichern wollen. Vielleicht trug dies bisher bekannte Verhalten von Lewes ein wenig dazu bei. Mit solchen Leuten hatte Miß Evans freilich nichts zu thun; rechtfertigen aber mußte sie sich vor sich selber und den Freunden. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß es sich um eine prinzipielle Bekämpfung der Ehe nicht handelte. Grant Allen in seinem viel Staub aufwirbelnden Buche The Woman who did (deutsch Zürich 1895) hat ihr Verhalten in diesem Sinne tendenziös interpretiert. Sie hatte einfach um der praktischen Unmöglichkeit willen diesen Weg

gewählt; gleichwohl hatte sie auf eine über das einfache Glücksverlangen hinausgehende, wenn auch indirekte Motivierung nicht verzichtet. Von Weimar aus sandte sie der Westminster Review einen Aufsatz über die Frauen in Frankreich, speziell über Cousins bezügliches Buch und das Leben der Mme. de Sablé. Sehr bezeichnend ist die Ableitung der literarischen Überlegenheit der gallischen über die teutonische Frau aus dem kleineren Gehirn und der größeren Lebhaftigkeit, die eine physiologische Gleichwertung der Frau mit dem Manne anzubahnen scheine und die zum poetischen Schaffen nötige Spannung ermögliche. Ein zweiter Grund — und hier kommt sie auf ihr Thema — sei die leichtfertige Heiratspraxis. Das oft abenteuerliche Leben der Jungverheirateten, der Anteil an dem bewegten Leben des Mannes wecke alle Fähigkeiten und Kräfte zu geistigem Leben. Das Eigentümliche weiblichen Denkens und weiblicher Geistesarbeit dürfe nicht als eine Quelle der Zwietracht, sondern als notwendige Ergänzung der Wahrheit und Schönheit des Lebens betrachtet werden. Wie Sarah Hennell einst mit Eliots Zustimmung auf eine weibliche Methode in der Metaphysik ihre Hoffnung setzte, so postuliert diese jetzt eine Ehe der Geister, die allein alle bunten Farben menschlichen Denkens und Fühlens in einem Regenbogen der Verheißung für die Ernte des Menschenglücks scheinen lasse. Eine solche Verbindung, die in der vollen Entwicklungsreife eingegangen, auf innerer Übereinstimmung und gegenseitiger Anziehung ausschließlich begründet war, wollte auch sie jetzt schließen. Auch ihr sollte die Ruhe und Sicherheit des ehelichen Verhältnisses zur Entfaltung der höchsten Eigenschaften günstig sein. Ob es dazu wirklich kam? Es schien wenigstens so und sie selbst zweifelte keinen Augenblick daran. Jedenfalls war ihr das Ziel hohe Opfer wert. Schon 1848 sprach sie bei Gelegenheit von Brontés Jane Eyre[1]) von dem teuflischen Gesetz, das eines Mannes Seele und Leib an einen faulenden Leichnam binde; die Selbstopferung der Persönlichkeit verdiene einen würdigeren Gegenstand. In einem erst 11 Monate nach ihrer Abreise an Brays gerichteten Brief betont sie den Ernst dieser Verbindung und verteidigt sich gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit mit dem Hinweis, daß man in solchen Dingen theoretisch wohl verschiedener Meinung sein könne, immer das Bewußtsein von der Verantwortung seiner eigentümlichen Stellung vorausgesetzt. Wie man zur Zeit der Römerherrschaft das Gesetz der Verurteilung selbst habe wählen können, so sei es heute Pflicht, jeden nach den von ihm angenommenen Grundsätzen zu werten. Damit leugnete sie freilich, daß es Rücksichten gäbe,

[1]) Deutsch dramatisiert als „Die Waise von Lowood" durch Charlotte Birch-Pfeiffer.

deren Wahrung auch ohne persönliche Zustimmung geboten sei. Es ist das alte nie gelöste Problem, ob das Individuum, das auch die weltliche Gesetzgebung so gut als Heteronomie empfinden kann, wie die göttliche, seinen eigenen Gesetzen gehorchen darf oder sich schweigend zu fügen hat. Das Beruhigende der christlichen Moral, meint die für die ernst zu nehmenden Gegner der freien Sittlichkeit typische Lady Blennerhassett, bestehe gerade in dem strengen Gehorsam, der kein Warum kenne. Alle Selbstbesinnung sei gefährlich und entmutigend; allein die Entlastung in der Unterwerfung mache glücklich. Von diesem fast katholischen Standpunkt sucht sie nun im Leben Eliots eine Art Strafe ihres Vergehens zu erblicken und ist geneigt, kleine Reibungen, wie sie in keiner Ehe ausbleiben, zu schweren Konflikten aufzubauschen. Es bleibt trotz alledem dabei, daß sich Mrs. Lewes in ihrer Ehe unsagbar glücklich fühlte. Ob daraus, ihr unbewußt, für ihr künstlerisches Schaffen und ihre Entwicklung überhaupt Nachteile erwuchsen, ist eine ganz andere, an ihrem Platze später zu erörternde Frage. Mit größerem Recht hat man auf die unbestreitbare Thatsache vorwurfsvoll aufmerksam gemacht, daß zwischen der Moral ihrer Bücher und der eigenen ein schreiender Gegensatz bestehe. So wird eine Stelle aus „Romola“ citiert, in der Savonarola zum Aushalten in den schwierigen Eheverhältnissen dringend ermahnt. Man kann allerdings von einer öffentlichen Persönlichkeit, die nicht nur rein künstlerisch, sondern durch die Kunst auch sittlich wirken will, wohl verlangen, daß ihr Privatleben dem proklamierten Ideal entspreche; es ist aber naiv, eine in eine bestimmte Situation passende Mahnung zur Waffe gegen den Dichter zu schmieden und ihn für ihre Richtigkeit unter allen Umständen verantwortlich zu machen. Zudem war Mrs. Lewes in jenen Tagen noch unbekannt. Zehn Jahre später hätten neue Erwägungen sie vor einem solchen Schritt mit Recht zaudern lassen. Ihre späteren Werke aber mit ihrer früheren Moral in Einklang zu bringen, für sich in ihren Romanen zu plaidieren, dazu war sie zu vornehm. Sie hielt ihren Fall für viel zu wenig allgemein, um ihn öffentlich zum künstlerischen Typus zu stempeln; auch mochte sie nicht alle Welt in die Besprechung ihrer Privatangelegenheiten hineinziehen. Nur die Ehe Gwendolens in „Deronda“ konnte in ihrer äußeren Krankheit und inneren Unsittlichkeit als eine Art Selbstverteidigung betrachtet werden.

Auf ihrer deutschen Reise blieb sie von dem allen noch mehr verschont. Die reichen empfangenen Anregungen und die neuen Freunde ließen das Problem der Zukunft für eine Weile vergessen. In Weimar lernte sie Hoffmann von Fallersleben, Cornelius, Liszt, Raff kennen und besucht den alten Eckermann „vor seinem völligen Tode“.

In Cöln sucht sie Strauß auf, der in seinen „Briefen“ [1]) ein freundliches Bild der Begegnung entwirft; in Berlin trifft sie bei Varnhagen Leute wie Adolf Stahr, Johannes Müller, Fanny Lewald, Dubois-Reymond und Rauch. Trotzdem war sie nicht müßig gewesen, hatte die Übersetzung der spinozistischen „Ethik“ und des Traktats De Deo hier gefördert und sich vor allem in die neue deutsche und englische Litteratur vertieft; das Verzeichnis dieser Bücher füllt drei Druckseiten. Genannt seien nur Goethe, Lessing, Heine und Uhland, aber auch Shakespeare selbst in Schlegelscher Übersetzung. Ein Wort über ihre Stellung zu diesem Dichter mag hier eingeschaltet sein. An Shakespeare tadelte sie die Ungerechtigkeit gegen Frauen; ein geschichtliches Verständnis war ihr überhaupt selten möglich. Bei Goethe wurde sie wärmer nach dem Wort von Strauß, sei der Sirius größer als die Sonne, so reife er doch unsere Trauben nicht. Goethe war ihre Lieblingsgestalt in der Litteratur. Immerhin mußte das rein ästhetische Verhalten Goethes ihrem mehr ethisch gerichteten Geiste nicht genehm sein; doch vielleicht empfand sie das ebensowenig als Carlyle; wohl möglich, daß auch Lewes sie hier beeinflußt hat und sie in seinen Geschmack nicht minder als in seine Arbeiten hineinzog. Lessings Laokoon, „das undeutscheste aller deutschen Bücher“, stellt sie sehr hoch, bei der Emilia Galotti scheint ihr die Modernisierung des Virginiastoffes völlig verfehlt. Durch den „Nathan“, die Krone aller seiner Werke, wurde sie in Berlin bei einer Aufführung zu Thränen gerührt; er gab wohl die erste Anregung zu ihrem späteren Juden-Roman. Für Heine hatte sie sehr viel übrig und widmete ihm unter dem Titel „Deutscher Witz“ 1856 einen langen Aufsatz, in dem sie entschuldigt, was sich entschuldigen läßt und mit einer heiteren Ruhe ihn würdigt, die den von seinem Spott zu oft getroffenen Deutschen und Franzosen selten möglich ist. Eine große Vorliebe hatte sie auch für W. H. Riehl und schreibt über seine „Naturgeschichte des deutschen Volkes“ einen sympathischen Bericht nach Hause. Daß sie Dante so hoch stellte, sucht Acton auf ihr Interesse für das Religiöse in jeder Form zurückzuführen, das sein Werk zur Gleichzeitigkeit mit ihrem Empfinden hinaufrückte. — Diese deutschen Erfahrungen waren für beide ein bleibendes Erlebnis. Spätere Reisen vermochten den ersten Eindruck nicht zu verwischen. Die seitdem stattgefundenen Umwälzungen, die die Neuentwicklung seit dem Kriege einleiteten und von der Romantik gar sehr abführten, blieben ihr immer fremd.

Die Rückkehr nach England bot wenig Erfreuliches. Ihre Verwandten zogen sich sämmtlich von ihr zurück. Der Bruder, mit

[1]) Herausgegeben von E. Zeller. Bonn, Emil Strauß 1896.

dem sie so innig verbunden war, ließ außer einem gleichgiltigen Briefe (1857) ihr keine Nachricht bis 1880 zukommen. Die Freunde wurden kühl. Sie sahen, daß eine theoretische Diskussion des Problems nicht angenehm sein konnte; sie hatten auch zu deutlich die Empfindung, daß die ihrem Verhalten gegebene Motivation für Mrs. Lewes eine nachträglich zur Selbstberuhigung und zur Beschwichtigung Anderer geschaffene Konstruktion war, im Augenblick der Entscheidung aber nicht den Ausschlag gegeben hatte. So zog man Schweigen und abwartendes Verhalten vor; das Ehepaar war somit ganz auf sich selbst angewiesen. Mrs. Lewes nahm die Monatsberichte in der Westminster Review wieder auf, schrieb Aufsätze für den von ihrem Mann im Stiche gelassenen und nun wiederaufgenommenen Leader und beschäftigte sich in einer langen Auseinandersetzung mit dem Prediger Dr. Cumming (Evangelical Teaching). Sie zeugt von sehr lebendigem theologischen Interesse und guter kritischer Schulung. Unbarmherzig deckt sie alle rhetorischen Floskeln des beliebten Redners auf und führt sie auf eine haltlose Argumentation zurück. Ihre Polemik verrät den ganzen Zorn, den sie gegen die große Zahl derer hatte, die unter den Begriff der „Ungläubigen" sich eine traurige Vogelscheuche zurechtmachen, deren Vernichtung dann freilich keine Kunst ist. Zugleich tritt sie dem beliebten Schlußverfahren entgegen, das auch auf sie Anwendung gefunden hatte, als müsse der Häretiker des Gedankens notwendig ein Häretiker der That gewesen sein und im Pfuhle aller Schande sich gewälzt haben. Ihr Aufsatz hatte aber noch eine besondere Bedeutung. Er war, im Eingang wenigstens, mit einer gewissen anschaulichen Lebendigkeit, fast im Erzählerton geschrieben, so daß der findige und weitblickende Lewes auf den Gedanken kam, seine Frau müsse auch eine gute Geschichte zustande bringen. Schon in Berlin hatte sie ihm ein einleitendes Kapitel zu einer nie vollendeten Novelle vorgelegt, das ihm nach der beschreibenden Seite gefallen hatte. Andere Arbeiten verschoben den Plan bis zum September 1856. In sechs Wochen wurde die erste der Scenes beendigt und einem befreundeten Verleger gesandt. Da es eine Serie werden sollte, entschloß dieser sich erst nach einigen Drängen zum sofortigen Drucke des „Barton", ohne die andern noch zu kennen. Im Frühjahr erschien die zweite, im Sommer die dritte der drei unter dem Gesamttitel Scenes of Clerical Life vereinigten Novellen. Eine anfangs geplante Fortsetzung unterblieb. Der Erfolg war groß und durchschlagend, die Bahn für eine verheißungsvolle Zukunft geebnet: Mrs. Lewes war unter die Dichter gegangen. (Fortsetzung folgt.)

P. Fr. Langs Büchlein über die Schauspielkunst.

Ein Beitrag zur Jesuitendramatik.

Von Nicolaus Scheid in Feldkirch.

„Nicht auf Ansammlung von Wissen kam es dieser [Jesuiten-] Schule an, sondern auf Gestaltung der Persönlichkeit in körperlicher und geistiger Hinsicht. Hier sollte alles Wissen und Lernen der Schule in Können umgesetzt werden. Hier galt es überall, je nach den vorhandenen Talenten, von der Theorie zur Praxis, vom Wissen zur eigenen Komposition fortzuschreiten. Diese Richtung begann mit den einfachsten Sprechübungen und Exercitien, setzte sich fort in Deklamationen und Konzertationen, war lebendig in der Abfassung lateinischer Carmina, zu der die Poetiken des Ordens nach ganz bestimmten Regeln anleiteten, und erreichte ihren Höhepunkt in den glänzenden Theateraufführungen des Ordens." So schildert Professor J. Zeidler[1]) ebenso treffend als kurz die alte Jesuitenschule in Ziel und Mitteln. Das Theater gehörte demnach als ein notwendiger Bestandteil in diesen Schulbetrieb, ja es war „eine Art Generalprobe für Schüler und Lehrer".

Daraus erklärt sich die geradezu überwuchernde Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des alten Jesuitendramas. Um so auffallender aber muß es erscheinen, daß diese an dramatischen Leistungen verschwenderisch reiche Litteratur verhältnismäßig arm an theoretischer Anleitung für die dramaturgische Bühnenkunst geblieben ist. Die Erklärung des sonderbaren Mangels liegt wohl in der lebendigen Überlieferung innerhalb des Ordens, zumal im Schulbereich, dem Hauptfelde seiner Thätigkeit. Den ersten und vielleicht einzig gebliebenen Versuch, Winke und Anweisungen zur Einübung des Schuldramas auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat P. Fr. Lang mit seinem Schriftchen „über die scenische Handlung" gewagt.[2]) Das Büchlein erschien zwei Jahre nach des Verfassers Tode, 1727, und dürfte den Vorzug behaupten, überhaupt als die älteste eigentliche Mimik zu gelten.

P. Lang war durch Neigung und infolge seines Bildungsganges wie kaum ein anderer befähigt, seine Erfahrungen als wertvolle An-

[1]) Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, S. 655 f.

[2]) Dissertatio de actione scenica cum figuris eandem explicantibus, auctore P. Fr. Lang S. J., Monachii 1727, 8° pp. 154.

leitung für die schauspielerische Kunst im Bereiche der Schule zum allgemeinen Nutzen zu veröffentlichen. Geboren zu Aibling in Oberbayern, trat er 1671 im Alter von 17 Jahren in die Gesellschaft Jesu ein und wurde die 54 Jahre seines Ordenslebens fast ausschließlich in der Erziehung der Jugend beschäftigt, und zwar zum größten Teile an dem damals berühmten Gymnasium zu München. Seine Nebenbeschäftigung stand ebenfalls im Dienste der Jugendbildung. Mit der Leitung des Theaters betraut, suchte er mehrfach den Bedarf an Stücken sich selbst zu verschaffen; mehrere Bände seiner Dramen sind gedruckt, andere liegen als Handschrift in der Münchener Staatsbibliothek. Er sei, so wird ihm nachgerühmt, für diese Art der Schriftstellerei wie geschaffen gewesen und habe durch Beispiel und Ermunterung auch andere für die schönen Wissenschaften gewonnen. Insbesondere scheint die Art und Weise, wie er seine Schüler auf der Bühne einzuüben verstand, die allgemeine Anerkennung gefunden zu haben. Das geht aus einem Briefe hervor,[1]) worin er einem Freunde klarlegt, daß die dramaturgische Bühnenkunst nicht so einfach und kurzer Hand gelehrt werden könne; ob er je dazu kommen werde, seine Erfahrungen niederzuschreiben, glaube er kaum, wie gerne er es auch thäte. Glücklicherweise ist ihm, wenn auch erst am Abende seines Lebens, die Ausführung seines Wunsches doch noch vergönnt worden. Das kleine Büchlein scheint das letzte Werk des um das Münchener Schultheater so verdienten Mannes gewesen zu sein; die Druckerlaubnis des Schriftchens ist nämlich wenige Monate nach dem Tode des Verfassers gegeben worden.[2])

Wie das Büchlein entstanden ist, verrät seine Einleitung. Von vielen Seiten her dazu gedrängt, habe der Verfasser schließlich nachgegeben, seine Erfahrungen zum Besten der studierenden Jugend zusammenzustellen, zumal es bisher noch keine praktische Mimik für die Bretter des Schultheaters gebe. Sodann werden die vielerlei Schwierigkeiten und Bedenken dargelegt, die sich der Abfassung eines

[1]) Epistolae familiares ad amicos et notos scriptae. München 1725. Centuria II, epist. 71.

[2]) Die genaueren Angaben über Langs Leben finden sich in „Sommervogel: Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus" und in einer neuentdeckten, im Privatbesitz befindlichen handschriftlichen Elogiensammlung der oberdeutschen Ordensprovinz, worin der Lebensabriß Langs 9 Seiten Folio umfaßt. Dort wird am meisten der segensvolle Einfluß erwähnt, den der geliebte Professor und der erfahrene Dramaturg durch Ansehen und Beispiel auf weite Kreise ausgeübt hat, so daß sich der Ruf des anspruchslosen Ordensmannes über ganz Bayern verbreitet habe, und es wird die Hoffnung ausgesprochen, daß der handschriftliche Nachlaß des Gelehrten noch gedruckt werde; er verdiene es. Das Elogium ist auch für die sogenannten Marianischen Kongregationen von Wichtigkeit; Lang war nämlich viele Jahre Vorsteher der berühmten lateinischen Sodalität in München.

zwar nützlichen, ja notwendigen, aber doch gewagten Büchleins entgegenstellten. Die größte Verlegenheit fürchtet P. Lang von einer unentbehrlichen Ausstattung des Schriftchens mit Bildern, welche die verschiedenen Stellungen der Füße und die Bewegungen der Hände veranschaulichen sollten. Daher sei die Arbeit so lange verzögert worden. Als Quellen seiner Weisungen nennt der gefeierte Dramaturg das Beispiel anderer, die in dieser Kunst Bescheid wußten, eigenes Studium, zumeist aber eine langjährige, nicht mühelose Erfahrung. Der Zweck seines Werkes darf begreiflicherweise kein anderer sein, als das letzte Ziel der jesuitischen Theaterthätigkeit zu fördern. Andere mögen dann auf seinem rohen Fundamente eine vollkommene Kunst der Mimik aufbauen, so schließt der bescheidene Bühnenkenner seine Vorrede, indem er sich nach altem „Schreibergebrauch" und wohl in Vorahnung seines baldigen Todes dem frommen Gebete der Leser empfiehlt.

Das kleine Werkchen hat mehr als litteraturgeschichtlichen Wert. Aus erprobter Erfahrung hervorgegangen, enthält es Winke und Weisungen, die gerade für dramatische Schüleraufführungen ihre Brauchbarkeit bewahren. Schade nur, daß sich bei einer übersichtlichen Wiedergabe dieser jesuitischen Mimik die wohlgetroffenen Figuren, wodurch Haltung und Stellung der jugendlichen Bühnendarsteller veranschaulicht werden, nur sehr schwer beschreiben lassen.[1])

Sozusagen selbstverständlich stellt P. Lang in seiner philosophischen Darlegungsweise eine klare Begriffsbestimmung an die Spitze seiner Abhandlung mit kurzem Hinweis auf die Vortrefflichkeit der Mimik. Seine Theorie umfaßt die ganze „scenische Handlung" (actio scenica), und so versteht er darunter „eine passende Bewegungsfähigkeit des ganzen Körpers und der Stimme, die geeignet ist, Affekte zu erregen."[2]) Es begreift demnach diese Kunst alle Ausdrucksbewegungen der Geberde und Sprache in sich, insoweit sie den künstlerischen Zweck einer Beeinflussung der Gefühle bei dem Zuschauer verfolgen.[3]) Daß zur vollendeten Fertigkeit, all diese kleinen und feinen Ausdrucksmittel auf der Bühne wirksam zu gebrauchen, die natürliche Veranlagung, auch wenn sie das gewöhnliche Maß übersteige, dennoch nicht ausreiche, daß notwendigerweise zur Vollendung Natur und Kunst sich finden müssen, um mit Goethes

---

[1]) R. von Reinhardstöttner hat in seiner erschöpfenden Studie „Zur Geschichte des Jesuitendramas in München" (Jahrbuch für Münchener Geschichte, 3. Band 1889) eine kurze Inhaltsangabe von Langs Schauspielkunst mitgeteilt.

[2]) Actionem scenicam ego e meo sensu convenientem totius corporis vocisque inflexionem appello ciendis affectibus aptam.

[3]) Vgl. K. Skraup, Katechismus der Mimik und Gebärdensprache, Leipzig 1892, S. 1—10.

Wort des alten Jesuitendramaturgen Gedanken wiederzugeben, wird gegen die grundsätzlichen Verächter der Kunstgesetze siegreich vertheidigt und insbesondere stark betont, wie Regelkenntnis die Darstellungsfreiheit durchaus nicht beenge, vielmehr nur die künstlerische Fähigkeit vervollkommene. Nach genügender Klarstellung und Begründung dieser Hauptbegriffe beginnt die eigentliche Abhandlung mit den kunstgemäßen Bewegungen des Körpers.

Doch scheint es für die Würdigung des Schriftchens nicht nötig, die genauen Anleitungen und bis ins kleinste gehenden Vorschriften für die einzelnen Körperteile zusammenzustellen, wie sie P. Lang zum kunstgerechten Ausdruck der verschiedenen Gemütsbewegungen und der mannigfaltigen Stimmungen kurz und klar mit Hilfe seiner hübschen Figuren dargelegt hat.[1] Das Büchlein des alten Jesuiten steht an feiner Beobachtungsgabe und richtiger Auffassung der leitenden mimischen Grundsätze nicht hinter den modernsten Werken über die Schauspielkunst zurück; es kann mit ihnen nur deshalb nicht gut in Vergleich gesetzt werden, weil es nicht für Schauspieler von Fach, sondern nur für die enger begrenzte Schuldramatik geschrieben ist.[2] Stellt doch P. Lang selbst seine Theorie in bewußten Gegensatz zu dem Auftreten der Berufsschauspieler, wie er es damals auf der Hofbühne in München beobachtete. So erwähnt er bei den ausdrucksvollen Bewegungen der Hände den Gebrauch der Handschuhe; er nennt das eine ganz neue Hoffitte und eifert gegen eine so unkünstlerische und entstellende Art der Hofschauspieler, die er mit dem verächtlichen Ausdruck „ludiones" belegt; es komme ihnen nämlich nicht immer auf die Kunst an, sondern zumeist genüge den Effekthaschern der Erfolg und der Beifall der Menge. Nicht so das bescheidene Spiel, das die Schule als Bildungsmittel auf der Bühne vorführt; da bildet ein glänzendes Schaugepränge nicht den letzten Zweck, da gilt mehr eine natürliche Kunst, die sich stets ihrer Gesetze bewußt bleibt. Diese Gesetze leitet der sinnige Kunstkenner vielfach aus den Meisterwerken der Maler und Bildhauer ab. Selbst die Tanzkunst empfiehlt der sonst so ernste Mann, weil daraus der Jüngling an edler Haltung und Beweglichkeit viel gewinnen könne. Auch unterläßt es der geistliche Lehrer nicht, seine Schüler auf den Nutzen aufmerksam zu machen, den sie aus Beobachtung eines guten Kanzelredners zu ziehen ver-

[1] Auch die Darstellung von Frauenrollen wird gelegentlich berücksichtigt, soweit sie Abänderungen verlangt; freilich wird die Einschränkung beigefügt, daß nur in notwendigen Fällen solche Rollen zulässig sein dürfen.

[2] Danach beurteilt sich die Darlegung H. Oberländers in seinem Buche „Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert", 1898, S. 51—52.

möchten.[1]) Dabei kam es ihm wohl zu statten, daß seine jugendlichen Bühnendarsteller zumeist bereits gut geschulte Rhetoriker waren, die das Kapitel über die sogenannten Gesten schon gehört hatten; eine kurze Wiederholung, beziehungsweise Erweiterung der dort erlernten Grundsätze konnte hier genügen. So versteht es sich leicht, daß das alte Schuldrama als die reichste Frucht der Gymnasialbildung aufgefaßt wurde; wenigstens in Rücksicht auf das äußere Auftreten durfte es als Maßstab der Bildung gelten.

Nicht weniger war diese Schätzung in der Kunst des Vortrages gerechtfertigt; auch hier war ein teilweises Anknüpfen an die Rhetorik verstattet. Doch mußten die rhetorischen Gesetze, die den Vortrag regeln, vielfach geändert werden. P. Lang faßt die Vorzüge eines kunstgerechten Sprechens auf der Bühne in zwei Regeln zusammen: Natürlichkeit und ausdrucksvolle Eindringlichkeit. Erstere wird unfehlbar erreicht, wenn der Darsteller so spricht, wie es in der edlen gemütlichen Unterhaltung geschieht, nur etwas lauter und lebhafter, wegen der Größe des Raumes. Dabei wird vorausgesetzt, daß der Inhalt dessen, was vorgetragen werden soll, voll verstanden sei. Weil aber die alte Schulsprache auch für die Bühne lateinisch war, so giebt der umsichtige Professor die anscheinend sonderbare Anweisung, der Schüler solle sich seine Rolle erst deutsch übersetzen und in der Muttersprache gut vorzutragen lernen, dann werde es ihm auch lateinisch mit vollem Verständnis gelingen.[2]) Auf die zweite Eigenschaft einer wirkungsfähigen Bühnensprache, die ausdrucksvolle Eindringlichkeit, wird näher eingegangen und die ganze Tonleiter der Stimme für das Hoch und Tief unserer Stimmungen und Gefühle kunstgerecht aufgebaut: überall spricht ein erfahrener Schulmann, der die Schwierigkeiten seiner Schüler kennt und sich ebenso gut auf die richtigen Heilmittel versteht.

Die Mimik der Rede und Geberde bildet den Inhalt der zehn ersten Abschnitte in Langs Abhandlung; das elfte Kapitel stellt das Ideal eines Dramaturgen auf, wie es zur ersprießlichen Leitung der dramatischen Schulaufführungen gefordert erscheint.[3]) Vor allem ge-

[1]) Man wird unwillkürlich an Abraham a St. Clara erinnert, der unter seine neugierigen Zuhörer auch die Schauspieler der Wiener Posse zählen konnte, die von ihm für die Bühnenkunst lernen wollten.

[2]) Wäre den Schülern, wie man es häufig tadelnd darstellt, das Latein geläufiger gewesen als die Muttersprache, so hätte Lang diesen Rat wohl nicht geben können.

[3]) Diese Ausführungen des alten Dramaturgen bestätigen die Berechtigung eines Hauptbedenkens, das heute gegen die maßvolle Wiedereinführung der dramatischen Schüleraufführungen an Gymnasien gewöhnlich geltend gemacht wird: es ist in den meisten Fällen der Mangel eines geeigneten Lehrers, der die Leitung und Einübung des Spieles übernehmen könnte. (Vgl. darüber die ausgedehnten Litte-

höre dazu eine angeborene Geschicklichkeit, ohne die auf der Bühne nichts zu machen sei. Dann solle der „Chorag" selbst Dichter sein, und zwar in lateinischer Sprache, wenigstens dürfe ihm eine lebhafte Vorstellungsgabe und eine dichterische Gestaltungskraft nicht mangeln; ebenso müsse er ein vorzüglicher „Ethiker", dazu ein ausgezeichneter Bühnenkünstler und obendrein auch noch ein sogenannter praktischer Mensch sein. Darin bestehen nach Langs Auffassung die notwendigen Eigenschaften eines brauchbaren Bühnenleiters. Wenn er außerdem noch etwas von Musik und Malerei versteht, so seien das recht wünschenswerte Kenntnisse und vollendeten das Ideal des Dramaturgen. In welchem Ausmaß der Vollkommenheit die geforderten Eigenschaften gewünscht werden, giebt die beigefügte Erklärung an, die zugleich auch eine tiefere Begründung sein will. So erklärt z. B. Lang die poetische Begabung des Theaterdirektors, wie sein „choragus" in moderner Sprache wiederzugeben wäre, deshalb für unentbehrlich, weil er sonst dem toten Buchstaben des gedruckten oder geschriebenen Dramas keine lebensvolle Darstellung auf der Bühne zu geben imstande sein könnte; je stärker also diese Phantasiefähigkeit vorhanden sei, desto mächtiger erweise sich die Wirksamkeit der Bühnenleitung. Die Forderung einer ethischen Durchbildung wird in einleuchtender Weise mit dem Erfahrungssatz begründet, daß niemand eine Anleitung zum künstlerischen Ausdruck der Gemütsbewegungen zu geben vermöge, der nicht wenigstens theoretisch über Wesen, Quellen und Äußerungsweisen der Leidenschaften genau unterrichtet ist. Ebenso leicht begreiflich, zumal für das Schultheater, ist es, daß der Schauspielleiter die Regeln seiner Bühnenkunst nicht bloß wisse, sondern auch anzuwenden und in lebendigem Beispiel zu lehren verstehe; beim Schüler vermag das „Vormachen" am meisten. Nicht so einfach läßt sich die Eigenschaft des praktischen Sinnes abmachen. P. Lang unterscheidet drei Möglichkeiten. Es giebt, führt er aus, so geschickt veranlagte Naturen, die alles, was sie sehen oder sich vorstellen, auch selbst in Wirklichkeit nachzubilden wissen; diese genießen für die Theaterleitung einen großen Vorteil, weil sie alles zu verwerten und aus dem Nichts sozusagen etwas zu machen verstehen. Andere, weniger selbst praktisch begabt, können zwar nicht mit eigener Hand ihren Ideen Leben und Gestalt in der Scenerie verleihen, wissen aber Künstlern oder Werkleuten die entsprechenden

raturangaben in der Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule in Elberfeld 1899, „Ratgeber für Schulaufführungen" und die neuesten Ergänzungen in der Zeitschrift „Gymnasium" Nr. 7 und 8, 1900.) Langs Büchlein läßt sich unbedenklich als alterprobter Ratgeber den Leitern solcher Schulaufführungen zur wirksamsten Benutzung empfehlen, und so hat das Schriftchen in gewissem Betracht einen bleibenden Wert.

Anweisungen zur Ausführung ihrer Pläne in Dekoration und Kostüm zu geben, und das genügt auch. Minder günstig liegt jedoch die Sache, wenn der Theaterleiter „so unbeholfen und ungeschickt von Haus aus wäre, daß er nicht einmal, wie P. Lang sich ausdrückt, einen Nagel in eine Wand schlagen könnte". Aber auch in diesem Falle ist noch Rat, wenn der Chorag nur so viel Demut besitzt, Kundige zu befragen, wie das einzelne angepaßt und ausgeführt werden müsse, um den gewünschten Erfolg zu erzielen; sollte es dagegen ein solcher Theaterdirektor als Gelehrter unter seiner Würde halten, sich mit diesen handwerksmäßigen Dingen zu befassen, der möge nach Langs wohlgemeintem Rate nie die Bühne, sondern nur seine Lehrkanzel betreten, wo ihm größerer Beifall winkt. Übrigens lasse sich, so schließt Lang seine Idealzeichnung eines Schauspieldirektors, durch Eifer und Übung vieles ersetzen, was die Natur versagt oder nur sparsam geschenkt habe.

Das gezeichnete Muster scheint die eigene Persönlichkeit des Verfassers zur Vorlage genommen zu haben, und so hätte dieser Abschnitt mit Langs Bildnis geschmückt werden können, sowie die voraufgehenden Kapitel durch veranschaulichende Figuren der Mimik geziert sind. Der langjährige Professor der Poesie und Rhetorik, der erfahrene Theaterdirektor der alten Jesuitenbühne in München, der Verfasser von damals beliebten Dramen war nämlich zugleich ein Mann von außergewöhnlicher Gewandtheit und vielseitiger Kenntnis des Lebens und seiner Anforderungen. Ja, Lang galt, nach seinem ausgedehnten Briefwechsel zu schließen, als eine Art Allberater für Kunst und Wissenschaft sowohl, als nicht minder für die gewöhnlichen Bedürfnisse und Hantierungen des Lebens. Daß sich dieser Mann einer mehr als halbhundertjährigen Bekanntschaft mit der Schulbühne berühmt und gerne von seiner Erfahrung spricht, darf ihm nicht als Ruhmredigkeit des Alters vorgerückt werden.

Nachdem mit den Eigenschaften des Theaterleiters die Einübung des Stückes in der Theorie abgeschlossen ist, wendet sich P. Lang der Aufführung desselben auf der Bühne zu. Er benutzt die Gelegenheit, seine Ansichten über die dramatische Kunst überhaupt, vom Standpunkte des Schauspieldirektors aus, mitzuteilen. Das gemahnt freilich da und dort an den Direktor im Vorspiel zu Goethes Faust. Wohl sucht der kundige Dramaturg die Notwendigkeit, auch über Aufbau und Ausführung des Dramas seine Erfahrungen auszusprechen, mit dem Mangel, beziehungsweise der Schwierigkeit eines zuverlässigen Kunsturteils zu begründen. Von der großen Masse der Zuschauer sei höchstens eine Äußerung des Gefallens oder Mißfallens zu erwarten, das meistens die künstlerische Wertschätzung des Stückes wenig oder gar nicht berühre. Auch die sogenannten Gebil-

deteren maßten sich zwar mit Vorliebe eine Aburteilung gerade in den Erzeugnissen der schönen Litteratur an, ohne aber die nötigen Vorkenntnisse der Kunstregeln und ohne die erforderliche ästhetische Bildung zu besitzen. Selbst unter den berufenen Kunstkritikern herrsche vielfach Meinungsverschiedenheit, wenn es sich gegebenen Falles um die thatsächliche Anwendung der Kunstgesetze handle. Das einzig richtige Urteil in der dramatischen Kunst erkennt Lang begreiflicherweise nur seinem oben geschilderten Theaterdirektor zu. Diese Auffassung befremdet jedoch um so weniger, wenn man bedenkt, daß Lang ein scenisches Kunstwerk erst für vollendet hielt, wenn es aufgeführt worden war. So erklärt sich auch eine der Hauptregeln, die er zur Abfassung der Stücke giebt, daß nämlich bei der Auswahl des Stoffes und bei der ganzen Anordnung des Aufbaues die erste und hauptsächlichste Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Schulbühne und auf die Kräfte der jugendlichen Darsteller genommen werden müsse.[1])

Vierfacher Art waren nach Langs Theorie die Stücke, für die die Bühne in Anspruch genommen wurde: Die einfache Deklamation, das Drama, die Tragödie und die Komödie; jede der Gattungen beansprucht neben dem Allgemeinen ihre besondere Rücksichtnahme in Ausarbeitung und Darstellung. Die Deklamation bildet eine Art Vorstufe und Übungsfeld für das Drama, darf aber ungestraft nicht übergangen werden. Erst soll sich der Schüler am Vortrage der einfachen kleineren Gedichte in richtiger, klarer Aussprache und gefälliger Körperhaltung üben, sowie auch der angehende Dramendichter die ersten Kunstversuche mit dieser geringeren Poesiegattung machen müsse; auch hier gelte das Wort: Von der Pike auf dienen! Daher werden die Professoren belobt, die großen Wert auf die Deklamation legen: omnino sit laudabilissimo, sagt der alte Pädagoge.

Bei dem eigentlichen Drama sodann macht die Notwendigkeit einer zutreffenden Unterabteilung einige Schwierigkeit. Als Drama soll alles gelten, was den Namen einer Tragödie oder Komödie hohen Stiles, entweder wegen der Kürze des Stückes oder aus Mangel einer feinen Durcharbeitung, nicht verdient. Für die Tragödie wird die Begriffsbestimmung des Aristoteles als maßgebend bezeichnet, jedoch mit der Erklärung, daß der Träger der Handlung eine berühmte Persönlichkeit und der Ausgang des Stückes ein trauriger sein müsse; nur das gehöre zum Wesen. Die Komödie dagegen be-

[1]) Diese Rücksichtnahme auf die Beschränktheit des scenischen Apparates und die Jugendlichkeit der Darsteller entschuldigt wohl manche Schwächen und Mängel an sonst gutgearbeiteten Stücken der alten Jesuitenbühne und rechtfertigt vielleicht diese oder jene weniger glückliche Stoffwahl.

wegt sich in bürgerlichen Kreisen und hat einen heiteren Schluß. Wie aber, wenn eine Handlung hoher Art nicht tragisch endet oder eine bürgerliche Begebenheit traurig ausgeht? Lang wagt es nicht, eine neue Gattung mit neuer Bezeichnung einzuführen, er erweitert die vorhandenen Begriffe, indem er auf den Schluß, ob tragisch, ob heiter, weniger Gewicht legt und die Namengebung von der Art der Handlung allein abhängig macht. Übrigens brauche man gar nicht so ängstlich zu sein, welcher Gattung ein Stück nach der altklassischen Theorie angehöre; andere Zeiten, andere Sitten! Die neue gebildete Welt erwarte vom Theater eine anständige Ergötzung. Wie daher auf der einen Seite Bauernscherze von der Schulbühne ausgeschlossen seien, so passe es andererseits nicht und langweile nur, wenn man die hohen Gönner der Schule immer und ewig mit tragischen Schreckbildern behellige. Jeder Stoff sei für das Schultheater geeignet, der sich hübsch so bearbeiten lasse, daß seine Darbietung allen Gebildeten einen ästhetischen Genuß bereite. Diesen Grundsatz erhärtet der praktische Bühnenleiter durch das Beispiel mustergiltiger Schulkomödien seiner Zeit, insbesondere an den Stücken des hervorragendsten Dichters der Jesuitenkomödie, des P. Bidermann.

Dieselbe vernünftige Weite der Auffassung zeigt Lang in der berühmten Frage von der Einheit des Ortes und der Zeit, indem er die vollste Freiheit gestattet, soweit es mit dem obersten Kunstgesetz der Wahrscheinlichkeit vereinbar sei. Nur will er innerhalb des Aktes keinen Sceneriewechsel zulassen, eben weil das ihm gegen die Wahrscheinlichkeit zu verstoßen scheint, und er tadelt eine allzugroße Freiheit hierin an manchen theatralischen Leistungen seiner Zeit; die einzelnen Akte dürften an verschiedenen Orten spielen, in ein und demselben Aufzuge jedoch sei eine Ortsveränderung unstatthaft, weil die Handlung eines Aktes als ein untrennbares Ganze einheitlich sich entwickeln müsse.[1])

Der letzte Abschnitt der Abhandlung beschäftigt sich mit einigen praktischen Winken für die Aufführung auf der Bühne und mit dem Kostüm. Eindringlich warnt P. Lang vor einem rein äußerlichen Schaugepränge, daß z. B. Götter in den Lüften erscheinen sollten, oder daß ganze Gefechte vorgeführt würden u. a. m. Das möge auf den fürstlichen Hoftheatern angehen, es vertrage sich nicht mit der Bescheidenheit der Schule; hier müsse die feinere Kunst und das edle Spiel ersetzen, was dem äußeren Glanze abgehe. Aber auch gerade hier bei der Beschränktheit der Mittel zeige sich die Geschick-

[1]) Das Verbot eines Sceneriewechsels innerhalb eines Aktes wird wohl eigentlich infolge der Schwierigkeit einer solchen Änderung auf den meist kleinen Schulbühnen zu erklären sein; die gelehrte Begründung wurde leicht gefunden.

lichkeit des Theaterdirektors in glücklichen und geistreichen Überraschungen, und das errege bei gebildeten Zuschauern ein größeres Wohlgefallen, als das glänzendste Beiwerk und der reichste Prunk ohne Geist und Kunst. Diese geschmackvollen Überraschungen bezeichnet der erfahrene Schultheaterleiter als das große Kunstprinzip für Schüleraufführungen, und um seinen Gedanken recht klar zu machen, veranschaulicht er ihn an einigen Beispielen, die zweifelsohne der eigenen Bühnenthätigkeit entnommen sind.[1])

Am kürzesten ist das Kostüm behandelt. In zwei Worte wird die Anleitung zusammengedrängt: Geschmackvoll und der Rolle des Spielers angemessen. Geschmackvoll aber wird das Kostüm, wenn es nicht gemein und niedrig, nicht unpassend und phantastisch, sondern nach dem Stil und der Mode der Zeit, in der das Drama spielt, ausgewählt ist. Sodann verlangt Lang, daß gewisse typische Figuren gleich an ihrer äußeren Ausstattung kenntlich sein sollten, so der Richter, der Musiker, der Bauer u. A. Namentlich wichtig war diese leichte Erkennbarkeit, wenn altklassische Stoffe mit dem ganzen Götterapparat auf die Bühne gebracht wurden, oder wenn die damals so beliebten Allegorien das Verständnis nicht erschweren sollten.

Aus der Bevorzugung der allegorischen Darstellungen auf der Bühne rechtfertigt sich ein ziemlich umfassender Anhang, den Lang über das Kostüm der gewöhnlicheren allegorischen Figuren seinem Schriftchen beigefügt hat. Es ist ein handlicher Auszug aus dem berühmten, in vielen Auflagen verbreiteten Werke des P. Masen über Symbolik.[2]) Geradezu erstaunlich erscheint es, wie weit die damalige Zeit in der symbolischen Ausdeutung und Darstellung ging. Um nur einige Belege zu geben, so hält beispielshalber der alte Dramaturg nicht nur die sinnfällige Ausstattung des Gottes Amor oder Cupido für nötig, er braucht noch fünf andere gestaltvolle Erscheinungen für den Begriff Liebe (amor): Die göttliche Liebe in vier verschiedenen Ausdrucksformen, die Vaterlandsliebe, die Eigenliebe, die Gattenliebe und endlich die Weltliebe. Alle Künste und Wissenschaften, Krieg und Frieden, die Jahreszeiten, die Winde, Tugenden und Laster, alle Leidenschaften und Seelenstimmungen, ja die innersten Herzensgeheimnisse müssen als lebensvolle Erscheinungen auf den Brettern auftreten. Das Gewissen im allgemeinen wandelt daher,

---

[1]) Während z. B. ein eitler Jüngling seine schöne Gestalt im Spiegel betrachten will, erblickt er darin eine Totenlarve; infolge dessen bekehrt er sich. — Das erinnert ja an Grillparzers Ahnfrau, wo Bertha im Spiegel ein anderes Bild erblickt.

[2]) Speculum imaginum veritatis occultae, 8°, 1122, Köln 1650 (noch 8 Auflagen). Vgl. darüber J. Masen in der ersten Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1898, S. 9 f.

das gute Gewissen trägt erkennbare Symbole, während das Gegenbild des bösen Gewissens stark an die Meduſa erinnert, selbst die Gewissensbisse entbehren ihres Kostümes nicht.[1]) Der alten Theatergarderobe fehlte es keineswegs an Abwechslung und Reichhaltigkeit.

Das ist in kurzem Überblick der Inhalt des Büchleins, das aus einer 50jährigen Erfahrung mit der Bühne entstanden ist, und das in seiner Art einzig geblieben zu sein scheint. Außer den Aufklärungen, die es über die Einübung und Aufführung des jesuitischen Schuldramas giebt, lassen sich aus ihm einige wertvolle Kenntnisse für die Jesuitenkomödie überhaupt gewinnen. Jedesfalls hat das Grundgesetz bei Auswahl des Stoffes und beim Aufbau des Stückes, die Rücksichtnahme nämlich auf die jedesmaligen Bühnenverhältnisse und auf die größere oder geringere Darstellungsfähigkeit der Schüler, großen Einfluß auf die ganze Entwicklung der Jesuitendramatik ausgeübt. Ferner beweist die Art und Weise, wie auf der alten Bühne überall das Kunstmäßige betont wurde, die ernste Auffassung des Dramas als eines Bildungsmittels, dessen vollkommenere oder mittelmäßigere Aneignung zugleich als Maßstab der Geistesbildung gelten durfte. Schließlich kann nicht geleugnet werden, daß die einheitliche Durchführung in Ausarbeitung, Einübung und Aufführung eines Stückes viel eher in seinem Ganzen ein Kunstwerk lieferte, als die heute beliebte Art der oft mehr oder weniger gewaltsamen Anpassung eines fertigen Dramas zur Schulaufführung bieten mag. Doch diese Erwägung leitet auf ein anderes Gebiet über, auf die pädagogische Frage, ob die maßvolle Wiedereinführung der dramatischen Schüleraufführungen als Bildungsmittel zu empfehlen sei.[2]) Das „schnelllebende, gegenwartsstolze und zukunftserfüllte Geschlecht unserer Tage" könnte jedesfalls aus dem alten Büchlein des Münchener Jesuitendramaturgen manches Nutzwerte zur Lösung dieser Frage erlernen.

[1]) Das Gewissen trägt ein weißes Oberkleid und schwarzes Untergewand, in der Rechten hat es eine Feile; das Herz in der Brust ist sichtbar; eine Schlange versucht ihren Biß daran. — Bei den verschiedenen Arten des Gewissens wechseln die Symbole.

[2]) Vgl. N. Scheid „Dramatische Schüleraufführungen, ein Wort zur Verständigung über die Frage: Lassen sich die dramatischen Schüleraufführungen als Bildungsmittel empfehlen?" Hamm 1901.

Zu Wielands Übersiedlung nach Weimar.

Von Karl Obser in Karlsruhe.

Über Wielands erste Anknüpfungen mit dem Weimarer Hofe und die Verhandlungen über seine Berufung hat der treffliche Aufsatz von B. Seuffert in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte, 1, 342 ff.[1]) nach allen Seiten erwünschte Aufklärung verbreitet. Von Dalberg empfohlen, hat der Dichter erstmals im November 1771 von Erfurt aus die nahegelegene Residenz an der Ilm besucht; er gewinnt die Freundschaft des Gouverneurs der Prinzen, Grafen Joh. Eustach von Görtz, die Herzogin Amalie wird auf ihn aufmerksam und beauftragt ihn anfangs März auf einer Redoute, ihr seine Ansichten über die Erziehung ihrer Söhne darzulegen. Eine lebhafte Korrespondenz mit dem Weimarer Hofe entwickelt sich daraus, die Herzogin und vor allem Graf Görtz bemühen sich eifrig, den Erfurter Professor, dem sein dortiger Wirkungskreis wenig mehr behagt, als Erzieher der beiden Prinzen für Weimar zu gewinnen. Die ersten Anerbietungen werden abgelehnt, ein zweiter, günstiger lautender Antrag findet um so besseres Gehör. Am 19. Juli 1772 formuliert Wieland seine Bedingungen, wobei er besonderen Wert darauf legt, daß er „mit guter Art und ohne Beleidigung" des Kurfürsten und seines Ministers, Herrn von Groschlag, aus kurmainzischen Diensten loskomme. Seine Forderungen werden angenommen, seine Wünsche berücksichtigt; am 24. Juli schreibt die Herzogin selbst an den Kurfürsten und verwendet sich für seine Entlassung. Am 10. August wird daraufhin Wieland der Abschied bewilligt und am 29. September siedelt er nach seiner neuen Heimat über.

Seufferts Darstellung beruht wesentlich auf einer Anzahl ungedruckter Briefe des Dichters an den ihm befreundeten Grafen Görtz, die er der Künzelschen Sammlung in Leipzig entnommen hat und veröffentlicht. Die Korrespondenz weist indes einige Lücken auf: so fehlen gerade aus den entscheidenden Tagen vom 19. bis 30. Juli die Briefe Wielands. Diese Lücke läßt sich jedoch ergänzen durch die beiden Schreiben, die er am 23. und 26. Juli an den Weimarer Freund gerichtet hat; ich habe sie unlängst unter den Papieren des Grafen Görtz im Schloß Donzdorf vorgefunden und teile sie mit

[1]) Vgl. dazu die Nachträge, ebenda, 2, 579 ff.

Genehmigung Sr. Erlaucht des Herrn Grafen von Rechberg-Rothenlöwen an dieser Stelle mit.

Der erste der beiden Briefe bildet die Antwort auf ein nicht mehr vorhandenes Schreiben des Grafen Görtz vom 21. Juli, worin dieser den Dichter von den Entschließungen in Kenntnis gesetzt, welche die Herzogin — wohl wesentlich in zustimmendem Sinne — auf die ihr gestellten Bedingungen getroffen. Insofern das Schriftstück die darauf erfolgende endgiltige und bindende Zusage Wielands enthält, ist es von besonderem Interesse.

Aus dem zweiten Briefe erfahren wir, daß er, dieser Zusage entsprechend, sein Entlassungsgesuch an den Kurfürsten und Baron Groschlag abgesandt hat. Graf Görtz, der sich um eine Wohnung für ihn bemüht, wird ersucht, zu mieten und ihm bei der Einrichtung behilflich zu sein.

Ob Wielands Verwendung zu Gunsten der Sängerin und Schauspielerin Frau Rauschewein von Erfolg begleitet war, vermag ich nicht zu sagen. Im großherzoglichen Haupt- und Staatsarchive sind keinerlei Akten über die Weimarer Truppe vorhanden. Unter dem liebenswürdigen Bruder in Apoll, dessen er in den Schlußzeilen gedenkt, kann wohl nur Karl August Musaeus, der bekannte Romanschriftsteller und Bearbeiter der deutschen Volksmärchen, verstanden werden, der seit 1769 als Pagenhofmeister und Professor in Weimar lebte.

1.

Monsieur et très cher ami, je viens de recevoir dans ce moment, c'est à dire une demi-heure avant midi, votre lettre du 21 qui renferme les gracieuses intentions et résolutions de S. A. S. Mme. la Duchesse régente en ma faveur et par rapport aux articles de ma dernière lettre[1]) sur lesquels je vous avais prié de donner à S. A. S. des informations ultérieures. Je vous supplie, monsieur, de mettre aux pieds de S. A. mes très humbles remerciements de toutes les marques de bonté et de confiance dont elle veut bien m'honorer et de l'assurer de ma part qu'en lui consacrant même toute ma vie je ne croirais jamais pouvoir prouver assez, à quel point je me crois heureux d'entrer dans les services d'une si gracieuse souveraine. Vous déclarerez donc en mon nom, cher comte, que je suis inébranlablement décidé de quitter les services de Mayence pour accepter le poste que S. A. S. me fait l'honneur de m'offrir aux conditions exprimées dans votre lettre du 21 de ce mois et que par conséquent aucunes propositions contraires, quelque avantageuses qu'elles puissent être ne prévaleront point sur cette résolution. Ce ne sont point des motifs d'intérêt personnel, mais le véritable dévouement qui m'attache pour toujours à S. A. S. et les Sérénissimes Princes, ses fils, et l'intime conviction d'une plus grande utilité publique qui me décident pour le service de S. A. S. L'assurance qu'elle écrira elle-même à S. A. E. de Mayence et qu'elle vous a donné ordre d'écrire à Mr. le grand-maître baron de

[1]) Vom 19. Juli. Seuffert, a. a. O. 1, 386.

Groschlag, le tout pour faciliter ma démission, me comble de satisfaction ; je regarde surtout le premier point comme une marque d'attention de ma future souveraine dont je ne saurais jamais assez sentir tout le prix. Ma lettre à Mr. de Groschlag et ma requête à l'Electeur[1]) partiront ensemble samedi prochain. Je ne ferai point mention des conditions que S. A. S. a bien voulu me faire et je suivrai en tout ses intentions suivant la direction que vous m'avez donnée. Les termes dans lesquels je demanderai ma démission seront conçus de manière que je compte pour absolument impossible qu'on fasse des difficultés. Quoiqu'il en arrive cependant, je me regarde de (sic!) ce moment comme sujet et serviteur de S. A. S. et rien au monde m'empêchera de faire valoir mes droits de citoyen libre du St Empire en faveur de cette nouvelle qualification.

Au reste, monsieur et cher ami, je me flatte que les efforts que vous me verrez faire pour m'acquitter de mes nouveaux devoirs, vous convaincront de plus en plus, que vous n'avez pas conçu trop bonne opinion de ma façon de penser et de mes intentions. Dieu veuille bénir les soins que nous nous donnerons conjointement pour remplir le but de notre importante vocation! J'espère de même que l'occasion que nous aurons de nous connaître de plus ne servira qu'à renforcer l'estime mutuelle sur laquelle est fondée l'amitié des âmes vertueuses. Le défaut de temps ne me permet pas d'ajouter à tout ceci si non que je ne cesserai jamais d'être, monsieur, avec tous les sentiments que vous me connaissez

votre très dévoué et fidèle ami et serviteur

Wieland.

Erfort ce 23 juillet 1772.

2.

Je suis très charmé, monsieur et cher ami, de la nouvelle que vous me donnez de ce que la lettre que S. A. S. Mme. la Duchesse s'est proposé d'écrire à S. A. E. de Mayence et celle que vous avez eu ordre d'écrire à mr. de Groschlag sont parties aujourd'hui.[2]) On recevra donc tout notre paquet au même moment. Car ma humble requête à S. A. E., dont voici la copie, est partie aussi; j'espère que vous en serez content. Je n'ai pu être plus positif que je ne l'ai été, sans risquer de déplaire à S. A. E. qui est un peu vive; j'espère cependant de l'avoir été assez pour lui ôter de l'esprit toute idée de me retenir. Je l'ai été encore beaucoup davantage dans la lettre que j'ai écrite à mr. de Groschlag où avec tous les adoucissements convenables je déclare tout net que je suis absolument décidé et enfin que je veux mon congé. Le déplaisir que le nouveau Statthalter d'ici[3]) aura d'un événement, auquel il s'attendait si peu, est ce qui me fait le plus de peine. Il arrivera, dit-on en 15 jours, peut-être même plutôt, et à vrai dire, je ne sais pas trop comment lui regarder en face. Aussi soyez persuadé, mon bien cher ami, que sans les grands motifs qui m'ont déterminé, je n'aurais pas eu le cœur de prendre

[1]) Vom 25. Juli. Gedruckt bei Erhard, Überlieferungen zur vaterländischen Geschichte alter und neuer Zeiten, 1, 125.

[2]) Das Schreiben der Herzogin an den Kurfürsten vom 24. Juli gedruckt bei v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch, 48 ff.

[3]) Karl von Dalberg; er traf bekanntlich erst am 2. Oktober 1772 auf seinem neuen Posten ein. v. Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg, 1, 16.

une résolution qui prive ce digne homme de la seule ressource, sur laquelle il comptait et dont il aura si besoin contre les ennuis de sa triste situation d'ici. Quoiqu'il en soit, jacta est alea; j'ai passé le Rubicon et rien peut me faire changer de résolution.

La lettre de S. A. le prince héréditaire est bien digne de son cœur. Faites lui en agréer mes remerciements. On ne peut pas s'intéresser plus vivement à sa félicité et à sa gloire future que je m'y intéresse. Jugez donc combien je suis ravi de voir qu'il est si bien disposé de mettre l'une et l'autre dans l'acquisition de toutes les qualités et vertus requises pour être un jour ce qu'il doit être et pour mériter ce beau surnom de père du peuple dont la voix publique décora le Roi de France Louis XII de son vivant et après sa mort. Je vous prie de me mettre aux pieds de S. A. Mme. la Duchesse et de lui présenter mes humbles remerciements de ce qu'elle a bien voulu me procurer les noms augustes du prince royal et de la princesse royale de Pr[usse] et de la princesse Amélie, soeur du roi, pour en décorer ma liste[1]) qui sera la plus brillante qui peut-être a jamais été par le nombre de souverains et de personnes du premier ordre qui en composent la plus grande partie.

Je ne connais personne à Berlin que je puisse charger de cette affaire; ainsi voyez comment vous la pourrez arranger, si vous ne préférez pas que je charge mr. Jacobi de ce détail. Il y a ici une ex-actrice qui s'appelle madame Rauschewein, autrement Röschen, parce qu'elle joue ce rôle dans l'operette que vous savez, et même très joliment. Cette Röschen est ici avec son mari qui est barbouilleur-peintre; et elle a toutes les peines du monde de gagner honnêtement sa vie par son industrie dans toute sorte d'ouvrages qui appartiennent à son sexe. Elle passe pour être de très bonnes moeurs et elle me paraît effectivement une bonne créature. M'ayant conjuré d'écrire à Weimar en sa faveur pour la recommander au cas que la troupe qui y est actuellement aurait besoin d'une actrice comique, surtout pour les ariettes, je n'ai pu lui refuser cet acte de humanité. Mandez-moi, cher ami, si vous croyez qu'il y a quelque espérance pour elle. Je crois qu'on serait content de son savoir-faire comique et de sa docilité surtout. Elle a une grande facilité pour apprendre par cœur des ariettes et elle a plus de jeu comique que toutes vos actrices à l'exception de mad. Boeck et de mad. Mecour. Je conseillerais à mr. Ekhof de la prendre, si j'aurais du crédit sur lui. C'est réellement un bon sujet. Son mari est — un excellent sujet pour moucher les chandelles — et pour barbouiller des décorations assez bien. Grand merci, cher comte, pour les soins que vous avez bien voulu prendre de me chercher un logement. J'allais vous en prier, mais vous êtes fait pour aller toujours au-devant de mes désirs. Faute de mieux je m'accommoderai, comme je pourrai, de celui que madame de Zigesar veut bien m'offrir et, si vous ne trouvez rien de mieux, je vous prie de conclure avec elle en mon nom.[2]) Encore une petite commission, mon cher ami. J'abuse de votre complaisance, mais voilà ce que c'est que d'être trop bon. J'apporterai avec moi tous mes biens (sic!) meubles, à l'exception de ceux qui n'en valent pas la peine. Il y a parmi ceux-là une douzaine de chaises, travaillées avec une délicatesse si mal placée qu'elles se briseraient en chemin. Je m'en déférai ici, et je vous supplie de commander pour moi

[1]) Wohl die Subskriptionsliste für den „Goldenen Spiegel", der im gleichen Jahre in Leipzig erschien.

[2]) Vgl. Seuffert, a. a. O. 1, 397.

incessamment un autre ameublement, c'est à dire une douzaine de bonnes chaises aussi élégantes que vous croyez que cela convient à un philosophe de cour, avec un canapé ou une ottomane, fournie aussi sybaritiquement que possible. Il s'entend que j'emporterai avec moi la duchesse que vous connaissez; mais celle-ci est un meuble pour mon petit cabinet. Dès que Mme. la Duchesse le trouvera bien, je compte moi-même me mettre à ses pieds[1]) et arranger au surplus nombre de petites besognes que ma transmigration amène avec soi.

Présentez, je vous prie, mes devoirs à mad. la comtesse de Goertz et à L. L. Exc. Exc. mr. le baron de Witzleben et mr. le conseiller intime de Greiner. Pour vous, cher comte, conservez-moi une amitié qui fera une partie essentielle de ma félicité future et soyez bien assuré des sentiments que je vous ai voués per la vita.

Je me fais des reproches infinis d'avoir oublié mon aimable confrère en Apollon. Ce n'est pas ma faute, si je ne lui adresse point quelques douzaines de vers pour lui exprimer toute la satisfaction que j'ai d'être appelé à être aussi le compagnon de ses études. J'espère que nous ferons de très belles choses ensemble et je compte ne pas laisser en friche son talent pour l'art favori des Muses.

Enfin adieu, mon digne ami, — il me semble que, pour un homme qui a force d'occupation ne sait pas où donner de la tête, c'est assez caqueté. N'oubliez pas mes devoirs vis-à-vis de mademoiselle de Nostitz.

(Ohne Unterschrift.)

Ce 26 juillet 1772.

Neue Beiträge zur Charakteristik des jungen Jerusalem.

Mitgeteilt von Victor Loewe in Hannover.

Die im Folgenden mitgeteilten Briefe des Abts Jerusalem befinden sich im gräflich Wallmoden-Gimbornschen, jetzt im Kgl. Staatsarchiv zu Hannover deponierten Familienarchive und sind an den Grafen Johann Ludwig von Wallmoden-Gimborn,[2]) den damaligen hannoverschen Gesandten in Wien gerichtet. Als eine willkommene Ergänzung der darüber bisher bekannt gewordenen Nachrichten[3]) giebt das Hauptschreiben eine genaue Schilderung der amtlichen Konflikte und Widerwärtigkeiten, die nicht zum wenigsten Jerusalem-Werther in den Tod getrieben haben. Daneben erhalten wir eine eingehende

[1]) Wieland kam zu dem Zwecke am 31. Juli nach Weimar.

[2]) 1736—1811. Vgl. über ihn Allgemeine Deutsche Biographie 40, 756.

[3]) Sie sind am besten zusammengestellt bei W. Herbst, Goethe in Wetzlar, Gotha 1881, S. 59 ff und bei F. Koldewey, Lebens- und Charakterbilder. Wolfenbüttel 1881, S. 169 ff.

Charakterzeichnung des jungen Jerusalem, die zwar durchweg im Geiste väterlicher Liebe geschrieben ist und darum nicht für ganz unbefangen gelten kann, die aber gerade durch die bedeutsame Persönlichkeit des Schreibers ihren besonderen Reiz und Wert erhält.

I.

Hochgebohrner Freyherr
Hochgeneigter Herr General Leutenant.

Ich wage es auf die alte Gewogenheit von Ew. Excellenz einen Anspruch zu machen, und wenn ich hierin zu dreist bin, so hoffe ich daß die Veranlaßung dazu, zu meiner Entschuldigung doch wenigstens sprechen werde. Sie betrift meinen Sohn. Er hat 2 Jahr in Leipzig und 2 Jahr in Göttingen studiret, und an beyden Orten durch seine Aufführung und seinen Fleiß sich immer so unterschieden, daß besonders die Herren Pütter[1]) Böhmer[2]) u. Ayrer,[3]) ihn bey aller Gelegenheit jederman als einen ihrer geschicktesten Schüler bekannt machten. Dadurch bewogen War auch der seel. h. P. Min. von Munchhausen[4]) geneigt ihn nach Hannover zu nehmen und vorerst zum Auditeur bey der Geh. Cantzley zu machen, daß er besonders unter der fürtreflichen Anführung des h. Geh. Justitz Rath Struven arbeiten, und sich weiter bilden solte, das gröste Glück für ihn welches ich ihm hätte wünschen können; aber da bey der Menge von so vielen jungen Männern die noch ohne Gehalt arbeiten auch für ihn keines, ohne jener Kränkung auszumachen, und ich ihn zu unterhalten nicht vermögend war, so konnte ich von diesem gnädigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Er wurde also bald hierauf Assessor bey der Cantzley in Wolfenbüttel, und hier erwarb er sich gleich durch seine Arbeiten dergestalt den Beyfall seines würdigen Chefs des h. Geh. Raths v. Praun,[5]) daß derselbe ohne sein Wißen einige von seinen Relationen zu seiner Empfehlung hieher an S. Durchl. und das Ministerium schickte; und überhaupt erwarb er sich hier in Wolfenbüttel eben die allgemeine Achtung und Liebe, die er überall gehabt hatte.

Im vorigen Jahre erhielt er hierauf den Befehl als Legations Secretair nach Wetzlar zu gehen, um sich den R. proces daselbst näher bekannt zu machen, und hier äußerten sich gleich schon einige Gesinnungen die gegen mich und ihn nicht gar zu freundschaftlich waren. Er ging indessen hin, und erwarb sich auch dagleich die Gewogenheit derer herrn, denen er bekannt zu werden das Glück hatte, nur die von unserm dortigen Gesandten dem h. v. Höfler[6]) nicht, der an ihm den Menschen nicht fand wie er ihn haben wollte, und daher auch gleich anfing ihn auf die niedrigste und pöbelhafteste Art zu chicanuren, denen aber mein Sohn mit

---

[1]) Johann Stephan Pütter, 1747—1807 Professor in Göttingen. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 26, 749 ff.

[2]) Georg Ludwig Böhmer, 1740—1797 Professor in Göttingen. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 3, 73.

[3]) Georg Heinrich Ayrer, 1736—1774 Professor in Göttingen. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 1, 708.

[4]) Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen, der berühmte Begründer der Universität Göttingen, geboren 1680, gestorben am 26. November 1770. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 22, 729 ff.

[5]) Georg Septimus Andreas v. Praun, geb. zu Wien 1701, war seit 1765 Wirklicher Geheimrath, Kanzlei- u. Consistorialpräsident zu Wolfenbüttel. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 26, 536.

[6]) Vgl. Herbst, S. 64. Koldewey, S. 185.

so viel mehr Mäßigung und Klugheit auswich, aber dadurch seinen h. Gesandten nur so viel mehr gegen sich reitzte. Um nicht bloß den Cantzlisten zu machen so hatte er unter andern mit Genehmigung des Ministerii sich vorgenommen, aus den volumineusen leeren Acten zu bessern Gebrauch einen Auszug und zugl. ein real repertorium zu machen. Aber kaum hatte er diese Arbeit 3 oder 4 Mon: fortgesetzt, so gefiel es dem h. Gesandten, der ihm überhaupt weiter nichts communicirte als was der Cantzlist bekam, ihm durch Vorenthaltung des Schlüßels zu dem Acten Schranke den ferneren Gebrauch derselben zu weigern, ungeachtet er den Special Auftrag des h. Geh. R. v. Praun und dessen vorzüglichen Beyfall dazu vorgewiesen. Mein Sohn stellete ihm vor, wie dies eine förmliche Suspension von seinem Ampte sey, und wie er sich dadurch gezwungen sähe, auch so lange auf des h. Gesandten Verantwortung nicht auf die Dictatur zu gehen, wobey er indessen doch dafür sorgte, daß die 8 oder 10 Tage die diese Entfernung währete, die Acten vor wie nach richtig hieher kamen. Indessen kam der H. v. Hoefler ihm zuvor, schrieb, ohne die Veranlaßung davon zu melden, daß er sich einen andern Secretair ausbitten müße; dieser sey gar nicht brauchbar, habe eigenmächtig seine Geschäfte und die Dictatur aufgegeben, und diese Anklage unterstützte er mit andern Beschuldigungen, deren der boshafteste Mensch sich geschämt haben würde, wenn er nicht ebenso unbesonnen als der h. v. Hoefler wäre. Nichtsdestoweniger, und ob dieser Mann hier gleich eben so gut gekannt ist, als in Wetzlar und im ganzen Reiche, und unser Minister ihn mir vorher selbst so oft als die prostitution unsers Hofes beschrieben, so wurde dennoch alles willig angenommen, und ohne meinem Sohn nur die Anklage zu communiciren, oder mir nur ein Wort zu sagen, so bekam er gleich mit der folgenden Post ein sehr bedrohliges Schreiben. Er schickte hierauf seine Verantwortung, berief sich auf die offenbare absurdität der beygefügten Anklagen, legte zu seiner Rechtfertigung ein eigenhändiges höchst gnädiges Schreiben von dem H. Grafen v. Baßenheim[1]) an ihn bey, das das vortheilhafteste Zeugniß von seiner Aufführung enthielt, berief sich dabey auf das eigene Geständniß des H. v. Hoeflers daß er diese Beschuldigung erdichtet hätte, und ich erhielt zugleich noch einen Brief von dem H. Geh. R. von Zwirlein,[2]) der gar nicht vortheilhafter für den jungen Menschen hätte seyn können, und worin der H. v. Zwirlein die niederträgtigste Absicht des H. Gesandten umständlich und offenbar erklärte, aber alles dieses war nicht hinreichend meinem Sohn auch nur eine Zeile zu seiner reparation vom hiesigen Ministerio zu erwerben. Er continuirte indeßen seine Geschäfte, aber der H. v. Hoefler der nun sahe was er wagen durfte continuirte bey seiner pöbelhaften Begegnung ihm vor wie nach, alles vorzuenthalten. Da er aber doch seinen ganzen Endzweck neml. die Entfernung des jungen Menschen nicht erreicht hatte, so machte er im Anfang des Sommers ohne die geringste Veranlaßung die er auch selber nicht anzugeben wußte, einen neuen Versuch von ebenso boshaften und eben so unverschämten Beschuldigungen wo ganz Wetzlar die offenbare Falschheit von bezeugen konnte, und wovon auch einem ganz fremdden die Falschheit und Bosheit in die Augen fallen mußte; aber ohne darüber wiederum seine Verantwortung zu fodern, wurden auch diese gleich willig für vollkommen wahr angenommen, und gleich den nechsten Posttag erfolgte darauf wieder ein noch drohender und kränkender rescript, worin es ihm zugl. zur besondern Gnade angerechnet wurde, daß die vorigen Beschuldi-

[1]) Gemeint ist der Präsident Graf Waltbott von und zu Bassenheim, in dessen Hause dem jungen Jerusalem die aus dem „Werther" bekannte unfreiwillige Entfernung aus einer Gesellschaft zustieß.

[2]) Frhr. Johann Jacob v. Zwierlein, geb. 1699, gest. 21. Juni 1772 zu Wetzlar, war Hannoverischer Rechtsprokurator beim Reichskammergericht. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 45, 535.

gungen nicht mehr nach Verdienst geahndet wären. Ew. Excellenz werden hieraus schon gnädig ersehen, wie gefärlich und kränkend es für den jungen Menschen seyn würde, wenn er länger in einer solchen Lage bleiben müßte, und wieviel Ursache ich als Vater habe ihn aus solcher heraus zu wünschen, da ich ihm noch besonders das Zeugniß schuldig bin, daß er mir in meinem Leben noch keinen unruhigen Augenblick gemacht, sondern alle meine Wünsche noch übertroffen hat. Es geht mir zwar nahe, da er die einzige Stütze und Freude meines Alters seyn könnte, die Hoffnung von seiner Gesellschaft zu verlieren, aber da dies geschehen da ich noch lebe, was würde er nach meinem Tode, gesetzt daß er auch wieder hierher käme, bey solchen Gesinnungen zu erwarten haben? Ich habe mich deswegen auch gleich hierauf in geheim um ein anderweitiges etablissement für ihn beworben, aber da ich ihn selbst nicht unterhalten kann, indem ich mein weniges Vermögen hier gantz zugesetzet habe, so sind meine Bemühungen bisher noch vergebens gewesen. Nach Hannover durfte ich nicht wagen mich wieder zu wenden, da die große Anzahl geschickter junger Männer von dortigen Familien, die noch ohne Besoldung dienen, die damals meinen Wünschen entgegen war, mir jetzt, und da mir mit dem seel. H. Premier Minister und dem H. v. Behr alle Bekanntschaft mit Hannover zugleich abgestorben ist, noch weniger hoffen ließ. Ich schrieb also an meine Gönner und Freunde in Dresden; ich fand auch den besten Willen, aber auch da machte die Menge der noch unbesoldeten Bedienten und der Zustand der Financen, die Erfüllung meines Wunsches unmöglig. Hierauf habe ich mich nach Gotha gewandt;[1]) hier ist mir zwar noch einige Hofnung gelaßen, aber sie ist sehr gering und weit aussehend. In Berlin aber ist mir fürnemlich die connexion mit dem hiesigen Hofe entgegen. Dies macht mich so dreist, daß ich mich, in dem Vertrauen zu deroselben gnädigen Gesinnung an Ew. Excellence wende, ob etwan in Wien einige Aussicht für den jungen Menschen seyn mögte. Ich weiß daß daselbst kein beständiges etablissement für ihn zu hoffen ist, aber vielleicht fünde sich durch dero hohe Protection und Empfelung eine Gelegenheit, daß er auf eine anständige Art sich etwan ein Jahr da aufhalten, sich daselbst bey dem hohen tribunal[2]) oder anderweitig zu affairen indeßen noch geschickter machen, aber auch dabey so viel er zu seinem anständigen Unterhalte brauchte, (denn dies bleibt leyder immer die haupt Schwierigkeit) sich verdienen könnte. Ich will Ew. Excellenz zu dem Ende aufrichtig und zuverläßig schreiben wie er ist. Er ist 26 Jahr alt, und hat nie in seinem Leben einen Schritt gethan, der ihm zu dem geringsten Vorwurf hätte gereichen können. Den Succes womit er in der Cantzley zu Wolfenbüttel angefangen hat zu arbeiten, habe ich schon angeführet; zu affairen würde er sich indeßen noch lieber brauchen lassen, und vielleicht auch darin noch besser reussiren, da das Jus Publ. immer noch mehr nach seinem Geschmack gewesen. Seine teutschen Aufsätze darf ich Schön nennen; das frantzösche spricht und schreibt er nach dem Urtheil der besten Kenner ebenfalls vollkommen; das Engl. schreibt er so gut als ein Teutscher es schreiben kann; mit der neuen litterature, den belles-lettres und der neuesten Philosophie ist er ebenfalls völlig bekannt; dabey hat er (dies gantze Zeugniß kostet mir unendlich viel Mühe, aber die Noth dringt es mir ab, und ich schreibe es mit Zuversicht, denn ich würde Ew. Excellenz nie hintergehen wollen) er hat geni, ist expedit, anhaltend arbeitsam, aufgeweckt, äußerst mäßig, discret, zuverläßig und fest, unmöglig etwas zu begehen was nur den Schein von einer Niederträgtigkeit haben könnte, mit Warheit tugendhaft, das Zeugniß bin ich ihm besonders schuldig, und beherzt seinen Gesinnungen immer gemäß zu handeln, dabey produciret er sich mit allem Anstand und Gefälligkeit.

---

[1]) Die Bewerbung in Gotha wurde durch Gotter, den damaligen Gothaischen Legationssecretär in Wetzlar, vermittelt.

[2]) Gemeint ist der Reichshofrath.

So ist er; ganz Braunschweig und Wolfenbüttel bestätigt dies mit der allgemeinen Achtung und Liebe, die er hier gehabt, und noch hat (wofür er auch vielleicht gedemüthigt werden soll,) und ich habe die volle Zuversicht daß er sich auch Ew. Excellenz so beweisen würde.

Wie er nach Wetzlar hingeschickt wurde, erhielt er zwar die Versicherung, daß er bey seiner Zurückkunft als würklicher Hofrath in seinen Platz in der Cantzley wieder treten sollte; aber vor Endigung der visitation würde man ihn gewiß nicht abrufen; wie demüthigend kränckend und gefährlich bliebe in dessen seine Lage, in der Verbindung mit dem niederträgtigsten und boshaftesten Mann, dessen Boßheit immer bereit ist neue Lügen gegen ihn herzuschreiben, der immer mehr sieht daß er sie wagen darf, auch wann er von ihrer Falschheit überführet wird, niederträgtig genug ist sie weder zurückzunehmen und dennoch immer wenn er neue angiebt den vollen credit behält, da hergegen mein Sohn, wie er auf das ganz unvermuthete und äußerst ungnädige rescript seine Rechtfertigung einschickte, worin er sich auf das Zeugniß von ganz Wetzlar berief, und alle die Verleumdungen so deutlich machte, daß man sie hier, wenn der junge Mensch auch übrigens noch so frembd gewesen wäre, nothwendig dafür erkennen müssen, auch nicht einmal einer Zeile zu seiner Beruhigung weiter gewürdigt würde; was hätte er also wenn er auch ja wieder hierherkäme, bey solchen Gesinnungen anders als eben die Feindschaft die ihn jetzt in Wetzlar drückt zu erwarten. Ein beständiges etablissement darf und kan ich zwar, wie ich schon gesagt in Wien für ihn nicht hoffen; so wäre es auch ein ganz außerordentlich Glück wenn sich gleich ein employe für ihn fünde, das dem caracter den er jetzt schon hat, gemäß wäre; indeßen wenn auch dies nicht wäre, und die Beschäftigung wäre sonst nur anständig, und seinen Fähigkeiten und geni gemäß, so wäre es gnug wenn er nur die gewiße Hofnung zu einem soliden etablissement in ein paar Jahren dadurch erhielte. Und vielleicht sind dergleichen Gelegenheiten in Wien nicht so selten als an andern Höfen; vielleicht jst es dort auch nicht so schwer als anderwärts so viele Pension zu erhalten als zu einer mäßigen Subsistens nötig ist.

Halten Ew. Excellenz es mir nur zu Gnaden daß ich so freymütig meine Wünsche und Gedanken Ihnen ausdrücke; daß Vertrauen zu dero edelmütigen Gesinnungen die ich kenne, und mit Zuversicht kenne, macht mich so dreist. Dargegen aber bitte ich dieselben auch unterthänig und inständigst, wenn zur Erfüllung meines Wunsches keine Gelegenheit und Hofnung wäre, daß Ew. Excellenz sich doch auch ja nicht die allergeringste Mühe daraus machen wollen mir dieses in ein paar Zeilen eben so deutlich zu schreiben; mein Vertrauen zu dero gnädigen Gesinnung gegen mich wird deswegen eben so lebhaft bleiben. Das einzige warum ich hierbey noch unterthänig bitten muß ist dies, daß von meiner Absicht die ich hier gegen Ew. Excellenz in Vertrauen eröfnet, durch den H. v. Moll oder auf einige andre Weise hieher nichts transpiriren möge.

Ich habe die Ehre mit den Gesinnungen der treuesten Ehrfurcht und Devotion zu sein

Ew. Excellenz

unterthäniger u. gehorsamster Diener

Jerusalem

Braunschw d. 31 Aug. 1772.

P. S.

Ich erschrecke daß ich Ew. Excellenz mit einem so weitläuftigen Briefe beschwerlich geworden; aber die Fülle des väterlichen Hertzens, die ihn mir dictiret, spricht hoffentlich bei dero edlen Hertzen für meine Vergebung.

II.

Braunschweig d. 23 Nov. 1772.

Hochgebohrner Freyherr
Hochzuverehrender Herr General

Ich nahm mir im September die Freiheit Ew. Excellenz um dero hochgeneigte Fürsorge für meinen Sohn zu bitten, ob derselbe auch nur auf einige Zeit etwan einigen anständigen Aufenthalt in Wien finden mögte, um dadurch nur aus der kränckenden Lage zu kommen worin er in Wetzlar war. Aber eben diese grausamen Kränckungen haben ihn diese Rettung nicht erwarten lassen. Ach er ist leyder nicht mehr;[1]) und ich habe alles mit ihm verloren was der glücklichste Vater verlieren kan. Mein Schmertz ist jetzt so unaussprechlich als mein Verlust, und ich weiß Ew. Excellenz haben alles Mitleyd mit mir.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Hochgebohrner Freyherr
Hochzuverehrender H. General
Ew. Excellenz
gantz gehorsamster Diener

Jerusalem.

Neue Briefe von Schubart.

Mitgeteilt von Rudolf Krauß in Stuttgart.

Unter allen deutschen Dichtern ist Schubart einer der fleißigsten Briefschreiber gewesen, und glücklicherweise hat sich ein verhältnismäßig starker Prozentsatz seiner Korrespondenz erhalten. Das meiste und wichtigste davon hat uns David Friedrich Strauß in seinem bekannten biographischen Werke übermittelt, das 1849 in zwei Bänden unter dem Titel „Christian Friedrich Daniel Schubarts Leben in seinen Briefen" (Berlin, Verlag von Alexander Duncker) zuerst erschienen und später als 8. und 9. Band von Strauß' Gesammelten Schriften[2]) (Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1878) mit Einschluß der zuerst in Strauß' Kleinen Schriften (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862) S. 427—450 dargebotenen Nachlese wiederholt worden ist. Nun ist aber schon vor Strauß mancherlei aus Schubarts Briefwechsel veröffentlicht worden, was jener zum Teil, aber nicht vollständig in seinem Werke benutzt hat, und noch weit größer ist die Menge derjenigen Schubartbriefe, welche in dem halben Jahrhundert seit Vollendung der Straußschen Arbeit an den verschiedensten Stellen

[1]) Jerusalem starb am 30. October 1772.

[2]) Nach dieser Ausgabe, die sich wohl in den meisten Händen befindet, ist im Folgenden Strauß' Biographie citiert.

neu gedruckt worden sind. Dr. Karl Geiger hat in der besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg (1885, Nr. 16, S. 250—252) ein Verzeichnis der nicht in Strauß' Sammlung aufgenommenen oder später edierten Schubartschen Korrespondenz zusammengestellt und sich namentlich dadurch Dank verdient, daß er auf manche entlegene Quellen hingewiesen hat. Indessen hat einerseits auch diese Liste noch Lücken, und andererseits ist seit 1885 wiederum dies und jenes zu Tage gefördert worden. So wäre es mit Freuden zu begrüßen, wenn sich jemand dazu entschließen würde, eine Übersicht über den gesamten Schubartschen Briefwechsel zu liefern; es wäre freilich eine mühselige Arbeit, weil zahlreiche ältere wissenschaftliche Zeitschriften, Unterhaltungsblätter, Almanache u. s. w. dazu durchstöbert werden müßten.

Die Hauptmasse der von Schubart geschriebenen, an ihn gerichteten oder auf seine Person bezüglichen Originalbriefe ist in der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart vereinigt und, da diese Anstalt den Gelehrten gegenüber den denkbar liberalsten Grundsätzen huldigt, der Forschung im weitesten Maße zugänglich. Daneben sind kleinere Serien oder einzelne Stücke teils in sonstigen Bibliotheken, Archiven und Museen, teils in Autographensammlungen von Privaten zerstreut. Die Stuttgarter Bibliothek hat ihre Schubartschätze in zwei Partien von verschiedenen Seiten und zu verschiedenen Zeiten erworben. Die erste sehr umfangreiche Sammlung (Historische Handschriften in Q 310) erhielt sie am 23. Januar 1887 aus Strauß' Nachlaß von dessen beiden Kindern, Stabsarzt Dr. Strauß in Stuttgart und Frau Geh. Bergrat Heusler in Bonn, als Geschenk zugewiesen. Es ist dies der Grundstock der in der Schubartbiographie von Strauß gedruckten Schriftstücke. Indessen hat dieser vieles davon, was ihm von geringerer Bedeutung schien, weggelassen, und umgekehrt ist von dem, was er mitgeteilt hat, nicht alles sein Eigentum gewesen, ihm vielmehr mancherlei von den verschiedensten Seiten nur leihweise überlassen worden. Strauß selbst hat über die Herkunft der von ihm veröffentlichten Schubartpapiere in seinen „Litterarischen Denkwürdigkeiten" (Gesammelte Schriften 1, 16 f.) Rechenschaft abgelegt (vgl. dazu Karl Geiger in der besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1885, Nr. 16, S. 249). Die zweite Abteilung (Historische Handschriften in Q 340) erkaufte die Stuttgarter Bibliothek nach dem Tode des Landgerichtsrates Kern in Ellwangen, Schubarts Urenkels, der die Dokumente verwahrt hatte, von den übrigen Nachkommen und Erben Schubarts 1895 und 1896 in zwei Raten. Diesen sehr wertvollen Bestand hat Strauß für sein Werk nicht zur Verfügung gehabt, ja hat vor jenem Verkauf außer den Besitzern schwerlich jemand einsehen dürfen. Nur ganz

vereinzelte Stücke sind davon ediert worden. Eine Anzahl anderer sind allerdings leicht durchkorrigiert und zur Publikation zugestutzt worden, so die meisten Briefe an den Sohn und von den Briefen an die Gattin die vom 31. Mai bis 4. Juni 1783, vom 2. September 1783, vom 7./8. September 1783. Man bekommt den Eindruck, als ob eine unbekannte Hand die Vorbereitung zum Druck begonnen, aber nicht vollendet habe. Die Publikation selbst ist jedenfalls unterblieben, sie müßte denn an einem so unzugänglichen Orte erfolgt sein, daß sie bis jetzt der Spürkraft aller Schubartforscher entgangen ist, was schon bei der Menge der in Frage stehenden Briefschaften nicht denkbar ist.

Von diesen unbekannten Papieren übergebe ich im Folgenden zwei Serien der Öffentlichkeit: 1. Briefe Schubarts vom Asperg an seine Gattin nach Stuttgart; 2. Briefe Schubarts von Stuttgart an seinen Sohn Ludwig nach Berlin und Nürnberg. Nur ein einziges Stück, das Schreiben an Frau Schubart vom 9. Mai 1783, ist aus der älteren, von Strauß zusammengetragenen Sammlung hinzugefügt, weil er es aus seinem Werke ausgeschlossen hat. Ich gebe die Briefe wort- und buchstabengetreu wieder mit all der mangelhaften, unregelmäßigen und willkürlichen Orthographie und Interpunktion, deren sich zwar viele bedeutende Zeitgenossen Schubarts schuldig gemacht haben, aber kaum einer in demselben Grade der Nachlässigkeit wie er. Nur die beiden dem Schwiegersohne Kaufmann auditierten Briefe an Ludwig Schubart vom Adventsfest (2. Dezember) 1787 und 28. September 1789 sind in moderne Form gebracht worden, da Kaufmanns orthographischer Standpunkt irgend welches Interesse nicht beanspruchen darf. Einzelne Ergänzungen des Herausgebers, die angewandt sind, wenn Schubart abgekürzt hat oder ihm Buchstaben in der Feder stecken geblieben sind, machen eckige Klammern, Auslassungen mehrere Punkte als solche kenntlich.

I.

Briefe Schubarts vom Asperg an seine Gattin nach Stuttgart.

Dieser Publikation sei eine Übersicht über sämtliche bis jetzt bekannt gewordenen Briefe Schubarts an seine Gattin vorausgeschickt, wobei die auf den folgenden Seiten zum erstenmale mitgeteilten Schriftstücke den Vermerk „neu“ erhalten. Wenn die in Strauß' Werk aufgenommenen Briefe schon vorher (z. B. im Morgenblatt) gedruckt waren, habe ich dies in der Regel nicht ausdrücklich erwähnt. Aus der Periode vor Schubarts Einkerkerung kommen nur zwei Nummern in Betracht:

1. Ludwigsburg, 14. August 1771 bei Strauß, Gesammelte Schriften 8, S. 178—180 (an die zu Besuch in Geislingen weilende Frau Schubart).

2. Augsburg am Himmelfahrtsfeste (12. Mai 1774) bei Friedrich Pressel, Schubart in Ulm (Ulm 1861) S. 15 f.

Der Verlust fast sämtlicher Briefe aus der Zeit des Wanderlebens, das Schubart nach seiner Ausweisung aus Ludwigsburg geführt hat, ist besonders zu beklagen. Seit Schubarts Entlassung aus der Gefangenschaft waren die Gatten nie mehr für länger räumlich getrennt, womit der Anlaß zu einer Korrespondenz zwischen ihnen fehlte. Desto lebhafter war der schriftliche Verkehr unter den Gatten in der Asperger Periode, nachdem gegen Ende des Jahres 1780 der Gefangene endlich Erlaubnis erhalten hatte, an die Seinigen zu schreiben. Den Brief vom 4. September 1780 (Nr. 4) sandte er noch heimlich unter Zittern und Zagen, der Verstoß gegen die Disciplin könne entdeckt und schwer geahndet werden. Das mit einem Nagel ins Papier gekratzte Schreiben vom 26. Oktober 1778 (Nr. 3) wird kaum an seine Adresse gelangt sein. Es folgt nun das Verzeichnis der vom Asperg an Frau Schubart gerichteten Briefe.

Nr.	Datum:	Fundstelle:
3	642. Tag der Gefangenschaft (26. Oktober 1778).	Schubarts Leben und Gesinnungen (Stuttgart 1791/3), 2, S. 240—244.
4	1321. Tag der Gefangenschaft (4. September 1780).	Deutsche Revue, Juli 1900, S. 114—117.
5	Undatiert (Ende 1780).	Strauß 9, S. 8—11.
6	7. Januar 1781.	„ 9, S. 11—14.
7	Mai 1781.[1])	„ 9, S. 16—19.
8	Undatiert (Anfang des Sommers 1782).	1. Zeitung für die elegante Welt 1820, Nr. 51, Spalte 404—406. 2. Strauß 9, S. 30—32.
9	Undatiert (Sommer 1782).	Strauß 9, S. 32—34.
10	10. Oktober 1782.	„ 9, S. 37 f.
11	2150. Tag der Gefangenschaft (8. Dezember 1782).	Neu.
12	Undatiert (Ende 1782 oder Anfang 1783).	Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1893, Nr. 5/6, S. 69—73 (nur Nachschrift, vielleicht zu Nr. 11 oder 13).
13	19. Januar 1783.	Neu.
14	6. Februar 1783.	Strauß 9, S. 40—42.
15	5. April 1783.	„ 9, S. 43 f.
16	Osterfest (20. April) 1783.	„ 9, S. 47—49.

[1]) Die beiden der Gattin erteilten Aufträge von Ende 1781, beziehungsweise Anfang 1782 bei Strauß 9, S. 19 f. und 28 f. können nicht als Briefe an sie gelten.

Nr.	Datum:	Fundstelle:
17	7. Mai 1783.	Strauß 9, S. 49—51.
18	9. Mai 1783.	Neu.
19	30. Mai 1783.	Neu.
20	31. Mai — 4. Juni 1783.	Neu.
21	3. Juni 1783.	Strauß 9, S. 52—54.
22	15. Juni 1783.	(Schnorrs) Archiv für Litteraturgeschichte 15 (1887), S. 155 f. (nach einer Kopie; das Original befindet sich unter den neueren Schubartpapieren der Stuttgarter Bibliothek).
23	10. August 1783.	Strauß 9, S. 56 f.
24	15. August 1783.	„ 9, S. 59.
25	27. August 1783.	Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1880, Nr. 7, S. 97 f.
26	2. September 1783.	Neu.
27	5. September 1783.	Strauß 9, S. 59 f.
28	7./8. September 1783.	Neu.
29	21./22. September 1783.	Neu (Anfang fehlt).
30	16./17. September 1783.	Strauß 9, S. 61—63.
31	25. September — 1. Oktober 1783.	Neu.
32	7. Oktober 1783.	Strauß 9, S. 70—73.
33	12. Oktober 1783.	„ 9, S. 73 f.
34	18. Oktober 1783.	„ 9, S. 75 f.
35	18. Oktober 1783.	„ 9, S. 76—78.
36	22. Oktober 1783.	„ 9, S. 78—81.
37	30. Oktober 1783.	„ 9, S. 81 f.
38	27. November 1783.	„ 9, S. 88 f.
39	14. Dezember 1783.	„ 9, S. 91 f.
40	13. Januar 1784.	„ 9, S. 93—95.
41	25. Februar 1784.	(Schnorrs) Archiv für Litteraturgeschichte 15 (1887), S. 157 f.
42	5. März 1784.	Strauß 9, S. 97 f.
43	31. März 1784.	„ 9, S. 99 f.
44	14. April 1784.	„ 9, S. 100—102.
45	20. April 1784.	„ 9, S. 102 f.
46	29. April 1784.	„ 9, S. 104 f.
47	3. Mai 1784.	„ 9, S. 106 f.
48	11. Mai 1784.	„ 9, S. 107 f.
49	29. Mai 1784.	„ 9, S. 108 f.
50	5. Juni 1784.	„ 9, S. 112.
51	23. Juni 1784.	„ 9, S. 113—115.
52	21. Oktober 1784.	„ 9, S. 115 f.
53	15. Januar 1785.	„ 9, S. 119 f.
54	1. Februar 1785.	„ 9, S. 120 f.
55	8. Juni 1785.	„ 9, S. 130—132.
56	12. Juni 1785.	„ 9, S. 132 f.
57	24. Juni 1785.	„ 9, S. 133 f.
58	Juli 1785 (kurz nach dem 10. Juli, dem Tage der Abreise der Frau Schubart vom Asperg).	„ 9, S. 138—140.

Nr.	Datum:	Fundstelle:
59	15. Juli 1785.	Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 2 (1879), S. 295 f.
60	28. Juli 1785 (nicht 18., wie in Geigers Liste steht).	Deutsche Monatsblätter (von H. und J. Hart) 1 (1878), S. 554 f.
61	5. August 1785.	Strauß 9, S. 148—151.
62	30. August 1785.	„ 9, S. 151 f.
63	1. September 1785.	„ 9, S. 152—154.
64	3. September 1785.	„ 9, S. 154 f.
65	30. September 1785.	„ 9, S. 156.
66	1. Oktober 1785.	„ 9, S. 156—159.
67	19. Oktober 1785.	„ 9, S. 160—162.
68	7. November 1785.	„ 9, S. 163.
69	10. November 1785.	„ 9, S. 334—336.
70	2. Advent (4. Dezember) 1785 (bei Strauß irrtümlich hinter den folgenden Brief gestellt).	„ 9, S. 164—166.
71	5. Dezember 1785.	„ 9, S. 163 f.
72	24. November 1786.	„ 9, S. 176 f.
73	8. Dezember 1786.	„ 9, S. 178—180.
74	11. Dezember 1786.	„ 9, S. 180.
75	1. Januar 1787.	„ 9, S. 182 f.
76	12. Januar 1787.	„ 9, S. 188 f.
77	25. Januar 1787.	„ 9, S. 191 f.
78	28. April 1787.	„ 9, S. 207 f.

Von den hier mitgeteilten, teilweise sehr ausführlichen Briefen gleichen einige mehr Tagebuchblättern, insbesondere die vom 31. Mai/4. Juni 1783, vom 7./8. September 1783, vom 21./22. September 1783, vom 25. September/1. Oktober 1783. Bezeichnenderweise hat Schubart am 3. Juni ein der gewöhnlichen Briefform besser entsprechendes Lebenszeichen an die Gattin gesandt, solange er mit dem am 31. Mai begonnenen und am 4. Juni abgeschlossenen Schreiben beschäftigt war. Der Riesenbrief vom 21./22. September 1783 muß aus mindestens vier eng beschriebenen Oktavbogen bestanden haben, wovon sich jedoch nur die drei letzten erhalten haben. Die Nachschrift ist vom 22. September datiert; die Angabe, daß es nun der 2433. Tag seiner Gefangenschaft sei, führt auf den 21. September als Tag der Abfassung des Hauptstücks.

Alle diese Briefe geben die oft in jähem Wechsel zwischen demütiger Zerknirschung, pietistischer Ergebenheit und wildem Aufbäumen gegen das Schicksal, loderndem Zorne gegen den „durchlauchtigen Sünder" schwankende Stimmung des Gefangenen in allen ihren Abstufungen wieder. Dem jeweiligen Seelenzustande entspricht bis zu einem gewissen Grade auch das äußere Bild des Schriftstückes: bei Gemütsruhe sind die Züge klar, bestimmt, schön, zierlich; bei Erregung wird die Schrift größer, unruhiger, flüchtiger, können die Buchstaben den Gedanken kaum mehr nachkommen. Er findet dann

der Gedankenstriche, der Ausrufezeichen, des Unterstreichens kein Ende, gerade als ob er ein Poet modernster Art wäre. Die drei Briefe vom 2150. Tag der Gefangenschaft (8. Dezember 1782), vom 19. Januar und vom 9. Mai 1783 sind auf Quart-, die übrigen auf Oktavbogen geschrieben, deren er meist mehrere trotz kleiner Schrift verbraucht hat.

1.

Ich danke Dir, Liebe, für Deinen lezten Brief und die tröstlichen Nachrichten von unsern Kindern, denen ich meinen Vatergruß durch Dich zuschike. Für Deine Liebe dank ich Dir besonders. Die Hemderknöpf von Dir will ich mit ins Grab nehmen.

Daß Du wegen meiner keine Bewegung mehr machen willst, verzeih ich Dir gerne. Du hast schon genug gethan. Nur verzeih mir, wenn mir dabei jenes alte Mütterlein einfällt, die als ihr Hauß brannte, in der Ferne zusah und gar andächtig sang: Was Gott thut, das ist wohl gethan.

Soll ich gerettet werden; so wirds Gott zu seiner Zeit thun.

Inzwischen muß ich Dir gestehen, daß meine Geduld dahin ist. Ich bin immer verdrüßlich, krank an Leib und Seele und sehne mich nach dem Grabe, wie der Taglöhner nach'm Feierabend.

Gott wird Richter seyn zwischen mir und meinen Peinigern.

Nur diß bitt ich Dich noch: Sollte mir gröseres Unheil wiederfahren; so nim Dich meiner mit Nachdruk an. Ich bin nie fähig, einen Schurkenstreich zu thun; folglich immer Deiner Unterstüzung werth.

Künftigen Monat beginn ich mein siebendes Kerkerjahr. Eine schrekliche Zeit! Wär ich Mörder, Janner, Sodomit, Rebell, Lästerer Gottes und ein Feind der Menschheit; so hätte man mich nicht ärger strafen können.

Doch ich weiß und ahnde es mit äuserster Gewißheit: Das siebende Jahr endigt meine Leiden durch Freiheit oder Tod.

Meine Bluts und Herzensfreunde grüß innig. Herr Hauptmann Pfeiflen[1]) wird Dir mehr sagen. Gedenke meiner in meinem eisernen Jammer.

Ewig

Am 2150.ten Tag meiner Bande. 1782.

Dein armer

Sch.

Obrist Dedell[2]) hat als Mensch u. Christ an mir gehandelt — Lohns ihm der Allbelohner! — Sei dankbar gegen ihn! — Er ist mein gröster Wolthäter.

2.

Hohenasperg den 19.ten Jener 83.

Beste,

Dein Geburthsfest ist mir so heilig, daß ich es immer mit Dank und Flehen vor dem Thron Gottes zubringe. Mit Dank, daß er Dich, Du Liebe, unter so tausendfältigen Drangsalen zu meinem u. unsrer Kinder Trost gesund erhielt; — Mit Flehen, daß Dich der gute Gott ferner bewahre, wie seinen Augapfel.

[1]) Von dem früh verstorbenen Hauptmann Pfeifflin, Regimentsadjutanten auf dem Asperg, und seiner Tochter ist in den folgenden Briefen wiederholt die Rede.

[2]) Über ihn vgl. Schubarts Brief vom 25 März 1789 an seinen Sohn (bei Strauß 9, S. 265—267).

Morgen trittst Du Dein 40tes Lebensjahr an. Zwanzig Jahre davon sind mein, durch Jammer, Elend, Todesklage und blutige Thränen verdunkelt. Doch dem Höchsten sei Preiß — auch mancher Paradißtag verklärte diese 20 Jahre. Gesunken an Deine Brust, zerflossen im Gefühl der Liebe, mit einem Auge schimmernd von Zärtlichkeit, die Arme fest um Dich geschlungen fühl ich die Seeligkeit der Ehe und lobe Gott den Herrn! — O, Engel, welch ein himlischer Augenblik, wenn Du meine Kinder in ein Kißen wikeltest, und sie mir mit einem Auge voll Mütterlichkeit in die Arme gabst!! — Weib meines Herzens, Du weißt es nicht, wie ich Dich da liebte! wie ich oft meine Thränen verbarg, die für Dein Leben — o Du Einzige! — gen Himmel schrieen. Blut schreit laut — aber Thränen der Liebe schreien noch lauter. Was Rache heischt, vergeht; was Lohn der Liebe von Gott verlangt, ist ewig. — Engel, an Deinem Geburthsfeste sei es Dir geschworen: ich habe Dich immer geliebt! Geliebt, wie man lieben kann! — Du hast mich als einen wilden Jüngling geheirathet; aber der wilde, brausende Jüngling hätte für Dich geblutet. — O, mein Engel, die Religion Jesu hat nun diese Empfindungen geheiligt, verstärkt, dem Himmel angenähert; wenn ich jezt um Dich wäre — mit Dir aus Einer Schüssel speiste — aus Einem Glas tränke; — wenn ich jezt entschlummerte an Deinem Busen, mit der Zähr' im Auge, die aus Jesusliebe rann; — wenn Du Deinen natürlichen, launischen, — ach! — Gott weiß! — alle Menschen in seinem Weibe umarmenden Schubart, dessen Stolz es ist, ein Unterthan Jesu zu seyn, bei Dir hättest; — sollt' es Dir nicht angenehm — nicht Lebenswonne seyn? —

Weib — ich bitte Dich; weile bei dem Worte **Weib**; — Du weißt, was ich damit verbinde. — Und nun Freundinn — und nicht mehr Weib — nicht mehr Weib — nur Freundinn; — Ha, Engel, Tod liegt in diesem Nahmen. —

Aber, wie kann ich Dein Fest mit so traurigen Empfindungen entweihen? — Ach, Du kennst ja Deinen heftigen, feurigen Mann — Du weißt, wie er liebt, wie er leidet, wie er spricht und schreibt — wie sein Geist steigt, wenn Güte, Warheit, Größe ihn berührt!! —

Liebe Helene, ich habe viel gesündigt; auch viel an Dir gesündigt; — aber, wenn Gott die Thräne des Büßers sammelt, wenn er sie aufbewahrt, sein künftiges Diadem damit zu schmüken; wenn es schön, nach dem Sinne Jesus schön ist, zu verzeihen, wenn Thränen der Buse fliesen und Aendrung folgt; — was kannst Du mir an Deinem Tage anderst schenken, als vollkommene Vergebung, und mit dieser — vollkommene Liebe.

Ach, Weib! — Weib!! — wie ich nach Liebe dürste; so dürstet keiner.

Was Du mir Zeit Lebens, sonderlich in meiner Drangsal, Gutes erwiesest — das lohne Dir der Allmächtige!! —

Man hat mich undankbar ausgeschrieen; aber, Gott weiß! ich bin es nicht. Jede Wolthat, jede kleine Berührung des guten Herzens rührt mich. — Du solltest 's oft gesehen haben, wie ich Deine Briefe — Deine Geschenke küßte, die Du mir zusandtest — und wie ich da zum Himmel hinauf sah, und vor Weinen kaum Deinen Nahmen aussprechen konnte!! — O, Dein Mann ist dankbar; Jesus wird dies einst sagen — am Tage des Weltgerichts. —

Und nun leg ich meine Hand auf Dein Haupt und seegne Dich an Deinem Feste:

Dich seegne Jova,
Der Dich schuf,
und mir gab zum Weibe!!
Dich seegne Jesus!
Der sein Leben — auch für Dich —
Blutete aus vielen Wunden!! —
Dich seegne der Geist der Gnade! —

Sein Säuseln bringe Dir
Frid' ins Herz! —
und Ruh! —
und Glauben! —
und Hofnung —
und Geduld! —
und — Liebe? —

Ach, Liebe hast Du schon. Vergiß Deinen armen, leidenden Mann nicht, der viel gesündigt, aber sich nie Deiner Liebe unwürdig gemacht hat. — Villeicht sterb' ich bald, dann feir' ich Dein Fest im Himmel — und meine größte Wonne sei 's — **Dich zu erwarten!!** — Ich weine bitterlich, Weib — mein Herz schwimt in Blut — mein Blik dämret — Du bist ferne! — Ferne ist meine Liebe und einsam jammert am Tag ihrer Geburt

Ihr

leidender Schubart.

N. S. Verzeih mirs, daß ich so schlecht schrieb; meine Gedanken eilen so, wenn ich an Dich schreibe. — Ach, umarme meinen Ludwig — meine englische Julie und bring ihnen die Thräne des leidenden — einsam jammernden Vaters.

3.

Den 9.ten Mai 1783.

Da mir Herr Professor Haug[1]) Bücher zum Gebrauch versprach; so vermeld' ihm, meine Theure, einen trauten, herzlichen Grus von mir und bitt ihn

1. Um Taciti opera omnia.

2. Um Brukeri histor. Crit. Phil. nemlich um den Auszug in gr. 8.

Dich aber bitt' ich zu dem Dänischen Legationsrath Herrn Derthinger zu gehen, wenn Du anderst magst, und ihm zu sagen: da er mir ein schönes Buch versprochen hätte; so möchte er mir

Remers Universalhistorie II Bände[2]) schiken. Da ich mich jezt fast in jeder Stunde des Tages mit Informiren beschäftigen muß; so würdest Du mir einen grosen Gefallen erweisen, wenn Du mir diese Bücher herbeischaffen würdest.

Vom jungen Herrn Haug[3]) erwart' ich nach den gelieferten Proben sehr vieles. Sonderlich verräth er grose komische Anlagen. Empfil mich und frag ihn: ob er nicht

Harlesii historiam linguae graecae und dessen historiam linguae latinae

besize? — Und nun zürne nicht, meine Liebe, daß ich mich in so trokenen, ausser dem Kraise Deines Herzens liegenden Dingen an Dich wende. Aber wen hab ich sonst, als Dich? Es gereicht Dir zur größten Ehre, daß Du die Einzige bist, die mir in meinem langen, hofnungslosen Elende treu blieb. — Ach, Gute, der volle Lohn des Himmels harret Dein! —

Den 20.ten komt Jungfer Pfeiflin zu Dir. Ich hoffe, Du werdest sie schwesterlich aufnehmen. Sie wird einen Brief von mir mitbringen; denn es ist Erquikung, mein Herz vor Dir zu lüften.

Ich brüte dike, schwarze Melancholie; und Dein sonst so heitrer, launischer Schubart ist ein Genosse der Eule geworden. Doch ich betrübe Dich nur ver-

---

[1]) Der mit Schubart befreundete Dichter Balthasar Haug (1731—1792), Professor an dem Gymnasium und der Karlsschule in Stuttgart.

[2]) Gemeint ist wohl Julius August Remers Handbuch der allgemeinen Geschichte, dessen zwei erste Teile 1783 (ein dritter 1784) erschienen.

[3]) Friedrich Haug, Balthasars Sohn, der bekannte Epigrammatiker.

geblich — und will lieber mein Leid in mich fressen. Ich hoffe so zu Gott, er werde aus Erbarmung mein Elend bald ändern. O Weib, es gehört starker Glaube darzu, in so hofnungslosem Jammer, bei so qualvoller Sehnsucht, so bangem Hinschmachten nach seinen Lieben — das Vertrauen auf Gott beizubehalten. Menschenarm hab ich schon lang, als eine täuschende, schwankende, elende Stüze betrachten lernen. Doch muß man das Seine thun.

Nun — Gott gebe Dir Gesundheit, Geduld — Thränen genug für Dein Leiden — aber auch Hofnung genug für den Antheil Deines Erbes im Himmel.

Vergiß nie Deinen armen, leidenden, gefangenen, unter undankbaren Geschäften schmachtenden, vom ewigen Einerlei seines Jammerbergs zerfleischten — aber Dich, o Du Meine! Treue! Beste!

ewig liebenden

Adresse: Sch.

An Madam Schubart.

4.

Asperg den 30.ten Mai 1783.

Liebe,

Deine zwei lezteren Briefe athmen so viel Seelenruhe und Hofnung in der trostlosesten Lage, daß ich mich herzlich darüber erfreute. Wenn nur dieser Zustand von langer Dauer ist; denn nichts thut dem Menschen weher, als Täuschung. Ich traue zwar Gott Alles zu; aber von Seiten des Herzogs hab' ich weniger Vertrauen, als vor sieben Jahren. Sein Betragen gegen mich und meinen Sohn nähren meine Furcht. Inzwischen bin ich fest entschlossen — zu leiden und zu schweigen. Der Mensch erscheint mir nie größer, als wenn er ohne Murren auch die unverdienteste Schmach trägt. Wenn ich von meinem Walle hinabschaue und die freien Gefilde von freien Menschen wimmeln sehe; wenn dann die Freude über das Glük andrer in mir so stark wird, daß ich Gott danke, weil andre nicht so elend sind, wie ich: dann fühl' ichs tief in der Seele, daß ich kein Teufel bin. Es gibt Stunden, wo man der Demuth unbeschadet seine eigne Würde fühlen darf. O wie freu ich mich auf den grosen Tag, wo ich all meinen Feinden vor dem Angesichte des Himmels die Hände bieten und mit Bruderliebe ihnen zujauchzen will: „euch sei alles vergeben, wie mir mein Heiland alles vergab!" — Meine einzige Satisfaktion sei dann das Zulächeln des Richters und die glühende Schaam auf der Stirne meiner Peiniger.

Weib meines Herzens, glaube mir — 377 Tage auf faulem Stroh im Blokhause verlebt; 4 andre Jahre zwischen eisernen Riegeln zugebracht; so manche unverdiente schrekliche Beleidigung, die ich ertragen mußte, konnten mich nicht dahin bringen — wie Timon der Menschenfeind das Menschengeschlecht anzuekeln. Ich werde sie fortlieben biß ins Grab — meine Brüder die Menschen. Es gibt viel schlechte Fürsten; aber auch einen Herzog von Meklenburg und Fürsten von Dessau unter ihnen, die die beleidigte Unschuld rächen und die Waisenträne von der Wange des Bettelkinds troknen; viel elende Pfaffen, aber auch Priester Gottes, wie Lavater und Hahn;[1] viel neidische, eitle, tokette, treulose Weiber, aber auch eine Helene Schubart, die Einfalt, Fleiß, Mutterliebe und Religion adelt und die auch Treue gegen ihren lebendigtoden Mann schon ins siebende Jahr bewahrt. — Schau, Engel, solche Beispiele lassen meine Menschenliebe nie erkalten und ich zürn' oft, daß ich so wenig für die Menschen that.

---

[1]) Philipp Matthäus Hahn (1739—1790), der sich gleichermaßen als Erfinder kunstreicher mechanischer Werkzeuge und als theosophischer Schriftsteller hervorgethan hat, kam häufig von seiner Kornwestheimer Pfarrei nach dem Asperg, um dem Gefangenen Trost zu spenden.

Der Auditor Hahn[1]) sagt mir, daß Du mit ihm gesprochen und zu ihm gesagt hättest: man hätte Dir hinterbracht, Du solltest meine Freiheit nicht betreiben, denn ich wäre noch immer der alte Schubart. Erlaube mir, mein Kind, ein wenig stolz zu seyn. In vielen Stüken wärs schade, wenn ich nicht der alte Schubart bliebe. Verlangst Du vom neuen Schubart: abgestorbenes Herz, kalte Liebe, kühle Klugheit, gefrornes Blut, erstiltes Feuer, Fühllosigkeit gegen Schönheit und Größe, heuchlerisches Zurückhalten, steife Gravität, Drachenoekonomie, Modeschwäche; — so laß mich, laß mich, Du mein ehmaliges Weib, da wo ich bin — ich will sterben, als der alte Schubart. Meinst Du aber Trinklust, Wollust, Religionszweifel; so muß ich Dir sagen, daß ich gern ein Glas Wein trinke, wenn ichs habe; daß ich noch so viel Wollust besize, mir zu wünschen, alle Nacht in Deinen Armen zu schlafen, und daß ich, so gut wie Paulus, weiß an wen ich glaube. Ich bete Gott, durch Christum, im heiligen Geist an. — Weib, wenn man verklagt wird; so darf man schon, seiner Unschuld bewußt, ein wenig den Kopf hoch halten. Glaube mir, daß ich mich in der Erkenntniß der Religion mit dem Größten messe und daß ich Dir grose Dinge entdeken könnte, von denen Du noch nie geträumt hast. Doch das hab ich nicht mir, sondern dem herablassenden Geist meines lieben Jesu zu danken. Ihm sei Lob u. Preiß u. Dank u. Herrlichkeit gegeben von Ewigkeit zu Ewigkeit, Halleluja!! —

O Du mein Engel, Alles ist mir daran gelegen, vor Dir gerechtfertiget zu erscheinen, denn ich zittre vor der geringsten Abnahme Deiner Liebe.

Die Jgfr. Pfeilerin hat mir viel schönes von Dir gesagt. Gott erhalte Dich immer bei Gesundheit und rosenfarbnem Humor; so wirst Du auch immer gute Träume haben, denn gutes, tanzendes Blut zeugt frohe, rosichte Träume.

Für die Strümpfe tausend Dank! Hab ich doch immer eine Freude, wenn ich etwas von Dir am Leib trage. Als ich die Strümpfe zum erstenmal anzog, da dacht' ich: jede Masche hat sie mit ihren Fingern gewunden, die Gute, die Deutsche, die Redliche! — und da mußt ich beinah weinen. Deine Ausgaben für mich sollen Dir gewieß bezahlt werden. Nur in dieser Hofnung nehm ich etwas von Dir an. Vielleicht schik ich Dir einmal Noten, die Du theuer verkaufen kannst. Alle meine Stücke werden jezt in der Schweiz, in Speier, Augspurg und anderen Orten mit Beifall gestochen und gedrukt; Du siehst also, daß ich noch in gutem Kredit stehe. Ich lese jezt erst die gelehrten Zeitungen, die seit 1777 herausgekommen sind, und da muß ich weinen, wenn ich sehe, wie mir die größten Köpfe so ein gutes Zeugniß gaben und wie sie sich um meine Freiheit bemühten. Gewiß ein Trost für Dich und meine Kinder nach meinem Tode.

Ao. 1778 kam in Mannheim[2]) ein Buch unter dem Titel heraus:

Schubarts Leben und Karakter.

Sieh doch, daß Du 's auftreibst, weil ichs zu meinem Lebenslaufe branche. Aber liß es vorher und schau, wie man Deinen Mann getroffen hat.

An das Julchen, mein liebes Julchen, folgt hier ein Briefchen. Der Engel! so dacht ich wird sie werden; und so ist sie geworden. Ströme männliches Feuer in sie; so steht das Bild Deines Mannes leibhaftig in Deiner Tochter da.[3]) Aber

---

[1]) Leutnant und Auditor Hahn in dem auf dem Asperg garnisonierenden Regiment (seine Charakteristik bei Strauß 9, S. 151).

[2]) Bei Heinrich Bender. Der Verfasser der interessanten, sehr selten gewordenen Schrift ist nie bekannt geworden (vgl. Schubarts Leben und Gesinnungen. Stuttgart 1791/3, 1, S. VI f.).

[3]) Schubart hat sich wiederholt über die Wesensähnlichkeit seiner Tochter Julie mit ihm ausgesprochen, so in dem bekannten Gedichte „O Julie, mein Ebenbild" 2c (in der Reclamschen Ausgabe, S. 57).

ich zittre für ihr Herz. Bei Dir, gutes Weib, gieng der Weeg über den Verstand ins Herz — und bei mir und meinem Julchen geht der Weg — über's Herz in den Verstand. Jener Weeg ist gemeiner, aber sicher; dieser ehrenvoller, geistiger, aber für eine Welt, wie diese, sehr gefahrvoll.

Ludwig ist brav; aber er ahmt zu sehr nach — schillerisirt, ossianisirt, shakespearisirt, ohne den Adlerflug eigner Kraft zu wagen. Ich schreib ihm auch nächstens.

Gelt, Weib, ich habe Dir dißmal einen sehr ernsten Brief geschrieben; aber meine Laune ist meist ernsthaft — in die Farbe meines Schicksals gekleidet. Auch werd ich immer älter und mein Wiz bekomt Runzeln und Warzen. Wirst Du wohl einen Mann noch lieben können, der Dir nicht mehr mit dem Wetterleuchtenden Blik des Jünglings, nicht mehr mit der Jugend bräunlicher Loke, nicht mehr mit dem Posaunenton der Mannsprache, nicht mehr mit dem gaukelnden, lachenden, spottenden Wize; sondern mit trüberem Blike, mit dünnerem Scheitelhaar, mit dumpfer Stimme, die der Kerkerstaub erstikte, und mit ernsten, reichsstädtisch gravitätisch steifen Mienen entgegentritt und keuchend fragt: Weib, liebst Du mich? — Doch Du wirst ja auch alt und wir sind nur wenige Jahre voneinander. — Aber laß mich altern; kann Dir doch der feurigste Jüngling nicht feuriger u. wahrer sagen, wie ewig Dich liebet

Dein

armer Sch.

5.

Den 31.ten Mai 1783.

Ich lege wieder einen Monat zurük, in dem mir Gott manche Wolthat, auch durch Dich, meine Liebe, angedeihen ließ. Es war der Rosenmond; doch fühlt ich mehr das Rizen seiner Dornen, als seiner Rosen balsamischen Duft. Der Gefangene sieht die Natur im Wittwenschleier; ihm ist selbst die Frühlingsflur eine gähnende Gruft.

Der freie Vogel
schwimt in der Luft,
Ich aber brüte
im Kerkerduft.
Der Maienkäfer
sumt froh daher:
Ich aber schleppe
die Fessel schwer.
Die Turteltaube
girrt um ihr Sie;
Doch, was ich liebe,
das find' ich nie.
Es äzt die Schwalbe
die junge Brut,
Und ich bin ferne
von meinem Blut.
Im Frühling gattet
sich groß u. klein,
und ich, Elender,
bin ganz allein.

Mit solchen traurigen Empfindungen schlief' ich den Mai. Doch mischt sich auch Dank in meinen Klaggesang. Du, mein Engel, lebst noch, bei allen Schwächen Deines Körpers; meine Kinder zeigen Hofnung in der hellen Blüthe — und auch ich lebe noch, wiewohl mit dem Gefühl, daß meiner Monde nicht viel mehr seyn

werden. Ich habe diesen Monat Blut ausgeworfen, eine Folge der blinden Goldader und meiner im Blokhause zerstörten Brust. Meine Nerven sind äusserst schwach und oft, wie vom Schlage gerührt. Ich habe die Molkenkur, ohne sonderlichen Effekt gebraucht. Ein Bad würde mir grose Dienste leisten; aber diß ist in meiner Lage unmöglich. Doch mein Leben ist in der Hand des Herrn; er thue, was ihm wohl gefällt. Der Gott, der Dich in meinem Elende nicht verließ, wird auch nach meinem Tode Dein Gott seyn und Dir den Seegen frommer Wittwen reichlich ertheilen. Du bist nun schon an meine Entfernung gewöhnt und wirst Dich desto leichter zu fassen wissen, wenn Gott über mein Leben gebietet.

Heute früh im Morgenschlummer däuchte mir, ich wär' in Deinem Schlafzimmer. Du kamst und wiesest mir mein Porträt über Deinem Bette. Mein Bild war ganz verstellt, denn ich lag aufgedunsen und schlafend im Bette. Drauf wandte ich mich, nahm Dich in meinen Arm und mit tausend Thränen, die ich im Schlafe vergoß, umarmt ich Dich mit unaussprechlichem Schmerz und schluchzte: Lebe wohl! — Du aber blicktest mich mitleidig an und sprachst nichts, als: guter Mann!! —

Siehe, Freundinn, so düster sind auch meine Träume kolorirt und doch sind meine Fantaseen am Tage noch viel düstrer.

Wie wohl wirds mir im Grabe seyn,
wo keine Stürme wüten.
Da kann nicht täglich neue Pein
für mich ein Fürst gebieten.
Da ist nicht mehr die Sklaverei;
Da bin ich frei! da bin ich frei!
und athme süßen Frieden.

Am Sonntag Exaudi den 1.ten Juni.

Guten Morgen, meine Liebe! Da bin ich schon wieder bei Dir. Ich habe sanft geschlafen und konnte sehr andächtig und mit Thränen beten. O das ist eine grose Gnade, wenn man beten kann; wirds einem doch so wohl ums Herz. Der Glaube wird gestärkt, die Liebe entzündet, die Geduld erneurt und die lahme Hofnung richtet sich am Pfeiler der Religion wieder auf. Weib, ich muß es Dir mit Schaam gestehen, daß ich oft sehr zum Gebeth ermatte. Daher übermannt mich oft die Ungeduld und verschließt mein Herz für alle Eindrüke der Freude. Mein langes, endloses Leiden ist freilich eine starke Probe; aber sind dann dieser Zeit Leiden auch werth der Herlichkeit, die *gewieß auch an mir* soll offenbaret werden? — Ach, wie viele Fehler hab ich noch abzulegen, biß ich für jenes Leben reif bin!! — Ich habe mich hier sehr kennen lernen und bin oft vor mir selbst erschroken. Stolz, Leichtsinn, Wollust, Unmäßigkeit, Anhänglichkeit an die Welt, Trägheit zum Guten, Ungeduld bemeistert sich so oft meiner, daß ich fast an meiner Seeligkeit verzweifeln möchte. Doch Deine Kraft, o Gott, ist auch in Schwachen mächtig, und Deine Gnade ist noch nie an mir vergeblich gewesen. O wie ich oft über die Langmuth Gottes mit uns Sündern — mit mir dem Sünder! — erstaune, daß mir heisse Thränen entstürzen! Gnädig, barmherzig, geduldig, langmüthig bist Du, o Herr, Du vergibst Missethat, Uebertretung und Sünde um Jesu willen, und meine Seele betet Dich an im Staube meines Kerkers!!

Nun geh ich in die Kirche, mein Engel, und will für Dich beten. Heut ist der Sonntag Exaudi, der Sonntag der Erhörung. Ich kann Dir nicht sagen, was mir Gott an Sonn und Feiertägen für ausgezeichnete Gnade erweiß. Ruhe, Seelenfrieden, Innigkeit, Hofnung, Liebe, zitterndes Ahnden meiner künftigen Seeligkeit fühlt' ich schon oft an diesen heiligen Tagen. Auch heute erquikte mich schon der Kuß seines Mundes und ich hoffe den Tag heiter zurükzulegen.

Unser Gott seegne Dich, Liebe, um Christi, seines Sohnes willen. Amen.

Den 4. Juni.

Wenns Dir recht ist; so will ich auf diese Art meine Empfindungen von Tag zu Tag aufzeichnen und Dir zuschiken. Aber ich fürchte nur, ich mache Dir Langeweile. Der schweigende Blik des nahen Geliebten spricht stärker, als die beredtesten Briefe des **fernen.**

6.

Hohenasperg den 2.ten September 1783.

Tausend Dank, meine Liebe, für den herzlichen Brief, womit Du mich durch Herrn Hauptmann Frei[1]) beehrtest. Jede Spur Deines edlen Herzens ist mir wie der Fußtritt eines Engels — ich küße sie voll Lieb' und Ehrfurcht. Weh denen, die Ursache sind, daß unsre zur Liebe geschafne Herzen getrennt bleiben sollen! Der Durchlauchtige Sünder hat Dich also abermals getäuscht. Er denkt: keine Antwort ist auch eine. Ach, liebes Weib, er hat noch nie geliebt, sonst wär es ihm unmöglich, so hart gegen uns zu seyn. Ich hab ihn nie beleidigt, und er will mich doch wie den gröbsten Verbrecher im Gefängniß sterben lassen. Das ist schrecklich! Es hat neulich ein vornehmer Minister zu mir gesagt: warum meine Freunde den Herzog nicht verklagen? — „Sie haben zu wenig Muth, antwortet' ich, und fürchten die Sache zu verschlimmern." Ich wage doch etwas — kühnes, starkes, das mich entweder ganz verderben, oder aus meinem Elende plözlich reissen muß.[2]) Länger ertrag ich mein Schiksal nimmer — Freiheit oder Tod! — ist meine Loosung.

Du hast meinen leztern Brief falsch verstanden. Ich sagte Dir nur, was ich brauche, verlangte aber nichts von Dir. Gott bewahre mich, daß ich Dir lästig fallen sollte. Lieber einen Galliotenkittel getragen, als diß. Die hiesigen Herrn Offiziers lassen mir einen Frak machen, wie ich ihn verlange. Manschesterne Hosen bekom ich von Herrn Major von Buttlar.[3]) Die alten hab ich auch noch; ich bedarf also Deiner Hülfe nicht. Inzwischen danke ich Dir doch für Dein gütiges und liebevolles Anerbieten und bitte Dich, die mir zugedachten Kosten auf Deinen eignen Leib zu verwenden.

Die andre Woche geht die Jgfr. Pfeiflerin von hier weg — ein Waise, ohne Pension vom Herzog. Gott sei ihr Versorger. Wenn Du mir etwas Geheimes zu schreiben hast: so addressir' es an Herrn Auditor Hahn, der mein bewährtester Freund ist. Auch bitt' ich Dich, mit der Fr. Hauptmann Frei zu korrespondiren. Sie ist eine kalte, doch gutmüthige Frau.

Mein Herr General[4]) ist ein gutherziger Mann; aber er handelt nicht. Auf ihn kann man sich gar nicht verlassen. Ehmals verbrannt ich schier am Riegerischen Feuer, jezt ersauf' ich beinahe im Scheleriſchen Wasser. Ach, niemand ist gut, als der einige Gott.

Daß ich so gern vom Tod spreche, hat seine Ursachen; ich muß mich am besten fühlen. 377 Tage saß ich im Blothause und lag auf faulem Stroh. $3^1/_2$ Jahre war ich enge eingeschlossen; was ich da weinte, klagte, seufzte, Kerkerstaub schlukte, zitterte, bangte, zagte; das nagt iezt an meinem Leben. Du wirst einmal die Nachricht von meinem Tode hören, eh Du etwas von meiner Krankheit vernahmst. Gott wird Dich alsdann trösten; hast Du doch 7den Jahre Zeit gehabt, einen Mann entbehren zu lernen, bei dem Du mehr bittres Elend, als süses ehliches Glük erlittest.

---

[1]) Hauptmann Frey, Regimentsquartiermeister auf dem Asperg.

[2]) Ueber Schubarts Unfähigkeit, einen kühnen Schritt zu thun, vgl. Schubarts Karakter von seinem Sohne Ludwig Schubart, Erlangen 1798, S. 161 f.

[3]) Major Freiherr von Buttlar im Asperger Regiment; seine Charakteristik bei Strauß 9, S. 150.

[4]) Der damalige Kommandant auf dem Asperg, Generalmajor von Scheler.

Laß Dich ja nicht, mein Engel, von den kleinen gefrornen Seelen irre führen mit dem verdamten Waidspruch: es gehe mir nichts ab — als die Freiheit und die Meinigen! — Dein Mann voll Freiheitsungestüm — und ohne Freiheit! — Dein Mann voll Zug und Drang zur Liebe, so innig verliebt in Dich — und ohne Dich!! — Dein Mann so voll Liebe zu seinen Kindern — und doch ohne Sohn! ohne Tochter! — und es geht ihm nichts ab?? — Spei vor der kalten Froschseele aus, die Dir ein anderesmal wieder so was sagt. — Weib, es ist ein groß Elend, wenn man kalt und klein ist. —

Der Elsäßer[1]) ist ein kreuzbraver Kerl. Er liebt Gott, verehrt den Heiland der Welt, ist ganz Menschenfreund und eine warme deutsche Biderseele. Sag, ich grüß' ihn herzlich.

Seine Frau ist ein herrliches Weib. Ich kann sie nicht vergessen, wie sie mit der Mariamine so duldend, so mitleidig, so liebeatmend vor mir stand. Grüße mir sie, wie der christliche Bruder seine christliche Schwester grüßt.

Nun muß ich Dir noch auf zwei Verweise antworten.

1. Du meinst, ich sei so gut u. schenk Alles weg. Ist wahr. Ich bin nicht hart, und hab schon vieles und herzlich gerne weggeschenkt; aber manches ist zerrissen, oder mir entwendet worden.

2. Ich betrinke mich so oft! — Das ist nicht wahr, denn ich habe ja nicht so viel, daß ich mich betrinken kann. Beim General trinkt man aus Fingerhüten, und ausser dem Hauptmann Frei bekom ich nur wenig Wein. Doch ists wahr, daß ich den Wein gerne trinke; er macht mich so heiter und ist daher wie ein Vertrauter meines Kummers geworden. Doch will ich mich auch hierinnen so viel möglich einschränken. — Ach, liebes Weib, an Deinem Beifall ist mir viel — viel gelegen; ich wäre untröstlich, wenn ich mir Dein Mißfallen zuzöge. Nein, Engel, der Mann, der Deiner Liebe würdig ist, muß gut seyn, from seyn, Adel des Geistes, Größe der Seele, Güte des Herzens verrathen; mit einem Wort, er muß ein erleuchteter Christ seyn! —

Auf Ludwigs Brief wart' ich heiß. Dem Landsee[2]) geb ich nichts mehr mit. Fürs Julchen ist mir bange. Wär ich draussen, sie bekäme einen Gelehrten; nun aber wahrscheinlicher Weise einen theatralischen Windbeutel.[3]) O schade für den Engel! — Meine Tochter ist ein Engel! — Grüße und küsse meine Kinder warm, heiß, liebeglühend. Dem Julchen muß ich selbst schreiben.

Dem Ueberbringer dieses Briefes bitte, so Du kannst, ein Trinkgeld zu geben. Wir können ihn öfters brauchen. Auch wär mirs lieb, wenn Du mir nur mit zwei Zeilen durch ihn berichtetest, ob Du diesen Brief empfangen? —

Ach, wann fall ich wieder an Dein himlisches Herz, weine vor Wonne, und stamle Dir mein Bekentniß: ewig liebt Dich

Einzige!

Dein
armer, leidender
Mann

Schubart.

Eben habe ich Ader gelassen. Nun leg ich mich auf mein Bette und denke an Dich — Du Engel! — Mein Geist umarmt den Deinen.

---

[1]) Schubart und seine Familie waren gleichermaßen mit einem Regierungsrat und einem Expeditionsrat Elsäßer befreundet; hier ist wohl letzterer, bei dem Frau Schubart in Stuttgart wohnte, gemeint.

[2]) Leutnant von Landsee im Asperger Regiment, von Schubart (bei Strauß 9, S. 151) als Jesuit charakterisiert.

[3]) Über Juliens von den Eltern sehr ungern gesehenes Verhältnis zu dem Hoftheatertänzer Schlotterbeck vgl. die bei Strauß gedruckten Briefe Schubarts an die Gattin aus jenen Jahren.

7.

12. Sonntag nach Trinit. den 7. Sept.
Morgends 8 Uhr.

Guten Morgen, Liebe. Ich habe gut geschlafen und wieder von Dir geträumt — aber schlim, wie immer. Die Ahndungskraft der Seele sagt mir laut, wachend und schlafend: auf dieser Welt siehst Du Deine Lieben nicht mehr! — Es sei dann so. Die Tirannen der Erde sollen mich nicht feig machen:

Nehmen sie uns den Leib
Freiheit, Kind und Weib;
Laß fahren dahin!
Sie habens kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben.[1])

Im heutigen Evangelium steht das grose Wort: Gott hat alles wohl gemacht. Du kannst schon jezt so sagen. Gott hat Dich bißher ernährt, gesund erhalten, Dir viel Freunde gemacht, Deine Kinder an Leib und Geist vor Deinen Augen aufblühen lassen: nur ich steh noch in der Nacht und fühls, daß ich noch nicht sagen kann: Gott hat alles wohl gemacht; aber er wirds wohl machen, das sprech ich jeder glaubigen Seele nach. Ich soll hier eine kurze Zeit leiden, daß ich dort auf ewig verschont werde. Jezt lieg ich im Ofen, unter der Pflege des Schmelzers.

Gott lebet noch, Ich sorge nicht,
Denn Er ist meine Zuversicht!
Stürzt auch der ganze Weltkreis ein;
Gott wird mein Schuz und Retter seyn!
Gott lebet noch!

An keinen Tagen hat sich Gott so sehr an meiner Seele verherrlicht, als an Sonntagen. Da ist so eine Sabbatsstille um mich her, so viel himlischer Frieden, so viel Vorgefühl des ewigen Lebens, so viel Christusnähe, daß man all sein Elend vergißt und nur die Wonne fühlt, ein Christ zu seyn. Zwar muß ich dir gestehen, daß mein Glaube, meine Lieb' und Hofnung nicht mehr so feurig ist, wie anfangs. Ich bete nicht mehr so glühend, so in himlische Liebe zerflossen. Mein langes Leiden hat mich kalt, hartherzig gemacht; so wie viele Schläge hartschlägig machen. Doch erhobt ich mich immer wieder, wenn die Stunde des Geistes komt und mich in Himmel erhebt. Ach bete, ringe für mich, daß mein Glaube nicht aufhöre.

Die Tromel ruft und ich geh in die Kirche, um zu beten für mich und meine Lieben.

Um 12 Uhr.

Ich kom aus der Kirche und hab herzlich für Dich gebethet, daß es Dir Gott an Leib und Seel wol geben lasse. Es flog gewiß im Himel dis Flehen und die Erhörung mit all ihren Gnaden wird auf Dich herabkommen. Du wirst leben, wenn ich schon in Asche zerfallen bin.

Eben werd' ich zum Mittagtische beim Herrn General eingeladen. Ich esse da immer mehr als sonst, weil Alles gut gekocht ist. Zwar ist mein gewöhnlicher Tisch reichlich genug; aber für meinen schlechten Magen zu wenig ausgekocht. Daher eß' ich meist sehr wenig, wodurch ich oft sehr entkräftet werde. Wenn ich so dran denke, wie ich an Deiner Seite saß und alles so gerne aß, was Deine lieben Hände gekocht hatten, so fühl ich freilich sehr wol, was ich auch in diesem

[1]) Schubart citiert meist sehr frei, manchmal auch, wie hier, mit Varianten, die seine persönlichen Verhältnisse betreffen.

Stüke an Dir verlohren habe. Doch ich war Deiner treuen Pflege nicht werth; drum gab mich Gott den Freunden Preiß. — Du hast doch Appetit zum Essen? — und hoffentlich wirst Du alle Tage Dein Glas Wein trinken? — Denn je älter Du wirst, je mehr bedarfst Du dieser Labung. Also prosit die Mahlzeit!! —

Abends um 8 Uhr.

Die Sonne ist untergegangen und nun siz' ich wieder einsam auf meinem Zimmer und denke an Dich, meine Liebe! Ich war heut mehr als sonst beim Mittagsmale aufgeräumt, spielte mit Feuer auf dem Klavier und sang darzu. Gott sei gelobt für jeden Tropfen Linderung, den er in Kelch meiner Leiden träufelt! — Wenns nicht solche Abwechslungen gäbe; so möcht' ich vergehen in meinem Elende.

Es stürmt draussen! — Ich stopfe meine Pfeiffe, schaue durchs Eisengitter und horche dem Sturme. Drum Du must wissen, daß Wetter und Sturm mir lieber sind, als Heitre und Stille. Also gute Nacht! — Gottes Engel steh' an Deinem Bette und bringe Dir meinen Seegen — o Du, die ich so innig liebe, Einzige, Gute, Liebe!!! —

Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben
Ist immer von Dir ein Einziger langer Gedanke.

Klopstok.

Montag den 8. Sept. um 9 Uhr Abends.

Viel hab ich heute an Dich gedacht; denn —

wo fliegt die Stunde hin
Da ich nicht bei Dir bin? —

aber geschrieben hab ich doch nicht an Dich. Doch vielleicht wär Dir nur mein Gesudel zur Last. Du liebst Realitäten; nicht Flitterwerk — nicht Luft — nicht Kantstationen von Liebe, die der Wirbelwind verhaucht. — Ich will Dich also heute nicht stören an Deinen neugewohnten Empfindungen. — Ach, Weib, (verzeih mirs, daß ich Dich aus alter Bekanntschaft noch so nenne) Entfernung ist der Liebe Tod. Du liebst Gegenwart; Ideale verlachst Du. In diesem Stüke ist Dein ehmaliger Mann weit gröser als Du. — Er liebt — nicht mehr und nicht minder — er liebt **ewig!!** —

Heute schwärm' ich, Freundinn, denn mir liegt was auf 'm Herzen. Doch ich verschweig es, um Dich nicht zu betrüben. Und nun lebe wohl, meine Geliebte, Um mich und Dich zu schonen werd ich sobald nicht an Dich schreiben. Ueberhaupt bin ich entschlossen, mich von Allem zu entfernen, was mir den Tod bitter macht. An Deine Kinder werd' ich desto öfter schreiben. Ich kenne meine Kanäle. —

Schubart.

Uzens Gedichte, Reutlinger Auflage, blau, mit rothem Schnitt gebunden bitt ich mir nächstens zu schiken. — Sechsfache Bezahlung versprech ich Dir davor. — Gute Nacht. — Dein

bald Unbekannter.

8.

.... meine Peiniger nicht; aber nun steigen meine Seufzer gen Himmel, sammeln sich zum Wettergewölk, das über kurz oder lang über sie herabdonnern wird. Geht meine Seele in der Verzweiflung verlohren; so fordre sie mein Richter auf ewig von ihnen!! — Amen.

Um 10 Uhr.

Heut kann ich die Kirche nicht besuchen. Ich bin so beklemt, so voll Angst und Bangigkeit, daß ich nicht beten kann. Um mich ein wenig zu lüften, schreib ich an Dich, ob ich gleich fühle, wie unangenehm Dir solche Briefe seyn müßen. Ich habs schon aus Deinem leztern Schreiben durch den Müller bemerkt, daß Dir meine Briefe zur Last fallen. Daher überhäufteſt Du mich mit Vorwürfen, ſtatt des Troſtes. Und ich nehme Dirs auch nicht übel. Du biſt ein Weib, haſt 7ben Jahre in meinem Jammer ausgehalten, mir unzählich viel Gutes erwieſen, das Dir Gott vergelte; wer wird Dirs verargen, wenn Du ermüdeſt und Dein Anliz von einem Elenden wegkehrſt, von dem Du augenſcheinlich ſiehſt, daß er zum Unglük auserkohren iſt. Im 88ten Pſalm iſt mir immer der lezte Vers der fürchterlichſte; und auch der fängt an, an mir in Erfüllung zu gehen. Zug für Zug ſoll ich den Kelch trinken, der Klaglieder Jerem. am 3ten ſo ſtark geſchildert iſt. — Ach, der gute Gott muthet mir mehr zu, als ich ertragen kann! —

Du nimſt mirs ſo übel, daß ich mich ein Schlachtopfer nenne; was bin ich dann anders? Der Herzog hat einer Familie den Kopf herabgehauen, um den Rumpf einbalſamiren zu können.

Daß ich nichts mehr von Dir verlange, geſchieht aus zärtlicher Schonung. Du haſt ja ſelbſt Dein Unvermögen vorgeſchüzt u. iſts dann nicht billig, daß mich derjenige erhält, u. kleidet, der mich für meine Familie ermordete? — Ich hab in dieſen 7ben Jahren deßwegen Unterſtüzung von Dir angenommen, weil ich hofte, in der Freiheit es Dir erſtatten zu können. Da aber dieſe Hofnung verſchwunden iſt; ſo müſt ich ein Schurke ſeyn, wenn ich weiter etwas von Dir annähme — ſei 's auch nur ein Blättchen Tabak. Was Du bißher auf mich gewandt haſt, ſoll Dir hoffentlich mein Lebenslauf vergüten. Ueberhaupt, Freundinn, Sieben Jahre Trennung gelten für einen Scheidebrief. — Mein Herz hängt Dir auſſerordentlich an, u. Höllenqual iſts, mich von Dir loszureiſſen; aber es muß einmal doch ſeyn; denn was hilft Sehnſucht nach einem Gut, das man auf ewig verlohr? — Doch Geduld, Vielleicht erlößt Dich Gott bald gar von mir und Du wirſt ſehen, wie alsdann in kurzem Dein Herz ſich erleichtern und ausbreiten wird. — Es hat mich ſchon tauſend Thränen gekoſtet, daß ich Dich in mein Unglük hineinzog. Hätt' ich gewußt, zu welchem ſcheuslichen Leben ich beſtimt bin; kein Bettelmenſch hätt ich mit mir betrogen. — Jeder Mann, von welchem Stand und Geſchik er wolle, hätte in Dir die Wonne ſeines Lebens gefunden, u. auch Du wärſt an ſeiner Seite glüklich geweſen. — Aber, was haſt Du mit mir ausgeſtanden! — Und wie wohl muß Dirs ſeyn, wenn Du von mir los biſt! — O wie wünſcht' ich Dir alsdann den Reſt Deines Lebens in den Armen eines beſſern und glüklicheren Mannes zu veratmen! — Denn Du biſt zum ehlichen Leben geſchaffen. —

Hier ſchik ich Dir die Briefe, die Du, Deine Kinder u. einige Freunde an mich ſchrieben. Lege ſie meinem Lebenslaufe bei. Der künftige Herausgeber deſſelben kann ſie benuzen. Sie ſind Denkmale Deines vortreflichen Herzens. Die meiſten Deiner Briefe hab ich mit meinen Thränen beträuft und bei allen Deine Unterſchrift geküßt. Die Briefe von 1777 ſind unter des ſeeligen General Riegers Schriften verlohren gegangen. Einige von kälterem Ton hab ich zerriſſen. Ich hab alſo nichts ſchriftliches mehr von Dir. Tauſend Dank für die Stärkung, womit Du mich oft in meinem Jammer durch Deine Briefe erquikteſt. Weil ich fürchtete, ſie möchten nach meinem Tode zerſtreut werden; ſo hab ich ſie Dir zurükgeſchikt. Ich wollte ſie mit ins Grab nehmen; aber beſſer, ſie zeugen vor der Welt u. Deinen Kindern von Deiner Liebe, als daß ſie mit mir der Wurm verzehrt.

Und nun verzeih mir einen kleinen Tadel. Er betrift Dein verächtliches Hinblikken auf Ständlin[1]) u. andre gute Köpfe, weil sie ein wenig loker leben. Man muß auch den verpesteten Menschen umarmen und in ihm den Funken der Gottheit verehren können. Ständlin ist gar kein böser Mensch, ist nur leichtsinnig u. besizt trefliche Gaben. Ich kann mir vorstellen, wie Du mich ehmals im Herzen verabscheut haben mustest; denn war ich wohl besser, als Ständlin? — Und kann sich nicht der leichtsinnigste Mensch bekehren? Kann er alsdann auf dem Wege der Tugend nicht schnellere Schritte machen, wenn er Kopf und Geist hat, als die kältere Seele, die immer im kalten, rozigen Schnekengange auf dem Boden kreucht? — Will Dir was erzählen.

„Ein Gimpel pikte schöne, rothe, liebliche Vogelbeer und sah nicht fern von ihm auf einem Schindanger den Adler auf dem Aase sizen und stinkendes, faules Fleisch verzehren — Pfui! schrie der Gimpel, — ein Adler und auf dem Schindanger und Luder fressen! — Der Adler satt vom Fraße erhob sich tönend — über alle Wolken — weit aus dem Gesichtskreise des Gimpels — und trank Sonnenstralen. Indeß der Gimpel im niedrigen Strauche seine Vogelbeer pikte."

Mach Dir die Moral selber. Den Haller[2]) veracht ich selbst, denn der ist ein Schurk, ob ich gleich weiß, daß Du ihm einmal herzlich gut warst. Aber Ständlin ist bei Gott! kein Schurk. — Ich glaube, Du bist den Genie's deßwegen so feind, weil Dich ein Genie so angeführt hat.

Von Biedermann[3]) wird nun mit Dir gesprochen haben. Das Julchen wäre gewieß in seinem Hause glüklich. Auf mich kannst Du Dich nimmer verlassen; denn mit der Blüthe meiner Hofnungen spielt schon lange der Sturmwind. Es muß Wonnegefühl für Dich seyn, wenn Du Deine liebe Tochter in die Schweiz begleitest, das Land der Freiheit und des Reichthums; wenn Du so viel edle Seelen findest, die Dich trösten und thätig unterstüzen werden. Ich möchte wohl bald erfahren, was Du mit diesem würdigen Manne gesprochen hast.

Den 8.ten diß Monaths warst Du in Ludwigsburg bei Herrn Präzeptor Burkhard. Ein Offizier sah Dich in die Schäse steigen und sagte mir, Du sähest sehr gut und gesund aus. Wie herzlich mich diß freute, kann ich Dir nicht beschreiben; nur begreif ich nicht, was Du in Ludwigsburg vor Geschäfte hattest. Es muß Dir allemal ein Stich durchs Herz gehen, wenn Du in diese Stadt komst, wo Du so viel ausstandest und wo Du den Jammerberg Deines Mannes so nah vor Dir liegen siehst.

Wenn den Herzog etwas weich machen könnte; so müßte er jezt durch so viele Leichen unter seinem Volke[4]) gerührt werden, daß er einmal wieder sein Anliz zu mir kehrte und mich meinem unverschuldeten Elende entriß — oder, Dir wenigstens erlaubte, mich von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen. — Doch, ich weiß nicht, warum ich noch immer vor diesem Gedanken zurükzittre. Wie könnt' ich Deinen Anblik in der Gefangenschaft ertragen! Ich fühle viel zu stark u. meine Nerven sind durch langwierige Anstrengung viel zu abgestumpft, als daß ich einen solchen Besuch aus-

---

[1]) Der Dichter Gotthold Ständlin (1758—1796), der Fortsezer der Schubartschen Chronik.

[2]) Hofmusikus Johann David Friedrich Haller (1763—1797), Bassist und Schauspieler, später auch Regisseur am Stuttgarter Hoftheater.

[3]) Ein reicher Schweizer, der beabsichtigte, Schubarts Tochter Julie als Adoptivtochter in sein Haus zu nehmen. Vgl. den folgenden Brief und die in Strauß' Schubartbiographie mitgeteilten Briefe aus jener Zeit.

[4]) Damals herrschte in Stuttgart eine Typhusepidemie.

halten könnte. Du bist kälter; komst und gehst wieder, um Dich in freier Luft zu erhohlen; zwei Thränen machen Dir Luft; dann ists geschehen. Aber ich würde wieder bleiben und nach Deiner Entfernung elender seyn, als ich 's jezt bin. Ich glaube, diß ist auch die Ursache, warum Gott unsre Zusamenkunft hindert. Aber dadurch wird der Tirann eben nicht entschuldigt. Gott läßt ihm seinen Willen, und dicht hinter ihm lauscht die Rache.

Nach 12 Uhr.

Da steht noch mein Essen, wie man mirs gebracht hat. Schon 8 Tage schaudert mir vor Speißen. Zum Trinken aber hab ich immer Reiz, weil mich schier die Hize verzehrt. Ich trink' alles durcheinander, was mir vorkomt, weil ich denke, es sei der Mühe nicht werth, meine Gesundheit zu schonen. Für was schon' ich mein Leben? — Daß es Tirannei nach und nach mit langsammen Qualen verzehre? — Wenn ich Arzneien brauche; so schaur' ich vor ihrem guten Erfolge — denn was nüzt Gesundheit dem immer Elenden? — Ich weis, daß diß dem Selbstmorde gleicht; aber worzu treibt einen nicht Lebensfattheit? — Sonst kann ich über Essen und Trinken nicht klagen. Aber was nüzt mir eine beständige Henkermahlzeit? — Ich hab' in der Freiheit niemals Mangel gehabt, und des Teufels Dank habe der, der mich zu Tode füttern will.

Da drunten vor meinem Fenster rauschen die Ketten der Gallioten fürchterlich durcheinander. An Karren gespannt ziehen sie den Schutt zum Thor hinaus, damit Seine Herzogliche Durchlaucht, Dein allergnädigster Beschüzer — und meine Geissel sanft auftrette. — Weib, meine Briefe lauten, wie Brief' aus der Hölle. Kettengerassel, Sklavengewinsel, Seufzer der unterdrükten Menschheit, Flüche und Jammergeheul aus Kerkerklüften, bleiche Gespenstergestalten, gähnende Langeweile, gelber Hunger, geschwollne Verzweiflung, niedergewürgte Menschenseelen, zukendes Elend im Staube — und was noch schwarze Fantasie ersinnen kann — fomiren die holdseelige Gruppe, die ich täglich vor mir sehe. — Feuer der Hölle kenn' ich auch, denn das todert fast täglich in mir. — Ich hätte grosen Lust: Briefe aus der Hölle zu schreiben; denn die würden mir meisterhaft gerathen.

Ob ich heute gebethet habe? — Nein, aber heiß geseufzt.
Ob ich eine Predigt gelesen habe? — Nein. —
Ob ich Gott vor mein Schiksal preisse? — Nein.
Ob ich doch ihn liebe? — Ja, aber mit Thränen.
Ob ich Hoffnungen ahnde? — — — Ferne. —

Ich habe diese Woche all meine Chroniken wieder durchgelesen, um die Stellen zu finden, die mir mein Schiksal zugezogen haben sollen. Aber — Gott sei Dank — ich fand überal den grundehrlichen Kerl, der Gott und sein Vaterland liebt, die Warheit derb sagt, den guten Geschmak mit Eifer verbreitet — und Feuer ausspeit gegen jeden Dümmling und Schurken. Auch bei meinen jezigen verbesserten Gesinnungen würd' ich nur wenig ausstreichen. Ich habe also Belohnung und nicht Strafe verdient. — Weib, die Du Anfangs selbst meinen Anklägern recht gabst, steh auf und zeig mir die Stelle in meinen Schriften, womit ich diß Spizbubenschiksal verdiente? — Stürmende Vaterlandsliebe, deutsche Offenherzigkeit, warmer Thon — Liebe für alle Menschen — unterhaltender Wiz und eigenthümliche Laune; wenn diese gebrandmarkt zu werden verdienen; so klag ich freilich nicht über mein Schiksal. — Aber nein, Weib, wenn ich sterbe, Dir soll niemand den Vorwurf machen können: Dein Mann — ach leider! Dein ehmaliger Mann! — sei ein schlechter Kerl gewesen. Ich erkenn' es mit Thränen, daß ich

an Gott und an Dir am schwersten gesündiget habe; und nur diesem schreib ich die göttlichen Ahndungen zu; aber nicht meinen Schriften.

Dem Herzog hab ich nie was zu leide gethan — und der ist mein grimmigster Peiniger. Könnt' ich wohl jemals einem solchen Fürsten dienen? —

Abends um 6 Uhr.

Und so wäre dann auch die Sonne dieses Tages untergegangen! und ich hätte abermals einen elenden, langsamen, trüben Tag zurükgelegt! — Ja, guter Gott, so werden sie alle untergehen meine Jammertage und ein besserer Tag wird mir dort aufgehen, wo keine Tirannen mehr die Erde verwüsten! — Das wäre also der 2433.te Tag meiner Gefangenschaft, dessen bleicher Schimmer am Throne Gottes verlischt, der ohne Hofnung, in Seufzern und Klagen dahinschwand! — Hör, meine Liebe, wie viel meinst Du wohl, daß noch solche Tage mein harren? — Weinen kann ich nimmer; denn versiegt sind all meine Thränen; — aber, wie lange — wie lange soll ich noch diß Herzweh erdulden, das schreklicher, als der Tod ist. Ich habe vom Herzweh nie einen Begrif gehabt, nie ein Wort davon in irgend einem Buche gelesen — und nun erfahr ichs an mir, daß es die grausamste, die langsam würgendste, aller Krankheiten ist. Oft leg ich meine Hand aufs Herz und kann dann nichts herausathmen, als den gebrochnen Seufzer: o mein Herz! mein Herz! — Ach, wenn Engel mich sehen u. weinen können; so weinen sie dann. — Du siehst, mein Kind, wie viel ich heut an Dich gedacht habe. Beinahe zu viel für meine Ruhe. Ich hoffe, Du werdest heut einen ungleich seeligeren Tag gehabt haben, als ich. Du bist frei, gesund; und Dein Ludwig war bei Dir. — So genieße dann der seeligen Tage noch viel. Mußt Du, so lang ich lebe, der Freuden einer Gattinn entbehren; so ersetze sie Dir Gott in den Freuden der Mutter!! —

Ich wende mich weg, um in der Dämmerung zu trauern.

Um 8 Uhr.

Wieder ein paar Stunden in Schwermuth hingebrütet und nichts gegessen. — Die Sklaven sind all auf den Trommelruf ins Strohlager geeilt; ich aber size noch einsam mit meinem Gram beim Lichte und sehne mich nach Ruhe. Ich bin heut nicht ausgegangen; war immer allein und beschäftigte mich meist mit Dir. — Ich werde seit einiger Zeit so leutscheu, daß ich erschrekke, wenn ich Menschen sehe. Menschen, die ich sonst so gern hatte! — So sehr hat sich Dein Mann geändert. Freude, Scherz und Laune kenn' ich nicht mehr. — O wie laut will ichs in meinem Lebenslaufe predigen, daß Gefangenschaften nicht bessern, sondern die besten Köpfe nach Leib und Geist zu Grunde richten; denn Sklaverei ist der Seele Tod.

Verzeihs, beste, einzige Freundinn, wenn ich Dich mit meiner langen, schwermüthigen Klage langweilt habe. Es steht bei Dir, meinen Brief zu lesen, oder nicht. Hab ich mich doch ein wenig erleichtert. Hier mag und kann ich mich keinem Menschen mehr anvertrauen; auch dieser Trost ist mir versagt.

Ich bin gesonnen, einen Streich zu wagen, der mir helfen, oder mich plözlich verderben muß. Da ich in der Verzweiflung bin; so hör' ich die Stimme der Bedachtsamkeit nicht mehr. Gott wird mir beistehen; denn er kennt mein Inneres.

Diese Woche wird der Herzog hier erwartet; ich werde sein Dasein, wie immer, in der Einsamkeit feiren.

Ich wünsche Dir, den Herbst recht angenehm zuzubringen — Gesundheit, heitrer Muth, Freud an Deinen Kindern u. Hofnung des bessern Lebens sei Dein Theil! Wenn Du mich nicht mehr lieben kannst; so schenke mir wenigstens Dein Mitleiden. Bete für mich und lebe wohl.

Schubart.

Den 22.ten September 1783.

Kurze Geschichte eines meiner Tage.

Um halb Sieben Uhr stand ich auf und seufzte zu Gott.

Um 7 Uhr kam der Anspacher — Scheler[1]) und lernte Briefschreiben.

Um 8 Uhr von Beulwiz[2]) im Horaz, Virgil, Geschichte ꝛc. Unterricht biß 10 Uhr.

Von 10 Uhr bis $^1/_2$1 Uhr Eugenius von Scheler[3]) im Tacitus und Cicero. — Aß drauf zwei Bissen.

Von 1 biß 2. Hauptmann Frei Tochter im Klavier.

Von 2 biß 3. Leutnant von Scheler im Klavier.

Von 3 biß 4. von Beulwiz im Briefschreiben u. Justin.

Von 4 biß $^1/_2$6 Uhr. Eugenius von Scheler Griechisch — Dann hab ich Ruh biß 7ben Uhr, wenn keine Fremde hier sind.

Von 7 biß $^1/_2$10 Uhr. Eugenius von Scheler in der Enziklopädie.

Dann leg ich mich müde von Geschäften, die weder mir, noch meiner Familie nuzen, ins Bett' und Nacht und Stille und Schwermut lagert sich dicht um mich herum.

Urtheil, meine Freundinn, ob ich nicht auch diß mein Leben mir zur Last mache? — Und das ist noch nicht alles; denn der will Verse, der Lieder, der Briefe, der diß, der jenes von mir.

Wie tief — wie tief lieg ich versunken!! Und nun verzeih mir meinen schwermüthigen Brief; ich kann nicht anderst schreiben; denn so ists. Doch will ich Dich jezt mit meinen Briefen — wenigstens für den Rest dieses Jahrs — verschonen.

So lebe dann recht wohl und erflehe für mich vom Herrn — — den Tod!!

Schubart.

Herzlichen Gruß an die Deinen. Nur um einen Stahl darfst Du nicht schreiben. Miller in Ulm wird mir einen schiken.

9.

Asperg den 25.ten 7ber 1783.

Deinen lieben Brief und das Buch habe erhalten. Ich danke Dir für Dein herzliches Andenken, meine Liebe, und zum Beweis, wie lieb Du mir bist, antwort ich Dir gleich.

Ich hoffe, Du werdest Dich von Deinem Fieberanfall erhohlt haben. An Deinem Leben ist mir so viel gelegen, daß ich es selbst dem meinigen vorziehe. Es kümmert mich also wenig, daß ich seit einiger Zeit immer kränkle und es merklich fühle, wie der Wurm Gram mein Leben zernagt. Freiheit, oder Tod ist meine tägliche Losung.

Herr von Biedermann muß Deinem Schreiben zufolge jezt anderst gestimt seyn, als ich ihn hier stimte. Er entschliese sich, zu was er wolle; Gott wird gewieß unser Julchen, meinen Augapfel versorgen. Am besten wärs, ich hätte meine Freiheit und das gute Kind wäre bei mir.

Das Andenken an Bidermann soll nicht ausbleiben.

Ein schrecklicher Gedanke ists freilich, daß wir durch Tirannengewalt gezwungen werden, unsre Kinder wie Sklaven an Fremde zu verhandeln. — Doch, wer weiß, ob sich Gott nicht unsrer in einer Kürze erbarmt! — Wenn die Noth ihren Gipfel erreicht hat; so hört sie auf.

---

[1]) Identisch mit dem unten genannten Leutnant von Scheler im Asperger Regiment.

[2]) Der Sohn des Oberstleutnants Freiherrn von Beulwiz im Asperger Regiment.

[3]) Der Sohn des Asperger Festungskommandanten

Die zarte Saite der Liebe, die Du berührtest, thönt noch in meinem Herzen nach. Aber fast sollt ich glauben, Du haltest mich für eifersichtig und mißgünstig. Beedes war ich nie. Bewahrung der Tugend ist Deine Sache und wenn Du der hellen Stunden viel hast; so freut es mich. Aber lächeln mußt ich über Deine Platonische Liebe. Diese ist ganz ein Hirngespinst. Liebe, die sich nicht mit Genuß endigt, ist die lächerliche Raserei eines Don Quixott nach einer idealischen Dulzinea. Selbst unsre Liebe zu Gott müßte aufhören, wenn wir nicht den Genuß Gottes im Reiche Jesu zu erwarten hätten. Du bist ein braves Weib; aber doch weiß ich aus Deiner Jugendgeschichte, daß Girren, Schmachten und Sehnen Deine Sache nicht war und daß Dir körperlicher Genuß so gut, wie jedem Menschenkinde behagte. Das Zurükdenken an die Stunden der ehlichen Freude und die Hofnung nach mehreren so goldnen Stunden in der Zukunft erhält meine und Deine Liebe. Kurze Trennung gibt der Liebe einen neuen Schwung; aber lange tödet sie. Wenn ein würklicher Gegenstand in Dein Herz dränge; wie bald würde mein Bild in der Hize naher Liebe, gleich einem Schneemann wegschmelzen. Mehr bin ich Dir jezt nicht, als ein Schneemann. — Du hast recht, wenn Du behauptest, daß meine Leidenschaften, sich wie Riesen, noch zuweilen über meine Vernunft erheben. Aber ich liebe stark — ich fühle tief — ich leide gewaltig. Ists Wunder, wenn ich nach siebenjähriger Täuschung, wo ich Luftbilder statt Deiner u. meiner Kinder hasche, zuweilen auffahre und rase? — Langes Leiden macht schlap, spannt alle Herznerven ab und zeugt tödliche Ermüdung. Indessen muß es Dir ja lieb seyn, wenn ich Dich nach so langer Trennung mit dem Ungestümme eines Jünglings liebe? — Hör' eine Geschichte, die Dich noch mehr tizeln soll.

Im Jahr 1781 gab ich einer Offizierstochter[1]) im Klavier Unterricht. Sie war schön, 17 Jahr alt, tief fühlend und groß am Geiste. Ich mit einem Herzen, das der 4jährige einsame Umgang mit Gott ganz für die Liebe geöfnet hatte; liebte diß Mädgen erst — als Tochter; dann sah ich Dich in ihr und endlich war die Täuschung vollendet — ich liebte sie. Sie machte ausserordentliche Progressen im Klavier und hat würklich nicht ihres gleichen im Lande. Auch sie liebte mich. Wie ich da mit meiner Liebe rang! Welche Herzstöse ich ausstand, kann ich Dir nicht schildern. — So unschuldig meine Liebe war — denn ich habe sie kaum einigemale geküßt — so viele Vorwürfe macht' ich mir hierüber wegen Deiner. — Und siehe da! ich überwand und Du bliebst Siegerin in meinem Herzen. Freut Dich dieser Triumf, mein Engel? —

Seit diesem ist mir das weibliche Geschlecht, für das ich sonst so viele Neigung hatte, ganz gleichgültig geworden. Ue[be]rhaupt, meine Freundinn, hab ich erst jezt im Lichte der Religion die grose Verpflichtung eines Christen keusch zu leben, einsehen lernen. Mit tausend heissen Thränen hab ich es beklagt, daß ich mich ehmals mit so unbeschreiblichem Leichtsinn über den Artikel der Keuschheit wegsezte und mich gröblich an Gott, an Dir und meinem eigenen Leibe versündigte. Auch jezt noch bitt ich Dich dißfalls um Verzeihung und versichere Dich, daß ich mich seit meinem hiesigen Aufenthalte in diesem Punkte äuserst in Acht genommen habe. Jede Garnison ist ein Hurennest und doch bin ich bei so vielen Gelegenheiten immer vor dem Falle bewahrt worden .....

Und nun, Du liebes Platonisches Weibchen, wünsch ich Dir herzlich, daß sich nie Körperlichkeit in Deinen Platonismus mische; daß Du auf dem einsamen Lager mit Luftbildern zufrieden seist, wenn Dein Fleisch seinen Tribut fordert, oder, wie Yorik sagt, wenn Dein Esel 'nausschlägt; daß so viel zweideutige, sinnliche Reden, die wie Funken in unser Herz fallen, Dich nie zum fleischlichen Genusse reizen; kurz, daß Du ein paar Mannshosen so gleichgültig ansehen möchtest, wie Deine Kunkel ... Aber, aber — aber — wir sind Fleisch, und Du bist darzu

[1]) Hierüber vgl. Schubarts Karakter von seinem Sohne Ludwig Schubart (Erlangen 1798), S. 55 f.

noch höchst reizbares Weiberfleisch und wir hören nicht auf, dem Fallen unterworfen zu sein, biß diese Hülle Staub wird. Ich weiß Dir von den frömsten Leuten in diesem Stüke Anekdoten, die von der Schwäche des Fleisches zeugen. Du darfst mir also sicherlich glauben, daß, wenn Du auch in diesem Stüke sündigen würdest, ich stark genug wäre — Dir zu verzeihen. — Ein Professor in Kassel wurde 3 Jahr auf die Vestung gesezt. Er hinterließ ein junges, feuriges Weib. Ein Offizier schwängerte sie. Aus Schaam begab sie sich aufs Land, kam mit einem Knäblein nieder und nährte sich kümmerlich mit Spinnen. Ihr Mann wurde loß, hohlte seine Frau ab, verzieh ihr und nahm ihr Kind unter die seinigen auf. Sie leben jezt wie Engel miteinander. So würde Schubart auch handeln, ob es ihm gleich Herzpüffe kostete, wenn Du in einen andern als mich verliebt seyn könntest.

Den lezten 7ber.

Dieser Brief ist durch eine Krankheit unterbrochen worden. Ich habe heftige Anfälle von der blinden Goldader und muß fast immer das Bett hüten. Bald tobt der Schmerz im Rüken; bald kocht er auf der Brust, dann fürcht ich den Blutsturz; bald reißt er im Arm, oder im Kopfe. Ich bin würklich so matt, daß ich nicht denken kann. — Und so einsam! So ohne Deine Pflege! Ach, wann ists gar?

Leztern Sontag war M. Conz[1] bei mir — ein geistvoller, herlicher Jüngling. Er ist gefühlvoller Dichter, gründlich gelehrt und — tugendhaft. Nun wird er wohl schon bei Dir gewesen seyn. Solche Besuche sind mir immer sehr angenehm, denn sie heitern meinen Geist auf. Ausser diesem zähl ich nicht Eine vergnügte Stunde. Mein treuer Gefährde ist der Kummer und meine Gespielinn — die Einsamkeit.

O, meine Liebe, wie sehr ists jezt anders mit mir, als ehmals. Die Natur, die mich oft so entzükte, hat jezt all ihren Reiz für mich verlohren. Wenn ich vom Wall hinnnter schaue; so gloz ich die schöne Welt aus weiten Augen an und fühle nichts. Zwar weil' ich auf dem bläulichten Dufte, der über dem Thal woogt, drinn Stuttgard liegt und seegne mein Liebes, das dieser Duft deckt; aber wend ich mein Anliz; so dräht die Sehnsucht ihren Dolch mit siebenfacher Gewalt in meinem Eingeweid um.

Den 1.ten Oktober.

Wieder ein Jammermond vollendet und ein neuer beginnt. Das ist nun der 82. Mond, der blutig über mir aufgeht. — Mond, wann gehst Du über meinem Grabhügel auf? Wann liegt Dein blasser Strahl auf meinem Todengebein und stimmt auf meines Schedels Glaze? —

Gestern erhielt ich durch Hauptmann Frei ein Päklein und einen Brief von Dir. Meine Blutsverwandte haben sich schreklich angegriffen. Sie, die das Mark von Aalen saugen, schiken mir Strümpfe, die zu kurz sind, ein Schnupftuch, das die Nase zerreißt, ein rauhes Galliotenhemd und eine Armesünderkappe. — Doch feis! „Meine Nächsten schenen meine Plage und meine Verwandten tretten ferne."[2] Mich wundert, wie ich — von so kalten Seelen erzogen — noch so viel Menschengefühl erhalten konnte.

Dein Brief ergoß sich mächtig in Waidsprüche, die ich alle schon wußte und noch tausend darzu!

Eine Fabel.

Ein Lerchenmännlein wurde vom schlauen Vogelsteller gefangen. War ein gutes Männlein; sang in des Himmels freien Weite manch schönes Lied dem Schöpfer und der lauschenden Natur. Nun wards gefangen und das Vögelein

[1] Der schwäbische Dichter Philipp Conz (1762—1827).
[2] Psalm 38, Vers 12, aus dem Kopf sehr frei citiert.

traurte. Man steckt ihm Zuker in Gesicht, hieng ihm kristallne Labung ins Gesicht aber das Vögelein traurte. Tausend Vögel kamen von allen Enden, glukten, pfifen, sangen, heulten, schrieen, gakerten ihm Trost — — aber das Vögelein traurte.

Auch kam das Weiblein der Lerche, sezte sich fern vom Gesicht auf eine Linde u. sang gar lieblich:

„Sei getrost, Du liebes Männchen, Du,
Jedes Leiden dieser Zeit
Währt doch nicht in Ewigkeit.
Auch die Vögel sehen sich
Dort im Himmel ewiglich.
Trau auf Deines Schöpfers Huld,
Liebes Männlein, hab Geduld!

Dann flog das Weiblein wieder in die Freie der Luft, badete im Sonnenstral und lezte sich mit den zwei Vögelchens, die sie ausgebrütet hatte.

Aber das Lerchenmännlein sank vom langen Gram herab von den Stangen auf den Gesichtboden und seufzte:

„Ihr seid allesamt leidige Tröster."

Schloß das linke bläulichte Aeuglein und starb — Nur das rechte Aeuglein blieb halb geöfnet; starr gen Himmel gerichtet.

Weib, mein Vertrauen auf Gott ist unbeweglich. Ich weiß, daß er sich durch Wunder an mir verherrlicht hat und preiß ihn im Staube. Ich weiß auch, daß er mich noch, troz aller Hindernisse, troz der troskquakenden und thatenlosen kalten Laubfroschseelen durchreissen und mich zum Ziel bringen wird. — Aber, verzeih mir, Dein Trost: „ich sollt' alle irrdische Hofnungen fahren lassen, und mich mit der Zukunft trösten" komt mir vor, wie der Zuspruch von Hiobs Weib:

„Seegne Gott und stirb!!!" —

Ich kenne Dein edles Herz; aber verzeih mir, wenn ich wie das Fühlkraut auch von der leisesten Berührung zusammenschrumpfe.

So sei es dann, ich will mich Dir ergeben;
mein Trost, o Gott, seist Du!
Im Kerkerstaub will ich mein Haupt erheben,
will flehen Dich um Ruh.

Bald wird um mich die Eisenkette sprengen —
Du rührtest, Gott, sie an; —
Dann jauchz' ich Dir in festlichen Gesängen:
Gott, das hast Du gethan.

Zu schwach sind die Hände meiner Freunde,
Selbst meiner Gattinn Arm zu schwach.
Allein, wo sind die Ketten unsrer Feinde
Die nicht Dein Arm zerbrach?

Dir hab ichs dann — nicht meinem Freund zu danken,
wenn keine Fessel um mich klingt —
Und wenn mein Mund — in Welten ohne Schranken —
Den Lobgesang Dir bringt.

Ja, meinem Gott will ichs alleine zu danken haben, wenn die Stunde der Erlösung schlägt. Und ach, mit welcher flammenden, ewigen Liebe soll mich das mit Ihm verbinden! Wie will ich einst sizen an seinem Fuße und weinend stammeln:

Guter Jesu, ich bin frei!
und das hast Du gethan!

Ach, wen der Sohn frei macht, der ist recht frei. Amen.

Die neun ersten Jahre von Goethes Ehe 1788—1797.

Von Heinrich Düntzer in Köln.

Aus dem ewigen Rom kehrte der Dichter mit dem festen Entschluß zurück, das Vertrauensverhältnis zu Frau von Stein, auf deren Besitz er verzichtet hatte, die aber der Hauptanker seines Weimarer Lebens bleiben sollte, in beruhigterer Weise fortzusetzen; aber diese empfand beim ersten Blicke des Zurückkehrenden, daß er von außen und innen ein Anderer geworden, daß der Zauber, den sie über ihn geübt hatte, geschwunden sei, die alten Mittel, ihn an sich zu bannen, keine Kraft mehr hatten. Seinen brennenden Schmerz, dem herrlichen, ihn beseligenden Hesperien entrückt, in die noch immer rauhe, jetzt erst ihm ganz farb- und lichtlos entgegentretende Heimat zurückgestoßen zu sein, verstand sie nicht, die ihn noch immer mit aller zarten Innigkeit als die Hälfte ihrer Seele Liebende fand ihn treulos und verschlossen, und der Versuch, ihn durch Kälte und Härte wieder zu gewinnen, entfremdete beide nur noch immer mehr. In den ersten Tagen war er meist vom Hofe, von dem seinetwegen von Gotha herübergekommenen altvertrauten Prinzen August und Freund Herder in Anspruch genommen. Mit letzterem fühlte er sich noch immer ein Herz und eine Seele; er hatte ihn ganz unverhofft noch in Weimar angetroffen, sollte ihn aber im nächsten Herbste, Winter und Frühling ganz Italien überlassen und die beiden Monate vor dessen Abreise waren von gehäuften Kirchen- und Schulgeschäften bedrängt. Es war ein zerrissener, zerfetzter Zustand, den der Abfall der Geliebten (denn so mußte er den unglücklichen Bruch empfinden) ins Entsetzlichste steigerte. Das Verlangen nach einer eigenen Familie, nach einem behaglichen häuslichen Leben hatte sich schon in Italien mächtig in seiner Seele erhoben, nicht allein hatte er einige Zeit eine freie Künstlerliebe genossen, wie sie in Rom fast selbstverständlich

war, sondern auch in dem Hause, wo er beim zweiten römischen Aufenthalt wohnte, beglückte ihn eine Art Familienleben, das er in einem Briefe an seinen geliebten Fritz von Stein, den er einst an Kindesstatt hatte annehmen wollen, so ergötzlich schilderte; damals hatte er in dem jungen Hanauer Maler Bury einen anderen lieben Fritz gewonnen.

Schon zwölf Tage nach Goethes Rückkehr schreibt Charlotte, der er sich mit allen Sinnen entgegengesehnt hatte, ihrer am 22. in Begleitung des Gatten nach Karlsbad gegangenen Schwägerin, Sophie von Schardt: „Vorgestern war ich mit der Herzogin Luise und Herders bei Goethe, der uns einige Kupferstiche nach Claude Lorrain und geschnittene Antiken wies. Wir waren nicht lange bei ihm, als Knebel (der bei seiner Ankunft nicht in Weimar war) hereintrat, und so war unser altes Häuflein zusammen, mit dem alten Geist glaube ich schwerlich. Acht Tage bin ich so kraftlos gewesen, daß ich nichts gethan habe als geschlafen." Auch in der nächsten Zeit wird es nur zu weiterer Entfernung der im tiefsten Herzen gereizten Freundin gekommen sein, deren leidenschaftlichen Ausbruch bei einem solchen Verlust wir kennen. Am 6. Juli kam der Engländer Gore mit seinen beiden unverheirateten Töchtern wieder zum Besuche des befreundeten Hofes, aber diesmal thaten sie weder Charlotte noch Goethe wohl, sondern machten beiden, da sie sich höflich erweisen mußten, obgleich ihr Wesen ihnen fremder geworden, nur Langeweile und verstimmten sie. Von hier an zeigen unsere Quellen eine kleine Lücke, als sollte der Liebesbund, den Goethes Verzweiflung schloß, durch ein geheimnisvolles Dunkel geehrt werden, aber der Bund, den er damals schloß, war kein Werk der Nacht, er brachte dem fast von Verzweiflung verschlungenen Dichter ein länger als ein Vierteljahrhundert dauerndes stilles Glück, unter dessen Schirm er hohe lyrische, epische und dramatische Werke und ein gesegnetes, zu einem Kunstwerk sich gestaltendes Leben schaffen sollte.

Daß schon am 13. Juli Goethes natürliche Ehe mit der fast ans Ende ihres vierundzwanzigsten Jahres getretenen Weimarerin Christiane Sophie Vulpius[1]) geschlossen wurde, bezeugt Goethes gerade acht Jahre später an Schiller geschriebener Brief, worin er diesen mit einer adeligen Dame nicht unglücklich vermählten Freund,

[1]) Wenn Christianens Bruder den 8. Juni 1816 (Zur deutschen Litteratur und Geschichte 1858, 2, 133) an Knebel schreibt: „vorgestern eben an ihrem Geburtstage 52 Jahre alt gestorben", so liegt beim Monate in Bezug auf ihren Geburtstag ein Versehen vor; denn dieser war der 6. August, wie Goethes Briefe an sie vom 1. August 1794 und vom 7. August 1808 ergeben, die einzigen, die der Feier desselben gedenken.

dem aber von dieser ein Abscheu gegen Goethes ohne kirchlichen Beistand mit einer ungebildeten Tochter des Volkes geschlossene Verbindung beigebracht worden war, darauf hinweisen wollte, daß diese eine wirkliche Ehe sei, deren er sich keineswegs zu schämen habe. Christiane war die Tochter eines zuletzt wegen Vernachlässigung seines Amtes durch Trunksucht entlassenen Amtsarchivars, der schon vor zwei Jahren gestorben war, und den Seinigen sehr viele Not gemacht hatte; aber sie war ein unglückliches ehrenhaftes Mädchen, die von frühe an in der Blumenfabrik von Bertuch gearbeitet hatte. Ihr zwei Jahre älterer Bruder Christian August hatte in Leipzig und Erlangen Rechtswissenschaft, Geschichte und alle ihre Hilfswissenschaften eifrig studiert. Schon in seinem einundzwanzigsten Jahre hatte er zur Feier der Geburt des Erbprinzen ein Vorspiel „Oberon und Titania“ gedichtet. Von Goethe war er vor der italienischen Reise unterstützt worden. Schon seit 1784 hatte er, um für sich und die Seinigen etwas zu verdienen, eine Flut von wunderlichen Geschichten und Erzählungen in den Buchhandel gebracht, die nicht schlechter waren, als viele andere, Aufsehen und Unterhaltung bezweckende Dichtungen, wie die „Geschichte eines Rosenkranzes“, „Eduard Rosenthal. Eine abenteuerliche Geschichte“, eine Reihe anderer „Abenteuer“ und „Romane“, eine „Geschichte Blondchens“, „Italienische Anekdoten aus dem Reisejournale eines deutschen Gelehrten vom vorigen Jahrhunderte“. Aber, wie sehr er sich auch in freien Schöpfungen seiner lebhaften Einbildungskraft gefiel, er sehnte sich doch bald nach einer festen Stellung, die er in Nürnberg bei dem Kreisgesandten Graf von Soden fand, der einen Sekretär bedurfte; aber, da er von etwas karger Natur war, ihm bald kündigte, als er einen billigeren haben konnte. Als Vulpius von Goethes Rückkehr erfuhr, richtete er an diesen eine Bittschrift, die er durch die Hand seiner Schwester ihm überreichen ließ. Näheres wissen wir darüber nicht, auch nicht, ob Christiane wirklich, wie erzählt wird, schon vor Jahren Goethes Aufmerksamkeit durch eine überraschende Antwort erregt hatte, die sie dem von ihm begleiteten Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt in Bertuchs Blumenfabrik gegeben, was schon im Herbst 1776 geschehen sein müßte. Gewiß ist nur, daß Goethe ihr den Antrag machte, die Seine zu werden, und ihr auf Mannesehre Treue für das ganze Leben versprach, wobei er ihr die Bestimmungsgründe lebhaft dargelegt haben wird, die wie sein ganzes Wesen ihr die Überzeugung geben mußten, daß er es redlich meine, nur die Notwendigkeit ihn zu diesem sonderbaren Schritte zwang. Kaum dürfte der Bund gleich nach dem ersten Antrage geschlossen worden sein, viel wahrscheinlicher ist es, daß er ihr zur Entscheidung und vielleicht zur Beratung mit den Ihrigen, besonders der alten

Tante, Zeit ließ, so daß, wenn Sonntag den 13. Juli der Bund geschlossen wurde, die Übergabe der Bittschrift am vorigen Sonntage stattgefunden haben dürfte. Für Goethe war der Schritt notwendig, da kein anderer ihn aus der unerträglichen Lage zu retten vermochte; denn überall fand er auf dem gewöhnlichen Wege Schwierigkeiten bei der Ausführung wie bei der Wahl selbst, und es war ihm unmöglich zu warten, und den nächsten Winter in dem gegen ihn verstimmten, ihn der Untreue anklagenden, auf alle seine Schritte lauernden, schon längst, wie er sich während seines Aufenthaltes in Italien hatte überzeugen müssen, ihm grollenden Weimar zu verleben. Auch Rom und Frankfurt konnten ihm jetzt keine Ruhe bieten; wie hätte er vermocht, von Weimar sich loszureißen, wo der Herzog und die Herzogin ihm herzlich wohlwollten, er dem Staate seine beste Kraft gewidmet hatte, von dem sich zu trennen, ein Selbstmord gewesen wäre. Ein größerer Glücksfall, als die gerade im rechten Augenblick sich darbietende Gelegenheit war kaum denkbar, und Christiane eine frische, treuherzige, wahre Natur, die ihm eine gesunde Nachkommenschaft und ein behagliches Leben versprach.

Die junge Thüringerin war eine frische, niedliche Erscheinung, von freundlich heiterem Wesen, eine kleine Blondine mit schönen blauen Augen, vollem, runden Gesicht, langen Locken, hübschem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau, hübschen, leichten, tanzlustigen Füßchen. Eine Anzahl verschiedener Versuche Goethes in Bleistiftzeichnung aus den Jahren 89—92, den Lockenkopf Christianens darstellend, hat sich nach dem Berichte des geheimen Hofrat Ruland im Goethe-National-Museum erhalten. „Einmal ist sie das Hausmütterchen, das sich wie fröstelnd in einen bunten Shawl wickelt, ein anderesmal vergrößern sich die Züge zu einem Profilbild, das an eine antike Camee anklingt. Das anmutigste Bild von allen ist das hier (auf dem Titelbilde des Goethe-Jahrbuchs XV) mitgeteilte. In einem glücklichen Augenblicke der Natur abgelauscht, hat die Hand des Dichters die Gestalt des geliebten Mädchens mit derselben Zartheit auf dem Papier festgehalten, mit der die Feder die ihn bewegenden Gefühle gleichzeitig ausgesprochen hat." Jeder wird sich sagen, „daß uns hier ein ergreifender Beleg für Goethes menschlich wahres, warmes Empfinden und dichterisches Gestalten erhalten ist". Sie ist auf dem Bette schlafend in allem züchtigen Reize dargestellt und das Bild zeugt von der Gewalt seelenhafter Liebe.

Ehe Charlotte sich eine Woche später nach Kochberg begab, bat sie den schon jetzt an die Tochter des Volkes Gebundenen, für sie Verlorenen um einen Besuch, da sie ihn noch zu sprechen wünsche. Dies war für ihn eine schwere Prüfung, da er sich aufs Ärgste

verstellen mußte. Noch am Vormittage wolle er einen Augenblick kommen, nachmittags nach der Hofcour gern hören, was sie ihm zu sagen habe, nur müsse er bitten, es nicht zu genau mit seinem jetzt zerstreuten, um nicht zu sagen, zerrissenen Wesen zu nehmen: denn ihr dürfe er wohl sagen, sein Inneres sei nicht, wie sein Äußeres. Das deutete darauf, daß er gegen sie nicht ganz offen sein könne. Noch viel hinterhaltiger mußte seine Antwort auf die am Morgen erhaltene Sendung eines Frühstückes sein. Für ihn sei es jetzt eine sonderbare Aufgabe, fortzuleben, wobei er des bevorstehenden Weggangs von Herder und auch des Scheidens des von Rom mitgebrachten Jugendfreundes, des Komponisten Kayser gedenkt, der die Herzogin-Mutter nach Italien begleiten sollte; sie selbst möge vergnügt und vorzüglich gesund in Kochberg leben. Im stillen Liebesgenusse fühlte er sich die nächsten Wochen glücklich, wenn ihm auch Manches lästig fiel, besonders das Wetter so übel war, daß er sich beim Kamin in seinem Stübchen wohlbefand. Sein Geheimnis zu wahren, gelang ihm die ersten Wochen nach Wunsch; wann und wie er mit Christiane zusammen kam, wissen wir nicht, doch dürfte es wohl im Gartenhause geschehen sein. Anfangs September machte er mit Charlottens kindlich heiterer Schwägerin, Frau Herder und Fritz von Stein einen Ausflug, der ihn nach Kochberg, Rudolstadt, wo er Schiller traf, und Jena führte; aber gerade in Kochberg zeigt er sich äußerst verstimmt. In seinem Gartenhause erfreute ihn das herzliche Liebesverhältnis, das durch das Geheimnis noch eine besondere Würze erhielt. Freilich schwärmte er viel nach auswärts, und als Frau von Stein wieder in Weimar war, machte er so auffallend auf der damaligen Freitagsgesellschaft den jungen Fräulein die Kur, daß die gescheiten Frauen sich darüber und über seine Tanzwut entsetzten, ohne zu ahnen, daß er dadurch ihre Augen vor seinem geheimen Liebesglück abzuwenden suchte. Auch zu Jena, wo er Loders Vorlesungen über Muskellehre hörte, gab er sich einem lustigen Leben hin, ja er freute sich, wie er dem Herzog sagte, seiner wieder sich hebenden Studentenader. An Fritz Stein schrieb er, er möge seiner Mutter sagen, auf ihn passe das italienische Wort: „Meine Tugenden wachsen, meine Tugend wackelt.“ Auch sandte er ihm das nach der Natur gezeichnete Bild einer Schönen. Selbst dem acht Wochen bei ihm wohnenden römischen Freunde Moritz verheimlichte er seine Liebschaft. Dieser reiste am 1. Februar mit dem Herzog ab. Schon am 19. hatte Charlotte Kunde von der geheimen Verbindung mit Christiane, die ihr eine wahre Gotteslästerung ihrer Liebe schien. Wir wissen nicht, wann und wo sie diese erfahren hat. Aber sie war ihr so aufs Herz gefallen, daß die Posse von Gotter „Der schwarze Mann“, worin ein Engländer Heimat, Frau

und Kinder verläßt und nach Deutschland flieht, sie an Goethes treuloses Verlassen erinnerte, so daß sie halbkrank das Theater verließ, aber doch ging sie den Abend noch zu Knebel, der sie und ihre Bekannten eingeladen hatte. Goethe kam denselben Abend noch zu ihrer Schwägerin, wo er aber über das, was wirklich vorgefallen war, nichts Genaueres erfuhr. Am anderen Tage lud er sie ein, ihn zu besuchen. Er schrieb ihr: „Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden." Er ahnte nicht, daß sie das Geheimnis entdeckt hatte. Frau Herder schrieb ihrem Gatten am 8. März (der letzte Brief war vom 2.) nach Rom: „Ich habe nun das Geheimnis von der Stein selbst, warum sie mit Goethe nicht mehr gut sein (sich aussöhnen) will. Er hat die junge Vulpius zu seinem Gretchen und läßt sie zu sich kommen." Man sagte, ihr Sohn Fritz habe auf die Entdeckung geführt, da er die Vulpius mehrmals in Goethes Gartenhaus getroffen. Die erste Spur wurde natürlich bald gierig verfolgt, und dem scharfblickenden Hasse hielt es nicht schwer, sich Gewißheit zu verschaffen, da die Verhältnisse der Geliebten sich äußerlich verbessert hatten, und man Christiane noch mehrfach in oder beim Gartenhause fand. Goethe empfahl ihren Bruder, dem er geantwortet und den er auch wohl unterstützt haben wird, am 9. September Fritz Jacobi, der sich um einen jungen Mann als Schreiber und zum Unterricht seiner Kinder an ihn gewandt hatte. Er habe sich schon vor einigen Jahren des Empfohlenen angenommen, da dieser von Jugend an Disposition zu den Wissenschaften gehabt habe; als seit der Abreise nach Italien seine Unterstützung aufgehört, habe Not und Neigung diesen getrieben, als Schriftsteller aufzutreten, was ihm freilich nicht zur besonderen Empfehlung gereichen könne, aber sie selbst hätten dies ja auch gethan; gestehen müsse er, seit zwei Jahren ihn nicht mehr gesehen zu haben. In einem neuen Briefe bat er um baldige Entscheidung, da der junge Mensch in einer gar klemmen Lage sei; sein Herr, Graf von Soden, habe ihm sehr unwürdig mitgespielt, aber zum Abschied ihm das übertriebenste Zeugnis gegeben. Da Jacobi nicht sehr eilte, ihm auch die litterarischen Leistungen des jungen Vulpius zu seinem Zwecke nicht gerade empfehlenswert schienen, er auch wohl denken mußte, Goethe werde für seinen Schützling leicht selbst sorgen können, so gedachte er der Sache nicht weiter. Im Dezember wandte sich Goethe, wohl auf die besondere Bitte von Vulpius, an den Professor der Theologie Wilhelm Friedrich Hufnagel in Erlangen, der vor kurzem in Weimar gewesen war. Er schrieb ihm: „Bei Ew. Wohlgeboren Aufenthalte in Weimar habe ich das Vergnügen entbehren müssen, Ihre Bekanntschaft zu machen, welches mir doppelt unangenehm war, da ich mich zugleich einer angenehmen und nützlichen

Unterhaltung und der Gelegenheit beraubt sah, Ew. Wohlgeboren einen jungen Mann zu empfehlen, der sich gegenwärtig in Erlangen aufhält. Er heißt Vulpius und ich nehme mir die Freiheit, einen Brief an denselben, mit einigem Gelde beschwert, hier bei zu schließen. Ew. Wohlgeboren werden ihn, wenn Sie ihn einer Unterhaltung und Prüfung würdigen, leicht selbst beurteilen. Er hat Fähigkeiten, ist fleißig gewesen, und nur ein Zusammenfluß von Umständen hat verursacht, daß er weder in seinem Vaterlande noch auswärts bisher hat sein Glück finden können. Ew. Wohlgeboren mir bekannte menschenfreundliche Gesinnungen flößen mir das Vertrauen ein, Ihnen diesen jungen Menschen zu empfehlen. Er ist bescheiden genug, um nicht überlästig zu sein; könnten Sie aber bei Ihren mannigfaltigen Konnexionen irgend etwas für ihn wirken, das ihm auf eine Zeitlang oder gar auf sein ganzes künftiges Leben Vorteil brächte, so würden Sie gewiß keinen Undankbaren verbinden, und mich zu angenehmen Gegendiensten dadurch auffordern. Gönnen Sie ihm indessen einigen Zutritt, stehen Sie ihm indessen mit gutem Rat bei und lassen mich von seiner Aufführung einige Nachricht hören." Man fühlt, wie schwer ihm diese Empfehlung wurde. Von Jacobi hatte er keine weitere Nachricht erhalten, erst als er am 2. Februar 1789 ihm bemerkt hatte, er habe auf seine Erklärung gewartet, erwiderte dieser ablehnend am 15. Goethes weitere Verwendung erfolgte erst, als Vulpius Mitte April sich zur Übersiedelung nach Leipzig entschlossen hatte. Von Weimar mußte Goethe ihn wegen der fast allgemeinen Entrüstung über die Verbindung mit der Schwester entschieden abhalten.

Der Sturm der entsetzten vornehmen Damenwelt richtete sich mit gewissenlosestem Hasse gegen die unglückliche Glückliche, der man die schändlichsten Laster und Gemeinheiten andichtete, um sie zum Abscheu der Welt zu machen, ohne zu fühlen, wie tief man sich selbst dadurch herabsetzte; nur die einzige Herzogin Luise erkannte, daß Goethe nach dem Verhalten der Frau von Stein nicht anders hatte handeln können, als er gethan. Der Dichter Gretchens und Clärchens hielt sich in dem über seine Christiane empörten Weimarischen Meere um so fester an das arme Mädchen, das ihm vertraut hatte und ihm damals die idealisch schönen Gedichte „Morgenklagen" und „Der Besuch" eingegeben hatte. Damals begannen auch Goethes in seinem Weimarer Gartenhause gereifte, ganz einzige sogenannten „Römischen Elegien".

Über Goethes weitere Schritte zu Gunsten seines jetzigen Schwagers, der aber als solcher nicht gelten durfte, berichtet Goethes vom 15. April datierte Antwort auf einen vor einiger Zeit erhaltenen Brief Hufnagels. Diesem schreibt er: „Es thut mir leid, daß Ihre

gütigen Bemühungen für den jungen Vulpius, sowie die meinigen bisher fruchtlos gewesen sind. Wie er mir schreibt, will er Erlangen verlassen und sich nach Leipzig wenden. Wollten Sie die Güte haben, da er es wahrscheinlich bedarf, ihm zwei Karolin bei seinem Abschiede zu reichen. Ich werde nicht verfehlen, Ew. Wohlgeboren sogleich zu rembourssieren." Eine Woche später fällt die Äußerung an seinen Verleger Göschen in Leipzig: „In einiger Zeit wird sich ein junger Mann bei Ihnen melden, der Vulpius heißt und dem ich den einliegenden Brief einzuhändigen bitte. Er ist von guter Art und nicht ohne Talente; können Sie ihm, da er sich in Leipzig aufzuhalten gedenkt, Arbeit verschaffen, ihm durch Empfehlung oder sonst nützlich sein, so werden Sie mich verbinden. Da ich mich seit langer Zeit für ihn interessire, ihn aber in einigen Jahren nicht gesehen habe, so wünschte ich, Sie schrieben mir ein Wort, wie Sie ihn finden. Aus seinen Briefen muß ich vermuten, daß sein Gemüt durch verdrießliche Schicksale gelitten hat." Am 22. Juni wiederholt er den Wunsch, ihm seinen Rat und Beistand gönnen zu wollen; er habe manche gute Eigenschaften, und es fehle ihm nicht an Talent. „Bei den weitläufigen Bedürfnissen der Buchhandlung sollte es mich wundern, wenn er nicht, gut geleitet, sich einen mäßigen Unterhalt sollte verdienen können. Ich bin auch nicht abgeneigt, ihm von Zeit zu Zeit einige Unterstützung zu gönnen, nur, was seine Einrichtung betrifft, darein kann ich nicht reden; das ist ganz seine Sache." Endlich am 20. August dankt er Göschen, daß er seinem Schützling möglichst behilflich sein wolle, und wünscht sehr, daß dieser sich in die Arbeiten schicke, welche in Leipzig einen Unterhalt geben. Das Revolutionsjahr gab Vulpius den Stoff zu fünf Bänden geschichtlicher Darstellungen der Einnahme der Bastille und anderer Stürme in Paris und Versailles, woneben Romane und andere Dichtungen herliefen, die zum Teil ihre Fortsetzungen in den folgenden Jahren fanden. Vulpius war ein damals nicht unbeliebter Schriftsteller geworden.

Als Frau von Stein am 5. Mai nach den rheinischen Bädern reiste, hatte sie Goethe einen mit den bittersten Vorwürfen über seine Verbindung mit Christiane belasteten Brief hinterlassen, auf den er erst am 1. Juni erwiderte. Mit der Entschuldigung, in solchem Falle halte es schwer aufrichtig zu sein, entgegnete er, daß sie ihn gleich am Anfange kalt empfangen habe, noch ehe von dem sie jetzt beunruhigenden Verhältnisse zu dem armen Geschöpf die Rede gewesen sei, das nichts gegen sie verbrochen habe und durch das niemand verkürzt werde. Ebenso entschieden wies er den Vorwurf zurück, daß er unteilnehmender geworden. Nach Charlottens am 7. Juni erfolgter Rückkehr schrieb er ihr einen zweiten Brief,

worin er sie selbst zu Hilfe rief, daß das Verhältnis zu Christiane nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es stehe, was nur heißen kann, daß er ihres idealischen Geistes entbehre, dessen er sich wieder freuen müsse. Nachgiebiger konnte er unmöglich werden. Aber Charlotte fand sich persönlich durch den Bruch verletzt, den sie selbst veranlaßt hatte, da sie seine menschliche Freiheit, die Befriedigung seines sinnlichen Triebes beschränken wollte. Sie antwortete gar nicht, die Bitte, das Geschehene aus einem natürlichen Gesichtspunkte anzusehen, schien ihr ein Hohn, die Kunde, daß ihre Lieblingsdichtung „Tasso" fast fertig sei, ließ sie kalt, der Wunsch „Gedenke mein in Liebe" ekelte sie als lose Floskel an.

Am 5. Juli hatte er gegen den Herzog geäußert, bei dem raschen Wechsel des Wetters denke er immer mehr auf die Hausexistenz, die für ihn ganz gut wäre. Freute er sich ja seiner Christiane, von der er vor dem Ende des Jahres einen Sprossen seines kühn geschlossenen Ehebundes erwartete. Auch meldete er, „Tassos" drei erste Akte seien ganz fertig, die beiden letzten in der Revision; den „Faust" wolle er als Fragment geben, bloß das Vorhandene mitteilen und dazu fertigstellen, für alles andere habe er schon den Plan zum nächsten Jahre gemacht. Das Leben wollte er in Erwartung seines Vaterglückes behaglich genießen. Von Wilhelmsthal schrieb er Herder, die Fragmentart erotischer Späße gefalle ihm besser als große Kompositionen, und so hatte er auch vorher einige Erotika gearbeitet. Weiter vertraute er diesem, er sehne sich herzlich nach Hause nach seinen Freunden und einem gewissen Erotikon, dessen Dasein ihm seine Frau verraten haben werde. Wie er sich freue, die Bewegungen des von Christiane und ihm erwarteten Kindes zu beobachten, sprechen schöne Verse aus, die er später in die Venediger Epigramme (103) aufnahm. Charlottens Schweigen konnte ihn im Genusse seines Glückes nicht stören, da er kaum zu glauben vermochte, ihre Stimmung werde sich ändern; hatte er doch jedes Äußerste gethan, sie zu beruhigen. Die eben eintretende französische Revolution wird ihn nicht sehr erschüttert haben, da er den Zusammenbruch schon seit der Halsbandgeschichte vorausgesehen hatte; sie traf ihn in hoffnungsvollem Leben und sicherem Vertrauen auf sein Glück. Freilich hielt er es im Sommer nicht in Weimar aus. Dem Herzog hatte er schon im Julibriefe mitgeteilt, er denke in einigen Tagen mit dem Erbprinzen nach Erfurt zu gehen, dann nach Jena und später nach Wilhelmsthal. Am 22. Juli begab er sich mit dem Erbprinzen und Herders August nach Wilhelmsthal, von wo er Mitte August zurückkam. Nach der Mitte September ging er auf einige Tage mit dem Geologen Werner nach Jena, Ende des Monats mußte er die Herzogin nach Aschersleben begleiten. Die kurzen Trennungen er-

trugen die Liebenden leicht, da sie durch baldige Rückkehr einen eigenen Reiz erhielten. Leider sind die kleinen Briefe, welche damals an Christiane gegangen sein werden, verloren. Am 10. Oktober besuchte er Leipzig, wo endlich Christianens Bruder angekommen war, dem der Sturm der französischen Revolution einen flotten Stoff zu ergiebiger politischer Schriftstellerei geboten hatte. Seine Bekanntschaft gereichte ihm zu hoher Befriedigung, da er in ihm einen kenntnisreichen, gewandten, gleich ihm zu rastloser Thätigkeit getriebenen Mann erkannte, den er nach einigen Jahren, wenn der Sturm gegen seine Christiane sich beruhigt habe, als eine tüchtige Kraft nach Weimar ziehen, ja vielleicht auch noch während seines Leipziger Aufenthaltes zu beiderseitigem Vorteil verwenden könne. Das mußte für Christiane eine Freudenbotschaft sein. Noch vor dem Ende des Jahres wollte Goethe aus der Nähe der Frau von Stein in das vom Herzog ihm angebotene kleine Jägerhaus ziehen. Als er am 20. November eben tief im Ausziehen war, kam der von ihm nach Weimar gezogene Kupferstecher Lips. Auch Christiane, deren Niederkunft am Ende des folgenden Monats bevorstand, wurde dort aufgenommen. Anfangs Dezember kamen die beiden Schwestern von Lengefeld auf längere Zeit nach Weimar, denen Goethe sehr artig war, aber sie fanden ihn zerstreuter und milder als sonst, da sein Liebchen seit fünf Tagen in Kindesnöten sich befinde und wahrscheinlich sterben werde. Doch schon am 10. hören wir, der Zustand habe sich gebessert und der Dichter sei seiner botanischen Schrift wegen nach Jena gereist. Die glückliche Niederkunft, die durch einen seltsamen Zufall auf den Geburtstag der Frau von Stein fiel, gereichte den glücklichen Eltern, da der gefährlichste Ausgang gedroht hatte, zu höchster Freude, wogegen sie Charlottens Haß der geretteten Nebenbuhlerin noch verstärkte. Das Kind wurde auf der Mutter Namen von Herder im Hause getauft, der Herzog ward Pathe.

Mit welcher Liebe auch Goethe an Frau und Kind hing und die äußerste Sorgfalt für beide sich vorsetzte, so führten ihn doch im nächsten Jahre häufig Aufträge von Weimar weg. Die erste schwere Probe längerer Trennung hatte Christiane schon im dritten Monate ihres Gustel zu bestehen; aber die Gewißheit, daß ein so hochstehender, für den Hof und die Welt bedeutender Mann sie innig liebe, ließ sie auch dieses gefaßt ertragen. Daß die Trennung von den Seinigen diesen ganz mürbe gemacht hatte, bezeugt ein Briefchen an Herder. Auch in dem buntesten Leben der Fremde sehnte er sich nach ihnen zurück. Daß er während dieser Zeit manche Briefe an Christiane geschrieben, wissen wir durch Luise Seidler. Welche Sehnsucht er nach Hause gehabt, sprechen auch bekannte schöne Verse an

Frau Herder aus. Unendliche Freude war es für die Liebenden, als sie sich Mitte Juni wieder glücklich zusammenfanden, beseligt durch gegenseitige Liebe und den Besitz ihres halbjährigen Gustel. Wie viel hatten sie sich zu erzählen und wie unsäglich war ihr Glück! In seinem Hause fand er alles wohl. Christiane hatte sich mit bestem Geschick bemüht, wobei ihr der treue Diener Sutor zur Hand ging. Leider mußte Goethe schon gegen Ende Juli dem Herzog nach Schlesien folgen; aber wie ehrenvoll war es, daß die höchsten Herrschaften immer seinen näheren Umgang wünschten. Daß er während der schlesischen Reise elf Briefe an Christiane geschrieben, hat Zarncke bewiesen; sie sind im Verzeichnisse nicht wie die übrigen unter dem Namen des Adressaten eingetragen, sondern mit No bezeichnet, was doch nur Nomen heißen kann. In ewiger Bewegung und Thätigkeit fühlte der Unermüdliche sich glücklich, aber doch voll Sehnsucht zu den Seinigen hingezogen; davon zeugen, da die Briefe an Christiane verloren gegangen, die an Herder gerichteten. Diesem schreibt er: „Ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so habe ich vorerst nichts weiter zu wünschen.“ Und welche hohe Ehre ward ihm zu Teil, als er am 6. Oktober bei der Rückkehr mit dem Herzog auf das Glänzendste von der Herzogin und dem ganzen Hofe empfangen wurde! Zu Hause war die Heimkehr ein heiteres Fest. Die tanzlustige Frau stimmte ihn auch zu lustigen Tänzen; er bestellte sich in bester Laune vom Kapellmeister Reichardt ein halb Dutzend oder halb Hundert recht charakteristische Tänze zu Englischen oder Quadrillen, die Figuren dazu würden sie sich selbst ersinnen: denn nun ihn sei jetzt kein anderer Sang und Klang als die Fiedel zum Tanze. Dazu hatte ihn jetzt das heitere Leben mit Christiane gebracht; aber was that er nicht ihr zu Liebe, die nichts Ungehöriges von ihm verlangen konnte! Ein wahres Gaudium war es für die heitere Hausmutter, als ihr Gatte im folgenden Frühjahr die Leitung des neuen Hoftheaters übernahm, die sie selbst mit vielen Schauspielern in nächste Verbindung brachte. Leider traf bald nach der Eröffnung der Wintervorstellungen die treu aneinanderhängenden Gatten ein schwerer Unfall. Christiane kam am 14. Oktober mit einem toten Knaben nieder und sie mußte sehen, wie der Geheimerat, der starke Mann, von wahnsinnigem Schmerze zerrissen, sich heulend am Boden wälzte. Der gemeinsam ertragene Schmerz bildete ein neues Liebesband; Christianens herzliche Teilnahme ließ ihn ihr tiefes Gefühl erkennen. Bald darauf wurde die Hausgemeinschaft durch den treuherzigen Schweizer Maler Meyer, den aus Italien berufenen Freund,

der auf Goethes Mansarde zog und sein Kunstorakel wurde, auf das Glücklichste vermehrt; da Goethe in den folgenden Jahren viel von Weimar abwesend war, wurde er Christianen vielfach ein treuer Berater. Das erste Gemälde seiner Hand war Christiane, die ihren August in der Stellung der Madonna della Sedia im Arme hielt; das Bild ward durch einen Vorhang wohl verwahrt in dem Fremdenzimmer des Goethe-Hauses aufgehängt. Die Vorstellungen des von Goethe geleiteten herzoglichen Theaters wurden am 7. Mai durch einen von diesem selbst gedichteten Prolog eröffnet, schlossen aber schon am 7. Juni; vom 13. Juni an spielte man im Bade Lauchstädt, seit dem 19. August in Erfurt, wo die Vorstellungen mit einem Prolog von Vulpius begannen und am 18. September dessen vieraktiges Lustspiel Luftschlösser gegeben wurde. Viel bedeutender wurden die Leistungen des Theaters bei der Wiedereröffnung in Weimar am 1. Oktober, die mit einem Prolog Goethes begannen. Den 1. November wurde Dittersdorfs Oper „Das rothe Käppchen“ gegeben, aber diesmal mit dem von Vulpius verbesserten Text. Goethe hatte mit ihm vereinbart, daß er gegen geringe Gebühr die elenden deutschen Texte oder schlechten Übersetzungen italienischer und französischer Opern verbessere und hat durch feste Verfolgung dieses Entschlusses außerordentlich wohlthätig nicht allein auf das weimarische, sondern auf das ganze deutsche Theater gewirkt, da die übrigen Bühnen sich die von Vulpius gelieferte weimarische Bearbeitung kommen ließen. So hat sich Vulpius ein großes Verdienst um die deutsche Bühne erworben, das ihm freilich sonst wenig einbrachte und durch den kargen Landkammerrat Kirms noch geschmälert wurde, so daß er sein Recht bei Goethe verteidigen mußte. Am 17. November wurden auch in Weimar Vulpius' Luftschlösser nach Gotters Melodrama „Medea“ gegeben. In den Schluß des Jahres fallen die wunderbaren Vorstellungen der jungen, von Goethe ihres einzigen Talentes wegen innig verehrten Schauspielerin Amalia Louise Neumann, der späteren Becker, als Arthur in Shakespeares „König Johann“ und als Nichte in Goethes „Großkophta“, die Christiane in tiefster Seele rühren mußten, da auch Goethe davon begeistert wurde. Am folgenden Geburtstage der Herzogin, den 30. Januar, trat Mozarts gewaltiger „Don Juan“ auf die Weimarer Bühne, neben dem „Hamlet“ und „Don Carlos“ bedeutend wirkten. Auch „König Johann“ wurde wiederholt und „Heinrich IV.“ nach Schröder versucht. Schillers „Räuber“ fehlten nicht. Von Goethes Stücken wurden mit besonderem Erfolge „Die Geschwister“ mehrfach gegeben, auch „Clavigo“ und „Der Großkophta“ wiederholt und ein rührender Abschiedsprolog. Von Christianens Bruder kam ein zweiaktiges Lustspiel „Rikko“ zur Aufführung, und dieser lieferte im Laufe des Jahres Prologe und

Epiloge, war der eigentliche Theaterdichter. Bühne und Tanz waren die Genien von Christianens Leben. Außerordentliches Glück schuf den Verbundenen die großmütige Schenkung des Hauses auf dem Frauenplan von Seiten des Herzogs. Leider hatte die hochgehende politische Flut das deutsche Reich zu einem Einfalle in Frankreich verleitet, welcher auch Goethe, der auf gleiche Weise die aristokratischen wie die demokratischen Sünder haßte, in Begleitung des Herzogs in die kriegerischen Wirren gerissen. Ungern verließ er Frau und Kind und das im neuen Ausbau begriffene Haus, wo besonders die breite, nach italienischer Weise geplante Treppe gebaut werden sollte, während Christiane mit den Ihrigen im Nebenhause wohnte. Freilich meinte er, wie der Herzog und Alle, unter dem Herzog von Braunschweig sei der Weg nach Paris nur ein Spaziergang. Goethes Briefe an Christiane vom Anfange der Reise bis zur schmählichen Rückkehr sind erhalten und bilden eine anziehende Abspiegelung ihres innigen Herzensbundes. Er suchte die Geliebte in der Heimat bestens zu unterhalten, ihr die Sorge zu benehmen, es könne ihm ein Unglück begegnen, ihr alles, woran sie Anteil nehmen konnte, in leichter anziehender Weise mitzuteilen, sie durch möglichst wechselnden Ausdruck seiner Versicherung stets treuer Liebe zu erfreuen, und diese Briefe lassen ahnen, welcher Ton in den verlorenen herrschte. Schon von Gotha aus schreibt er: „Liebe mich, halte alles gut in Ordnung und küsse den Kleinen.“ Von Frankfurt aus schickt er das von der Mutter ihr geschenkte Zeug zu einem neuen Rock und zu einem Caraco, verspricht ihr auch einen neuen Shawl, so daß sie für ihre Schwangerschaft gehörig ausgestattet sei. Auf ihren ersten Brief erwidert er, wieder einmal müsse er sagen, wie recht lieb er sie habe und wie sie ihm in allen Ecken und Enden fehle; sie möge dem Kleinen versichern, der Vater komme bald wieder. Auch fehlt nicht ein Gruß an Meyer und ein „Gedenke mein!“ Besonders streicht er das Judenkränchen heraus (Pack von allerlei Resten Zeug und Stücken abgesetzter Kleider), das nächste Woche ankommen und sie einen großen Festtag feiern lassen werde; denn so etwas habe sie noch nicht erlebt, und sie möge es nur wohl aufheben, da man solchen Schatz nicht alle Tage finde. Es ist dies offenbar ein lustiger Scherz auf ihre Lust, solche alte Sachen zu verwenden. Von Frankfurt scheidet er mit den Worten: „Adieu, mein liebes Kind. Aeugelchen (verliebte Augen) hat es gar nicht gesetzt. Behalte mich nur so lieb, wie ich dich.“ Der nächste Trierer Brief beginnt: „Wo das Trier in der Welt liegt, kannst du weder wissen, noch dir vorstellen; das Schlimmste ist, daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von dir entfernt bin.“ Weiter heißt es: Uebermorgen werde ich „im Lager sein; sobald es möglich ist, schreibe ich dir wieder. Du kannst um mich

ganz unbesorgt sein. Ich hoffe bald meinen Rückweg anzutreten. Mein einziger Wunsch ist, dich und den Kleinen wiederzusehen; man weiß gar nicht, was man hat, wenn man zusammen ist . . . Grüße Meyern und sei mein rechter Hausschatz. Adieu, lieber Engel! Ich bin ganz dein!" Den 28. bittet er, ohne Andeutung, daß heute sein Geburtstag sei, gleich nach dem Empfange des Briefes zu antworten. Er befinde sich jetzt im Lager auf französischem Grund und Boden, bei dem vor einigen Tagen eingenommenen Longwy, doch möge sie um ihn unbesorgt sein; er habe sie recht lieb und komme möglichst bald wieder. „Küsse den Kleinen, an den ich oft denke, auch an Alles, was um dich ist, an unsre gepflanzten Kohlrüben u. s. w. Lebe wohl, mein Liebstes." Noch heute, schreibt er am 2. September, werde sich Verdun ergeben; aus Paris bringe er ihr etwas mit, das besser sei als ein Judenkrämchen. Schon am folgenden Tage folgte ein neues Briefchen mit der wiederholten Versicherung, er habe sie recht lieb, doch müsse auch sie ihn so behalten und, wie er launig hinzufügt, mit den Augelchen nicht verschwenderisch umgehen. Zugleich verspricht er ihr, von hier noch ein Körbchen mit Liqueur und Zuckerwerk abgehen zu lassen, wovon sie mit Meyer einiges genießen, das übrige aber aufheben möge. Das Körbchen ging am 10. mit einem neuen Briefchen ab. Später heißt es: „Dein Briefchen mit dem großen Tintenklex habe ich erhalten, und freue mich, daß es dir und dem Kleinen wohlgeht, und daß du im Stillen der Bequemlichkeit und des Guten genießest, wie ich dir es hinterlassen habe. Ich stelle mir vor, wie du das Judenkrämchen in Stücken schneidest und verarbeitest. Die schönen Spitzen verschneide mir nicht, denn es ist eben zu einer schönen Krause gerechnet. Wenn du ein braver Hausschatz bist, so wirst du erst Freude haben, wenn ich, mit allerlei guten Sachen beladen, wiederkomme. Ich hoffe bald wieder in Frankfurt zu sein, und das ist alsdann, als ob ich schon wieder bei dir wäre." Mit Beschreibung der Beschwerlichkeiten verschont er sie, nur des bösen Wetters gedenkt er; in ihren Armen werde er sich bald wieder erholt haben; doch jetzt sei er noch recht wohl und munter. „Küsse den Kleinen und liebe mich, mache schön Ordnung, wenn du nun hervorziehst" (in das Vorderhaus ziehst, das vom früheren Besitzer noch zuletzt geräumt wurde). Manche Briefe Christianens kamen wegen des traurigen Rückzuges erst sehr verspätet in seine Hände, fehlen aber jetzt. Sie war so vorsichtig gewesen, eines Übels von Gustel nicht zu gedenken, ehe es vorüber war, was er sehr wohlgethan fand. Einmal bat er sie um Verzeihung, daß er in einem seiner Briefe sie betrübt habe, da ihre Liebe ihm so kostbar sei, daß deren Verlust ihn unglücklich machen würde. Als er den in Verdun am 10. Oktober geschriebenen Brief erst fünf Tage später von

Luxemburg absendete, schrieb er: „Wir wollen es uns recht wohl sein lassen, wenn wir wieder zusammen sind." Doch seine Rückkehr wurde dadurch sehr verspätet, daß Frankfurt, über das er seinen Weg hatte nehmen wollen, von den Franzosen genommen worden war. Die Briefe, welche er von Coblenz, Düsseldorf und Münster aus an Christiane schrieb, sind erhalten. Erst nach manchen Schwierigkeiten kehrte er am 17. Dezember nach Weimar zurück, wo denn eine Scene sich abspielte, die nach seiner eigenen Bemerkung die tiefste Finsternis jedes Romans erhellen und erheitern müßte. Wie er selbst bei solchen Gelegenheiten sich nicht zu mäßigen wußte, ist bekannt, und auch Frau und Kind, auch der treuherzige Meyer werden vor Freude sich nicht zu fassen gewußt haben. Es war eine reine, echt menschliche Freude, welche die Verächter dieser auf natürlicher Liebe beruhenden unauflöslichen Verbindung hätte beschämen müssen. Der in Goethes Gartenhaus vor viertehalb Jahren geschlossene Ehebund hatte sich herrlich bewährt. (Schluß folgt.)

Schillers Werke in italienischer Übersetzung.

Von C. Fasola in Florenz.

Die folgenden bibliographischen Notizen sind hauptsächlich auf Grund des in der Florentiner R. Biblioteca Nazionale vorhandenen Bücher- und Zeitschriftenmaterials gesammelt und zusammengestellt worden. Ich hätte sie wahrscheinlich, wo nicht vervollständigen, doch um einzelne Nummern leicht vermehren können, wenn mir die in den oberitalienischen Bibliotheken gewiß noch vorhandenen kleineren litterarischen Blätter, die zur Zeit der österreichischen Herrschaft in den lombardisch-venetianischen Provinzen erschienen, zu Gebote gestanden wären. Denn bekanntlich hatten es sich einige Zeitschriften, wie z. B. die Rivista Viennese in den vierziger Jahren, zur Aufgabe gemacht, nicht ohne stillschweigende Billigung der Regierung in Wien, für das Deutschtum durch Übersetzungen aus den Meisterwerken der deutschen Litteratur Boden zu gewinnen [1])

Übersieht man die Bibliographie, so kann man nicht umhin, eine erfreuliche Teilnahme der Italiener an Schiller wahrzunehmen;

[1]) Auch aus dem 5. Band von Goedekes Grundriß ergeben sich einige Ergänzungen, besonders die Auswahl der Gedichte von Ant. Bellato, Mailand 1828, S. 158 und die Übersetzung des Wilhelm Tell von Giacomo Schwarz, Genua 1891, S. 231. Die Redaktion.

denn nicht nur die Gedichte und Dramen, sondern auch die historischen und philosophischen Arbeiten sind ins Italienische übertragen. Den Zweck, den Dichter den Italienern nahe zu bringen, verfolgen allerdings vorwiegend die älteren Übersetzungen, während die im Laufe der Jahre bis auf den heutigen Tag in dieser oder jener Zeitschrift erschienenen Übertragungen mehr nur als ein litterarisches Spiel einzelner Freunde des Deutschen anzusehen sind.

Im Gegensatz zu der Goetheschen kam Schillers Sprache wegen ihres pathetischen Schwunges dem Charakter der italienischen poetischen Sprache mehr entgegen und so ist den Übersetzern Schillers der Weg etwas erleichtert gewesen. Nichtsdestoweniger hat das doch nicht verhindert, daß auch hier viel Ungenügendes und Unerfreuliches geleistet wurde. Es wäre deshalb an der Zeit, sowohl zu den Übersetzungen aus Goethe als aus Schiller endlich Stellung zu nehmen und aus dem vorhandenen verstreuten und vergessenen Material das Brauchbare zu sammeln, wobei Leistungen, wie die von Alfredo Galletti aus Cremona (siehe Bibliographie Nr. 55. 63. 71. 83), die ihnen gebührende Berücksichtigung finden sollten. Es wäre dies Aufgabe eines gebildeten Verlegers und es dürfte wohl eine hübsche Sammlung zustande kommen, worin nicht nur Schiller und Goethe, sondern auch andere deutsche Dichter würdig vertreten sein würden.

Gedichte der ersten Periode.

1. Hektors Abschied. Addio d' Ettore e d'Andromaca. Traduzione di Andrea Maffei. Ballate e Liriche di F. Schiller. Firenze. Succ. Le Monnier. 1877.
2. Amalia. a. Amalia. Saggio di letteratura alemanna. Versioni di A. Bellati. Milano. 1832. — b. Amalia, siehe 1. 1877.
3. Eine Leichenphantasie. Una fantasia funebre. Poeti tedeschi. Versioni di Angelo Calvino. Roma, Eredi Botta. 1888.
4. Phantasie an Laura. a. Fantasia a Laura. Trad. di B. Barozzi. Belluno. Deliberali. 1845. — b. Fantasia a Laura, siehe 1. 1877.
5. Laura am Klavier. a. Laura al pianoforte. Traduzione di Giuseppe Tigri. Per nozze. Pistoia. Cino. 1877. — b. A Laura. Trad. di Filippo Benevento. Anima Napoli. E. Detken. 1893.
6. Die Entzückung an Laura. a. L' estasi a Laura, siehe 2. a. — b. L' estasi Canti e traduzioni poetiche di Camillo Castellini. Genova. tip. Sordo-Muti. 1880.
7. Das Geheimnis der Reminiscenz Il segreto della reminiscenza, siehe 6. b.
8. Die Kindesmörderin. a. La parricida. Versione di alcuni componimenti di Schüller (sic). Trad. di Priamo Vernier. Padova. tip. del Seminario. 1827. — b. La giovane infanticida. Trad. di P. de Virgiliis. Filologia abruzzese. Giornale di scienze, lettere ed arti. Chiesi. 1836. — c. L' infanticida. Trad. libera di Giovanni Peruzzini. Strenna fiumana „Deh pensa a me" pel capo d' anno e pei giorni onomastici. Anno I. 1844. Abdruck: Fiori lirici tedeschi recati in italiano da G. Peruzzini. Firenze. Barbèra. 1870. — d. L' infanticida. Gemme straniere raccolte dal cav. A. Maffei. Firenze. Le Monnier. 1860.

9. Die Größe der Welt. La grandezza del mondo. Trad. di Camillo Castellini. Strenna dei Rachitici. Genova. 1897.
10. Elegie auf den Tod eines Jünglings. a. Elegia per la morte d'un giovane. Trad. di A. Maffei. Nuova Antologia. Band XXXII. Roma. 1882. — b. Elegia in morte d'un giovane, siehe 3. 1888.
11. Die Schlacht. La battaglia, siehe 2. a. 1832.
12. Elysium. L'eliso. Fantasia, siehe 8. d. 1860. Abdruck: Padova. Bianchi, 1867 und 1. 1877.
13. Die Blumen. a. I fiori. Trad. del dott. Antonio Bellati. Eco. Giornale di scienze, lettere ed arti. Anno II. Milano, Lampato. 1829. Abdruck siehe 2. a. — b. I fiori. Trad. di A. Maffei. Amica delle fanciulle. Anno II. Torino. 1883.
14. An den Frühling. Alla primavera, siehe 2. a. 1832.
15. Der Triumph der Liebe. a. Il trionfo d'amore. Inno in metro libero. Liberamente tradotto col testo a fronte. Brescia. Bettoni. 1806. — b. Il trionfo d'amore. Traduz. di C. N. Pisa. Nistri. 1835. — c. Il trionfo d'amore. Trad. di B. Barozzi. Feltre. Marsura. 1839.
16. Das Glück und die Weisheit, siehe 8. d. 1860. Abdruck 1. 1877.

Gedichte der zweiten Periode.

17. An die Freude. a. Inno alla gioia, siehe 8. a. 1827. — b. Alla gioia. Brindisi, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877 und Alla gioia. Scena drammatica. Musica di P. Mascagni. Livorno. 1892. — c. Fed. Schiller e il suo brindisi alla gioia. Giornale dello studente. Anno I. Lodi. 1884.
18. Resignation. a. La rassegnazione, siehe 2. a. 1832. — b. La rassegnazione. siehe 8. d. Abdruck: 1. 1877.
19. Die Götter Griechenlands. a. Sperimento di alcune poesie di F. Schiller. Trad. di Giovanni Rasori. Milano. 1822 (siehe hierüber: Due versioni poetiche dal tedesco di Gio. Rasori von G. Gazzino. Firenze, Cellini. 1867). — b. Gli Dei della Grecia. (Prosa.) Antologia. Tomo XXII. Firenze. 1826. — c. Gli dei della Grecia. Trad. di B. Barozzi. Belluno. Deliberali (ohne Jahr). — d. Gli dei della Grecia, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877.
20. Die berühmte Frau. La donna celebre. Epistola d'un marito ad un altro. Trad. di A. Maffei. Nuova Antologia. Roma. 1880.
21. Einer jungen Freundin ins Stammbuch. Scritto in un libro di ricordi, siehe 8. d. Abdruck: 1. 1877.
22. Die Künstler. Gli artisti. Canto tradotto in ottava rima da Vito Talamini. Belluno. 1864.

Gedichte der dritten Periode.

23. An Emma. a. Ad Emma, siehe 19. a. 1822. — b. Ad Emma, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877.
24. Das Geheimniß. Il segreto. Eco dei giovani. Padova. 1872. Abdruck: Poesie varie tradotte dal tedesco di Antonio Zardo. Firenze. Succ. Le Monnier. 1899.
25. Die Erwartung. a. L'aspettata, siehe 1. 1877. — b. Libro dell'amore. Poesie italiane raccolte e straniere tradotte da M. A. Canini. Band Separazione. Venezia. 1888.
26. Sehnsucht. a. Il desiderio. Trad. del. dott. A. Bellati. Biblioteca italiana. Anno XIII. Milano 1828. — b. Il desiderio, siehe 2. a. — c. Sehnsucht. Cento liriche tedesche trad. da Francesco Cipolla, Verona, Münster 1877. — d. Aspirazione. Trad. di Pio Bracchi. Pubblicazione per nozze 1878, siehe auch Codex H. IV. 23 der städtischen Bibliothek zu Mantua. — e. Desiderio, siehe 24. 1898.

27. Der Pilgrim. a. Il pellegrino, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — b. Il pellegrino, siehe 24.
28. Die Ideale. a. Gli ideali, siehe 19. a. 1822. — b. L'ideale, siehe 13. a. 1829. Abdruck: 2. a. 1832. — c. L'ideale, siehe 15. c. 1839. — d. Le illusioni. Trad. di Casimiro Varese. Per nozze Carlotti-Sparavieri. Rovigo, Milelli 1845. — e. L'ideale, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — f. L'ideale. Saggio di traduzione di A. Guerrieri Gonzaga. Nuova Antologia. Band XXII. Firenze 1873. Abdruck: Italia, herausgegeben von K. Hillebrand. Band I. Leipzig 1874. — g. Gli ideali. Trad. di E. Mazzarini. Lingua tedesca. Anno V. Livorno 1891.
29. Des Mädchens Klage. a. Il lamento della fanciulla, siehe 26. a. 1828. Abdruck: 2. a. 1832. — b. Lamento della fanciulla, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — c. Des Mädchens Klage, siehe 25. b. Band Morte dell'amante. Ricordi 1890. — d. Lamento della fanciulla. Cordelia. Giornale per le giovinette. Anno XII. Firenze 1893.
30. Der Jüngling am Bache. a. Il giovinetto al fonte, siehe 2. a. 1832. — b. Il giovinetto al fonte, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — c. Un giovine presso il ruscello. Trad. di Ettore Marcucci. Letture di famiglia. Anno XXXII. Firenze 1880. — d. Sul ruscello. Versione libera di Felice Hirschler. Per nozze Ancona-Levi. Trieste. Tip. L. Zoppelli. 1881. — e. Al fonte un giovinetto . . . ., siehe 25. b. Venezia. 2. Coen e figlio. 1885. — f. Il giovinetto presso il ruscello, siehe 3. 1888. — g. Der Jüngling am Bache. Trad. di M. Zuccali. Mente e Cuore. Periodico per le famiglie per le scuole. Anno I. Trieste 1893.
31. Berglied. a. Canto alpestre, siehe 24. 1871. — b. Canzone alpestre, siehe 28. g. 1891. — c. La canzone dell'alpe, siehe 1. 1877.
32. Der Alpenjäger. a. Il cacciatore delle Alpi, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — b. Il cacciatore delle Alpi, siehe 24. 1872. Abdruck: Fiori tedeschi. Milano, Hoepli 1888. — c. siehe 3. 1888. — d. Il cacciatore del monte. Trad. di Egisto Gerunzi. Biblioteca delle scuole italiane. Band III. Nr. 7. Ferrara-Verona 1891.
33. Die vier Weltalter. a. Le quattro età del mondo, siehe 2. a. 1832. — b. Le quattro età del mondo. Trad. di A. Maffei. Rivista Bolognese di scienze e letteratura. Anno II. Bologna 1868. Abdruck siehe 1.
34. Punschlied. a. Canzone sul poncio. Poesie scelte da migliori classici tedeschi recate in prosa italiana col testo a fronte da Luigi F. A. Argenti. Milano, Pirotta 1826. — b. Brindisi col Punch. Trad. di Felice Tedeschi. Album. Rivista artistico-letteraria. Anno I. N° 2. Torino 1876.
35. An die Freunde. a. Agli amici. Trad. di A. Maffei. Rivista Europea. Anno V. Band III. Fasc. III. Fir. 1874. Abdruck siehe 1. — b. Agli amici. Trad. di C. Castellini. Giornale della società di letture. Anno VIII. Fasc. III—V. Genova 1884.
36. Das Siegesfest. a. L'inno alla vittoria, siehe 2. a. 1832. — b. La festa della vittoria, siehe 1. 1877.
37. Klage der Ceres. Lamento di Cerere siehe 1. 1877.
38. Das Eleusische Fest. a. La festa d'Eleusi. Trad. in prosa. Antologia. Firenze 1826. — b. Le feste Eleusine, siehe 15. c. 1839. — c. La festa d'Eleusi, siehe 8. d. 1860 und 1. 1877.
39. Der Ring des Polykrates. a. L'anello di Policrate, siehe 34. a. 1826. — b. L'anello di Policrate, siehe 28. d. 1845. — c. siehe 8. d. und 1. 1877.
40. Die Kraniche des Ibykus. a. Le gru d'Ibico, siehe 15. c. 1839. — b. Le gru d'Ibico, siehe 8. d. und 1. 1877. — c. Le gru d'Ibico. Ballate tradotte da A. Zardo. Milano. Hoepli 1890.

41. Hero und Leander. a. Ero e Leandro, siehe 15. c. 1839. — b. Ero e Leandro. Ballata. Versione libera di Trajano Visentini. Verona. Tip. Daleli 1856. — c. Ero e Leandro, siehe 8. d. und 1. 1877. — d. Ero e Leandro, siehe 24. Abdruck: 1898.
42. Cassandra. a. Cassandra. Trad. in prosa di A. Benci. Antologia. Tomo XXIII. Fir. 1826. — b. Cassandra, siehe 8. d. und 1. 1877.
43. Die Bürgschaft. a. La Mallevadoria, siehe 34. a. 1826. — b. L'ostaggio, siehe 8. a. 1827. Abdruck: Traduzione di Priamo Vernier. Nobile Veneto. Graz 1851. — c. La garanzia. Ballate di Schiller e Hölty e Brani della Messiade, fatti italiani dal Nob. Abb. Sebastiano Barozzi. Padova. Crescini 1844. Abdruck: Ballata. Belluno. Cavessago. 1869. — d. L'ostaggio, siehe 8. d. und 1. 1877. — e. L'ostaggio, siehe 3. 1888. — f. La malleveria, siehe 40. c. 1890.
44. Der Taucher. a. Il Palombaro, siehe 13. a. 1829. — Abdruck: Il nuotatore, siehe 2. a. 1832. — b. Il nuotatore, siehe 43. c. 1844. — c. Il palombaro. Saggio di traduzioni di Paolo d'Arco-Ferrari. Firenze. F. Le Monnier. 1857. — d. Il nuotatore, siehe 8. d. 1860 und 1. 1877. e. Il nuotatore. Giornale delle studente. anno I. Lodi 1884. — f. Il marangone, siehe 3. 1888. — g. Il tuffatore, siehe 40. c. 1890. — h. Il nuotatore. Grandi scrittori ted. spiegati con metodo nuovo e portati all'intelligenza di tutti. Verona. Civelli 1895. Titelblatt 1899.
45. Ritter Toggenburg. a. Il cavaliero di Toggenburg, siehe 2. a. 1832. — b. Ritter Toggenburg. Trad. premiata di Francesco Disconzi. Rivista, Viennese. Tomo I. 1839. — c. Il cavaliere di Toggenburg. siehe 8. d. 1860. — d. Ritter Toggenburg. Trad. di G. Vigolo. Vicenza 1881. — e. Il cavaliere di Toggenburgo, siehe 44. h. 1895.
46. Der Kampf mit dem Drachen. a. La pugna col drago, siehe 34. a. Tomo II. 1826. — b. Cum dragone certamen. Carmen latinitate donatum. Trad. dell'abb. Fr. Filippi. Venezia. Antonelli. 1837. — c. La lotta col dragone. siehe 8. d. 1869. Abdruck: 1. 1877. — d. La lotta col dragone, siehe 40. c. 1890.
47. Der Gang nach dem Eisenhammer. a. L'andata alla ferriera, siehe 19. a. 1822. — b. La gita alla ferriera, siehe 34. a. 1826. — c. La gita alla fornace. Trad. di Seb. Barozzi. Belluno Deliberali 1844. — d. L'andata alle fucine, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877.
48. Der Graf von Habsburg. a. Il conte d'Absburgo. siehe 34. a. 1826. — b. Il conte d'Absburg. Ballata recata in verso italiano da Edvige De' Battisti di S. Giorgio. Verona. Libanti. — c. Il conte d'Absburgo, siehe 13. a. 1829—30. Abdruck: 2. a. 1832. — d. Il conte d'Absbourg. Versione di Raffaele Quinzi. Giornale Abruzzese. anno III. Chieti. 1838. — e. Rodolfo d'Absburgo, siehe 1. 1867. Abdruck: Cordelia Giornale per le giovinette. anno. IV. Fir. 1884.
49. Der Handschuh. a. Il guanto, siehe 34. a. 1826. — b. Il guanto, siehe 13. a. 1828. Abdruck: siehe 2. a. 1832. — c. La pugna delle fiere, siehe 43. b. Abdruck: 1851. — d. Il guanto, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — e. Il guanto, siehe 3. 1888.
50. Das verschleierte Bild zu Sais. a. L'imagine velata a Saide. Trad. di Tommaso Gar. Rivista Viennese. Tomo III. 1838. — b. Ohne Titel. Trad. di Giuseppe Rota. Cronaca. Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Economia diretto da Ignazio Cantù. Milano. 1855. — c. L'imagine velata, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877.
51. Die Theilung der Erde. a. La divisione della terra. L'Eco. Giorn. di Sc. Lett. Arti. Commerci, Teatri. No. 67. Milano. P. Lampato 1828. — b. Il partaggio della terra, siehe 43. b. Abdruck: 1851. — c. Lo sparti-

mento della terra, siehe 44. c. 1857. — d. La divisione della terra, siehe 34. b. No. 12. Torino. 1876.

52. Das Mädchen aus der Fremde. a. La fanciulla peregrina, siehe 2. a. 1832. — b. La fanciulla straniera, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — c. La fanciulla pellegrina. Volgarizzata (prosa) da Emilio Solazzi. Istruzione. Foglio periodico de letteratura e di arte. anno IV. No. 10. Roma. 1891. — d. La ragazza straniera. Trad. di E. Nicodemi. Lingua tedesca. anno V. 1891.

53. Das Ideal und das Leben. a. L'ideale e la vita. Versione dal tedesco. Per nozze. Venezia. 1869. — b. L'ideale e la vita, siehe 6. b. 1880. — c. L'ideale e la vita. Trad. letterale di A. Foà. siehe Ideale estetico di F. Schiller. Saggio critico di A. Foà. Parma. 1892.

54. Parabeln und Räthsel. Nr. 18. — Enigma. Eco. Giorn. di Sc. Lett. ed Arti. Milano. P. Lampato. 1828.

55. Der Spaziergang. a. Il passeggio, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — b. La passeggiata. Trad. di G. Nardelli, prosa. Primavere liriche della Germania. Roma. Paravia 1891. — c. La passeggiata. Trad. dal tedesco di Eugenio Mazzarini. Jesi. Spinaci. 1892. — d. La passeggiata. Fragment. Trad. di Alfredo Galletti. Il Torrazzo. Riv. Cremonese. Numero di saggio. Cremona. 20. maggio 1899. — e. La passeggiata, siehe 44. h. 1899.

56. Das Lied von der Glocke. a. La campana. Poema trad. in vario metro italiano. Padova. Tip. Genada 1818. — b. La campana. Sperimento di alcune poesie di F. Schiller. Trad. di Giovanni Rasori. Milano. 1822. Abdruck: Indicatore Lombardo. Racc. per. di scelti articoli così tradotti come originali. Milano 1835 und abermals abgedruckt und herausgegeben von G. Gazzino. Firenze. Cellini. 1867. — c. La campana. Trad. di B. Barozzi. Feltre. Marsura. 1839. — d. La campana di G. del Re. Riv. viennese. Tomo IV. Vienna 1839. — e. La canzone della campana, siehe 8. d. 1860 und Abdruck 1. 1877. — f. La Campana. Poemetto trad. da F. Solaroli. Cremona 1862. — g. La canzone della campana. Saggio di trad. in prosa di B. Marino. Riv. contemp. naz. e stran. anno XVII. Torino. 1869 (mit ausführlichem Vorwort über das Lied). — h. La campana. Poesie del conte Jacopo Sanvitale, con prefaz. e note di P. Martini. Prato. F. Giacchetti. 1875. — i. La campana. Poesie di Antonio De Marchi. Palermo. Tip. del Giorn. di Sicilia. 1881. — k. La canzone della campana. siehe 52. d. 1891.

57. Würde der Frauen. a. La dignità delle donne, siehe 34. a. 1826. — b. La dignità delle donne. siehe 2. a. 1832. — c. La dignità delle donne. siehe 48. d. 1838. — d. Dignità e merito delle donne, siehe 43. b. Abdruck 1851. — e. Dignità della donna, siehe 8. d. 1860. Abdruck: Brescia. Tip. Pio Istituto 1863 und 1. 1877. — f. Il merito delle donne. siehe 56. h. 1875. — Ohne Titel 1. Strophe: La donna. Giornale per l'emancipazione della donna. Fir. Civelli. 1876. — h. Dignità della donna unterschrieben: Dorina. La Vedetta Lombarda. Giornaletto par le famiglie e le scuole. anno I. Brescia. F. Apollonio. 1882. — i. Dignità della donna. Trad. di G. Jachino. Lingua tedesca. Livorno. 1891. — k. In lode della donna. Canzone volgarizzata da Enrico Solaroli. Istruzione Foglio period. di Lett. ed. Arte. anno V. Roma. 1891.

58. Hoffnung. a. La speranza, siehe 19. a. 1822. — b. La speranza, siehe 34. a. 1826. — c. La speranza, siehe 2. a. 1832. — d. La speranza. Trad. di Giulio Carcano. Rivista Viennese. tomo III. Vienna 1840. Abdruck: Poesie edite ed inedite di G. Carcano. Firenze. Le Monnier. 1861. — e. La speranza. Imitazione d'un' ode di F. Schiller, unterzeichnet O. La Gioventù. Giorn. di Lett. ed Istruz. anno III. Fir. 1864. —

f. Speranza, siehe 26. c. 1877. — g. La speranza. Unterzeichnet: D. V. L'Arpa della Fanciullezza. Milano. Agnelli 1881. — h. La speranza. Trad. di Luigi Mellano. Lingua tedesca. anno VII. Livorno. 1892—93.

59. Die deutsche Muse. a. La musa tedesca, siehe 34. a. 1826. — b. La musa tedesca, siehe 2. a. 1832. — c. La musa tedesca, siehe 26. c. 1877.
60. Odysseus. a. Odisseo. Trad. di Alfr. Galletti. Il Torrazzo. Rivista Cremonese. No. 10. Cremona. 1899.
61. Die Johanniter. I cavalieri di S. Giovanni, siehe 34. a. 1826.
62. Deutsche Treue. Fede tedesca, siehe 34. a. 1826.
63. Columbus. a. A Colombo, siehe 19. a. 1822. — b. Colombo. Trad. di Galletti, siehe 55. d. 1899.
64. Pompeji und Herculanum. Ercolano e Pompei, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877.
65. Ilias. Iliade, siehe 34. b. Fasc. IV. 1876.
66. Die Antike an den nordischen Wanderer. I monumenti antichi al viaggiatore settentrionale, siehe 1. 1877.
67. Die Sänger der Vorwelt. I poeti dell' antichità. Trad. di A. Zardo per nozze Rossi-Garbin. Padova. Prosperini. 1877.
68. Die Antiken zu Paris. a. I monumenti antichi dell' arte a Parigi, siehe 34. a. 1826. — b. Le antichità a Parigi. Versi originali e traduzioni del Dott. P. Lorenzetti. Udine Tip. G. Seitz. 1878.
69. Thekla, eine Geisterstimme. a. Tecla, siehe 2. a. 1832. — b. Tecla. voce d'uno spirito, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — c. La voce d'uno spirito, siehe 29. d. 1893.
70. Das Mädchen von Orleans. Giovanna d'Arco, siehe 1. 1877.
71. Nenie. Nenia. Trad. di A. Galletti, siehe 60. 1899.
72. Der spielende Knabe. Il bambino che scherza, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877.
73. Die Geschlechter. a. I sessi, siehe 1. 1877. — b. I due sessi. Poesia trad. da Enrico Castelnuovo nozze Morpurgo Levi. Venezia. Tip. Frat. Visentini. 1891.
74. Macht des Weibes. Potenza della donna, siehe 34. b. anno II. 1877.
75. Der Genius. Il genio. Trad. di G. B. Bolza. Riv. Viennese. Tomo III. Vienna. 1840.
76. Der philosophische Egoist. L'egoista, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877.
77. Die Worte des Glaubens. a. Le parole della fede, siehe 2. a. 1832. — b. Le parole della fede. Trad. di Gabriello Vegni. La Gioventù. Riv. naz. ital. di Sc. Lett. ed Arti. Fir. nuova serie. vol. VIII. 1868.
78. Die Worte des Wahns. Le parole dell' illusione, siehe 2. a. 1832.
79. Sprüche des Confucius. a. Sentenze di Confucio, siehe 19. a. 1822. — b. Sentenze di Confucio, siehe 44. c. 1857. — c. Sentenze di Confucio, siehe 1. 1877.
80. Licht und Wärme. Luce e calore. Trad. di Pio Bracchi. Manuskript. Biblioteca civica di Mantova. vgl. 26. d.
81. Archimedes und der Schüler. Archimede e il discepolo, siehe 35. b. fasc. 40. 1876.
82. Die zwei Tugendwege. I due sentieri della virtù, siehe 19. a. 1822.
83. Würden. a. Le dignità, siehe 24. Abdruck: 1894. — b. Gloria. Trad. di A. Galletti, siehe 55. d.
84. Das Kind in der Wiege. a. Il bambino in culla, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — b. Il fanciullo nella culla, siehe 34. b. 1876.
85. Das Höchste. Il sublime, siehe 34. b. 1876.
86. Unsterblichkeit. a. Immortalità, siehe 34. 1876. — b. Immortalità, siehe 6. b. 1880.

Votivtafeln.

87. An die Muse. Alla Musa, siehe 6. b. 1880.
88. Das eigene Ideal. Il proprio ideale, siehe 34. b. 1876.
89. Inneres und Äußeres. L' interno e l' esterno, siehe 34. a. 1826.
90. Freund und Feind. a L' amico ed il nemico, siehe 34. a. 1826. — L' amico e il nemico, siehe 34. b. 1876.
91. Licht und Farbe. Luce e Colore, siehe 26 d. 1868.
92. Das Naturgesetz. La legge di natura, siehe 34. b. 1876.
93. Der Homeruskopf als Siegel. La testa d' Omero quale sigillo, siehe 34. b. 1876.

---

94. Das Ehrwürdige. Ciò che si deve stimare, siehe 6. b. 1880.
95. Der Genius mit der umgekehrten Fackel. Il genio colla fiaccola capovolta, siehe 34. b. 1876.
96. Tugend des Weibes. Virtù della donna, siehe 34. b. anno II. 1877.
97. Die schönste Erscheinung. La più bella apparizione, siehe 6. b. 1880.
98. Forum des Weibes. Tribunale della donna, siehe 34. b. anno II. 1877.
99. Weibliches Urteil. Giustizia della donna, siehe 34. b. anno II. 1877.
100. Liebe und Begierde. Amore e desiderio, siehe 6. b. 1880.

Kleinigkeiten.

101. Die Peterskirche. S. Pietro di Roma, siehe 6. b. 1880.

---

102. An die Proselytenmacher. Al cercatore di proseliti, siehe 19. a. 1822.
103. Shakespeares Schatten. L' ombra di Shakespeare, siehe 19. a. 1822.

Die Flüsse.

104. Donau in **. Weser. Gesundbrunnen in **. Salzach. Il Danubio in **. Vesera. Le acque minerali di ** — Quattro epigrammi tradotti da Nicola Negrelli, siehe Poesie di Luigi Uhland imitate dall' abate N. Negrelli. Venezia. Münster. 1847.

---

105. Der Methaphysiker. Il metafisico, siehe 35. b. 1884.
106. Pegasus im Joche. a. Pegaso al giogo, siehe 8. d. 1860. Abdruck: 1. 1877. — b. Pegaso sotto il giogo. Cordelia. Fir. 1891. Abdruck: Poesia? J. Baccini. Fir. Bemporad. 1892. — c. Pegaso al giogo. Trad. di C. Giacomotti. Lingua tedesca. Livorno. 1891—1892.
107. Das Spiel des Lebens. a. Il giuoco della vita. Elleboro. Periodo di scienze, lettere ed arti. Anno II. No. 13—14. Genova. 1883. — b. Il giuoco della vita, siehe 32. b. Abdruck: 1888.
108. An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte. Schiller a Goethe, siehe 19. a. 1822.
109. An Demoiselle Stevoigt. Ad una giovane sposa. Trad. di C. N. Pisa. Nistri. 1835.
110. Wilhelm Tell. Nell' offerire ad un amico la tragedia Guglielmo Tell, siehe 1. 1877.
111. Der Antritt des neuen Jahrhunderts. All' ingresso del nuovo anno 1800. Museo di famiglia. Rivista illustrata diretta da E. Treves. Milano. Treves. 1874. Siehe auch 8. d. 1877.
112. Sängers Abschied. L' addio del cantore. Trad. di Pio Bracchi. Strenna Mantova. 1871.

---

113. Semele, in zwei Scenen. a. Semele, siehe 19. a. 1822. — b. Semele, siehe 8. d. 1877.

Dramen.

α. Teatro scelto di Federico Schiller recato per la prima volta dal tedesco in italiano da Pompeo Ferrario. Milano. Gio. Pirotta. 1815—1819.

β. 1. Teatro completo di Fed. Schiller. Trad. di A. Maffei. Torino. Pomba. 1857—1858. 5 Bände.

2. Teatro tragico di F. Schiller. Prima edizione fiorentina. Firenze. Le Monnier. 1862—1865. 4 Bände.

3. Teatro completo di F. Schiller. Trad. di A. Maffei e Carlo Rusconi. Napoli. F. Bideri. 1891.

Die Räuber. a. I Masnadieri. Trad. di A. Maffei. Firenze Fioretti. 1860. Abdruck: Milano Ferrario 1879 und Dramen β 3. — b. I Masnadieri. Dramma tragico ridotto in cinque parti da M. Ciarlone. Napoli 1866.

Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. a. La congiura di Fiesco a Genova. Tragedia repubblicana di F. Schiller, siehe Dramen α. — b. La congiura di Fiesco. Trad. e sunto dell' abate A. Bazzani. Riv. viennese. Tomo III. Vienna 1840. — c. La congiura di Fiesco, siehe Dramen β 3.

Kabale und Liebe. a. Amore e Raggiro. Trad. di Michele Leoni. Fir. 1817. Abdruck: Giorn. teatrale vol. XV. Venezia 1821. — b. Amore e Raggiro, siehe Dramen β 3.

Don Karlos. a. Don Carlo, siehe Dramen α. — b. Don Carlo. Traduz. di A. Maffei. Milano 1842. Abdruck: Dramen β. — c. Don Carlo. Infante di Spagna. Dramma in sette atti e ridotto in prosa libera e per le scene. Bibl. ebdomadaria teatrale. Fasc. 647—648. Milano 1871.

Wallensteins Lager. a. Il campo di Wallenstein. Trad. dal tedesco dal Dott. Gio. Rasori. Milano 1820, siehe la Gioventù. Riv. naz. ital. di Sc. Lett. e Arti Firenze. Tip. Galileiana. 1866. — b. Wallenstein's Lager. Trad. di R. Ceroni. Milano. 1844. — c. Wallenstein, siehe Dramen β III.

Die Piccolomini. Trad. di A. Maffei e Carlo Rusconi. siehe Dramen β III.

Wallensteins Tod. a. La morte di Wallenstein di F. Schiller. Versione di Francesco Vergani. Milano. 1838. — b. Morte di Wallenstein. Tragedia in cinque atti di F. Schiller. Trad. di A. Bazzani. Vienna. 1843. — c. La morte di Wallenstein, siehe Dramen β III.

Aus Wattenstein. Tecla. nel IV. atto del Wallenstein. Scena XII. Trad. di E. Teza, siehe Tradurre? Atti del R. Istit. Veneto di Sc. Lett. ed Arti. Tomo IV. Serie VII. 1892—1893.

Maria Stuart. a. Maria Stuarda. Trad. di Pompeo Ferrario, siehe Dramen α. 1819. — b. Maria Stuarda di Fed. Schiller. Trad. da Hesse. Bibliogr. Nachrichten aus Antol. Tomo I. S. 110. Fir. 1821. — c. Maria Stuarda. Trad. in versi italiani da Edvige de Battisti di S. Giorgio. Verona. Tip. Libanti. 1829. — d. La Maria Stuart di F. Schiller. Trad. del Cav. A. Maffei. Milano. Tip. Lampato. 1829. Abdruck: Milano 1836 und Dramen β III. — e. L' ultimo giorno di Maria Stuarda. Azione storico-tragica in cinque atti. Galleria teatr. Fasc. 5. Milano. 1873.

Aus Maria Stuart. a. Atto I. Trad. di Carlo Gradi. Convegno. Rac. colta mensile di Studi critici e notizie. vol. IV. Milano 1871. — b. Atto I. Versioni poetiche di Giulio Pisa. Milano 1894.

Die Jungfrau von Orleans. a. La Pulcella d' Orléans, siehe Dramen α. 1819. — b. La Vergine d' Orléans. Tragedia romantica di F. Schiller. Trad. del Cav. A. Maffei. Milano. Ed. d. Annali univ. 1830. Abdruck: Milano 1836 und Dramen β III. — c. La Pulcella d' Orléans. Trag. romant. fedelmente trad. dal tedesco in tanti versi italiani quanti l' originale contiene da Carlo Benj. Schade. Sorau. 1831.

Aus Die Jungfrau von Orleans. a. Soliloquio della Pulzella d' Orléans, siehe Gedichte 19. a. 1822. — b. L' addio di Giovanna d' Arco. atto I. scena IV. imitato dal tedesco da Gius. La Farina. Foro. Giornale di Messina. anno IV. vol. I. Messina. 1836.

Turandot. Fola tragica di Carlo Gozzi, imitata da F. Schiller e tradotta da A. Maffei. Firenze. 1863.

Die Braut von Messina. a. La sposa di Messina. siehe Dramen α. 1819. — b. La sposa di Messina. Trag. di Schiller recata in versi italiani da W. E. Frye. 1826. — c. La sposa di Messina. Trag. di F. Schiller. Trad. del Cav. A. Maffei con discorso di Franc. Ambrosoli. Milano. A. Fontana. 1827. Abdruck: Milano 1837 und Dramen β III. — d. La sposa di Messina ovvero i fratelli nemici. Trag. con cori di F. Schiller recata dal tedesco in versi italiani dall' avv. Antonio Caimi di Milano. Mil. F. Sonzogno 1828.

Aus Die Braut von Messina. a. La pace. Trad. di Leonardo Tallandini. Per nozze Torresan-Checchia. Venezia. Antonelli 1875. — b. La pace. dalla tragedia la sposa di Messina, siehe Gedichte 24. 1898.

Der Parasit, oder die Kunst sein Glück zu machen. L' impostore o l' arte di fortuna Trad. di Giuseppe Reali. Fir. 1865.

Wilhelm Tell. a. Guglielmo Tell, siehe Dramen α 1819. — b. Guglielmo Tell. Tragedia di F. Schiller. Trad. del Cav. A. Maffei. Milano. Ed. d. ann. univ. 1834. Abdruck siehe Dramen β.

Aus Wilhelm Tell. a. Scena che dà principio alla tragedia Guglielmo Tell, siehe Gedichte 2. a. 1832. — Dal Guglielmo Tell di Schiller: Il Pescatore, il pastore, il cacciatore. Fortunio. Cronaca illustr. della Domenica anno II. num. 9. Napoli. 1889.

Die Huldigung der Künste. L' omaggio delle arti. Dramma lirico. Trad. di A. Maffei. Fir. 1883. Pubblic. in occ. delle nozze d' Isabella di Baviera col Duca di Genova.

Phädra. Fedra. Trag. di Racine, dalla trad. ted. di Schiller trasportata verso per verso in italiano da L. Guastalla. Mantova 1857. 63 S. 8.

Historische Schriften.

1. Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Storia della rivoluzione dei Paesi Bassi sotto Filippo II. Torino 1852. (Ob die mit gleichem Titel in dem Katalog des Battezzati Succ. Milano 1891 erwähnte, S. B. unterzeichnete Übersetzung die gleiche ist, konnte ich nicht feststellen.) Auszüge: Caratteri storici tratti dall' insurrezione dei Paesi Bassi di F. Schiller. Il Cardinale Granvella. Trad. di A. M. P. Riv. viennese. Tomo II. 1838.
2. Geschichte des 30jährigen Krieges. Storia della guerra de' trent' anni. Trad. di Antonio Benci. Firenze. Pezzati. 1822. II. 8. Abdruck: Torino. Pomba. 1852.
3. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede. a. Che cosa significa ed a quale fine si studia l' istoria universale? Prolusione accademica. Rivista Viennese. Tomo II. Vienna 1839. — b. Che cosa s' intende per storia universale ed a quale scopo essa viene studiata. Trad. di Ignazio Mastropasqua. Siehe Philosophisches.
4. Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. a. La legislazione di Solone, la legislazione di Licurgo di Federigo Schiller. Trad. di A. Pellegrini. Rivista Viennese. Tomo II. und IV. Vienna 1840. — b. La legislazione di Licurgo e Solone. Trad. di J. Mastropasqua. Siehe Philosophisches.

Episches und Erzählendes.

Der Geisterseher. a. Il Visionario. Milano. 1809. — b. Il Visionario ossiano Memorie del Conte di ***. pubblicate da F. Schiller. Milano. 1837. VIII. 254 S. 8°. Band XIX der Biblioteca di opere scelte tedesche tradotte in lingua italiana. — c. Il Visionario. Versione ital. con Prefaz. di G. Mantica. Roma 1884. No. 15. Bibl. Nova. Roma. Perino.

Eine großmütige Handlung der neuesten Geschichte. a. Un' azione generosa nella moderna storia. Letture popolari. anno I. No. 11. Torino. Botta. 1837. Unterzeichnet: X. — b. Un' azione generosa dei tempi presenti. Trad. di Adolfo Marconi. Per nozze. Venezia. Grimaldo. 1868.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte. a. Il delinquente per la perdita dell' onore. Fatto vero raccontato da Schiller. L' Eco. Giorn. di Sc lett. ed arti. Milano. P. Lampato 1828. No. 128. — b. L' oste del sole o il delinquente per onore perduto. Racconto storico di Schiller; trad. dal tedesco dal prof. Cesare Bellingoni. Indicatore. Tomo VIII. p. 87—112. Milano. 1832. — c. Il malfattore per onore perduto, trad. da Luigi Kumerlander. Versione dedicata ai tribunali e a tutti gli ammiratori di Schiller. Venezia. Tip. Gaspari. 1868.

Philosophisches.

Fast sämtliche kleine Schriften philosophischen Inhalts, die in der Cottaschen Ausgabe Band 10, 11 und 12 bilden, sind unter dem Titel: „Le opere critiche, estetiche e filosofische di F. Schiller" von Ignazio Mastropasqua in der Rivista contemporanea nazionale italiana. Torino. A. F. Negro. 1867. Band 50 und ff. erschienen. Band 50, S. 423 enthält das Verzeichnis der übersetzten Schriften. Außerdem sind die Schriften: a) Über die ästhetische Erziehung des Menschen. b) Über Egmont, die erste von Ildegard Trinchero Torino. Paravia 1882; die andere von Casimiro Varese. Firenze. Succ. Le Monnier. 1876 übersetzt worden.

Verzeichnis der Übersetzer.

	Seite	Nr.		Seite	Nr.
d'Arco-Ferrari, Paolo	120	44	La Farina, Giuseppe	125	—
Argenti, Luigi	119	34	Ferrario, Pompeo	124	—
Barozzi, Sebastiano	117	4	Filippi, F. R.	120	46
de Battisti, Edvige	120	4. 8	Foà, Antonio	121	53
Bazzani, A.	124	—	Frye, W. E.	125	—
Bellati, Antonio	117	2	Galletti, Alfredo	121f.	55. 60
Bellingoni, Cesare	126	—	Gar, Tommaso	120	50
Benci, Antonio	120	42	Gerunzi, Egisto	119	32
Benevento, Filippo	117	5	Giacomotti, C.	123	106
Bolza, G. B.	122	75	Gradi, Carlo	124	—
Bracchi, Pio	118	26	Guastalla, L.	125	—
Caimi, Antonio	125	—	Guerrieri-Gonzaga, A.	119	28
Calvino, Angelo	117	3	Hesse	124	—
Canini, M. A.	118	25	Hirschler, Felice	119	30
Carcano, Giulio	121	58	Jachino, G.	121	57
Castellini, Camillo	118	6	Kumerlander, Luigi	126	—
Castelnuovo, Enrico	122	73	Leoni, Michele	124	—
Ceroni, Riccardo	124	—	Lorenzetti, P.	122	68
Ciarlone, M.	124	—	Maffei, Andrea	117	1 u. ö.
Cipolla, Francesco	118	26	Mantica, G.	126	—
Disconzi, Francesco	120	45	Marconi, Adolfo	126	—

	Seite	Nr.
de Marchi, Antonio	121	56
Marcucci, Ettore	119	30
Marino, R.	121	56
Mastropasqua, Ignazio	117	3. 4
Mazzarini, Eugenio	119	28
Mellano, Luigi	122	58
Nardelli, G.	121	55
Nicodemi, E.	121	52
Negrelli, Nicola	123	106
Pellegrini, A.	117	4
Peruzzini, Giovanni	117	8
Pisa, Giulio	124	—
Quinzi, Raffaele	120	48
Rasori, Giovanni	118	19
del Re, G.	121	56
Reali, Giuseppe	125	—
Rota, Giuseppe	120	50
Rusconi, Carlo	117	3
Sanvitale, Jacopo	121	56
Schade, C. B.	124	—
Solaroli, Enrico	121	56.57
Solazzi, Emilio	121	52
Talamini, Vito	118	22
Tallandini, Leonardo	125	—
Tedeschi, F.	119	34
Teza, Emilio	124	—
Tigri, Giuseppe	117	5
Trinchero, Ildegard	126	—
Varese, Casimiro	119	28
Vegni, Gabriello	122	77
Vergani, Francesco	124	—
Vernier, Priamo	117	8
Vigolo, G.	120	45
Visentini, Trajano	120	41
de Virgiliis, P.	117	8
Zardo, Antonio	118	24 u. ö.
Zuccali, M.	119	30
C. N.	118	15
O.	121	58
D. V.	122	58
A. M. P.	125	—

Schiller-Litteratur.

Zeigt die voranstehende bibliographische Zusammenstellung der Übersetzungen eine im ganzen erfreuliche Reihe, so ist dagegen die Litteratur, die sich mit Schiller beschäftigt, sehr spärlich und unbedeutend, und doch sind die litterarischen Arbeiten ein gewichtiger Maßstab für das Verständnis einer fremden Litteratur; in diesem Sinne wenigstens schätzt man bei uns Gaspary's Geschichte der italienischen Litteratur. Die wenigen litterarischen Arbeiten über Schiller stelle ich hier, nicht ohne ein beschämendes Gefühl ihrer Minderwertigkeit, zusammen.

Necrologio di Schiller. Nuovo Giornale des Letterati. Tomo III. Pisa 1805. Enthält unter anderm den nicht uninteressanten Satz: .... Questa perdita d'un uomo che dopo Alfieri era il primo tragico dei suo tempi .....

Biografia di F. Schiller. L'Eco, Giornale di Scienze, Lettere ed Arti. Milano, Lampato 1828.

Cenno biografico di F. Schiller. L'Omnibus pittoresco. anno I. Napoli 1839.

Il teatro di Schiller di Stanislao Gatti. Museo di Scienze e Litteratura. N. S. anno I. vol. III. Napoli 1844.

Cenno biografico di F. Schiller di Spirito Corsini. Il Mondo illustrato. anno II. Torino. Pomba 1848.

Gli Dei della Grecia. Articolo di Alessandro Chiapelli. Fanfulla della Domenica. anno II. Roma 1880.

Omero, Dante, Schiller e il Dramma. Conferenze di Emilio Penci. Milano. Dumolard 1882.

G. B. Niccolini e Fed. Schiller. Studio critico di Antonio Zardo. Padova. Draghi 1883.

Il Don Carlos di F. Schiller. Studio critico di Carlo Segré. Rassegna nazionale. anno X. vol. 41. Firenze 1888.

L'Ideale e la Vita di F. Schiller. Considerazioni di A. Foà. Lingua tedesca. anno III. Verona. Olschki 1889.
L'ideale estetico di F. Schiller. Saggio critico di A. Foà. Parma. Ferrari 1892.
Profili letterari (F. Schiller). Cordelia. Anno XI. Firenze 1892.
Il Filippo di Vittorio Alfieri e il Don Carlos di F. Schiller. Studio critico di Emma Boghen-Conigliano. Il Pensiero italiano. Repertorio mensile di Studi applicati. vol. XV. Milano 1895.

Miscellen.

Allerlei Kleinigkeiten.[1])

4. Sieben lächerliche Geschnälz.[2])

Nachdem Hoffmann, der alles in seinen Bereich zog, aber auch so manches ganz obenhin erledigt sich durch die Finger gehen ließ, im Weimarischen Jahrbuch (3, 126 ff.) über jene seltsamen Schnurrpfeifereien aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts „Sieben lächerliche Geschnälz" auf Grund eines unvollständigen Exemplars aus der Landesbibliothek zu Kassel gehandelt hatte, veröffentlichte Lübben im 15. Bande der Zeitschrift für deutsche Philologie 1883, S. 48—62 nach einem Exemplar der Oldenburger Landesbibliothek das ganze Heftchen unter dem Titel „Beitrag zur Kenntnis älterer deutscher Volkslieder". Auch abgesehen von der größeren Vollständigkeit ist das Oldenburger Exemplar insofern wichtiger wie das Kasseler, als es für den Druck ein bestimmtes Jahr 1610 angiebt, wo das Kasseler nur zum Spaß „Getruckt im Jahr 000000" aufweist. Die Königliche Bibliothek zu Berlin besitzt nun drei von den beiden genannten verschiedene Drucke Der eine davon (Ye 981. 4°) stimmt im Titel fast buchstäblich und in allem so genau mit dem Oldenburger überein, daß man sich versucht fühlt, dieselben für verschiedene Exemplare derselben Auflage zu halten, obschon der Berliner Druck keine Jahreszahl hat. Ein anderer wahrscheinlich aus derselben Druckerei nur später stammender Druck (Ye 982. 4°) stimmt mit dem vorigen in Seiteneinteilung, Titeleinrichtung, Typen, Bildchen auf der Vorderseite des Titelblatts (hier nur etwas verblaßt, sonst genau wie beim anderen Berliner Exemplar, und in den beiden Berliner Drucken genau der Lübbenschen Beschreibung des Oldenburger Exemplars entsprechend) vollständig überein. Doch beginnt hier in diesem späteren Drucke der Titel „Sieben lächerlicke Geschnältz". Der dritte Druck der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Xg 26 no 23) stimmt im Titel ebenfalls genau mit den sonstigen Exemplaren, doch ist das Bildchen durch ein bedeutungsloses Zierstück ersetzt und hinter „Hauß leck den Löfel" heißt es: „Gedruckt zu Rumpelskirchen, Bey Grix Haspelschmidt, in der Fledermischgassen. M.DC.XXVII." Dieser Druck umfaßt, während die sonstigen nur aus vier Blättern bestehen, deren sechs, indem die Rückseite des Titelblatts leergeblieben und der größere Teil der letzten Seite durch ein besonders großes Zierstück ausgefüllt ist. Wenn Lübben meint „Es hatte also Hoffmann keinen Grund zu der klagenden Verwunderung, daß in einer so ernsten und trüben Zeit . . . diese

[1]) Vgl. Euphorion 7, S. 317 ff.
[2]) Vgl. „Straßenleben und Straßenrufe im Anfang des 17. Jahrhunderts. Skizze von Dr. M. Rubensohn (Berlin)." Frankfurter Zeitung, Nr. 44 (14. Februar) 1900.

leichtfertigen Sachen veröffentlicht seien", so verfehlt Lübben das Richtige, da das Berliner Exemplar vom Jahre 1627 beweist, daß dies an und für sich niederträchtige Sammelsurium in der That gerade während des entsetzlichen Krieges Liebhaber fand. Doch dürften allerdings Klagen über solche nebensächlichen Beweise der Geschmacks- und Gefühlsverwilderung zwecklos sein; wo Jahrzehnte mit roher, unmenschlicher Massenschlächterei angefüllt sind, was will da der allgemeinen Verrottung gegenüber das bischen albernen Sauzeuges bedeuten, das in jenem geistigen Nebricht zusammengefegt ist? Es ist gar nicht verwunderlich, sondern in menschlicher Art begründet, daß je trüber die Zeitläufte sich gestalten, desto mehr Galgenhumor entwickelt wird; diejenigen, die bei solchen Umständen nicht ganz und gar die Laune, wenn dieselbe sich auch nicht gerade sehr anmutig, heiter und rosig äußern mag, zu verlieren bemüht sind, dürfen wahrlich nicht als die schlechtesten Bestandteile des Volkes betrachtet werden; vielmehr sind es oft gerade die edleren Gemüter, saubere, sonst unter gewöhnlichen Verhältnissen allem Gemeinen streng abgewandte Geister, die zu Zeiten trostloser Verzweiflung dem (sonst vielleicht gänzlichem Stumpfsinn und noch schlimmerer Verthierung unrettbar anheimfallenden) Volke unflätige Späße, derbe Zoten, alberne Scherze als allein mögliche Art von Aufmunterung wohlweise zuführen oder wenigstens nachsehen und gönnen.

Mit den sittlichen Bedenken Hoffmanns und der Verteidigung des deutschen Volkes dagegen durch Lübben ist es also nichts.[1]) Auch Lübbens Nachweisungen zu den einzelnen Flicken und Streifen, aus denen diese Lappendecken zusammengesetzt sind, lassen genug zu wünschen übrig, weil das ihm zur Hand befindliche Material an Büchern unzulänglich war. Doch mag alles Weitere dahingestellt bleiben, da die Sache eines größeren Kraftaufwandes kaum wert sein dürfte; nur das eine muß hervorgehoben werden, daß die besseren der sieben Quodlibete nachweisbar aus anderen nicht gerade ganz unzugänglichen Quellen abgeleitet sind. Die drei Stücke vom dritten bis zum fünften rühren von Melchior Franck her. Dieser hat die Form des Quodlibets mit einer gewissen Vorliebe gepflegt. Von ihm sind erschienen an derartigen Misch-masch-Kompositionen unter anderen folgende: Farrago, Nürmberg 1602. I. Tenor. „Nessel, Mutter binden, Pfannen flicken" ... Noch ein ander Quodlibet, Coburgt 1603. C. A. „Wie hast du mich verlassen" ... Das Vierte Quodlibet, Coburgt 1603. Basis „Wie hastu mich verlassen" ... Tenor „Compania du edle Compani, wie hastu mich verlassen" ... (= Geschnältz Nr. 4). Der Ander Theil, Teutscher Gesäng vnnd Täntze mit Vier Stimmen, sampt beygesetzten Quodlibeten, so bißhero vnterschiedlich gedruckt worden, Coburgt 1605. Tenor. „1. Wolauff gut Gsellen vnd last vns gehn zum Wein" ... „2. Laudate pueri Dinckelfinck ligt drey meil wegs von Straubing, es gieng ein Münch den berg hinan" ... (= Geschnältz Nr. 3) „3. Nun fanget an ein guts Liedlein zu singen" ... (= Geschnältz Nr. 5) „4. Compania du edle Compani" ... (= Geschnältz Nr. 4) 5. „I. Tenor. Kessel, Multer binden" ... „II. Tenor. Es hett ein Schwab ein Töchterlein" ...

---

[1]) Wenn man sich schon entrüsten wollte, so käme man bei dem Berliner Sammelbande „Yg 26. 4° Varia ludicra" gar nicht aus der Entrüstung heraus. Dieser Band, welcher — abgesehen von der mitangebundenen Rostocker Pestordnung 1624 — an letzter Stelle die „Geschnältz" bietet, faßt 23 solcher lustigen Erzeugnisse mit den Jahreszahlen 1625 bis 1628 unter dem Titel „Facetiae Facetiarum, hoc est Jocoseriarum Fasciculus Novus" 1627 zusammen, darunter Stücke wie Lustitudo Studentica 1627, Consilium Nuptiale 1627, de Cucurbitatione 1625, de Haureitatum materia 1627, de Peditu 1626. Jus Potandi 1627, de Osculis 1626, Flöia 1627 u. dgl. m. — alles auf akademische Kreise berechnet, die sich selbst in den schlimmsten Bedrängnissen nicht ganz daniederschlagen und sich Mut und gute Laune nicht nehmen lassen wollten.

Farrago, Coburg 1606. „Last vns frölich singen, das best das wir gelernet han" . . . Fasciculus Quodlibeticus . . . Darinnen die Quodlibet, so bißhero vnterschiedlich außgangen, jetzo aber mit noch andern gantz Newen vermehret, alle zusammen getruckt . . . Coburg 1611. Tenor. 1. Wolauff gut Gsellen . . . siehe 1605 Nr. 1; 2. Laudate pueri . . . siehe 1605 Nr. 2 = Geschnältz 3; 3. Nun fanget an . . . siehe 1605 Nr. 3 = Geschnältz 5; 4. Compania . . . siehe 1603, 1605 Nr. 4 = Geschnältz 4; 5. Last uns frölich singen . . . siehe Farrago 1606; 6. Frölich in Ehren kan vns niemand wehren . . . 7. Kessel, Multer binden . . . siehe Farrago 1602, 1605 Nr. 5; 8. Wo stund es denn, mein wo? . . . (6. und 8. neu).

Ferculum quodlibeticum, Coburgi 1613. Ergo bonus dies, Magnifice Domine Pater . . . Spannewes lustiges Quodlibet, Coburgk 1619. „Semper lustig . . . & nunquam traurig" . . . Musicalischer Grillenvertreiber, In welchem alle Quodlibeta so bißhero vnterschiedlich in Truck außgangen, zusammengebracht, auch mit etlichen newen, als einem lateinischen vnd zweyen teutschen vermehret . . . Coburgk 1522 (so statt 1622!) 1. Ergo bonus dies! Magnifice Domine Pater . . . Ferculum 1613; 2. Semper lustig . . . Quodlibet 1619; 3—8 = Fasciculus Quodlibeticus 1611 Nr. 1—6 (4–6 = Geschnältz 3—5); 9. Frisch auff ihr Herren . . . neu (das andre deutsche, das neu sein soll, ist wahrscheinlich die schon 1619 gedruckte Nr. 2); 10. Kessel, Multer binden . . . = Fasciculus Quodlibeticus 7.

Die drei wichtigsten und besten der „Sieben Geschnältz" gehen also auf Melch. Franck zurück, unter dessen Namen sie mehr als einmal gedruckt worden sind; doch scheint der Schluß des fünften Stückes fremdes Machwerk zu sein. Ob die vier anderen Stücke auch nur aus Werken anderweitig wohl bekannter Komponisten oder Autoren entlehnt, oder ob sie ganz eigens von dem Herausgeber der Geschnältz für seine Sammlung zusammengestückt sind, darüber verlohnt es wohl nicht, sich viel Kopfzerbrechen zu machen oder eingehende Nachforschungen anzustellen. Mag es getrost dem Zufall überlassen bleiben, ob einem Forscher gelegentlich etwas in die Hände und zu Gesichte kommt, wodurch diese gewiß nicht brennende Frage sich ebenso glatt und schnell erledigt, wie es für die drei witzigeren und weniger unsauberen Geschnälze hier der Fall ist.

5. Tabaksposie.

Der in späteren Jahren als theologischer Streiter bekannte Neumeister bewies als junger Mann gleichen Kampfesmut auf dem Gebiete der Dichtkunst. Dieser seiner Teilnahme an den Bewegungen und Kämpfen innerhalb der poetischen Welt verdanken wir das noch jetzt als litterarhistorische Fundgrube sehr wertvolle, seiner Zeit mehrfach aufgelegte Schriftchen „Specimen diss. hist.-crit. de Poëtis Germanicis" 1695 (u. ö.). Dort liest man S. 75: Olearius (Adam) in carminibus nonnullis nomen adoptat fictum: Ascanius Olivarius, Ascanius d'Oliva . . Iniquior paulo egit cum herba ista saluberrima, Nicotiana videlicet, in der Lustigen Historie, woher das Toback trincken kommt. 4/42. natales ipsius non Aesculapio, sed Plutonis orco assignans . . . Ceterum descripta est typis novis ista Ascanii nostri Historia, 1678, adjectis e Laurembergio nonnullis, et Epigrammate hoc Caesiano: Wer ist es, der zuerst die Pfeiffen sahe fallen . . .

Aus dem von Neumeister bezeichneten Jahre 1642 stammt ein Heftchen, das die Königliche Bibliothek zu Berlin besitzt: „Rauch- | vnd | Schnupff- | Tabacca. Gedruckt Im Jahr, 1642. | Den 1. Tag Aprilis." | (o. O. 6 Bl. 4°) Auf der Rückseite des Titelblatts liest man: Ad Lectorem. | Qualis familici sit fons & origo Tabaci. | Qui fructus, aut quae hoc ducere turba solet. | En tibi Teutonico narratur carmine Lector . . . (vier Distícha). Dann folgt auf fünf Seiten „Rauch-Tabacc. | Der grosse Jupiter, im hohen Himmels Saale, | Und alle Götter ein zu einem großen Maale" . . . (30 vierzeilige Trimeterstrophen = 120 Zeilen). In

diesem Druck steht nun allerdings nichts von Ascanius d'Oliva, auch nichts von dem nach Neumeister zu erwartenden Titel „Lustige Historie"; daß aber Neumeister gerade dies Gedicht im Sinne gehabt haben müsse und nur dies gemeint haben könne, beweist ein anderer Druck der Berliner Bibliothek, dem Simplicianischen „Hasel-Hannß" vom Jahre 1684 angebunden: „Ascani d'Oliva Lustige Invention Oder Beschreibung, Wo das Taback-Trincken oder Stänckern herkomme, und seinen Anfang genommen. Deme dann auch beygefüget des Tobacks Lob-Gesang aus Jacobi Balde Büchlein, genannt: Truckene Trunckenheit. Darbey noch ein schön Lied, Von einem versoffenen Mann, und seinem bösen Weibe, ꝛc. In der Melodey: Venus du und dein Kind. Getruckt erst Gestern." (o. O. u. J. 8 Bl. 8°) Lustige Invention vom überflüssigen Tobacktrincken. Der grosse Jupiter im hohen Himmels Saale | Und alle Götter ein zu einem grossen Maale . . . (32 vierzeilige Trimeterstrophen = 128 Zeilen) Tabacks Lob-Gesang. 1. Ein Sprichwort ist: Was gut ist, ist weit her . . . (16 sechszeilige Strophen) Ein schön Neues Lied, Von einem versoffenen Mann . . . 1. Hört mir ein wenig zu . . . (21 sechszeilige Strophen).

Nun erwähnt Neumeister a. a. O. eine Ausgabe dieses Gedichts „adjectis e Laurembergio nonnullis" vom Jahre 1678, und Hoffmann in seinem Aufsatz „Der Tabak in der deutschen Litteratur" (Weimarisches Jahrbuch 2, 1855, S. 243—260) führt aus dem gleichen Jahre an „Laurembergs Bericht vom Taback, Amsterdam 1678. Der grosse Jupiter ward einsmals angebunden" . . . Hier wird genau derselbe Stoff nur in anderen Worten abgehandelt, es ist von demselben Inhalt nur eine besondere Fassung, die sich außerdem gedruckt findet z. B. in der Tabaco-Logia[1]) (Die neu-eröfnete lustige Schaubühne Menschlicher Gewohn- u. Thorheiten: Entworffen in 7 Classes . . . IV. o. O. u. J.) S. 15 „Götter Urtheil über das Taback-Rauchen. Der grosse Jupiter ward einmahls angebunden" . . . (34 vierzeilige Trimeterstrophen) oder auch in den „Ergötzlichkeiten Vom Tabac" 1715, S. 57 und in „Das beliebte und gelobte Kräutlein Toback" 1719, S. 96 (verdruckt 69!) (ebenfalls in je 34 Alexandrinerstrophen). Ungemein sorgfältige und reichhaltige Angaben über die ganze Tabakslitteratur sind enthalten in Geo. Rud. Böhmeri Bibliotheca scriptorum hist. nat. (= Böhmers systematisch-literär. Handbuch d. Naturgesch. III. 2.) 1787, S. 393—413. Hier findet man S. 396 genannt „Ascan. de Oliva lustige Historie vom Tabacktrinken. Hamburg 1636. et 1656." Diese Angabe wird von anderen in ihren bibliographischen Übersichten der Tabakslitteratur ohne Nachprüfung wiederholt, so von Antz in seiner Tabaci Historia, Diss. med. Berolin. 1836 S. 18, und vom Verlage im „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwesen", Jahrgang 1875, S. 132 ff. „Zur Tabakslitteratur." Böhmer nennt S. 394 noch eine Ausgabe der lustigen Historie — denn um etwas anderes kann es sich dabei nicht handeln — „Jacobus, Misocapnus . . . c. Ad. Olearii Tabaksschmauß. Leipz. 1652. 8°." Daß nun dieselbe Fabel hier in zwei verschiedenen Fassungen vorliegt, die bei ganz unverkennbarer Ähnlichkeit des Gedankenganges im Wortlaut durchgehends voneinander abweichen, läßt vermuten, daß es sich um Übersetzungen derselben Vorlage handelt, und man findet das bestätigt durch die „Ergötzlichkeiten Vom Tabac" S. 57—62: Ascanii de Oliva Historie Vom Ursprunge des Tabac-Rauchens. Aus dem Niederländischen übersetzet. Der grosse Jupiter ward einsmals angebunden . . . Rätselhaft bleibt dabei nur, woher es kommen mag, daß beide Fassungen dem Ascanius d'Oliva beziehungsweise Olearius zugeschrieben werden. Vielleicht hat Neumeister irrtümlicherweise die namenlose Fassung vom Jahre 1642

[1]) Diese Tabacologia giebt auch das Gedicht des dritten von Neumeister namhaft gemachten Tabaksbarden, des neben Olearius und Laurenberg dort angeführten Philipp von Zesen wieder: S. 6 „An den Nicot, des Vulcanus Erben. Wer ist es der zuerst die Pfeiffen sahe fallen Vom hohen Himmels-Saal? bistu es nicht Nicot?" . . . P. C. v. Z. (8 Zeilen; dies ist das „Epigramma Caesianum"; den Gang der „Lustigen Historie" setzt es als bekannt voraus.)

für vollkommen gleich mit der anderen vom Jahre 1678 gehalten, und diese rührt wirklich von Lauremberg her, wie sie z. B. bei Hoffmann a. a. O. auf ihn zurückgeführt wird, vielleicht auch hatte Neumeister einen anderen Druck vom Jahre 1678 als den Amsterdamer bei Hoffmann im Sinne; dann würden sich alle Widersprüche lösen, die eine Fassung würde man auf Rechnung von Olearius, die andere von Lauremberg zu setzen haben, und nur die späte Angabe der ohnehin nicht sehr zuverlässigen „Ergötzlichkeiten Vom Tabac" würde sich diesen Schlüssen nicht fügen. Verwechslungen sind jedenfalls hierbei vorgekommen.[1])

Es erübrigt die niederländische Vorlage, die nirgends genannt wird, nachzuweisen. Der ursprüngliche Verfasser ist Jan Janszoon Starter (1594—1626), aus England,[2]) dem klassischen Lande der Tabakspoesie, gebürtig, doch in Holland aufgewachsen. In der Sammlung seiner Gedichte „Friesche Lusthof" (1621—1627 viermal gedruckt) befindet sich auch (1864, S. 503) ein Gedicht über „Den Oorsprong van Toback-drincken. De groote Jupiter had op een tyd de Goden | Door zijn gewieckten hood' doen op een gastmael noden" . . . (19 vierzeilige Trimeterstrophen genau so gebaut wie die deutschen Übersetzungen aa weiblich, bb männlich, 6 Hebungen). Die deutschen Übersetzer haben den Stoff in ihrer gewöhnlichen Art nur merklich in die Länge gedehnt.

Logaus Tabaksepigramme.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, der den größeren Teil von Logaus Leben füllte, begann der Tabak in Deutschland allgemeiner bekannt zu werden. Wenn auch der Genuß desselben erst allmählich zunahm, so lenkte doch das Wunderkraut der neuen Welt schon die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, machte die Neugierde rege, und wer es nicht genoß oder nicht einmal zu sehen bekam, der konnte doch überall davon hören. Die Dichter bemächtigten sich schnell des ihre Einbildungskraft anregenden Stoffes, der manchem von ihnen in Wirklichkeit gewiß nicht zur Verfügung stand, und so ist auch Logau unter den frühesten Dichtern zu nennen, welche sich über das Schmappen des Rauches äußerten. Im 3ten Tausend seiner Sinngedichte lautet das 35te des 8ten Hunderts:

Tittel.

Taback und Tittel-Brauch
Sind beyderley nur Rauch.

Ähnlich ist die Gedankenwendung im 465ten Sinngedichte des zweiten Tausends:

Hofe-Rauch.

Wer Hofe-Gunst geneust und nimmt Taback in Brauch,
Dem bleibt zum meisten Asch, und was er neust, ist Rauch.

Diese beiden Zweizeiler geben einem so naheliegenden Gedanken Ausdruck, daß man sogar einem weniger feinen Kopfe wie Logau zutrauen würde dergleichen selbständig erfunden zu haben; selbst wenn sich Verse fänden, in denen derselbe Gedanke mit gleichen oder ähnlichen Worten ausgedrückt ist, würde deshalb Ent-

[1]) Wie leicht auf diesem entlegenen und vernachlässigten Gebiete der Poesie Verwechslungen und Namenübertragungen vorkamen, lehrt auch das Beispiel des „Doux charme", des viel nachgeahmten Tabakssonetts, über dessen Wandlungen und Schicksale mein Aufsatz „Internationale Tabakspoesie" in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 1899, S. 51 ff. Auskunft erteilt.

[2]) Vielleicht hat Starter seinerseits eine englische Vorlage benutzt, wie mehrfach Erzeugnisse der Art dorther ohne Quellenangabe stillschweigend entlehnt sind, wofür Belege der in [2]) genannte Aufsatz über „Internationale Tabakspoesie" bringt.

lehnung durch Logau nicht anzunehmen sein, auf derartige Wendungen verfallen viele ganz unabhängig voneinander. Unmittelbar auf das Epigramm „Hofe-Rauch" folgt aber eins, das in seiner Eigenart nicht verschiedenen Köpfen gleichermaßen wie durch die Luft zugeflogen sein kann, dessen Ursprung festzustellen zu einer Aufgabe wissenschaftlicher Nachforschung sehr wohl geeignet ist. Dieses lautet (466):

Tabak.

Wie viel hat ein Loth Tabac Rauch? Die Asche kanstu wiegen;
Was dir mangelt, ist gewiß an dem Rauche weg gestiegen.

Der Sinn bietet keine Schwierigkeiten. Auf die Scherzfrage, was ein Raucher wohl eigentlich verpaffen mag, wie schwer die durch den Rauch in der Luft verwehenden Stoffteile wiegen, erfolgt als witzige Lösung die Antwort, der Rauch wiege so viel wie das ursprüngliche Tabaksgewicht abzüglich der übrigbleibenden Asche. Diese Scherzfrage soll die Königin Elisabeth von England (regiert 1558—1603) dem berühmten W. Raleigh (1552—1618) zuerst vorgelegt und von diesem schlagfertig die Beantwortung erhalten haben. Raleighs ältester Biograph, Oldys (neue Auflage 1829, S. 74) erzählt die Anekdote, die von späteren, z. B. von Mrs. Thomson (Memoirs of the life of Sir Walter Ralegh, S. 57) wiederholt wird. Die Königin soll dann gesagt haben, Leute, die Gold in Rauch verwandeln, habe sie genug kennen gelernt, nun lerne sie doch einen Zaubrer kennen, der umgekehrt Rauch in Gold verwandle — wonach sie die verlorne Wette zahlte. Dies Geschichtchen, das gewiß die Runde durch die ganze gebildete Welt machte, muß unserem Logau bekannt geworden sein und ihm den Stoff zu seinem Sinngedicht geliefert haben. Webers in vielen Abschnitten immer noch nicht überholte, fast unerschöpfliche Fundgrube launiger Unterhaltung „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen" bietet im 6ten Bande ein allerliebstes Kapitel über „Die Tabakslust". Dort heißt es — leider ohne Quellenangabe: „Der französische Gesandte Nicot lernte die Pflanze zu Lissabon kennen und schickte solche nach Paris; Admiral Raleigh führte sie in England ein, er, der so gerne rauchte, daß er einst mit Elisabeth im Scherze wettete, daß er sogar das Gewicht seines Rauches bestimmen könne; er wog nämlich den Tabak, dann die Asche, das Fehlende war das Gewicht des Rauches, und die Königin zahlte mit den Worten: „Andere lassen ihr Geld im Rauch aufgehen, Ihr wißt den Rauch sogar zu Geld zu machen."

6. Ein Zwillingslied.

1. Klippen, Felsen, hohe Berge,
Finstre Wolken, tiefe Thal,
Vogel, Luft und Wasser-Wellen,
Wilde Thier' und Echo Schall,
Helfet mein Unglück beweinen,
Höret an mein schwere Klag,
Helfet Felsen, helfet Steine,
Sonst mir niemandt helfen mag.

2. Euch will ich mein Unglück klagen,
Und bekennen in der Still,
Was mich also sehr thut plagen
Und was mir geschicht zu viel;
Ich mus nun von Cloris scheiden,
Sehet an al meine pein,
Sag[t], ob auch ein größer Leiden
In der gantzen Welt mag seyn.

3. Unglück spannet seinen Bogen,
Zielt auf mich mit seinem Pfeil,
Hat die Schnur schon aufgezogen,
Will durchschießen mich in Eyl;
Und ich weis von keinen Sünden,
Wan ich al mein thun betracht,
Weiß kein Ursach nicht zu finden,
[Warumb Unglück mich so plagt.]

4. Manche haben lauter Freude,
Ich weis nichts von keiner Freud,
Wissen nichts von keinen Leiden,
Nur von lauter Frölichkeit;
Andre sindt ganz neugebohren,
Leben mit Bescheidenheit,
Ich zum Unglück bin erkohren,
Sterben muß in Traurigkeit.

Dieser an einigen Stellen recht fehlerhafte Wortlaut stammt aus einer Handschrift (Berliner Bibliothek Ms. germ. 4°. 720, S. 94—96), die wohl einige Jahre vor 1700 entstanden ist. Zwei Fassungen desselben Liedes findet man bei Böhme, Deutscher Liederhort, 2. Band 1893, S. 479, Nr. 681, und zwar zunächst eine dreistrophige „Aus Groß Biberau (am Fuß des Odenwaldes) 1844 von Fr. Erk aufgenommen", sodann eine vierstrophige Fassung aus einem „Bergliederbüchlein 1740". Letztere, die nach Reihenfolge der Strophen und Wortlaut mit der voranstehenden handschriftlichen Fassung übereinstimmt, jedoch weniger entstellt ist, bietet Strophe I, Zeile 7 „Helft ihr Felsen mit den Steinen" (im Reim auf „beweinen"), Strophe IV, Zeile 3 „Andre wissen nichts von Leiden", und vor allem statt des ganz verdorbenen Schlusses, den die Handschrift hat, zum Teil richtiger (Vergnüglichkeit statt Bescheidenheit):

Andre sind zur Freud' geboren,
Leben in Vergnüglichkeit:
Ich zum Leiden auserkoren
Und ersterb in Traurigkeit.

Die dem Volksmund abgelauschte Fassung entspricht mit den ersten 12 Zeilen derjenigen des Bergliederbüchleins und der Handschrift. Von den letzten 12 Zeilen stimmen noch vier zu den Schlußzeilen der handschriftlichen, beziehungsweise gedruckten Fassung, während die acht Zeilen der Schlußstrophe (der dritten) für sich stehen. Die 12 Zeilen von Strophe II, Vers 5 an lauten danach:

Andre sind zur Freud' geboren,
Leben in Vergnügsamkeit,
Ich zum Leiden auserkoren
Sterben muß vor Traurigkeit.

Ich bin gleich dem Turteltäubchen,
Welches seinen Bund gemacht,
Dem sein Ehgemahl gestorben,
Sitzt auf einem dürren Ast:
So will ich mein Leben schließen
Wie das Turteltäubelein,
Will auf dürren Ästen sitzen
Und will nicht mehr fröhlich sein.

Es liegen somit für dieses Lied alle drei möglichen Arten der Überlieferung vor, handschriftliche, gedruckte sowie mündliche Überlieferung. Davon ist die handschriftliche die bei weitem älteste und insofern wichtigste; wenn dieser Umstand nicht als genügend schwerwiegender Grund für die Veröffentlichung des ganzen Wortlauts an dieser Stelle gelten sollte, so kann daraufhin ein fernerer Schritt in den Zauberwald des Volksgesanges wohlgemut unternommen werden. Desselben F. M. Böhme „Volksthümliche Lieder der Deutschen" enthalten S. 352, Nr. 469 folgen des Lied:

1. Alles kommt zu seinem Ende,
Aber mein Verlangen nicht,
Wo ich mich hinkehr' und wende,
Alle Treue mir gebricht;
Kein Vergnügen steht mir offen,
Mein Verlangen bricht allzeit,
Und ich muß vergebens hoffen,
Weil ich seh Unmöglichkeit.

2. Klippen, Felsen, hohe Berge ...
3. Euch muß ich mein Schicksal klagen ...
4. Unglück spannet seinen Bogen ...

5. Andre leben stets in Freuden,
Aber ich muß traurig sein;
Andre wissen nichts von Leiden,
Und ich weiß von nichts als Pein;
Andre sind zur Freud' geboren,
Leben stets in Fröhlichkeit:
Ich, zum Leide auserkoren,
Sterbe fast vor Traurigkeit.

6. Ich bin gleich der Turteltauben,
Die sich selbst den Schluß gefaßt:
Wenn man thut ihr Echo rauben,
Setzt sie sich auf dürren Ast.
Wenn ihr Echo ist gestorben,
Girrt und klagt sie immerfort:
Angst und Noth hab' ich erworben,
Weil ich bin an diesem Ort.

7. Nun, mein Unglück wird sich wenden;
Wenn der Unglücksturm sich legt,
Wird den Schluß der Himmel [s]enden,
Wie er sonsten immer pflegt.
Alsdann werd' ich voll Verlangen
Dich mit größern Freuden sehn,
Küssen deine zarten Wangen:
Himmel, laß' es bald geschehn.

Dazu bemerkt Böhme: „Wurde um 1840 in Schlesien (Umgegend von Hainau) viel gesungen. Daher bei Erk I 5, Nr. 30. Eine Umbildung des Textes aus der Gegend von Liegnitz (daselbst Nr. 31) ... Sehr abgeänderter Text ... bei Wolfram, Nassauische Volkslieder S. 343. Derselbe auch: Mündel, Elsässische Volkslieder Nr. 251. Beide stimmen wesentlich mit Erk Nr. 31." Daß der Sachverhalt in umgekehrter Folge sich richtiger darstellt, ergiebt sich in diesem Zusammenhange sofort. Was Böhme für Umbildung und starke Veränderung des von ihm abgedruckten Wortlauts hält, ist in der That die frühere, der ursprünglichen Fassung nähere Form, während das von Böhme wiederholte Lied erst vermöge roher Vermengung zweier von

einander ganz unabhängiger Lieder entstanden ist. Von den 7 Strophen Böhmes gehören 2—5 in derselben Reihenfolge mit den 4 Strophen der handschriftlichen, beziehungsweise dem Bergliederbüchlein entnommenen Fassung von dem Liede „Klippen, Felsen“ zusammen, und die sechste Strophe lehnt sich an die dritte der mündlichen Überlieferung zu demselben Liede an; somit bleiben nur die erste und die letzte (beziehungsweise siebente) Strophe für das Lied „Alles kommt zu seinem Ende“ in Betracht, das übrige stellt sich bei gar nicht einmal bedeutenden Abweichungen als aus dem Liede „Klippen, Felsen“ entlehnt dar. Das „Echo“ der Turteltaube statt des „Ehemännchens“ ist wohl eine der drolligsten Verzerrungen, die der Volksgesang bei seltsamen, ungewöhnlichen Ausdrücken zu zeitigen pflegt. Die beiden besonderen Strophen, die das Lied vor dem anderen „Klippen, Felsen“ voraus hat, durch deren Zutritt am Beginn und Schluß es gewissermaßen dieses Gebilde nur einrahmt, weisen außer den Anfangsworten mit dem aus verschiedenen Gegenden — Schlesien, Nassau, Elsaß — nach dem Volksmunde aufgezeichneten Liede „Alles kommt zu seinem Ende“ übrigens kaum etwas gemeinsames auf.

Berlin. Arthur Kopp.

Zu Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Auflage herausgegeben und neu bearbeitet von R. H. Prahl. Leipzig 1900. Vgl. Euphorion 1900. 7, 819.

Im Verlaufe einer noch nicht abgeschlossenen Arbeit sammelte ich, wie die Gelegenheit sie bot, nachstehende wenigen Notizen, die nichts sein wollen als dankbar zugeführte kleine Bausteine zu obengenanntem trefflichen Werke.

Nr. 1. ABCD. Unter derselben Aufschrift in Castellis Huldigung den Frauen.. für das Jahr 1826 [also höchstwahrscheinlich schon Herbst 1825 ausgegeben]. 4. Jahrgang. Leipzig. S. 120 bis 122. W. Gerhard. — Nr. 50, Z. 2. Die Nachbildung stammt von F. G. Walter, die Komposition dazu von F. L. Seidel. — Nr. 119. Eine zehnstrophige Parodie: „Bekränzt mit Laub den Becher voll Tokayer Und trinkt ihn fröhlich leer“, gedichtet von Reg. R. Schwarz (vergleiche Goedeke² 5, 447. 7, 273) und gesungen am 3. August 1800 in einer frohen Gesellschaft zu Posen, steht in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung 1801. Intelligenzblatt Nr. 81. Sp. 653 f. Schwarz sandte das Lied und einige Flaschen Tokayer an Claudius. Der Begleitbrief und die Antwort von Claudius (1. Jan. 1801) abgedruckt a. a. O. Sp. 654 bis 656. — Nr. 152, Z. 3 lies: S. 228 f. statt: 120. — Nr. 225, Z. 3 f. zu streichen: und Schwabs. — Nr. 301. Du Schwert an meiner Linken. Nach Steig (vergleiche Ergänzungsheft zum Euphorion 1895. S. 85) zuerst gedruckt im Preußischen Correspondenten 1813 vom 22. Oktober. — Nr. 357. Ein Veilchen blüht im Thale. Nicht zu verwechseln mit desselben Dichters im Frauentaschenbuche für 1815. S. 41 f. veröffentlichten Liede, das in Überschrift und Anfang mit Nr. 357 übereinstimmt. — Nr. 387. Es ist bestimmt in Gottes Rat. Steht bereits in Vogls Frauenlob. Taschenbuch für das Jahr 1835. Wien. S. 164 f.: Nach altdeutscher Weise von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. 1. „Es ist bestimmt in Gottes Rath“. [2. „Nach Frankreich bin ich gangen“. S. 165 f.]. — Nr. 393. Ein durchaus ernst gehaltenes Seitenstück zu diesem Liede, unterzeichnet Lichtenberg, wird mitgeteilt in: Selam. Ein Almanach.. Herausgegeben von J. F. Castelli. 4. Jahrgang. 1815. Wien. S. 285 bis 287: Das Beständige im Wechsel.. „Es darf ja nicht immer so bleiben Hier unter dem wechselnden Mond, Denn alles ertiegt dem Geschicke, Was mit uns die Erde bewohnt.“ In demselben Jahrgange stehen unter dem Namen Lichtenberg noch zwei Fabeln, S. 194 f.: Die Henne und der Meier „Ein Huhn hatt' einst das Mißgeschick“ und S. 195 f.: Die Kraniche [des Ibykus], die Gänse [des Kapitols] und der Löwe. [Prosa]. Der Verfasser kann mit Georg Christoph Lichtenberg († 1799) kaum identisch sein, denn Kotzebues Lied wurde, nach Böttigers Bericht, für den 6. Mai 1802 gedichtet. Die genannten

Stücke fehlen in Lichtenbergs Vermischten Schriften (Göttingen 1844 f.), in dem von Leitzmann herausgegebenen Nachlasse (Weimar 1899) und bei Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit (Göttingen 1893). — Nr. 433. Im Deutschen Musenalmanach lautet der Anfangsvers: Es waren einmal drei Käferknaben. — Nr. 700, S. 149, Z. 2 lies: 1818 statt: 1828. — Nr. 707. Wie ich einer Inhaltsanzeige im Intelligenzblatte der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung 1801. Nr. 100. Sp. 802 entnehme, erschien „Der Krittlaster und der Trinker" von Müchler vorher schon in der von Feßler und Rhode herausgegebenen Zeitschrift Eunomia. April 1801. Berlin, Friedrich Maurer. — Nr. 756. Jetzt schwingen wir den Hut. Bereits 1807 gedruckt. Vergleiche Goedeke² 7, 540, 6) b. — Nr. 808, Z. 2 lies: Johannas. — Nr. 826, Z. 3 lies: 146 statt: 446. — Nr. 889, Z. 3 zu streichen: und Schwabs. — Nr. 964. O wie lieblich ist's im Kreis. Ein Abdruck des Liedes, ohne Verfassernamen, der „Sammlung von Gesellschaftsliedern No. I" entnommen, in den [von Nostiz-Jänkendorf herausgegebenen] Gesängen der Weisheit, Tugend und Freude. Dresden, Gerlach. 1802. S. 119 bis 122. — Nr. 997, Z. 1 lies: 1787 statt: 1797. Vergleiche unten zu S. 332. — Nr. 1011, Z. 5 lies 1769. — Nr. 1071. Steh ich im Feld. Bereits 1809 gedruckt. Vergleiche Goedeke² 7, 542, 12) b. — Nr. 1103, Z. 3 lies: IV statt: III. — Nr. 1131. Vaterlands Söhne, traute Genossen. Auch in Follens Harfen-Grüßen. Zürich, 1823. S. 143 f.: Das Lied der Freunde. — Nr. 1146. Vom alten deutschen Meer umflossen. Auch in Winfrieds Nordischem Musenalmanach für 1820. S. 66 bis 68, mit der Anm. (S. 66): „Dieses Lied ist in einem Almanache [Beckers Taschenbuch für 1811] gedruckt worden, aber in Betracht damaliger Umstände von dem Redakteur dergestalt beschnitten und verändert, daß es in seiner gegenwärtigen Gestalt beinah als neu gelten kann. Der Verf." Vergleiche schon Goedeke (1. Auflage) 3, 1159, 30). — Nr. 1170, Z. 4 lies: Leipzig statt: Göttingen. — Nr. 1332. Zerdrück die Thräne nicht in deinem Auge. Bereits im Österreichischen Musenalmanach. Herausgegeben von Ritter Braun von Braunthal. Wien . . 1837. S. 140: Herlossohn. (Leipzig.) Die Thräne. Gegen den Text bei Böhme Nr. 471, der „Aus Volksmund im Elsaß. 1889" schöpft, weicht obiger Druck, von einigen Interpunktionen abgesehen, an folgenden Stellen ab: Braun 1. Strophe, 3. Zeile Vergönne, daß ich diese 1, 5 so engelschön! 1, 6 Ich möchte dich wohl ewig weinen 2, 2 Sie kommt aus deiner gramerfüllten Brust! 2, 3 Wie konnt' ich über deine Thränen scherzen 2, 4 voll grauenhafter Lust! 2, 6 ich dir ewig 3, 6 Kein Engel hätte dann um mich geweint. Böhmes vierte Strophe fehlt bei Braun. — Nr. 1335. Z'Müllen an der Post. Schon 1807 gedruckt. Vergleiche Goedeke² 7, 536, 4) d. — Nr. 1341, Z. 4 lies: Chamisso und Schwab, statt: Chamisso, Schwab und Gaudy. — S. 297 Herlossohn Z. 2 hinzuzufügen die Nr. 1332. — S. 310. Reinick, Rob., Z. 2 hinzuzufügen die Nr. 238. — S. 332. 1797. Schlummre, Bübchen u. s. w. ist hier zu streichen und S. 330. 1787 einzusetzen. Vergleiche oben zu Nr. 997.

Prag. Alfred Rosenbaum.

Zu Euphorion 1895. Ergänzungsheft zu 2, S. 6/8. 1895. 2, 850. 1896. 3, 161. 1899. 6, 214.

Unter dem Titel „Auf den Tod des General Moore (Byron)" übersetzte H[ermann] Velten in Aachen das Wolfesche Gedicht im Niederrheinischen Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Poesie . . hg. von Dr. Laur. Lersch. Bonn 1843. S. 334 f. ‚Keine Trauermusik, keine Trommel erscholl | Als die Leiche zum Walle wir brachten, | Kein Krieger schoß ihm das Lebewohl | Zu das Grab, das dem Helden wir machten.'

Eine weitere Übersetzung von Peter von Bohlen: Auf den Tod des General Moor (aus dem Engl. von Wolff). ‚Kein Grabgesang, keine Trommel erscholl, Als zum Wall seine Leiche wir huben' steht in Echtermeyers und Ruges Deutschem Musenalmanach für 1840. Berlin. S. 125 f.

Prag. A. Rosenbaum.

Recensionen und Referate.

Kaßner Rudolf, Die Mystik, die Künstler und das Leben. Über englische Dichter und Maler im 19. Jahrhundert. Akkorde. Leipzig, Eugen Diederichs 1900. M. 6.

Das prächtige Buch, in dem die begeisterte Seele eines jugendlichen Idealisten von ihren Verzückungen erzählt, scheint einen Platz in dem kritischen Teil dieser Zeitschrift nicht zu beanspruchen. Litteraturgeschichte wird man diese feurigen Essays über den ewigen „Platonismus" kaum nennen — Essays über englische Präraphaeliten, in denen Platons Lehre, die Mystik, Nietzsches Prosa und H. Grimms Kritik als Emanationen eines und desselben Geistes erscheinen; Rhapsodien, die über das Konkrete im Leben W. Blakes oder Rossettis wegeilen, als bliebe jeder Erdenrest ihnen peinlich. Das Ideal des mitfühlenden und mitschaffenden Kritikers, das im Vorwort aufgestellt und das in Fr. Schlegel und Sainte-Beuve, in H. Grimm und Taine gleichmäßig erfüllt gefunden wird — es deckt sich gewiß nicht mit dem Bilde des hundertängigen Argus, das uns vorschwebt. Was das Vorwort geistreich über Poesie und Prosa ausführt, schlägt sicherlich den Thatsachen der Litteraturgeschichte ins Gesicht. Neben dem vielen Treffenden und höchst Geistreichen, was auch über Gegenstände der deutschen Litteratur — Schillers „Räuber" (S. 64), Treitschke mit Ruskin verglichen (S. 119), Nietzsche (S. 265 f. u. ö.), Hamerling (S. 133), R. Wagner (S. 168 u. ö.), Kleist, Schopenhauer, R. Wagner, Nietzsche die großen tragischen Geister (S. 174), H. Grimm der erste lebende Prosaschreiber in Deutschland (S. 270) — vorgetragen wird, steht das Anfechtbarste; und am hänfigsten möchten wir da widersprechen, wo Kaßner, übrigens wieder höchst originell, deutsche und englische Kunst vergleicht (Swinburne und das Drama S. 172 f., deutsche und englische Lyrik S. 202. 280 f.; vgl. über die Aufnahme Byrons in Deutschland

und England S. 270; über deutschen Dualismus und englischen Monismus S. 264 f.; ganz besonders über das englische Fertigsein und die „prachtvolle Unvollkommenheit" der Deutschen S. 216). Hält er sich doch von Einzelbeobachtungen fast ängstlich fern (trotz dem Participium Praesentis bei Swinburne S. 164!) und sucht seine Wirkung in schönen malerischen Charakteristiken des Stils und der Verse bei Blake (S. 45), Keats (S. 110), Swinburne (S. 162. 181), Morris (S. 197), Browning (S. 232).

Aber aus diesen Charakteristiken ist viel zu lernen. So tief, so innig hat sich der (S. 261) fast zu viel lesende „Walter" des Schlußdialogs zwischen dem Deutschen und dem Engländer in die Dichter hineingelesen, daß er wohl sagen darf: „Vielleicht haben sie Absichten mit mir, wie die Natur mit den Dichtern" (S. 262). Mag er noch so witzig den Wiener und den Engländer (ebenda) konfrontieren — er selbst ist doch wesentlich „Europäer" im Sinne Nietzsches (S. 187) und versteht deshalb beide. Deshalb findet er auch so glückliche Ausdrücke für allgemeine poetische Begriffe, wie wir sie seit der Romantik kaum gehört haben: über das Verhältnis von Bild und Reim (S. 105), über „die Moral der Schatten" in der Poesie (S. 138, vgl. S. 232 und S. 178: „Swinburnes Worte werfen keinen Schatten"), über Gleichnisse und poetische Bilder (S. 80. 165), über Metaphern (S. 52. 253). Deshalb glücken ihm so schöne Worte über Grundbegriffe unserer Zeit wie „Stimmung" (S. 205) und „Kultur" (S. 228). Deshalb vermag er Goethes Verhältnis zur deutschen Sprache (S. 278) so glänzend zu charakterisieren wie Brownings Gedichte (S. 233) und Dante (S. 151 f.) steht ihm so nah wie sein Liebling, der Mythologe Blake (S. 30 f.).

Man möchte diesen begeisterten kritischen Ergüssen wohl manchmal an den Rand schreiben, was König Friedrich Wilhelm III. auf eine Eingabe Scharnhorsts schrieb: „Als Poesie gut." Aber der Reorganisator der deutschen Wehrkraft durfte mit Fug antworten, Poesie sei es auch, was in der Hingebung des Volkes, was in seiner eigenen Treue lebe. Gewiß, es ist gut, daß auch bei uns die ruhigen, nüchternen, pflichtbewußten Diener des Staates regieren. Aber von Zeit zu Zeit ist es nötig, daß die feurigen Idealisten in die wohlgefugte Ordnung hineinstürmen und den ordnungsliebenden Männern der Tradition einigen Schreck einjagen. Wir werden deshalb diesen Kritiker nicht, wie er (S. 1 f.) ironisch meint, als „Eindringling", als „theoretischen Hamlet" wegwünschen, sondern nach diesem Feuerwerk leidenschaftlicher, liebenswürdiger Jugendgedanken mit dem Kaiser im zweiten Teil des „Faust" rufen: „Ich wünsche mir dergleichen Spiele viel!"

Berlin. Richard M. Meyer.

Teutsch Fr., Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Unter Mitwirkung von R. Briebrecher, E. Neugeboren, A. Scheiner, W. Schiller, F. und G. A. Schuller, A. Schullerus, O. Wittstock herausgegeben. Zweiter Band. Hermannstadt, W. Krafft 1899. 3 fl.

Dem ersten Bande dieses Werkes, der 1895 erschienen ist und die äußere Geschichte der Siebenbürger Sachsen von den Zeiten der Besiedlung bis zur Gegenwart in kurzen gediegenen Einzelbehandlungen dargeboten hat, folgt nun der weit umfänglichere zweite Band, der in 32 Aufsätzen das gesamte Innenleben, alle Kulturzweige des siebenbürgisch-sächsischen Volktums enthüllt. Die Art der Besiedlung, das Verfassungsleben, der landwirtschaftliche Betrieb, das Zunftwesen und das Familienleben, Kirche und Schule, Sprache, Sitte und Brauch werden von bewährten Kennern in reichen Ergebnissen selbständiger Forschung dargestellt.

Ich greife hier nur zwei Aufsätze von A. Schullerus zur Geistesgeschichte heraus, die in das Gebiet dieser Zeitschrift gehören. Der eine ist betitelt „Unsere Volksdichtung“ und giebt eine durch viele Proben belebte Beschreibung der Gesamtheit der siebenbürgisch-sächsischen poetischen Volksüberlieferungen. Schullerus macht dabei den interessanten Versuch, einen Aufriß ihrer Geschichte zu geben, auf Grund der spärlich vorhandenen Zeugnisse und auf Grund der aus den einzelnen Gruppen sprechenden Weltanschauung. Er behandelt so zunächst die Arbeits-, Tanz-, Kinderlieder, die Totenklagen und Rätsel, den unvergleichlich reichen Sagenschatz, dann die Volks- und volkstümlichen Lieder, bespricht (S. 18 f.) die Umschmelzung bekannter Gedichte von Uhland, Geibel, Kästner, Goethe in den Vorstellungskreis, Geschmack und die Mundart des Volkes. Dann folgen die Märchen, namentlich die Tiermärchen, die die Aufmerksamkeit der Brüder Grimm erregt haben, die Sprüche, satirischen Hochzeitsreden, das aus der Reformationszeit stammende Gesprächslied: Der König und der Tod, und die Waisen- und Kriegslieder der jüngeren Zeit.

Der zweite Aufsatz: „Die sächsische Litteratur der Gegenwart“ ist eine Fortsetzung der von Schullerus im neunten der Vorträge „Hundert Jahre sächsischer Kämpfe“ bis zu Beginn der Achtzigerjahre gebotenen Übersicht über die zeitgenössische und seines in der Albert-Monographie gegebenen Überblicks über die ältere siebenbürgisch-sächsische Litteratur bis auf Albert (vgl. Euphorion 6, 423 f.).

Hier bespricht Schullerus die periodische, wissenschaftliche und schöne Litteratur bis zum Ausgang des Jahrhunderts. Den tüchtigen Forschungen auf dem Gebiete der Heimatkunde und der heimischen Geistesgeschichte stellt sich die schöne Litteratur ebenbürtig zur Seite. Schullerus hebt durch eingehende Analyse hervor: Von Traugott Teutsch (geboren 1829) die Romane „Schwarzburg“ und „Georg Hecht“, die als die Anfänge eines

die Gesamtgeschichte des sächsischen Volkes umfassenden großen Romancyklus gedacht sind, das Festspiel „Johannes Honterus", ferner von Fr. W. Schuster (geboren 1824) das Drama „Alboin und Rosimund" und schließt mit einem Hinweis auf die in der Mundart abgefaßten Schwänke, Erzählungen und Volksstücke der letzten Jahre.

Auf dem Hintergrunde einer uralten edlen Volkspoesie diese überaus fruchtbare wissenschaftliche und dichterische Produktion der Gebildeten — in der That das reiche geistige Leben dieses Sachsenstammes von kaum mehr als 200.000 Seelen muß uns aufrichtige Bewunderung abringen!

Prag. A. Hauffen.

Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Band IV—IX. Prag, J. G. Calvesche k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Josef Koch) 1896—1898.

Über den Zweck und die Einrichtung dieser Sammlung war bereits bei der Besprechung der ersten Bände die Rede (Euphorion 2, 826 f.). Seither ist das Unternehmen mit erfreulicher Raschheit gefördert worden; liegen nicht weniger als sechs weitere Bände vor, keiner, dem man seinen Platz in der Sammlung bestreiten dürfte, einige von ganz hervorragendem Interesse und daher besonders dankbar zu begrüßen. Ihrem Inhalte nach verteilen sie sich auf das 16., 17. und 19. Jahrhundert: drei (Band IV. VI. IX) sind Mathesius, je einer den Liedern auf den Winterkönig (Band VIII), Josef Rank (Band V) und Josef Meßner (Band VII) gewidmet.

Schon der zweite Band führte uns durch die „Sonntags-Evangelia" von Nicolaus Herman in die Reformationszeit und nach Joachimsthal, der damals blühenden Bergstadt und zugleich einem Hauptmittelpunkt des Protestantismus und seines geistigen Lebens in Deutsch-Böhmen. Jetzt reiht sich in der Sammlung dem liebenswürdigen alten Joachimsthaler Kantor, durch Amtsthätigkeit und persönliche Freundschaft ihm verbunden, der geistig überragende Schulrektor und Pfarrer Johannes Mathesius an, der eine wie der andere ein lebendiger Zeuge des unmittelbaren Zusammenhanges des religiösen und überhaupt des geistigen Lebens jener Gegend mit Wittenberg und Luther, der Joachimsthaler Pfarrer unstreitig eine der bedeutendsten Erscheinungen der deutschböhmischen Litteratur seines Jahrhunderts. Aus seinem Amte wächst auch seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit hervor: Kirchen- und Schulordnung, Spruchdichtung über Predigtamt und Haushaltung in lateinischen Versen, eine Anzahl Grabschriften, Kirchengesang und Hausandacht in Vers und Prosa, endlich, alles andere an Zahl und Bedeutung weit überragend

Predigten, eine Form, in die er auch volkstümlich-wissenschaftliche Belehrung gern kleidet und die er gewandt, geistreich und mit nachdrücklicher Wirkung zu handhaben versteht. Predigten füllen daher auch die drei bis jetzt vorliegenden Bände: den ersten (IV.) und zweiten (VI.) eine Auswahl seiner Leichenreden und Hochzeitpredigten, beides Gattungen, die erst durch die Reformation wieder recht zur Blüte gebracht wurden, den dritten Luthers Leben in Predigten, jenes treffliche Volksbuch, das seinen Verfasser ebenso zum Ahnherrn der Lutherbiographen im eigentlichen Sinne des Wortes machte, wie es seinen Namen unter allen seinen Werken am längsten in weiteren Kreisen erhielt. Vollkommen berechtigt daher, daß von diesem Buche ein vollständiger Neudruck der ersten Ausgabe (1566) geboten wurde, während man sich bei den beiden andern Sammlungen füglich mit einer Auswahl begnügen durfte. Indes stehen diese auch an stofflicher Anziehungskraft hinter den Luther-Predigten unleugbar zurück, so dürfen doch auch sie nicht nur für die Geschichte der geistlichen Beredsamkeit des Reformationszeitalters, sondern auch kulturgeschichtlich betrachtet, ein nichts weniger als untergeordnetes Interesse beanspruchen, und daß der Joachimsthaler Pfarrer gelegentlich sogar recht unterhaltend zu predigen verstand, davon mag jedermann sich jetzt aus seiner Schloßpredigt „Vom Wein und seinem rechtem Brauch“ (Hochzeitpredigt 16) überzeugen, der strengere Gesinnung nur etwas zu weit gehende Nachsicht gegen menschliche Schwäche zum Vorwurf machen konnte. In die Predigtsammlungen finden wir mehrfach auch geistliche Lieder und andere Verse des Verfassers eingefügt; hier 1 (4), 62 das Passionslied „Hort, ihr Christen und merket recht“, 1 (4), 240 das Grablied (das sogenannte Requiem Mathesii) „Gott schuf Adam aus Staub und Erd“, beide mit Melodie, und 2 (6), 227 das Hochzeitlied „Wem Gott ein ehelich Weib beschert“; dazu 1 (4), 41. 66 zwei Grabschriften, die eine auf Margarethe von Hassenstein, der auch die vorangehende Predigt gilt und deren Tochter Barbara der zweite Teil der Leich-Predigten gewidmet ist, die andere auf die eigene 1555 verstorbene Gattin Sibilla, seit der dritten Auflage jenen zweiten Teil abschließend und überleitend zum dritten, in dem der verwitwete Vater zu seinen Kindern redet und ihnen unter anderm das Andenken der entschlafenen Mutter lebendig zu erhalten sucht; endlich als Abschluß der Sammlung der Hochzeitpredigten 2 (6), 294. 297 Nicolaus Hermans Brautlied „Hie für, hie für, für eines frommen Breutgams Thür“ mit Melodie und die Oeconomia des Mathesius „vertentscht durch“ denselben „Nicolaum Hermannum“. Indem diese Verse mit zum Abdruck kamen und auch noch als willkommene Zugabe 2 (6), 378 die nicht so leicht zugängliche lateinische Originalfassung der Oeconomia mitgeteilt ist, bieten diese Bände auch schon Gelegenheit, Mathesius zugleich als Dichter kennen zu lernen, das heißt freilich nach seiner schwächeren Seite. Doch erfreute sich

wenigstens die Oeconomia, eine Spruchdichtung über Ehe, Kinderzucht und Haushaltung, von jeher bis in unsere Tage herab einer nicht ganz ungerechtfertigten Beliebtheit, und zwar weit mehr in der Übersetzung Hermans als in den lateinischen Reimversen des Verfassers selbst. Durch sie und das erwähnte Brautlied erhalten wir nicht nur eine Ergänzung zum zweiten Bande der Sammlung, es tritt uns auch die persönliche Verbindung der beiden Männer im Leben litterarisch vor Augen.

Zum Herausgeber war wohl kaum ein zweiter ebenso berufen und vorbereitet wie der Wiener Kirchenhistoriker G. Loesche, der genaue Kenner und Biograph des Joachimsthaler Predigers. Auf seine Biographie greift er denn auch nicht ungern in den Einleitungen zurück, indem er Leben und Wirken seines Autors schildert, die herausgegebenen Schriften in den geschichtlichen Zusammenhang ihrer Zeit und der Entwicklung ihrer Gattung hineinrückt und von Abschnitten, die von der Ausgabe ausgeschlossen bleiben, durch genauere Zergliederung des Inhalts eine Anschauung vermittelt. So sehr er dabei überall aus dem Vollen schöpft, hält er sich doch frei von überflüssiger Breite und Überladung mit gleichgiltigen Einzelheiten; eher möchte man hie und da etwas mehr wünschen, namentlich an Jahreszahlen, die zudem (wie z. B. das Todesdatum) nicht immer gleich dort beigebracht werden, wo des Ereignisses im Zusammenhang gedacht wird und wo man sie demnach zunächst sucht. Auch die Darstellung ist im ganzen frisch und ansprechend, und nur vereinzelt stört eine mehr dem Kanzleistil angemessene Gewohnheitsformel oder eine gesuchte Wendung (das Eheglück des Mathesius dauerte „freilich nur die Unglückszahl von Jahren"): auch liest man in einem Buche, das im Auftrage einer deutschen Gesellschaft in Böhmen erscheint, nicht gern von einer „böhmischen" (will sagen „tschechischen") Übertragung. In gleich günstiger Lage wie bei den Einleitungen war der Herausgeber auch bei den sachlichen Einzelerklärungen; in dieser Hinsicht gaben ihm am meisten die Lutherpredigten zu thun, da hier außer den zahlreichen sonstigen Realien und Personalien auch noch Berichtigungen der gelegentlichen Irrtümer und Versehen des Verfassers gegeben werden mußten. In allen diesen Dingen ist der Herausgeber so sehr in seinem eigensten Elemente, daß dem Philologen naturgemäß kaum viel nachzutragen oder zu berichtigen bleibt. Zunächst sei mir zur Einleitung des 2. (6.) Bandes eine Bemerkung gestattet über die „vier knittelversartigen Reimpaare", die mit der Überschrift „Beschluß" (S. 308) am Ende der Sammlung der Hochzeitpredigten der verdeutschten Oeconomia angehängt sind. Der Herausgeber schreibt sie hier (S. XVI) wie schon in der Biographie (1, 611. 2, 203 Nr. 2) dem Mathesius selbst zu als eine Widmung des ganzen Werkes an Caspar Franck, an den auch die prosaische Vorrede der Sammlung sich wendet. Ich weiß nicht, worauf diese Ansicht beruht. Sicher ist, daß diese acht deutschen Verse nichts anderes

sind als eine Übersetzung des aus ebenso vielen Versen bestehenden Schlußabschnittes (VII, Vers 247—254) der lateinischen Originalfassung der Oeconomia (S. 382). Sollte diese Übersetzung also nicht auch von dem Verdeutscher der Oeconomia Nicolaus Herman herrühren? Was spricht dagegen? Ob derselbe „Beschluß" auch in der ersten Einzelausgabe der verdeutschten Oeconomia von 1561 (Bibliographie XIII a bei Loesche Matheſius 2, 390) steht, kann ich nicht feststellen; daß er aber in der zweiten von 1564 (Bibliographie XIII b a. a. O.) steht, das bezeugt ausdrücklich Ph. Wackernagel Kirchenlied 1, 461, Nr. 138, wo er vollständig wieder abgedruckt ist, und das gleiche kann ich selbst für die von mir im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 14 (1893), 389 f. nachgewiesene Ausgabe bezeugen, die leider undatiert ist. Sollte er in einer der übrigen mir nicht vorliegenden Ausgaben, die übrigens bis auf eine sämtlich erst nach Matheſius Tod erschienen (Nicolaus Herman war schon 1561 gestorben), ebenso fortgelassen sein, wie im Katechismus von 1589 (und wahrscheinlich auch schon 1586, Bibliographie XL bei Loesche a. a. O. 425 f.; vgl. Litteraturblatt a. a. O. Anmerkung), so wäre das ohne Belang; denn ein wesentlicher Bestandteil des Gedichtes, der unter keiner Bedingung wegbleiben durfte, ist diese Schlußwidmung nicht. Dagegen dünkt es mich allerdings entscheidend, daß sie in jener zweiten Ausgabe von 1564 steht, in der sich Matheſius ausdrücklich zu der von seinem verstorbenen Freunde übersetzten „Haushaltung" bekennt. Denn hier kann über deren Zugehörigkeit zu der vorausgehenden Oeconomia füglich kein Zweifel aufkommen: die mit ihr vereinigten Hausgebetlein folgen hinterdrein und eine besondere Widmung des ganzen Büchleins fehlt; das Zeugnis des Verfassers für den Übersetzer muß also unbedingt auch für diesen „Beschluß" mitgelten. — S. XVI Zeile 1—3 ist mir die Zählung der Auflagen nicht recht klar; jedenfalls (vgl. S. XV und XVII) zählt die Ausgabe von 1569 zwar auf dem Titelblatt sechzehn, enthält aber thatsächlich nur fünfzehn Predigten (Bibliographie XX 4 bei Loesche a. a. O. 402 f.), und erst die von 1572 enthält, wie im übrigen richtig bemerkt ist, als 16. auch den Urbanus.

Nun noch einiges Wenige zu den Anmerkungen, so weit es sich um Sachliches handelt. 1 (4), 31, 28 ist der Sinn keineswegs „fraglich": gemeint ist die bekannte Sitte, die Leichen von Missethätern, Ketzern und Selbstmördern nicht über die Schwelle des Hauses hinauszutragen, sondern unter ihr durchzuziehen: J. Grimm Rechtalterstümer S. 726 f. — 34, 17: zu dieser Stelle über die Totengebräuche genügt es nicht auf die altjüdische Trauerzeit von sieben, ausnahmsweise dreißig Tagen und die altchristliche Feier der Jahrestage der Märtyrer hinzuweisen. Am siebenten und dreißigsten Tage nach dem Begräbnis wurde in der mittelalterlichen Kirche der zweite und letzte Seelengottesdienst für den Ver-

storbenen abgehalten, und so auch der Jahrestag begangen; der dreißigste gewann auch Bedeutung im altdeutschen Rechtsleben. Für die religiösen Mißstände, die im Zusammenhang damit eintraten und die auch Mathesius Zeile 13 im Auge hat, bietet eine recht bezeichnende Parallele der unter dem Namen Seifried Helbling bekannte namenlose österreichische Satiriker des ausgehenden 13. Jahrhunderts VII 76 ff. — 53, 20: zu diesem Beleg für das dem Kenner ja geläufige „Susenimme" vermisse ich für den weiteren Leserkreis, den der Herausgeber doch im Auge hat, eine sachliche Belehrung über den kirchlichen Brauch und die Stellung des Verfassers dazu, der selbst ein solches Wiegenlied (einen „Kinder-Joseph"), aber nicht für die Kirche, sondern für das Haus verfaßte. — 108, 21 f. kann doch unmöglich die polemisch-satirische Dichtung „Nun treiben wir den Pabst heraus" gemeint sein, sondern dem ganzen Zusammenhang nach nur die volkstümliche Sitte des Todaustreibens mit dem dazu gesungenen Liede, das dann (von Mathesius oder Luther) polemisch satirisch auf den Pabst umgedichtet wurde; vgl. 3 (9), 351, 24—30 und Anmerkung. — 126, 14 ist das Bibelcitat infolge eines leichtbegreiflichen Versehens falsch: es muß heißen: 1. Mose 34.—3 (9), 30, 13: von der in der Anmerkung erwähnten Beschreibung des Wittenberger Reliquienschatzes mit Holzschnitten von Lucas Cranach dem Älteren (Wittenberg 1509) ist 1884 eine bequem zugängliche Faksimile-Reproduktion in der Liebhaber-Bibliothek alter Illustrationen 6. Bändchen (München, Hirth) erschienen.

Mehr als zu den sachlichen hätte ich zu den sprachlichen Erläuterungen des Herausgebers zu bemerken. Sie sind unstreitig die schwächste Seite seiner sonst so dankenswerten Leistung. Hier war der Theologe nicht mehr in gleich vorteilhafter Lage. Angewiesen auf die Benutzung der Hilfsmittel eines ihm nicht vom Hause aus gleich vertrauten Wissensgebietes war er namentlich anfangs leicht der Gefahr ausgesetzt fehlzugreifen. So konnten ihm Erklärungen entschlüpfen von „Frongeysterlein = Geister, die frohnden" (zu 1, 52, 29), „verliebte [pfenl] = verlippte, gespaltene" (zu 1, 142, 15; richtig erklärt zu 3, 9, 9), „je = wahrlich" (zu 1, 147, 24), „vrstend = Urzustand, in der Auferstehung" (zu 2, 307, 4) oder Etymologien wie die zu 1, 180, 15, wo das Wort „versönen" in Berichtigung der Erklärung des Mathesius, der es „vom Son hernemen" will, auf ein unmögliches, lediglich auf falscher Vor-Uppströmischer Lesung bei Wulfila (Marc. 10, 45. Skeireins 37) beruhendes „saun, söhnen, versöhnen" zurückgeführt, oder zu 2, 321, 31, wo „leitwein" mit „Leiter = Bergabhang" (!) zusammengebracht und als „auf dem Berg wachsender Wein" erklärt wird, u. a. dgl. Solche bösere Versehen scheinen im dritten Band nicht mehr zu begegnen, ja zum Teil sind sie, wie schon die ausgehobenen Beispiele lehren, bei wiederkehrenden Worten glücklich vermieden und somit stillschweigend zurückgenommen

(vgl. auch das alphabetische Verzeichnis 3, 447. 451 unter Fron und Urstend), und auch dafür können die angeführten Beispiele zeugen, daß öfter trotz der sprachlich verfehlten oder wenigstens unzugänglichen Erklärung doch der Sinn nicht mißverstanden ist. Zu berichtigen und zu ergänzen bliebe aber allenthalben, auch im dritten Band, noch gar manches, was zum Teil schon den zur Hand liegenden Hilfsmitteln entnommen werden konnte, und nicht über jede Stelle, die der Herausgeber unerklärt ließ, dürfte ein nicht philologisch geschulter Leser immer glatt hinwegkommen. Ich kann mich hier leider auf solche Berichtigungen und Nachträge im einzelnen nicht einlassen, so verlockend es mehrfach wäre; hoffentlich lenken diese Ausgaben, durch die wenigstens ein Teil der Werke des Joachimsthaler Predigers leichter zugänglich wird, auch die Aufmerksamkeit der Germanisten mehr als bisher auf ihn; er verdient sie. Das deutsche Wörterbuch verdankt seinen Schriften schon manchen interessanten Beleg, es ist aber noch mehr aus ihm zu holen.

Über die Textgestaltung kann ich nur mit vorsichtiger Zurückhaltung urteilen, da mir die Originaldrucke nicht in genügender Vollständigkeit vorliegen. Im ganzen wird man der Sorgfalt des Herausgebers vertrauen dürfen; hie und da mag ein Druckfehler mit untergelaufen oder unberichtigt geblieben sein, z. B. 1, 14, 26. 34, 18 (vgl. die Anmerkung, die im Text wachen statt wochen voraussetzt) 2, 321, 10 (es muß doch golt heißen). 325, 21 (lies stehet?). 30 (lies vns). 330, 3 f. (es muß etwas ausgefallen sein). 334, 11 (lies erliche). 1, 208, 21 ist doch die Lesart des Urdrucks (schaffet) richtig; warum steht sie statt im Text in der Anmerkung? 2, 335, 5 sucht der Herausgeber in der Anmerkung durch eine Ergänzung zu bessern, die mir wegen des folgenden die nichts zu helfen scheint; im deutschen Wörterbuch 7, 1674 ist die Stelle nach der Ausgabe von 1584 mit anderen Lesearten citiert, über die ich mir kein Urteil erlauben kann. An Orthographie und Interpunktion hat der Herausgeber nicht gerührt: das wird man ja grundsätzlich billigen; aber hat es einen Nutzen die Genauigkeit so weit zu treiben, daß z. B. 1, 14, 29 f. auch der fehlende Klammerschluß nicht eingesetzt wird?

Jedem der drei Bände ist ein Bildnis des Mathesius beigegeben, das eine zum zweiten Band von W. Ph. Kilian, die beiden anderen von unbekannten Händen; den dritten schmückt außerdem ein Lutherbild, gleichfalls von unbekannter Hand, in vortrefflicher Nachbildung. Bei diesem ist auch das Titelblatt faksimiliert und er ist zu bequemerer Benutzung mit einem Personen- und Ortsverzeichnis versehen.

Einen weiteren Leserkreis als der Joachimsthaler Prediger des 16. Jahrhunderts dürften die von Rudolf Wolkan im achten Bande herausgegebenen Deutschen Lieder auf den Winterkönig anziehen,

nicht als dichterisch etwa besonders hochstehende Volkslieder oder als wertvolle Geschichtsquellen, um so mehr aber als Zeitstimmen, durch welche die Anschauungen und Stimmungen der kämpfenden Parteien unmittelbar und oft sehr eindringlich zu uns reden. Der Herausgeber hat schon 1890 in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (2, 390—409) über den Gegenstand das Wort ergriffen und in fast zehnjähriger Sammelthätigkeit eine große Zahl von Texten zusammengebracht und zum Teil selbst erworben, er war also für eine solche Ausgabe ausgerüstet wie kein zweiter. Sein Absehen zielte dabei auf zweierlei. In den bekannten Sammlungen historischer Lieder des dreißigjährigen Krieges fehlen natürlich auch solche auf den Winterkönig nicht; aber deren Aufnahme war doch weit mehr vom Zufall und glücklicher Gelegenheit als dem Streben nach Vollständigkeit bestimmt, und die große Zahl der ihm allein geltenden Stücke ließ sich daraus kaum ahnen, geschweige denn übersehen. Zudem pflegten alle diese Sammlungen ihre Texte mehr oder weniger zu modernisieren. Nach beiden Richtungen sollte abgeholfen werden. Freilich sämtliche bekannt gewordene Dichtungen auf Friedrich von der Pfalz, wie er in seinem vorhin erwähnten Aufsatz hoffte, in einer „vollständigen Sammlung" zu vereinigen, blieb auch Wolkan aus äußerlichen Rücksichten versagt; aber wir erhielten durch ihn doch wenigstens eine dieser viel besungenen geschichtlichen Persönlichkeit allein gewidmete stattliche Auswahl von 63 Nummern; das heißt ein gutes Drittel des bekannten Gesamtvorrates und davon ist wieder ungefähr die Hälfte, wenn nicht überhaupt, so doch in der vorliegenden Fassung hier zum erstenmal mitgeteilt; auch sind die Texte zwar nicht eigentlich philologisch behandelt, aber doch treu wiedergegeben. Um aber die nach dieser Seite versagte Vollständigkeit doch in anderer Weise zu erreichen, verzeichnet die angehängte Bibliographie die sämtlichen 202 Nummern aus den Jahren 1618—1632 nach den verschiedenen Drucken oder handschriftlicher Überlieferung. Damit ist für die weitere Forschung eine höchst dankenswerte Grundlage geschaffen. Sie ist um so wertvoller, als dank dem Entgegenkommen zahlreicher Bibliotheksverwaltungen, von denen nur eine deutsche Stadtbibliothek (Ulm) eine unrühmliche Ausnahme macht, dem Herausgeber die meisten Stücke selbst vorlagen, er also seine Angaben nur in seltenen Fällen aus zweiter Hand zu nehmen brauchte. Dabei bietet das Buch nach beiden Richtungen mehr als der Titel verspricht: denn nicht nur eigentliche Lieder, auch die in der Zeit sehr beliebte Spruchdichtung ist in den Texten stark (bis zur Hälfte) mit vertreten, und noch weiter geht die Bibliographie, die nur reine Geschichtsprosa ausschließt, im übrigen aber keinen Unterschied der Gattungen oder der Sprachen macht. Diese Blätter suchten aber auf ihre Zeit nicht allein durch das Wort, sondern häufig im Verein und in wechselseitiger Ergänzung mit bildlicher Darstellung zu wirken. In richtiger Würdigung dessen sind dem Buche

auch außer einem Bildnis Friedrichs (mit vier bezeichnenden französischen Reimversen) noch sieben treffliche Nachbildungen solcher alter Darstellungen in Lichtdruck beigegeben. Um auch das Verständnis des heutigen Lesers wenigstens nicht ganz ohne Hilfe zu lassen, sind am Schluß noch Anmerkungen und ein Glossar angehängt, die sich freilich aus Raumrücksichten auf das Notdürftigste kritischer, sachlicher und sprachlicher Erläuterungen beschränken müssen. Die Einleitung sucht durch eine kurze Charakteristik dieser Dichtungen deren richtige geschichtliche Würdigung zu vermitteln, giebt Rechenschaft über die Absichten des Herausgebers und bringt einige Nachträge und Berichtigungen bei.

Über die getroffene Auswahl könnte ein begründetes Urteil nur abgeben, wer wie Wolkan selbst den ganzen Vorrat kennen gelernt hätte; um so weniger werde ich darüber mit ihm rechten, zumal ja dabei doch auch die Subjektivität stark mitzusprechen pflegt. Worauf es ankommt, ist doch, daß die verschiedenen Richtungen, in denen sich diese Dichtungen ergehen, möglichst charakteristisch vertreten seien, und das scheint, abgesehen von Dramatisierung und von Prosa, die von vornherein ausgeschlossen waren, in der Hauptsache zuzutreffen. Mitbestimmend war ausdrücklich auch das Bestreben, „nicht allzuviel des bereits Gedruckten zu wiederholen." Über die S. XVII wenigstens in der hier aufgenommenen Fassung als neu bezeichneten Nummern kann ich nicht durchaus sicher urteilen, da mir die einschlägige Litteratur leider nicht lückenlos zur Hand ist. Indes Nr. 37 und 48 sind nach des Herausgebers eigenem Zeugnis in der Bibliographie (S. 376 zu Nr. 149 A) und seinen Citaten in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (2, 401 f. und 407 f. 400) beide bereits bei Scheible zwar modernisiert, aber nach derselben Fassung gedruckt; zu 48 verzeichnet auch Wolkan in der Bibliographie Nr. 170 (S. 385) überhaupt keine zweite; diese wären also zu streichen. Nr. 27 und 58 dagegen dürfen allerdings in dem angegebenen Sinne als neu gelten; denn jene ist bei Opel und Cohn nur zum Teil, diese im Archiv des historischen Vereines für Unterfranken und Aschaffenburg 30, 250 zwar vollständig, aber aus einer anderen Quelle (einer Handschrift) und daher auch mit vielfach abweichendem Text gedruckt. Das ist freilich aus der Art, wie zu der Nr. 58 der Texte entsprechenden Nr. 174 der Bibliographie (S. 387) der Abdruck im Archiv verzeichnet wird, nicht zu erkennen. Auch sonst ist bei den im genannten Archiv mitgeteilten Stücken nicht durchweg (so Bibliographie Nr. 78 H. 136. 156. 161) angegeben, daß sie einer Handschrift entnommen sind. Bei Nr. 58 (174) kommt aber noch anderes hinzu. Der Druck, nach dem Wolkan dieses Stück giebt, schließt dem Bayerischen Vater unser nicht nur, was ja nicht auffallen kann, Zeile 31—52 ohne weitere Überschrift und ohne Bemerkung im Titel auch das parodierte Ave Maria an, sondern hängt beiden außerdem noch, wie es der Titel ausdrücklich verspricht, „Die

Calviniſche Muſic“ an (53 ff.). Beide ſtehen auch nach der erwähnten Handſchrift im Archiv (S. 250 f. 252 f. Nr. 6. 8), das Ave Maria unmittelbar hinter dem Vater unſer, aber mit beſonderem Titel und als beſondere Nummer gezählt, die Calviniſche Muſik von dem Ave Maria durch das bei Wolkan Bibliographie Nr. 108 verzeichnete parodierte Credo getrennt. Beide ſind danach auch in dieſer Nr. 96 B (A, davon ganz verſchieden, iſt Nr. 59 der Texte) und 113 als beſondere Stücke verzeichnet, ohne daß man daraus die Beziehung zu Nr. 58 (174) erſehen oder ahnen könnte, ob und wo ſie unter den Texten ſelbſt mit abgedruckt ſind. Was ſich aber in Nr. 58 (174) (nicht in der Handſchrift) als „Die Calviniſche Muſic“ bezeichnet, iſt nichts anderes als eine erweiterte Parodie des Luther-Jonasſchen Kirchenliedes „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“ (ohne die erſte Strophe des Jonasſchen Zuſatzes „Ihr anſchleg, Herr, zu nichte mach“). Dieſe ſteht aber, was Wolkan zu Nr. 113 ſeiner Bibliographie auch vergaß anzumerken, in einer dem Original näher bleibenden Faſſung aus der Sammlung Mays in Heidelberg bereits auch unter den Nachträgen, die Bartſch daraus zu Ditfurths Liederausgabe beiſteuerte, S. 323 als Nr. 130; hier fehlt auch die erſte Jonasſche Zuſatzſtrophe nicht und abgeſchloſſen iſt das ganze durch die Parodie der dem Lied auch ſonſt angereihten Einzelſtrophe Luthers „Verleih uns Frieden gnädiglich“. Es entſpricht alſo hier die Strophenzahl der Parodie (5 Strophen + 1 Anhangſtrophe) genau der des Originals. In dem Druck bei Wolkan ſind der Parodie noch andere ſatiriſche Verſe angehängt; im übrigen weicht er von der Handſchrift nur im Schluß der Parodie (Strophe 8, die Handſchrift hat um eine Strophe mehr) weſentlich ab, in den vorangehenden ſieben Strophen bieten beide trotz mancher Abweichung im Grunde doch eine und dieſelbe Faſſung, ſo daß man mehrfach den Text der neuen Quelle aus der anderen beſſern kann (bei Wolkan lies Zeile 60 Dreib ihn in der Welt vmb vnd vmb; Zeile 75 Chur-Pfaltz; Zeile 77 ich itzt beſitz; Zeile 79 daß wen; Zeile 81 auff deinem Miſt; umgekehrt iſt in der Handſchrift das erſte Reimpaar der dritten Strophe verderbt und im Drucke richtig: vgl. Luther). Selbſtändig erſcheint die Parodie aber nur in der Handſchrift, ſo weit man wenigſtens nach Pöhlmanns Abdruck urteilen kann; möglich wäre es ja immerhin, daß in einem der gedruckten Flugblätter, die er S. 239 als Quelle vermutet, die Parodie auch ſchon mit den vorausgehenden Nummern 5—7 (Vater unſer, Ave Maria, Credo) vereinigt geweſen wäre, ähnlich wie in Wolkans Druck. Ein Anhängſel iſt ſie auch in dem Druck der Sammlung Mays, aber zu einem Stücke ganz anderen Inhalts, das ich in Wolkans Bibliographie weder ſelbſt finden noch mit einer anderen Nummer identificieren kann.

Dieſe Bemerkungen, zu denen eine einzelne Nummer Anlaß gab, deuten ſchon ungefähr an, was man etwa an dieſer Bibliographie ver-

missen kann. Zum Teil betrifft es lediglich die praktische Einrichtung. Zu den einzelnen Nummern der Texte ist immer die der Bibliographie angemerkt (unrichtig außer den von Wolkan selbst schon Berichtigten zu Nr. 63; es ist Nr. 200 A der Bibliographie, nicht 197 A); das Umgekehrte, für rasche und bequeme Benutzung doch ebenso wünschenswert, ist unterlassen: wer ohne viel Blättern sofort sehen will, welche der 202 Nummern unter die Texte aufgenommen ist, muß sich die entsprechenden Textnummern selbst dazu schreiben. Auch mit Verweisungen von einer Nummer der Bibliographie zur anderen hätte Wolkan freigebiger sein und dadurch verhüten können, daß Beziehungen wie die vorhin dargelegten und andere leicht übersehen werden. Anderes betrifft die Nachweise der erhaltenen Exemplare in Bibliotheken und ähnlichen Sammlungen und früherer Neudrucke. Daß davon einem Bibliographen bei seiner mühevollen Kleinarbeit leicht etwas entgehen kann, sogar aus sonst fleißig benutzten Büchern, ist nur zu leicht begreiflich. Schon vorhin wurde der Sammlung Mays gedacht. Sie enthält noch mehrere Nummern, bei denen davon nichts angemerkt ist: 6 A (vgl. Bartsch bei Ditfurth S. V Nr. 1). 13 A (a. a. O. Nr. 2). 55 (a. a. O. S. VI ohne Nummer). 93 (a. a. O. Nr. 4). 168 (a. a. O. S. VII Nr. 7). 184 (a. a. O. Nr. 9; welche Ausgabe, kann ich nicht feststellen). Zu anderen Nummern ist entweder (so zu 66. 78 F. 153 A und F) nur der Abdruck bei Ditfurth vermerkt ohne Angabe der Quelle oder (zu 83. 94) die Sammlung Mays erwähnt ohne Verweis auf die bibliographischen Vermerke bei Ditfurth (S. VI Nr. 3. 5). Auch sonstige Nachweisungen werden vielleicht öfter nachzutragen sein, als ich aus einem schon angegebenen Grunde feststellen kann. Von Nr. 78 (Texte Nr. 32) verzeichnet Wolkan nicht weniger als sieben Drucke und eine handschriftliche Fassung, die auch wieder zu 161 (Texte Nr. 52) als „teilweise geänderter Text" B aufgeführt wird (mit einer verwirrenden Zeilenversetzung im Druck: Zeile 7 von unten, die den Anfang von 161 A giebt, sollte drei Zeilen höher stehen und Zeile 6 sich unmittelbar an 8 schließen), jedoch thatsächlich zu Nr. 78 gehört. Von diesen aber citiert er in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (2, 406. 403) zwei Stellen (Zeile 9—14 und 25—28 seines Textes) nach einer Handschrift des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchives, von der die Bibliographie weder zu Nr. 78 noch 161 etwas weiß. In derselben Zeitschrift (S. 396) sind nach einem Flugblatt von 1620 im Germanischen Museum Verse von ihm mitgeteilt, die nach dem Druckjahr, dem Aufbewahrungsort und dem Eingang offenbar identisch sind mit Bibliographie Nr. 86, zu der keinerlei Drucknachweis gegeben ist. Nach Zeitschrift 2, 395 soll dieses Flugblatt nur die „Umänderung" eines älteren von 1619 sein; welches? Die Bibliographie giebt keine Auskunft. Daß auch das dritte und vierte der in Nr. 116 enthaltenen Lieder aus anderen Quellen bei Opel und Cohn, Scheible

und Ditfurth gedruckt sind, erfährt man wenigstens zu Nr. 60 und 160, und wenn auch nicht, wie es praktisch gewesen wäre, von 116 auf die anderen Nummern, so ist doch von diesen auf 116, bei 60 D allerdings ohne Angabe der Nummer, verwiesen und so die Beziehung wenigstens einseitig ersichtlich gemacht; daß aber das erste und zweite Lied in Nr. 128 B (Texte Nr. 53) schon bei Opel und Cohn S. 71 und 84 und wieder bei Ditfurth S. 29 und 35 stehen, ist unangemerkt geblieben; unbemerkt allerdings nicht; denn unter den vom Herausgeber zum erstenmal mitgeteilten Stücken ist diese Nummer S. XVII nicht mitgezählt. An ihr zeigt sich auch das Unpraktische und Zufällige der äußerlich chronologischen Anordnung, wie sie Wolkan in seiner Bibliographie durchführte, recht augenscheinlich, und zwar scheint er sich dessen auch nach S. XVII f. nicht unbewußt geblieben zu sein. Gar nicht zu reden von der Schwierigkeit der Einordnung undatierter Stücke, bei der Fehlgriffe kaum zu vermeiden sind, auch bei datierten können, wie diese Nummer lehrt, recht sonderbare Umstände eintreten. Sie ist, weil dem Herausgeber ein älterer selbständiger Druck nicht vorlag, ins Jahr 1621 eingereiht. Ein aufmerksamer Benutzer der Bibliographie würde nun auch ohne die ausdrückliche Bemerkung auf S. XVIII der Einleitung durch die Rückverweisungen auf Nr. 78 C und D (zu 128 F und G) vor dem Mißverständnis bewahrt, als wäre „das böhmische Jag-Hörnlein" (nebenbei bemerkt, dieser Titel gilt, was auch die verzeichneten Drucke bestätigen, doch nur für das erste, nicht, wie man nach dem Texte Nr. 53 mit den Seitenüberschriften glauben müßte, auch mit für „das ander Lied" oder gar auch noch für das angehängte „Gebetlein") erst 1621 erschienen. Aber ist es angemessen, daß dieses Lied unter dem Jahre, in dem es entstand und wie Nr. 78 C. D lehren, auch schon gedruckt wurde, 1620, in der Bibliographie nur als Anhängsel, nicht als selbständige Nummer erscheint, bloß des Zufalls halber, daß der Herausgeber für dieses Jahr „keine Originalausgabe auffinden konnte" und ihm „der erste selbständige Druck erst aus dem Jahre 1621 bekannt war"? Diese Anordnung verbunden mit dem Übelstande, daß nicht zu jeder Nummer der Anfang mitgeteilt wird und daß ein alphabetisches Verzeichnis der Anfänge nur zu den aufgenommenen Liedertexten, nicht auch zur Bibliographie beigegeben ist, erschwert auch nicht wenig das sichere, geschweige denn das rasche Auffinden eines gesuchten Stückes in dieser. Ich möchte daher auch von solchen, die ich vermisse, nicht ohne Vorbehalt reden. Auf eines („Hiſtoriſche beſchreibung Des jetzigen Bnweſens in Teutzſchland Darinnen beſchrieben wird wie ein Adler vnd ein Löw mit einander ſtreiten" . . . Ditfurth S. 323) habe ich schon aus Anlaß der angehängten Parodie des „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" in diesem vorsichtigen Sinne hingewiesen. Sonst vermisse ich noch aus dem Archiv des historischen Vereines für Unterfranken und Aschaffenburg 30, 249 Nr. 4 „Acro-

stichis Pfaltzgraffens bei Rein". Ob die von Bartsch bei Ditfurth S. VIII aus der Sammlung Mays in Heidelberg verzeichnete Nr. 10 (1631) auf den Winterkönig irgend Bezug hat, weiß ich nicht; wohl aber träfe das für das „Groß Europisch Kriegs Valet" (Ditfurth S. 331 ff.) vom Jahre 1633 wenigstens wegen 13 (S. 332) zu; über 1632 geht aber Wolkans Bibliographie überhaupt nicht hinaus. Diese grundsätzlich auf ihre relative Vollständigkeit zu prüfen, konnte mir schon aus dem bereits wiederholt geltend gemachten Grunde, daß mir die Litteratur nicht vollzählig vorliegt, nicht beifallen. Daß auch die reichhaltigste Zusammenstellung bekannten und unbekannten Materials noch auf Vermehrung durch neue Funde gefaßt sein muß, von unbedingter Vollständigkeit also nie die Rede sein kann, ist natürlich und gilt auch bereits für Wolkans Arbeit. Insofern als wenigstens in einer Verszeile neben dem Churfürsten von Sachsen als einer, der „den Böhmen hülfft" auch „der Churfürst aus der Pfaltz" mit einem freundlichen Nachhall („Gott walts!") erwähnt wird, gehört hierher auch das Gedicht „Ein Jesuit mitt der Echo", das O. Clemen unlängst im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde 19 (1898), 352 aus einer 1608 begonnenen Zwickauer Handschrift mitteilte; den Hauptinhalt aber bildet die durch den Echoruf verhöhnte Klage der aus Böhmen vertriebenen, aber auf Rache durch König Ferdinand hoffenden Jesuiten. Die böhmische Herkunft der Verse bezeugt ausdrücklich der Beisatz „Affterebat e Bohemia Henrich Berndt Metzsch." Näher gehen dagegen den Winterkönig zwei Gedichte an, die F. W. E. Roth in den Mitteilungen des historischen Vereines der Pfalz 22 (1898), 73—76 aus einer Handschrift in Privatbesitz herausgab; „die Niederschrift", versichert er S. 71, „ist gleichzeitig." Neu scheint davon nur das erste zu sein, eine freundliche Warnung in lateinischen Distichen vom Oktober 1619, deren Verfasser auch genannt ist; bei Wolkan finde ich sie wenigstens aus einer anderen Quelle nicht verzeichnet. Das zweite dagegen ist nach zwei schon vorhin erwähnten Drucken (Bibliographie 160 A und B = 116, 4) bereits mehrfach neu gedruckt in der kürzeren Fassung (A; 14 Strophen) bei Scheible und Ditfurth, in der längeren (B; 18 Strophen) bei Wolkan selbst (Nr. 31): es ist der „Calvinische Ruef" oder „Des Winterkönigs Klaglied" auf die Melodie von Luthers „Ach Gott vom Himmel sich darein", an das es aber außer dem Eingang (Zeile 1. 2) im Wortlaut weiter nicht mehr anklingt. Davon bietet uns nun jene Handschrift eine dritte Überlieferung (C; 13 Strophen). Der nächste Gewinn, den uns der neue Fund einträgt, ist die Feststellung des Entstehungsjahres 1620: von diesem ist das Lied ausdrücklich in der Handschrift datiert. Wolkan reiht es unter dem Jahre 1621 ein: diese Jahreszahl trägt auch wirklich der eine Druck (B); aber auch den anderen ohne Jahr (A) setzt er in Übereinstimmung mit Weller (Lieder des dreißigjährigen Krieges S. XXV)

ins Jahr 1621. Für älter und ursprünglicher als B hält er ihn aber doch; B bezeichnet er (zu Bibliographie Nr. 160; vgl. Einleitung S. VI. VII) ausdrücklich als „wesentlich verändert und um vier Strophen vermehrt". Diese Auffassung des Textverhältnisses schien mir freilich schon nach der bloßen Vergleichung zwischen A und B auch ohne Rücksicht auf C nicht so ohne weiters richtig; daß C uns in dessen Beurteilung fördert, ist ein weiterer Gewinn. Wir haben zwei kürzere (C, A) und einen längeren Text (B); daraus von vornherein auf Erweiterung in B zu schließen wäre methodisch unzulässig; es könnten ja doch die anderen auch gekürzt haben; die Feststellung des einen wie des anderen verlangt besondere Prüfung des Strophenbestandes. Vorher aber weise ich darauf hin, daß A sich mehrfach ohne Zweifel absichtlicher Änderung überführen läßt: unehrerbietige Spott- und Schmähworte gegen König Ferdinand und seinen Verbündeten Maximilian von Bayern wie B 1, 5 f. 7, 1—4, die auch anderweitig bezeugt sind (zu jenem vgl. Jesuit mit Echo a. a. O. Vers 22, zu diesem Wolkan Nr. 36, 11. 52, in Wolkans Anmerkung gedruckt 32, 85 ff.) werden in A (1, 5 f. 6, 1—4) entfernt, ja geradezu in Lob verkehrt; 15 (13), 7, offenbar unverstanden (auch nicht genau im Reim), ist durch eine gemeinverständliche Wendung ersetzt, ebenso wohl auch 2, 2 (fliehen ist offenbar nur ein Druckfehler für fliegen: siehe Bartsch zu Ditfurth S. VIII); Reime werden, abgesehen von 15 (13), 7, gebessert 1, 7. 2, 7. 16 (14), 7. So weit C mit den beiden anderen Überlieferungen im Strophenbestand sich deckt, tritt es in diesen Fällen gegen A zu B. Die Texte B und C haben jeder eigentümliche Fehler: für B verweise ich auf die Lesearten in Wolkans Anmerkung, wo aber 11, 2 Druckfehler für 12, 2 und einiges, namentlich 9, 1 zu streichen, dafür aber 11, 6 (vgl. C) und 12, 1 (vgl. CA) hinzuzufügen ist; in C vergleiche man im Abdruck unter anderem 1, 7. 5, 3. 5. 8, 4. 9, 4. 11, 5 f. (fehlende Reimzeile) mit den entsprechenden Stellen der beiden anderen Überlieferungen: man wird Nachlässigkeiten und Mißverständnisse finden, aber nicht eigentlich absichtliche, wohl überlegte Änderungen wie in A. Gemeinsame Fehler, die auf Abhängigkeit der einen Überlieferung von der anderen oder von einer unmittelbaren gemeinsamen Vorlage hinwiesen, finde ich nicht; sie bezeugen jede selbständig eine ursprünglichere Fassung des Liedes gegenüber A. Wer aber den Wortlaut änderte wie A, dem ist auch Minderung des Strophenbestandes zuzutrauen. Nun bietet allerdings auch C eine geringere Strophenzahl als B, ja die geringste von allen dreien. Allein auch im Strophenbestand stimmen A und C nicht durchgehends gegen B zusammen, vielmehr bestätigen sie als ganz unabhängige Zeugen wechselweise jede die in der anderen fehlenden Strophen von B: B 3 und 15. 16 fehlen in C, werden aber durch A mitbezeugt und im Wortlaut, soweit er in B verderbt ist (3, 5. 6), gebessert; umgekehrt fehlen B 4 und 14 in A, werden aber beide durch C 3. 13

bestätigt; nur daß der Ausfall von B 3 im Eingang von C 3 eine leicht begreifliche Änderung (Plural statt Singular) zur Folge hatte. Hier aber läßt sich auch wieder in A das absichtliche und wohl überlegte Verfahren erkennen; beide Strophen entsprechen sich durch die Erwähnung des Aufenthalts in Schlesien (Breslau) und mit der einen fiel auch die andere; und auch der Grund ist vielleicht zu erraten: sollte nicht das „Eselland", ein auch sonst geläufiger Witz für Schlesien (vgl. Wolkans Anmerkung, dazu 35, 51, 7), in B 4, 1 und vielleicht auch die Liebenswürdigkeit gegen die polnischen „Cossagken" in B 14, 5 f. demselben Anstoß gegeben haben, der den „König ohne Land" in 1, 6 und die bayerische „Saw" in 7, 1. 4 nicht glaubte dulden zu dürfen? Folgerichtig wäre er dann vorgegangen. Diese Strophen sind jedenfalls nicht erst in B hinzugefügt, sondern ursprünglich und in A und C ausgefallen. Gegründeter Verdacht kann sich von vornherein nur gegen die regen, die in A und C gemeinsam fehlen: das sind die beiden Schlußstrophen B 17. 18. Aber auch gegen sie wäre er, nachdem sich einmal A als kürzender Text und C durch den Ausfall auch der beiden vorausgehenden, gut bezeugten Strophen B 15. 16 als überhaupt am Schluß verstümmelt erwiesen, nicht allzu schwer zu beschwichtigen, wenn sie nur selbst besser für sich sprächen und sich nicht durch Form und Inhalt noch verdächtiger machten. Während sonst Vers 7 durchweg, wenn auch gelegentlich einmal (Strophe 16) ungeschickt, an 2 und 4 angereimt ist, fehlt in diesen beiden Strophen wie in Luthers Lied diese Bindung der Schlußzeile; dafür wird in Strophe 18 noch eine achte Zeile angefügt und mit der siebenten durch Reim gebunden; dies ließe sich vielleicht auch noch so verstehen, daß dadurch die Schlußstrophe als solche bezeichnet werden soll; aber für Strophe 17 fehlt jede innere Begründung zu einer Ausnahme (als solche dürfte allerdings nicht etwa der Inreim 17, 5 geltend gemacht werden: er wird auch sonst 9, 5. 11, 5 nicht gemieden, wenn er sich gerade einstellt; warum 11, 5 A ändert, ist nicht recht ersichtlich, es müßte ihm denn etwa schon ein ähnliches Reimverderbnis vorgelegen haben wie in B verlohr statt verlahn, wie jetzt mit C zu lesen ist). Aber auch inhaltlich bringen diese Strophen, nachdem in 16 endgiltig abgedankt und Abschied genommen ist, also darin zusammen mit 15, die rückblickend die Summe zieht, ein richtiger und unentbehrlicher Schluß vorliegt, keinen weiteren Gedankenfortschritt: 17 greift teils auf 7, teils auf 11 zurück und fügt nur noch den Bucquoy ein, 18 wiederholt zum Teil 15; eigentümliches von Wesenheit hat keine mehr zu sagen. Sie halte also auch ich für einen Zusatz, wie dergleichen ja gerade am Schluß eines Liedes am leichtesten angehängt wurde. Eine kritische Textbehandlung hätte demnach gerade B und C zu Grunde zu legen, diese zwei Strophen aber samt den Änderungen in A in die Lesearten zu verweisen.

So weit sind wir freilich noch lange nicht, und es braucht noch viel, bis es um die historischen Lieder und Spruchdichtungen dieser Zeiten so gut bestellt ist wie um die älteren bis ins 15. Jahrhundert. Zu einer wirklich philologisch-kritischen Textgestaltung, die auf Grund der gesamten erreichbaren Überlieferung den Wortlaut in möglichst ursprünglicher Reinheit herzustellen und zugleich die Textgeschichte übersichtlich vor Augen zu führen suchte, ist in unseren bisherigen Sammlungen nicht einmal ein Anfang gemacht; wir stecken noch zu sehr in der bloßen Sammlung des Stoffes, und man muß schon zufrieden sein, wenn die philologische Brauchbarkeit der Texte nicht durch Modernisierung zu sehr leidet. Auch Wolkan hat sich innerhalb seiner Grenzen jene höhere Aufgabe nicht gestellt. Er modernisiert grundsätzlich nicht, und wo er die Überlieferung als verderbt glaubt verlassen zu müssen, giebt er in den Anmerkungen die Lesearten an. Schon das ist ein Fortschritt. Aber auf die anderwärts gedruckten abweichenden Fassungen läßt er sich nur nebenbei gelegentlich kurz ein und nicht immer mit dem richtigsten philologisch-historischen Blick. Das eben deshalb eingehender besprochene Beispiel mag das bezeugen. Ziemlich allgemein gehalten und unzulänglich ist auch die Bemerkung zu Bibliographie Nr. 60 (Texte Nr. 23) über die Fassung C: sie ist gegen die bei Wolkan gedruckte (A) nicht nur „zu 16 Strophen gekürzt" (durch Ausfall von A 3. 12. 13 und je der zweiten Hälfte von 11 und 14; A 7 und 9 sind durch C 6 und 8 ersetzt) „und stellenweise geändert", sondern auch durch Zusätze erweitert (ganz neu sind C 13, 1—4. 14. 15, 5—8), außerdem ist die Strophenfolge durch Umstellungen und Zusammenschweißung ursprünglich getrennter Stücke (die Reste von A 14. 11 vereinigt bilden C 9) verändert. Was S. VII über dasselbe Lied gesagt wird, ist noch unzulänglicher und wird erst durch die Bemerkung in der Bibliographie vollständig klar. In der Textbehandlung selbst vermisse ich mehrfach die wünschenswerte grundsätzliche Gleichmäßigkeit: Nr. 28, 12 wird dem Verse zuliebe die überlieferte Namensform Maximilian um eine Silbe gekürzt, Nr. 35, 15, 5 bleibt sie stehen; Nr. 17, 15. 2 wird stumpfer Reim hergestellt, Nr. 18, 4, 8 f. 5, 4. 9, 8 f. 19, 8 f. Nr. 63, 61 f. bleibt es dem Leser überlassen, sich mit der Überlieferung abzufinden. Ähnlich in Sprachlichem. Der alte Diphthong uo (üe) ist bekanntlich noch heute in manchen Mundarten der Monophthongierung nicht erlegen. In Drucken und Handschriften der Zeit erscheint der ihm entsprechende Laut zum Teil in recht bunter Darstellung. In Wolkans Texten finden wir Nr. 50, 9, 4. 6 wirklich uo (huorn), häufig ue (guet, mueß u. dgl.), üe (müeß 42, 353), ů und u; von Gleichmäßigkeit ist dabei selbstverständlich keine Rede und so können denn selbst in Reimwörtern verschiedene Lautdarstellungen begegnen (z. B. Nr. 17, 14, 1 f. Bueß: muſt). Das sind ja bekannte Dinge. Wie aber verhält sich der Herausgeber dazu? Er bewahrt alles andere und

scheut dabei, wie das angeführte Beispiel zeigt, auch vor Ungleichmäßigkeit der Lautdarstellung im Reim nicht grundsätzlich zurück, nur gegen ů führt er einen Vertilgungskrieg (vgl. die Lesearten zu Nr. 16. 17. 27. 33. 34. 35); freilich in Nr. 34, 11, 5 hat sich ein můßt gerettet, während in derselben Nummer, Strophe 18, 4. 7 zwei můß ausgemerzt wurden, und in Nr. 35, 48, 2 fand můsten keine Gnade, während in Strophe 40, 4. 8 můste und můsten glücklich durchschlüpften; ebenso ist in Nr. 16, 6, 3 trotz der Änderungen von 5, 3. 11, 3 ein gleichartiges Fůß stehen geblieben und Nr. 35, 12, 3 sogar ein Wůst als Ind. Prät. Auch sieht man nicht recht ein, warum Besserungsvorschläge wie die zu 18, 4, 3 und 5, 5 nicht gleich in den Text gesetzt wurden, wenn dieser doch schon einmal bereinigt werden sollte und manchmal auch viel unnötigere Vermutungen ohneweiters Aufnahme fanden.

Bei der Anordnung der ausgewählten Texte scheint neben der Chronologie, der zufolge der 8. November 1620 den naturgemäßen Wendepunkt bildet, auch darauf Bedacht genommen zu sein, daß möglichst Verwandtes zusammenrückt. Nicht recht verständlich ist mir nur der Nr. 39, einem Gespräch des Zeitungsschreibers mit seinem Widersacher, angewiesene Platz. Das Stück ist nicht ohne Interesse als Zeugnis für eine Reihe politischer Satiren gegen den Winterkönig, die der Zeitungsschreiber ausbietet. Auch die zu ihnen gehörigen bildlichen Darstellungen sind, wie Wolkan ausdrücklich zu Bibliographie Nr. 111 und 127 A bemerkt und wie man sich auch sonst nach den Beschreibungen und Nachbildungen überzeugen kann, auf dem diesem Gespräch beigegebenen und von Wolkan wiederholten Kupfer mehr oder weniger treu wiedergegeben, man vergleiche unter anderem Nr. 6. 7 auf der Tafel zu S. 189 mit dem zu Bibliographie 149 A (Texte Nr. 37) beschriebenen Stich zum Pfälzischen Patienten, den Wolkan zwar nicht im vorliegenden Buche, aber zu seinem Aufsatz über „Politische Karikaturen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges" in der Zeitschrift für Bücherfreunde II 2, 460 wiedergab; hier ist die Nachbildung augenscheinlich sehr treu; freiere Wiedergabe aber immer mit Bewahrung des Wesentlichen zeigt Nr. 2 der Tafel zu S. 189, verglichen mit dem auf der Tafel zu S. 123 wiederholten Stich zu Nr. 24 (Bibliographie Nr. 95) u. s. w. So macht das Ganze, Text und Kupfer von Nr. 39 zusammen, ungefähr den Eindruck eines geschickt gemachten Reklame-Blattes (vgl. Nr. 41, Zugabe). Wir besitzen die darin aufgezählten Stücke alle noch, und bis auf das erste, einen bereits wiederholt neu gedruckten, auch faksimilierten Rebus (er soll thatsächlich auch das erste Spottbild auf Friedrich gewesen sein), hat sie auch Wolkan aufgenommen, acht davon vor, zwei (Nr. 40. 53) hinter dem sie bezeugenden Gespräch: wie kommt dieses nun an seinen Platz? das Zeugnis mitten zwischen zwei dadurch bezeugte Nummern (38. 40)? das läßt sich weder als chronologische noch sachliche Anordnung verstehen.

Daß Anmerkungen und Glossar sich nur auf das Notdürftigste sachlicher und sprachlicher Erklärung einlassen konnten, wurde schon bemerkt. Leider fehlen infolge dessen im Glossar viele Wörter und Wendungen, die man gern verzeichnet fände; das fällt nun freilich nach der Lage der Dinge nicht dem Herausgeber zur Last. Wohl aber einige Fehlgriffe der Erklärung: lauter ist a. a. O. nicht ‚bestimmt', sondern ‚aufrichtig, offen gestanden'; bei leuden war zwischen dem absoluten Gebrauch im ersten, und dem transitiven in den beiden anderen Belegen zu scheiden; schlemm ist a. a. O. schwerlich kem., sondern masc., nom. agentis (lies noch d. sch.?); verzopffen kann a. a. O. nicht ‚verwirren' bedeuten: es ist vielmehr, worauf schon der Reim (verzopffet: gropffet) führt, = verzupfen ‚zerzupfen. zerzausen'; schwer begreiflich ist die Erklärung zu zwagen (zu den Belegen kommt noch S. 184. 144 hinzu): ‚zwicken'! vgl. die Redensarten die Laug ist mir schon goffen Nr. 34, 7, 7 (unter Laug mehr umschrieben als erklärt), Ach, wie ist diß ein resse Laugen Nr. 37, 37; bei Schmeller² 2, 1175 war darüber bequem Belehrung zu finden. Doch wohl nur ein Druckfehler ist ‚Ostern' als Erklärung zu Ostreen.

Zu den einzelnen Gedichten bliebe in textkritischer und anderer Hinsicht noch allerlei nachzutragen; ohne dies im geringsten erschöpfen zu wollen, beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen. Nr. 1, 2. 237 (S. 20) ist das sinnstörende Komma nach thun (das auch bei Weller S. 55 fehlt) zu tilgen. Zeile 113 (S. 16) lies An ging (?). — Nr. 2. In der Überschrift wird der Dichter Thomas Hoffman genannt: im Originaldruck (Bibliographie Nr. 61) heißt es aber „Gestelt durch Thomanum Hoffmann". — Nr. 8. Im Text fehlen die Buchstaben, die nach sonstigem Gebrauch (vgl. Nr. 19) auf die entsprechenden, durch dieselben Buchstaben bezeichneten Darstellungen des nachgebildeten Kupfers zu verweisen hätten. — Nr. 13. Zur Anmerkung zu diesem Stück hat Wolkan selbst seither in dieser Zeitschrift 6, 418 eine Ergänzung nachgetragen, auf die nochmals hingewiesen sein mag. — Nr. 16, 6, 4 ist das jedenfalls verderbt und die Besserung bei Ditfurth hätte wenigstens in der Anmerkung Erwähnung verdient. — Nr. 18, 13, 4 ist die unnötig geänderte Überlieferung wieder herzustellen: vgl. Nr. 17, 13, 1—3 Ditfurth Nr. 127, 3, 5 (S. 314. Das verwandte Stück bei Wolkan Nr. 22 hat anderen Wortlaut); das Subjekt ist aus Zeile 1 f. zu entnehmen; eher möchte man Zeile 3 in der einen Fehler vermuten, doch vgl. 14, 9. 12, 4. Aber 5, 3 lies waiß und in Strophe 18 fehlt Zeile 9, ohne daß dies irgendwie angedeutet wäre; sie ist dem Gedanken und wohl auch dem Wortlaut nach ziemlich sicher zu ergänzen, etwa: (Daß wir sollen des Nechsten Guet) Mit nichten nit begerenn; vgl. Nr. 20, 80. In Strophe 7, 10 begegnet ein auf den ersten Blick befremdendes Wort vnpfaraumbt, das auch im Glossar ohne Erklärung vermerkt

ist; es ist aber nicht allzu schwer zu enträtseln: Zeile 9 f. ist ein ziemlich verbreitetes Sprichwort (Wander 2, 1255 ff., besonders Nr. 37. 38); danach steckt darin unberamt (oder unverramt?), zu râm ‚Schmutz, Ruß' gehörig. — Nr. 19 wäre außer Zeile 44 auch sonst noch einigemale nach dem Mayssschen Druck (Bibliographie 164 B, Ditfurth Nr. 123, S. 307 ff.) zu bessern gewesen: Zeile 32. 127 (kanst etwa nur Druckfehler?) 136. B ist metrisch mehrfach sorgfältiger als A. Auf dem bei Wolkan wiedergegebenen Kupfer sind die Buchstaben E und F vertauscht. — Nr. 22 (Bibliographie 154 A) scheint im Druck F (Weimarisches Jahrbuch 5, 237) einigemale richtiger überliefert zu sein: Strophe 1, 7 ist so, wie die Stelle bei Wolkan steht, sinnlos: es ist mindestens das Komma hinter dem zu tilgen, und er, wie F statt der liebt, wird richtig sein. Auch Zeile 3 f. ist die Interpunktion falsch: das Komma hinter wahr ist vielmehr von da weg hinter Böheimb zu setzen. Strophe 12, 6, wo auch Wolkan ändert, hat jedenfalls F das Richtige; vielleicht auch 9, 5 (doch vgl. die verwandten Texte Ditfurth Nr. 127, 9, 4 S. 315 und Nr. 128, 14, 5 S. 319) und 5, 8 (verschloffen statt des sonst im Kehrreim gewöhnlichen verloffen hat wenigstens hier im Inhalt der Strophe nicht ähnlichen Anhalt wie in Strophe 4 und etwa auch 13 oder wie ersoffen in Strophe 3; doch steht es ohne solchen sichtlichen Anlaß auch 8, 8 und 10, 8 in beiden Drucken). Einigemale (2, 2. 6, 1. 2. 13, 2. 3. 4. 15, 1) ist F metrisch genauer als A, und es scheint nicht, daß hier Hoffmann von Fallersleben etwa stillschweigend nachgebessert habe, sonst wäre es jedenfalls auch 6, 3. 7, 3. 5 und öfter geschehen. — Nr. 27, 38 bedarf keiner Änderung: Khů ist Einzahl (über die Lautdarstellung habe ich schon geredet). Zeile 16 f. scheint mir die Interpunktion falsch: ich setze nach 16 Komma und nach 17 Punkt. — Nr. 31, 55 ff. gehört das Fragezeichen nicht hinter 56, sondern erst hinter war Zeile 61; hinter 56 ist ein Komma zu setzen. — Nr. 32 (Bibliographie 78 A) 34 lies statt euch mit F (Ditfurth Nr. 123 S. 305) mich (den Fehler euch teilt auch H Zeile 32 Archiv des historischen Vereines von Unterfranken 30, 248). 42 liest auch F Sorg (Wolkan ändert; H hat anderen Text) und das mindestens bedarf keiner Besserung: man muß nur richtig konstruieren (die indirekte Aussage hängt von dem dazwischen geschobenen Sorg ich ab), dann ist alles in Ordnung; A sagt dann dasselbe wie F und es fragt sich nur, wer geändert hat: man wird kaum verkennen können, daß dazu eher Anlaß war, wenn F (Sorg, sie sey) als wenn A (Sorg ich, sey) das Ursprüngliche bietet; im übrigen ist F gerade an dieser Stelle (39 und doch wohl auch 41) nicht fehlerfrei. — Nr. 36, 74 lies Hab (Handschrift und Wolkan Gab) vor wol gewisst Ihren Sinn (ohne Interpunktion nach vor). 55 ist das Komma nach narren zu tilgen. 110 f. sind Punkt und Komma zu vertauschen: der Relativsatz 111 bezieht sich auf Seinß gleichen

in 110. — Nr. 40 (Bilderrätsel), 62 fordert der Vers *Aff* wie 50 und 70 der Reim. — Nr. 41 enthält Zeile 238 ein Zeugnis für die Faustsage. 159 ist Vers und Sinn unvollständig, ohne daß dies angedeutet wäre. 215 lies Kellern (statt Keltern). 169 ff. ist die Interpunktion verunglückt: ob man nach 169 Komma oder Punkt setzt, ist ziemlich gleichgiltig; aber 172 muß statt des sinnlosen Punktes Komma stehen nach Faßnacht. — Nr. 42, 320 lies ubi fui (Druck und Wolkan fuit: vgl. 309) tunc. Die Interpunktion ist wieder mehrfach im argen: nach 97 ist Punkt zu setzen und nach 98 überhaupt nicht zu interpungieren; ebensowenig nach 111 und 292, und wenn nach 102, so muß auch 103 nach eben ein Komma stehen wie 264 f.; nach 315 und 320 fehlen Kommata. — Nr. 46, 51 lies durft, 88 lies Zelt, 159 lies ficht (wohl alles Druckfehler). 97 ist das Reimwort verderbt; es lautete wohl bezemen. — Nr. 53. Was soll in dem Gebetlein S. 278 Zeile 14 die Klammer? will man überhaupt interpungieren, so ist sie doch durch Kommata zu ersetzen. — Nr. 62, 293 lies Mir statt Mit (Druckfehler?). Nach 243 ist die Interpunktion zu tilgen. In der Anmerkung zu 313 ist der bekannte Feldherr Alexanders des Großen (317) Parmenio mit dem Sklaven Parmeno im Terenzischen Eunuchus verwechselt. — Nr. 63, 63 ist mit Weller S. 256 statt Punkt ein Komma zu setzen.

Keine Frage nach allem Gesagten: Wolkans Buch könnte in mancher Beziehung vollkommener sein; nichtsdestoweniger haben wir vollen Grund, dem eifrigen Herausgeber, der nun schon durch eine Reihe zum Teil grundlegender Arbeiten unsere Kenntnis der deutschböhmischen Litteratur so nennenswert gefördert hat, auch für diese letzte Gabe dankbar zu sein, und man kann nur wünschen, ihm auf diesem Gebiete noch recht oft zu begegnen.

Ein ganz zweifelloses Verdienst, das jeder Leser freudig anerkennen wird, erwarb sich die Gesellschaft auch dadurch, daß sie sich Josef Ranks „Erinnerungen aus meinem Leben“ annahm und sie als fünften Band der Bibliothek herausgab. Die ersten Korrekturbogen trafen den Verfasser bereits als einen dem Tode Geweihten; nach seinem Hinscheiden hat A. Sauers und J. Neuwirths Sorgfalt den Druck zu Ende geführt; über all das giebt Sauers Nachwort Rechenschaft. Die „Erinnerungen“ umfassen nur die Zeit bis Ende 1849. Ein geplantes Schlußkapitel, das die Rückkehr von Tübingen nach Frankfurt und Österreich und die Verheiratung erzählen sollte, scheint nicht mehr geschrieben worden zu sein; der Besuch bei Uhland, dem er während der Parlamentszeit in Frankfurt näher getreten war, schließt die Darstellung ab. Es ist also gerade der Abschnitt, der in einer jeden Lebensgeschichte eines bedeutenden Menschen so besonders anziehend wirkt, das Werden, die erste Entwicklung bis zum Eintritt in das thätige Leben, was uns das Buch erschließt. Und es thut

das in ebenso belehrender wie liebenswürdiger Art. Der Charakter des Verfassers, der menschliche wie der schriftstellerische, tritt uns daraus anschaulich entgegen. So haben wir uns über die Beschränkung kaum zu beklagen, so gern wir ihn auch noch von seinen späteren Wanderjahren und endlich aus der Zeit seiner Seßhaftigkeit in Wien selbst erzählen hörten. Das Beste scheint mir, das, was uns kaum ein anderer als er selbst so sagen konnte, haben wir in dem Buche doch. Ich meine, wie jener echte volkstümliche Zug sich in ihm entwickelte und so fest wurzelte, daß auch der nachherige Eintritt in höhere Bildungskreise zwar seinen Geschmack läutern, ihn aus der Enge auf einen höheren weiter schauenden Standpunkt heben, aber ihn im innernsten Kern seines Wesens jener Richtung nicht mehr entfremden konnte. Indem wir an der Hand dieser Darstellung seine Jugend im Vaterhaus, den Verkehr mit Nachbarn und Heimatgenossen miterleben, begreifen wir wie er aus innerer Notwendigkeit selbständig und unabhängig von litterarischen Vorbildern zu dem wurde, als was wir ihn schätzen: der treue, lebenswahre Schilderer seines heimatlichen Böhmerwaldes. Das schließt nicht aus, daß der zufällige erste Anstoß sich auf diesen seinen eigensten Beruf zu besinnen ihm von außen durch eine Anregung L. A. Frankls kam, wie die in den „Erinnerungen" erzählte Geschichte seines erfolgreichen Erstlings in dieser Richtung lehrt, des trefflichen Büchleins „Aus dem Böhmerwalde" (1843), das ihm unter andern auch den Beifall J. Grimms und Uhlands eintrug. Wer poetischen Motiven Ranks nachgehen will, findet sich in dem Buche mehrmals vom Verfasser selbst auf die richtige Spur gewiesen. Auch über Volksanschauungen und -Überlieferungen, Sitten und Bräuche u. dgl. ist manche wertvolle Mitteilung eingeschaltet, die sich der Freund der Volkskunde nicht wird entgehen lassen. Über die Bildungsbestrebungen des Verfassers, Lektüre u. s. w. wie über seine persönlichen Berührungen mit hervorragenden Zeitgenossen wird uns viel Interessantes geboten, immer aber mit der diesem Manne eigenen schlichten Sachlichkeit und Bescheidenheit, der nichts mehr widerstrebt als eitles Wichtigthun mit der eigenen Person und die verbunden mit echter Herzlichkeit auch dieses sein letztes Buch so liebenswürdig macht.

Noch ein zweiter Böhmerwälder, der Prachatitzer Josef Meßner, hat in der „Bibliothek" eine Stelle gefunden; der siebente Band bringt „Ausgewählte Werke" von ihm. Man wird auch ihm den ihm in der Sammlung gegönnten Platz nicht bestreiten dürfen, wenn er auch freilich an Rank nicht hinanreicht. Aber nicht an Begabung gebrach es ihm; gute und liebevolle Natur- und Sittenbeobachtung befähigten auch ihn besonders zu volkstümlicher Schilderung von Land und Leuten, und darin hat er wohl auch sein Bestes geleistet; nur konnte diese Begabung in der Unrast eines durch eigene Schuld unstet zerfahrenen kurzen Lebens

nicht zur vollen künstlerischen Reife gedeihen. In den fünfziger Jahren ein nicht unbeliebter Erzähler ward er später vergessen. Der Herausgeber, sein Großneffe Paul Meßner suchte 1895 durch ein kurzes, mit Unterstützung derselben Gesellschaft herausgegebenes Lebensbild sein Andenken namentlich in seinem Heimatlande zu erneuern. Schon dabei blickte auch die Absicht durch, womöglich eine Auswahl aus seinen zerstreuten Werken folgen zu lassen. Jetzt ist dieser Gedanke verwirklicht und es sei auf diese Ausgabe (Prachatitz 1897, 1898 vier Bände) bei dieser Gelegenheit ausdrücklich hingewiesen. Mit dem ersten Bande derselben deckt sich der hier besprochene siebente der „Bibliothek", durch den die Gesellschaft ihrem Plane entsprechend abermals ihren Anteil nimmt an dem Bemühen das Andenken des Vergessenen zu retten. Mit der Auswahl für diesen Band kann ich mich um so leichter einverstanden erklären, als mir die darin aufgenommenen Arbeiten, die „Handwerksburschen", die auch mancherlei Selbsterlebtes verarbeiten, und die „Waldgeschichten" (zum Teil aus dem Böhmerwald), denen sich die Skizzen „Hantierer im Böhmerwalde" anreihen, schon früher als besonders geeignet für einen solchen Zweck erschienen (vgl. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 34. Jahrgang. Litterarische Beilage S. 48). Was ich seither mehr von Meßner kennen lernte, hat mein Urteil nicht zu ihrem Nachteil zu ändern vermocht, ich würde sie auch jetzt noch fast allem andern vorziehen.

Auch der fünfte und siebente Band bringen Bildnisse der beiden Schriftsteller, denen sie gewidmet sind; der Meßner-Band wiederholt die Lithographie aus dem erwähnten Lebensbild Paul Meßners.

Zum Schluß noch einen Wunsch mit Rücksicht auf die rasche und bequeme Benutzbarkeit der einzelnen Bände. In den ersten war dafür durch Inhaltsangaben und entsprechende Seitenüberschriften gut gesorgt. Von den diesmal besprochenen gilt das nicht mehr so gleichmäßig; man vergleiche nur den in dieser Beziehung wieder trefflich eingerichteten Lutherband mit den anderen Mathesiusbänden, bei Woltan die erste Hälfte seines Buches, die Texte, worin man sich leicht zurechtfindet, mit der zweiten, der Bibliographie, deren Seitenüberschriften keine Jahreszahl angeben. In solchen Äußerlichkeiten sollte ohne pedantische Gleichmacherei sich doch jeder Herausgeber bei aller sonstigen Freiheit der Bewegung einer auf praktische Zweckmäßigkeit bedachten Einrichtung zu fügen haben.

Prag. H. Lambel.

Luthers Sprichwörtersammlung. Nach seiner Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Ernst Thiele. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1900. Preis gebunden M. 10.

Schon seit längerer Zeit hat man im Kreise der Lutherforscher diese Veröffentlichung mit Spannung erwartet. Julius Köstlin ist ihr geistiger Vater, und diesem bewährten Biographen des Reformators gilt darum auch die Widmung des Werkes. Ernst Thiele, ein eifriger Mitarbeiter an der großen Weimarer Lutherausgabe, war sicher besonders berufen, den kostbaren Schatz Lutherischer Sprichwörter zu heben. Keine Mühe hat er gescheut, um sein Unternehmen zu einem dauernd wertvollen zu machen. Auf die Zueignung folgt die Einleitung, die über die Handschrift, über Entstehung und Zweck der Sammlung, über Sprichwörterauslesen aus den Schriften des Reformators und über die Textbehandlung unterrichtet. Die Handschrift ist dann auf S. 1—24 abgedruckt, die folgenden Anmerkungen samt Nachträgen nehmen den weitaus größten Teil des Buches ein, und den Schluß bildet ein Wörterverzeichnis.

Die Selbstschrift Luthers, die eine längere Zeit als verschollen galt, wird in der Bibliotheca Bodleiana zu Oxford verwahrt. Thieles Bemühungen, sie nach Deutschland geschickt zu erhalten, waren erfolglos, nur eine Photographie wurde der königlichen Bibliothek in Berlin überlassen. Nach dieser hat Thiele eine Abschrift hergestellt, und Professor Eduard Sievers hat dieselbe im Jahre 1891 in Oxford mit dem Originale verglichen. Sievers' Kopie liegt nun Thieles Abdruck zu Grunde, und nur in wenigen Fällen glaubte der Herausgeber von der Lesung Sievers' abweichen zu müssen. Was die Entstehungszeit der Handschrift anlangt, so vermutet Thiele Folgendes: Da Luther in der Einleitung zu der Ausgabe äsopischer Fabeln (1530) eine Sammlung deutscher Sprichwörter als sehr wünschenswert bezeichnet, da er weiter den Fabeln vielfach die gleichen sprichwörtlichen Redensarten als Moral anhängt, die sich in seinem Sprichwörterverzeichnis finden, da er zudem in Fabel 11 und in einer Anmerkung zu der Redensart Nr. 396 den Doktor Mogenhofer erwähnt, da ähnlich wie am Ende jeder Fabel auch in der Sprichwörterhandschrift gewisse Redensarten zu Gruppen vereinigt erscheinen, so dürfte die Sprichwörterhandschrift dem gleichen Grunde wie die Ausgabe der Fabeln ihr Dasein verdanken, dem Wunsche, von anderen nicht in genügender Weise Geleistetes durch Besseres zu ersetzen, und es wird die Absicht bestanden haben, Sprichwörter- und Fabelsammlung zu vereinigen. Das Verzeichnis dürfte also im Jahre 1530 abgefaßt sein. Natürlich läßt es sich Thiele nicht entgehen, auf Luthers ungünstiges Urteil über die 1529 erschienenen Sprichwörter Agricolas Bezug zu nehmen. Dieses Verdammungsurteil ist so oft wiederholt worden, daß es wohl angebracht sein möchte, es einer Prüfung zu unterziehen. Schon Friedrich Latendorf in seinem Buche über Agricolas Sprichwörter (Schwerin 1862) hat S. 169 seine Meinung dazu geäußert. Er bemerkt, daß Luthers Kritik sich in der Hauptsache auf die Flüche beziehe, denen der Eislebener Landsmann des Reformators allerdings einen breiten Raum gönnt, und fügt

bei: „Man thut — auch vielleicht Luther Unrecht, wenn man eine so gelegentliche Äußerung (sie wurde bekanntlich bei Tische gesprächsweise gethan) nach dem strengen Maßstab eines sorgfältig erwogenen Urteils richtet; man sollte eher mit dem Verehrer oder Schüler Luthers rechten, der eine beiläufig, vielleicht in gereizter Stimmung geäußerte Meinung der Welt als Orakel mitzuteilen für nötig hielt.“ Es kann durchaus nicht nachgewiesen werden, daß die scharfe Beurteilung der ersten Sammlung des Agricola gleich nach der Veröffentlichung des Buches erfolgt sei, und es steht zu vermuten, daß sie den Ausdruck der Geringschätzung des persönlichen Gegners darstellt, also der Zeit angehört, wo die antinomistische Lehre Agricolas Luther erbittert hatte. Daß Agricolas Werke vom Jahre 1529 („Drey hundert Gemeiner Sprichwörter“ und „Das Ander teyl gemeyner Deutscher Sprichwörter“) nicht bloß die äußere Veranlassung zur Entstehung von Luthers Sammlung bilden, sondern auch bewußt oder unbewußt von Luther als Quelle betrachtet worden sind, wird sich weiter unten wahrscheinlich machen lassen. Die oben angeführte Datierung der Handschrift erhält dadurch eine weitere Stütze.

Über die Art, wie Thiele die einzelnen Sprichwörter erklärt und belegt hat, giebt er in der Zueignung Rechenschaft. Mit entsagungsvollem Fleiße hat er aus den Schriften des Reformators und anderen Büchern jener Tage Parallelstellen zusammengesucht, lexikographische Hilfsmittel in gründlicher Weise benutzt und auch dem germanistischen Teil seiner Aufgabe durchaus Sorgfalt zugewendet. So ist eine achtunggebietende Leistung entstanden, ein Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes, über dessen Wert der Verfasser meines Erachtens fast zu bescheiden urteilt. Er bezeichnet es als einen ersten Versuch und hat insofern durchaus recht, als seine Arbeit nach der Natur des Stoffes wohl von niemandem als abschließend angesehen werden kann. Eine fördernde Kritik ist gegenüber einem so gründlichen Unternehmen gewiß am Platze. Im Folgenden mögen einige Punkte herausgehoben sein, die zu solcher Kritik Anlaß bieten.

Thiele hat zuweilen eine anfechtbare Art des Citierens. Daß er Agricola nach der Ausgabe von 1534 anführt, ist zwar nicht ganz richtig, hat aber nicht viel zu bedeuten, da die Abweichungen der Fassung von 1534 gegenüber den Veröffentlichungen von 1529 nach Latendorf ganz geringfügig sind. Die „Fünfhundert Gemainer Newer Teütscher Sprüchwörter“ vom Jahre 1548 scheint er überhaupt nicht zu kennen; sie werden aber von ihm selbst als Agricola II nach Wander gelegentlich herangezogen. Ähnlich steht es mit der Sammlung Sebastian Francks (1541), statt deren immer die Neubearbeitung, die 1555 bei Egenolfs Erben in Frankfurt a. M. herauskam, Parallelen spenden muß. Nur ganz selten verweist Thiele auf Förstemann-Bindseils Ausgabe der Tischreden, dagegen recht häufig auf Aurifaber (1566), ein Mangel, der allerdings ziemlich belanglos ist, weil man sich beinahe stets mit Hilfe dieser Citie-

rung auch bei Förstemann-Bindseil zurecht findet. Wir geben nun einige bescheidene Zusätze und Berichtigungen, indem wir die Reihenfolge der Sprichwörter einhalten.

Nr. 10. Sebastian Franck 1, 1ª.

Nr. 12. Vgl. noch Erlanger Ausgabe 14^2 327, 4 ff., Seb. Franck 1, 77ª: Wer nit hürn vnd büben vnder seim geschlecht hab / der zieh ghen Nürnberg vnd wisch den reymen ab.

Nr. 27. Egenolf 315ª = Franck 1, 39ᵇ.

Nr. 28. Egenolf 340ª = Franck 1, 81ª, Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 14; Nr. 56: Auff ain lugen gehört kain antwort / sonder ain Backenstraich.

Nr. 31. Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 117: Wann man dem Hunde zů will / so hat er Leder gessen. Mit Anspielung auf die äsopisch-lutherische Fabel von Wolf und Schaf.

Nr. 32. Agricola, ebenda Nr. 119: Ain vrsach vom Zaun brechen. Da Nr. 118 lautet: Gewalt geht für recht, so ist die Abhängigkeit von Luthers 2. Fabel in Agricolas Sprichwörtern 117—119 augenfällig.

Nr. 35. Egenolf 344ª = Franck 1, 84ᵇ.

Nr. 38. Egenolf 298ª = Franck 1, 11ª, 144ª. Tischreden (Förstemann) 4, 699: Was ist einem zu enge, zweyen gerecht, dreyen zu weit? Antwort: Heimlichkeit.

Nr. 43. Zu non patitur lusum fama u. s. w. vgl. Erlanger Ausgabe 8^2 178, 4 ff. Wie auch das alte gemeine Sprichwort sagt: Non patitur jocum fama, fides, oculus: Ehre oder gut Gerücht, der Glaube und das Auge, die drei Ding können keinen Scherz leiden.

Nr. 50. Dazu läßt sich noch in Parallele setzen: Wenn ich thue (und glaub), wie ander Leut, so narre ich nicht. Ebenda 3^2 320, 3 von unten, 6^2 336, 2 f.

Nr. 53. Ich auch, sprach der hund. Die Anspielung läßt sich durch Tischreden 1, 261 aufhellen: „Es wäre zu Lienz (Linz) ein Hund gewesen, der dazu gewöhnet worden, daß er hat pflegen Fleisch aus den Fleischerbänken zu holen in einem Korbe. Wenn aber andere Hunde wären an ihn kommen, hatten jhme das Fleisch nehmen wollen, so hat er den Korb niedergesetzt und sich weidlich mit ihnen durchbissen. Wenn sie ihn uberwältiget hatten, so wäre er am ersten mit dem Maul in den Korb gefallen, habe ein Stück Fleisch erwischt, auf daß er auch etwas davon uberkäme." Ganz ähnlich Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, Österley, Nr. 425.

Nr. 56. Der Witz Melanchthons über die berühmte Stadt mit den großen und herrlichen Glocken: „Große Narren müssen große Schellen

haben" wird sich auf Erfurt beziehen. Vgl. Erlanger Ausgabe 10^2 23, 3 von unten. Wer ist's gebessert, ob alle Dorf zehen Glocken hätten, die so groß wären als die zu Erfurt? Bei dieser Annahme versteht man auch die Beziehung auf den Mainzer Erzbischof. Agricola, 300 Sprichwörter, Nr. 87 (Blatt 39^b): Erffurt eine heubtstad tynn Düringen gelegen / ist auff Sechssischem boden erbawet / vnd die Fürsten von Sachssen haben auch noch heutiges tages durch die stadt hynaus zu geleyten / Es hat aber die stadt allein den Keiser zum herren gehabt / vnd eines Keisers Heinrichs son / ist Bischoff zu Mentz gewesen / dem hat sie der Keiser als einem Bischone geschenckt / das also nu Erffurt dem Capitel vnd Bisthumb zu Mentz zugehörig ist. — Tischreden 4, 544.

Nr. 61. Egenolf = Franck 1, 79^a.

Nr. 62. Franck 1, 44^b: Der wolff frißt auch von zelten schaffen.

Nr. 65. Luthers ursprünglicher Fassung ähnelt Franck 2, 36^b: Jung thon / alt gewon.

Nr. 70 wendet sich vielleicht gegen die Thorheit, an Höherstehenden alles gut zu finden.

Nr. 73. Egenolf 19^b = Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 175 (etwas erweitert).

Nr. 75. Zu Thieles Erläuterungen vgl. Erlanger Ausgabe 10^2 26, 1 ff. Es ist schon böse.

Nr. 77. Eine Erklärung hat auch Franck 1, 106^a: Vil geschrey wenig woll / sprach jener schäffer / schlug er ein Saw.

Nr. 79. auch Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 157.

Nr. 83. Egenolf entlehnt aus Agricola, 750 Sprichwörter, Nr. 325.

Nr. 88. Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 109, vgl. auch Nr. 108: Unter dem hütlin spilen.

Nr. 95. Egenolf 239^b = Franck 2, 181^a.

Nr. 96. Die Fabel von den Tieren in der Höhle des Löwen wird auch Tischreden 4, 707 berichtet.

Nr. 101. Egenolf 295^a = Franck 1, 3^b. Tischreden 4, 213. Er (König Ferdinand) richtet mit alle seiner Weisheit nichts aus, denn daß er fur dem Hamen fischet. Bindseil verweist auf Eiselein S. 275: = „vorbauen, sich verteidigen, ehe man beschuldigt ist".

Nr. 102. Egenolf 21^b = Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 189.

Nr. 107. Tischreden 3, 290 fügen der aus Lauterbachs Tagebuch angeführten Stelle noch bei: Am Riemen lernt er Leder fressen. Franck 2, 70^a: An den riemen lernen die hund das leder fressen.

Nr. 108. Agricola, 750 Sprichwörter, Nr. 363: Wer lust hat zů tanzen / dem mag man leicht pfeiffen.

Nr. 109. 111. Vgl. Höfler, Krankheitsdämonen (Archiv für Religionswissenschaft 1) S. 102.
Nr. 114. Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 112.
Nr. 116. Ebenda, Nr. 216. Wann die Stüle auff die Bencke steigen / so wirdts nicht gůt. Mit Hinweis auf den Bauernkrieg.
Nr. 120. Zu Egenolf 60^{b} vgl. Franck 2, 180^{a}.
Nr. 123. Egenolf 217^{a} = Franck 1, 80^{b}.
Nr. 124. Erlanger Ausgabe 13^{2} $371_{,1}$.
Nr. 128. Egenolf 313^{a} = Franck 1, 34^{b}.
Nr. 129. Die Redensart kommt allerdings bei Agricola vor, 500 Sprichwörter, Nr. 134.
Nr. 131. Daß das Sprichwort einen örtlichen Charakter hat, dürfte nicht zu erweisen sein. Es findet sich auch bei Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 139. Am schalck berge hawen. Die Erklärung steht erst bei Nr. 140: Ich kan wol laychen vnd triegen / Ich leug das sich die Balcken biegen / Hammen sengen ist mein werk / Darumb haw ich am Schalckesberg.
Nr. 132. Dazu Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 103 und 104.
Nr. 136. Zu der Redensart „auf beiden Achseln tragen" bieten die Tischreden folgende zwei Beispiele: 3, 273: Er ist schier neutralisch und trägt auf beiden Achseln; 4, 684: Die Venediger .... tragen auf beiden Achseln.
Nr. 139. „Sich ausdrehen" steht auch Weimarer Ausgabe 6, 316, 10.
Nr. 141. Die Form „krauen" (vgl. auch Erlanger Ausgabe 14^{2} 312, 39: loben und krauen ihn mit glatten Worten) hat auch Mathesius, Leichenpredigten (Loesche) 162, 8: Darumb fleissigen sich die ohrenkrawer.
Nr. 146. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich schon aus der Verbindung mit 145 schließen, daß an die Verheiratung zu denken ist. Die Beziehung auf die Vermählung ist wohl überhaupt die der Redensart ursprünglich zu Grunde liegende. Man vergleiche Tischreden 4, 362: Denn wer ehe kömmt, der mählt am ersten. O, es sind schöne Bräute, Magdeburg, Mainz, Trier, Cöln, Würzburg, Bamberg, darüm noch wol ein Tanz zu thun ist.
Nr. 147. wird mit der von Wander angegebenen Bedeutung im Obersächsischen gebraucht.
Nr. 165. Vgl. auch Erlanger Ausgabe 5^{2} 389, 8 von unten: wie das gemeine Sprichwort lautet: Kompstu mir aus den Augen, so kompstu mir auch aus dem Herzen.
Nr. 169. Andere Stellen bei Luther: Erlanger Ausgabe 4^{2} 368, 3 von unten, 13^{2} 225, 23.
Nr. 170. Tischreden 2, 437: Die am allerreichsten sind, die stellen sich, als daß sie gar arm wären und nichts vermöchten. Aber es

heißt: Hüte dich für Kann-Nicht! Wenn man auf ein ledig Faß schlägt, das klinget helle; aber ein voll Faß das klinget nicht sehr!

Nr. 177. Weitere Belege, beziehungsweise Anspielungen aus Luther: Erlanger Ausgabe 5^2 355, 9 von unten, 362, 21 f. Tischreden 1, 403.

Nr. 179. Vielleicht ist eine Beziehung zu Franck 2, 38^a: „Ligt der baum / so bricht iedermann holtz dauon" herzustellen.

Nr. 184. (S. 188) Das Citat Weimarer Ausgabe 6, 218, 20 stimmt nicht.

Nr. 185. Thiele hat übersehen, daß sich in der Handschrift über dem m von ramen ein Strich befindet. An â kann demnach nicht gedacht werden. „raũen" gehört zu „gespannen tuch", also neuhochdeutsch Rahmen. Vgl. Benecke-Müller-Zarncke unter ram.

Nr. 212. Erlanger Ausgabe 11^2 236, 2 Zauet uns das Handwerk sehr wohl.

Nr. 213. Zu den verschiedenen Formen des Sprichworts vergleiche man noch ebenda 5^2 260, 6 ff.; 13^2 121, 3 ff.; 122, 13. 225. Tischreden 2, 212.

Nr. 217. Die zweite der Bedeutungen steht bei Franck 1, 38^a: Er hett nit eim hund auß dem ofen zu locken.

Nr. 236. Egenolf 47^b vgl. Franck 1, 44^a.

Nr. 248. Die Stelle aus Mathesius hat mit der Redensart nichts zu thun, sondern ist wohl eine Anspielung auf die Hochzeit zu Cana.

Nr. 252. Vgl. noch Erlanger Ausgabe 7^2 64, 18 f. Einem jglichen gefällt seine Weise wohl, darumb ist das Land Narren voll.

Nr. 272. Es sei auf die Deutung von „barüber bezahlen" verwiesen, die Neubauer (Denkmäler der älteren deutschen Litteratur herausgegeben von Böttticher und Kinzel, III, 3) Martin Luther 2^2 S. 93 Anmerkung giebt: „Ursprünglich wohl sinnlich anschaulich: bar über das Brett hin bezahlen, hinzählend entrichten = auf dem Brett bezahlen, später formelhaft erstarrt."

Nr. 277. Was soll „fauore" heißen?

Nr. 282. „gewebt" statt „geweht" ist wohl nur Druckfehler.

Nr. 283. Erlanger Ausgabe 15^2 186, 1: Sauer wird es uns in die Nasen gehen.

Nr. 287. Egenolf 335^b = Franck 1, 76^a. Joh. Pauli, Schimpf und Ernst, Nr. 513.

Nr. 290. Nach Latendorf a. a. O. 19 soll das Sprichwort „Geb arsch, nem arsch" nur in Oberdeutschland heimisch gewesen sein, weil es in der neudeutschen Übersetzung der 300 Sprichwörter durch „geneker, nemeker" wiedergegeben ist. Luther scheint es auch

anders zu verstehen, da er in allen von Thiele herangezogenen Stellen von „Gebers“ und „Nehmers“ handelt. Hätte er es in der von seinem Landsmann Agricola gebrauchten Form von der Heimat her gewußt, so würde er es sicher auch so angewendet haben. Es ist darum einigermaßen wahrscheinlich, daß der Irrtum auf Seiten Agricolas liegt. Gebers Nehmers dürften ähnliche Bildungen wie die noch jetzt für Kinderspiele gebrauchten Ausdrücke „Haschens“, „Fangens“ sein; die sch-Aussprache nach r erklärt sich leicht.

Nr. 291. Franck 1, 84ª: Man ehrt den Baum vom schatten wegen; 2, 184ª: Arbor honoratur quae nobis exhibet umbram. Man ehrt doch den baum vmbs schattens willen.

Nr. 313. Die in Grimms Mythologie angeführte Stelle befindet sich Tischreden 1, 232.

Nr. 321. Tischreden 4, 561: Tempus producit, non ager; Zeit bringt Rosen. Agricola, 750 Sprichwörter, in der Erklärung zu Nr. 654: Zeit hat Ehre / zeit bringt rosen / u. s. w. Die Griechen sagen / Annus producit non ager.

Nr. 324. Tischreden 4, 200: Wenn dem Esel zu wol ist, so gehet er aufs Eis gumpen und bricht ein Bein.

Nr. 325. Zur Erklärung des Sprichwortes „Wen der T(eufel) schenden wil, henget er den mantel vmb“ hätte auf Agricola, 300 Sprichwörter, Nr. 24 verwiesen werden sollen. Der Teufel naht sich in dieser, offenbar zu damaliger Zeit bekannten Erzählung (vgl.: man sagt schertzweise / aber es ist ym grunde die lauter warheit) einem in der ägyptischen Wüste lebenden Einsiedler und giebt ihm, da seine Kleider ganz zerrissen sind, ein graues Tuch, in dessen Mitte er ein Loch schneidet. Durch das Loch steckt er nun den Kopf des Eremiten. Das ungewohnte Gewand bringt diesem aber viel Beschwer, und als er sich deshalb beklagt, nimmt der Teufel „ein wide von einem baume / vnd schürtzet yhn darein / wie mit einem gürtel / vnd machte grosse schösse / gehren vnd weite ermel.“ Darauf begiebt sich der „brüder“ nach dem nächsten Dorfe, um Brot zu erbetteln. Als der Dorfochse seiner ansichtig wird, brüllt er: „Mu / mu / mu / mu / munch / Heben die kinder an / Sihe / sihe / vnser dorffochsse kennet yhn / Es ist ein Münch.“

Nr. 328. Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 214 giebt die Deutung: Das ist auch ain güter Rath / wider die Narren / das sy sich nicht schemen sollen / jre Torhayt zů bekennen.

Nr. 332. Auch Franck 2, 81ª. Unmittelbar vorher stehen andere Redensarten gleichen Sinnes. Erlanger Ausgabe 4² 452, 8 von unten: Gehe an Galgen, daß dich die Raben fressen.

Nr. 352. Tischreden, Frankfurt 1571, Blatt Jiij = Tischreden 4, 532.

Nr. 354. Vgl. auch Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 378. Zungen Schneyder. . . . . Die falschhait nicht vermeyden | Vnd mit den zungen schneyden.

Nr. 356/7. Egenolf 100ª = Franck 2, 104ª. Weimarer Ausgabe 1, 48, 21. . . . ne iuxta Proverbium Den Teuffel über seine Thüre mahlet, er kommt sonst wohl i. e. qui extenuat suum peccatum et excusat se in peccatis et fingit sibi Daemonium meridianum u. s. w. Ebenda 2, 668, 24 . . . noch den teuffell vbir die thur male.

Nr. 401. Es wäre an Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 2 zu erinnern, wo die Erklärung die Worte enthält: Diß ist die Disputation von der Fürsehung / Ob Gott auch alle ding sihet / regiert / belohnet vnd straffet / dann die weil es sich laßt ansehen / als gehe es nur den wol / die übel handlen / vnd die am frümsten sein / den geht es am übelsten.

Nr. 403. Es ist recht wohl möglich, daß „denisch" = dänisch ist und die Redensart auf das dänische Leder anspielt. Vgl. Sanders' Wörterbuch.

Nr. 420. Käthe wird von Luther wie Grete, Metze zur etwas geringschätzenden Bezeichnung eines Frauenzimmers verwendet. Tischreden 1, 197: Also sind die lustigen Buhler, die aller elendesten Märtyrer, plagen sich selbs Tag und Nacht, sonderlich wenn sie die Käthe am Narrenseil führet, da sie gehen wie die Ochsen. Wahrscheinlich spielt Luther hier auf das Erlebnis eines Herrn von Gutenstein während des Reichstags zu Augsburg (1518) an. Dieser hatte durch ein Versehen des Apothekergehilfen ein Laxiermittel eingenommen, das zur Nachtzeit, als er verbotenen Umgang pflegte, seine Wirkung ausübte. Zimmerische Chronik (Barack) 2, 304 f. Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, Nachtrag Nr. 15 ähnlich.

Nr. 441. Weitere Belege: Erlanger Ausgabe 5^2 31, 27 f., 14^2 153, 18.

Nr. 453. Geschenkt Gut kommt am teuersten an, siehe auch Erlanger Ausgabe 3^2 20, 21: Nihil carius emitur quam donatur.

Nr. 457. Sus Minervam mit den entsprechenden deutschen Redensarten Franck 2, 13ª.

Nr. 468. Die Redensart „In die lange Truhen kommen" findet sich fast in derselben Form bei Agricola, 500 Sprichwörter, Nr. 123 mit der Erklärung: Er (der handel) wirt hingelegt / vnd vergessen.

Nr. 471. Die Vermutung Thieles ist auch abgesehen von dem Hinweis auf Murner zutreffend, wie man aus Franck 1, 133ª unter Laudet te os alienum, non tuum: „Thor laß dir machen ein

ohr. Lob den Narren so gewinnt er Esels ohren" sehen kann. Doch scheint das Sprichwort nur auf solche angewendet zu werden, die sich selbst loben. Als wenig wahrscheinlich darf die Ansicht gelten, daß an Midas zu denken sei, obgleich Luther diesen König erwähnt (Erlanger Ausgabe 3^2, 75. 6^2, 45).

Nr. 478. Die Deutung der Worte et ille cum curru ist ziemlich wahrscheinlich (Franck 1, 89^b).

Nr. 479. Die Frage, ob Luther oder Agricola die Geschichte von Antonius Tuchers Gespräch mit Kaiser Maximilian vom andern entlehnt hat, ist schwieriger zu beantworten, als Thiele vermutet. Die Predigt, in der Luther auf die Worte Tuchers zu sprechen kommt, ist nämlich 1529 gehalten worden, dagegen erst 1564 durch Aurifaber veröffentlicht. Durch diesen Sachverhalt versteht es sich von selbst, daß Agricola nicht der Entlehner von Luther gewesen sein kann. Andererseits bietet Luthers Predigt die Erzählung etwas genauer, er erwähnt Kaiser Maximilian, jener spricht statt dessen von einem fremden Herrn. Höchst wahrscheinlich hat sich der Reformator, als er den Bericht in die Predigt einfügte, einer ihm längst bekannten Thatsache erinnert, die ihm durch die Lektüre der Sprichwörtersammlung seines Landsmanns wieder näher gerückt worden war.

Nr. 480. Die Ansicht Büchmanns, die Redensart „Kunst geht nach Brot" sei von Luther geprägt, wurde neuerdings auch von Neubauer (Böttticher-Kinzels Denkmäler III, 3, S. 114) widerlegt, der zugleich bemerkte, das Sprichwort begegne öfter in den Schriften des Reformators.

Nr. 482. Zur Erläuterung der drei so wenig einem sprichwörtlichen Ausdrucke gleichenden Substantiva kann vielleicht eine Stelle aus Franck 2, 106^a beitragen. Es heißt dort: „Es solten auch zwey nit gleich auß einem fleyschlichen affect vnd hitz einander nemen / vnd sich selbs in so langen dienst nit vbereilen / sonder lang bedencken was man nimer wenden vnnd onwiderbringlich ist / dan man hie keinn rewkauff gibt." Die Zusammenstellung der drei Wörter hat wohl folgenden Sinn: Mit der Ehe, die statt auf reifliche Erwägung nur auf Liebesleidenschaft gegründet ist, hat es eine ähnliche Bewandtnis wie mit dem Ankauf von (noch) ungesponnenem) Leinen.

Damit hat der Unterzeichnete die Erwähnung der verhältnismäßig dürftigen Zusätze erledigt, die er im Augenblicke zu Thieles Arbeit machen kann. Daß sie nicht reichhaltiger sind, ist das Verdienst des Herausgebers. Es würde zu weit führen, wollte man im einzelnen nachweisen, inwiefern durch Thieles Umsicht und Sorgfalt der Sprichwörterkunde

genützt worden ist. Möchte sich an das Werk eine eindringende Weiterforschung anschließen!

Dresden. Karl Renschel.

Schuster Leopold, Fürstbischof Martin Brenner, ein Charakterbild aus der steirischen Reformationsgeschichte. Graz und Leipzig, Ulrich Moser 1898. M. 14.

Der gegenwärtige Fürstbischof von Seckau hat uns in dem vorliegenden umfangreichen Buche eine genaue Schilderung des Lebens und Wirkens eines seiner Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle von Seckau geboten, eine Schilderung, die, abgesehen von mancher unnöthigen Weitläufigkeit, nicht nur vom streng-katholischen Standpunkte allein als wertvoll bezeichnet werden muß.

Bischof Martins Thätigkeit fällt in die für die Geschichte Steiermarks hochbedeutsame Zeit der sogenannten Gegenreformation unter den Erzherzogen Carl II. und Ferdinand II. Während aber unter ersterem die protestantische Religion ihren Bestand noch wahren kann und nur die vorbereitenden Schritte zu ihrer Verdrängung geschehen — wie die Berufung der Jesuiten, die Begründung der Grazer Universität — weiß Ferdinand mit Energie die Rekatholisierung des Landes durchzuführen. Zwei Kirchenfürsten standen ihm dabei zur Seite: Georg Stobaeus und Martin Brenner.

Letzterer ist einer ehrsamen Handwerkerfamilie des schwäbischen Städtchens Dietenheim entsprossen — 1548 geboren — er zeigte frühzeitig Neigung zu kirchlichen Dingen und fühlte sich zum Priesterstande bestimmt. In Ulm, Dillingen, Ingolstadt, dann auf italienischen Universitäten huldigte er mit bestem Erfolge den Studien. 1582 wendet sich der Erzbischof von Salzburg an die Universität von Ingolstadt mit der Bitte, ihm einen gut qualificierten Theologen zu senden (S. 67); es wurde ihm der Doktor der Theologie und Magister der freien Künste Martin Brenner empfohlen, der dem Rufe folgte und in seine neue Heimat zog. Rasch gewinnt er die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten; streng sittlicher Lebenswandel, Gelehrsamkeit und ungewöhnliche Arbeitsfreudigkeit mußten ihn vor manchen seiner Confratres auszeichnen. Schon 1585 wird er zum Bischof von Seckau ernannt und in dieser Stellung — durch Ernennung zum Generalvikar der Steiermark werden seine Befugnisse weit über die Grenzen seiner Diözese ausgedehnt — wirkt er nun bis zum Jahre 1615, in welchem er durch Krankheit gebeugt sein Amt niederlegt, um dann schon im nächsten Jahre aus dem Leben zu scheiden. Während seiner dreißigjährigen Amtsthätigkeit hat er voll und ganz seine Pflicht als Seelenhirt und Sohn der römischen Kirche gethan. Diese mußte damals mehr denn je eine streitende sein, galt es doch sich des

gewaltig überhand nehmenden Protestantismus zu erwehren und verlorenes Gebiet zurückzuerobern. Daß es dabei ohne Grausamkeit, Gewissenszwang, Gewalt nicht angehen konnte, kann nur der tadeln, der die Roheit jener Zeiten verkennt und der übersieht, daß die Protestanten das jus reformandi ebenso gewaltsam ausgeübt haben wie die Katholiken. Ein ruhiges Nebeneinanderleben der Konfessionen, wie es heute manchmal möglich ist, war eben für jene Zeit unmöglich; schon deshalb nicht, weil der Gegensatz auch ein politischer gewesen ist. Man erhält aber aus dem vorliegenden Buche den Eindruck, als habe sich Bischof Martin von Gewaltmaßregeln möglichst ferne zu halten verstanden und das Hauptgewicht seiner Thätigkeit auf die Reform der katholischen Kirche in Steiermark selbst gelegt, auf Bildung und Zucht der Geistlichen, Erbauung und Ausschmückung der Kirchen, Unterstützung der Orden u. a. m. Diese Thätigkeit Brenners wird nun hier in der ausführlichsten Weise geschildert, dabei die Darstellung oft stark überladen und der Fluß der Erzählung empfindlich gestört. Es mag aber zur Entschuldigung des Verfassers bemerkt werden, daß er durchaus jungfräulichen Boden bearbeitete und sich wohl oft nicht entschließen konnte, mühsam gewonnenes Materiale unbenutzt zu lassen. Ein ganz unbefangenes Urteil über die Vorgänge jener Zeiten abzugeben, ist dem Verfasser allerdings nicht möglich; z. B. sagt er (S. 497) . . „wir staunen über die Leichtigkeit, mit welcher die Reformation Innerösterreichs vollbracht wurde. Eine so rasche und friedliche Rückkehr der Volksmassen wird nur aus dem Umstande erklärlich, daß die neue Religion dem Volke größtenteils aufgezwungen worden war und die religiösen Bedürfnisse der Menge nicht befriedigte." Man kann höchstens von „Schnelligkeit" der Gegenreformation reden und diese hing wohl von anderen Ursachen ab.[1])

Wir erhalten jedenfalls ein vollständiges Bild des Mannes und seines Charakters durch die vorliegenden Seiten; es ist durchaus anmutend und sympathisch. Ja selbst dem Aberglauben seiner Zeit steht Brenner höchst skeptisch gegenüber (S. 640), während sein Biograph dreihundert Jahre später von „merkwürdigen Begebenheiten" spricht, die „teilweise auch, wie es scheint, in das übernatürliche Gebiet hinübergreifen

[1]) Das ziemlich gleichzeitig erschienene Buch von J. Loserth „Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert" (Stuttgart, Cotta 1898) behandelt zu einem kleinen Teile dieselbe Zeit und dieselben Verhältnisse wie unser Werk; Loserth schließt bereits mit dem Jahre 1590. Selten kann man einen so drastischen Beleg für den Spruch finden „si duo faciunt idem . . ." Man vergleiche z. B. die Darstellungen des Landtages von 1565 (Loserth S. 128 ff., Schuster S. 147 ff.). Beide Verfasser irren, indem sie die Frage der Austreibung der Protestanten für eine Frage des „Rechts" ansehen — und da mißbilligt Loserth und billigt Schuster — während sie nur eine Frage der Macht oder Gewalt gewesen ist. Man wird aber trotz aller oben hervorgehobenen Mängel an der Darstellung Schusters mehr Befriedigung finden. Es überrascht,

und den unmittelbaren Einwirkungen des bösen Geistes zugeschrieben werden müssen" (S. 627). Bischof Martin verstand es, wenn er es für nötig hielt, gegen Rom die Selbständigkeit seiner Diözese zu wahren (S. 657). Gern wird er von Ferdinand zu politischen Vertrauensstellungen verwendet, so reist er zum Reichstage von Regensburg 1597/98, so wird er auch bei Regelung von Familieninteressen der Habsburger herangezogen (S. 727 ff.). Er sorgt für die Errichtung des Ferdinandeums in Graz, für die Vervollständigung der Universität; er errichtet im Bischofshofe in Graz eine wertvolle Bibliothek (S. 728).

Seine litterarische Thätigkeit ist lediglich paränetischer und polemischer Natur. Sie entspringt nicht einem litterarischen Bedürfnisse, sondern lehnt sich eng an sein Wirken an; Verfasser berichtet darüber eingehend unter zum Teile unverkürztem Abdrucke der Stücke S. 260—275 und 766—829; interessant ist besonders der „Warnungsbrief" an Propst und Capitel von Seckau (S. 260 ff.).

Zum Schlusse faßt der Verfasser in kurzen Worten die Bedeutung des Mannes für das katholische Leben in Steiermark zusammen und macht darauf aufmerksam, wie so manches in unserer Zeit Erhaltene auf Bischof Martin zurückgehe (S. 889).

Am Ende des Werkes finden sich ein sorgfältiges Register und der Abdruck der Instruction für den Nuntius Portia ex 1592.

Prag. O. Weber.

Borinski Karl, Lessing. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900. 2 Bände. A. u. d. T.: Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien 34. und 35. Band. Je M. 2.40.

Einen wissenschaftlichen Fortschritt bedeutet Borinskis Lessingmonographie nicht. — Ob das Buch ein „unentbehrlicher Bestandteil" der Bibliothek aller Gebildeten werden wird (wie der Verleger meint), bleibt abzuwarten, zumal der Verfasser bei der Disposition, der er folgt, seinem Buche das schwer macht. Borinski giebt kein plastisches Bild der Kolossalfigur Lessing, sondern behandelt in vier getrennten Büchern: Den „Litteraten", den „Dramatiker und Dramaturgen", Lessings Bestrebungen auf

daß Loserth der bedeutungsvollen Persönlichkeit Brenners so wenig Beachtung schenkt — wenn Referent nicht irrt, nur an zwei Stellen (im Register kommt sein Name überhaupt nicht vor). Litterarhistorisch interessant sind die Ausführungen über die litterarische Fehde zwischen Universität und Stiftsschule (S. 486–501). Auf den „verbesserten" kleinen Katechismus Luthers, von Sigm. Ernhofer verfaßt, antwortet der Tübinger Doktor Jakob Heerbrand. Es folgt der „evangelische Wetterhahn" von Seiten der Jesuiten, worauf Heerbrand seine „Pfropfung und Abfertigung" setzt. Auf weitere Streitschriften der katholischen Partei antwortet Heerbrand mit dem „Dank und Abdank". Ebenso erwähnenswert ist die litterarische Fehde, die der Pöllauer Propst Peter Muchitsch entfesselte (S. 547—555).

dem Gebiete von „Kunst und Altertum“ und in einem letzten Buche den „Theologen“. Wir sehen verschiedene Seiten von Lessing; aber nicht den Lessing, der bei der Fülle seiner geistigen Interessen diese Gebiete umspannt. Und über den Theologen Lessing darf man wohl auch anderer Meinung als Borinski sein.

Die Vertraulichkeit, mit der Borinski seine Rede vom Gelde Lessing in einem Privatissimum hält, erscheint befremdlich: „Armer deutscher Kleinstädter, der du von deinem Leipziger Dachstübchen aus die ganze Welt durchreisen wolltest. Du warst“ u. s. w. (1, 23 f.); ebenso wenn Borinski gutmütig bedauernd von Lessing, dem „armen Jungen“ (1, 19) und seinem Vater, dem „guten Alten“ (1, 10) spricht. Zu dem edleren Stil einer Monographie gehören auch nicht Worte und Wendungen, wie: Berühmtheitsmätzchen (1, 13), Fakultätsschmöcker und Konsistorialtröster (1, 23), patentierte Autorität (1, 30), im Krawall liegen (1, 31), professionelle Litteraturmache (1, 32), der ehrenwerte Pariser Allerweltsschulrektor (1, 47), Unsterblichkeitsvorausnahme (1, 60), der bekannte Halberstädter Musenonkel Gleim (1, 64), die geistigen Thronrechte des Unterrocks (1, 98), Shakespearefexe (1, 110), etwaig (1, 117), leisetreterische Theorie (1, 118), Damenschlafzimmerluft (1, 119), unser Rührungsdramaturg (1, 119), Leckerbissen, an denen er (Voltaire) sein ganzes Leben lang lutscht (2, 6), u. s. w. u. s. w. Im ersten Abschnitte seines Buches zeigt Borinski eine leidige Vorliebe für das Wort: Officiell. Meier hebt den Messias „Officiell in den Himmel“ (1, 35); Lessing machte Bodmer „mit officieller Höflichkeit lächerlich“ (1, 36); Langes Horazübersetzung ist die „gleichsam litterarisch officielle deutsche Horazübersetzung“ (1, 38); „officielle Vertreter“ (1, 39); Voltaire schreibt einen „officiellen Brief“ (1, 44); die Akademie ist „des Königs officielles französisches Schoßkind“ (1, 45). — Solche Ausdrücke sind kein Zeichen eines lebhaften, jugendfrischen Stiles, sondern abgeschmackt. Eine Konstruktion, wie wir sie Band 1, 11 lesen, ist auch nicht empfehlenswert: Lessings Mutter erweist sich als nichts weniger denn als die sonnige Hüterin und Jugendgespielin des Genius, als welche u. s. w.

Bei Gelegenheit des: Vademecum spricht Borinski von „heutigen Berliner Auffassungen“ (1, 37). Diese heutigen Berliner Auffassungen beruhen wohl im Wesentlichen auf der wenig gegründeten Meinung Fischs über den Generalmajor von Stille ꝛc.; ich bekenne mich nicht zu ihr, und glaube auch nicht an eine allgemeine Geltung dieser Hypothese in Berlin.

Daß Mylius zu Lessings Leipziger Zeit in Gottscheds „Auftrag und Solde journalistisch thätig war“ (1, 31), bleibt zu bezweifeln, wenn man an das Schlußstück der „Hällischen Bemühungen“ denkt. So ließe sich im Einzelnen manche Berichtigung geben; es wäre wohl auch zu wünschen, daß selbst im Rahmen einer kleineren Monographie ein

Mann wie Kästner genannt würde, zumal des Mathematikers Klemm (1, 17), der vielleicht Klimm heißt, gedacht wird.

Borinskis Arbeit würde den ruhigen Leser mehr ansprechen, wenn einzelne Worte seltener durch Gänsefüßchen hervorgehoben wären, und der Verfasser die Form des Superlativ nicht so häufig verwendete.

Berlin. Ernst Consentius.

Grundmann Joh., Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1900. M. 3.

Vorliegendes Werk ist durch seine sorgfältige Einzeluntersuchung ein wertvoller Beitrag für eine Beurteilung des „Geographen“ Herder, trotzdem es sich im Wesentlichen nur auf das Herdersche Hauptwerk, auf die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ [1]) beschränkt. Nur nach einer genaueren Kenntnis der in damaliger Zeit vorhandenen Quellenschriften, die übrigens Herder in den Fußnoten seiner „Ideen“ sehr gewissenhaft notiert, wird man im Stande sein, die Verdienste Herders für die geographischen Wissenschaften gebührend würdigen zu können, zumal dieselben erst in neuerer Zeit wieder in das rechte Licht gerückt worden sind. So sucht der Verfasser im Einzelnen festzustellen, was Herder an Thatsachen und Fortschritten in diesen Wissenschaften vorfand, wie er die Ergebnisse derselben verarbeitete und inwiefern er über das Gegebene hinausging, wie er besonders in seinen ethnographischen und physikalisch-geographischen Betrachtungen seiner Zeit weit vorauseilte und in seinen anthropogeographischen Ideen Ausblicke wagte, die erst in unseren Tagen eine Verwirklichung fanden. Daß Herder gerade in seinen „Ideen“ auf die Benutzung eines reichen Quellenmateriales angewiesen war, ist selbstverständlich; er war eben kein selbständiger, pfadfindender Forscher, sondern ein mehr reproduktiver als produktiver Denker, begabt allerdings mit einem „tiefen und feinen Sinn für den Geist der Völker, ihre ganze Entwickelung im Empfinden, Denken, Wirken und Leben“. Herders Quellen lassen sich nur selten als geographische Schriften erkennen, sie tragen vielmehr einen kompilatorischen Charakter. Das lag in den Zeitverhältnissen, in denen man die Geographie als besondere Wissenschaft noch nicht kannte und das geographische Material, wie es Herder brauchte, nur mit geschichtlichen, statistischen und geologischen Thatsachen verknüpft vorfand.

Im ersten Teile seiner Arbeit sucht der Verfasser zunächst die philosophischen und in wenigen Worten auch die naturwissenschaftlichen Einflüsse auf Herders geographische Anschauungen darzulegen, und zwar

[1]) Nicht wie Verfasser citiert „Ideen zur Geschichte der Menschheit“.

glaubt er in der eigenartigen Verquickung Leibnizscher und Spinozistischer Ideen den letzten Grund für die einheitliche Auffassung der gesamten Natur und der in ihr wirkenden Kräfte zu erkennen, wie sie besonders in dem ersten Teile der „Ideen" hervortritt. Auch für Herder erscheint die natürliche Welt in der Kontinuität vom niedrigsten Wesen bis hinauf zum Menschen in Schöpfungsakten von einem immanenten Gotte hervorgebracht. Vom Himmel zur Erde, vom Unorganischen zum Belebten, von der Pflanze zum Tiere und Menschen schreitet daher seine Betrachtung weiter, überall analoge Bildungen erblickend, bis die Organisation sich gleichsam nahe ihrer Vollendung im Menschen verdichtet.

Aus diesem organischen Zusammenhange folgt für Herder auch die Einheit des Menschengeschlechtes und der Begriff der „Menschheit", indem er, weit über die Anschauungen seiner Zeit, auch über die eines Jacobi, Schiller und W. von Humboldt, hinausgehend, diesem Begriff zugleich eine umfassendere, universelle Bedeutung giebt. Verfasser unterscheidet eine dreifache Grundlage dieses Begriffes bei Herder. Sie ist zuerst eine geographische, und zwar insofern, als Herder überall die Örtlichkeit der Erscheinung in Erwägung zieht und darauf hinweist, wie nur ethnographische Momente und Wirkungen des Klimas und des Bodens, nicht aber anatomisch-physiologische Merkmale einen Unterschied zwischen Kultur- und Naturvölkern ausmachen. In der philosophischen Grundlage des Menschheitsbegriffes nähert sich Herder der Humboldtschen und Schillerschen Auffassung, welche die Einheit der Menschheit in der Eigenart der geistigen Organisation erblickt, ihr aber zugleich auch eine bestimmte Abgrenzung nach unten, gegen das Reich der Tiere giebt. Die dritte, die religiös-ethische Grundlage erkennt er in der „Humanität", die ihm ausschließlich der Zweck der Menschennatur und zugleich auch das Band ist, das die eine Menschheit verbindet. In den philosophischen Anschauungen seiner Zeit wurzelt auch die teleologische Auffassung Herders, die sich besonders in den anthropogeographischen Teilen der „Ideen" widerspiegelt, überall aber den Stempel der Mäßigung und vorsichtigen Einschränkung trägt. Zu diesen Quellen allgemeinerer Art rechnet Verfasser ferner jene Menschheitsgeschichten, wie sie jener Zeit so charakteristisch sind und von denen sicher die von Iselin, Zimmermann und Falkoner vorgelegen haben, und vor allem, was uns in der Zeit der großen Cookschen Expeditionen nicht wundern kann, auch die großen Reisebeschreibungen, die Herder teils im Original, teils in Übersetzungen, teils in Auszügen und Berichten von Zeitschriften benutzte. Am Schluß dieser allgemeineren Bemerkungen gedenkt Verfasser noch des Verhältnisses Herders zu dem „Geographen" Kant. Mit Recht sucht er die selbständige Bedeutung Herders auch in dieser Beziehung zu wahren gegenüber den Versuchen, Herders geographische Arbeiten auf die Stufen des Plagiats herabzuwürdigen. Sonst enthalten diese Ausführungen über den prinzi-

piellen Gegensatz der beiden Männer nichts neues. Wir finden eine eingehendere Behandlung dieses Punktes, die auch die geographischen Seiten nicht übersieht, in dem trefflichen Aufsatze von Eugen Kühnemann (Kürschners Nationallitteratur, Band 77), den der Verfasser, wie er selbst angiebt (Anmerkung S. 2), leider erst bei Beendigung seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hat.

Der größte Teil der spezielleren Untersuchungen ist nun den Quellen zu den astronomisch- und physikalisch-geographischen, sowie den ethnographischen und anthropogeographischen Bemerkungen Herders gewidmet, die besonders in ihrem letzten Teile für den Geographen viel Anregendes bieten, hier aber übergangen werden müssen. Verfasser hebt in diesen Ausführungen vor allem Herders kritisches Verfahren hervor, das ihn nicht nur bei der Auswahl seiner Quellen im allgemeinen, sondern auch bei der Beurteilung derselben im einzelnen leitete. Es war dies in jener Zeit umso verdienstlicher, als die Meinungen über geographische und ethnologische Fragen oft so widersprechend waren, daß es schwer ist, sich in dem Wirrsal von gegenteiligen Behauptungen zurecht zu finden. So schließt Herder von vornherein alle Quellen aus, deren Glaubwürdigkeit nicht ganz einwandsfrei erschien. Zugleich kommt es ihm bei der Auswahl der Quellen darauf an, nur die besten Reisebeschreiber zu befragen, die sich durch ihre wissenschaftliche Vorbildung und gute Beobachtungsgabe auszeichneten. Vor allem aber ziehen ihn die Reiseberichte an, deren Verfasser mit liebevollem Verständnis die Völker auch der niedrigsten Kulturstufen betrachten, während er die nüchternen, tagebuchartigen Berichte vollständig ausschließt. Wo das Prinzip der primären Quellenbenutzung anwendbar ist, sucht er ihm gerecht zu werden, was ihn aber nicht hindert, statt der Originale auch gute Übersetzungen zu benutzen, besonders dann, wenn sie mit Anmerkungen und Erläuterungen ausgestattet waren. Überall aber zeigt eine Quellenuntersuchung wie die des Verfassers, daß Herder in allen Punkten auf der Höhe seiner Zeit stand, daß er mit den besten Quellen vertraut war und es meisterhaft verstand, das Markante, Große und Wichtige im Leben und Treiben der Völker herauszuheben.

Dresden. Bernhard Richter.

Willibald Alexis Erinnerungen. Herausgegeben von M. Ewert. (Aus dem 19. Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von K. E. Franzos. IV.) Berlin, Concordia 1901. geh. M. 8, geb. M. 10.

Die „Erinnerungen" von W. Alexis, aus verschollenen Zeitschriften neu veröffentlicht, versprachen ein litterar- und kulturhistorisches, reichhaltiges Werk zu geben. Unwillkürlich erhoffte man ein Seitenstück zu

den Memoiren eines gleichalterigen anderen Breslauers: zu Holteis „Vierzig Jahren“. Diese Erwartung wird getäuscht. Der Meister des historischen Romans hatte nicht jene harmlose Freude am einfachen Erlebnis, die den Dichter der „Vagabunden“ und des „Christian Lammfell“ zu einem so amüsanten und doch lehrreichen Erzähler macht. Mehrmals berühren sich die Kapitel beider Bücher: Alexis und Holtei erzählen von der Belagerung Breslaus, vom Berliner Volkstheater (Holtei 3, 252 f., Alexis S. 359 f.); beide haben von Besuchen in Weimar zu erzählen (Alexis S. 282). Aber wo Holtei die Figuren anschaulich hinstellt, scheint Alexis nur Material für einen künftigen Roman zu sammeln. Am höchsten steht denn auch das Stück, das sich selbst als ein Abschnitt des großen historischen Romans der Befreiungskriege darstellt: die packende Schilderung der Kosacken (S. 29 f.). Dagegen ist die umfangreichste Partie, „Mein Marsch nach Frankreich“ (S. 54 f., schon in der „Vossischen Zeitung“ 1899 veröffentlicht) trotz hübscher Einzelzüge merkwürdig matt ausgefallen.

Aber auch die litterarhistorischen Abschnitte erinnern mehr an die blassen Aquarelle der Lewald und Genossen als etwa an die scharfe, freilich auch parteiische Darstellung in den „Denkwürdigkeiten“ Wolfgang Menzels. Kaum einmal erhalten wir ein vertieftes Charakterbild. Über Holtei (S. 375), Saphir (S. 381), W. Müller (S. 298), W. Neumann (S. 308), L. Robert (S. 352. 377) erfahren wir kaum neues. Hervorheben möchte ich, daß Alexis' Charakteristik Hauffs (S. 300) mehr zu meiner eigenen Auffassung (in der „Deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts“) als zu der traditionellen Schönmalerei stimmt.

Allgemeine Betrachtungen interessanter Art finden sich häufiger: über die eigentlich „historische Zeit“ für das deutsche Drama (S. 321), ebenfalls mit meiner Meinung a. a. O. übereinstimmend, über die fatalistische Tendenz (S. 323. 350), über den Umschwung des Theaters von der moralischen Anstalt zum Unterhaltungsmittel (S. 342), über die ersten Tagesblätter (S. 374), über die Ritterstücke (S. 326 f.) und die Shakespearisierend-ironische Richtung (S. 350). Überhaupt mag die Theatergeschichte noch das Meiste profitieren (Graf Brühl S. 336, Devrient S. 331, P. A. Wolff S. 333 — Angely S. 367 — Raimund S. 369, Henr. Sontag ebenda, Beckmann S. 372, Schmelka S. 373). — Ein interessantes, fast vergessenes Beispiel internationaler litterarischer Beziehungen giebt der Bericht über Alexis' berühmte Mystifikation „Walladmor“ (S. 266 f.).

Ewerts Einleitung, liebevoll ohne krankhafte Übertreibung, hält sich auf dem gleichen Niveau: ganz gut geschrieben, ohne auffallende Unrichtigkeiten, aber auch ohne Vertiefung der Auffassung und ohne den Versuch, die litterarischen Hintergründe neu aufzubauen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Hebbels Werke. Herausgegeben von Dr. Karl Zeiß. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig und Wien, o. J. Bibliographisches Institut. M. 8.

Nach der ersten, von Kuh im Jahre 1865 veranstalteten Ausgabe der sämtlichen Werke Fr. Hebbels, die dann von H. Krumm 1891 neu bearbeitet und erweitert wurde, ist nunmehr — 36 Jahre nach dem Tode des Dichters — auch eine Auswahl seiner Werke in der bekannten Meyerschen Klassiker-Bibliothek erschienen. Diese kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe enthält in vier Bänden eine reichliche und verständig angeordnete Auswahl und kann jedem Litteraturfreunde empfohlen werden.

Von den vier Bänden der Ausgabe bringen drei fast den ganzen dramatischen Schatz des Dichters. Band 2 enthält: Judith, Maria Magdalene, Michel Angelo, Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring. Im nächsten Bande folgt die Tragödie der Nibelungen. Nachträglich ist in einem besonderen Bande noch Genoveva und Herodes hinzugefügt. Das ist für eine volkstümliche Ausgabe alles, was man verlangen kann. Ausgeschieden sind die Fragmente, auch die abenteuerliche Julia und die verunglückte Tragikomödie sind vorsichtigerweise fortgelassen, desgleichen die beiden phantastisch-allegorischen Komödien, die einem einfachen Geschmacke widerstehen. Ebenso reichlich ist die lyrische Auswahl. Die Gedichte sind von Dr. Zeiß in drei Gruppen geordnet, von denen die erste die Lieder und Balladen, die zweite die Sonette, die dritte die Epigramme und was dazu gehört, enthält. Innerhalb dieser Gruppen sind die Gedichte hier zum erstenmal chronologisch geordnet. An die Gedichte schließt sich das moralische Epos „Mutter und Kind“ an, das beliebter und bekannter geworden ist als die meisten Gedichte. Die Auswahl der prosaischen Schriften ist natürlich knapper gehalten, aber auch nicht zu spärlich bemessen: einige Erzählungen und Novellen, ein paar ästhetische Aufsätze und vor allem das meisterhafte biographische Bruchstück „Meine Kindheit“ lassen Hebbel auch als Prosaiker zu Worte kommen.

Die kritische Arbeit, die der Herausgeber geleistet hat, ist mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt. Überall ist der Text der ersten Drucke hergestellt. Bei den Gedichten, die nach der von Hebbel selbst besorgten Ausgabe von 1857 besonders erschienen sind, sind die Handschriften im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar verglichen worden. So lesen wir denn einen sauberen Text, der auch einer volkstümlichen Ausgabe zur Zierde gereicht.

Die Erläuterungen und Einleitungen, die Dr. Zeiß den einzelnen Stücken beigefügt hat, sind für eine kleine Ausgabe ziemlich ausführlich gehalten. Die litterarhistorischen Notizen enthalten alles Nötige; angenehm ist auch der häufige Hinweis auf die vorhandene Hebbellitteratur, sowie die Angaben über die einzelnen Aufführungen der Dramen. Bei einer

Persönlichkeit von der Eigenart und komplizierten Natur Hebbels war es ganz angebracht, die nötigen Erklärungen nicht zu sparsam zu geben, um dem Leser Verständnis und Einsicht zu erleichtern. Doch hin und wieder hätte ich gewünscht, daß der Verfasser statt der gelehrten Sorgfalt, die alles registriert, eine einfachere, frischere und volkstümliche Darstellung geboten hätte. Das gilt besonders für die Lebensbeschreibung, welcher Kuhs treffliche Biographie als Vorlage gedient hat. Hier ist die Darstellung in der sorgfältigen Aufreihung aller Lebensereignisse mitunter chronikenartig steif geraten; Hebbels Lebensbild tritt nicht anschaulich und plastisch genug hervor, wie man es bei einem Buche gewünscht hätte, das für weitere Kreise bestimmt ist. So mußten z. B. die Perioden in der Entwicklung des Dichters schärfer begrenzt werden. Nur gelegentlich weist der Verfasser darauf hin, daß mit „Herodes und Mariamne“ eine Wandlung beginnt.

Der ästhetische Standpunkt, den Dr. Zeiß vertritt, ist unbefangen und maßvoll. Er würdigt die Bedeutung des kühnen Dramatikers, ohne in den Ton der Hebbelfanatiker zu fallen. Ich teile seine Auffassung und möchte von den Bedenken, die sich nur auf einzelne Stellen beziehen, einige hier zum Schluß erwähnen. Etwas prüde klingt Band 2, S. 4 die Bemerkung über Judith. Dr. Zeiß findet die Art störend, wie der Charakter der Judith im fünften Akt sich in ganzer Nacktheit exponiere. Aber bei einer so ungeheuren That würde jedes Verschleiern und Mildern der wahren Motive eher schädlich wirken und den tragischen Charakter der Heldin schwächen. Widerspruch erregt auch die Bemerkung Band 2, S. 307, daß im Ring des Gyges derselbe tragische Konflikt wie in der Bernauerin dargestellt werde. Dieser Vergleich erscheint mir künstlich; in der Hauptsache ist Gyges vielmehr eine eheliche Tragödie, in der ein ähnlicher Konflikt wie im Herodes behandelt wird. In der Einleitung zu den ästhetischen Aufsätzen vermißt man eine klare Darlegung der Haupt- und Grundsätze der Hebbelschen Kunsttheorie. Übrigens ist Hebbel nicht gelegentlich (Band 3, S. 310), sondern in wesentlichen Stücken (Entstehung des tragischen Konflikts, Begriff der tragischen Schuld und Versöhnung) von Hegel beeinflußt worden.

Rathenow. Karl Böhrig.

J. Schwering, Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses dargestellt. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern. Paderborn, F. Schöningh 1900. M. 8.

Schwerings auf gründlicher Kenntnis beruhende und mit liebevoller Sachlichkeit geschriebene Biographie des trefflichen Westfalendichters ist unter einem doppelten Gesichtspunkte mit Freuden zu begrüßen: an sich

als litterarhistorische Leistung, und symptomatisch als ein Fortschritt in der tendenzlosen Behandlung katholischer Schriftsteller. Durch Jahrzehnte war Hüffers ausgezeichnetes Werk über Annette von Droste fast die einzige Darstellung einer gläubig-katholischen Dichterbegabung, die sich von den tendenziösen Übertreibungen und Retouchen der Gruppe Diel-Kreiten-Keiter freihielt. Ist doch Keiter, obwohl er immer noch viel ruhiger und objektiver ist als die Biographen Brentanos, nicht damit zufrieden, daß ein anderer Kritiker Fr. W. Weber mit Sophokles verglich: „das genügt nicht, denn die Welt des Sophokles ist eine zu beschränkte“ (Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands S. 207). Ein solcher Überschwall war begreiflich als Reaktion gegen die nicht wegzuleugnende Ungunst, die den katholischen Poeten vielfach in den Litteraturgeschichten zu Teil ward; aber da glücklicherweise hier der rein kulturkämpferische Standpunkt immer mehr zurücktritt, muß auch auf der Gegenseite jene ungesunde Überschätzung gewisser gläubiger Talente weichen, die nur als „ein Akt der Selbsthilfe“ (Keiter S. V) erlaubt war.

Schwering nimmt bei aller entschiedenen Sympathie für den Dichter und seine Weltanschauung — und wer könnte dieser prächtigen, in Wolframs Sinne „einvalten“ Persönlichkeit seine Zuneigung versagen? — die Entwicklung Webers eben einfach als ein litterarhistorisches Problem. Eine kurze Übersicht schildert die einheimischen Vorläufer Webers, wobei auf einen Versuch, das ihnen Gemeinsame, den eigentlich landschaftlichen Charakter herauszuholen verzichtet wird. Fast ergreifend wirkt eine kurze einmalige Begegnung des Knaben mit Annette von Droste (S. 22). Der Försterssohn wächst auf wie der rechte typische deutsche Jüngling: er vollzieht an Buttmanns Grammatik (S. 25) eine Exekution wie die Jungen in Chamissos Cyklus; er dichtet Hölty, Matthisson und Schiller (S. 34) nach; er spielt die Guitare (S. 40. 53) und verfertigt auf der Universität eifrig Carmina (S. 52), worunter eine Hermannsschlacht (S. 65). Er ist europamüde (S. 62) und ruft nach einem Tell: „an Geßlern fehlt es nicht!“ (S. 68). Uhland wird für ihn, wie für Hebbel und Grillparzer, der Führer zu selbständiger Lyrik und leitet ihn weiter zu den Minnesingern (S. 69), deren Art auf den Spruchdichter nachhaltig gewirkt hat. In Breslau wird G. Freytag (S. 74 f.) sein Duzfreund, wogegen Hoffmann von Fallersleben (S. 76), wie später die (von Schwering ungerecht beurteilte) Gräfin Hahn (S. 85) seiner ernsten soliden Art wenig zusagt. Heine dagegen (S. 86 f.) reizt ihn wohl durch seine Frivolität zum Widerspruch, durch die von den Heinianern verhudelte Manier zur Parodie (S. 88 f.; ich kann die Gedichte nicht so witzig finden wie G. Freytag und der Biograph), wird aber doch in seiner poetischen Genialität mit einer Unbefangenheit anerkannt, wie sie dem ultramontanen Poeten und Kritiker damals noch gestattet war. Auf Webers Versbehandlung hat er dauernd gewirkt wie Tegnér (S. 98)

auf seine Auffassung und Darstellung des germanischen Altertums. — 27 Jahre alt macht Weber seine erste Eisenbahnfahrt (S. 96), erfährt von einer italienischen Reise (S. 106) wenig tieferen Eindruck und läßt sich dann (S. 110) als Arzt nieder. Er nahm es mit seinem Beruf sehr ernst und es ist rührend, zu lesen, wie die Kranken sich noch vertrauend an das Bett des totkranken achtzigjährigen Greises drängen. — Der entschiedene Anhänger der katholischen Weltauffassung entwickelt sich vom „Demokraten" zum Parteigänger des rechten Centrums (S. 135. 170) und wird ein pflichtgetreuer ultramontaner Abgeordneter im Kulturkampf (S. 242). Spät und plötzlich macht ihn „Dreizehnlinden" berühmt. Seine Landsleute verehren ihn wie seine Parteigenossen; adelige Freunde geben ihm ein Schloß gleichsam zu Lehen, bis er doch wieder in ein blumenumgebenes eigenes Haus zieht; häusliches Glück und treue Arbeit geleiten den prächtigen Mann mit den schönen grundehrlichen Augen bis zum Ende seiner einfach-schönen Laufbahn.

All dies wird schlicht und gut erzählt, mit reichlichen brieflichen Quellenbelegen. Den Charakteristiken von Webers Freunden würde man öfters (z. B. S. 329) mehr Relief wünschen; dagegen tritt die eigene Persönlichkeit des Dichters aus der Erzählung Schwerings, der ihm nahe trat (S. 371 f.), mit erfreulicher Deutlichkeit hervor.

Die litterarhistorische Würdigung versäumt es nirgends, auf die Vorbilder oder Vorgänger Webers einzugehen, unter denen besonders noch Tennyson (S. 208. 241) neben Uhland und Tegnér zu nennen ist. Gern vergleicht der Verfasser auch mit einem kurzen Umblick in der Weltlitteratur andere Darstellungen verwandter Motive (z. B. die Balderfeier S. 285, das Lob des Klosterlebens ebenda). Eine gewisse apologetische Tendenz beirrt doch auch ihn zuweilen; aber es ist mehr die des Biographen als die des Parteimannes. So scheint mir der Pessimismus Webers doch schwer zu leugnen. Ich nenne es pessimistisch, wenn ein Dichter ausruft: „Der Menschen Geschichte ist ihre Schande"; und die tiefsinnigen Verse vom Totlachen (Gedichte, 8. Auflage, S. 136) klingen auch nicht anders. Natürlich hat Webers Weltschmerz die spezielle Färbung des christlichen Weltschmerzes, wie ihn etwa sein Alters- und Namensgenosse Beda Weber typisch vertritt; wie denn doch auch bei Annette (gegen S. 130) die Verzweiflungspoesie nicht vereinzelt ist. — Der Übersetzer Weber (S. 169) scheint mir doch etwas zu stark gelobt; man stelle nur neben seine Wiedergabe der Grabschrift aus der Melrose-Abtei (S. 191) diejenige Fontanes! — „Goliath" (S. 356 f.) mag neben Tennysons „Enoch Arden" (S. 368) sich wohl behaupten; aber was es an Größe der Gesinnung voraus hat, büßt es wieder durch Trockenheit der Zeichnung ein.

Das Hauptinteresse des Litterarhistorikers konzentriert sich natürlich auf „Dreizehnlinden" (S. 245 f.). Wir erhalten hier dankenswerte Mit-

teilungen über des Dichters Art zu arbeiten: seine Lokalisierung (S. 249), seine historischen Studien (S. 253), seine Arbeitsweise selbst (S. 267); wie seine frommen Genossinnen Annette und Luise Hensel schrieb er auf jede Art Papier (S. 268), sogar auf Tabakdüten (S. 122). Stilistische Eigenheiten wie die Alliteration (S. 315) und die knappen Ausrufe (S. 312), metrische wie die Behandlung des Trochäus (S. 312 f.) werden beachtet. Bei der Frage der litterarischen Vorbilder (S. 259) hört man wieder etwas deutlich den Apologeten. Der Einfluß Scheffels, den Schwering im wesentlichen (S. 261) ablehnt, scheint mir doch unbestreitbar. Es handelt sich nicht nur um Einzelheiten, sondern um die ganze eigentümliche, ziemlich genau berechnete Mischung von Epik, Lyrik und Didaktik, die in dieser Art keine andere episch-lyrische Dichtung der Zeit (S. 245) besitzt, am wenigstens Tegnér, aber auch nicht der unlyrische Freytag (S. 260). Auch beschränkt sich die Ähnlichkeit der Klosterschilderungen in beiden Werken keineswegs „auf die unbestreitbare Thatsache, daß in beiden — Mönche auftreten" (S. 262). Scheffel hat die verschiedenen Typen des mittelalterlichen Mönchs in sorgfältiger Abtönung nebeneinandergestellt („Ekkehard", 4. Auflage, S. 17 f.); Weber hat das („Dreizehnlinden", 25. Auflage, S. 41 f.) nachgeahmt. Ferner: Scheffel geht im Anbringen kulturhistorischer Einzelheiten weit über Freytag oder Tegnér heraus, die noch in W. Scotts Weise vor allem das Gesamtkolorit betonen; Weber hat den gefährlichen Weg, der dann zu der Kuriositätenpoesie der Butzenscheibler führte, nach dem Dichter des „Ekkehard" und des „Trompeters" zuerst beschritten. An dem Wert der Dichtung ändert das übrigens nicht. „Dreizehnlinden" steht gewiß höher als viele seiner Vorbilder.

Nur werden auch die Schwächen dieses lyrischen Epos von dem Verfasser etwas zu eifrig gerechtfertigt. Was hilft Webers Erklärung des Eggi (S. 306), wenn die Figur im Gedicht problematisch bleibt? Über die merkwürdige Bekehrung hinter den Kulissen geht auch Schwering (S. 304) leicht hinweg. Tendenz steckt wohl sicherlich genug in dem Gedicht (trotz S. 310); wie sollte sie bei einer so didaktischen und bei einer so leidenschaftlichen Natur fehlen? Wohl ist Weber nicht parteiisch gegen die Heiden — sie sind ihm ja nur die noch nicht bekehrten Sachsen. Aber parteiisch ist er durchaus gegen die Franken, die ihm der Typus der schädlichen Civilisation sind. An anderer Stelle giebt ja auch der Verfasser selbst Webers „Frankenhaß" (S. 329) zu — das charakteristische Gegenbild zu dem Frankenkultus seines Altersgenossen Victor Hehn.

Webers Lyrik (S. 331 f.) und seine Formen (S. 335) würde ich dagegen noch höher bewerten als Schwering; ihre wuchtige Kraft stellt etwa die Zierlichkeit der Geibelschen Lehrsprüche ganz in den Schatten.

Im einzelnen ist mir wenig aufgefallen, das mir zu berichtigen schiene: die falsche Schreibung „Ratschetkianer" (S. 75) statt „Raczets",

wie sich die Breslauer Burschen nach dem Wirt nannten, der sie beschützt hatte; ein doppelt falsches Citat (S. 79); ein paar Druckfehler (wie S. 161 „dett“ statt „denkt“ u. dgl.). Wichtiger wäre es, mit dem Verfasser darüber zu rechten, ob Elmars Heroismus des Entsagens wirklich dem germanischen Heidentum fremd war (S. 291): man erinnere sich nur der wundervollen Strophen Helgis in der Edda! Und darf das altdeutsche Gerichtsverfahren wirklich des „starren Formalismus“ (S. 292) geziehen werden? „über dem steinernen Sitz sieht man die blühende Linde“.

Dankbar wäre eine zusammenhängende Untersuchung der Strophenformen Webers gewesen. Von der Nibelungenstrophe (vgl. S. 65) strahlt alles aus und noch in den trochäischen Vierzeilern von „Dreizehnlinden“ fühlt man die Nachwirkung dieser königlichen Form.

Und so wäre vielleicht noch an manchen Punkten eine Vertiefung der von Schwering gegebenen Gesichtspunkte, eine Vervollständigung seiner Darstellung möglich. Im ganzen wird man dennoch diese Biographie als abschließend ansehen dürfen; und durch sie ist von nun an der treffliche Dichter von „Dreizehnlinden“ „eine wohlbekannte Persönlichkeit“.

Berlin. Richard M. Meyer.

Hanstein Adalb. von, Das jüngste Deutschland. Leipzig, R. Voigtländer 1900. M. 6.50, geb. M. 8.—.

Nach dem Erscheinen meiner „Deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts“ vernahm ich vielfach den Tadel, ich hätte viel zu viel Namen genannt; in der That meine ich jetzt selbst, einige wären zu entbehren gewesen. Sehe ich aber nun, was für Celebritäten von Hanstein sogar der Ehre eines ikonischen Denkmals in den übrigens sehr hübschen buchzeichenartigen Porträtbändern gewürdigt wurden, so komme ich mir wie ein finsterer Drako vor. Otto Kamp! Paul Friedrich! Konrad Gustav Steller! wer kennt die Völker, kennt die Namen! Freilich fehlen nicht einmal Konrad Alberti und Oskar Blumenthal in diesem Pantheon!

Nun behandelt Hanstein allerdings nur die letzten zwei Jahrzehnte „miterlebter Litteraturgeschichte“. Aber das eben ist so bezeichnend, was ihm alles schon Erlebnis ist! Vernehmen wir, mit welcher Feierlichkeit Mitgliederbestand und Vortragskatalog des Vereins „Durch“ (S. 68 f.) mitgeteilt werden, so schaudern wir bei der Vorstellung, welchen Raum in einer einigermaßen entsprechenden Darstellung unserer klassischen Litteraturperiode die Verhandlungen der Halberstädter einnehmen müßten. Der düstere Ernst, mit dem die Fasti consulares der von dem „genialen“ Meerheimb (S. 321) gestifteten Gesellschaft Psychodrama (S. 323 f.) verkündet werden, läßt uns wenig erwägen, wie viel zu kurz wir bisher etwa den Edlen von Retzer abgefertigt haben. Zwar wird der Verkünder

der „nachhaltigen Wirkung“ von M. Meßners „Joachim von Brandenburg“ (S. 287) fragen, wer der Edle von Retzer war?

Behauptet doch Heute steif und fest,
Gestern sei nicht gewesen.

Das ist das Schlimme an dem Buch. Warum sollte nicht einmal das Experiment gemacht werden, daß jemand alles, aber auch alles, was er von einer bestimmten Litteraturepoche weiß, erzählt, sogar unter welchen Umständen ein von Adalb. von Hanstein verfaßtes (und Brentanos Prager Musikanten merkwürdig ähnliches) Gedicht entstand (S. 87)? Das ist für Einmal nicht ohne Interesse. Aber hinter dieser „Akribie“, die alle Sünden der Goethephilologie weit hinter sich läßt, steht die gefährliche Unfähigkeit, Groß und Klein zu unterscheiden. Die Bedeutendsten, die zu nennen sind, werden in einem (S. 357) eiligen Überblick des Romans teils genannt, teils auch nicht; denn aller Raum gehört den jungen Lyrikern und Dramatikern von Berlin, München (S. 196 f.) und Wien (S. 207 f.). Und wie deren kleinste Produkte umkost werden, das ist nicht nur litterarhistorisch bedenklich, sondern auch so zu sagen litterarpädagogisch. Mit ihren unaufhörlichen Klagen über Vernachlässigung haben gerade unsere Jüngsten allmählich eine verhängnisvolle Verhätschelung erreicht. Ich habe schon in meiner Litteraturgeschichte darauf hingewiesen, wie fast jeder von ihnen seinen laut und unermüdlich trompetenden Leibherold hat; das Äußerste hat in Posaunenstößen R. Furcht für Dehmel geleistet. Aber man lese auch nur in dem übrigens vortrefflich geleiteten „Litterarischen Echo“ die Monographien über lebende Talente — was wird da an pausbäckiger Überschätzung geleistet! Martin Greif hat das Naturbild entdeckt; und Kretzer — der auch für Hanstein (S. 99. 132. 229) „wahrhaft klassisch“ ist — steht neben Zola; und Seidel ist eigentlich ein tiefer Philosoph ... Oder man sehe, was in R. Steiners wirklich thörichtem Schriftchen über die Lyrik der Gegenwart alles für „epochale“ Lyriker aufziehen! Hanstein mag sein Buch immer, wie Wolzogen seine wohl auch demnächst in schöner Ausstattung erscheinenden Vorträge, „Litteraturgeschichte von mir aus“ nennen; die armen Opfer seines Lobes werden doch diese Hymnen für objektive Würdigung nehmen, und wenn der Verfasser (S. 182 und 183) so schön auf der einen Seite Nietzsches Bild bringt und auf der anderen das von — Adam Müller-Guttenbrunn, so werden Leser nicht fehlen, die daraus Dioskuren machen. Sic poma natamus ...

Sieht man von dieser Erbsünde journalistischer Litteraturgeschichtschreibung ab, so bleibt allerlei Hübsches. Hanstein erzählt nicht übel und führt etwa in die Kinderjahre der „Freien Bühne“ hübsch ein; er gliedert nicht schlecht und hat hübsche Kapitelüberschriften: „Die Erstürmung des Theaters“ (S. 112), „Das Wiederwachen der Lustigkeit“ (S. 252). Charakterisieren ist weniger sein Fall; diese mikroskopische

Geschichtsdarstellung arbeitet gar zu gern mit stehenden Formeln wie „fein ausgepinselt“ (S. 288. 292 u. ö.). Sein Urteil ist dagegen — wo es sich nicht um Größenbestimmungen handelt — ganz gesund und z. B. über Hauptmann und Liliencron erfreulich selbständig; falsch scheinen mir etwa Hartleben (S. 261 f.), St. George (S. 352), Schlafs „Meister Oelze“ (S. 229) beurteilt. Eine starke Voreingenommenheit schädigt nur die Stellen, in denen Brahm und Schlenther vorkommen; hier scheut Hanstein (S. 118. 309 u. ö.) weder vor unschönen Andeutungen noch vor unrichtigen Nachrichten zurück. Wie Altenberg (S. 359) unter die Romandichter kommt, ist mir unklar. Die Schlußpredigt (S. 363), mit der Hanstein (S. 358) „zielbewußt abschließt“, klingt so trivial, als ob sie von Eugen Wolff selbst verfaßt wäre. Und das allerdings sehr übersichtliche Register erhält durch die Gründlichkeit seiner Daten („von Gumppenberg, Hanns ... Mitbegründer der Gesellschaft für modernes Leben 202. Parodien 203. 204. Mauthner über ihn 204. Bayrischer Courier über ihn 203 . . .“) fast ein parodistisches Ansehen. Aber das ziehe ich eben mit zu dem experimentellen Charakter. Wie man im kleinen äußerst gründlich, im großen merkwürdig oberflächlich sein kann, wird durch dies Experiment jedenfalls wieder einmal glänzend bewiesen. Und betrachten wir diese „wilden Litterarhistoriker“ „aus der Praxis“, so sind wir vielgescholtenen „zünftigen“ Leute doch wohl berechtigt, auszurufen: „Seht, wir Zahmen sind doch bessere Menschen!“

Berlin. Richard M. Meyer.

Otto Ernst, Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben. In zwei Bänden. Erster Band: Litteratur. Hamburg, Verlag von Conrad Kloß 1896. M. 3.

Infolge verspäteter Einlieferung liegt erst jetzt Otto Ernsts „Buch der Hoffnung“ zur Besprechung vor. Auch die Litteraturgeschichtsforschung darf an diesen, wie den weiter unten zu besprechenden Essays nicht achtlos vorübergehen, denn ihre Verfasser bekunden, obwohl sie zunächst zu einem anderen als wissenschaftlichen Zweck schrieben, doch das ernste Bestreben, sich mit litterarischen Problemen der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit gründlich auseinanderzusetzen. Unter sich ungleich an Wert, enthalten sie manche eigenartige Auffassung, manchen Beitrag auch zur Litteraturgeschichte.

Otto Ernst (O. E. Schmidt), der Verfasser der „Jugend von heute“ ist eine Kämpfernatur, auch auf ästhetischem Gebiet. So nimmt es nicht Wunder, daß einer der Aufsätze betitelt ist: „Die Scheu vor der Tendenzdichtung“. Auch zeitgeschichtlich erscheint das interessant genug. Es ist bedeutsam, daß sich wieder eine energische Stimme für die Tendenzdichtung

vernehmen läßt, nachdem bisher, seit den Tagen der Jungdeutschen, eine an sich wohl berechtigte Scheu vor der Tendenzdichtung bestanden hat. Otto Ernst redet natürlich nicht jener Tendenz das Wort, die sich auf Kosten naiv künstlerischen Gestaltens vordrängt. Davor bewahrt ihn — wenigstens hier in der Theorie — schon seine starke Sympathie für Hebbel, der ja scharf wie kaum ein zweiter diese Richtung bekämpfte. Sein Standpunkt erklärt sich zeitgeschichtlich als eine Reaktion gegen die tendenzlose Verschwommenheit und Spielerei einiger moderner Ästheten. Der Verfasser bemerkt warnend, daß seine Erörterungen auf die gesamte Tendenz, das heißt auf den philosophischen Grundgedanken, auf das Ergebnis der Schlußbilanz einer Dichtung abzielen. Der Dichter müsse sich aber, so fährt er fort, in „einzelnen Momenten" und in „gewissen Charakteren" aus sich selbst herausversetzen. Daraus darf doch wohl der logische Schluß gezogen werden, daß der Dichter sich mit gewissen anderen Charakteren identifizieren soll. Hier geht mir Ernst doch einen Schritt zu weit. Er hätte sich da der Ansicht Hebbels vom höchsten Drama erinnern sollen, jenem Drama, in dem alle Personen Recht haben und in dem der „Held" nicht an seinen „Gegenspielern", sondern vielmehr an einer Idee zu Grunde geht. Die höchste Gattung des Dramas, die Tragödie, erreicht allemal da ihre Vollendung, wo der Dichter seinen Charakteren mit möglichster Freiheit gegenübersteht. Wenn Ernst auch auf die Erstlingswerke Goethes als Stütze seiner Theorie verweist, so ist dem entgegenzuhalten, daß diesen weit mehr die naive Lust am Schaffen von Gestalten trieb als das Bestreben, bestimmte Charaktere zum Sprachrohr politischer und sozialer Ideen seiner Sturm- und Drangperiode zu machen. Bei der Theorie von Ernst liegt die Gefahr nahe, daß auch in ihrem Gefolge der endlich überwundene und von ihm selbst wohl nicht mehr acceptierte Schuldbegriff wieder in die Theorie von Drama einzieht. Doch hat Ernst vor allem die Komödie im Auge und hier läßt sich kaum etwas gegen seinen Standpunkt einwenden. Er kann sich hier mit gutem Recht auf den Meister der Lustspieldichtung, auf Molière berufen.

Die Essays „Fr. Hebbel als dramatischer Dichter", „Ludwig Anzengruber", „Gottfried Kellers Verse" sind aus Vorträgen hervorgegangen und haben den Zweck, für diese Dichter Propaganda zu machen. Da ist natürlich die von Ernst angewandte Methode der „poetisch durchwärmten, in großen Zügen nachkonstruierenden Paraphrase" nur zu rechtfertigen. Über Hebbels dramatische Kunst und über seine einzelnen Dramen sagt er manches schöne und eigenartige Wort (über die Agnes Bernauer S. 140, über die Nibelungen S. 161). Arges Erstaunen hat es mir bereitet, bei Ernst nicht auch die Tragödie: „Gyges und sein Ring" in der ersten Reihe der Hebbelschen Dramen zu finden, wohin sie doch ohne Zweifel gehört. Die Gesamtcharakteristik Hebbels, mit leidenschaftlicher

Energie und wundervoller Anschaulichkeit entworfen, gehört zu dem Besten, was je über den Dichter geschrieben worden ist. Noch nie ist mit solcher fortreißenden Wärme und solcher eindringlichen Klarheit auseinandergesetzt worden, was wir an seinen „Nibelungen" haben. Ich möchte diese Partien besonders denen empfehlen, die es immer noch fertig bringen, Hebbels „Nibelungen" als „mißglückt" zu bezeichnen (siehe z. B. W. Golther in dem Aufsatz „Richard Wagners dramatische Dichtungen im Verhältnis zu ihren Quellen" in „Bühne und Welt" 1, 580).

Wagners musikalische Tetralogie mit der Trilogie Hebbels zu vergleichen, wie es Golther a. a. O. thut, ist so unglücklich wie möglich. Zwei Werke, auf verschiedener Grundlage aufgebaut, mit den grundverschiedensten Mitteln geschaffen und mit verschiedenen Zielen sind schlechterdings nicht vergleichbar. Offenbar wirkt hier immer noch Wagners Urteil über Hebbels „Nibelungen" nach, das man lieber, wie vieles Kritische des Meisters in seinem allereigensten Interesse in der Vergessenheit, wohin es gehört, belassen sollte.

Sein Urteil über Hebbels Verhältnis zu Elise Lensing, das ganz falsch charakterisiert ist, wie über des Dichters konservative Gesinnung, die man nur in einem gewissen weiten Sinne zugeben kann, wird aber Ernst einer Revision unterziehen müssen, wenn er es heute nicht schon selber aufgegeben hat.

In dem Aufsatz über Anzengruber macht es sich Ernst nach einigen einleitenden Bemerkungen über Dorfgeschichte und Dorfkomödie und die Anwendung des Dialekts in der Dichtung zur Aufgabe, zu zeigen, nicht *wie* Anzengruber, sondern *was* er darstellt, also seine Weltanschauung. Es ist im einzelnen sehr fein ausgeführt, wie der Dichter in seinen Werken in immer neuen Variationen die Religion und die Moral seiner Menschen nebeneinanderstellt. Unter Aufdeckung der reichen psychologischen Feinheiten werden all die großen sozialen Fragen, die Anzengruber behandelt, herausgestellt und von allen Seiten beleuchtet. — Der Essay über Gottfried Kellers Verse ist ein kleines Meisterstück lebendiger ästhetischer Analyse. Auch hier war ihm wieder die Hauptsache, die Weltanschauung des Dichters aus seinen Gedichten abzuleiten. Aber indem er das Menschliche in Keller schildert, charakterisiert er auch zum guten Teil zugleich den Dichter. Und wenn er auch Zug für Zug vornimmt, so ergiebt sich doch zum Schluß ein volles und rundes Bild von Kellers lyrischer Kunst. Wenn er mit Entschiedenheit für die noch wenig bekannte Seite des Schweizers eintritt, so behält er doch seine Freiheit des Urteils lyrischen Minderwertigkeiten gegenüber, die sich auch bei Keller finden (S. 255) und fügt den Wunsch nach einer guten Auswahl Kellerscher Gedichte hinzu, die in der That sehr zeitgemäß wäre.

Diesen Charakteristiken von Dichtern schließen sich einige Essays über prinzipielle Fragen und über Zeiterscheinungen an: „Was wollen die

Modernen in der Litteratur?“, „Das litterarische Banausentum“, „Was ist poetische Wahrheit“, die mit wohlthuender Entschiedenheit, mit prächtig charakterisierenden Schlagworten geschrieben sind. Es läßt den starken und lebensfähigen Talenten unter den Modernen volle Gerechtigkeit widerfahren, geht aber mit den kleinen Gernegroßen scharf ins Gericht. Nur in einem Punkt kann ich hier dem Verfasser nicht beistimmen, nämlich der Art, wie er von Nietzsche spricht. Die Verwirrung, die der Philosoph in unreifen Köpfen angerichtet hat, sei zugegeben. Doch wird man Nietzsches Bedeutung auch nicht entfernt gerecht, wenn man ihm geniale Einfälle nachrühmt. Ich möchte hier Ernst auf das verweisen, was sein Landsmann, der Hauptpastor Eduard Grimm, den gewiß niemand zu den Nietzsche-Enthusiasten rechnen wird, über das Positive in Nietzsche sagt. (E. Grimm, „Das Problem Fr. Nietzsches“. Berlin 1899, S. 250 ff.)

Dresden. Karl Zeiß.

Lorenz Max, Die Litteratur am Jahrhundertende. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1900. M. 3, geb. M. 4.

Unter diesem etwas sehr volltönenden Titel sind eine Reihe von Essays zusammengefaßt, die ursprünglich als Litteratur- und Theaterbriefe in den Preußischen Jahrbüchern erschienen. Eine Gesamtbetrachtung über den Naturalismus, für den Lorenz eine ganz neue Formel gefunden zu haben meint, eröffnet die Reihe: „Der Mensch ist den Dingen unterthan geworden. Die Verhältnisse, — das Milieu — beherrschen und bestimmen ihn“. Hier ist mir, wie in der ganzen Abhandlung, der Unterschied zwischen Dichter und Dichtwerk zu wenig festgehalten. Bald bezieht sich die Formel auf den schaffenden Künstler („Hauptmann leidet unter den harten Eindrücken der auf ihm lastenden Welt“), bald auf die Art, wie die Menschen im dargestellten Kunstwerk reagieren. (Hier sind die Menschen unterdrückt von den Dingen, Sklaven der Verhältnisse. Sie können gar nicht aus sich heraus mit Leidenschaft handeln, mit Bewußtsein nach selbstgesteckten Zielen ringen. Das naturalistische Drama kennt nicht das, was man einen „führenden Helden“ nennt. Sämtliche Dramen Gerhart Hauptmanns beweisen das, einschließlich des „Florian Geyer“.) Die ganze Theorie von Lorenz ist auf Hauptmann zugeschnitten. Innerhalb dieses Kreises wird sie aber mit Scharfsinn und Feinheit durchgeführt. Die dramatischen Stilmittel des Naturalismus im Vergleich mit denen des idealistischen Dramatikers sind aber kaum gestreift. Und doch liegt in der ästhetischen Technik ein wesentlicher Unterschied der beiden Richtungen.

Die Theorie führt den Verfasser bei der Betrachtung dichterischer Einzelpersönlichkeiten zu mancher gewaltsamen Antithese. Der Gegensatz zu dem „weiblichen“ Hauptmann ist der „männliche“ Sudermann, eine „für sich stehende, selbständige und selbstherrliche Persönlichkeit von Kraft

und Eigenart". Er hat bereits die ersehnte „vollgiltige historische Tragödie" durch sein „riesiges Können" im „Johannes" geschaffen und „Die drei Reiherfedern", die Lorenz durch eine ausführliche Inhaltsangabe und daran geknüpfte Hinweise auf Goethes Faust und Bismarck zu retten versucht, sind ihm „eine im tiefsten Sinne nationale Schöpfung". Weiter kann man wohl die Verhimmelung nicht treiben. Und was soll uns eine solche Banalität: „Er (Sudermann) schafft mit dem, was man Phantasie nennt."

Lorenzens Stärke ist nicht die ästhetische Kritik, sondern die Ergründung von Problemen, vor allem die Aufdeckung gewisser Beziehungen zwischen Kunst und Weltanschauung. Hier verführt ihn aber sein Hang zum Konstruieren zu recht gewagten Vergleichen und Bildern. „Diesem Öffnen des Fensters („Fuhrmann Henschel") kommt fast eine symbolische Bedeutung zu: damit ist in der Welt die Verbindung vom Keller zum Himmel, vom Naturalismus zum Mystizismus hergestellt" (S. 65). Oder: „So steht Witte („Drei Reiherfedern") auf einer tieferen Kulturstufe wie Faust, gleichwie die Naturwissenschaft in gewisser Beziehung tiefer steht als die idealistische Philosophie" (S. 220).

Auf dieselbe Neigung, auf eine gewisse Sucht nach Parallelen ist es auch zurückzuführen, wenn Lorenz Hebbels „Herodes und Mariamne", dem ein Essay gewidmet ist, das Drama des Übermenschen nennt. Das rückt das Werk in eine ganz falsche Beleuchtung. Herodes zeigt Ansätze zu einer großen Herrschernatur, doch deckt sich sein Bild noch lange nicht mit dem des Nietzscheschen Übermenschen (vgl. meinen Aufsatz „Hebbel und Nietzsche". Ein Kapitel vom Übermenschen in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 17. September 1900). Die allerdings despotische Eifersucht ist das wesentliche Element im Charakter des Herodes. Den Ausdruck „Opfer der Zeit" hat Hebbel in ganz anderem Sinne und Zusammenhang gebraucht als Lorenz, der ihn bei der Besprechung des Fuldaschen „Herostrat" anwendet (S. 113).

An einer Stelle (S. 136) sagt Lorenz: „Dichter sind keine Schulbuben und Kritiker nichts weniger als Schulmeister." Sehr einverstanden. Nun ist es aber komisch, daß Lorenz doch ab und zu wieder Censuren austeilt, lobende und tadelnde. Der Herostrat ist „zweifellos ein schönes Werk" (S. 105). Von Liliencrons Gedicht „Golgatha" heißt es: „Aber die Hauptsachen und das Ganze taugen nichts" (S. 136). In dem Aufsatz über Maeterlinck und dessen „Pelleas und Melisande" legt Lorenz, den Spuren Hardens folgend (vgl. Hardens einleitenden Essay zu der Übersetzung von Pelleas und Melisande durch G. Stockhausen. Berlin 1897) das dichterische Wesen des Belgiers mit zartem Nachempfinden auseinander. Auch dem, was er über Schnitzler und insbesondere über dessen „Grünen Kakadu" sagt, kann man nur beistimmen.

Das Buch von Lorenz reizt zum Widerspruch. Einem schlechten Buch widerspricht man nicht. Abgesehen von einzelnen feinen Charakteristiken,

scheint mir sein Wert in der philosophischen Begründung der herrschenden litterarischen Strömungen zu liegen. Seine Schwäche ist die ästhetisch-kritische Seite. Einer empirischen Kritik braucht sich niemand zu schämen. Sie ist nicht leicht, aber unbedingt nötig, wenn wir weiter kommen wollen. So scheint mir Lorenz auch mehr aus der Not eine Tugend zu machen, wenn er von dem Kritischen der Kritik nichts wissen will, sondern ihre Aufgabe neuerdings so formuliert: „Die Aufgabe der Kritik ist vielmehr, den Gefühlsgehalt eines Kunstwerks ins Bewußtsein zu erheben" (Preußische Jahrbücher 1900, Heft III, S. 524).

Dresden. Karl Zeiß.

Zabel Eugen, „Zur modernen Dramaturgie". Band I: Studien und Kritiken über das ausländische Theater 1899. Band II: Studien und Kritiken über das deutsche Theater 1900. (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. A. Schwarz.) geb. à 6 M.

Wie die eben besprochenen, so sind auch die hier in zwei starken Bänden vereinigten Aufsätze Theater- und Litteraturberichte. Zabel hat als Theaterkritiker der „Nationalzeitung" Gelegenheit gehabt, alle neuen Dramen der letzten Jahre auf ihre Bühnenwirksamkeit hin zu prüfen. Er berücksichtigt nicht nur das deutsche, sondern auch das ausländische Theater, soweit es in Deutschland wirksam geworden ist. Es ist keine Frage, daß die Pflege der Franzosen, Russen, Skandinavier auf dem deutschen Theater der Gegenwart einen nicht unwichtigen Teil einer künftigen deutschen Litteratur- und Bühnengeschichte bilden wird. Darum ist es dankbar anzuerkennen, daß Zabel in ausführlicher Weise und möglichst unparteiisch die ausländische Litteratur auf der deutschen Bühne bespricht und ihre Einwirkung auf die deutsche Litteratur feststellt. Die Gastspiele der großen italienischen Schauspieler und Schauspielerinnen, von Rossi bis zu Zacconi, von der Adelaide Ristori bis zur Duse, läßt Zabel Revue passieren, und wie vorher die Wirkung der Litteratur, so wird jetzt die der ausländischen Schauspielkunst in Deutschland aufgezeigt. In dem zweiten Band, der sich mit dem deutschen Theater beschäftigt, finden sich gleichfalls der Schauspielkunst gewidmete Artikel. Ein Aufsatz beschäftigt sich mit den „Meiningern", deren Bedeutung Zabel im Sinne Bulthaupts durchaus richtig und ohne theoretische Voreingenommenheit darstellt, in einer Reihe kleinerer Artikel entwirft der Verfasser Porträts der bedeutendsten dramatischen Künstler, der Wolter, Mitterwurzers, Sonnenthals, Baumeisters und anderer. Es ist wichtig, daß sich hier Zabel bemüht, wie es Guglia in seinem Buch über Mitterwurzer that, schauspielerische Einzelheiten (Betonung, Maske, Bewegung) festzuhalten. So werden Zabels Bücher einem künftigen Geschichtsschreiber der Schauspielkunst jenes Material liefern, dessen Fehlen einst Eduard Devrient so sehr

beklagen mußte. Darin scheint mir der Hauptwert solcher Sammlungen von Kritiken und insbesondere der von Zabel zu liegen. Was die litterarische Kritik des Verfassers anbetrifft, so ist sie verständig, nüchtern abwägend, ohne gerade in die Tiefe zu gehen, und mehr im Sinne einer älteren Ästhetik, die sich auch moralischer Forderungen noch nicht ganz entschlagen kann. Er hat eine stille Vorliebe für das „Schöne", für glänzende äußere Form, für idealistischen Schwung und geschichtliche Probleme. Er wird deswegen einem Werk wie Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" nicht ungerecht, er schreibt aber hier, wie in dem ganzen Aufsatz über Hauptmann ohne besondere Wärme, während Sudermanns effektvolles Theaterstück „Johannes" auch bei ihm sehr gut wegkommt.

Zabel ist ein guter Kenner der ausländischen Litteratur, vor allem der russischen und französischen, und so ist es vom litterargeschichtlichen Standpunkt anzuerkennen, daß er mehrmals auf ausländische Quellen deutscher Bühnenwerke hinweist, so beim „Johannes" (Flauberts Erzählung „Herodias") und beim „Hannele" (Dostojewskis „Brüder Karamazow").

Bei einer neuen Auflage wird Gelegenheit sein, manches nur für den Augenblick geschriebene (z. B. 2, 435), manche Abschweifung (z. B. die $4^1/_2$ Seiten lange über Ifflands „Spieler), auch manche Wiederholung (z. B. in dem schönen Aufsatz über Karl Werder 2, 51 unten) wegzulassen.

Dresden. Karl Zeiß.

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit einem Titelbild nach Lenbach und 10 weiteren Porträtbeilagen. Stuttgart, J. C. Cotta Nachfolger 1900. M. 6.—, geb. 7.50.

Über diese unschätzbare Gabe des großen Toten haben mir (neben mancher unbedeutenden) zwei sehr charakteristische Besprechungen vorgelegen: von P. Nathan („Bismarck als Familienvater", Nation 8. Dezember 1900) und G. Roethe (Deutsche Litteraturzeitung 15. Dezember 1900). Gewiß ist es zunächst der politische Standpunkt, der den liberalen Schriftsteller anders urteilen läßt als den konservativen Philologen; aber von diesen verschiedenen Standpunkten aus sehen die beiden klaren und wohlgeschulten Augenpaare eben auch verschiedenes. Roethe findet hier ganz und gar den Mann voller Kraft und geheimer Weichheit, von mehr als Lutherischem Familiensinn und großartiger Sachlichkeit, den er auch sonst mit leidenschaftlicher Liebe umspannt hat; das Buch bereichert sein Bild von Bismarck, ist ihm unschätzbar reich an herrlichen Zeugnissen von ihm — aber es sagt ihm nicht eigentlich neues. Nathan dagegen ist erstaunt, wie ganz anders hier „der prachtvolle Königstiger" erscheine, so friedfertig, so fern von seinem angeborenen Herrscherbedürfnis, fast

ganz ohne die geistreiche Malice, die ihm eigen war; fast nur ein (allerdings ungewöhnlich geistreicher und selbständiger) frommer Landjunker. Und er bewundert vor allem die Kunst, mit der Bismarck diese Briefe komponiert habe — komponiert aus dem Bedürfnis, sich der zweifellos treu und innig geliebten Gattin anzupassen. Und so kommen in einem Punkt beide Leser zu grundverschiedenem Ausspruch: Roethe sieht hier das Ideal einer deutschen Ehe, Nathan verneint, daß die Frau, der der Titan liebevoll ergeben war, die Gefährtin seines Lebens im vollen Sinne des Wortes gewesen sei.

Es handelt sich, wenn wir dies Dilemma nachsinnend erwägen, wahrlich nicht um eine klatschhafte Prüfung des Verhältnisses zwischen den Ehegatten. Daß Bismarck in der Gattin fand, was er begehrte, daß er ihr lebenslänglich in herzlicher Treue ergeben blieb, das wird niemand bestreiten wollen, der gesunde Sinne hat. Aber wie weit der Gründer des Reiches ein doppeltes Leben lebte, wie weit er mit Bewußtsein und Beharrlichkeit den still beglückten Ehemann von dem leidenschaftlichen Kämpfer abzutrennen verstand, wie weit sein religiöses Empfinden in beiden Existenzen übereinstimmte, wie weit gewollte Anpassung oder unwillkürliche Beeinflußung vorliegt — das alles sind Fragen von großer psychologischer Tragweite; das alles sind Fragen, deren Beantwortung den ganzen Bismarck verstehen lernen hilft.

Ich glaube, wir müssen unseren Standpunkt zwischen jenen beiden Kritikern nehmen. Unrichtig ist es gewiß, zu sagen, die Fürstin Bismarck sei nicht die Gefährtin seines Lebens gewesen. Man lese diese Briefe: von der bewegten Werbung des unbekannten dreißigjährigen Deichhauptmanns bis zu den Liebesgrüßen des diplomatischen Weltbeherrschers derselbe Ton einfacher Herzlichkeit, unbedingten Vertrauens. Er wußte, was er an seiner Gemahlin besaß. Der alte Kaiser Wilhelm gab seinem „Vorleser“ Schneider einmal auf die Frage, ob er wirkliche Freunde besessen habe, eine Antwort, die mich beim Lesen tief erschütterte: „Ja — den General von Brause — der hat mich nie um was gebeten.“ Bismarck war eine zu leidenschaftliche Natur und ein zu durchdringender Verstand, um nicht früh enttäuscht zu werden. Seine politischen Freunde, die auf die ersten 20 Jahre seines öffentlichen Lebens einen gewiß heute noch unterschätzten Einfluß ausübten, benutzten ihn, ganz ehrlich und natürlich, für ihre Zwecke. Andere werden ihn anders ausgebeutet haben, als er noch leichtsinnig war, der „geborene Verschwender“. Später wiederholte sich das alles. Wer ihm näher trat, wollte was von ihm haben. Zuletzt ward er, wie Friedrich der Große, so mißtrauisch, daß er um sich nur noch „Subjekte“ duldete, die eben eingestandenermaßen bezahlte Arbeit lieferten; waren sie ihm menschlich ergeben, so zählte das nur unter der Rubrik „Brauchbarkeit“ mit: Typus Moritz Busch. Aber in all diesen Erfahrungen hielt sich ihm eine Gestalt unberührt: hier wußte er reine

Liebe, uneigennützige Hingebung, freieste Treue. Aber eben deshalb hielt er auch die Gattin, die nach einem eigenen Zeugnis „eine durchaus unpolitische Natur“ war, fern von all jenem, was ihn sonst erschütterte. Sie *sollte* eine eigene Welt haben. Es läßt sich eine höhere Gemeinschaft denken — die, die Goethe voraussetzt: eine Gemeinschaft *alles* Denkens und Fühlens. Aber vielleicht war sie nie einem Mann ersten Ranges gegönnt; Napoleon und Friedrich der Große, Goethe und Mozart haben sie so wenig besessen wie die Junggesellen Kant und Spinoza, Beethoven und Newton. Bismarck strebte sie niemals an. Mit einer gewissen Ängstlichkeit wacht er darüber, daß seine Johanna „seine Frau und nicht der Diplomaten ihre“ bleibt. Er legt keine Geschäftsbriefe in seine Bibel. Er will neben dem stürmischen Kampf des fortschreitenden Lebens den Jugendfrieden wahren; will in dem stillen Gebirgsthal das Haupt in den Schoß der Geliebten legen, während draußen die Trompete geblasen wird.

Vor allem: mit seltener Energie hat er angestrebt, jenes Wunder zu vollbringen, das Goethe immer wieder beschäftigte: „dem Moment Dauer zu verleihen.“ Es handelte sich um einen Moment, der für ihn entscheidend geworden war. Der geistreiche junge Mann war in gefährlicher Weise über seine Umgebung hinausgewachsen. Er geriet in einen Byronismus, dessen Spuren noch Lieblingscitate dieser Briefe verraten. Aber ihm war nicht wohl dabei; diese großartig realistische Natur fühlte hier keinen festen Boden. Er kam unter den Einfluß der pommerschen Antirevolutionäre — einer höchst interessanten Gruppe, die für unsere Kultur- und Geschichtschreibung noch fast unentdeckt scheint. Daß diese Thadden, Blanckenburg, Senfft und ihre märkischen Freunde, die Gerlachs, keineswegs die Bildungsscheu der modernen Orthodoxen besaßen, vielmehr an Kenntnissen und noch mehr an Geist es mit den liberalen Publicisten jener Tage wohl aufnehmen konnten, das machte Otto von Bismarck den Übergang zu ihnen leichter. Wie lange hat er es Hans von Kleist-Retzow — der in diesen Briefen eine große Rolle spielt — gedankt, daß er ihn zu Thadden führte! Aber andrerseits merkte er auch hier nur zu viel von dem schwankenden Geistesspiel, das ihn im entgegengesetzten Lager der Zweifler angezogen — und abgestoßen hatte. Die „aufregend paradoxe“ Unterhaltung und gewisse Posen des Generals von Gerlach; das starre Ritterkostüm Kleist-Retzows; gewisse Phraseologien der Senfft und Puttkamer tadelt er selbst der Geliebten gegenüber, die diesen Kreisen so viel näher stand. Aber er sah sie in dem Augenblick, da alles in ihm schwankte und kämpfte. Die schlichte Festigkeit einer anspruchslosen Seele eroberte ihn inmitten all des Junkertums und Geistesjunkertums. Dieser Anblick entschied. Sie eroberte ihn für festes Bescheiden in der gegebenen Thätigkeit, für ruhiges Erharren größerer Aufgaben. Ja zeitweilig erschienen ihm die, wie jenem Dichter, dessen Werke er ihr einmal schenkt,

als lärmendes Nichts: wie Adalbert Stifter möchte er das stille Beharren in treuer Dienste täglicher Bewahrung über alle Staatsmannschaft setzen und den Deichhauptmann über den Minister von Bernburg — oder Preußen. Und so oft er ihrer denkt, verstärkt sich dies Gefühl. Nathan beurteilt deshalb den Brief, in dem Bismarck der Gattin das „Elend" der nahen Ministerlaufbahn ankündigt, sicherlich falsch, wenn er hier nur Anpassung an die Adressatin sieht: nicht der große Diplomat hat hier diplomatisch „komponiert", sondern der große Kenner der Menschen und seiner selbst hat noch einmal geschwankt, ehe er die furchtbare Last des Atlas auf seine Schultern nahm — geschwankt, weil er an das ruhige Glück dachte, daß sie ihm gebracht und das er nicht wieder verlieren wollte.

Aus diesem Gesichtspunkt, glaube ich, erklärt sich die Eigenart dieser Briefe. Sie sind so durchaus auf den Empfänger abgestimmt, wie im anderen Extrem die glänzende Korrespondenz mit Gerlach, aber nicht aus Berechnung, sondern aus immer sich erneuender Stimmung. Mit der treuen Lebensgefährtin spricht er von seinen Sorgen, aber nicht den politischen. Er entwirft Porträts und Landschaftsbilder; aber Zeitgemälde nur in der grenzenlosen Erregung der Revolutionszeit. Er erzählt, wie er als Redner wirkt, oder wie ihm eine Rede durch eigene oder fremde Schuld verdorben wird; aber viel lieber und viel mehr von Verlobungen, Reisen, amüsanten Begegnungen. Seine tiefe Religiosität nimmt, zumal in den ersten Jahren, eine strenger dogmatische Form an, obwohl er dem „Zelotismus" feind bleibt und den pietistischen Ton seines ergreifenden Werbebriefs nur selten wieder findet; seine innersten Aufregungen beim Duell mit Vincke oder bei der Lebensgefahr König Wilhelms in der Schlacht gehören ihr — nicht seine großen staatsmännischen Gedanken. Der ewige Jüngling lebt hier, der nach aller Ermüdung in freier Natur gleich wieder „ganz Seesalz und Sonne" wird, der in den Nachtigallengesang der Berliner Gärten hineinhorcht und die Vertrocknung kleinstädtischer Studiengenossen kaum begreift. Hier ist „das sonntägliche Element" seines Lebens: Sabbath, Stille, Andacht, Familienglück. Hier ist das, was den leidenschaftlichsten Kämpfer unter den Genies, was den Mann der verzehrenden Leidenschaftlichkeit nie zum alten Mann werden ließ; die Seite seines Wesens, die bei aller Nervosität stets „lächerlich gesund" blieb. Und darin liegt trotz allem Schönen, was zumal die Berliner und Frankfurter Briefe im einzelnen bringen, die Hauptbedeutung dieses Buches, das jedem Leser von Herz ein Stück frischer Existenz werden muß: in den kranken Geniekultus der Exzesse trägt es wieder das große Zeugnis einer wahrhaft genialen Gesundheit.

Berlin. Richard M. Meyer.

Bibliographie.[1])

Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Jahresberichte über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 21. Jahrgang 1899. Zweite Abteilung.

XI. Seelmann W., Niederdeutsch. (Darunter auch: neuniederdeutsche Litteraturgeschichte und Denkmäler.) — XII. Mentz F., Niederländisch. (C. 3. Spätere Denkmäler.) — XIII. Bremer O., Friesisch. — XVI. Bolte J., Volksdichtung. A. Volkslied. B. Volksschauspiel. C. Spruch und Sprichwort. D. Rätsel und Volkswitz. — XVIII. Mann P., Kulturgeschichte. C. Kirche und Schule. Chronologie. Buch- und Schriftwesen. — XIX. Schullerus A., Mythologie und Sagenkunde. — XX. Schullerus A., Volkskunde. — XXII. Scheel W., Latein. C. Humanisten und Reformationszeit. 1. Allgemeines. 2. Einzelne Autoren.

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 8. Band (1897). 3. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. — I, 9. Saran F., Metrik. — I, 10. Stiefel A. L., Stoffgeschichte. — I, 11. Tille A., Weltanschauungsgeschichte. — I, 12. Gurlitt C., Kunstgeschichte 1896. 1897.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 5. Didaktik. a) Meyer R. M., Allgemeine Didaktik. — b) Kronenberg M., Geschichte der Wissenschaften. — c) Hensel P., Philosophie und Theologie 1896. — d) Adickes E., Philosophie und Theologie 1897. — IV, 6. Schmidt Erich, Lessing 1897. 1898. — IV, 7. Naumann E., Herder. — IV, 8. Goethe. a) Harnack O., Allgemeines. — b) Strack A., Leben. — c) Pniower O., Lyrik. — d) Harnack O., Epos. — e) Weißenfels R., Drama. — IV, 10. Walzel O. F., Romantik 1896. 1897.

Jahrbuch des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.** XXVI.

Kopp A., Die niederdeutschen Lieder des 16. Jahrhunderts.

Hansen P., Idiotismen des Flensburger Plattdeutsch.

Wenzlau F., Friedrich Wilhelm Albrecht, der Verfasser der plattdeutschen Gedichte von einem altmärkischen Landmann.

Seelmann W., Volkstümlichkeit Bornemanns.

Carstens H., Kinderspiele aus Schleswig-Holstein. — Nachtrag zu XIII, 96.

Sprenger R., Zum Berliner Totentanz.

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1900 zu ergänzen.

Sprenger R., Zu Reuters Läuschen „De Sotratische Method". — Vermutet als Quelle Seumes „Mein Sommer" 1805.

Deuter H., Niederdeutsche Glückwunschgedichte des 18. Jahrhunderts.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.** 14. Jahrgang.

Heft 11. Maydorn B., Laubes Graf Essex als Schülerlektüre.

Hoffmann P., In der Heimat ist es schön. — Über die volkstümlichen Umarbeitungen dieses Liedes von Karl Krebs.

Sprechzimmer. Herting A., Zu Voß' Idylle „Der 70. Geburtstag. — Sprenger R., Zu Lessings Minna von Barnhelm. — Funck H., Zum 14. Buch von Goethes „Dichtung und Wahrheit". — Fränkel L., Nochmals die schönen Mädchen aus Sachsen, die auf Bäumen wachsen.

Heft 12. Herwig M., Goethe und die Verdächtigungen seiner Vaterlandsliebe. — Vortrag.

Stickelberger H., Zu den sprachlichen Eigentümlichkeiten bei C. F. Meyer.

Sprechzimmer. Zimmermann A., Noch einmal der Buttlerbrief. — Schütte O., Anklänge an Günther in Goethes Faust I.

Düntzer H., Goethe-Jahrbuch 21.

Ergänzungsheft. Nr. 5. Hildebrand Rud., Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes. Aus Universitäts-Vorlesungen. 1. Teil. Das ältere Volkslied in seiner kultur- und litterargeschichtlichen Bedeutung. Herausgegeben von G. Berlit.

Unter den an mannigfachen Anregungen und weiten Ausblicken so reichen, oft geradezu zur Begeisterung hinreißenden Universitätsvorlesungen Hildebrands waren die Kollegien, die er über das Volkslied zu halten pflegte, zweifellos die schönsten und wirksamsten. Ein Teil davon liegt nun gedruckt vor. Für den Herausgeber war die Besorgung des Wortlautes wahrlich keine leichte Arbeit. Hildebrand war es nicht gewöhnt, seine Vorlesungen systematisch anzuordnen und ins Einzelnste auszuarbeiten. Ihm genügte die Aufzeichnung von Schlagworten und Notizen. Die wertvollsten Ausführungen entsprangen oft der Stimmung des Augenblicks; vom Zufall ließ er sich auf Seitenpfade leiten, auf denen er dann leicht zu den fruchtbarsten Ergebnissen gelangte. Und die Hörer, die sich still lauschend ganz dem Zauber des Volksliedes hingaben, den ihnen Hildebrand so lebendig vor die Seele führte, vergaßen darüber völlig das Nachschreiben. Auch die flinksten Stenographen versäumten es, sein Kolleg schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Darum konnte es Berlit nicht glücken, den vollständigen Wortlaut wiederzugeben. Er teilt nur „Materialien" mit. Aber auch diese kommen uns sehr erwünscht und wir rechnen mit Freuden auf den in Aussicht gestellten zweiten Teil über das werdende Interesse am Volksliede im 18. Jahrhundert. Wer das Glück hatte, Hildebrand zu hören, dem wird beim Lesen dieser Zeilen das gesprochene Wort des Lehrers wieder lebendig in Erinnerung treten, mögen seitdem auch (wie es z. B. bei mir der Fall ist) mehrere Lustren verstrichen sein. Aber auch jeder Andere wird durch Hildebrands Betrachtungen eindringlich über die Geschichte und die Eigenart des Volksliedes belehrt, in das Verständnis und in den ästhetischen Genuß eingeführt werden. Auch der Fachmann wird eine Fülle von neuen Anregungen daraus schöpfen, obschon die hier behandelten Themen in den letzten Jahren wiederholt von anderer Seite erforscht und beleuchtet worden sind.

Hildebrand zeigt zunächst an einigen Beispielen (unter anderen Schillers „Sehnsucht", Goethes „An dem reinsten Frühlingsmorgen") die Änderungen, die das Volk an den Kunstliedern vornimmt, bespricht das Weihnachtsfest in der deutschen Volksdichtung, die volksmäßige Umdichtung zahlreicher Lieder, die Bedeutung des Liedes am alten Leben (mit zahlreichen urkundlichen Belegen) und giebt einen Überblick über die Litteratur und die Überlieferung des älteren Volksliedes. Der letztgenannte Abschnitt, sowie die (von dem Herausgeber nur gelegentlich und etwas wahllos ergänzten) bibliographischen Anmerkungen Hildebrands sind heute freilich

einigermaßen veraltet. Um so frischer wirken die darauf folgenden Kapitel, in denen einzelne hervorragende Lieder oder wichtigere Liedgruppen eingehend behandelt werden. So die Lieder vom Kranzsingen, vom Streite zwischen Sommer und Winter, vom Mädchen und der Hasel, die Rose im Volksliede (mit einem Auslauf über den Rosengarten), die Martins-, Schlemmer-, Fasnacht- und Landsknechtlieder, die Altepischen, Historischen und Kindertieder. Überall zeichnet Hildebrand vom Liede ausgehend das Leben der Volksseele bis in ihre geheimsten Falten und das Kulturbild des betreffenden Zeitalters.

Dem Abdruck dieses Kollegs hat Berlit ungedruckte Aphorismen verwandten Inhalts aus den „Gedankenheften" und drei einschlägige Rezensionen Hildebrands beigegeben.

Zeitschrift für **vergleichende Litteraturgeschichte.** Neue Folge. Band XIV. Heft 4/5.

Bormann W., Zwei Hauptstücke von der Tragödie. II. Die tragische Katharsis. 1. Frage nach dem psychologischen Erklärungsgrund für die Entstehung der Tragödie. — 2. Die aristotelische Wortbestimmung der Tragödie. Die Erklärung von Jakob Bernays. — 3. Über die pathologischen Wirkungen der Katharsis. — 4. Die Furcht in der attischen Tragödie. — 5. Die Idealität von Furcht und Mitleid. — 6. Die Bedeutung unmittelbarer Gegenwart in der Bühnenkunst für das Mitleid. — 7. Die Idealität der Poetik des Aristoteles und das Maaß ihrer Allgemeingültigkeit. — 8. Furcht und Mitleid sind Hebel für den Ausdruck des transcendentalen Individualismus. — 9. Verneinung des Willens zum Leben kann nicht der Sinn der Tragödie sein. — 10. Die der Kunst immanenten Wirkungen sinnlicher und geistiger Natur. — 11. Das Unbewußte in der Kunst. — 12. Schluß. Definition des Tragischen und der Tragödie.

Jellinek A. L., Die Heirat aus Rache. — Zur vergleichenden Stoffgeschichte. Reiche Ergänzungen zu dem Programm von A. Peter: De Rojas Tragödie Casarse por vengarse 1898.

Weltrich R., Aus Jak. F. Abels Aufzeichnungen über Schiller.

Pick A., Ramlers lateinische Übersetzungen aus Gleims Scherzhaften Liedern.

Distel Th., Kleine Lesefrüchte und Archivsplitter. — Moritz zu Sachsen auf der Bühne. Urteil Müllners über sich selbst. — Gedicht des Kronprinzen, späteren Königs Maximilians II. von Bayern auf Victoria von England.

Jantzen H., Wrangel: Till belysning af de litterära förbindelserna mellan Sverige och Tyskland.

Bobertag F., Behmer: Sterne und Wieland.

Sulger-Gebing E., Richter: Freiligrath als Übersetzer.

Kühnemann E., Pietsch: Schiller als Kritiker.

Zimmer H., Peschel-Wildenow: Körner.

Zeitschrift des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

Jahrgang 15. Nr. 9. Schessler K., Hermann Riegel. Ein Gedenkblatt.

Nr. 10. Luick K., Zur Frage nach einer deutschen Musteraussprache.

Behaghel O., Die Zukunft unseres Genitivs. — Gegen Wedekinds „Sprachfehler oder Sprachentwicklung".

Nr. 11. Mühlenfels O. von, Max Jähns.

Nr. 12. Reichel, Anleitung zur Bezeichnung des Satztones.

Jahrgang 16. Nr. 1. 2. Kluge F., Deutsche Geheimsprachen.

Nr. 1. Wiener R., Die Bekämpfung der Fremdwörter durch die Volksschule.

Zeitschrift für **hochdeutsche Mundarten.** Jahrgang 1. Heft 6.

Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten.

Reichhardt R., Aus dem Sprachschatze des Nordthüringer Landmanns.

Beck P., Montavonerlied.

Stibitz J., Sätze und Redensarten in Leitmeritzer Mundart.

Goethe-Jahrbuch.

St. Goar Ludolph, Gesamtregister zu den Bänden XI—XX.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Band 14.

Nr. 7/8. Wickhoff F., Der zeitliche Wandel in Goethes Verhältnis zur Antike dargelegt am Faust. (Schluß.)

Miscellen: Jakob Grimm über Goethe. — Ruland C., Zwei verschollene Goethe-Bildnisse.

Beilage. Burkhardt C. A. H., Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften. II. Chronologisches Verzeichnis der Diktat-Arbeiten und Reinschriften.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 10. Jahrgang.

Volkelt Johannes, Grillparzer als Dichter des Willens zum Leben.

Jodl Friedrich, Grillparzers Ideen zur Ästhetik.

Berger Alfred Freiherr von, Das „Glück" bei Grillparzer.

Castle Ed., Heimaterinnerungen bei Lenau.

Payer von Thurn Rud., Joseph Schreyvogels Beziehungen zu Goethe.

Minor J., J. N. Bachmayr. Dokumente zur Litteratur des Nachmärzes.

Bettelheim-Gabillon Helene, Zur Charakteristik Betty Paolis.

Glossy Carl, Theobald Freiherr von Rizy.

Glossy Carl, Kleine Beiträge zur Biographie Grillparzers und seiner Zeitgenossen. I. Zu Grillparzers Reise nach Italien 1819. Bericht des österreichischen Gesandten in Neapel, des Fürsten Jablonowsky an die Staatskanzlei, 14. Juni 1819. — II. Rede am Grabe Beethovens. Aufzeichnungen des Censors Zettler, Wien, 29. März 1827. — III. Zur Geschichte der Oper „Melusine". Kreutzer an die Musikverleger Küstner und Probst in Leipzig, Berlin, 4. März 1833. — IV. Grillparzer und der Kölner Carnevalsverein. — V. Ein Brief Grillparzers an Johann Gebhart, 5. März 1854. — VI. Zur Feier des 80. Geburtstages. Briefe Bauernfelds.

Vancsa Max, Ein Neffe Grillparzers.

Necker M., Ein Franzose über Grillparzer. — Ehrhard.

Glossy C., Aus dem Vormärz. — Berichte eines anonymen Korrespondenten an Karl Roß von Nordberg aus den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts über Ed. Duller, C. Herloßsohn, J. Svorichil, Lenau, M. G. Saphir, A. J. Groß-Hoffinger, Max Waldamus, M. L. Langenschwarz, Heinr. Laube. A. S.

Monatsblätter für deutsche Litteratur.

IV. Nr. 11. Kobel O., Über die schlesische Dorfgeschichte. — Karl von Holtei, Robert Rößler, J. A. Lichter, Max Heinzel, Paul Keller.

V. Nr. 2. Kiesgen L., Heinrich von Kleist.

Nr. 3. Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg zweite Schweizerreise.

Nr. 4. Busse C., Ludwig Jacobowski.

The Journal of Germanic Philology. Vol. III. No. 2.

Kurrelmeyer W., The Genealogy of the Pre-Lutheran Bibles.

Klenze C. von, Roustan: Lenau.

Irodalomtörténeti Közlemények. (Litterarhistorische Mitteilungen.) Jahrgang 10. Heft 1.

Zlinßky Aladar, Die Quellen der Balladen Aranys. Weist auch eine überaus reiche Beeinflußung der ungarischen durch die deutsche Dichtung nach.

Vißota Jul., Über den Einfluß des Historikers Feßler auf die vaterländischen Dramen von Karl Kisfaludy.

Bleyer Jakob, Deutsche Klagegesänge auf den Tod des Grafen Nikolaus Zrinyi aus dem Jahre 1664. A. S.

Litteraturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.** Jahrgang XXI.

Nr. 11. Harnack O., Fischer: Goethe und Napoleon.

Nr. 12. Leitzmann A., Piper: Beiträge zum Studium Grabbes. — Mit vielen neuen Nachweisen.

Archiv für das **Studium** der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.** 105. Band. Heft 3/4.

Kopp A., Die Liedersammlung des Freiherrn Friedrich von Reiffenberg. 1588. Zum erstenmal kritisch untersucht.

Mangold W., Jugendgedichte Friedrichs des Großen aus der Rheinsberger Zeit (1736—1738) nach Manuskripten der Königlichen Archive zum erstenmal herausgegeben. I.

Holthausen F., Ein schwedischer Lobspruch auf die deutsche Sprache. 1726.

Holthausen F., Kegel und Verwandtes.

Jantzen H., Rich. M. Meyer, Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Die neueren Sprachen. VIII. Band.

Heft 8. 9. Lenz R., Über Ursprung und Entwicklung der Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung von Jespersens Progress in Language.

Heft 9. Ackerknecht J., Zur Aussprache des Schriftdeutschen.

Englische Studien. 28. Band. Heft 3.

Wetz W., Zur Beurteilung der sogenannten Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung. — Giebt die Geschichte dieser Übersetzung, kritisiert die Leistung Schlegels und die seiner Mitarbeiter Graf Wolf Baudissin und Dorothea Tieck, vergleicht sie mit späteren Übersetzungen und kommt zu dem Ergebnis, daß die Schlegel-Tiecksche nicht die deutsche Shakespeare-Übersetzung sei und bleiben müsse. Man könne sich sehr wohl eine neue bessere Übertragung denken. Schlegel und Baudissin seien vielfach von Bodenstedt, Dingelstedt und Kaufmann übertroffen worden. Bis wir einen neuen deutschen Shakespeare erhalten, sollte eine eklektische Ausgabe mit den besten vorhandenen Übersetzungen und mit möglichster Beseitigung der zahlreichen Versehen und Unebenheiten Schlegels und Baudissins hergestellt werden. Dorotheas Stücke müßten hierbei ganz oder doch zum großen Teile wegfallen.

Glöde O., Eidam: Bemerkungen zu Shakespeares Dramen und zu Schlegels Übersetzung.

Ackermann R., Keats Hymne an Pan in drei deutschen Übersetzungen.

Archiv für **slavische Philologie.** Band 22. Heft 3. 4.

Sčeptin E., Wer war Pseudo-Demetrius I.? (Beiträge zur Quellenkunde und Quellenkritik der Jahre 1591—1606.) Schluß.

Gjorgjević G., Zwei Briefe A. Schleichers an G. Daničić.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur** und für **Pädagogik.** Dritter Jahrgang.

5. und 6. Bandes 9. Heft. Ladendorf O., Erich Schmidts Lessing.

Opitz R., Laubmann und Scheffler: Platens Tagebücher.

10. Heft. Meyer R. M., Friedrich Nietzsche.

Pädagogisches Archiv. Jahrgang 42. Heft 12.

Schmidkunz H., Aus der hochschulpädagogischen Bewegung.

Über die Phantasie bei Kindern und Tieren.

Pädagogische Studien. Neue Folge XXI. 6. Band.

Möhn H., Betrachtung lyrischer Gedichte nach ihrem Kunstwert.

Neue Blätter aus **Süddeutschland** für **Erziehung** und **Unterricht.** 29. Jahrgang. Heft 3/4.

Haller J., Die Geschichte des Spruchbuchs in Württemberg. (Schluß).

Gundert, Die Überleitung von der Mundart zur Schriftsprache in der Volksschule.

Haller J., Die Verdienste von Johannes Brenz um das evangelische Volksschulwesen im Württemberg.

Rheinische Blätter für **Erziehung** und **Unterricht.**

LXXIV. 9. 10. Lobsien M., Über Sprachgefühl.

LXXV. 1. Wulckow, Poetisches Naturempfinden.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.** 51. Jahrgang.

Heft 11. Weilen A. von, R. M. Meyer: Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Heft 12. Nekrolog auf Karl Schenkl.

Frank J., Vogel: Goethes Selbstzeugnisse.

Toischer W., Arnold: Deutsche Vornamen.

Toischer W., Die deutsche Lektüre in der VIII. Klasse.

Schweizerische Pädagogische Zeitschrift. Heft 5.

Walzel O. F., Von 1870 bis 1900. Strömungen der neuesten deutschen Litteratur.

Comenius-Blätter zur **Volkserziehung.** Jahrgang 8.

Heft 1/2. Schultze E., Die Volksbildung im 19. Jahrhundert.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.** 9. Band.

Heft 1/2. Keller L., Der christliche Humanismus. Seine Eigenart und seine Geschichte.

Kvačala J., Die Spanheim-Konferenz in Berlin. Zur Geschichte des Ursprungs der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Reber J., J. A. Comenius und Johann Michael Moscherosch. — Bezüglich der Patientia (ed. Pariser).

Wyneken G. A., Zu Paracelsus.

Nachrichten: Martin Opitz und Comenius.

Heft 3/4. Kayser R., Christian Thomasius als Protestant.

Wyneken G. A., Von Paracelsus zu Böhme. Ein Jahrhundert christlicher Naturphilosophie.

Keller J., Die „Deutsche Akademie" zu Göttingen im 18. Jahrhundert.

Clemen O., Zur Geschichte des Wiedertäufers Melchior Rink.

Keller L., Huisgenooten, Hugenotten. — Erklärt mit Tollin den Namen als „Hausgenossen".

Nachrichten. Goethes Maurer-Hymnus in der Übersetzung Carlyles.

Heft 5/6. Heubaum A., Johann Joachim Becher. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts.

Keller L., Über die Anfänge der Reformation in Zwickau.

Keller L., Der sogenannte Anabaptismus am Harz im 16. Jahrhundert.

Heft 7/8. 9/10. Reber J., Der Briefwechsel des Comenius.

Heft 7/8. Nebe A., Zu Goethes religiösem Werdegang.

Keller L., Die deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts und die moralischen Wochenschriften. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Bildungslebens. — Zieht Ergebnisse für die Geschichte der „Sozietät der Freimaurer".

Heft 9/10. Keller L., Über den menschenfreundlichen Comenius. Ein Brief Herders aus dem Jahre 1795.

Detmer H., Das Religionsgespräch zu Münster 7., 8. August 1533. Ein Beitrag zur Geschichte Bernhard Rothmanns und des sogenannten Anabaptismus.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Jahrgang 10. Heft 4.

Doormann J., Beiträge zur Geschichte des Armenschulwesens in Meldorf (Süderdithmarschen 1735—1780).

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Philosophie.**

2. Abteilung. Für systematische Philosophie. VI. 2. 3. Freytag W., Über Rankes Geschichtsauffassung und eine zweckmäßige Definition der Geschichte.

Lipps Th., Dritter ästhetischer Litteraturbericht.

4. Dessoir M., Beiträge zur Ästhetik. IV.

Zeitschrift für **Psychologie** und **Physiologie** der **Sinnesorgane.** Band 25.

Heft 1/2. Witasek St., Zur psychologischen Analyse der ästhetischen Einfühlung. I. Das Vorstellen von Psychischem. II. Zur Begründung der Vorstellungsansicht. III. Mechanismus der Einfühlung im Sinne der Vorstellungsansicht. IV. Einfühlung und ästhetisches Verhalten.

Theologische Zeitschriften.

Monatsschrift für **Gottesdienst** und **kirchliche Kunst.**

August. Spitta F., Bach und Luther.

Budde R., Zum Straßburger Gesangbuch des 18. Jahrhunderts.

Jahrbuch für **Philosophie** und **spekulative Theologie.** XV. 1. 2.

Miaskowski E. von, Erasmiana. Beiträge zur Korrespondenz des Erasmus von Rotterdam mit Polen. (Fortsetzung.)

Zeitschrift für **Kirchengeschichte.** 21. Band. Heft 4.

Friedensburg W., Beiträge zum Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter. Aus italienischen Archiven und Bibliotheken. (Fortsetzung.)

Beiträge zur **bayerischen Kirchengeschichte.**

VI. Nr. 6. Dietlen W., Beiträge zur Geschichte der Reformation in Schwaben.

Clemen O., Eine Augsburger Flugschrift von 1524.

VII. Nr. 1. 2. Radlkofer M., Die volkstümliche und besonders dichterische Litteratur zum Augsburger Kalenderstreit.

Nr. 1. Schornbaum K., Ein Nachtrag zum Briefwechsel von Adam Weiß.

Nr. 2. Herold R., Ein Originalbrief Th. Münzers.

Neue kirchliche Zeitschrift. XI.

Nr. 9. 10. Stählin L., Die spätere Philosophie Schellings und Kuno Fischers Darstellung derselben.

Nr. 9. Bröse E., Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller.

Revue internationale de Théologie.

Oktober-Dezember. Mülhaupt F., Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen.

Der Protestant. IV.

Nr. 32. 33. Henri A., Das Oberammergauer Passionsspiel.

Deutsch-Evangelische Blätter. XXV.

Nr. 9. Pahnke K., Zur Belebung des Gedächtnisses von E. M. Arndt.

Nr. 11. Rheinthaler, Die deutschen Satire in ihren Beziehungen zur Reformation.

Nr. 12. Witzmann, Conrad F. Meyer.

Studien und **Mitteilungen** aus dem **Benediktiner-** und **Cistercienserorden.** 21. Jahrgang.

Heft 1. 2/3. 4. Lauchert F., Briefe von Stefan Wiest an Gerhoh Steigenberger. 1781—1784.

Schatz A., Kirchliche und politische Ereignisse in Tirol unter der bayrischen Regierung. Nach schriftlichen Aufzeichnungen des Marteller Frühmessers Josef Eberhöfer.

Zeitschriften für Musikgeschichte.

Monatshefte für **Musikgeschichte.** 32. Jahrgang.

Nr. 6. 7. Eitner R., Ein deutsches Liederbuch im Mannskript. — Ein Berliner Liederbuch in vier Stimmen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Alphabetisches Verzeichnis der Versanfänge der zahlreichen weltlichen und geistlichen Texte.

Nr. 8. Tappert W., Esajas Reusner, der Kammer-Lautenist des Großen Kurfürsten. — Verzeichnis seiner Werke.

Nr. 9. Kopp A., Adam Krieger. — Verzeichnis der Liederanfänge.

Nr. 11. 12. Starke R., Tobias Zeutschner.

Neue Zeitschrift für **Musik.**

Nr. 42. Neruda E., Otto Ludwig und Richard Wagner.

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Centralblatt für **Bibliothekswesen.** 17. Jahrgang.

Heft 11. Kohfeldt G., Ein Buchführerlager vom Jahre 1538.

Heft 12. Clemen O., Das Pseudonym Simon Heissus.

Beiblatt: **Blätter** für **Volksbibliotheken** und **Lesehallen.**

Jahrgang 1. Heft 11/12. Klein K., Zur Geschichte des Volksbibliothekenwesens im Elsaß.

Ebel K. und Noack K., Öffentliche Lesehallen und Volksbibliotheken im Großherzogtum Hessen. (Fortsetzung.)

Mitteilungen des **österreichischen Vereins** für **Bibliothekswesen.** 4. Jahrgang. Nr. 4.

Ahn F., Johann Mannels lateinische Druckwerke (1575—1605).

Gottlieb Th., Die Gutenberg-Ausstellung der Wiener Hofbibliothek.

Weilen A. von, Zur Wiener Theatergeschichte. (Fortsetzung.)

Zeitschrift für **Bücherfreunde.** IV. Jahrgang.

Heft 8. 9. Schubert A., Einige unreproduzierte Inkunabelsignete.

Heft 8. Schlossar A., Adalbert Stifter und die Künstler Axmann und Geiger. — Mit Porträts Stifters, mit Bildern von Stifter und mit Illustrationen zu Stifters Werken, die von Geiger gezeichnet, von Axmann gestochen worden sind.

Aufleesser J., Die Entwicklung der künstlerischen Lithographie in Berlin.

Zobeltitz F. von, Festschriften zur Gutenbergfeier. II.

Heft 9. 10/11. Hermann G., Zur Geschichte der neueren deutschen Karikatur. II. Bis Achtundvierzig. — Darunter eine Karikatur auf Georg Herwegh. III. Bis zu Wilhelm Busch.

Heft 9. Poppelreuter J., Die Sammlung von Buchornamenten im Königlichen Kunstgewerbemuseum in Berlin.

Wyß A., War Gutenberg verheiratet? — Mit Ennel zur Iserin Thür, einer Straßburger Bürgerstochter. Der Prozeß 1437 führte zur Scheidung.

Heft 10/11. Zur Westen Walter von, Die Bucheignerzeichen.

Schmidt Adolf, Das Florilegium des Malers Johann Walther, Straßburg 1654.

Akademieschriften und Verwandtes.

Mitteilung der **Gesellschaft** zur Förderung **deutscher Wissenschaft, Kunst** und **Litteratur** in **Böhmen.**

Nr. 12. Sauer A., Erster Bericht über die im Rahmen der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" geplante kritische Gesamtausgabe der Werke Adalbert Stifters. — Mit einem Fundort-Verzeichnis des weitverstreuten handschriftlichen Nachlasses von Stifter.

Berichte des **freien deutschen Hochstiftes** zu **Frankfurt** am **Main.** Neue Folge. Band 16.

Heft 2. 3/4. Koch M., Neuere Goethe- und Schillerlitteratur.

Heft 2. Eucken R., Das Unvergängliche in unseren Klassikern (mit besonderem Hinblick auf Schiller). Zur Feier von Schillers Geburtstag.

Litterarische Mitteilungen: Valentin V., Zu Goethes Verhältnis zu Lord Byron. (Mit Ergänzungen zu Brandls Aufsatz im Goethe-Jahrbuch 20.) — Valentin V., Zu Goethes Beziehungen zu Wilhelm von Diede. (Mit einem Brief Goethes an Diede 1804 und der Reproduktion von Canovas Entwurf zum Grabmal der Frau von Diede.) — Burckhardt C., Lavater und Merck in Frankfurt im Juli 1782. (Mit einem Brief Mercks an Herzog Karl August.)

Heft 3/4. Müller, Carlyles persönliche Beziehungen zu Goethe.

Donner von Richter O., Über die im Besitze der Frankfurter Künstlergenossenschaft befindlichen Bildnisse aus dem 19. Jahrhundert.

Bericht über die **Verhandlungen** der **königlich sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften** in **Leipzig.** Philosophisch-historische Klasse. 52. Band.

III. Lamprecht K., Die Königlich Sächsische Kommission für Geschichte.

IV. Böthlingk O., Die Komposita der Typen Bindfaden und Bindewort. — Vollständige Sammlung der neuhochdeutschen Typen im Anschluß an Jakob Grimms Deutsche Grammatik 2, S. 682 f. Es ergiebt sich aus der Tabelle, daß bei diesen Kompositionen nach b, d, g, s und ng das e am häufigsten erscheint, daß hingegen nach den übrigen Konsonanten und nach Vokalen das e so gut wie nie angetroffen wird.

Sitzungsberichte der **königlich preußischen Akademie** der **Wissenschaften.**

XXXIX. Weinhold K., Die Zeitpartikeln des schlesischen Dialekts.

Börsenblatt für den **deutschen Buchhandel.**

Nr. 129. 131. Hölscher G., Zum Gedächtnis Gutenbergs.

Nr. 159. Hölscher G., Zwei Drucke Gutenbergs?

Nr. 162. Eckardt J. H., Kleine Mitteilungen zur Geschichte des Kieler Buchhandels und Buchdrucks früherer Zeit.

Nr. 181. Neue Studien über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Nr. 208. Eckardt J. H., Hamburgs geistiger Einfluß auf den Norden.

Nr. 227—231. Eckardt J. H., Zur Geschichte des Zeitungswesens in Hamburg und Schleswig-Holstein bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

Nr. 249. 276. Die Bücherproduktion in Deutschland und in anderen Ländern.

Nr. 265. Strauß E., Der deutsche Verlagsbuchhandel und die Tagespresse.

Annales de la faculté des lettres de Bordeaux et des universités du midi. 4. serie. 22. année.

Nr. 3. Mis L., L'épisode d'Helène dans le second Faust de Goethe.

Zeitschriften für Volkskunde.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 10. Jahrgang. Heft 4.

Jiriczek O. L., Hamlet in Iran.

Bünker J. R., Eine heanzische Bauernhochzeit. (Schluß.)

Polívka G., Tom Tit Tot. Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde. (Schluß.) — Dazu Nachträge S. 438.

Rehsener Marie, Aus dem Leben der Gossensasser.

Bacher J., Von dem deutschen Grenzposten Luserna im wälschen Südtirol. (Fortsetzung.) — Sagen.

Feilberg H. F., Zu den niedersächsischen Zauberpuppen.

Schütte O., Braunschweiger Volksreime.

Schell O., Nachträge zu den „Bergischen Hochzeitsgebräuchen".

Hauffen A., Kleine Beiträge zur Sagengeschichte. 1. Zum Traum vom Schatz auf der Brücke. 2. Zur Schweizer Pilatussage. 3. Zur Stoffgeschichte von Lenaus Anna. — (Zu Euphorion 4, S. 323—333. Über Lenaus und Frankls Ballade spricht jetzt auch R. M. Werner, Vollendete und Ringende S. 31—33.)

Kleine Mitteilungen: Blümml E. K., Einige Kinderspiele aus Niederösterreich. — Jakóbiec J., Nachtrag zu Napoleons-Gebeten und -Spottliedern.

Das deutsche Volkslied.

2. Jahrgang. Heft 9. Poesie alten deutschen, noch jetzt fortbestehenden Volksglaubens, besonders in Bezug auf Brauch und Sitte. Gesammelt von F. W. von Ditfurth. (Fortsetzung.)

Hauffen A., Ferdinand Raimund im Volksmunde. (Schluß.)

Heft 10. Pommer J., Absicht und Ziel des deutschen Volksgesangvereins.

Pommer J., Zugschlägelreime und Rammerlieder aus Niederösterreich.

Heft 11. 12. Blümml E. K., Deutsche Nachtwächterlieder.

In jedem Hefte neue Mitteilungen einzelner Volkslieder.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 6. Jahrgang.

Heft 5/6. Mayerhöfer H., Rekrutenlieder vom niederösterreichischen Flachland.

Bayerl Marie, Jugendspiele im Böhmerwalde.

Supplement-Heft I. Bünker J. R., Heanzische Kinderreime.

Piger F. P., Kinderreime und Kindersprüche aus der Iglauer Sprachinsel.

Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde. 2. Band. Heft 2—4.

John E., Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze. — Mit Liedern und Sprüchen.

Müller, Lautausdeutung.

Timaeus, Weihnachtsspiel aus dem Erzgebirge. — Text aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Müller, Ein Weihnachtslied aus der Oberlausitz.
Tetzner, Werdauer Altertümer. — Lieder und Bräuche.
Friesen Freiherr von, Die Beziehungen der Vereine für Volkskunde zu den Geschichts- und Altertumsvereinen.
Klopfleisch P., Hütejungen-Verschen aus den Vorbergen des Erzgebirges.
Müller C., Aus dem Reichtum der Volkssprache. — Scherzantworten, Dummheit und Klugheit. Vom Leben und Sterben.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 4. Jahrgang. 4. Heft.
Buß E., Die religiösen und weltlichen Festgebräuche im Kanton Glarus.
Meier E., Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt.
Jenny G., Volkslegende von Notker Balbulus.
Gächter O., Ein Weihnachts- und ein Fastnachtsreim.
Zum Tannhäuserlied. — Variante zu Erk-Böhme 1, S. 49 aus Roseggers „Älpler" 1881.
Fischer K., Einige Formeln und Redensarten aus dem Schanfigg.

Zeitschriften für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. VIII. Band. Heft 1.
Laux M., Der Ursprung der Landsknechte.
Otto E., Kleine archivalische Beiträge zur Kenntnis der deutschen Agrarverhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert. 1.
Mentz G., Aus dem Kontobuch des Nuntius Albani 1709—1711.
Detmer H., Herrmann: Reception des Humanismus in Nürnberg.

Historische Zeitschrift. 86. Band. Heft 1.
Thimme F., Zu den Erhebungsplänen der preußischen Patrioten im Sommer 1808. Ungedruckte Denkschriften Gneisenaus und Scharnhorsts.

Historische Vierteljahrschrift.
Jahrgang 3. Heft 4. Guglia E., Eine ungedruckte Denkschrift von Gentz aus dem Jahre 1822.
Jahrgang 4. Heft 1. Goetze A., Die Artikel der Bauern 1525.
Otto E., Beiträge zur Geschichte des Heidelberger Hofes zur Zeit des Kurfürsten Friedrich IV.
Zwiedinek H. von, Johann von Wessenberg.

Deutsche Geschichtsblätter. Band 2.
Heft 1. 2. 3. Sello G., Zur Litteratur der Roland-Bildsäulen.
Heft 2. Clemen O., Partial-Kirchengeschichte.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. 4. Band.
1899. Bartels A., Klaus Groth. — Heuberger R., Friedrich von Hausegger. — Brümmer F., Elise Baronin von Hohenhausen. — Weilen A. von, Ulrike von Levetzow. — Brümmer F., Ernst Ph. K. Lange. — Brümmer F., Clemens Friedrich Meyer von Waldeck. — Saß J., F. W. Röseler. — Brümmer F., Kajetan Cerri. — Weilen A. von, Emmerich Robert. — Brümmer F., Marie Esperance von Schwartz. — Fränkel L., Wilhelm Wolff. — Fränkel L., Karl Koberstein (Jakon W. Ferd). — Brümmer F., Franz Woenig.

Historisch-politische Blätter. Band 126.
Heft 8. Dürrwächter, Passionsspiele auf dem Jesuiten- und Ordenstheater.
Heft 9. Anette von Droste-Hülshoff.
Heft 10. Völlmann A., Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie. — Über F. W. Helle, geboren 1834.

Heft 11. Der Humanist Bernh. Adelmann.
Heft 12. Das gute Recht der Volkspoesie.

Archivalische Zeitschrift. Neue Folge. Neunter Band.
Hüttner F., Beschreibung der Reise des Herzogs von Bayern nach Lüttich im Jahre 1581.
Hansen G., Briefe des Jesuitenpaters Nithard Biber an den Churfürsten Anselm Casimir von Mainz, geschrieben auf seiner Romreise 1645/46.
Gümbel A., Ein oberpfälzischer Aktensammelband. 1545—1576.

Korrespondenzblatt des **Gesamtvereins** der **deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.** 48. Jahrgang. Nr. 10/11.
Geß, Die Stellung Leipzigs unter den deutschen Universitäten im Laufe der Jahrhunderte.

Leipziger Studien aus dem **Gebiete** der **Geschichte.**
Band 7. Heft 1. Hoffmann E., Naumburg a. S. im Zeitalter der Reformation.

Zeitschrift für **Social-Wissenschaft.** 3. Jahrgang. Heft 11.
Beloch J., Die Bevölkerung Europas zur Zeit der Renaissance.

Globus. 88. Band.
Nr. 4. Hansen R., Zur geographischen Verteilung der Personennamen Schleswig-Holsteins um 1500.
Nr. 22. 23. Winternitz M., Völkerkunde, Volkskunde und Philologie.

Zeitschrift des **deutschen** und **österreichischen Alpenvereins.** Band 31.
Hagenauer E., Der Alpinismus als Element der Kulturgeschichte. — Mit Berücksichtigung der schönen Litteratur.
Schucht R., Das Pitzthal. — Mit Beiträgen zur Volkskunde dieses abgelegenen Tiroler Thales.
Schönbach A., Über den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen. Offener Brief an Eduard Richter. — Kritik des bisherigen Betriebes der Volkskunde mit fruchtbaren Anregungen für die Erforschung der Volkskunde in den Alpenländern.

Berichte über die wissenschaftlichen Unternehmungen des **Deutschen** und **Österreichischen Alpenvereins.** XXIII.
Schatz J., Mundartliche Studien im Oberinnthal und Vinschgau.

Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

Zeitschrift des **Aachner Geschichtsvereins.** 22. Band.
Schollen M., Franz Theodor Oppenhoff. Ein Lebensbild.
Fritz A., Zur Baugeschichte des Aachener Stadttheaters. 1802—1825.

Alemannia, Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Band 28. Neue Folge. Band 1.
Heft 1. 2. 3. Bohnenberger K., Die Grenze von anlautendem k gegen anlautendes ch. — Mit Karte.
Albert P., Zur Geschichte des Freiburger Buchhandels im 15. Jahrhundert.
Heft 1. 2. Bohnenberger K., Die Mundart von Schwenningen und Umgebung nach Karl Haag.
Persch R., Was ist der Schatz? Umfrage an die Freunde des deutschen Volksliedes.
Beck P., Merkwürdige Schulfeier in Ulm im Jahre 1790 bei der Kaiserwahl Leopold II. — Eine deutsche Kantate mit Klagen der Freimaurer über den Tod Josefs II.

Beck P., Nachtrag zu dem Aufsatz „Der Orden verrückter Hofräte". — Zu Alemannia 22, S. 270—273.

Fischbach C. von, „Widersönnigs" Holz.

Miedel J., Ehrenberg: Die Ortsnamen auf -ingen in Schwaben. Heilig: Die Ortsnamen des Kaiserstuhls.

Heft 3. Pfaff F., Karl Heinrich Freiherr von Jahnenberg, der Vater der badischen Volkskunde. 1779—1840.

Mayer H., Von der französischen Universität Freiburg im Breisgau 1688.

Kartels J., Beitrag zur Freiburger Theaterchronik. — Ein Weihnachtsspiel aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Beck P., Die Vorlage für Schillers „Gang nach dem Eisenhammer".

Marriage Mary E., Alte Liederdrucke im britischen Museum. I. Sammelbände fliegender Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts. (Deutsche Volkslieder enthaltend.) II. Liederbücher der Tonsetzer. 1536—1623.

Miedel J., Schatzverse.

Altbayerische Monatsschrift. 2. Band.

4. 5. Schmidt J. B., Johann B. Zimmermann.

Gebele J. und Krallinger J. B., Beiträge zur altbayerischen Schulgeschichte.

Altpreußische Monatsschrift. 37. Band.

Heft 3/4. Reicke R., Briefe von Thimothens Gisevius an Ludwig Ernst Borowski.

Warda A., Zwei Briefentwürfe Kants.

Heft 5/6. Töppen M., Salomon Mellentihns Hausbuch.

Schöndörffer O., Kants Briefwechsel. I. 1747—1788.

Aus deutschen Bergen. 15. Jahrgang. Heft 1—12.

Urban M., Magister Johannes Mathesius und Kantor Nikolaus Hermann.

Haller von Raitenbuch Bertha, Ulrike von Levetzow.

Monatsblätter des Badischen Schwarzwaldvereins. Nr. 6.

Heilig O., Volksetymologie in badischen Ortsnamen.

Baltische Monatsschrift. Jahrgang 42.

Nr. 5. 6. Neumann W., Siebenhundert Jahre baltischer Kunst.

H. D., Zwei baltische Selbstbiographien.

Forschungen zur Geschichte Bayerns. Band VIII.

Heft 3. 4. Du Moulin Eckart Graf R. von, München am Vorabend des Rheinbundes. Nach französischen und österreichischen Berichten.

Heft 4. Reinhardstöttner K. von, Die Nutz- und Lusterweckende Gesellschaft der Vertrauten Nachbarn am Isarstrom. — Schildert die Geschichte und charakterisiert die Schriften dieser 1702 begründeten litterarischen (und später politischen) Gesellschaft.

Reinhardstöttner K. von, Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen. VII.

Reinhardstöttner K. von, Ein Illuminatendrama aus dem Jahre 1803. — „Der Illuminat" von Ludwig Andreas Petz. Ein hervorragendes Zeitbild mit zahlreichen Anklängen an Schillers Räuber.

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins.

36. Band. Holtze Frdr., Chronistische Aufzeichnungen eines Berliners von 1704 bis 1758.

37. Band. Weinitz Frz., Des „Deutsch-Francoss" Jean Chrétien Toucements Schilderung Berlins aus dem Jahre 1730.

Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1901.

Türler H., Biel im Jahre 1530.

Flury A., Niklaus Manuels Totentanz in Bild und Wort.

Haag, Victor von Bonstettens Wirksamkeit für die bernischen Schulen.

Neujahrsblatt vom **historischen Verein** des **Kantons Bern** für das Jahr 1901.

Mülinen W. F. von, Daniel Fellenberg und die patriotische Gesellschaft in Bern.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** des **Deutschen** in **Böhmen.** 39. Jahrgang.

Nr. 1. Krejčik A. L., Zacharias Theobald. Eine biographische Skizze. Beilage: Theobalds Werke. Drucke und Handschriften.

Knott R., Ein Beitrag zur Geschichte der Ermordung Wallensteins.

Jirik F., Ein Brief Adalbert Stifters an August Piepenhagen. 13.—25. Dezember 1859. Mit einer ausführlichen Beurteilung der Studien und Skizzen des Malers Piepenhagen.

Trötscher J., Schiepeck: Satzbau der Egerländer Mundart.

Nr. 2. Knott R., Die Bücherei eines utraquistischen Pfarrers in Luditz. — Mitte des 15. Jahrhunderts.

Scheid R., Ein Beitrag zur Schulgeschichte Böhmens im 17. Jahrhundert.

Siegl K., Ein auf Götz von Berlichingen bezügliches Schriftstück im Egerer Stadtarchiv. — Die Stadt Nürnberg ersucht die Stadt Eger, ihren Boten die Achtserklärung gegen Götz auch in Eger anschlagen zu lassen. 11. August 1572.

Hauffen A., Die Ausstellung für deutsch-böhmische Volkskunst in Bodenbach. — Mitteilung von Egerer Hochzeitsversen.

Forschungen zur **Brandenburgischen** und **Preußischen Geschichte.** 13. Band. 2. Hälfte.

Krauel R., Originalbriefe Friedrich II., des Prinzen Heinrich und der Prinzessin Amalie von Preußen an die Herzogin Charlotte von Braunschweig.

Gebauer J., Die Einführung der Reformation in den Städten Alt- und Neustadt Brandenburg.

Granier H., Zwölf Blücherbriefe.

Lippert W., Zur Entstehung der Tagebücher des Grafen von Donnersmarck über den siebenjährigen Krieg.

Krebs J., Ungedruckte Briefe aus dem Jahre 1630.

Braunschweigisches Magazin. 5. Band. 1899.

Koldewey F., Alfred Fleckeisen und seine Beziehungen zum Herzogtum Braunschweig, insbesondere zum Gymnasium zu Helmstedt.

Zimmermann P., Zum Gedächtnis Karl Friedrich Gauß'.

Beste J., Der Abt Häseler und seine Familie.

Eggeling O., Zu Lessings Lehre von der Tragödie. — Im Verhältnis zu den modernen Theorien über das Tragische.

Schütte O., Eine vierte Predigt des Johannes Spring von Scheppau.

Mack H., Uhland in Braunschweig im Jahre 1842. Nach Dr. Karl Schillers Berichten.

Damköhler E., Reste heidnischen Seelenglaubens aus Cattenstedt und Umgebung.

Hassebrauk G., Bemerkungen zu den Volksliedern des Braunschweiger Landes.

Schütte O., Umsingelieder. — Volksreime. — Aus der Spinnstube. — Spruchweisheit auf Wockenblättern. — Das Hänseln in Wedtlenstedt. — Das Weilbrot. — Ein paar Kinderspiele. — Sagen. — Braunschweiger Kosenamen.

Meier H., Eigennamen der Braunschweiger Bürgerhäuser.

Wohltrabe W., Prinz Wilhelm Adolf zu Braunschweig und Lüneburg und Joh. Chr. Ludw. Hellwig.

Carinthia I. 90. Jahrgang. Nr. 4—6.

Egger-Möllwald, Professor Johann Bürger und die Klagenfurter 1848 und 1849.

Dresdener Geschichtsblätter. 9. Jahrgang. Nr. 1—4.

Aus Julius Schnorrs Tagebüchern. XV. XVI. 1857.

Die früheste dichterische Schilderung Dresdens. — Von Günther Strauß 1539.

Lehmann O., Kavaliertour eines jungen Dresdners im 17. Jahrhundert.

Beutel O., Bürgermeister Christian Brehme, ein Dichter des 17. Jahrhunderts. — 1613—1667. Umfassende Würdigung seiner Dichtungen mit zahlreichen Proben.

Jahrbuch für **Geschichte, Sprache** und **Litteratur Elsaß-Lothringens.**

Jahrgang 15. 16. Krauß F. X., Autobiographische Aufzeichnungen von Ludwig Spach.

Martin E., Ein Straßburger Standbild des jungen Goethe.

Jahrgang 15. (1899.) Stehle B., Der Totentanz von Kienzheim im Ober-Elsaß. — Die Verse nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts.

Hertzog-Colmar A., Dreikönigsspiel, Weihnachts- und Neujahrslieder des Dorfes Geberschweier.

Schlumberger und Dadelsen, Rupert Sporrers Novelle „Kunegunda von Ungerstein".

Borries E. von, Über die älteren Straßburger Familiennamen.

Kassel, Die Deminution in der hanauischen Mundart.

Reuß R., Aus dem Stammbuch einer jungen Straßburgerin vor hundert Jahren. — Mit Einträgen von den Schwestern Sophie und Friederike Brion. Friederike schreibt am 14. Juli 1802 (also als Fünfzigerin) dem jungen Mädchen ins Stammbuch: „Du Bist, Edles Mädchen! ein Beyspiel für Viele. Möchte doch jedes in Deinem Alter Wahrheit reden und empfinden, tugend so hoch schätzen, Lieben und ausüben wie Du. Belohnung für alle daß gute, so Du besitzest, wünscht Dir schon auf dieser Welt! eine Deiner zärtlichsten, aufrichtigsten Freundine (sic)." — Reuß meint mit Recht, daß diese Eintragung einen moralischen Gegenbeweis gegen die verläumderischen Gerüchte über Friederike bilde.

Martin E., Über Goethe insbesondere als Lyriker. — Vortrag.

Martin E., Zu G. D. Arnold.

Jahrgang 16. Schmidt Adolf, Moscheroschs Schreibkalender. — Teilt handschriftliche Eintragungen Moscheroschs in Schreibkalender der Jahre 1619 bis 1622, 1629 und 1630 mit. Aus älteren Kalendern, die in Moscheroschs Besitz waren, erhalten wir auch Nachrichten über Paulus Crusius und Matthäus Brann.

Schmidt Adolf, Miscellen. 1. Tobias Stimmers Todesjahr (4. Januar 1584). 2. Zu Daniel Martin.

Martin E., Kleinere Mitteilungen. — Ein Verzeichnis von Volksbüchern aus dem Jahre 1543. Frischlin über Straßburg 1584.

Roth F. W. E., Aus einer Straßburger Sammlung von Volksliedern des 16.—17. Jahrhunderts. — Verzeichnet die Liederanfänge und Überschriften. Wir finden darunter eine Parodie des Vater Unser. „Deren zue Prag im königlichen Schloß verstrickten 17 Direktoren vatter vnser" und zwei Lieder auf den Winterkönig.

Knod G., Danksprüch des Samuel Glonerus. 1639.

Apelles in Agypten. Eine lateinische Schulkomödie aus dem 16. Jahrhundert von Jacobus Micyllus aus Straßburg, deutsch von Theodor Vulpinus.

Roth F. W. E., Die Schriften des Otto Brunfels 1519—1536. Bibliographisch beschrieben.

Menges H., Zwei elsässische Kinderspiele.

Borries E. von, Die Zerstörung der Straßburger Bibliothek im Jahre 1870.

Zeitschrift für die **Geschichte** und **Altertumskunde** des **Ermlands.** 13. Band.

Dittrich, Geschichte des Katholicismus in Altpreußen von 1525 bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Erzgebirgs-Zeitung. 21. Jahrgang. Nr. 8—12.

Endt J., Volkstümliche Überlieferungen aus Bärringen. (Fortsetzung.)

Urban M., P. Stanislaus Zauper, ein gelehrter Prämonstratenser. — Mit Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Goethe.

Hahn J., Hans Heiling in Sage und Dichtung.

Urban M., Der Hirtenknabe im Joachimsthaler Christspiele. Eine Studie.

Urban M., Weihnachtsspiele im Erzgebirge.

Jahresbericht des **Hanauer Geschichtsvereins** 1898/99.

Suchier R., Erinnerungen an Johann Gottfried Kinkel.

Hansische Geschichtsblätter. 1899.

Stein W., Über den Verfasser des Kölnischen Liedes von der Weberschlacht.

Zeitschrift des **Harzvereins** für **Geschichte** und **Altertumskunde.** 33. Jahrgang. 1. Hälfte.

Rimpau W., Frau von Bracconi. — Eine umfassende Monographie. Mit Darstellung ihrer Beziehungen zu Pfeffel, Lavater und Goethe.

Neue Heidelberger Jahrbücher. 10. Jahrgang. Heft 1.

Helm K., Ein Tagebuch aus Matthissons Jugend. — Abdruck eines Tagebuches von Januar bis März 1777. Mit Einführung.

Mitteilungen des **Heidelberger Schloßvereins.** Band 4.

Waldberg Max Freiherr von, Goethes Zeichnung des gesprengten Schloßturms in Heidelberg.

Hessenland. Nr. 13.

W. J., Beiträge zur Geschichte des Kasseler Theaters am Ende des 18. Jahrhunderts.

Archiv für **vaterländische Geschichte** und **Topographie.** Herausgegeben von dem Geschichtsverein für **Kärnten.** 19. Jahrgang.

Loserth J., Zur Geschichte der Gegenreformation in Kärnten. Die Auflösung und Ausweisung des evangelischen Schul- und Kirchenministeriums in Klagenfurt.

Jaksch A. von, Archivberichte aus Kärnten. I. Die Graf Lodronschen Archive in Gmünd.

Mitteilungen der Gesellschaft für **Kieler** Stadtgeschichte. Heft 17.

Luppe Herm., Das Kieler Barbuch (1465—1546).

Mitteilungen des **Musealvereins** für **Krain.** Jahrgang 13. Heft 1—5.

Vrhovec J., Der schwäbische Chronist Burghardt Zink und eine interessante Schule zu Reifnitz in Unterkrain.

Komatar F., Ein Bruchteil der Familienchronik der Auersperge.

Elze Th., Die Abstammung der Gotschewer. — Nimmt gegen Schröer und Haussen (aber mit unzulänglichen Gründen) fränkische Abstammung an.

Geschichtsblätter für **Stadt** und **Land Magdeburg.** Heft 1.

Hertel G., Die litterarische Thätigkeit des Probstes Quirl.

Mannheimer Geschichtsblätter. I. 3.

Walter F., Wolfgang Heribert von Dalberg.

Zeitschrift des **deutschen Vereins** für die **Geschichte Mährens** und **Schlesiens.** 4. Jahrgang. Heft 4.

Soffé E., Peter Ritter von Chlumecký als Geschichtschreiber.

Welzl H., Zur Geschichte der mährischen Theatercensur.

Jahrbücher und **Jahresberichte** des **Vereins** für **mecklenburgische Geschichte** und **Altertumskunde.** 65. Jahrgang.

Schröder C., Tagebuch des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg Schwerin aus den Jahren 1811—1813.

Niederlausitzer Mitteilungen. 6. Band. 5. Heft.

Sommer G., Sagen und Flurnamen in der Gegend von Forst, Sommerfeld und andere.

Blätter des **Vereins** für **Landeskunde** von **Niederösterreich.** 34. Jahrgang. 7—9.

Müller R., Neue Vorarbeiten zur altösterreichischen Namenkunde.

Beiträge zur **Geschichte** des **Niederrheins.** Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins. 15. Band.

Pauls E., Zur Geschichte der Censur am Niederrhein bis zum Frühjahr 1816.

Eschbach P., Die Universität Duisburg unter französischer Verwaltung (1806 bis 1813). Ein Beitrag zur Geschichte des Großherzogtums Berg.

Miscellen: Eine Eingabe Samson Heines aus dem Jahre 1807.

Zeitschrift des **historischen Vereins** für **Niedersachsen.** Jahrgang 1900.

Weiß R., Neue Erklärungen der Namen von einigen wichtigen Orten in Niedersachsen.

Mitteilungen des **Nordböhmischen Exkursionsklubs.** 23. Jahrgang. Heft 4.

Pandler A., Sagen aus Deutsch-Böhmen.

Pandler A., Zur Namenkunde.

Jädicke A., Zur Geschichte von Joachimsthal.

Mitteilungen des **Oberhessischen Geschichtsvereins.** Neue Folge. 9. Band.

Herrmann F., Aus dem Leben Daniel Gresers zu Gießen (1532—1542).

Diehl W., Die Alsfelder Superintendentur und der Superintendentensitz Gießen (1534—1604).

Willkomm B., Gottfried Arnold als Professor historiarum in Gießen.

Knaab J., Selbstbiographie Joh. Gottfried Königs, isenburgischen Amtskellers (1631—1707).

Becker W. M., Zum Aufsatze: Der hessische Reimchronist. — Nachtrag zum 7. Band.

Zeitschrift für die **Geschichte** des **Oberrheins.** 15. Band.

Heft 1. Albert P., Zur Lebens- und Familiengeschichte des Dichters und Geschichtsschreibers Johann Tethinger Pedins.

Heft 2. 3. Knod G. C., Oberrheinische Studenten im 16. und 17. Jahrhundert auf der Universität Padua.

Heft 3. Hauviller E., Alsatica aus Pariser und Römischen Archiven und Bibliotheken zur Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts.

Schreiber A., Die Veranlassung zu der Fehde Götz von Berlichingens mit dem Erzstifte Mainz. Mit 9 bisher ungedruckten Briefen Götz von Berlichingens.

Kaiser H., Ein unbekannter Brief Wimpfelings.

Heft 4. Ettlinger E., Geschichte der Bibliothek von St. Peter im Schwarzwalde.

Archiv für **österreichische Geschichte.**

Band 88. 2. Hälfte. Arneth A. von, Biographie des Fürsten Kaunitz. Ein Fragment. (Schluß.)

Bibl V., Klesls Briefe an Kaiser Rudolfs II. Obersthofmeister Adam Freiherr von Dietrichstein. (1583—1589.)

Band 89. 1. Hälfte. Hirn J., Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Aus den nachgelassenen Schriften Anton Gindelys herausgegeben.

Jahrbuch der **Gesellschaft** für die **Geschichte** des **Protestantismus** in **Österreich.** 21. Jahrgang. Heft 3/4.

Bossert G., Zwei Linzer Reformationsschriftsteller. — Die beiden Brüder Christof und Leonhard Freisleben.

Schmid Josef, Des Erzbischofs von Salzburg Matthäus Lang Verhalten zur Reformation. (Fortsetzung.)

Elze Th., Die evangelischen Prediger Krains.

Trautenberger G., Im Josefinischen Jahrzehnt.

Mitteilungen des **Instituts** für **österreichische Geschichtsforschung.**

Band 21. Heft 4. Bibl V., Briefe Melchior Klesls an Herzog Wilhelm V. von Bayern. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation in Niederösterreich.

Band 22. Heft 1. Dvořák M., Die Fälschungen des Reichskanzlers Kaspar Schlick.

Schlitter H., Die Zurückstellung der von den Franzosen im Jahre 1809 aus Wien entführten Archive, Bibliotheken und Kunstsammlungen.

Englia E., Zur Gentzbibliographie.

Sitzungsberichte der **Gesellschaft** für **Geschichte** und **Altertumskunde** der **Ostseeprovinzen Rußlands.** 1899.

Buchholtz A., Herders Wohnung in Riga.

Mitteilungen des historischen Vereins für die **Saargegend.** 7. Heft.

Krohn Aug., Beiträge zur Geschichte der Saargegend. II.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **Salzburger Landeskunde.** XL. Vereinsjahr.

Zeller G., Alexander von Humboldts Aufenthalt in Salzburg.

Huber N., Die Litteratur der Salzburger Mundarten. Eine bibliographische Skizze. — Darunter: Salzburgs mundartliche Dichtung im 18. und 19. Jahrhundert. Ferner ein reiches Verzeichnis von Dialektdichtern des 18. und 19. Jahrhunderts, deren Dichtungen nur handschriftlich verbreitet sind.

Adrian K., Ein Abtenauer Hirtenlied.

Schriften des Vereins für **Sachsen-Meiningische** Geschichte und Landeskunde. 33. Heft.

Bergner Heinr., Die Glocken des Herzogtums Sachsen-Meiningen.

Diöcesanarchiv von **Schwaben.** 18. Jahrgang.

Nr. 7. 8. 9. 10. Schön Th., Geschichte des Theaters in Ulm. (Fortsetzung.)

Nr. 8. 9. Bach M., Meister Stephan Lochner aus Meersburg.

Nr. 8. Beck P., Nachtrag zum Kloster-Schuldrama in Schwaben.

Nr. 9. Zeidler J., Aus dem Schul- und Theaterleben von Ottenbeuren.

Beck P., Geschichtskalender der Reichsstadt Rottweil mit Neujahrswunsch des Gerichtsprokurators Bonaventura Schlech.

Nr. 6. 10. Saupp, Denkwürdiges aus der Geschichte des Klosters Wiblingen.

Zeitschrift der **Gesellschaft** für **Schleswig-Holsteinische Geschichte.** 30. Band.

Boor A. de, Beiträge zur Geschichte der Holsteinischen Familie von Saldern.

Fries A., Andreas Peter Bernstorff und die Herzogtümer Schleswig und Holstein. (1773—1780.)

Hedemann P. von, Zur Geschichte der Familie von Sehested.

Hofmeister A., Der Sylter Chronist Hans Kielholt.

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **siebenbürgische Landeskunde.** 23. Jahrgang.

Nr. 7/8. 9. 11. Hommner L. und Andere, Zur Volkskunde. — Kleine Beiträge.

Nr. 7/8. Duldner J., Zur Biographie des Bischofs Paul Zekelius.

Nr. 10. K. H., Märchen vom Glück.
Nr. 11. Märchen aus Martinsdorf.
Nr. 12. Horedt Bertha, Besprechung und Aberglaube in Klein-Scheuern

Mitteilungen des **historischen Vereins** für **Steiermark.** 48. Heft.

Loserth J., Das Tagebuch des Geheimsekretärs Peter Casal über die italienische Reise Erzherzog Ferdinand II. vom 22. April bis 28. Juni 1598.

Schönbach A. E., Miscellen aus Grazer Handschriften. Dritte Reihe. — Mit wichtigen Belegen zur Volkskunde und Kulturgeschichte.

Beiträge zur **Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen.** 30. Jahrgang.

Loserth J., Briefe und Akten zur steiermärkischen Geschichte unter Erzherzog Karl II. 1578—1590.

Zwiedineck H. von, Das gräflich Lambergsche Familien-Archiv zu Schloß Feistritz bei Ilz. III.

Zeitschrift des **Ferdinandeums** für **Tirol** und **Vorarlberg.** Heft 44.

Zingerle O. von, Über Beda Webers Jugend und Studienzeit. — Beda Weber, geboren 1798, Benediktiner von Marienberg, Professor am Ordensgymnasium zu Meran seit 1826, im Jahre 1848 Abgeordneter im deutschen Reichsparlament, dann, nachdem Flir diese Stelle abgelehnt hatte, Stadtpfarrer in Frankfurt a. M., gestorben daselbst 1858, hat eine nicht uninteressante Jugend verlebt. Er war Schusterjunge, wurde von den Franciskanern in Lienz „entdeckt" und sechzehnjährig an ihr Ordensgymnasium nach Bozen geschickt. Dort entwickelte sich der junge, das heißt verhältnismäßig schon alte Student, kam nach Innsbruck auf die „Philosophie", wo er mit Johannes Schuler zusammen einen geselligen und zugleich der Dichtkunst beflissenen Kreis unter den Studierenden bildete. Dann trat er in das Benediktinerstift Marienberg (an der tirolisch-graubündnerischen Grenze), wo er mit Pius Zingerle und Albert Jäger Gelehrsamkeit und schöne Künste, die unter Kaiser Franz auf den staatlichen Schulen hintangehalten wurden, in Flor brachte und auf das Meraner Gymnasium verpflanzte. Man weiß, daß Beda auch die Denkmäler mittelalterlicher Dichtkunst in den Kreis seiner Thätigkeit zog, daß die Berliner Handschrift des Nibelungenliedes von ihm (1834) auf Schloß Montani in Vintschgau entdeckt und an einen auswärtigen Buchhändler verkauft wurde, daß er auch die Gedichte Oswalds von Wolkenstein herausgab. Ignaz Zingerle, geboren 1825, der sein Schüler am Gymnasium war und ihm (im Gegensatz zu L. Steub) stets eine dankbare Erinnerung bewahrt hat, wollte nach dem Tode Bedas dessen Leben schreiben (was dann aus unbekannten Gründen unterblieben ist); er wandte sich, um Stoff zu gewinnen, an Jugendfreunde und Bekannte des Verstorbenen, darunter P. Pius Zingerle und P. Joh. B. Schöpf (den Franciskaner, dem wir die Studie über Johannes Nas verdanken), von denen etliche Briefe einliefen, die Oswald Zingerle aus dem Nachlasse seines Vaters in der vorliegenden Studie verwertet hat. J. J.

Hintner V., Über einige Thalnamen Deutschtirols.

Zeitschrift des **westpreußischen Geschichtsvereins.** Heft 42.

Töppen M., Die älteste Thorner Stadtchronik.

Kleinere Mitteilungen: Freytag H., Analekten zur Preußischen Gelehrtengeschichte I. Nikolaus Lackmann. — Günther O., Miscellen aus Danziger Drucken und Handschriften II „Elbyngs Geile Trewlosigkeit". (Historisches Gedicht aus dem Jahre 1659.)

Württembergische Vierteljahrshefte für **Landesgeschichte.** Neue Folge. 9. Jahrgang.

Heft 1/2. 3/4. Kolb Ch., Die Anfänge des Pietismus und Separatismus in Württemberg.

Mayer O., Geistiges Leben in der Reichsstadt Eßlingen vor der Reformation der Stadt.

Heft 1/2. Fischer H., Die Namen der Wochentage im Schwäbischen.

Heft 3/4. Bossert G., Die Hofkantorei unter Herzog Ludwig.

Roth F. W. E., Schwäbische Gelehrte des 15. und 16. Jahrhunderts in Mainzer Diensten.

Nestle E., Zu Felix Fabris Descriptio.

Bach M., Ueber Martin Schaffner. — Mit Berichtigungen zu „Studien zur deutschen Kunstgeschichte". Heft 20.

Welsch E., Züge aus dem limpurgischen Schulwesen des 18. Jahrhunderts.

Beilage: **Württembergische Franken.** Neue Folge. VII.

Gmelin, Hall im Reformations-Jahrhundert.

Schnizer, Die Salzburger Emigranten im Fränkischen.

Württembergische Neujahrsblätter. Neue Folge. 5. Blatt.

Hartmann J., Württemberg im Jahre 1800. Auf das Jahr 1900 geschildert.

Mitteilungen der Gesellschaft für **deutsche Sprache** in **Zürich.** Heft 4.

Ehrenfeld Alex., Schulmärchen und andere Beiträge zur Belebung des deutschen Unterrichts. Nebst einem Anhang von Schülerarbeiten.

Allgemeines.

Deutsche Rundschau.

26. Jahrgang. Heft 10. Stern A., Briefe Blüchers aus dem Jahre 1809. Nebst ergänzenden Aktenstücken.

Dobschütz E. von, Bibelkenntnis in vorreformatorischer Zeit.

Dilthey W., Die Berliner Akademie der Wissenschaften, ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Aufgaben. II.

Heft 11. Der „Rechte" der Gräfin Ida Hahn-Hahn. Eine Liebesgeschichte aus vormärzlicher Zeit. — Zur Lebensgeschichte der Schriftstellerin.

Meyer Richard M., Die Weltlitteratur und die Gegenwart.

Meisner H., Briefe von Charlotte Diede, der Freundin Wilhelm von Humboldts. — Vier Briefe nach Humboldts Tod an Therese von Bacheracht geschrieben.

Heft 12. Bölsche W., Marie von Ebner-Eschenbach.

Bettelheim A., Aus dem Leben von Marie von Ebner-Eschenbach. I/II.

Laban F., Zur Erinnerung an Karl Werder.

Rodenberg J., Grisebachs E. T. A. Hoffmann-Ausgabe.

27. Jahrgang. Heft 1. Bettelheim A., Marie von Ebner-Eschenbach und Louise von François.

Bölsche W., Meyers Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Heft 2. 3. Bernhardi von, Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis 1867.

Heft 3. Baillen P., Briefe der Königin Luise an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. (1794—1810.)

Stein L., Pestalozzi als Völkererzieher.

Preußische Jahrbücher.

Band 101. Heft 1. Küntler H., Ein neues Buch über David Friedrich Strauß. — Eck: Strauß. 1899.

Heidenhain F., Ziehen: Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Lessings Laokoon.

Heft 2. Sandvoß F., Harnack: Essays und Studien.

Heft 3. Martens L., Goethe und das „Werden".

Lorenz M., Künstler und Kritiker.

Band 102. Heft 1. Metz A., Die Heilung des Orestes in Goethes Iphigenie.

Hessen R., Aristophanes und Hauptmann.

Sandvoß F., Arnold: Geschichte der deutschen Polenlitteratur. I.

Heft 3. Geyer P., Nietzsche und Schiller.

Rosenberg F., Das Leben der Wörter.

Nord und Süd.

Band 94. Heft 280. Grunwald M., Ein historisch interessanter Briefwechsel. — Unbekannte Briefe von Arndt, W. von Humboldt, Pestalozzi, Benecke, Kästner und Anderen.

Kohut A., Die neueste Litteratur über Theodor Körner.

Heft 281. Pagenstecher K., Josef Lauff. Ein litterarisches Porträt.

Achelis Th., Aberglauben und Zauberei.

Heft 282. Bienenstein K., L. Jacobowski.

Glück G., Georg Christoph Lichtenberg.

Band 95. Heft 283. Krauß R., Schubart und seine Tochter Julie. Mit ungedruckten Briefen und Versen.

Deutsche Revue. 25. Jahrgang.

Juli. Guglia E., Gentz und die Frauen.

Krauß R., Ein ungedruckter Brief Schubarts an seine Gattin.

August. Hoensbroch von, Papsttum und Hexenwahn.

September. Blind K., Eine Verteidigung unserer Sage von Wieland, dem Schmied.

Oktober. Kienzl W., Erinnerungen an Robert Hamerling und andere Poeten. — Mit drei ungedruckten Gedichten Hamerlings. Ferner ungedruckte Verse von K. G. Leitner (über das Wesen der Musik), von Anastasius Grün und E. Geibel (Stammbuchverse).

Dezember. Gelzer, Ungedrucktes von Bischof von Hefele.

Zighele S., Die Kunst und die Masse.

Neue deutsche Rundschau, der freien Bühne Jahrgang 11.

Heft 7. Simmel G., Persönliche und sachliche Kultur.

Förster-Nietzsche Elisabeth, Friedrich Nietzsche und Heinrich von Stein. — Briefwechsel mit Erläuterungen.

Heft 9. 10. Schorn Adelheid von, Briefe Liszts und der Fürstin Wittgenstein.

Heft 11. Schorn A. von, Briefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1842 bis 1884. — Von Franz Kugler, Berthold Auerbach, Friedr. Rückert, Karl Gutzkow, Heinrich von Stein.

Das homosexuelle Problem in der Litteraturgeschichte: Der Fall Platen.

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte.

Jahrgang 44. Heft 526. Borkowski H., Schiller und Henriette von Arnim.

Salten O., Schiller und Katharina Baumann.

Düsel F., Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke.

Krebs E., Zur Dramaturgie von Mozarts „Don Juan".

Heft 526. 528. Hollaender F., Aus zwei Jahrhunderten deutscher Schauspielkunst.

Heft 527. August. Heigel K. Th., Friedrich Chr. Dahlmann.

Heyse P., Aus der Werkstatt. Meine Novellistik. — Heyse berichtet hier nicht nur über die Entstehungsweise seiner eigenen Novellen, sondern giebt in einer meisterhaften Skizze eine Geschichte und Technik der Novelle überhaupt.

Heft 528. Schmidt Erich, Marie von Ebner-Eschenbach.

Tille A., Goethes Faust in der modernen deutschen Kunst.

Behaghel O., Sprachliche Versteinerungen.

Jahrgang 45. Heft 529. Oktober. Mayne H., Theodor Fontane als Lyriker.
Heft 530. November. Rahlwes F., Goethes sprachliche Entwicklung.
Heft 531. Dezember. Houben H. H., Karl Gutzkow und Levin Schücking. Ein litterarisches Freundschaftsbild nach unveröffentlichten Briefen entworfen.
Grabein P., Erinnerungen aus Preußens Erhebung. Nach den Tagebuchblättern des preußischen Staatsministers Grafen Erdmann Pückler.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

Jahrgang 14. Heft 11. 12. Ostini F. von, Vom Oberammergauer Passionsspiel.
Jensen W., Heimat-Erinnerungen. II. Theodor Storm. III. Klaus Groth.
Jahrgang 15. Heft 1. Meyer Richard M., Marie von Ebner-Eschenbach.
Villinger Hermine, Wie ich Marie von Ebner-Eschenbach kennen lernte.
Rosegger P., Wie heute Berggemeinden untergehen. — Von seiner Heimatsgemeinde Alpel.
Binde J., Aus dem Theaterleben der Vorstadt. Erinnerungen.
Heft 4. Pantenius Th. H., Elisa von der Recke.

Heimgarten.

Jahrgang 24. Heft 10. 11. Rabenlechner M. M., Hamerling zu Georg Ebers, Berthold Auerbach, Emil M. Vacano. — Briefe der Genannten an Hamerling. Darunter ein Epigramm von Ebers an Hamerling, ein Aufsatz Hamerlings: „Neureligiöse Litteratur" über E. M. Vacanos religiös-philosophische Schriften. Sprüche Hamerlings.
Heft 10. Vernaleken Th., Zur Naturdichtung des Volks. — Tiermärchen.
Lautenbacher J., Ein paar schwäbische Bauernsprüche.
Heft 12. Kottnig J., Vierzeiler aus dem oberen Murthale.
Jahrgang 25. Heft 1. Zur Charakteristik Robert Hamerlings.
Heft 2. A. W., Hamerlingbriefe.
Heft 3. Paulsen F., Das Oberammergauer Passionsspiel und sein Gegensatz (Nietzsche).

Österreichisch-Ungarische Revue. 27. Band.

Heft 2. Simon J., Die Entwicklung des österreichischen Gymnasiums seit 1849.
Heft 3. Epigrammatisches. Aus dem Nachlasse Adolf Pichlers.

Die Kultur.

Jahrgang I. Nr. 8. Hirn, Andreas Hofer und Hormayr.
Beyer, Deutsches Zeitungswesen im 16. und 17. Jahrhundert.
Jahrgang II. Nr. 1. Haluša, Marie von Ebner-Eschenbach.
Zwei Briefe von Hans von Bülow.
Nr. 6. 7. Salzer A., Eine deutsch-österreichische Litteraturgeschichte.

Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst. I.

Nr. 1. Koegel F., Zur Charakteristik Konrad F. Meyers.
Nr. 2. Holzamer W., In Goethes Geburtshause.
Nr. 3. Asbach J., Heines Geburtshaus und das spätere Wohnhaus seiner Eltern. — Mit 3 Abbildungen.
Asbach J., Ein Heine-Bildnis. — Eine Bleistiftzeichnung von unbekannter Hand.

Vom Fels zum Meer. XIX.

Nr. 21. 22. Muther R., Deutsche Volksbücher des 15. Jahrhunderts.

Die Insel. 1. Jahrgang.

Nr. 4—8. Meier-Gräfe J., Beiträge zu einer modernen Ästhetik. (Fortsetzung.)
Nr. 9. Blei F, E. Th. A. Hoffmann.

Deutsche Dichtung.

Band 28. Heft 7. 8. Fanny Lewalds Selbstbekenntnisse.

Heft 8. Toischer W., Deutsche Litteratur in Böhmen. I. Die ältere Litteratur bis 1750.

Heft 9. 10. 11. Klaar A., Deutsche Litteratur in Böhmen. II. Die neuere Litteratur 1780—1850.

Heft 11. 12. Fürst R., Deutsche Litteratur in Böhmen. III. Die neueste Litteratur 1850—1890.

Heft 12. Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe von C. A. Vulpius, J. L. Pyrker, L. Tieck, F. Pencer, J. G. Seidl, Louis Schneider und Alfred Meißner.

Band 29. Heft 1. 2. 3. 4. Hauffen A., Das deutsche Volkstum in Böhmen.

Heft 1. Scheffel J. V. von, Jugendgedichte. Ungedruckter Nachlaß.

Karpeles G., Zu Heines Gedichten.

Heft 2. 3. Franzos C., Briefe von Berthold von Auerbach 1852—1853. — Bisher ungedruckte Briefe an Max Ring.

Heft 3. Meyer R. M., Auerbachs Bauern. — Gegen Treitschkes Urteil: „Verkleidete Juden".

Heft 6. Klaar A., Josef Willomitzer. — Gesamtcharakteristik.

Litterarisches Centralblatt für Deutschland.

Nr. 30. Hildebrand: Materialien zum deutschen Volkslied.

Nr. 34. Fränkel L., Betz: La littérature comparée.

Nr. 35. H. A. K., Weitbrecht: Das deutsche Drama.

Nr. 42. Fränkel L., Blümlein: Die Floia und andere deutsche makkaronische Gedichte.

Nr. 48. Weitbrecht C., Berger A. von: Studien und Kritiken.

Beilage. Nr. 23. Zieler G., Frauenlyrik.

Nr. 49. Mayne H., Heitborn: Novalis. Novalis' Schriften.

Nr. 50. L. E., Ehrhard: Grillparzer.

Beilage Nr. 24. Briefe von Albert Emil Brachvogel.

Nr. 51/52. Gietmann: Poetik und Mimik.

Deutsche Litteraturzeitung. Jahrgang XXI.

Nr. 28. Pniower O., Saitschick: Goethes Charakter.

Nr. 30. Nieten O., Consentius: Der Wahrsager.

Nr. 31. Kühnemann E., Weitbrecht: Das deutsche Drama.

Nr. 32. Walzel O. F., Biedermann: Goethe-Forschungen.

Nr. 33. Witkowski G., Suphan: Allerlei Zierliches von der alten Excellenz.

Nr. 34. Baumeister A., Gaede: Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung".

Nr. 37. Harnack O., Kontz: Les Drames de la Jeunesse de Schiller.

Nr. 38. Walzel O. F., Frey: C. F. Meyer. — Ausführlich. Mit Betrachtungen über „Poesie und Litteraturgeschichte".

Nr. 39. Zeiß K., Krumm: Hebbel.

Nr. 40. Drescher K., Rubensohn: Griechische Epigramme in deutschen Übersetzungen. — Mit Ausführungen über die Metrik des Hans Sachs.

Nr. 41. Strack A., Witkowski: Goethe.

Nr. 42. Walzel O., Kauffl: Tiecks Genovefa. — Sehr anerkennend.

Nr. 44. Muncker F., Bodmer-Denkschrift.

Nr. 46. Pniower O., Knauth: Goethes Sprache im Alter.

Nr. 48. Witkowski G., Braß: Goethes Anschauung der Natur.

Nr. 51/52. Goethe G., Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin.

Usener H., Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen.

Allgemeines Litteraturblatt. 9. Jahrgang.

Nr. 14. Kralik R., Bücher: Arbeit und Rhythmus. — Mit Einschränkungen. Mitteilung der Melodie eines Salzburger Juschlägelreimes.

Nr. 17. Zeidler J., Bischoff: „Niemand und Jemand" in Graz im Jahre 1608.
Nr. 19. Arens E., Bantwitz: Die religiöse Lyrik der Droste-Hülshoff. — Abfällig beurteilt. Mit zahlreichen Berichtigungen.
Bischoff H., Rauftl: Tiecks Genovefa.
Nr. 21. Meringer R., Heyne: Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer. I.
ck., R. M. Meyer: Litteratur des 19. Jahrhunderts.
Nr. 22. Schönbach A., Horn: Die deutsche Soldatensprache. — Mit Berichtigungen und Nachträgen aus Österreich.

Internationale Litteraturberichte. VII, 8.
Heinze Paul, Erinnerungen an Albert Moeser.

Das litterarische Echo.
Jahrgang II. Nr. 19. Necker M., Ein deutsches Riesenwerck. (Allgemeine deutsche Biographie.)
Bolza W., Keller und C. F. Meyer.
Nr. 20. Lienhard F., Die Heimatkunst.
Houben H. H., Aus dem Nachlasse Karl Gutzkows.
Nr. 21. Bettelheim, Lesen und Bildung. — Schönbachs Buch.
Pniower O., Ein biographisches Kunstwerk. — Erich Schmidts Lessing. Zweite Auflage.
Sontag E., Laube-Erinnerungen.
Nr. 22. 23. Krüger H. A., Das Königreich Sachsen. — Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen. X.
Nr. 23. Steiger E., Reim und Rhythmus. — Gegen Holz' Revolution der Lyrik.
Schücking Th., Marie von Ebner-Eschenbach.
Nr. 24. Susan E., Riehl als Erzähler.
Hart J., Platens Tagebücher.
Jahrgang III. Nr. 1. Mauthner F., Wortkunst.
Hart H., Wilhelm von Polenz.
Nr. 2. Schlajtjer E., Berlins Vorherrschaft.
Nr. 3. Wichert E., Das Recht in Briefen.
Kühl G., Detlev von Liliencron.
Nr. 4. Berger K., Heinrich Seidel.
Krauß R., Der schwäbische Schillerverein.
Nr. 5. Brandl A., Zu Adolf Pichlers Gedächtnis. — Mit persönlichen Erinnerungen.
Litzmann B., Clara Viebig.
Nr. 6. Zobeltitz F. von, Verschollene Bücher.
Hirsch F., Erinnerungen an Ernst Eckstein.
Bredenbrücker R., Autobiographische Skizze.

Der Thürmer.
II. Nr. 9. Englische Urteile über deutsche Litteratur.
Die Urbilder zu Freytags Soll und Haben.
Nr. 10. Schlaikjer E., Streitende Gedanken aus Hebbels kritischen Schriften.
Maine H., Eduard Mörike als Pfarrer.
Nr. 12. Maine H., Marie von Ebner-Eschenbach.
III. Nr. 1. Rogge Chr., Goethe und die Predigt.
Nr. 2. Berger, Deutsche Art und Sprache.
Berdrow, Lenau und Emilie von Reinbeck.

Der Kunstwart.
13. Jahrgang. Heft 18. Erdmann K. O., Die Nebenwerte der Worte. 3. Gefühlswert und Erkenntnissprache. Der Doppelcharakter der Aussage. Trägheit des Gefühlswertes.

Heft 19. Bartels A., Kunst und Wissenschaft als Völkerwertmesser.
Heft 20. Batka R., Johann Sebastian Bach.
Nachträgliches zur Gutenbergfeier.
Heft 21. 22. Prager R. L., Urheberrecht und Buchhandel in sozialistischer Beleuchtung.
Heft 21. Leuß H., Der Weg der Schönheit.
Lublinski S., Ein Schulbeispiel des Naturalismus.
Heft 23. Bartels A., Marie von Ebner-Eschenbach.
Heft 24. Avenarius R., Zu Nietzsches Tod.
Lublinski S., Hebbel und Nietzsche.
14. Jahrgang. Heft 1. Bartels A., Die lyrische Frage. — Betrachtet den Stil der modernen Lyrik im Gegensatz zu den älteren Lyrikern.
Heft 2. Berger K., Ein Buch vom deutschen Drama. — Über Weitbrecht.
Ein Brief Friedrich Nietzsches über Metrik.
Heft 4. Bartels A., Aufgaben der Heimatkunst.
Heft 5. Litterarischer Ratgeber.
Heft 7. 8. Platzhoff E., Die Annäherung der Künste in der Gegenwart.
Heft 8. Bartels A., Von deutscher Litteratur.

Deutsches Wochenblatt. XIII.
Nr. 12. 13. Das dekadente Jahrhundert. Streifzüge durch die moderne Litteratur.
Nr. 14. Eger K., Detlev von Liliencron.

Deutsche Zeitschrift. 14. Jahrgang des Deutschen Wochenblattes.
Heft 1. Wachler E., Heimat und Volksschauspiel.
Heft 4. 5. Geißler M., Zur Dichtung der Gegenwart.
Heft 3. Kellen T., Die Entwicklung der Volksschauspiele.
Heft 6. Binhack F., Dreikönigslied. Volksverse aus der Oberpfalz.

Die Zukunft.
8. Jahrgang. Nr. 41. Houben H., Gutzkows Apostata. Dramatischer Entwurf.
Nr. 43. Bischoff H., Die deutsche Sprache in Belgien.
Nr. 44. Achelis Th., Die Philosophie im geistigen Leben.
Conrad M. G., Das Oberammergauer Passionsspiel.
Nr. 47. Servaes F., Heimatkunst.
Nr. 48. Manclair E., Intime Poeten.
9. Jahrgang. Nr. 9. Tille A., Katholische Litteratur.
Nr. 10. Mähly J., Antike und moderne Lyrik.

Das Magazin für Litteratur. Jahrgang 69.
Nr. 30. 31. 32. 33. 34. Steiner R., Goethe-Studien. a) Grundideen. b) Moral und Christentum.
Nr. 30. Lublinski S., Das Problem Börne.
Nr. 33. Steiner R., Reichels Gottsched-Denkmal.
Nr. 34. 35. Benzmann H., Moderne Prosa.
Nr. 43. Gaulke J., Benvenuto Cellini. — Nimmt auch auf Goethe Bezug.
Nr. 44. Philips F., Gustav Schwab.
Nr. 45. Achelis Th., Zur Psychologie des Pessimismus.
Nr. 46. Biese A., Hermann Heiberg.
Heiberg H., Zwanzig Jahre Schriftsteller.
Nr. 48. Fischer H. W., Individualismus und Künstlertum.
Nr. 49. Steiner R., F. Nietzsche als Dichter der modernen Weltanschauung.
Nr. 50. Berg L., Detlev von Liliencron und die moderne Lyrik.

Die Nation.
Jahrgang 17. Nr. 39. Meyer R. M., R. von Liliencron und die Allgemeine Deutsche Biographie.

Nr. 42. 43. Jacobowski L., Litteratur und Armee. — Soldatenlieder.
Nr. 44. Meyer R. M., Ein Preuße vom alten Schlag. — Ernst Wichert.
Nr. 46. Holzner E., Allerhand über den Reim.
Nr. 48. 49. Meyer-Benfey H., Naturlyrik.
Nr. 50. Heilborn E., Marie von Ebner-Eschenbach.
Jahrgang 18. Nr. 3. Langguth A., Goethe und die ästhetische Erziehung.
Nr. 6. Poppenberg F., Novalis in neuer Spiegelung.
Jacobowski L., Was liest der deutsche Arbeiter?
Nr. 7. Abel K., Zeitungslinguistik.
Fred W., Moderne Buchausstattung und moderne Schrift.
Nr. 10. Meyer R. M., Fritz Lienhard.

Die Zeit. Band 24.
Nr. 300. Necker M., R. M. Meyer: Deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts.
Nr. 302. Meyer R. M., Der Roman des neuen Kurses. — Hans von Kahlenberg. Johannes zur Megede.
Nr. 304. Horneffer E., Die Nietzsche-Ausgabe.
Nr. 307. 311. Frankl von Hochwart V., Anastasius Grün und Nicolaus Lenau. Mit ungedruckten Briefen.
Nr. 308. Bode W., Goethe als Ehemann.
Nr. 309. 310. David J. J., Marie von Ebner-Eschenbach.
Nr. 309. Horner E., Aus der Geschichte eines deutschen Theaters. — Walter: Archiv und Bibliothek des Mannheimer Nationaltheaters.
Nr. 313. Jacobowski L., Heimatkunst.
Band 25. Nr. 318. Ziegler Th., Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts.
Nr. 319. Heilborn E., Paul Heyse.
Nr. 322. Kirchbach W., Die letzten 20 Jahre deutscher Litteratur. — Überschwängliches Lob Hansteins.

Die Grenzboten. Jahrgang 59.
Nr. 25. Kuntze F., Lavater in Dänemark.
Nr. 29. 30. Petsch R., Unsere Volksmärchen in Afrika. — Übereinstimmungen zwischen den deutschen und den Suaheli-Märchen.

Die Wage. Eine Wiener Wochenschrift. Jahrgang 3.
Nr. 26. 27. 28. 29. 32. 43. Rosner L., Ungedruckte Briefe. — F. Kürnberger an Baronin Heldburg. F. Schlögl an F. Kürnberger. Von A. Meißner und L. Anzengruber. Von O. F. Berg. Und Anderes.
Nr. 28. Wreschner A., Wie lesen wir?
Nr. 34. Berger A. von, Über dramatische Darstellung psychischer Phänomene.
Nr. 36. Berger A. von, Friedrich Nietzsche.
Nr. 37. Weiten A. von, August Förster und das Burgtheater.
Nr. 39. Lothar R., Die dramatischen Dichtungen der Marie von Ebner-Eschenbach.
Nr. 40. Lauser W., Kürnbergers Künstlerdrama.
Nr. 51. Berger A. von, Die Phantasie des Theaterpublikums.

Die Gegenwart. Jahrgang 29.
Nr. 21. Jagusch K., Karoline Schelling.
Nr. 26. Greif M., Ein katholischer Erzähler. — Otto von Schaching.
Nr. 28. Bode W., Goethe und die Alkoholfrage.
Nr. 29. Riedinger H. von, Wie das Kommersbuch entstand. — Meisner: Schauenburg.
Nr. 31. Schulte A. C., Vom Dichter des Centrums. — Schwering: F. W. Weber.
Nr. 36. Waldmüller R., Über Hebbels Jugendliebe. — Elise Lensing.

Nr. 37. Moldenhauer E., Der Soldatenhandel in Hessen und Anderswo.
Nr. 44. Müller C. Fr., Das Passionsspiel von Oberammergau.
Nr. 45. Wiegand E., Die weiße Frau im Hause Hohenzollern.
Nr. 46. Orth G. L. von, Das litterarische Elsaß.
Nr. 48. Joest F., Gottscheds Rettung.
Nr. 49. Kirchbach W., Äschylos und die Modernen.

Bühne und Welt. 2. Jahrgang.

Nr. 17. Holzhausen P., Napoleon im Drama.
Nr. 19. Stümcke H., Das Oberammergauer Passionsspiel 1900.
Francke O., Ein unbekannter Brief Schillers an Goethe. — Faksimile des im Goethe-Jahrbuch XXI mitgeteilten Briefes vom 9. November 1803.
Bely W., Gutenberg im Drama.
Nr. 20. 21. Wolff E, Der Michael Kohlhas-Stoff auf der Bühne.
Nr. 20. Eloesser A., Charlotte Birch-Pfeiffer.
Nr. 21. Wildenradt Johann von, Die Schillerfestspiele in Düsseldorf.
Misch R., Wandertruppen.
Nr. 22. Houben H., Der erste Entwurf des Erbförsters. Nebst ungedruckten Briefen Otto Ludwigs.
Nr. 23. Moser G. von, Wie ich Lustspieldichter wurde.
Nr. 24. Schlossar A., Das Leopoldstädter Theater in Wien und sein Theater-Almanach.
Lublinski S., Gutenberg, ein dramatisches Problem.
Lindner A., Ein verschollenes Stück Raimunds (Moisasurs Zauberfluch).
3. Jahrgang. Nr. 1. 2. Türck H., „Zwei der größten Menschenfeinde" und ihre Rolle in Goethes Faust.
Nr. 2. David J. J., Ludwig Anzengruber.
Nr. 3. Stümcke G., Arthur Fitger.
Nr. 4. Gumppenberg Hans von, Der Dialekt im deutschen Drama.
Nr. 5. Minor J., Der Herr und Mephistopheles im „Prolog im Himmel".
Nr. 6. Houben H. H., Aus Gutzkows Theatererinnerungen. Mit Briefen von Gustav Freytag, R. von Lüttichau, Theodor Döring und Zerline Gabillon.

Wiener Rundschau. 4. Jahrgang.

Nr. 15. Lindner A., Moderne Bühnenästhetik.
Nr. 16. Drews A., R. M. Meyer: Deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Die Heimat.

II. Nr. 5. Werner R., Der Dialekt im modernen deutschen Drama.
Nr. 6. Sohnrey H., Schwarzwälder Pfingstsitten.
Weitbrecht R., Noch einmal Schwaben in der Litteratur der Gegenwart.
3/4. Bartels A., Grundzüge der litterarischen Kritik.
III. 5/6. Necker M, Marie von Ebners dichterische Persönlichkeit.

Das Land.

VIII. Nr. 17. Reichhardt, Thüringer Pfingstvolksfeste.
Nr. 19. Bode W., Goethe als Landmann.
Wastian, Karl Morre, ein österreichischer Dichter.
Danneil, Das deutsche Volkslied.
Nr. 22. Just, Sitten und Gebräuche der Vogteyer bei Taufen und Trauungen.
Hartmann, Westphälische Taufnamen.
Nr. 23. Reichhardt, Erntepoesie.
IX. Nr. 2. Thieß, Ländliche Orts- und Straßennamen.
Tessendorf, Das Weihnachtsspiel „Christi Geburt".
Danneil, Das Märchen.

Der Kyffhäuser. II.
Nr. 4. Morold M., Eine Antwort. — Über die österreichische Litteratur.
Nr. 9. 10. Unser Volk und unsere Dichter. — Über einen Kolportageroman nach Schillers Räubern.

Germania (Brüssel). II.
Fritsche, Die französische Kriegslyrik des Jahres 1870/71 in ihrem Verhältnis zur gleichzeitigen deutschen.
Weddigen O., Lord Byrons Einfluß auf die deutsche Litteratur.
Gaedertz K. Th., Fritz Reuter und Belgien.

Der Bär. 26. Jahrgang.
Nr. 31/35. Fürst R., Die Entwicklung des neueren deutschen Romans.

Niedersachsen (Bremen).
V. Nr. 22. Gillhoff J., Über Alter und Art des Volksrätsels.
VI. Nr. 1. Schnittger D., Die Familie Goethe in Sachsen.

Leipziger Illustrierte Zeitung. Band 115.
Nr. 2983. Kohut A., Lenau und die Frauen.

Illustrierte Frauenzeitung. XXVII.
Nr. 19. Bode W., Goethe als Damenlehrer.

Gartenlaube.
Nr. 34. Saar F. von, Begegnungen mit Marie von Ebner-Eschenbach.

Nuova Antologia.
Ottobre. Friedmann, Le poesie di Nietzsche.

Rivista Abruzzese. XV. 1/2.
Gianonne T., Una novella del Boccaccio e un drama del Lessing. — Die Geschichte von den drei Ringen.

Berliner Zeitung. Sonntagsbeilage.
Nr. 37. Gobiet O., Theodor Fontane.
Nr. 43. Friedrichs H., Konrad F. Meyer.
Nr. 45. Erdmann O., Theodor Storm.
Nr. 49. Gobiet O., Eduard Mörike.
Nr. 52. Donath A., Detlev von Liliencron.

National-Zeitung (Berlin).
Nr. 454. Ellinger G., Goethe und das Christentum.
Nr. 600. 620. Frenzel K., Novalis.
Nr. 612. 614. Zabel E., Heyses Selbstbiographie.
Nr. 667. 686. Kohlrausch R., Fiesco und Genua. — Mit Rücksicht auf Schillers Dramen.
Nr. 697. 705. Landsberg H., Die Tendenzen des jungen Deutschland.

Vossische Zeitung (Berlin).
Nr. 336. 338. Sachs K., Auf Goethes Spuren. — In Südtirol und Oberitalien.
Nr. 326. 328. 330. Consentius E., Ossenfelder, ein Jugendgenosse Lessings.
Nr. 278. Schrader B., Das Bauerntheater in Kiefersfelden bei Kufstein.

Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung (Berlin).
Nr. 26. Eloesser A., Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Faust. — Pniower: Goethes Faust.
Nr. 27. 28. 29. Houben H., Varnhagen und das junge Deuschland.
Nr. 30. Mayne H., Auf den Spuren Eduard Mörikes. — Mit erstmals gedruckten Briefen und Versen.
Nr. 31. 32. Geiger L., Achim von Arnim als Berliner Theaterberichterstatter.

Nr. 35. Heinz H., Eine Satire auf das Frauenstudium aus dem 18. Jahrhundert. — Gedicht von Johann S. Scholze.

Nr. 37. 38. Holzhausen P., Napoleons Landung in England und die öffentliche Meinung.

Nr. 38. 39. 40. Krauß R., Schubarts Beziehungen zu Graf Hertzberg und Preußen.

Nr. 39. Heinz P., Die ersten Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache.

Nr. 41. Biedermann F. von, Deutsche und französische Buchkunst auf der Weltausstellung in Paris.

Haustein A. von, Frauenstudium im 18. Jahrhundert.

Nr. 45. Meyer A., Eduard von Simson.

Berg L., Gustav Schwab.

Nr. 46. Aus den Jugendtagen Elisas von der Recke.

Achelis Th., Die Hauptströmungen in der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts. — Nach Lublinskis Buch.

Tägliche Rundschau (Berlin).

Nr. 139. 140. Leixner O. von, Neue litterarische Schlagwörter.

Nr. 163. 164. Baldensperger F., Gottfried Keller und die Romantik.

Nr. 296. Elster E., Zu Heinrich Heine. — Über Therese Heine.

Nr. 301. Neruda E., Moderne Weihnachtslyrik.

Berliner Neueste Nachrichten.

Nr. 316. Stettenheim L., Eine neue Goethe-Legende. — Goethes letzte Liebesgedichte sind nicht an Ulrikens Mutter, sondern an Ulrike selbst gerichtet.

Berliner Tageblatt.

Nr. 302. Mauthner F., Kotzebues „Deutsche Kleinstädter".

Nr. 405. J. K., Goethes Hygiene.

Nr. 561. Mauthner F., Paul Heyse und das Theater.

Frankfurter Zeitung.

Nr. 156. Lippmann J., Die Erfindung des Buchdrucks im Spiegel der Poesie.

Nr. 170. Focke R., Abraham Gotthelf Kästner.

Nr. 207. 210. Burghold J., Ulrike von Levetzow.

Nr. 211. Bamberg E. von, Ein Schmieren-Prinzipal der alten Zeit. — Johann Kuniger.

Nr. 212. 213. Geiger L., Briefe von Johanna Kinkel.

Nr. 233. 234. Blümlein C., Ein Bösewicht in der deutschen Poesie. — Der Floh.

Nr. 235. Wolters J., Frau Rath Goethe und ihre Beziehungen zu dem Frankfurter Schauspieler Großmann.

Nr. 238. Roeser F., Rahel von Varnhagen.

Nr. 258. Funk H., Lavaters Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Frankfurt 1774.

Nr. 336. Vierling F., Goethes Kurzsichtigkeit.

Nr. 356. Gerstmann A., Über Laubes Karlsschüler.

Bund (Bern). Sonntagsblatt.

Nr. 27. 28. J. B., Jean Paul über Erziehung.

Nr. 33. 34. Hugli E. G., Heinrich Heine als Philosoph.

Bonner Zeitung.

Nr. 201. Düntzer H., Zu Goethes und Simrocks Geburtstag. — Hauptsächlich über Simrocks Jugendzeit.

Düna-Zeitung.

Nr. 223. Seraphim A., Elisa von der Recke.

Grazer Tagespost.
Nr. 166. Schlossar A., Gottfried von Leitner.

Grazer Tagblatt.
20. September. Kienzl H., Friedrich Marx.

Hamburger Korrespondenz. Litteratur-Zeitung.
Nr. 16. Ungedruckte Briefe Hebbels.
Nr. 166. 170. G. B. D., Erinnerungen an Bodenstedt.

Hofer Anzeiger. Beilage.
Nr. 22. 23. Schwenk R., Ewald von Kleist in Hof.

Kölnische Volkszeitung. Litterarische Zeitung.
Nr. 34. Keßler A., Lenau und Kerner.
Nr. 39. Michael Denis.

Leipziger Tagblatt.
Nr. 471. Mendheim M., G. A. Bürger.

Leipziger Zeitung.
Nr. 85. Das Kreuz in Sprache und Leben.

Leipziger Zeitung. Wissenschaftliche Beilage.
Nr. 42. Recht und Gericht im Spiegel der Sprache.
Nr. 81. Merkel R., Julius Mosen.
Nr. 91. Winterfeld A, Friedrich Hölderlins Verhältnis zu Goethe und Schiller.
Nr. 100. Winterfeld A., Lenau und die Musik.
Nr. 127. Semerau A., Wildenbruch als Erzähler.

Pfälzische Rundschau (Ludwigshafen).
Nr. 490. Heeger-Landau G., Die pfälzische Tellsage.

Magdeburgische Zeitung. Montagsblatt.
Nr. 36. Gaedertz K. Th., Reuter als Erzieher.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München).
Nr. 154. Schmidkunz H., Der gegenwärtige Stand der Universitätspädagogik.
Nr. 157. Holzner E., Cyklische Bühnenaufführungen.
Nr. 160. 161. Harnack O., Goethe und das Theater. I. II.
Nr. 162. Kirchbach W., Das Absurde.
Nr. 164. Nestle E., Zu den Büchertiteln.
Nr. 165. Bulle O., Eine neue italienische Faustübersetzung. — Von G. Biagi. Peez A. von, Volkskunde in der Münchner Pinakothek.
Nr. 166. 167. Stauffer A., Geschichtswissenschaft, geschichtliche Bildung und moderne Weltanschauung. I. II.
Nr. 166. Weizsäcker P., Die Bodmer-Denkschrift in Hinsicht der Bilderkunde der deutschen Litteraturgeschichte.
Nr. 175. Stettner Th., Goethe und das Passionsspiel zu Oberammergau.
Nr. 178. Holzner E., Gedichte Goethes ins Lateinische übertragen. (Von Ernst Friedrich Haupt 1773—1843.)
Nr. 179. Funk H., Ein noch ungedruckter Brief Lavaters an Herder. — Vom 21. August bis 2. September 1773.
Nr. 181. Rubinstein Susanna, Hieronymus Lorm.
Nr. 183. Münz B., Justus Frey, ein deutsch-böhmischer Dichter.
Nr. 188. Krauß R., Adolf Schmitthenner.
Nr. 190. O. H., Vom Zweck der Kunst.
Nr. 191. 192. 193. Ilges F. W., Ernst Ortlepp. Blätter aus dem Leben und Dichten eines verbummelten Poeten. I—III.
Nr. 191. Freseniüs A., Aus Briefen Lenaus.

Nr. 194. Düntzer H., Bei Goethe zu Gaste. — Besprechung des gleichnamigen Buches von Gaedertz.

Nr. 195. 196. Wünsche A., Lenaus Haidebilder, Schilflieder und Waldlieder. I. II.

Nr. 196. Ettlinger A., Goethe und Mickiewicz.

Nr. 197. Tielo A. K. T., Aus Wilhelm Jensens Romanen und Novellen.

Nr. 200. 201. 224. 225. Krauß F. X., August Reichensperger.

Nr. 202. Fasterding G., Der Rattenfänger von Hameln. Ein Beitrag zur Sagenforschung.

Nr. 208. Bettelheim A., Zum 70. Geburtstage der Ebner-Eschenbach.

Nr. 210. 211. Reuter F, Vierzig Jahre deutschen Lebens (1860—1900). Nach einem poetischen Tagebuch. — Th. Vulpinus: Auslese.

Nr. 212. Zeiß K., Hebbel und Nietzsche. Ein Kapitel vom Übermenschen.

Nr. 213. Walden B., Vom modernen Romanheldentum.

Nr. 214. B. Brg., Zur geschichtlichen Würdigung Karl Gutzkows. — Tafelmann: Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen.

Nr. 226. Glaser E., Über den Ursprung des Wortes Kirche.

Nr. 229. Kaulich J, Musik und Sprache im Dienste der nationalen Erziehung.

Nr. 232. 233. Holzhausen P., Inwieweit spiegeln sich in Schillers Wallenstein zeitgeschichtliche Personen und Ereignisse wieder.

Nr. 237. 238. Crönert W., Rudolf Haym.

Nr. 239. 240. Honben H., Aus dem Leben Karl Gutzkows.

Nr. 247. Boll F., Ein unbekannter Brief und ein akademisches Gutachten Kants.

Nr. 248. 249. Minor J., Die Dämonologie in Goethes Faust.

Nr. 253. 254. Voßler K., Goethes Cellini-Übersetzung.

Nr. 256. 257. Meyer-Benfey H., Von der Siebenzahl.

Nr. 258. 259. Betz L. P., Weltlitteratur, Goethe und Rich. M. Meyer.

Nr. 264. Kluge F., Ein Reichsinstitut für deutsche Sprachwissenschaft.

Nr. 267. K., Die Wiener Hofbibliothek und ihre Gutenberg-Ausstellung.

Nr. 268. 269. Neue Briefe von G. M. von La Roche an J. Jselin.

Nr. 281. Biese A., Goethes Kurzsichtigkeit.

Nr. 286. Nestle E., Zur Geschichte des Wortes Kirche.

Nr. 291. Medicus F., Kants Briefwechsel 1789—1794.

Nr. 294. Schenkling-Prévôt, Die blühenden Bäume der Weihnacht.

Geiger L., Die Festschrift zur Errichtung des Wiener Goethedenkmals.

Krumm H., Eine neue Ludwig-Ausgabe. — Von A. Bartels.

Nr. 296. 297. Holzhausen P., Der Urgroßväter Jahrhundertfeier. I. Wahrer Termin der Jahrhundertwende. Ältere Säkularfeiern. Ausblick in die Welt von 1801.

Budapesti Szemle (Budapester Rundschau). Februar 1900.

Szmrecsányi Nic. von, „Die Legende von der heiligen Ursula in Geschichte und Kunst".

Pester Lloyd.

Nr. 162. Karpeles G., Heine-Erinnerungen.

Posener Zeitung.

Nr. 219. Lincke O., Ein ungedruckter Brief Robert Hamerlings aus dem Jahre 1880.

Nr. 795. Goethes Ethik.

Nr. 864. 900. 902. Elsner O., Schriftsteller aus und in der Provinz Posen.

Prager Tagblatt.

Nr. 188. Hero und Leander.

Bohemia.

Nr. 190. 191. Batka R., Aus der Musik- und Theaterwelt. — Donebauers Autographensammlung.

Nr. 231. Wilms E., Dem Sänger des Weltschmerzes. — Lenau.

Nr. 293. Klaar A., Eine Dichtung von Moltke. — Die Novelle „Die beiden Freunde".

Nr. 309. Ein vergessener Dichter. — Kunibert Neumann.

Neue Stettiner Zeitung.

Nr. 290. Sep. K., Die Inkunabeldrucke unserer Kirchenbibliothek in St. Jakobi.

Schwäbische Chronik.

Nr. 322. Die deutschen Verwandschaftsnamen.

Schwäbischer Merkur (Stuttgart).

Nr. 287. 298. Krauß R., Schubart und Balthasar Haug. — Mit Briefen Schubarts.

Neues Wiener Tagblatt.

Nr. 230. Klaar A., Nikolaus Lenau.

Nr. 236. Nietzsche als Stilist.

Nr. 242. Kuh E., Österreichs Anteil an der Kriegs- und Siegeslyrik des Jahres 1870/71.

Wiener Zeitung.

Nr. 137. Nagel J. W., Sinnen und Minnen des Volkes mit seinen Ortsnamen.

Nr. 127. Teuber O., Mozarts Beziehungen zum Burgtheater.

Nr. 154. Teuber O., Briefe Grillparzers, seinen Neffen Franz betreffend.

Nr. 201. 206. Teuber O., Die Sturm- und Drangdichter auf der Wiener Bühne.

Deutsche Zeitung (Wien).

Nr. 10260. Masaidek F. F., Aus Gesprächen mit Anzengruber.

Nr. 10288. Goosch A. J., Lenau.

Nr. 10324. Madjera W., Faust und Mephistopheles. — Über ein Puppenspiel.

Nr. 10225. Nagl J. W., Wie werden in unserer Mundart die Verkleinerungssilben gebildet?

Fremdenblatt (Wien).

Nr. 160. Lange F., Simon Sechter. — Der Musiklehrer Grillparzers.

Nr. 300. Der Müller und sein Kind auf der Wiener Bühne.

Deutsches Volksblatt.

Nr. 20. 21. Höfler E. F., Geschichte des antisemitischen Dramas.

Österreichische Volkszeitung (Wien).

Nr. 289. Stern A., Die Erstaufführung der Räuber am Wiener Burgtheater. — 18. Oktober 1850.

Montags-Frühblatt (Wien).

Nr. 38. Mayer A. F., Das Theater in der Leopoldstadt.

Nachrichten.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen hat für seine weiteren Publikationen in Vorschlag gebracht: Ein Lexikon der deutschen Anonyma bis 1830, bearbeitet von Dr. Bohatta und Dr. Holtzmann. — Handbuch des Bücherfreundes, bearbeitet von Victor Ottmann — Eine Faksimile-Reproduction der Hypneroto-

machia Poliphili. — Eine Geschichte der Bibliophilie, bearbeitet von Fedor von Zobeltitz. — Ein Sammelwerk von bibliophilen Essays.

Im Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin beginnt als Fortsetzung des Corpus Reformatorum eine Ausgabe der sämtlichen Werke H. Zwinglis herausgegeben von Emil Egli und Georg Finsler zu erscheinen.

Unter den Anträgen, die dem ersten Kongreß der Internationalen Vereinigung der Akademien vorlagen, befand sich auch der Antrag der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften betreffend die Mittel zur Herausgabe der vollständigen Werke des Philosophen Leibniz.

Im Verlag der Insel giebt Dr. Carl Schüddekopf in Weimar eine Gesamtausgabe der Werke von Wilhelm Heinse heraus, die in 10 Bänden innerhalb der nächsten drei Jahre erscheinen und folgenden Inhalt haben wird: I. Einleitung. — Gedichte und Aufsätze aus dem „Thüringischen Zuschauer" 1770. „Sinngedichte" 1771. „Musikalische Dialogen" (soweit als echt nachweisbar). „Die Kirschen" 1773. Zerstreute Gedichte, besonders aus den Halberstädter Papieren, und aus dem Nachlaß, ungedruckt. II. „Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyricon des Petron übersetzt" 1773. III. „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse" 1774. — Kleine Schriften aus der „Iris" 1774–1776. Vorrede zu den „Erzählungen" 1775. Kleine Schriften aus dem „Teutschen Merkur" 1775—1777. IV. „Ardinghello und die glückseligen Inseln" 1787. V. „Hildegard von Hohenthal" Teil I, II. 1795/96. VI. „Hildegard von Hohenthal" Teil III. 1796. — „Anastasia und das Schachspiel" 1803. VII. VIII. Tagebücher aus Italien, 1783, aus Holland, 1784, und von kleineren Reisen. — Aphorismen über Kunst, Litteratur und Politik. Ungedruckt. IX. X. Sämtliche erreichbare Briefe, meist nach den Originalen, darunter viele ungedruckte. — Zunächst werden erscheinen: Band IV, Ardinghello, mit einem Anhang: ungedruckte Vorarbeiten enthaltend und Band VII.

Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft hat sich in der Generalversammlung in Weimar auf Grund eingehender Gutachten von Fulda, P. Heyse und Possart gegen die Tadler der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung ausgesprochen und es für unthunlich erklärt, eine Organisation zu schaffen, um dies Hausbuch des deutschen Volkes zu überbieten.

Die Philosophische Gesellschaft in Berlin plant die Errichtung eines Denkmals für Fichte in Berlin.

Das Körnermuseum in Dresden erwarb das Originalmanuskript von Körners „Zriny" und 23 weitere Körnerhandschriften, darunter auch eine Anzahl ungedruckter.

Herr Kand. jur. Max Jacobi in München, Amalienstraße 53, I, beabsichtigt einen übersichtlich geordneten Abdruck des gesamten litterarischen Briefwechsels von Wilhelm Hauff herauszugeben und bittet daher alle, die etwa im Besitze von Briefen Hauffs sein sollten, ihm diese zur Einsicht auf einige Zeit zu überlassen.

Bauernfeld-Preis. Das unlängst in der Sammlung Dichter und Darsteller als Band V erschienene Werk von Dr. E. Horner über Eduard von Bauernfeld, den österreichischen Lustspieldichter, ist kürzlich mit dem Bauernfeld-Preise ausgezeichnet worden. (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig und der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien. M. 3, geb. M. 4.)

Die Universitätsbibliothek in Gießen ist in den Besitz der handschriftlichen Nachlässe von Karl Weigand und Lorenz Diefenbach mit dem reichen Briefwechsel beider Gelehrten gelangt.

In nächster Zeit erscheint im Verlage von F. Fontane & Co. in Berlin eine große Gesamtausgabe der Werke Th. Fontanes, herausgegeben von P. Schlenther und Otto Pniower, die auch verschollene Gedichte und den Briefwechsel Fontanes enthalten soll.

Zur Erinnerung an Adolf Pichler.

Von Julius Jung in Prag.

In Adolf Pichler, der am 15. November 1900 hochbetagt dahinging, verlor die deutsche Litteratur einen Dichter und Schriftsteller von originaler Bedeutung. Da ich mit ihm seit fast 40 Jahren bekannt war, sind vielleicht einige Mitteilungen aus früheren Zeiten nicht unwillkommen; denn in weiteren Kreisen bekannt geworden ist er erst in den letzten 20 Jahren, wo namentlich A. Brandl und S. M. Prem ihm mehr als eine Studie gewidmet haben[1]) und Ehrungen sowohl in der Heimat wie auswärts nicht ausblieben.

Pichler war ein Kind des 19. Jahrhunderts, dessen Jugend in die Zeit des Kaisers Franz fiel, der das Metternichsche Regiment in seiner Kraft, in seinem Verfall, zuletzt in seinem Sturz sah: Das Jahr 1848 sei eine Erhebung von elementarer Gewalt gewesen, bemerkte er mit Nachdruck den Versuchen gegenüber, eine bloße Hofrevolution daraus zu machen; aber freilich war er am Abende seines Lebens, verbittert wie viele Deutschösterreicher über den Gang der Dinge, auch so weit zu versichern, daß den gegenwärtigen Machthabern gegenüber Metternich als ein Staatsmann erscheine; derselbe habe erkannt, daß das Völkerkonglomerat des Donaustaates nur durch den Kitt des deutschen Volkstums und deutscher Bildung zusammengehalten werden könne.

Pichler war am 4. September 1819 geboren im Zollhause zu Erl bei Kufstein (am Inn gegenüber Oberaudorf, wohin früher nur eine Fähre ging), das seit 1889 eine Gedenktafel schmückt. Sein Vater war Mauthbeamter; mit diesem kam er an verschiedene andere baierisch-tirolische Grenzorte, so nach der Leutasch unweit Scharnitz, nach Scharnitz selbst, nach Vorarlberg an den Bodensee, dann nach Weißenhaus, einer Zollstätte am Lech, die gegen das baierische Füssen zu den Verkehr in der Gegend des Städtchens Vils und des Marktfleckens Reutte überwacht. An diesen Orten genoß Adolf nacheinander den Schulunterricht und die Vorbereitung im Latein; er erhielt auch allgemeine Anregungen für Natur und Romantik; denn diese Gegend, die durch die letzten baierischen Könige von Hohenschwangau aus sehr in Aufnahme gebracht wurde, ist geologisch interessant und hat mehrere alte Schlösser aufzuweisen, welche die Höhen krönen. Dazu kam bei Pichler der Eindruck, den er von seiner

[1]) Vgl. Brandls Nachruf im „Litterarischen Echo", Dezember 1900, S. 299 f.: „Zu Adolf Pichlers Gedächtnis". Prems Nachruf in den „Innsbrucker Nachrichten", auch separat gedruckt (mit Briefen aus Pichlers letzter Zeit): „Adolf Pichler der Dichter und Mensch". Innsbruck 1901. Eine ausgezeichnete litterarhistorische Würdigung Pichlers gab J. Seemüller in seiner „Rede auf Adolf Pichler, gehalten auf dem akademischen Trauerkommers vom 27. November 1900" (Innsbruck, im Selbstverlage des Verfassers, Druck der Wagnerschen Universitätsbuchdruckerei 1900).

unmittelbaren Umgebung, den Zollstationen erhielt, und man wird daher begreifen, warum in den „Allerlei Geschichten aus Tirol", neben Förstern und Wildschützen, die Finanzler und Schmuggler eine so große Rolle spielen; der Verfasser verfügte eben über eine eingehende Kenntnis der hinter den Coulissen sich abspielenden Vorgänge im Leben der Grenzaufseher und Forstwarte. Namentlich die düstere Scharnitz und die seitwärts davon liegenden Thalschaften an den Quellen der Isar, hat er öfter zum Schauplatze gewählt, so in der erschütternden Erzählung von der „Tochter des Zöllners".

Im Übrigen bildet das Jahr 1809 den Hintergrund seiner Geschichten; denn die Männer, die dieses Jahr mitgemacht hatten, waren die von der Regierung des Kaisers Franz polizeilich niedergehaltenen Wortführer der öffentlichen Meinung, die dahin ging, daß alles, was 1809 in feierlichen Proclamationen der Bevölkerung versprochen worden war in Bezug auf Verfassung und Volkswohl, einfach nicht gehalten worden sei — eine Meinung, die bis 1848 nachspukte und in Pichlers Schriften seinen Helden wiederholt in den Mund gelegt wird. Pichler erwähnt in den autobiographischen Mitteilungen („Zu meiner Zeit") von seinem Verkehr mit den Leuten von 1809 und wie das auf ihn einwirkte. Er fügt folgende für seine Geistesrichtung bezeichnende Bemerkung hinzu: „Nach dem Elternhaus und neben der Schule ist für die Jugend die Geschichte ihres Landes von hoher Wichtigkeit, wenn sie nur lebendig greifbar vor die Augen tritt: die ruhmvolle Geschichte als That des Volkes und nicht erst vom Willen hoher Herrschaften oder für ihre Zwecke auferlegt. Das haben wir Tiroler; darum sind und bleiben wir auch vor allem anderen Tiroler und nur Tiroler und was ich bin und wie ich bin — gut oder schlecht — danke ich zumeist dem Boden, wo ich die Wurzeln schlug, aus denen ich aufwuchs."

Pichler kam im Jahre 1832 an das Gymnasium zu Innsbruck, wo er sich als armer Student mit Unterrichtgeben und einem kargen Stipendium durchbrachte; auch dessen thun seine Schriften öfters Erwähnung; dazu der Ausflüge, bewaffnet mit dem Ziegenhainer, aber ebenso die Guitarre mitführend, auf dem Berg Isel Schillers „Tell" lesend unter Ausdrücken des Bedauerns, daß der Dichter die Erhebung von 1809 nicht mehr erlebte. In den philosophischen Kursen, die damals vom Gymnasium zur Universität überleiteten, war wie auf Andere so auch auf ihn Alois Flir, der Professor der klassischen Litteratur und Ästhetik, von großem Einfluß. Ihm verdankt er die Freude an der altklassischen Litteratur, die sich Pichler bis in sein hohes Alter bewahrt hat; als er schon pensioniert war, las er zum Staunen der Philologieprofessoren nochmals systematisch alle Klassiker durch, von Homer, Pindar, Theocrit angefangen bis auf die Dichter der römischen Kaiserzeit. Daher auch die vielen Reminiszenzen an das Altertum in seinen Werken; mehr als ein

schmieriger Senner wird bei ihm mit dem göttlichen Sauhirten der Odyssee verglichen. Pichler hat seinem Lehrer Flir zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt, ebenso dem Freunde Flirs, dem Irrenhauskaplan in Hall, Sebastian Ruf, einem scharfsinnigen Philosophen und Psychiater. Als dritter ist Johannes Schuler zu nennen, ständischer Archivar, Redakteur des offiziellen „Tiroler Boten", Professor an der Universität, ein vielbelesener Mann, der noch in späteren Zeiten selbst den aus Deutschland berufenen Gelehrten durch sein allseitiges Wissen imponierte, damals aber strebsamen Studierenden seine Bücherei, die auch die verbotenen Werke enthielt, in freigebiger Weise zur Verfügung stellte. Schulers Schwester Cornelia ward in der Folge die Vertraute von Pichlers Plänen und ihr Rat vielfach entscheidend für ihn. Er hat ihr in „Zu meiner Zeit" durch Veröffentlichung ihres Briefwechsels ein litterarisches Denkmal gesetzt.

Wer in Innsbruck weiter studieren wollte, konnte eigentlich nur Jurist werden. Die Theologen wurden in den Diözesananstalten zu Brixen und Trient herangebildet; eine medizinische Fakultät war nicht vorhanden. Also wurde Pichler zunächst Jurist. Bereits galt er als das anregende Element in der Studentenschaft, unter der Litteratur und Dichtkunst in einer Vereinigung fleißige Pflege fand.[1]) Aber nach zwei Jahren, 1842, riß Pichler sich los und fuhr mit seinem Freunde Adolf Purtscher auf einem Frachtschiffe den Inn und die Donau hinab bis Wien, um dort Medizin zu studieren.

Er war eigentlich ein alter Student; dazu kam, daß er auch in Wien, um sich durchzubringen, hofmeistern mußte; zum Glück hatte er von den Innsbrucker Professoren warme Empfehlungsbriefe mitbekommen, so daß er bei den landsmännischen Patronen in Wien, der Baronin Buol,[2]) dem angesehenen Advokaten Gredler wohl aufgenommen und weiter empfohlen wurde. Aber für das Fachstudium behielt er zunächst wenig Zeit übrig. Dafür beschäftigte er sich mit dem, was er eben treiben konnte, mit Naturwissenschaften, Philosophie, Litteratur, Kunst-

[1]) Dichtungen aus dieser Zeit, ein „Ulrich Hutten" und „Der Student" in „Zu meiner Zeit", S. 90 f. Anderes in den „Marksteinen". Merkwürdig, daß Hutten damals spukte. Auch Perthaler, drei Jahre älter als Pichler, besang ihn. Vgl. Ambros Mayr, H. von Perthaler 1, 231 f.

[2]) Dieselbe, welche auch Fallmerayer bei seinem Aufenthalt in Wien (1846) besuchte. Vgl. „Euphorion" 5, 532 (hiezu 6, 578 Anmerkung 6). Sie war eine Schwester Josefs von Giovanelli; ihr Gemahl Hofrat und Mitglied der Studienkommission in Wien, vorher (in den dreißiger Jahren) Gubernialrat und Direktor der philosophischen Studien in Innsbruck. Pichler unterrichtete die Töchter des Ehepaares. „Zu meiner Zeit", S. 142. Auch Ottilie von Goethe verkehrte bei Buol; es war hier einmal die Rede davon, daß Pichler den Unterricht von Goethes Enkelin übernehmen sollte (1842). — Enthusiastisches Lob der Frau Baronin Buol seitens Perthalers, bei Ambros Mayr 1, 29 f. (aus dem Jahre 1843). Ebenda S. 36 über einen Ball bei der Schwiegertochter des Dichterfürsten.

geschichte und mit der eigenen poetischen Produktion. Er machte allerlei Bekanntschaften, die sich in der Folge noch manchen von uns Jüngeren als nützlich erwiesen; er besuchte Grillparzer, lernte Hebbel und Adalbert Stifter (der mit ihm bei derselben Familie Stunden gab) kennen, auch Gabriel Seidl und L. A. Frankl, denen er für ihre Zeitschriften Beiträge lieferte. Manche Dichtung Pichlers, die erst nach einem Dezennium und mehr der Öffentlichkeit übergeben wurde, geht in ihren Anfängen auf diese Zeit zurück, so seine Dramen „Die Tarquinier" und „Rodrigo"; ausgearbeitet wurde damals ein „Kaiser Albrecht".[1]) Pichler war zu jener Zeit ein fleißiger Besucher des Hofburgtheaters.

In den Ferien ging er nach Tirol, wo seine Eltern nach der Pensionierung des Vaters in Kufstein Aufenthalt genommen hatten; von hier aus besuchte er seine Freunde in Innsbruck oder folgte ihrer Einladung zur Scholastika am Achensee und knüpfte auf seinen weiteren Wanderungen mit allen litterarisch regsamen Elementen im Lande Verbindungen an; so in Bruneck mit Hermann von Gilm, dessen handschriftlich verbreitete Dichtungen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken begannen; in Bozen mit Josef Streiter, dem Führer der Liberalen Südtirols, der unter dem Namen Berengarius Ivo dichtete, damals aber gerade einen vielbesprochenen Artikel „Poetische Regungen in Tirol" für die „Allgemeine Zeitung" geschrieben hatte; hier traf Pichler (1844) auch mit Ludwig Steub zusammen, der seine „drei Sommer in Tirol" reiste. Nach Wien zurückgekehrt gieng Pichler mit den gleichgesinnten Freunden in der Hauptstadt und in der Heimat an die Herausgabe der „Frühlieder aus Tirol", wodurch er eine neue litterarische Epoche für das Alpenland eröffnete (1846). Manche der Beiträge waren anonym, aber es befanden sich unter den Mitarbeitern Gilm, Purtscher, Perthaler (seit 1848 ein hervorragender Publizist) und andere nachmals in ansehnliche Stellungen gelangte Männer.[2]) Gabriel Seidl schrieb eine anerkennende Rezension; auch in der Heimat bezeugte man Beifall über die That „des Adolfus", wenn schon Einige in dem Büchlein ein oppositionelles „Jungtirol" witterten.

---

[1]) Vgl. „Zu meiner Zeit" S. 149 über den „Kaiser Albrecht", den auch Streiter bereits 1843 erwähnt. S. 168 schreibt Pichler an Schuler über den „Stoff aus römischer Geschichte", den er bearbeiten will (1843). „Rodrigo" ist 1845 entworfen worden.

[2]) Vgl. Ignaz Zingerle, Die deutsche Litteratur in Tirol, im „Kronprinzenwerk" über „Die österreichisch-ungarische Monarchie", S. 396. Zingerle giebt eine gute Charakteristik der Teilnehmer an den „Frühliedern", mit denen er zum Teil befreundet war, weniger von Pichler, der mit ihm nicht allezeit harmonierte. Die Entstehung der „Frühlieder", die Hemmungen der Zensur u. s. w. kann man an der Hand der Briefwechsel in „Zu meiner Zeit" verfolgen. Das Urteil Corneliens darüber, ebenda S. 248 f.

Das folgende Jahr wurde fleißig dem medizinischen Studium gewidmet, so daß im Herbst 1847 das erste, zu Anfang 1848 („wo die Professoren schon nicht leicht mehr jemanden durchfallen ließen") das zweite Rigorosum bestanden werden konnte; worauf Pichler zum Doktor der Arzneikunde kreiert wurde.[1])

Damals studierten nicht wenige Tiroler in Wien, sei es an der Universität Jus oder Medizin, sei es an der Technik; sie hielten fest zusammen, beteiligten sich überdies eifrig an den studentischen Verbindungen, ebenso im Revolutionsjahr an der politischen Bewegung. Diese hatte aber nicht nur die Hauptstadt, sondern zugleich die Provinzen ergriffen; der Aufstand im Lombardo-Venetianischen wirkte auf Welschtirol zurück, wo die „Signori" den Ideen Jungitaliens sich ebenso zugänglich erwiesen, wie andererseits die Deutschösterreicher von Deutschland her beeinflußt waren. Aber auch die ehemals dem Fürstbistum von Trident unterworfenen Gebiete Tirols gehörten dem deutschen Bundesgebiet an und die allgemeine Wehrpflicht der Tiroler erstreckte sich auf die Verteidigung aller Landesgrenzen. Kurz als die Tiroler Studenten in Wien zu Anfang April darüber berieten, was jetzt zu thun sei, erhielt der Gedanke die Majorität, daß man eine Kompagnie bilden und Deutschland auf heimischem Boden gegen die Welschen verteidigen solle. Bereits war auch der fast verschollene Held von 1809, Joachim Haspinger, einst Kapuziner, jetzt Weltgeistlicher und Pfarrer in einem Vorort bei Wien, wieder in die Öffentlichkeit getreten; er bestärkte die Studenten in ihrem Vorsatz und setzte sich sogleich mit dem ehemaligen Gouverneur von Tirol, dem Grafen Chotek, darüber in Verbindung, der ihm einige schöne Gewehre und Stutzen zur Verfügung stellte.[2]) Zum Hauptmann wurde Dr. Adolf Pichler gewählt; er war der älteste, litterarisch bekannt, und wußte in der Debatte mit der ihm eigenen Wucht seine Meinung zur Geltung zu bringen, wie er denn auch durch eine große und kräftige Gestalt für sich einnahm. Das gab den Ausschlag. Haspinger zog als Feldpater mit. So fuhr man nach feierlicher Fahnenweihe im Stefansdome und nach einem Abschied auf dem Bahnhofe, den der Maler A. Schön festgehalten hat, der Hauptmann im Mittelpunkt mit dem schwarzrothgoldenen Bande über der Brust, neben ihm Haspinger,[3]) über den Semmering nach Graz, wo, wie Pichler

[1]) Über Pichler im Jahre 1848 verdanke ich einiges seinen damaligen Kommilitonen oder deren Angehörigen; manches ist anekdotenhaft überliefert. Vgl. auch Thalgut (das ist F. Uhl) im Feuilleton der „Neuen Freien Presse", November 1900: „Zeitlosen auf das Grab Adolf Pichlers".

[2]) Pichler war an dieser Aktion nicht beteiligt, wie er mir im Sommer 1900 auf eine Anfrage hin mitteilte. Es berichtet über die Sache Adam Wolf in seinem Nachruf auf den Grafen Karl Chotek (Prag 1869).

[3]) Dies Gemälde befindet sich im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck. Der junge Künstler kämpfte in Südtirol mit und malte auch die Rückkehr aus dem

erzählt, „die Stimmung radikaler war als selbst in Wien". Im Saale der Ressource gaben ihnen die Einwohner am folgenden Tage (16. April) ein glänzendes Fest. Sie sangen alle zusammen: Was ist des Deutschen Vaterland? Nachdem das Lied verklungen, ergriff der Hauptmann das Wort: „Nicht als Tiroler wollten sie angesehen sein, sondern als Deutschlands Grenzsoldaten, und darum flattere die schwarzrothgoldene Fahne vor ihren Reihen, Einer für Alle, Alle für Einen, Alles für Deutschland." Über Klagenfurt ging der Zug weiter in das Pusterthal, nach Bozen, wo Erzherzog Johann die Kompagnie musterte, dann an die südliche Grenze, vom Gardasee über den Ponale und durch das Ledrothal nach Storo in Judicarien (am Oberlaufe des Chiese), wo sie ihr Standquartier bezogen. Im Verein mit den Kaiserjägern und den Schützenkompagnien stellten sie sich vorwärts dieser Position den italienischen Freischaren entgegen; in einem Gefechte bei Ponte Tedesco, an dem Grenzsteine zwischen Deutschland und Italien, fiel Dr. Friese, ein Mitglied der Kompagnie. Als Lodrone und Caffaro genommen waren, brach die Kompagnie gegen Ende Mai nach Ala auf, wo sie als Kriegsgefangene 19 Studenten aus Pisa trafen, und indem sie diese freundlich bewirteten, „im heiligen Geiste der Zukunft eine Versöhnung weltgeschichtlicher Ideen feierten". — „War es nicht derselbe Gedanke, für den sie stritten?"

Diese Ereignisse sind für Pichlers Charakteristik und seine Entwicklung von großer Bedeutung. Während die Wiener Bewegung in ein sehr internationales Treiben ausartete, innerhalb dessen Polen und Ungarn für sich zu profitieren suchten, hatten die Tiroler Studenten ein Ziel ins Auge gefaßt, das für Deutschland, Österreich und Tirol gleich ersprießlich schien. Der Hauptmann erhielt dafür den Orden der eisernen Krone.[1]) Wohl ärgerte sich Pichler in seinen alten Tagen, daß die schwarzrothgoldene Fahne, die einst jener Erzherzog begrüßt hatte, vor den Augen hoher Herren keine Gnade mehr fand und förmlich verpönt war. Er ist seinen Achtundvierziger Ideen anhänglich geblieben und hat diejenigen, die denselben untreu wurden, in seinen Gedichten an den Pranger gestellt.[2]) Aber jene Kämpfe in Judicarien und jene Zusammenkunft mit den Pisaner Studenten inspirierten ihn nach einem Menschenalter zu seinem schönsten Gedichte aus der Zeit, da seine nordische Herbigkeit bereits durch südliche Einflüsse gemildert war, ich meine den „Fra Serafico". Diesen lernt der Dichter als Eremiten in dem Apennin oberhalb

Gefechte bei Ponte tedesco, sowie den Sturm auf Lodrone (im Besitz des Kaisers von Österreich).

[1]) Auf Grund dieses Ordens wurde an Pichler im Jahre 1877 der Adel mit dem Prädikat „von Rautenkar" verliehen.

[2]) Vgl. in den „Todtentänzen" das Gedicht: Der Achtundvierziger. „Spätfrüchte", S. 13 f.

Pistojas kennen; im Verlaufe des Gespräches stellt sich heraus, daß derselbe im Jahre 1848 als Student von Pisa ausgezogen war, um für Italien zu kämpfen, „voran in jeder Schlacht"; da „Adolfo" sich als „Tiroleſe" bekannt hatte, erzählt „Fra Serafico" von seinen Erlebnissen weiter:

„Dort lernt' ich auch die Tiroleſi kennen:
Wir faßten sie am Grenzstein des Chieſe,
Doch haben sie dafür bei Caſſaro
Uns aus dem Schloß Lodrone weggeräuchert." —
„Poute Tedesco, Caſſaro!" rief ich
Und schwieg, um die Erzählung nicht zu hemmen.

„Adolfo" erinnert sich an Frieſe und deſſen Einſegnung durch Haſpinger, den greiſen Helden, „und faſt vergaß ich, was dazwiſchen lag". Doch erſt beim Abſchied giebt er sich dem Gaſtfreund zu erkennen, in der Weiſe Homers die Worte wiederholend:

Ich fragt' ihn jetzt: „Ihr fochtet am Chieſe?
Bei Caſſaro? — Ich auch! — Denkt ihr es noch?
Uns Schützen faßtet ihr dort an der Brücke,
Wir räucherten dafür euch aus Lodrone.
Denkt ihr es noch?" — Er trat erſtaunt zurück:
„So wechſelten wir Kugeln wohl als Feinde?
Sei's immerhin! Die Todten halten Friede,
Doch mit den Todten ſei auch eingeſargt,
Was unſ're Völker ſchied durch tauſend Jahre
Und ſie wie Brandung auf einander trieb."

Das iſt der Nachklang jener Stimmung, die ſchon in Pichlers Bericht aus dem Jahr 1848 angedeutet iſt. Er hat damals „aus dem wälſchtiroliſchen Kriege" fleißig in den „Tirolerboten" korreſpondiert[1]) und darüber wie auch über die März- und Oktobertage in Wien ein beſonderes Büchlein herausgegeben, nicht ohne manches nur zwiſchen den Zeilen leſen zu laſſen.

Es war nämlich für den Hauptmann nicht leicht geweſen, ſeine Kompagnie in Ordnung zu halten, worüber die Zeitgenoſſen nach Jahren allerlei Mitteilungen machten. Einmal habe Pichler in der Verſammlung der Kommilitonen ausgerufen: „Brüder, ich lege mein Schwert nieder!" Da hallte es von einer Seite wieder: „G'ſcheidter thueſt, Pichler!" Doch gelang es, die Kompagnie bis zum 15. Juni beiſammenzubehalten, wo dann ihre Auflöſung, nachdem ſie acht Wochen aktiv geweſen, ordnungsgemäß vor ſich ging. Als Pichler die Fahne, unter der ſie ausgezogen waren, auf Schloß Tirol hinterlegte, wurde er in Meran von der „Geſellſchaft des Stehweines", die F. Lentner begründet hatte, feſtlich begrüßt,[2])

[1]) Vgl. L. Steub, Kleine Schriften 3, 50 f.: Aus dem wälſchtiroliſchen Kriege (1849). Anzeige von Pichlers Schrift in der Augsburger Allg. Zeitung.

[2]) Darüber berichtet die von Lentner angelegte Chronik von Lebenberg (herausgegeben von F. Plant in Meran 1880). Über die „Geſellſchaft des Stehweines" vgl. Steubs Lentnerbiographie und öfter bei Steub.

worauf sich der Held in das Innthal begab, und zwar nach Absam (bei Hall), über welchen Aufenthalt das Kapitel Absam „Aus den Tirolerbergen" berichtet. Hier im Wirtshaus zum „Bogner" war ein Bäschen Pichlers, das aber auch als Nichte von Sebastian Ruf bezeichnet wird, das „Bogner Burgele" Kellnerin, die im Verkehre mit den Studenten sich einige litterarische Bildung angeeignet hatte. Pichler schätzte sie sehr und rühmt die Ritornellen, die sie dichtete. Noch in seinem letzten Lebensjahre, da in unserer monumentenfrohen Zeit der Vorschlag aufgetaucht war, dem Bogner Burgele in Absam ein Denkzeichen zu setzen, interessierte sich Pichler dafür und that sein Möglichstes, den Plan zu fördern.

Im Oktober 1848 finden wir Pichler wieder in Wien, wo es damals drunter und drüber ging. Dem Agenten Kossuths, Franz Pulszky, gelang es, unter Studenten und Soldaten für die ungarische Sache Propaganda zu machen; ein Aufruhr kostete dem Kriegsminister Latour das Leben, Wien wurde durch Windischgrätz und Jellachich umlagert und eingenommen, worauf zahlreiche Bluturteile erfolgten. Pichler hatte sich in dieser Zeit zurückgehalten und seinen Studien gelebt, aber nicht ohne daß auch an ihn die Versuchung herangetreten wäre: man bot ihm an, als Major in die ungarische Armee zu treten. Davor bewahrte ihn sein nationaler Sinn (der ihn noch 1850 antrieb, während der Ferien nach Schleswig-Holstein zu gehen, um wenn möglich mitzukämpfen) und der Rat Cornelias.[1]) Diesem folgend ging er nach Innsbruck und nahm, da er zur Praxis als Arzt keine Lust hatte, eine ihm angebotene Lehrstelle am Gymnasium zu Innsbruck an.

Damals erfolgte die längst als notwendig erkannte Reorganisation des Mittelschulwesens, und da es an geschulten Lehrkräften mangelte, war man genötigt, aus Theologen, Juristen, Medizinern die als fähig erkannten Köpfe aufzufordern, sich dem Unterrichtsfach zu widmen. In der That kam, wenn auch einzelne als weniger brauchbar sich erwiesen, am Innsbrucker Gymnasium ein Lehrkörper zusammen, der sich sehen lassen konnte; darunter Tobias Wildauer, Ignaz Zingerle, Adolf Pichler, die später an die Universität gezogen wurden; Josef Daum, ein Philologe, der Sophocles und Demosthenes in anregendster Weise zu interpretieren verstand und der von Pichler wiederholt ehrenvoll erwähnt wird. Greuter, der nachherige Reichsrathsabgeordnete, war Religionslehrer, mit den andern zwar durchaus nicht in allen Dingen einig, aber umgänglich mit den Kollegen und beliebt bei den Schülern. Auch Pichler stand mit ihm in gutem Einvernehmen, namentlich so lange der Absolutismus alle Gegensätze gebunden hielt. Pichler erzählte uns gelegentlich von einer Fahrt, die er einmal zu Ostern zusammen mit Greuter nach

[1]) Pichler hat sich so einmal Prem gegenüber geäußert. Näheres wissen wir nicht.

Venedig machte, wo dieser dem Ciprowein zu sehr zusprach, so daß er von einem Unwohlsein befallen wurde. Pichler verordnete dem Kollegen als Arzt am Charfreitag eine Fleischsuppe, auf der Rückfahrt könne er sich ja vom Bischof in Brixen die Absolution erbitten.

An dem Gymnasium war Pichler durch 18 Jahre als Lehrer thätig, so daß eine stattliche Anzahl von Schülern durch seine Hand ging; auch der Verfasser dieser Zeilen (in der Zeit zwischen 1861 und 1867). Pichler trug Naturgeschichte und deutsche Sprache vor. In jenem Fach lernte man Anschauung und Liebe zur Natur; fleißig wurde, so lange Pichler thätig war, in der Umgebung von Innsbruck auf Schmetterlinge und Käfer Jagd gemacht, botanisiert, Mineralien gesammelt und geognostische Handstücke zugehauen. Wer seine Heimat in der Nähe von ergiebigeren Fundstätten, z. B. Kössen, hatte, erhielt den Wink, nach den Ferien nicht ohne einige Versteinerungen wiederzukommen, was die einen aus Eifer, die anderen aus Gehorsam befolgten. Im übrigen war der Grundsatz des Professors: „Non multa sed multum", und dieser hat sich vollauf bewährt; das Interesse an dem Gegenstand erlahmte nicht, wenn man auch längst der Schule entwachsen war. Dessen war sich Pichler klar bewußt, so daß er in dem Gedichte „Zaggler Franz" von diesem sich sagen läßt:

„Das hast Du in der Schule schon gesagt
Und manches andre, was ich wohl gemerkt."

In „Zu meiner Zeit" giebt Pichler bei der Charakteristik seiner Gymnasiallehrer und des ganzen vormärzlichen Unterrichtssystems für Schulmänner beachtenswerte Winke.

In den Stunden für deutsche Sprache und Litteratur lernten wir allerlei Themata behandeln, unter anderen auch an einen Freund, der dichtete, abmahnend heranzutreten, mit dem Argument, das der Professor vertrat: jede Stunde, die man selbst dichte, sei verloren, jede, in der man sich mit (klassischer) Litteratur beschäftige, ein Gewinn. Die Metrik wurde genau durchgenommen, wobei für die schwierigeren Versmaße und Dichtungsformen Platen als Paradigma galt, auf den Pichler große Stücke hielt. Wir mußten Ghaselen auswendig lernen: „Nah Dich, ungeweihte Wespe, diesem frommen Herde nie," Sonette: „Venedig liegt nur noch im Land der Träume" und das auf Pindars Tod: „Ich möchte, wann ich sterbe," dessen Inhalt Pichler in einer seiner „Hymnen" wiederholt hat;[1]) dazu anderes: „Der Vesuv im Dezember 1830" und „Mag altrömische Kraft ruhen im Aschenkrug", namentlich zahlreiche Epigramme. Daneben ließ der Professor den Rat einfließen, auch seine „Hymnen"

[1]) Vgl. „Hymnen"[3] S. 41 f. Bemerkenswert ist Pichlers Urteil über Platen und namentlich dessen Hymnen aus dem Jahre 1846. „Zu meiner Zeit", S. 289.

zu kaufen, die allerdings (abgesehen von den antiken Vorbildern) nach Platenschem Muster gebaut waren.

Bemerkenswert ist das Urteil, das er sonst über die Größen der Litteratur abgab; von Grillparzer hieß es: „ich habe ihn persönlich kennen gelernt"; (nach einer Pause) „er ist nicht schön, eher schiech." Von Adalbert Stifter erzählte er uns die Geschichte, die auch in „Zu meiner Zeit" (S. 263) mitgeteilt ist. Ein Rezensent in der „Allgemeinen Zeitung" hatte dessen „Studien" mit Lilien verglichen, was Pichler ihm mitteilte. Da strich Stifter lächelnd mit der flachen Hand über den dicken Bauch und sagte: „Nu, nu! wenn dieser Rezensent erst sähe, was diese Lilien für einen dicken Stengel haben!" Auf Stifters Naturschilderungen hielt Pichler große Stücke.[1])

Auch Uhland wurde gerühmt, dessen Wohnsitz Tübingen Pichler mit dem uns bekannten Hall verglich; „Uhland hat zwei Dramen geschrieben, die Sie ohne weiteres lesen dürfen." Bei Erwähnung der Stuttgarter „Karlsschule" und ihrer Bedeutung für Schillers Entwicklung wurde darauf hingewiesen, daß der nachmals berühmte Maler Josef Koch, ein Lechthaler, auch dort studierte, aber es nicht aushielt und entfloh. Goethes Bemerkungen auf seiner italienische Reise über tirolische Gegenden, über die Martinswand, die Zirbel am Schönberg, die Verwechslung von Etsch und Eisack wurden uns nicht vorenthalten. Gelegentlich ließ sich der Professor während der Unterrichtsstunde von zu Hause Tiecks „Gestiefelten Kater" bringen: „Sagen Sie meiner Frau, er liegt aufgeschlagen auf dem Studiertisch," was uns nicht wenig imponierte.

Von den Tiroler Dichtern bevorzugte er den ihm seit den Studienjahren bekannten und kongenialen Johann Senn (geb. 1792, gest. 1857), der den „Tiroler Adler", sowie „Napoleon und sein Glück" besungen, auch in den Dreißigerjahren zur Zeit der Austreibung der akatholischen Zillerthaler gegen Josef von Giovanelli, den Führer der konservativ-klerikalen Partei, „wahrhaft furchtbare Epigramme" geschleudert hatte.[2]) Pichler veranlaßte, daß das Grab Senns auf dem Militärfriedhofe in Innsbruck (Senn starb als quiescierter Lieutenant), mit einem Denksteine, daran der Tiroler Adler angebracht war, geschmückt wurde; da

[1]) Vgl. „Kreuz und Quer", S. 213. 226. In „Zu meiner Zeit", S. 283 f. heißt es über Stifter: „Wie Fr. Nietsche mit Recht hervorhob, gehören seine Werke, besonders der „Nachsommer", zu den klassischen Schätzen der deutschen Litteratur, sie werden bleiben und übergehen in bessere Zeiten, wo der Sinn für echte Poesie wieder mächtiger wird." Ich bemerke, daß auch Perthaler mit Stifter (und Franz Stelzhamer) verkehrte. Ambros Mayr 1, 46. — Wir lernten Stifter aus dem „Heimgarten" kennen, den zu halten uns Pichler empfahl (so lange Hermann Schmid ihn redigierte).

[2]) Vgl. über Senn „Zu meiner Zeit", S. 51 f. „Aus den Tirolerbergen", S. 13 f. Senns Gedichte kamen 1838 bei Wagner in Innsbruck heraus, „zur Zeit, als wir am Gymnasium den Pegasus bestiegen".

wir aber am Allerseelentage irgend einen Friedhof besuchen und beschreiben sollten, wurde es gut aufgenommen, wenn wir Senn nicht vergaßen. Gilm, der von anderen höher geschätzt wurde, stand bei Pichler damals in geringerer Gunst; er warf ihm vor, daß er das Studium der Alten vernachlässigt habe.[1]) Von den mittelalterlichen Dichtern wurde Oswald von Wolkenstein mit seinen interessanten Lebensschicksalen uns vorgeführt; wir mußten hinaus zu den Ruinen des Schlosses Vellenberg pilgern (eine gute Stunde von Innsbruck), wo Herzog Friedrich von Tirol den Dichter gefangen gehalten hatte und mußten davon eine Beschreibung liefern.[2]) In der Frage nach der Heimat Walthers von der Vogelweide widersprach Pichler der von Ignaz Zingerle mit Feuereifer verfochtenen Ansicht; er könne nicht glauben, daß Walther aus einem Berglande stamme, da von den Bergen in seinen Gedichten keine Erwähnung geschehe, dagegen zu viel Liebesgezirpe vorkomme;[3]) eine sehr subjektive Ansicht, die uns nicht abhielt, mit Freuden für das Zustandekommen des Bozener Waltherdenkmals zu wirken. Im allgemeinen prägten sich Pichlers Charakteristiken fest ein, da die Derbheit der Form uns keineswegs mißfiel.

Einmal bemängelte der Gymnasialdirektor, der zur Inspektion erschienen war, daß Lehrer und Schüler immer „Klopfstock" statt (deutlich) „Klopstock" sagten. Pichler schmunzelte: „Klopstock ist ja nur die niederdeutsche Form für unser Klopfstock; und wenn einer durchgeprügelt wird, kann es ihm gleichgiltig sein, ob es mit einem Klopstock oder einem Klopfstock geschieht." Die Klasse fiel ihm lachend bei. Pichler war in dieser Zeit (1865) schon über das Gymnasium hinausgewachsen und ließ sich nicht mehr gängeln.

Bereits hatte Pichler beachtenswerte wissenschaftliche und litterarische Leistungen aufzuweisen. Er behandelte im Jahre 1850 „Das Drama des Mittelalters in Tirol" an der Hand von Sterzinger Manuskripten, auf die ihn der Historiker Albert Jäger aufmerksam gemacht hatte; sie betrafen die Passionsspiele, die seitdem J. E. Wackernell zum Gegenstand vertiefterer Studien gemacht hat. Da Ignaz Zingerle der

[1]) Gilm und Pichler wurden schon in den „Poetischen Regungen" von Streiter (1843) als „zwei neuaufkeimende Talente" nebeneinandergestellt und die Frage, welchem die Palme gebühre, wurde nachher öfter hitzig erörtert, gerade auch um die Zeit von Gilms Tod (1864). Vgl. über Gilm „Zu meiner Zeit", S. 217 f. 221. 238. Hiezu Steub „Sängerkrieg", S. 48 f. und 433. Pichlers letzte Urteile über Gilm als Dichter in Briefen an Prem lauten sehr anerkennend. 1899 Dezember 12.: „Gilms volle Bedeutung ist in Norddeutschland noch immer nicht anerkannt." 1900 August 23.: „Im Garten blühen noch einzelne Nelken, die Georginen beginnen, sie mahnen mich immer an Gilm, der trotz alledem und alledem ein großer Lyriker bleibt."

[2]) Vgl. „Aus den Tirolerbergen", S. 107 f.

[3]) Vgl. „Kreuz und Quer", S. 158. 273.

Germanistik sich widmete, wandte Pichler als Naturforscher sich der Geognosie zu, auf die ihn schon als Studenten Dr. Stotter, der die geologische Karte von Tirol bearbeitete, hingewiesen hatte. Es waren zunächst die nördlichen Kalkalpen, die „Wildnis“ von Seefeld und Scharnitz ostwärts bis in die Gegend von Kufstein, die Pichler kartographisch und beschreibend aufnahm. Später entdeckte er die Steinkohlenformation auf dem Steinacher Joch; er untersuchte die Granitmasse bei Brixen, die Eruptivgesteine bei Klausen, die Gegend am Monte Baldo, worüber eine Reihe von Untersuchungen vorliegt, deren Präzision unter den Fachmännern sich ungeteilter Anerkennung erfreut, die freilich erst im Laufe der Zeit sich durchrang.[1]) Denn Pichler publizierte keine systematische Darlegung, sondern nur stets so knapp wie möglich gehaltene Spezialmitteilungen, die aber auf Autopsie beruhten, auch wenn es sich um schwer zugängliche Gegenden handelte; und es giebt ja bekanntlich bequeme Geologen, die nicht gern hoch steigen, wie Pichler in der Abfertigung eines wissenschaftlichen Gegners ironisch bemerkte.

Pichler war wiederholt für eine Professur an der Universität in Aussicht genommen, aber erst im Jahre 1867, nachdem Tobias Wildauer als Philosoph und Ignaz Zingerle als Germanist dies Ziel schon seit Jahren erreicht hatten, erfolgte seine Ernennung, und zwar zum Professor der Mineralogie und Geologie, welche Stellung er dann durch 23 Jahre bekleidete, bis 1890, wo er als Siebzigjähriger in den Ruhestand trat. Da hat er nun allerdings den Hammer nicht ganz bei Seite gelegt, sondern in den Bergen bei Mieming (Oberinnthal) noch viel herumgeklopft. Aber sein Hauptinteresse wandte er nunmehr wieder der Litteratur zu.

Ganz hatte ja dieses nie geruht. Wir haben bereits der „Hymnen“ gedacht,[2]) in denen er hoch oben auf dem Joch seine Ideale feierte, wie er selbst in „Jahr und Tag“[3]) sagt:

> Als Jüngling sang ich trotzig meine Hymnen
> Von höchster Spitze sturmumbraust in's Thal,
> Den Adler Zeus' beneidend, der den Blitz
> In ehrner Pranke wiegt, und grollt der Donner,
> Auf Nachtgewölk den sichren Flügel schlägt.

---

[1]) Ich kann mich in dieser Beziehung auf ein Urteil meines früheren Kollegen F. J. Becke (jetzt Professor der Mineralogie an der Wiener Universität) berufen, der Einzelnes nachprüfte.

[2]) Die „Hymnen“, deren meiste 1853 und 1854 entstanden, erschienen zuerst 1855 (eine zweite, vermehrte Auflage 1857, eine dritte 1897). Flir schrieb darüber am 19. Dezember 1855 aus Rom einem Freunde (Schuler?): „Seine Oden sind wirklich schön und prachtvoll! Ich las sie zwischen Citronensträuchen, und wärs Lorbeer gewesen, hätte ich ein Blatt gepflückt und dem Dichter als Antwort zugesendet.“ Briefe aus Rom von A. Flir, S. 37.

[3]) „Marksteine“, S. 219. Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1858; der erste Ansatz zu seinen epischen Erzählungen (Seemüller).

Zu Beginn der sechziger Jahre veröffentlichte er seine Dramen „Die Tarquinier“ (1860) und „Rodrigo“ (1862), die auch Aufführungen erfuhren, aber trotz manchen Lobes der Kenner, wie Hebbel und Bodenstedt, Buchdramen blieben. Der Dichter hatte in den „Hymnen“ wie in den Dramen einen hohen Flug gewonnen; die wiederholten Umarbeitungen der letzteren sind Zeugen seines idealen Ringens. Glücklicherweise fand er neue Kraft, indem er den heimatlichen Boden berührte.[1])

Als Frucht seiner geognostischen Exkursionen entstanden zahlreiche Aufsätze über die Gegenden des Inn- und Wipptales mit ihren Seitenzweigen, wo er oft abseits von der gemeinen Heerstraße, wie es das Metier des Naturforschers mit sich bringt, sich bewegt hatte; im Gegensatz zu Ludwig Steub, dessen „Drei Sommer in Tirol“ nur gangbare Wege führten und den Verkehr mit den Gebildeten des Landes bevorzugten. Pichlers Aufsätze erschienen gesammelt unter dem Titel „Aus den Tirolerbergen“ in München 1861; sie wurden von Steub, der allen Tirolischen Erscheinungen seine Aufmerksamkeit zuwendete, günstig beurteilt.[2])

Aber nicht nur der Landschaft, sondern auch den Menschen hatte Pichler seine Aufmerksamkeit zugewendet. War er doch mit dem Volke in viel nähere Berührung gekommen als irgendein zum Vergnügen oder zur allgemeinen Belehrung Reisender, er hatte mancherlei Geschichten gehört, die er dann zur Erinnerung im Winter sich zurecht legte; jeder einzelne Zug wahr, das Ganze komponiert nach Art der Dorfgeschichten, welche wir K. Immermann für Westphalen, Jeremias Gotthelf für die Schweiz, F. Lentner für Oberbaiern und Tirol, Berthold Auerbach für den Schwarzwald verdanken. Doch gab Pichler die Versicherung, daß er die Form der „Allerlei Geschichten aus Tirol“ durchaus unabhängig von jenen Vorgängern erfunden habe.[3]) Es sind

[1]) Das hat Seemüller gut hervorgehoben.

[2]) Vgl. Steub, Kleine Schriften 1, 162; Herbstausflug nach Tirol (1861). Ebenda 3, 96; Zur tirolischen Litteratur (1862). Desselben „Gesammelte Novellen“: Der schwarze Gast (1863), S. 164 f. Herbsttage in Tirol (1867), S. 7. 24. 29 (aus dem Jahre 1865).

[3]) Über Jeremias Gotthelf macht er einmal eine Bemerkung. „Aus den Tirolerbergen“, S. 63. Über F. Lentner vgl. dessen Lebensabriß von L. Steub in der von ihm herausgegebenen postumen Erzählung Lentners aus dem tirolischen Volksleben: „Der Plattebner und seine Kinder“ (Stuttgart 1855), S. 22. Auch Lentner machte 1851 in der Vorrede zu seinen „Geschichten aus den Bergen“ darauf aufmerksam, daß dieselben schon entstanden waren, ehe Berthold Auerbach die „Dorfgeschichten entdeckt und wie billig seine Nachahmer gefunden habe“. — Pichlers „Allerlei Geschichten“ erschienen 1867 bei Frommann in Jena, nachdem sie einzeln schon in Zeitschriften publiziert waren, z. B. „Hofdame und Sennerin“ in der „Gartenlaube“. Ich bemerke, daß P. K. Rosegger sich als Bewunderer sowohl von Lentners Geschichten, die er in zweiter Auflage als „Geschichten aus Tirol und Oberbaiern“ bei E. Baensch in Magdeburg (1876 mit lesenswerter

die Gegenden der Scharnitz, des Achenthales, wo Pichler lange Jahre hindurch mit seiner Familie Sommerfrische hielt, um das Sonnwendjoch herum, dann das nächstgelegene Unterinnthal und seine Seitenthäler, wie z. B. das bei Brixlegg sich öffnende Alpbach, in denen diese Geschichten sich abspielen. Sie sind alle durch die Plastik der Darstellung und durch eine bewunderungswürdige Kenntnis des Volkslebens ausgezeichnet.[1]) Wir lernen auch den Verfasser näher kennen, seinen Kittel, der von dem eines gewöhnlichen Steinklopfers wenig unterschieden ist, den alten Plaid, der Sturm und Regen aushält, auch in den Heustädeln, wo der Wanderer zu übernachten gezwungen ist, als willkommene Unterlage dient; wir hören von der geräumigen Kräuterbüchse, in der außer allem sonst Möglichen immer auch etwas Litteratur Platz findet, endlich von der wettergebleichten Hose, die ach so oft! entzweireißt und vor den Augen des Lesers geflickt werden muß. Kein Wunder, daß ihn (noch in den fünfziger Jahren) ein Gendarm einmal als Strolch anhielt und, da er sich nicht ausweisen konnte, in die Stadt eskortierte, wo das Rätsel seine Lösung fand.

Manche Geschichte faßte Pichler nicht zu einer Prosaerzählung zusammen, sondern er bearbeitete sie in gebundener Sprache. Es entstanden auf diese Weise eine Reihe von epischen Gedichten, die zu dem besten gehören, was unser Autor gemacht hat. Diese Gedichte findet man vereinigt in den „Marksteinen" und in den „Neuen Marksteinen". Wir nennen beispielshalber folgende: „Der Schmied zu Gossensaß", „Des Esels Kinder", „Der Hexenmeister", „Der Student". Diese sind vor oder kurz nach dem Jahre 1870 entstanden. Der zweiten Folge, in der schon mehr Reflexion herrscht, gehören an: „Fra Serafico" (1877),

---

Einleitung) herausgab, wie von Pichler bekennt. — Um Pichlers Darstellungsweise vollends zu charakterisieren, müßte man zum Vergleiche Steubs Dorfgeschichten: „Die Trompete in Es", „Die falsche Muttergottes", „Die Rose der Sewi" heranziehen, ebenso Ignaz Zingerles „Bauer von Longvall". F. M. Felder, der Bregenzerwälder Bauer, hat erst Auerbach, dann Jeremias Gotthelf als Muster genommen; er muß einiges von Pichler gekannt haben, da er „Gartenlaube" und „Heimgarten" las, in die jener damals schrieb. Pichler hat sich um Felder (im Gegensatz zu Zingerle und Steub) nicht gekümmert. Dagegen nennt er Johann Schöpf, den Kuraten von Ochsengarten (Ötzthal), der seine genaue Kenntnis des Bauernvolkes zu Novellen aus dem Tirolerleben verwertete, „Aus den Tirolerbergen", S. 180. Von Immermann citiert er das „Trauerspiel in Tirol" in „Kreuz und Quer", S. 146 f. Auch Immermanns „Münchhausen" war in dem Kreise, aus dem die „Frühlieder" hervorgingen, wohlbekannt, wie man aus einem im Jahre 1844 geschriebenen Briefe Perthalers an einen Freund entnehmen kann. Vgl. A. Mayr, Hans von Perthalers auserlesene Schriften 1, 359. Mit B. Auerbach stand J. Streiter in Korrespondenz. Vgl. Steub, Sängerkrieg, S. 139. Also unbekannt können jene Vorgänger unserem Pichler nicht gewesen sein, wenn er auch von ihnen unabhängig vorging.

[1]) Pichler freute sich darüber, daß dies auch bäuerliche Leser anerkannten. Er hat aus diesem Grunde einem Zeitungsblatte, das in bäuerlichen Kreisen verbreitet war, den Abdruck einiger seiner Geschichten gestattet.

„Sanct Aloysi“ (1880), der „Zaggler Franz“ (1887); schließlich noch der „Jörgel von Lahnsteig“.[1])

Mit besonderer Vorliebe sind in den Geschichten wie in den Epen einsam für sich stehende Männer, die nach manchen Irrungen sich den Seelenfrieden errungen haben, wohl auch als Wohlthäter der ganzen Umgegend wirken, geschildert. Wie später im „Fra Serafico“, so früher im „Hexenmeister“. Es sind Gestalten, in denen Pichler sein eigenes Wesen zur Darstellung gebracht hat; selbst „Die Wettertanne“[2]) kann in diesem Zusammenhang erwähnt werden: ungebeugt trotzt sie an ausgesetzter Stelle dem Sturm. Er war auch ein „Einsamer“, der sich nirgends recht anschloß, sondern knorrig seinem eigenen Kopf folgte, nicht ohne darob im Leben mannigfachen Anstoß zu erleiden; bis das Alter sein Recht geltend machte und ihn milder stimmte, wovon die jüngeren Freunde profitierten.

Auch mit seinen schöngeistigen Schöpfungen fand Pichler erst verhältnismäßig spät Anerkennung in weiteren Kreisen. Was nützte es, daß Alexander von Humboldt (den er 1856 in Berlin aufgesucht hatte) ihm für seine Hymnen ein Kompliment machte? Die Schilderungen „Aus den Tirolerbergen“, knapp umrissen, wie sie sind, konnten für die Menge zahmer Touristen die leichtere Reiselitteratur nicht aus dem Felde schlagen, während andererseits den Bergkraxlern von Profession, zu denen Pichler nie gehört hat, ebensowenig Genüge geschah. Desgleichen hatte es mit den Dichtungen seine besondere Bewandtnis. Im Jahre 1873 sagte mir der alte Karl Goedecke, als ich in Göttingen mit ihm darauf zu reden kam, er interessiere sich auch für provinziale Litteratur. Bei uns in Tirol sei „unter den Jüngeren“ Pichler der bedeutendste. Damals war aber Pichler schon 54 Jahre alt.

Doch löste sich nach und nach der Bann. Einige seiner Dichtungen, so „In Lieb' und Haß, Elegien und Epigramme aus den Alpen“ (1869), die „Markſteine“ (1874) erschienen bei Amthor in Gera, an dessen „Alpenfreund“ er mitarbeitete. Im Jahre 1870 veröffentlichte er zu Gunsten der Verwundeten des deutsch-französischen Krieges ein Heftchen Gedichte in Berlin bei Franz Lipperheide, mit dem wie mit dessen litteraturverständiger Gattin er seitdem in freundlicher Berührung verblieb. Später gesellte sich der Bildhauer Natter und seine Damen hinzu, die vom Züricher Zwinglidenkmal her mit Gottfried Keller und Baechtold bekannt waren, ihm also neue Anregung boten. Nach München, wo ihn in den fünfziger Jahren Steub eingeführt hatte (auch Fallmerayer erhielt damals ein Exemplar „Hymnen“) kam er öfter; hier lernte er

[1]) Der letztgenannte, auf den Pichler große Stücke hielt, steht in den „Spätfrüchten“, S. 181 f.

[2]) „Hymnen“[3] S. 33. Von dem Innsbrucker Musikdirektor J. Pembauer ist diese Hymne in Musik gesetzt.

Melchior Meyr, Bodenstedt, Paul Heyse, Julius Grosse und andere Celebritäten kennen; hier traf er gegen Ende der achtziger Jahre auch mit Rosegger zusammen. Ebenso sah ihn Wien mehrmals, wo er alte Bekannte aufsuchte, von denen er sich gerne erzählen ließ. Das gleiche gilt von Alois Brandl, bekanntlich einem Innsbrucker und, seit er als Student der Mentor von dessen Sohn gewesen, ein Vertrauter Pichlers; er brachte aus England und Berlin Wissenswürdigkeiten oder Bekannte mit, wie er denn auch nachher, als Professor an verschiedenen deutschen Universitäten wirkend, Pichler und seine Dichtungen wiederholt dem Publikum empfahl. Gleichzeitig tauchte eine jüngere Generation von Litterarhistorikern auf, die seinen Schöpfungen Gerechtigkeit zuteil werden ließ, so Erich Schmidt, R. M. Werner, S. M. Prem, J. E. Wackernell, J. Seemüller. Der gegen sich und andere strenge Ferdinand Kürnberger belobte die poetischen Leistungen Pichlers in der Wiener „Deutschen Zeitung" (1879), K. von Thaler des öfteren in der „Neuen Freien Presse", für welche Blätter Pichler dann mehrere Beiträge lieferte, was ihn bekannter machte. Bereits begann auch sein Briefwechsel mit Hebbel, E. Kuh und Anderen litterarhistorische Bedeutung zu gewinnen; Pichler selbst veröffentlichte daraus manches oder berichtigte die Mitteilungen Anderer. Über den tirolischen Dichterkreis im Vormärz publizierte er 1877 und 1878 in Edlingers „Litteraturblatt" Erinnerungen und Briefwechsel, die zu weiteren Veröffentlichungen den Anstoß gaben.[1]) Später referierte er über die Erscheinungen der tirolischen Litteratur regelmäßig an die „Österreichisch-Ungarische Revue", auch wohl an die „Wiener Abendpost", die sein Freund F. Uhl redigierte. In der „Wiener Abendpost" erschienen zuerst seine poetischen Dichtungen „Fra Serafico" und „Zaggler Franz", ferner seine (nicht wieder gedruckten) Reisebriefe aus Italien, in denen er sich als scharfer Beobachter des italienischen Volkstums und als gewiegter Kunstkenner erwies. Überhaupt war er, seit 1867 die direkte Bahnverbindung zwischen Innsbruck und Italien hergestellt war, viel im Süden, wo er sich mit neuer Schaffenslust erfüllte. Im September 1878 traf ich ihn mit seinem Sohn auf dem Forum in Rom; als ich ihm von meinem Spaziergang auf den Albanerberg erzählte, fragte er nach den Sicherheitsverhältnissen und erwähnte, daß er Waffenpaß und Revolver bei sich habe. Er lief übrigens auch da in seinem unscheinbaren grauen Kittel herum, so daß

[1]) So erschien 1882 Steubs „Sängerkrieg in Tirol" (Erinnerungen aus den Jahren 1842—1844), mit Benutzung des Briefwechsels von Josef Streiter; wozu dann wieder Pichler, der mit Steub seit den siebziger Jahren überworfen war (vgl. Steub, Aus Tirol 1880, S. 107 f.), Berichtigungen gab. Vgl. „Zu meiner Zeit", S. 229. Der Korrespondent der „Augsburger Postzeitung", der 1844 Lentners, Steubs und ihrer Freunde Zorn in hohem Grade erregt hatte, war nicht Beda Weber, sondern P. Pius Zingerle, der Oheim des Germanisten.

ihm Raubgesellen schwerlich etwas angethan hätten. Nur wenn er einen litterarischen „Kommendatore" besuchen wollte, richtete er sich sorgfältiger zusammen.

Erst in den neunziger Jahren stellten sich Verleger ein, die seine Sachen in geschmackvoller Ausstattung dem deutschen Publikum zu bieten das Verständnis und den Ehrgeiz hatten. A. G. Liebeskind in Leipzig verlegte die „Neuen Markſteine" und „Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit" (Memoiren, die bis 1847 reichen); dann löste sich die Verbindung und Georg Heinrich Meyer in Leipzig trat dafür ein. In seinem Verlage erschien (abgesehen von einigen Neuauflagen, z. B. der „Hymnen") eine zweite Folge der Exkursionsschilderungen unter dem Titel „Kreuz und Quer", darin eine Perle der Gattung: „Im Ötzthal", wo Pichler sein Zusammensein mit dem um die tirolische Landwirtschaft hochverdienten Geistlichen Adolf Trientl dem Leser vorführt, mit köstlicher Charakteristik der braven Bergbevölkerung, die in der öden Gegend am Fuße der Ferner im hintersten Winkel des Thales sitzt.[1]) Pichler hatte diese Wanderung zuerst in Hermann Schmids „Heimgarten" (1864) beschrieben, aber uns Studenten von damals erschien sie jetzt nach einem Menschenalter noch vom gleichen Reiz. Dazu kam, zum Teil als Frucht der geognostischen Studienfahrten, die er mit seinen Zuhörern zu unternehmen pflegte, die Vorführung einiger südtirolischen Gegenden: „Bei Mauls", „Im Rosengarten", „Nach Jochgrimm", des Gardeseegebietes, das die Erinnerungen an 1848 wieder erweckte, endlich des Mieminger Mittelgebirges (von Telfs bis Nassereit), wo er in den letzten Jahren zu Freundsheim, einem einsamen Bauernhofe bei Barwies, seinen Sommeraufenthalt hatte und wo auch sein „Jörgel von Lahnsteig" daheim ist. Neu war mir das Stück, das die Sammlung einleitet: „In der goldenen Wachau", wo er einen Besuch im Kloster Melk, der alten Stiftung der Babenberger, schildert, mit beherzigenswerten Worten über die wirtschaftliche Bedeutung des geistlichen Grundbesitzes in den Erzherzogtümern. Pichler war eben zwar ein liberaler Mann, insofern er allem Obskurantismus Feind war; er nannte sich wohl als großer Verehrer Dantes einen „Ghibellinen", als welcher er keinen Anstand nahm, Bischöfe und Päpste, die es verdienten, in die Hölle zu versetzen. Aber er achtete auch jeden Priester, der wohlthätig fürs Volk wirkte, und gab dieser Achtung in seinen Werken vollen Ausdruck. Er verhehlte in seinen Geschichten nicht weder Glauben noch Aberglauben, weder Sitte noch Unsitte des Volkes, aber er hatte doch zugleich Respekt vor der Bravheit und den tüchtigen Eigenschaften des heimischen Bauernstandes, die er mit der Objektivität des Naturforschers zeichnete — zum Unterschied von vielen „Modernen", die vor lauter aprioriſcher

[1]) Vgl. auch „Zu meiner Zeit", S. 37.

Bildung das Reale nicht mehr zu fassen verstehen. — Diese Eigenschaften bewährte Pichler auch in der letzten volkstümlichen Erzählung, die er gleichfalls bei G. H. Meyer publiziert hat, „Der Einsiedler", die wieder in das Jahr 1809 zurückführt und namentlich durch eine dem Leben abgelauschte Zeichnung des baierischen Kronprinzen Ludwig, der wider Willen das Kommando gegen die aufständischen Tiroler hatte übernehmen müssen, bemerkenswert ist.

Dann kamen die politischen Ereignisse, die Badenizeit, in ihrem Gefolge die Verschärfung der deutschnationalen Regungen in Österreich, mit denen der alte Pichler aus vollem Herzen sympathisierte, was dann wieder auf weitere Kreise wirkte. Aus dieser Stimmung heraus entstanden ihm eine Reihe von Gelegenheitsgedichten, die man in der Sammlung „Spätfrüchte" (1896 bei G. H. Meyer) vereinigt findet. Wir entnehmen daraus den folgenden Zuruf an die „Deutschen Frauen in Oesterreich":

„Nahet Euch ein feiger Bube
Der nicht wagt, sich deutsch zu nennen,
Schüttelt zornig eure Locken,
Zeigt wie eure Augen brennen.
Trieben doch die deutschen Frauen
Einst in grauer Vorzeit Tagen
In den Kampf zurück die Männer,
Die zuvor der Feind geschlagen."

Andere Verse wenden sich an die „Deutschen in Oesterreich" überhaupt:

„Kreidefeuer Funken sprühend
Drohten einst des Corsen Schergen,
Darf ich Kreidefeuer zünden
Wo's allein gilt frechen Zwergen?
Ihr habt Oesterreich geschaffen,
Laßt euch nicht zu Slaven taufen
Für der Phrasen Linsenschüssel
Wollt das Erbe nicht verkaufen."

Ein drittes dieser Gedichte „Schwarz, roth, gold" überschrieben, lautet also:

„Von dem Eisack bis zur Moldau
Wollen wir die Hand uns reichen,
In dem Kampf für deutsches Recht nie
Auch nur einen Zoll zu weichen.
Flattern soll die Tricolore
Beim Gewitter — unsre stolze!
Seh'n die Väter auf den Wolken,
Daß wir noch von gleichem Holze."

Solche poetische Anfeuerung, nachdrucksvoll wiederholt und von vielen als ein Labsal empfunden, fand namentlich unter der deutschnationalen Studentenschaft Anklang, und es gereicht derselben nur zur

Ehre, daß sie in Wien, Prag, Graz, Innsbruck den Hingang Pichlers zum Anlaß einer solennen Trauerfeier nahm. In der That ist der Verewigte eine Gestalt, die wir unserer Jugend mit Fug und Recht als Vorbild empfehlen können. Es zeigte sich wieder einmal deutlich, wie sehr es in der schönen Litteratur darauf ankommt, daß sie von Männern vertreten wird, was von jeher auch Pichlers Meinung war.

Über die Frage, was von Adolf Pichlers schöngeistigen Werken auf die Nachwelt übergehen wird, brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen. Doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß die „Allerlei Geschichten aus Tirol" in hundert Jahren noch ihre Leser finden werden, ebenso „Kreuz und Quer". Denn Tirol ist in einer großen wirtschaftlichen Umwälzung begriffen, sowohl durch den sich jährlich steigernden Fremdenverkehr, als auch durch die Entwicklung einer Industrie längs der für die Erzeugung elektrischer Kraft vorzüglich geeigneten Bäche. Damit werden auch die Menschen sich ändern. Pichlers Darstellungen dürften dann von historischer Bedeutung für die Zustände des abgelaufenen Jahrhunderts sein.[1])

„Fra Serafico" wird bleiben, einige der kleinen Epen, Gedichte wie „Die Wettertanne", „Das letzte Lied der Lerche",[2]) manches von den „Sprüchen". Wenn aber auch nur so vieles dauernden Wert beanspruchen könnte, so würden auch die übrigen Schriften Pichlers nicht in Vergessenheit fallen, weder in seinem Heimatlande, noch in den Kreisen, die er zuletzt erregte, noch in der Geschichte der Litteratur, die den Thatbestand darzustellen berufen ist.

Es wird, um nur einiges anzudeuten, abgesehen von der nationalen Bedeutung Pichlers, der Vergleich anzustellen sein einerseits mit den übrigen Dichtern der altösterreichischen Erblande, so viele deren im Laufe des 19. Jahrhunderts hervorgetreten sind, und andererseits mit den großen Schweizern dieser Epoche; es spiegelt sich in der litterarischen Entwicklung auch die geschichtliche Eigenart und die soziale Struktur dieser Landschaften.

Wenn wir uns aber auf den engeren Kreis, der uns hier beschäftigt hat, beschränken, so wird das Urteil lauten: neben dem glänzenden lyrischen Talent, das in Gilm sich darstellt, und neben der unübertreff-

---

[1]) Ich bemerke nachträglich, daß auch H. Sander in seinem vortrefflichen „Leben Felders, des Bauern, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwalde" (Innsbruck 1876), S. 279 den dauernden Wert von Felders Dorfgeschichten darin findet, „daß er gerade jetzt gekommen, bevor die Cultur, die alle Welt beleckt, das Individuum, das man heute Bauer nennt, gänzlich verändert und zum Theile zersetzt haben wird".

[2]) In den „Neuen Marksteinen" Ende: „Und wenn mein Lied auf Erden schweigt, — Sie bleibt ja nicht stumm und todt; Denn eine andere Lerche steigt Und jubelt im Morgenroth."

lichen stilistischen Anmut, die Steubs Schilderung von Land und Leuten auszeichnet, repräsentiert Pichler in Poesie und Prosa die Kraft dieses Zweiges der alpinen Litteratur.

In Innsbruck wird Adolf Pichler soeben ein Denkmal errichtet. Spenden sind erbeten unter der Aufschrift: Adolf Pichlers Denkmal in Innsbruck.

Ein Gelegenheitsgedicht Grillparzers.

In der Zeitung „Der Wanderer" steht Sonntag, den 30. Januar 1853, Nr. 48, unter dem Titel „Ein verschmähtes Gelegenheitsgedicht" eine kurze Erzählung, wie sich eine Schottenfelder Familie an Grillparzer um ein Gedicht zu einer goldenen Hochzeit wandte. Grillparzer schrieb die nachstehenden Verse, die man aber nicht brauchen konnte. Das zierliche Gedichtchen, das nur die verkürzte Umarbeitung eines älteren aus dem Jahre 1821 (Werke 1^5, 249) ist, lautet:

Goldene Hochzeit
Feiern wir heute,
Fröhliche Leute
Stehn wir im Kreis;
Hymen der knüpft
Mit eisernen Banden
Rosen-Guirlanden
Windet er d'rein. —
Aber der Wechsel
Rollender Jahre
Bessert die Waare
Adelt Metall.
Nach fünfundzwanzig
Nicht mehr von Eisen,
Silbern sich weisen
Ketten als Schmuck.
Gleichviel der Jahre
Lasset vergehen
Dann sollt ihr sehen,
Sind sie von Gold.
Enkel und Söhne
Winden als schöne
Blumen sich d'rein.
Und so am Rande
Seht ihr am Bande
Blumen-Guirlande
Wie beim Beginn.

Lemberg. R. M. Werner.

Berichtigung.

Euphorion 7, 816, Z. 8 lies: nicht mehr herangezogen.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Januar, im Druck am 22. Mai 1901.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

George Eliot.

Die Entwicklung ihrer Persönlichkeit und ihrer Weltanschauung.

Von Eduard Platzhoff in Tour-de-Peilz (Schweiz).[1])

II. Die Dichterin.

Schon jetzt mußte ein scharfsinniger Beobachter über den Charakter des neuen Talents im Klaren sein. Die Art des Eintritts in die neue Laufbahn schöpferischer Produktivität ist zu bezeichnend und programmatisch für ihren weiteren Verlauf. Den Drang zu dichten hatte sie nie verspürt; sie mußte nicht, sie konnte nur. Nachts Licht anzünden und in fliegender Hast einen Plan entwerfen, ein Gedicht niederschreiben, leidend unter der schweren Fülle der Gedanken, unter dem Druck eines inneren, unausweichlichen Gebots — das Alles kannte sie nicht. Man sagte ihr, sie solle eine Novelle schreiben und sie schrieb sie. Ruhig beendete sie eben noch einen theologisch-kritischen Aufsatz, um auf dem nächsten Blatt Papier ihre erste Geschichte zu beginnen. Man könnte diesen Mangel an Initiative des Schaffens auf ihr Geschlecht zurückführen. Künstlerisch arbeitet die Frau in der Regel mit mehr Fleiß und Überlegung, als aus Inspiration; sie verarbeitet lieber Vorhandenes, als daß sie frei erfindet oder Empfundenes darstellt; wo es darauf allein ankommt, wie in der Musik, versagt sie. Das Bedürfnis nach Selbstbefreiung und Objektivierung ist nicht so stark, wie bei dem männlichen Künstler entwickelt. Aber bei George Eliot kam noch ein Anderes hinzu. Sie war in erster Linie Gelehrte, Denkerin, Moralistin und ist es immer geblieben. Es war ihr eigentlicher und erster Beruf, von dem sie ausging und zu dem sie, wie wir sehen werden, wieder zurückkehrte. An Höhe der Bildung und Umfang des Wissens

[1]) Vgl. oben S. 42 ff.

steht sie in der englischen Litteratur einzig da. Was sie zum Schaffen trieb, war nur ein Mehr an Eigenschaften, die in der kritischen Arbeit keine Verwertung fanden, aber zu dieser keinen Gegensatz bildeten. Dazu gehört ihr großes Beschreibungstalent, ihre feine Charakteristik und ihr frischer Humor. Lauter Produkte der Reflexion also, denn auch ihr Humor entspringt dem Nachdenken über eine Situation, nicht der unmittelbaren Komik. Ein empfindlicher Mangel ist aber das Fehlen dramatischer Kraft. Nicht nur in dem Sinne, daß sie keine Dramen schreiben konnte und die Spannung in ihren größeren Werken nicht immer zu halten wußte: sie verstand es auch nicht, Beschreibung in Handlung aufzulösen; ihr Kommentar war zu umfangreich, um anders denn als Einschiebung untergebracht werden zu können. Immer tritt sie zwischen ihre Personen und die Situation, bedauernd, teilnehmend, erklärend. Seitenlang genießt der Leser die Analyse eines Charakters, zahllose feine ethische Bemerkungen halten ihn auf, bis er endlich vergessen hat, wo er ist und den Faden verliert. So ist natürlich alles Interesse auf das Menschliche konzentriert: Natur, Umgebung, Geschichte, Alles bleibt Staffage und dient als Relief. Wer aber aus ethischen Motiven und der Charakterisierung zuliebe schreibt, arbeitet mit dem Verstande mehr, als mit der Phantasie. George Eliot war sich auch dieses Mangels nur zu gut bewußt, Erwägungen solcher Art hätten sie ohne Drängen von außen zum Schaffen nie kommen lassen und die Welt wäre um ein großes Stück Lebensweisheit ärmer gewesen. Deutlich verrät sich die Schwäche ihrer Einbildungskraft an ihrem Verhältnis zu den Stoffen. Immer lehnt sie sich an Gegebenes an. Die ersten drei Bücher werden stofflich ihrer Umgebung entnommen, ja die beiden letzten sind an autobiographischem Material und Porträts aus der nächsten Verwandtschaft besonders reich. Ihre späteren Werke sind ohne ihre zahlreichen Reisen undenkbar, die zwar nicht zu diesem Zwecke unternommen wurden, aber mit einer litterarischen Inspiration zu enden pflegten. (Italien: Romola; Spanien: The Spanish Gipsy; Deutschland: Deronda.) Mit je einem Jahr Abstand erschienen vier ihrem Inhalt nach verwandte Romane und Novellen (1858—61). Der erste Band enthielt drei Einzelscenen, zusammen dem Umfang nach nicht größer, als die letzte Novelle, Silas Marner; die beiden mittleren waren größere Romane. Wer sie geschrieben hatte, wurde erst im Jahre 1860 bekannt. Mrs. Lewes hatte einen Schriftstellernamen gewählt, nicht etwa, weil sie eine Frau war, noch weil der Übergang von der gelehrten zur poetischen Arbeit Vorurteile erzeugen konnte, sondern weil sie in dem damaligen England nach dieser Heirat mit dem, was sie zu sagen hatte, auf Einfluß und Erfolg nicht rechnen durfte. Das Publikum trotz ihres

schnell gewonnenen Einflusses über ihre Person eine Weile im Unklaren zu lassen, gelang ihr ausgezeichnet. Man war so naiv, zu glauben, daß Scenen aus dem geistlichen Leben auch von einem Geistlichen geschrieben sein müßten, dessen theologische Richtung man sogar bestimmen zu können glaubte. Der Gedanke, daß die bekannte Positivistin hier die Feder führe, wäre nicht einmal ihrem Verleger gekommen, hätte nicht ein gewisser Liggins, durch Anfragen ermutigt, sich als Verfasser jener Bücher ausgegeben. So mußte sie dem Mißbrauch durch Nennung ihres Namens begegnen, behielt aber das Schriftstellerpseudonym bis zu ihrem Tode bei. — Die Wahl jenes Stoffes hatte in der That etwas Erstaunliches; sonst pflegt der Konvertit für seine kaum abgeschlossene Vergangenheit nicht Wohlgefallen, sondern Zorn zu empfinden. Daß George Eliot dieses immerhin durchlebte Stadium so schnell überwand, daß sie mit so viel zarter Liebe und sicherer Gerechtigkeit gestaltete, was ihrem Denken jetzt fern lag, ist ein Teil ihrer Größe. Sie hat eine bleibende Errungenschaft des Realismus schon frühe verkündet, die, daß das Mittelmäßige ein dem Erhabenen gleichberechtigter Gegenstand künstlerischer Darstellung ist; daß das Wie, die Behandlung der Stoffe, allein entscheide. Auch Dickens und Thackeray waren Realisten. Jener drängte sich aber mit seinen Affekten, dieser mit seiner Eitelkeitsphilosophie viel stärker hervor. Sie hatten vor der Eliot Vieles voraus, aber das Stoffliche stand ihnen doch noch zu hoch und der gleichmäßige Abstand von einer jeder ihrer Figuren war nicht gewahrt. Ergriff unsere Dichterin das Wort, so geschah es nicht, um selbst zu reden, sondern um die Charakteristik mit einem immerhin unvollkommenen Mittel zu höchster Vollkommenheit auszubilden. Die wenigsten Dichter aller Völker und Zeiten haben es zu einer so sorgfältigen und vorsichtigen Gerechtigkeit gebracht. Ihre Sympathie und Antipathie ahnen wir, — nie wird sie uns aufgedrängt. Ausschlaggebend für ihre Würdigung ist vielmehr die von dem Individuum erreichte sittliche Höhe, nicht aber seine Bildung, noch seine Schönheit, sein Glaube oder seine Verwandtschaft mit ihr selbst. Kein Edelmensch ist bei ihr ohne Mängel, kein noch so schwacher Charakter läßt eine Seite vermissen, die ihn nicht liebenswert machte. Sie bewundert und haßt ihre Gestalten nicht, sie übersieht und beherrscht sie. Soll ihr Schaffen mit einer Nachbarkunst verglichen werden, so kommt es der Plastik am nächsten, entfernt sich ein wenig von der Malerei und hat die geringste Beziehung zur Musik. Von wie vielen „Bildungsdichtern" gilt doch das Gleiche; ihre Arbeit ist mit der wissenschaftlichen nahe verwandt. Gerechtigkeit im strengsten Sinne ist Vorzug und Kennzeichen des Gelehrten viel mehr als des Dichters. Dieser arbeitet in erster Linie mit Gefühl und Willen, er

schafft aus Instinkt und Impuls; nichts aber ist ungerechter, als eben diese. Alle Reflexion stört die Inspiration und in der Einseitigkeit liegt die Größe jedes Dichters, der kein Universalgeist ist. Damit ist nicht ein beschränktes Maß an Gerechtigkeit, wohl aber jene erstaunliche Vielseitigkeit unserer Dichterin in der Anpassung an Fremdartiges ausgeschlossen.

In ihren ersten Werken tritt das noch wenig hervor; sie sind darum künstlerisch auch die vollkommensten. Ein Eingehen auf sie liegt außerhalb des Planes dieser Arbeit, denn sie verraten von Eliots Weltanschauung sehr wenig und über ihre Persönlichkeit nur Äußerliches. Es wäre trotzdem auffallend, wenn von der wissenschaftlichen Gedankenarbeit, auf die sie neben ihrer poetischen Thätigkeit nie ganz verzichtete, keine Spuren in dieser merklich wären. Kommen die Worte Positivismus, Gemeinwohl, Autonomie in den Dorfgeschichten nicht vor, so kann ebensowenig behauptet werden, daß ihre Gestalten immer Motiven gehorchten, die ihrer theologischen und ethischen Stellung völlig entsprächen. Gar manche sind — am meisten wohl Rufus Lyon — der Verfasserin unbewußt und von ihr ungewollt, Verkörperungen des Positivismus. Oder hat die Dichterin nicht etwa Feuerbach studiert, wenn sie in „Adam Bede" ausruft: „Traurig ist die Religion der Menschen; darum wollen sie auch einen leidenden Gott?" — Im allgemeinen aber wußte George Eliot noch die Dichtung von der Wissenschaft zu trennen. Einige Freunde haben ihr das zum Vorwurf gemacht. Man hatte in Comte für den Positivismus den wissenschaftlichen, politischen und dann den religiösen Ausdruck gefunden; Spencer hatte den naturwissenschaftlichen geliefert, nun wurde von George Eliot der poetische erwartet. Wie sie aber Dichterin genug war, um aus der Poesie keine Kanzel der Selbstverteidigung zu machen, so fühlte sie auch gut, daß sie sich vor Stoffen hüten müsse, die statt des „reinen Genusses" wissenschaftliche Zustimmung oder Widerspruch herausfordern. Ein poetischer Stoff muß indiskutabel sein, sonst vermag er ästhetisches Wohlgefallen nicht zu erregen. Stehen z. B. in den Novellen Geistliche im Vordergrund, spielt ein solcher in „Adam Bede" eine bedeutsame Rolle, so kann auch ein Atheist daran keinen künstlerischen Anstoß nehmen, denn es liegt hier eine Zustimmung zur Tradition, ein Hinnehmen gegebener Einrichtungen, vor. Ihre Frömmigkeit und Güte stehen in künstlerischer Harmonie und selbst ihre Schwächen und Fehler sind zu menschlich typisch, um Anstoß zu erregen. Legt aber ein Robert Elsmere aus Gewissensbedenken sein Amt nieder und wird dadurch mit den Seinen in schmerzliche Kämpfe verwickelt, so werden alle Gegner der Kirche mit Unrecht darin ein Kunstwerk ersten Ranges sehen, die Gläubigen sich nicht ohne Grund vor Mrs.

Ward bekreuzen, denn für ein Kunstwerk fremde Wertmaßstäbe sind hier eingeführt. Ein positivistischer Roman hätte die gleichen Bedenken gegen sich gehabt, George Eliot hat schon ohnehin Anstoß genug erregt. Man sollte es nicht glauben, daß die Zeitgenossen an den Dorfgeschichten Anstoß nahmen, Janet und Hetty schon nicht vertragen konnten und das alte Klagelied nach der erhebenden Mission der Kunst, die alte Polemik gegen das Unbedeutende des Stoffes sich wieder erhob. Der gewaltige Erfolg der sogar im Parlament zitierten Bücher ließ freilich solche Kritiken als Meinungsäußerung eines Einzelnen erscheinen und die Anerkennungen von Dickens, Thackeray, Carlyle, Bulwer und vielen anderen mußte genügen. Für ein wohlbegründetes Lob aus sachkundigem Munde war George Eliot sehr empfänglich, weniger freilich für berechtigten Tadel. Lewes war stets bestrebt, sie von aller Kritik fernzuhalten, und diese zarte Rücksicht, die dem vielen törichten Gerede der Presse gegenüber ja völlig am Platze ist, ward doch für unsere Dichterin mehr und mehr ein bedenklicher Mangel. Sie glaubte sich noch auf der Höhe des Schaffens, als es schon bergab ging; sie hätte manchen Fehler verbessern können, auf den man sie hinwies, und unter der Zucht der Kritik vielleicht noch Größeres geleistet. Aber sie zählte nur ihre Auflagen und hatte für die gedruckte öffentliche Meinung doch eine zu entschiedene Verachtung. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn Lewes selbst die Beurteilung übernommen hätte, zumal da seine Würdigung ihrer Bücher ihr völlig maßgebend war. Leider beschränkte sich diese auf gelegentliche kleine Ausstellungen; es fehlte völlig eine dem Grad der Leistung entsprechende Abstufung seiner Kritik. Acton sagt mit Recht, Lob habe er immer für sie gehabt und sie rechnete darauf. So sehr es sie beglückte, so wenig förderte es, ja sie vertrug schließlich keinen Tadel mehr und empfand ihn als Beleidigung.

Mit „Silas Marner“ schien die Höhe einer Schaffensperiode erreicht. Das Buch mag nicht so reichhaltig und vielseitig sein wie „Mill on the Floss“ und „Adam Bede“, aber es ist auf kleinerem Raum einheitlicher, gleichmäßiger und unreflektierter, als alle früheren und späteren Bücher. Seltsam war ihr Verlangen, noch während sie den „Silas“ schuf, nach einem neuen und ganz andersartigen Stoff. In der Regel hatte sie nur einen Plan im Sinne, den sie ausführte, und sie zweifelte fast immer, ob sie ein neues Werk noch werde zustande bringen können. Es gab kein Drängen und keine Hast der Ideen bei ihr, mit dieser einen Ausnahme offenbar hatte die Empfindung, auf einem Gebiet fertig zu sein, die Unruhe verstärkt und das Suchen nach anderen Stoffen beschleunigt; auch scheint Lewes sie zu einer Probe gedrängt zu haben. Die Reise nach Italien im Jahre 60 hatte ihr eine neue Welt eröffnet; Florenz that es ihr

mehr an, als Rom und selbst Venedig; sie fand hier ein Milieu, in das sie einen Roman dichten wollte; ja es scheint sogar, daß dieser aus einem geplanten Aufsatz über Savonarola erwuchs. Achtzehn Monate brauchte sie zu dem Plan des Ganzen, ehe nur an die erste Niederschrift zu denken war; weitere achtzehn kostete sie die Ausgestaltung. Es war für sie eine Zeit nicht nur angestrengter Arbeit, sondern peinvoller Qual. Sie zwang sich das Werk ab und verlor an ihm ein Stück Leben. Der äußere Erfolg war glänzend, die Aufnahme bei Sachverständigen ungleichartig. Vor Allem wurde von den Italienern Mazzini und D. G. Rosetti Widerspruch laut. Mit ihnen waren Andere einig, daß nur der Rahmen des Buches historisch sei; Geist und Charaktere des Ganzen gehörten der unmittelbaren Gegenwart an. Mit diesem Vorbehalt seien Romola, Bardo, Tito unschätzbare und unvergeßliche Meisterstücke der Seelenkunde. Auch gegen die Schilderung des Miliens an sich sei nichts einzuwenden, da es auf sorgfältigen Studien beruhe, aber es passe nicht zu den hineinversetzten Figuren. Acton macht darauf aufmerksam, daß die Aufzeichnungen Eliots während ihrer italienischen Reisen einen völligen Mangel an historischem Verständnis bekundeten. Nichts fesselt sie, als die Gallerien, die Bauwerke und das Volksleben; alles aber nur in dem Grade, als es von gegenwärtiger Schönheit und Anziehung ist, ohne das Medium geschichtlichen Verständnisses. Es fehlt die Phantasie, die objektiv aus Dokumenten und Trümmern aller Art eine verschwundene Welt wieder aufbaut und durch feine Fäden der Entwicklung durch die Zeiten hindurch mit der Gegenwart verbindet. Jeder geschichtliche Roman enthält letzten Grundes eine Antinomie. Er setzt eben zweierlei Fähigkeiten voraus, die einander ausschließen. Will er wirklich ein adäquates Bild der Vergangenheit geben, so beschränkt er sich entweder auf das unbedingt Sichere, Unanfechtbare, wie es die Quellen dürftig liefern und er wird trocken lehrhaft, wie Flaubert in seinen einschlägigen Werken, in denen die Moderluft der Museen weht. Oder er läßt die Phantasie spielen, füllt Lücken aus, gestaltet lebendige Menschen und entfernt sich eben damit so viel von der Geschichte, als er von seinem Eigenen hinzuthut. Hier sollte die Gestalt Savonarolas beide Elemente verbinden, aber er spielt die schwierige und undankbare Rolle aller Vermittler. Halb aus historischen Thatsachen, halb aus psychologischer Konstruktion zusammengesetzt, bald in der Weltgeschichte, bald im Roman stehend, gewinnt er nichts Einheitliches in den Augen des Lesers. Der Zwiespalt zwischen gelehrter und poetischer Arbeit, der im Eingang als eine Gefahr bezeichnet wurde, enthüllt sich hier in seiner ganzen Bedenklichkeit als eine Alternative. Das in den Dorfgeschichten ganz zurückgedrängte gelehrte Element

gewinnt wieder Macht und rüstet sich zum Kampfe mit der dichterischen Schaffenskraft.

Die Abstände zwischen den einzelnen Büchern werden nun größer, die Produktion langsamer und mühevoller. Es ist beängstigend, die Bücherlisten zu überschauen, die von den wissenschaftlichen Vorarbeiten zu einem einzigen Roman Kunde geben; eine so genaue Bekanntschaft mit allen Einzelheiten macht die poetische Verarbeitung und das Festlegen der großen Züge einer Entwicklung ungemein schwierig. Oft glaubte sie sich selbst auch nicht kompetent in der Quellenbenützung und fragte Fachmänner um Rat. Das gilt z. B. für ihren folgenden Roman „Felix Holt", dessen juristische und politische Partien nicht zu ihren Ruhmestiteln gehören. Die Satire auf den politischen Liberalismus und Utilitarismus, von dem sie nach feuriger Begeisterung in den Vierzigerjahren jetzt zurückgekommen war, macht den Reiz des Buches ebensowenig aus. Auch in Holt, dem wilden Gesellen, der die Teilnahme, die er verdient, nicht gefunden hat, liegt der Schwerpunkt des Buches nicht. Die Seelengeschichte im Verhältnis Esthers zu Holt, ihre Reife zu sittlicher Selbständigkeit und ihr Streben nach Vertiefung des Lebens, um derentwillen sie auf alles äußere Behagen verzichtet, das ihr sonst teuer war, hält das Buch über dem Strome der Vergänglichkeit. Eine spätere Verwendung des Helden zu einer Meinungsäußerung über die Lage der Arbeiter (F. Holts Address to working men) zeugt von Eliots Interesse für die sozialen Verhältnisse Englands, ist aber kein integrierender Bestandteil ihrer Weltanschauung und ohne literarische Bedeutung. Auf „Felix Holt" folgten mehrere Experimente in poetischer Form, der Versuch eines Dramas, die schon genannten Kindheitssonnette, eine legendarische Bearbeitung des Jubalstoffes und eine in positivistischen Kreisen später gern gesungene Hymne. Die Aufnahme war freundlich; man konnte sich gleichwohl des Eindrucks nicht erwehren, daß in Prosa der gleiche Versuch besser hätte angestellt werden können, er wäre dann freilich wohl unterblieben.[1]) Zahlreiche Reisen und eine längere Leidenszeit hinderten sie an der gewohnten, strengen Arbeit und die reiche Quelle ihres Schaffens schien zu versiegen. Da kamen noch zwei große Romane, die sie auf einer neuen Höhe ihrer Produktion zeigten. Middlemarch gehört zu den beliebtesten ihrer Werke. Den Erfolg bedingte nicht zum wenigsten ihre Rückkehr zu dem heimischen Milieu, wenn es sich auch um einen anderen Lebenskreis handelt, als in ihren

[1]) Ein reines Epos wäre ihr gewiß besser geglückt. — Ihre Verse leiden an einem Übermaß weithergeholter Vergleiche und auf die Dauer ermüdender romantischer Metaphern. Es begreift sich somit leicht, daß gerade diese Seite des Eliotschen Schaffens uns heute am fernsten liegt.

ersten Büchern. Ins Volk stieg sie nicht mehr hinab, denn sie war ihm durch ihr jetziges Leben und den auf ein Minimum beschränkten Verkehr ziemlich entfremdet. Einen Gelehrten wie Casaubon zu zeichnen — man hat in ihm wohl mit Unrecht eine wenig schmeichelhafte Verwandtschaft mit Lewes erkennen wollen — gelang ihr ungleich besser. War der Erfolg dieses Buches unbestritten, so fand ihr letzter Roman mehr heftigen Widerspruch und vernichtende Kritik als Anerkennung. Stellen ihn Manche, wie O. Browning, über alle bisherigen Leistungen, so verurteilen Andere ihn unbedingt als eine konstruierte Tendenzleistung; ein mittleres Maß der Schätzung fanden nur Wenige. Und doch sollte Niemand leugnen können, daß eine Kenntnis der Menschenseele, eine Feinheit der inneren Beobachtung, eine malerische Zartheit in der Verteilung von Licht und Schatten nie von ihr, selten von Andern seitdem erreicht worden ist. Gwendolen, Grandcourt, Mirah samt der ganzen sie umspinnenden Handlung sind Meisterwerke der Charakteristik, worauf Edmond Scherer schon zur Zeit des Erscheinens hinwies. Mit Wilhelm Scherer aber ist er auch darin einig,[1]) daß der zweite Personenkomplex des Romans etwas Konstruiertes hat und dem ersten durch Verschlingung mit ihm Abbruch thut. Die Idee des Romans, seine Tendenz, wenn man will, ist älter als seine Fabel und diese wäre ohne jene nicht entstanden.

Die Judenfrage hatte Mrs. Lewes schon lange beschäftigt. Neben ihrer Verstandesschärfe lebte in ihr unausgeglichen ein Bedürfnis nach den nur im Gefühl erreichbaren Unendlichen, dem Romantischen und Unerklärlichen, das die Musik und Malerei allein nicht zu befriedigen vermochte. Schon ihre kurze Erzählung The lifted Veil (1859) hatte ihm einen seltsamen, aber ästhetisch berechtigten Ausdruck verliehen. Rechte Nahrung aber fand es erst in der jüdischen Geschichte mit ihren Verfolgungen und Unterdrückungen, dem zähen Festhalten an der Tradition, den geheimen Zusammenkünften, der unerschütterten Zukunftshoffnung. Sie begriff nun auf einmal Disraelis ständige Betonung des Rassenelements, das sie noch 1848 mit scharfem Spott verurteilt hatte. Mit Eifer begann sie das Studium der jüdischen Literatur von Jehuda ben Halevi bis in die Gegenwart, las auch die Cabbalisten, den Talmud und die Denkmäler der spanisch-arabischen Zeit. Jetzt sprach sie nicht mehr von dem empörenden Eindruck der jüdischen Mythologie und Geschichte, noch wagte sie den Mosaismus aus der ägyptischen Philosophie und die Bedeutung Jesu aus seinem Widerspruch gegen das Judentum abzuleiten.

[1]) Études sur la Littérature contemporaine 5, 287—304. — Deutsche Rundschau 10 (1877), 240—255.

Es drängte sie zum poetischen Ausdruck dieses neuen Standes ihrer Anschauungen. So wurde „Deronda" geschaffen. In die Vergangenheit verlegt, wäre das Buch ein Meisterwerk geworden. So aber wird die rein ästhetische Wirkung, an der sie positivistischen Zumutungen gegenüber so entschieden festgehalten hatte, durch allerlei philo- und antisemitische Nebenerwägungen peinlich gestört. Daß Deronda sich freut, seine jüdische Abstammung zu entdecken, läßt sich noch verstehen; ebenso, daß Mirah nur einen Juden heiraten will. Wenn er aber, Mordechais Lebenswunsch erfüllend, zur Wiederherstellung der jüdischen Nation nach Palästina reist, und das Buch damit schließt, so erheben sich hier allzu praktische Fragen, die vor einen Zionistenkongreß, nicht in einen Roman gehören. Stören muß dazu die offenbar beabsichtigte, auch im äußeren durchgeführte Parallelisierung Derondas mit Christus und ihrer umgekehrten Mission. Davon abgesehen sind die Schwächen der Charakteristik offenbar, so gut sonst, im Gegensatz zu Romola, Milieu und Figuren übereinstimmen. Daß ein junges Mädchen, bevor sie ins Wasser stürzt, eine Arie singt, glauben wir heute nicht mehr; auch Deronda ist zu sehr der blasse romanhafte Heldentypus, wie ihn junge Mädchen wünschen. Freie Schöpfungen der Charaktere gelangen ihr nie recht und jetzt am Abend ihres Lebens erst recht nicht; andererseits sind die Kopien aus dem wirklichen Leben überdeutlich. In Kleßmer hat sie Liszt verewigt, mit dem Meyrikschen Haushalt ist der Hennellsche geschildert; Mordechai ist aus Zügen Mazzinis zusammengesetzt. Die Scene am Spieltisch hatte sie sich in Homburg gemerkt; von dem Urbild des Bücherkaufs bei dem Straßenantiquar war schon die Rede. Trotz alledem verdient der Roman die Mißachtung, die er heute erfährt, längst nicht; es ist eine Zierde der englischen Litteratur, hochstehend nach seinem geistigen Wert, ungemein fesselnd in der Handlung und in einzelnen Teilen völlig gelungen.

III. Die Philosophin.

Hielten wir uns bei „Daniel Deronda" über Gebühr lange auf, so galt das Interesse weniger dem Kunstwerk als vielmehr dem Gedankengehalt des Buches. Eben dieser läßt uns den Übergang finden zu Eliots Weltanschauung und Philosophie. Immer lebhafter wurde in ihr das Bedürfnis, ethisch zu wirken. Deronda, obwohl ein Roman, war dazu ein großer Schritt vorwärts. Von jeher war man in England an ein solches Medium der Gedanken gewöhnt und die Gedankenbewegung, die das Buch erregte, war nichts weniger als ästhetischer Art. Zahlreiche Zuschriften aus den jüdischen Kreisen aller Länder und heftige Anfeindungen aus dem andern Lager waren

der beste Beweis dafür, daß sie verstanden wurde. Unbekümmert um Freund und Feind führte sie den im Roman nur angedeuteten Toleranz- und Paritätsgedanken der Rassen in einem längeren The modern Hep Hep Hep, überschriebenen Kapitel ihres letzten Buches aus, das vielleicht zu dem Schärfsten und Leidenschaftlichsten gehört, was seit Shylocks Tagen geschrieben wurde. Dieses letzte Buch The Impressions of Theoprastus Such kann zu der poetischen Produktion George Eliots nicht mehr gezählt werden. In einer wenig glücklichen und nicht immer festgehaltenen Einkleidung bietet es sozusagen Vorstudien zu einem Roman und erschöpft in seinen Charakteristiken und Reflexionen Alles, was George Eliot an ihren Werken in erster Linie interessierte. Man begreift darum sowohl ihr Zögern, dem Publikum mit diesem nur für Hochgebildete genießbaren Extrakt eine Enttäuschung zu bereiten, wie andererseits ihren Plan, von einer weiteren Ausführung abzustehen und in einem zweiten Bande das Unternehmen in der gleichen Weise fortzusetzen; es sollte freilich nicht mehr dazu kommen. Das Unsystematische dieser Gedankenmitteilung verbietet uns eine „Inhaltsangabe in einer anderen Form als der Einschiebung in einen Überblick über ihre Weltanschauung, der von anderen Gesichtspunkten geleitet ist. Wie sie begonnen, so endete sie als Gelehrte mit praktisch-ethischen Bedürfnissen. Im Grunde hatte sie nie aufgehört es zu sein und ihre produktiv-wissenschaftliche Thätigkeit, wenn auch in beschränkter Weise, neben der dichterischen fortgesetzt. Ihre Wandlungen auf diesem Gebiet sind immerhin beachtenswert. In der Hauptsache war sie fertig, ehe sie mit Spencer und Lewes, ja ehe sie mit Strauß und Feuerbach bekannt wurde; bitter bemerkt Blennerhasset, sie hätten Alle nichts mehr zu zerstören gefunden. So ist es nicht erstaunlich, daß sie den Einfluß der beiden letzten mehr und mehr abschüttelte. An bloßer Opposition und Negation hatte sie immer weniger Freude und den Spott in Fragen des religiösen Lebens konnte sie mit der wachsenden Ehrfurcht vor allem Gewordenen nicht mehr vereinbaren. Sie verlangte nach Positivem und da Strauß' letztes Buch sie nicht befriedigte, ist ihr Verhältnis zu Comte das allein Entscheidende. Man vergesse aber auch hier nicht, daß zu einem völligen Durchdringen und Aneignen schwieriger Gedankengänge ihr Vorbildung und Muße fehlten. Sie war Autodidaktin und hatte akademische Studien — bei aller Sympathie für diese Seite der Frauenfrage — selbst nicht gemacht. Auch hatte sie zu sehr die praktischen Konsequenzen einer Gedankenfolge im Auge, um nicht eine Metaphysik ungeprüft hinzunehmen, wenn die daraus abgeleitete Ethik ihr förderlich erschien; um nicht jene zu verwerfen, wenn diese ihr mißfiel. War Lewes in der Philosophie auch kaum mehr als ein Dilettant, wie sollte seine Schülerin über ihm stehen? So besteht das

Besondere ihrer Weltanschauung viel mehr in einer geschickten Kombination und neuen Prägung des schon Vorhandenen, denn aus eigenen Beiträgen. Etwas boshaft zählt Acton die lateinischen und italienischen Sprachfehler, sowie die falschen Zitate und mutmaßlichen Entlehnungen in ihren Werken auf, was ihn freilich an der Anerkennung nicht hindert, daß es George Eliot um ihre wissenschaftliche Bildung allezeit sehr ernst war.

Eine Bemerkung über die Einseitigkeit des Positivismus im Jahre 1861 läßt auf eine noch oberflächliche Kenntnis schließen; den Discours préliminaire liest sie 1863 für sich mit großem Genuß, ja verlangt nach ihm noch auf dem Totenbett. 1865 sucht sie in Paris mit großer Teilnahme Comtes Haus auf. 1867 macht sie ihren Gatten mit der Politique positive bekannt und vermochte erst nach drei Jahren eifrigen Überredens Lewes zur Bewunderung auch dieses Buches (besonders des III. Kapitels über die Sprache) zu veranlassen. Mit dem Geständnis ihrer Dankbarkeit für Comte mischt sich die Einsicht, daß es hier für ihn und sie noch viel zu lernen und zu verstehen gäbe. Auffallend ist, daß es ihr nicht Bedürfnis war, Spencer, dessen Unkenntnis Comtes in England notorisch ist, zum Studium ihres Lieblingsdenkers zu veranlassen. — Was sie wohl zum Positivismus Comteschr Observanz am meisten hinzog, war sein Verzicht auf alle übersinnliche Erkenntnis, sein Rückzug auf das unmittelbar Gegebene der Thatsachenwelt und seine Preisgabe der beherrschenden Stellung des Menschen in der Naturwelt. Mit Spencer wollte sie das Unerkennbare nicht leugnen, aber ebensowenig eine praktische Religion darauf gründen und „das persönliche Behagen zu einem Pfeiler der Wahrheit" machen. So hatte sie in der von dem Strauß der Vierzigerjahre beeinflußten Periode ihres Denkens noch nicht gesprochen. Damals ließ sie Gott noch alle sittlichen Attribute der Menschheit besitzen, dann scheint ihr alle Teleologie ein unberechtigter Anspruch des Menschen, eine Weile schwankt sie zwischen dem Pantheismus und Theismus, bis sie sich, vielleicht erst 1871,[1]) — für die Indifferenz gegenüber aller theologischen Metaphysik entscheidet. Nichts ist für diese Religion der Diesseitigkeit bezeichnender, als ihr „Weltlichkeit und Jenseitigkeit" überschriebener Aufsatz über den Dichter Young. Es kam ihr dabei kaum in erster Linie auf die Schilderung der Charakterlosigkeit des Mannes, seiner kriechenden captatio benevolentiae am Hofe und seiner bis zur Unwahrheit bombastischen Übertreibungen an, als auf die Statuierung eines Exempels. Sie bekämpft die heteronomische Theorie, die in dem sitt-

[1]) Vgl. Professor Beesleys Annual Address und den Aufsatz Calls in Westminster Review 1881, vol. 116.

lichen Handeln einen Befehl von außen sieht und in seiner Ausführung ein des Lohnes würdiges Verdienst, die alle Garantie des sittlichen Handelns verloren glaubt, wo dieser Befehl nicht anerkannt, wo mit anderen Worten die christliche Metaphysik verworfen wird. So war ihr Gegensatz gegen das Christentum nicht nur auf die Überzeugung von dem Mangel seiner Evidenz, sondern auf ethische Bedenken schwerster Art gegründet. Der Gedanke einer auf das Jenseits verschobenen Abrechnung schien ihr für die Strenge des sittlichen Handelns eine Gefahr und die kirchliche Einrichtung der Beichte war für sie gleichbedeutend mit einer bequemen Entlastung von den Folgen sittlicher Vergehen. Wenn von einer Philosophie ihrer Romane gesprochen werden kann, so ist es diese ethische Kausalität. Selbst in einer so leichtgeschürzten Erzählung wie Brother Jacob wies sie deutlich darauf hin, wie jeder unerlaubte Genuß seine Nemesis findet und jede Nichtachtung der Stimme des Gewissens früh oder spät, aber noch im irdischen Leben, sich rächen muß. Ein Buch über den Gedanken eines zukünftigen Lebens, an dessen Abfassung sie durch ihre erste Ehe gehindert wurde, obwohl es im Buchhandel schon angezeigt war, hätte diese überall zerstreuten Gedanken gewiß in eine mehr systematische Form gebracht. Wandte sie sich einmal gegen die Eschatologie der christlichen Ethik, so war ihre Polemik gegen das, was sie seine Heteronomie nannte, ebenso eifrig. Ihr war das Gute weniger ein Gesetz, als ein Instinkt, ein natürliches Thun. Wie freilich ein solcher Instinkt denen beizubringen ist, die ihn zu verleugnen scheinen, hat sie uns nicht gesagt. Vielleicht erklärte sie sich mit dem Positivismus, nicht nur in seiner Wendung zum Diesseits als einem *Endziel*, nicht einer *Phase* menschlicher Entwicklung, sondern auch in seiner utilitarischen Ethik solidarisch. Wenigstens scheint sie alles, was das menschliche Wohl fördert, als Pflicht zu betrachten. Konnte es für sie keine Theodicee im Sinne einer Ausgleichung im Jenseits durch einen allem praktischen Eingreifen entfremdeten Gott geben, so mußte sie das Problem des Bösen auf ihre Weise zu lösen suchen. Dabei neigt sie für das Individuum einer Art immanenter Kompensation zu, eine Folge ihres Glaubens an die sittliche Kausalität, wie sie schon *Spinoza* behauptet und dann *Emerson* bis ins Einzelste durchzuführen sich nicht geschent hat. Im strengen Sinn kann eine solche freilich nur der Einzelne für sich selbst nach seiner persönlichen Erfahrung und nicht ohne Aufwand ernsten Nachdenkens und williger Resignation behaupten. Ein Blick auf die Gesamtheit in ihrem gegenwärtigen Bestande wird viel eher den Eindruck der Ungerechtigkeit erzeugen. So suchte George Eliot unter Vermeidung der Bezeichnungen Optimismus und Pessimismus, die etwas Ontologisches an sich haben, einen evolutionistisch in die Zukunft führenden

Mittelweg im „Meliorismus", ein Wort ihrer Prägung, zu finden. Eine solche ganz im Geiste des Positivismus versuchte Projektion des idealen Zustandes ausgleichender Gerechtigkeit weg von dem Felde der Erfahrung, entzieht sich natürlich einstweilen in gleichem Grade der Bestätigung und der Widerlegung. Sie wäre nur anfechtbar vom streng deterministischen Standpunkt aus, dessen Geschichtsphilosophie einen gewollten sittlichen Fortschritt der Menschheit nicht festhalten könnte. So wehrt sich denn auch Eliot mit aller Kraft gegen die Behauptung eines rein geistigen Fortschrittes der Weltgeschichte und nimmt Spencer gegen den Vorwurf des Fatalismus mit der Bemerkung in Schutz, die Entwicklung des Abstraktums Gesellschaft sei von dem modifizierenden Eingreifen der Einheiten (unit) abhängig. Für diese gilt also offenbar die praktische Zwecksetzung, die mit der aus metaphysischer Bescheidenheit erfolgten Leugnung aller Teleologie in scharfem Widerspruch steht. Der Glaube an den Primat der praktischen Vernunft ließ George Eliot ruhig Alles in Positivismus vernachlässigen, was ihr diesen Primat zu bestreiten schien. So hat sie z. B. auch für Comtes Geschichtsphilosophie nie ein Wort, schon weil dort das Stadium der Religion als ein überwundenes bezeichnet wird. Umso mehr sollte man an eine freundliche Stellung zu Comtes späterer Religion denken. Sie trug zwar zum positivistischen Zentralfonds bei und war glückliche Besitzerin der 1868 geprägten Comtemedaille, aber sie besuchte die religiösen Zusammenkünfte der Menschheitskirche nicht. Vielleicht hatte sie das Sektenhafte der Bewegung erkannt und die Menschheit schien ihr in ihrer bisherigen Gestaltung einer Vergötterung noch nicht wert. Auch war sie trotz des ästhetischen Reizes, den katholische Kirchen immer noch auf sie ausübten, jedem gemeinschaftlichen Kultus wie aller Berührung mit der Masse überhaupt fremd geworden. Wahrscheinlich hätte Lewes es auch nicht gern gesehen. Hier lag zwischen beiden die große Differenz. Für das religiöse Moment hatte er weder Verständnis noch Toleranz; konnte er doch nicht einmal Bach spielen hören! So wurde auch sie unmerklich gleichgültiger gegen den Glauben ihrer Jugend, an dem alle ihre Verwandten und manche ihrer Freunde festgehalten hatten. Mit Grund bemerkt Acton ihr auffallendes Ignorieren der großen Bewegungen und Krisen von halbwegs religiösem Charakter, die sich um sie herum abspielten. Es sei nur an die große schon 1840 durch Carlyles Schrift wieder eingeleitete Chartistenbewegung — sie mochte ihn freilich nicht leiden — die Parson Lot Letters des noch anonymen Kingsley und Robertsons soziale Predigten erinnert. In Paris verkehrte sie mit Edmond Scherer, von dessen bedeutsamer religiöser Krisis und der im französischen Protestantismus dadurch entfachten Bewegung (um 1853) sie nichts zu wissen scheint. In

Heidelberg geht sie an Rothes, in Lausanne an Vinets Haus vorüber, sie, die alle Größen des Geistes auch im Ausland, wo sich eine Gelegenheit bot, aufsuchte. Es war diese geistige Anpassung an Lewes nicht das schmerzlichste und nicht das ihr selbst am meisten bewußte Opfer: sie gab auch ein Stück ihrer Gesundheit für ihn hin. Nicht nur, daß das stundenlange Vorlesen sie angriff; sie wäre frischer geblieben und hätte länger gelebt, wenn sie das englische Klima mehr gemieden hätte. Immer war sie im Ausland gesund und arbeitskräftig, immer wiederholten sich aber auch in der Heimat längere Perioden schmerzlichen Nervenleidens und fortwährende Erkältungen. Nur diesseits des Kanals hätte sie sich ganz erholen können, aber zu einer mehrjährigen Abwesenheit wollte sich Lewes, dem London Lebensluft war, nicht verstehen. Es ist rührend zu lesen, wie gering sie diese Verluste anschlug gegenüber dem, was sie empfing. Jedes ihrer Bücher widmete sie dem Gatten mit stets wechselnden, die gleiche glückliche Dankbarkeit atmenden Inschriften. Es sollte das auch vor der Welt ein Zeugnis sein, daß sie gefunden, was sie gesucht, und daß sie ihre Ehe als solche respektiert wissen wollte. Wer sich von ihren Bekannten in diese Situation nicht finden mochte, durfte auf harte Worte gefaßt sein.

Daß eine im wesentlichen so glückliche Ehe ihre allgemeine Stimmung beeinflußte, kann nicht Wunder nehmen. Sie war in ihrer Jugend mehr zur Melancholie geneigt, als in späteren Jahren. Das mag auch mit der Entwicklung ihrer religiösen Ansichten von einem asketischen Calvinismus zu lebensfreudigem Genuß der Gegenwart zusammenhängen. In ihren Büchern kommt dieser Umschlag nicht recht zur Geltung. Sie hörte es nicht gerne und war unwillig erstaunt, wenn man sie alle traurig nannte, aber es läßt sich nicht leugnen, daß, wenn auch ihr Lieblingsthema, die Erweckung einer Frau zu sittlicher Selbständigkeit durch einen Mann (Esther durch Holt, Gwendolen durch Deronda, Janet durch Tryan) etwas Lebensbejahendes hat, andererseits ein fatalistischer, unvermeidliche Schuld und unvermeidliche Sühne immer neu beschwörender Geist nicht zu verkennen ist. Einem solchen Vorwurf läßt sich unmöglich eine heitere Seite abgewinnen.

Im persönlichen Verkehr kannten sie nicht Viele. Sie war gesellig, soweit es ein Mensch sein kann, der im eigenen Heim volle Befriedigung findet. Die Behauptung Blennerhassets, sie habe den Verkehr mit Durchschnittsmenschen als eine Last empfunden, widerspricht der ganzen Tendenz ihrer Romane. Für Alle, die ihr nahe kamen, war sie die Güte und Teilnahme selbst. Auch ihre Briefe erscheinen nicht lehrhaft, wenn man bedenkt, daß das Persönliche in der gedruckten Biographie meist gestrichen wurde. Berühmt waren

die Sonntagabende im Lewesschen Hause, bei denen die ganze geistige Aristokratie Londons sich zusammenfand. Zog Lewes mehr durch seine lebhafte Gesprächigkeit und seltene Nachahmungskunst an, so liebten andere nicht minder die schwerere Art der Gattin, ihre schöne tiefe Stimme, die ruhige Weise zusammenhängender Gedankenentwicklung und ihr freundlich aufmerksames Zuhörenkönnen. Sonja Kowalewska hat bei ihrem Besuch, wie uns Charlotte Leffler erzählt, einen Empfang erfahren, dessen Herzlichkeit sie zu Thränen rührte.

Die Natur hatte sie nicht begünstigt, aber sie verstand es, sich ihre Schönheit selbst zu geben; an ihre Ähnlichkeit mit Savonarola wurde oft erinnert. Den Reiz dieses Verkehrs mit ihr erhöhte nicht wenig die völlige Freiheit der Meinungen und Gesinnungen. Sie mußte wissen, wie schwer man es ihr verdachte, daß der „Tyrannenmörder" Mazzini zu den Freunden des Hauses gehörte, aber nie ließ sie sich in dem als recht Erkannten beirren.

Man sollte glauben, zu diesem Bilde der vollkommenen, in heiterer Ruhe thronenden Weisen paßten jene Züge impulsiven Ungestüms nicht mehr, die in der Jugend ihre Entschlüsse bestimmten, — lieferte nicht ihr Todesjahr noch ein Beispiel davon. Niemand war mehr darüber erstaunt, als sie selbst.

Völlig gebrochen zog sie sich nach Lewes Tode (22. November 1878) wie ein wundes Tier in die Einsamkeit zurück und mied jede Begegnung. Die rechtliche Organisation eines Lewes-Stipendiums für physiologische Untersuchungen, die Herausgabe seines letzten Werkes (Problems of Life and Mind) und die Lektüre seiner Nachrufe waren neun Monate lang ihre einzige Beschäftigung.

Anfang 1880 ging sie wieder unter Menschen und besuchte von neuem die Gallerien. Am 5. Mai schreibt die Einundsechzigjährige ihren Freunden von der am folgenden Tage stattfindenden Heirat mit Mr. Croß, einem Hausfreund der letzten zehn Jahre. Sie konnte nicht allein leben und mußte, nicht den Schmerz, wohl aber Liebe, Freude und Genuß mit einem Anderen theilen. Diese zweite Heirat erstaunte die Welt nicht weniger als die erste; freilich hatte man dieses Mal mehr Spott als Entrüstung für das Unverstandene und doch so leicht Erklärbare. Von dem Gatten wissen wir wenig. Banquier von Beruf, hatte er lebhafte geistige Interessen und ließ sich von seiner Gattin in die gelehrte Welt gerne einführen. Die vierbändige als Biographie dienende Ausgabe ihrer Briefe hat er, sowohl was die Auswahl als auch den verbindenden Text anbetrifft, mit großer Sorgfalt und feinem Takt besorgt. Auch diese Ehe war überglücklich. George Eliot lebte wieder auf und schien die Alte zu werden, ja sie hätte vielleicht ihre Arbeit wieder aufgenommen, wenn nicht schon nach sechs Monaten gemeinsamen Lebens eine plötzliche

Krankheit und ein stiller Tod jähen Halt geboten hätte (22. Dezember 1880). — Eine unzählige, bunte Menge, aus allen Ständen zusammengesetzt, einig in der Dankesschuld für die Dichterin, bildete den Leichenzug. Er ging nicht nach der Westminsterabtei, sondern nach dem ungeweihten Teil des Highgatekirchhofs. Ein Unitarierprediger hielt die Leichenrede und schloß mit den Worten ihrer Hymne. Ruhm und Anerkennung hatte ihr Land nicht gespart, aber ihre erste Ehe hatten die Großen ihr nie verziehen. Mögen wir auch einen Augenblick bedauern, daß sie auf diese Weise sich an einen Gelehrten gebunden und in ihrer Hingebung bis zum Versagen der poetischen Kraft assimiliert hatte, statt sich dieser schon in ihrer reflektierenden Natur liegenden Gefahr kräftig zu erwehren, so wollen wir andererseits nicht vergessen, daß sie ohne diese Ehe wahrscheinlich nie ein poetisches Werk zustandegebracht hätte.

Alles in Allem müssen wir Acton recht geben, wenn er behauptet, die Kunst George Eliots könne nicht ohne ihre Philosophie und die Philosophie nicht ohne ihre Kunst bestehen. Der Durchschnittsleser, besonders der Nichtengländer, wird immer zu viel ethische Reflexion in ihren Büchern finden und die Bände nicht lesen, in denen sie überwiegt. Der Philosoph seinerseits wird sie als Gelehrte nie recht ernst nehmen und annehmen, mit der Begründung, sie sei eben doch Dichterin in erster Linie. So muß, wer ihr ganz gerecht werden will, sie nach diesen beiden Seiten hin betrachten. Heute ist es noch unmöglich, gelehrte und poetische Begabung in gleicher Weise nutzbar zu machen und zwei so verschiedene Vermögen und Arbeitsgebiete in Personalunion ohne Schaden zu vereinigen. Sollte die Zeit einmal wiederkommen, da, wie im alten Griechenland, Kunst und Philosophie, poetische und gelehrte Arbeit, Spontanität und Reflexion sich zu schöner Harmonie versöhnen, so würde George Eliot einer ihrer Klassiker sein.

Eleonora, die Betrübte.

Von Arthur Kopp in Berlin.

Zu Königsberg erschienen 1706 „Christian Schwartzen Musae Teutonicae. Oder Weltliche Lieder und Liebes-Getichte, Als Des ersten Theils seiner Poëtischen Wercke, Anderes Buch, In Melodeyen gebracht von Joh. Albrecht Schopen." In der Vorrede, die „Mümmel im Kgr. Preussen, den 20. Decembr. Anno 1705" unterzeichnet ist, sagt der Dichter: „Ob meine Sätze mögen glücklich gewesen seyn,

oder nicht, solches ist mir selbst unbekandt; doch muhtmasse ich, daß sich noch einige Liebhaber dazu finden möchten, weil zu meinen geringen Inventionen schon unterschiedene falsche Autores sich angegeben und dieselbe ungescheut für ihre Arbeit ausgeruffen haben." Im Anschluß daran eifert Schwartz heftig über die Raben, die sich mit ihm geraubten Federn brüsten. Dieser Teil der Musae Teutonicae enthält 74 Lieder; welche davon bereits vorher unrechtmäßigerweise von anderen Poeten beschlagnahmt waren, läßt sich nicht ersehen. Nur zu Nr. 72 „Die über ihres Hirten Abschiedt bekümmerte Eleonora" wird bemerkt „Diese Arie hat Autor schon vor vielen Jahren entworffen." Mindestens auf dies eine Gedicht also beziehen sich die geheimnisvollen Andeutungen des ostpreußischen Dichters unzweifelhaft; mindestens die Urheberschaft dieses einen Gedichtes wollte er anderen unter keinen Umständen überlassen, in diesem Falle legte er ganz besonderes Gewicht darauf, als der wirkliche, rechtmäßige Verfasser zu gelten. In der That handelt es sich dabei um ein Musterbeispiel und Glanzstück damaliger galanter und schäferlicher Poesie, um einen beträchtlichen Ruhmesanteil, welchen sich schmälern zu lassen man dem wirklichen Verfasser nicht wohl zumuten konnte. Das Lied in den Musae Teutonicae hat folgenden Wortlaut:

1. Eleonora die Betrübte
Gieng in dem Grünen auf und ab,
Als ihr der Schäffer, der verliebte,
Den letzten Kuß mit Trähnen gab,
Als er so plötzlich muste scheiden
Und eine frembde Triffte weiden.

2. Sie wund die liljenweisse Hände,
Ihr Angesicht verfärbte sich,
Sie schrie, ach ach [ach] ich Elende!
Sie seufftzt und weinte bitterlich,
Die Trähnen flossen von den Wangen,
Sie war vor Schmertzen fast vergangen.

3. Die Augen standen halb gebrochen
Und sahen kläglich umb sich her,
Sie hätte gerne viel gesprochen,
Die Wehmuht aber war zu schwer,
Ihr zitterten fast alle Glieder,
Sie fiel entzuckt zur Erden nieder.

4. Sie rieß die Haar, sie schlug die Brüste,
Ihr Hirt gieng fort, sie blieb allein,
Was ihren Jammer sah, das muste
Mit dieser Schönen traurig seyn,
So seufftzte sie, für grosser Liebe,
Die Bäche selber flossen trübe.

5. Kein Baum Geräusch war da zu hören,
Der gantze Wald war umb sie still,
Ihr Klagen nur noch mehr zu mehren,
Verzog der sanffte West sein Spiel,
Die Fichten waren anzusehen,
Als wenn sie mit ihr wolten flehen.

6. Bald stand sie auf, bald fiel sie nieder,
Als eine, die recht sehr betrübt,
Bald gieng sie fort, bald saß sie wieder,
Denn ihr Gemüht war gantz verliebt,
Sie konnt sich nicht zu frieden geben,
Weil sie ohn Daphnis nicht kont leben.

7. Sie flucht dem Glück und seinen Tücken,
Sie sah betrübt den Himmel an
Und sprach, ach, must du denn entrücken,
Ohn den ich doch nicht leben kan?
Wird meiner Seelen Seel entrissen,
So muß ich auch mein Leben schlüssen.

8. Zeuch hin mein Hirt, du treue Seele!
Hie dieser grüne Abschieds-Ort
Ist mir itzt eine Todten-Höhle,
Ach Himmel mach es mit mir fort,
Wie sol ich ohne den nun leben,
Der mir so manchen Kuß gegeben.

9. Zuletzt erblickt sie ihre Heerde
Gantz traurig vor sich grasen gehn,
O Jammer, sprach sie, nunmehr werde
Ich doch nicht ferner umb euch stehn,
Gehabt euch wohl! ich muß euch meiden,
Ich kan euch Arme nicht mehr weiden.

10. Geht sucht euch einen andern Hirten,
Nunehro leg' ich meinen Stab
Und diesen grünen Krantz von Myrthen
Von meinem Scheitel in das Grab,
Eleonora die Betrübte
Stirbt als verlassene Verliebte.

11. Gehabt euch wol ihr finstre Wälder,
Ihr Püsch und schattichte Revier,
Gehabt euch wol ihr Blumen-Felder,
Ihr Berg und Silber-Quellen hier!
Auch ihr betrübte Thäler-Auen!
Von nun an soll kein Mensch mich schauen.

12. Gehabt euch wol! drauf schwieg sie stille:
Die finstre Nacht brach auch herfür,
Die Linden gaben Laub die Fülle,
Umb zu bedecken diese Zier,
Die Schöne lag biß an den Morgen,
Als andre Nymphen sie verborgen.

Wenn sich unter den Gedichten der Musae Teutonicae nicht bessere befänden als dieses, dann allerdings wäre Christian Schwartz der elendesten Dichter einer; es ist merkwürdig, weshalb er sich besonders viel auf dies Gedicht zu gute that — um so mehr fühlt man sich angereizt, nach dem Ursprung dieses in anderen Fassungen sehr beliebten Liedes zu forschen.

Über die Lebensumstände von Christian Schwartz ist wenig bekannt; in Arnoldts Historie der Königsbergischen Universität 2 (1746), 553 findet man folgendes: „Christian Schwartz, geb. 1652 zu Neuhausen in Preußen, ward, nachdem er hier und in Deutschland studiret, 1694. Hausvogt zu Memel, wo er auch 1709. den 25 April gestorben. Seine deutschen Oden sind in Noten gesetzt, unter dem Titul: Musae Teutonicae, allhier in zwey Theilen herausgekommen."

Als er diese herausgab, 1705, war er bereits 53 Jahre alt, das fragliche Gedicht könnte er lange vorher entworfen haben, ehe die Fassung erschien, von der nunmehr die Rede sein wird.

Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener ... Gedichte anderer Theil ... 1697. S. 330:

Celadons abschied und seiner schäferin weh klage.

† † †

1. Eleonora die betrübte
Gieng in dem grünen auf und ab,
Als ihr der schäffer, der geliebte,
Den letzten kuß mit thränen gab.
Ach! sprach sie, daß ich ietzt muß leben,
Und meinem schäffer abschied geben.

2. Sie rang die liljen-weisse hände,
Sie schrie mit lauter weh und ach!
Ach ich! ach ich! ach ich elende!
Ich bin für meine noth zu schwach!
Mein Celadon will von mir scheiden,
Der mit mir pflag allhier zu weiden.

3. Sie schrie und sanck vor ohnmacht nieder,
Red' und bewegung starb in ihr.
Der athem fand sich endlich wieder;
Doch blieb die wehmuth für und für:
Sie schrie; doch sah man von der auen
Sie gantz erstarrt gen himmel schauen.

4. Die schäflein selbst die sah man klagen,
Und traurig in dem grase gehn.
Klagt, sprach sie, denn in wenig tagen
Wird man nicht mehr mich weiden sehn.
Nehmt diesen crantz und diese myrthen
Und sucht euch einen andern hirten.

5. Der schäffer lieff sie auffzurichten,
Sie schloß sich ihm um hals und mund;
Zeugt ihr, sprach sie, ihr nahen sichten,
Was euch von meinen schmertzen kund.
So offt es nur beginnt zu tagen,
Hört ihr Eleonoren klagen.

6. Mein Celadon du machst die schmertzen,
Fieng sie zu ihrem schäfer an:
Du bist ein theil von meinem hertzen,
So ich auch nimmer missen kan.
Du aber wilst ietzt von mir ziehen,
Und die verliebte hürden fliehen.

7. Die schlancken arme wurden müde,
Und Celadon von selben frey;
Wie klagst du, sprach er, zum abschiede;
Bin ich doch auch abwesend treu.
Ich schwere dir bey meiner heerde,
Daß ich dich ewig lieben werde.

8. Sie küsten sich, und weinten beyde.
Der schäfer fieng an fort zu gehn.
Sie lief ihm nach die gantze heyde,
Um Celadon noch eins zu sehn,
Woselbst sie mit gebrochner zungen
Ihm ferner also nachgesungen;

9. Zeuch hin, Gott sey dein gut geleite,
Es kommt mir nun nicht mehr die zeit,
Daß ich den frühling um dich spreite.
Zeuch hin, o meine liebligkeit!
Zeuch hin, und dencke deiner lieben,
Die sich um deine trifft betrüben.

10. Zeuch hin, zeuch! darauff schwieg sie stille,
Die thränen flossen in die schooß,
Die wiesen stunden sonder fülle,
Die grünen wälder wurden bloß;
Sie aber ist mit blassen wangen
Bey dunckler nacht nach hause gangen.

Das Gedicht erschien so noch mehrmals, z. B. „Herrn von Hoffmannswaldau . . . Anderer Theil" . . . 1730, S. 309 mit geringfügigen Abweichungen, meist nur auf anderer Schreibart beruhend:

Strophe II, Zeile 1 „Die liljen weissen hände" III 3 „othem" 4 „blieb ihr kummer" 5 und 6 „Der auch auf dieser jammer-auen, | An ihrer heerde war zu schauen." IV 1—4 „Die schäflein minstens als gebunden, | Die standen traurig um ihr her: | Traurt, dacht sie, denn in wenig stunden, | Habt ihr nicht meine weide mehr." V 4 „von meinem schmertzen" VI 4 „auf nimmer" 6 „Und mich, und meine hürden fliehen." VII 3 „Was klagst du" VIII 5 „mit geschwächter zungen" X 3 „wurden" 4 „öd und bloß" 5 und 6 „Biß endlich auch mit blassen wangen, | Die schäfferin davon gegangen."

Aufs genaueste mit dieser zweiten späteren Fassung aus Hoffmannswaldaus Gedichten, fast buchstäblich, übereinstimmend findet sich dies Gedicht auch in „Des Herrn von B. [d. i. Besser] Schrifften" 1711 S. 452 „Celadons Abschied und Eleonorens Wehklage", ebenso in der anderen Auflage 1720, S. 432 und in der von König veranstalteten prunkhaften Ausgabe, 2. Teil 1732, S. 742, wo indessen die Überschrift des Gedichts mit einem bedeutungsvollen Zusatz lautet „Celadons Abschied und Eleonorens Wehklage, aus einem alten teutschen Liede verbessert."

Dadurch, daß für das Bessersche Gedicht auf ein älteres als Vorbild hingewiesen wird, scheint sich das Rätsel zu Gunsten des ostpreußischen Dichters zu lösen und sein Anspruch auf die Urheberschaft scheint sich zu rechtfertigen. In der auf Hoffmannswaldaus Namen gehenden Sammlung würde demnach Schwartz das ihm gehörige Lied in veränderter und überarbeiteter Gestalt angetroffen haben, bevor er selbst noch zur Veröffentlichung gekommen war, und der mit fremden Federn sich schmückende Rabe würde Besser sein. Bessers Reimereien machen selbst in Königs Bearbeitung nicht nur der Beschaffenheit, sondern sogar dem Umfange nach einen ungemein dürftigen Eindruck; wird ihm jedes Anrecht auf das Klagelied der betrübten Eleonore genommen, so würde damit eines der wenigen Blümchen, womit seine kahlen Flächen geziert sind, auch noch zu verpflanzen sein, und es bliebe nicht viel mehr als ein plattes, ödes Nichts. Besser, 1654, also zwei Jahre nach Schwartz geboren, ebenfalls im Nordosten Deutschlands, in Kurland und Ostpreußen aufgewachsen, konnte seinen Lebensumständen nach sehr wohl das Gedicht des Christian Schwartz kennen gelernt und sich angeeignet haben. Seine Bearbeitung aber, obschon auch von geschmacklosen Wendungen und schalen Ausdrücken nicht frei, verdient im ganzen doch den Vorzug vor dem Gedicht des Mümmeler Hausvogtes. In der Bessersche Fassung tritt wenigstens der Schäfer auch in Thätigkeit, und so kommt immerhin eine Spur von Anschaulichkeit hinein. In dieser Fassung ging das Lied sogar in den Volksmund über und behauptete sich dort bis über die klassische Periode hinaus. Man findet es gar nicht selten in Jahrmarktsdrucken und volksmäßigen Liederheftchen.

Aber bei weiterem Nachforschen ergiebt sich im Widerspruch zu der dreisten Behauptung des überschlauen Ostpreußen Schwartz, daß dessen Gedicht unmöglich von Besser als Vorlage benutzt sein kann, daß vielmehr beide Bearbeitungen auf ein bedeutend älteres Lied zurückgehen, das bereits gedruckt vorlag, als Christian Schwartz kaum fünf Jahre zählte. Das ist ein allerdings überraschendes, gänzlich unerwartetes Ergebnis, und es ist kaum begreiflich, wie des

Memelers Behauptung über ein allgemein bekanntes und geschätztes Lied unwidersprochen bleiben konnte. Indes was bei anderen geistigen Erzeugnissen ganz unerhört wäre, dafür bietet die Geschichte gerade des Volksgesanges mehrfach Beispiele, daß man vielgesungene, allgemein verbreitete Lieder als herrenloses Gut betrachtete, das jeder sich nach seinem Geschmack zuschnitt, worauf jeder gleich viel Anspruch hatte, und daß dann schließlich, wenn der eigentliche Verfasser ganz verschollen war, irgend jemand, von dem vielleicht eine Bearbeitung des ursprünglichen Liedes herrührte, oder der ein ähnliches Lied mit verwandtem Inhalt, gleichem Tonfall und wörtlichen Anklängen verfaßt hatte, sich als den Verfasser des altberühmten, von ihm angeblich vor Jahrzehnten bereits in Umlauf gebrachten Liedes einzuführen versuchte. Bisweilen mag das auch von solch einem alten Herrn in gutem Glauben geschehen, da nach Jahrzehnten noch in der Jugend gesungene Lieder auseinanderzuhalten, zumal wenn man sich selbst in verwandten Stoffen bethätigt hat, gewiß nicht ganz leicht ist. Ob man dem alten Memeler den guten Glauben einräumen dürfe, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls bieten die Vorlage für die beiden abgeleiteten Fassungen, und zwar auch für Besser die — ohne Schwartz als Zwischenglied — unmittelbare Vorlage:

David Schirmers Poetische Rosen-Gepüsche, Dresden 1657, S. 348:

Die verlassene Eleonora.

Eleonora, die Betrübte,
Gieng in den Blumen auf und ab,
Als unser Schäffer, der Verliebte,
Viel tausend guter Nächte gab,
Weil Er so plötzlich solte scheiden,
Und eine frembde Trift beweiden.

Sie wand die Liljen-weissen Hände,
Die Wangen wurden bleich und roht.
Die Augen weinten gar elende,
Die Lippen redten ihre Noht.
Ach! sprach Sie: daß ich nun muß leben!
Der ist hin, der mir wahr gegeben.

Ihr Bäume, die ihr Nüsse traget,
Ihr Myrten, die ihr fruchtbar seyt,
Hört, was ich euch zuvor gesaget,
Bewahret meine Fröligkeit.
Ich will euch meine Freude lassen,
Biß ich Ihn wieder werd ümbfassen.

Die Heerde, die ich hier austreibe,
Wird hinfort dürr und mager stehn.
Was ich an alle Tannen schreibe,
Das muß ohn Saft nun untergehn,
Was mir bißher so wohl geklungen,
Das ist und bleibt unabgesungen.

Die Felsen stehen unbeweget;
Mein Hertze! was bewegstu dich?
Er hat mir einen Schmertz erreget,
Der keiner Angst vergleichet sich.
Er ists, der mich mir hat genommen,
Daß ich nicht mehr zu mir kan kommen.

Wie hab ich es ümb dich verschuldet,
Verhängnüs, daß du zornig bist?
Ach hättest du dich noch geduldet!
Nun aber bistu voller List,
Und führest den durch Wind und Wellen,
Der meine Thränen kunt verstellen.

Wie oft hab ich allhier gesessen,
Und den an meine Brust gedrückt,
Der meiner nimmer wird vergessen!
Wie oft hab ich mich hier erquickt!
Wenn seiner Lippen ehrlichs Wesen
Von mir die Rosen abgelesen.

Jetzt muß ich, ohne Glantz und Farben,
Die Schönheit tödten inner mir,
Und meine frische Blume darben.
Wenn kömstu wieder, meine Zier?
Wenn werd ich dich in diesen Auen,
O meine Sonne, wieder schauen?

Zeuch hin, Gott sey dein gut Geleite!
Es kömpt mir nun nicht mehr die Zeit,
Daß ich den Frühling ümb dich spreite.
Zeuch hin, o meine Lieblichkeit!
Zeuch hin, und dencke deiner Lieben,
Die sich ümb deine Trift betrüben!

Zeuch hin! Zeuch! und drauf schwieg sie stille.
Die Thränen flossen in den Schohß.
Die Wiesen blieben sonder Fülle,
Die grünen Wälder wurden blohß.
Biß daß Sie mit verblasten Wangen
Bey dunckler Nacht nach Hause gangen.

Dazu stimmt die Fassung des Christian Schwartz in den beiden Anfangsstrophen, die Hoffmannswaldau-Besserſche Fassung außer in diesen auch in den beiden Schlußstrophen. Wenn demnach die beiden späteren Gedichte auch in der Wahl der Worte und der Einkleidung des Gedankens sich für den größeren Teil ihrer Strophen von Schirmers Vorbild unabhängig machen, so kann doch nimmer von mehreren selbstschöpferischen Eigenerzeugnissen oder poetischen Originalprodukten, sondern lediglich von freien Bearbeitungen eines und desselben Grundstocks die Rede sein, und für den alleinigen Schöpfer dieses Grundstocks muß man Schirmer halten, falls nicht etwa

dieser bereits auf noch älterer, allgemein volksmäßiger Grundlage weiterbaute.

Schirmers Fassung teilte mit derjenigen seines ostpreußischen Wettbewerbers das Schicksal, von der ein wenig besser gelungenen, ein wenig mehr Leben und Farbe, Bewegung und Malerei an sich tragenden Hoffmannswaldau-Besserschen Fassung in den Hintergrund gedrängt und in Vergessenheit gebracht zu werden, wofern das Gedicht in den anderen Gestaltungen überhaupt sich einzubürgern jemals vermocht hatte und nicht vielmehr von Anbeginn vergessen und verschollen war. Von Schirmers Gedicht findet sich eine Aufzeichnung in einer Handschrift aus dem Ende des 17. Jahrhunderts:

Berl. Mgq 734, S. 587:

1. Eleonora die betrübte
ging in den Wäldern auf und ab,
als ihr der Schäffer der geliebte
viel 1000 guter nachte gab,
weil er so plötzlich muste scheiden
und eine frembde Trift bewenden.

2. Sie wand die Lilien weißen Hände,
die Wangen wurden blaß und roth,
die Lippen redten ihr Elende,
die Augen weinten ihre Noth,
ach, sprach sie, daß ich nun muß leben,
der ist hin, dem ich mich ergeben.

3. Ihr Bäume, die ihr Früchte traget,
ihr Wiesen, die ihr fruchtbar seyd,
hört, waß ich euch zuvor gesaget,
bewahret meine Fröligkeit,
ich will euch meine Freude lassen,
biß ich ihn wieder werd umbfassen.

4. Wie oft hab ich alhier gesessen
und den an meine Brust getrückt,
der meiner nimmer wird vergessen,
wie oft hab ich mich hie erquickt,
wan seiner Lippen ehrlichs Wesen
von mir die Rosen abgelesen.

5. Itzt muß ich ohne Glanz und Farbe
die Freude tödten inner mir
und meinen treuen Schäffer tarben —
weñ kömstu wieder, meine Zier,
weñ werd ich dich bey diesen Auen,
o meine Sonne, wieder schauen?

6. Die Felsen stehen unbeweget —
mein Herze, was bewegstu dich?
er hat mir einen Schmerz erreget,
der keinem Schmerz vergleichet sich,
er ist, der mich mir hat benommen,
daß ich nicht mehr zu mir kan kommen.

7. Wie hab ich dieß umb dich verdienet,
Verhängniß, daß du zornig biſt?
Ach, warumb haſtu dich erkühnet,
an mir zu brauchen dieſe Liſt,
zu führen den durch Wind und Wellen,
der meine Träbnen konte fällen.

8. Zeuch hin! Godt ſey dein gut Geleite,
es komt itzt nicht mehr dieſe Zeit,
daß ich, o Schäfer, dich erfreute,
zeuch hin, o meine Sicherheit,
zeuch hin und denke deiner Lieben,
die ſich umb dich wird ſtets betrüben.

9. Zeuch hin — undt drauf ſo ſchwieg ſie ſtille,
die Thränen floſſen in den Schooß,
die Wieſen ſtunden ohne Fülle,
die grünen Wälder wurden bloß,
biß daß ſie mit bethränten Wangen
bey funkler Nacht kam heimgegangen.

Hier entſpricht der Wortlaut im ganzen demjenigen der Roſengebüſche vom Jahre 1657, nur fehlt die 4. Strophe, und die anderen Strophen folgen ſich zum Teil in anderer Ordnung: Handſchrift Strophe 1—3 = Schirmer Roſengebüſche I—III, IV fehlt in der Handſchrift; 4 und 5 = VII und VIII, 6 und 7 = V und VI, 8 und 9 = IX und X.

Das Gedicht wurde nicht nur von Beſſer und Schwartz überarbeitet, es wurde auch ſonſt als vorbildlich nachgeahmt. Günthers Gedicht „Eleonore ließ ihr Herze Nicht länger unempfindlich ſein" iſt unverkennbar dadurch beeinflußt. Celanders Gedichte, Hamburg und Leipzig 1716 (Titelauflage, Stockholm 1721) enthalten ein Gedicht, welches beginnt S. 204 „Amariane die Geübte Lag in dem weichen Feder-Grab" und ſich ſchon durch die gleichen Reimworte von vornherein als durch das Lied „Eleonore die Betrübte" angeregt ausweiſt.

Die troſtloſe Hohlheit und Armſeligkeit galanter und ſchäferlicher Tändelei zeigt ſich in ihrer ganzen Blöße bei dieſem Gedicht, das lange Zeit eines der beliebteſten, meiſt bewunderten und verbreiteten war. Er ſcheidet, und ſie jammert: das iſt der breitgetretene Gedankeninhalt; dabei fehlt jeder belebende Zug: weshalb, wohin, wie lange der Angebetete wegzieht, wird verſchwiegen; er geht eben.

Man fühlt ſich angeſichts dieſes kraftloſen Scheideliedes unwillkürlich erinnert an ein früheres derartiges Lied, welches ungleich längere Zeit ſich in Anſehen und Geltung behauptet hatte, gleichfalls in zahlreichen Sammlungen, Heftchen und Einzeldrucken von Liedern verbreitet wurde, gleichfalls viele Nachahmungen veranlaßte, im

Grunde jedoch ebenfalls recht platt, farblos und armſelig erſcheint. Wie das Lied von der betrübten Eleonore ſich als merkwürdige Blüte der galanten und ſchäferlichen Poeſie kennzeichnet und vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts als Hauptſcheidelied gilt, ſo war vom Ende des 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts jenes ältere Lied in gleicher Geltung geweſen auf Grund der ritterlichen und im Anſchluß daran volksmäßig-ungelehrten Geſchmacksrichtung. Es handelt ſich um ein Mittelding zwiſchen Tagelied und Volkslied, jedenfalls um das berühmteſte Abſchiedslied aus früherer Zeit, „Ich ſtund an einem Morgen", wobei ſich an einem bedeutſamen Beiſpiele vergleichen läßt, wie zwei durchaus verſchiedene Geſchmacksrichtungen ſich zu demſelben oder ſehr ähnlichem Stoffe verhalten.

Wer hat im Wandsbecker Boten auf die Käſtnerſche Recenſion des Götz geantwortet?

Von Carl Scherer in Fulda.

Im Juni 1773 war der Götz der Öffentlichkeit übergeben worden. Die erſte Anzeige brachte, ſoweit ich ſehe, am 2. und 3. Juli in Nr. 105 und 106 der Wandsbecker Bote; die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Wielands Merkur und andere folgten von Auguſt ab nach; recht verſpätet, am 6. Dezember dieſes Jahres, befaßten ſich die Göttinger Gelehrten Anzeigen in Stück 146 mit dem Schauſpiel, deſſen Verfaſſer nun längſt bekannt geworden war. Der Recenſent ſteht dem Schauſpiel, deſſen Kraft und ſtarkes, zu edlen Empfindungen fortreißendes Feuer er rühmt, offenbar ſympathiſch gegenüber, aber er verſteht es meiſterhaft, ſeine Anerkennung dadurch zu ſchmälern und abzuſchwächen, daß er in kleinlicher Weiſe dem Dichter einige Abweichungen von der geſchichtlichen Grundlage vorhält und ſo unter anderem tadelt, daß er ohne Not die rechte Hand des Ritters anſtatt der linken zur eiſernen gemacht habe, obwohl dies zu nichts anderem diene „als zu einigen Einfällen in der Scene mit Bruder Martin".

Am 14. Januar 1774 war in Nr. 8 des Wandsbecker Boten unter der Überſchrift „Welche Hand Götzens von Berlichingen eiſern geweſen?" eine Erwiderung auf den Vorhalt des Göttinger Kritikers zu leſen, in der aus allgemeinen Erwägungen und durch Auslegung

der beigedruckten Stelle aus Götzens Lebensbeſchreibung der Beweis angetreten wurde, daß der Dichter ſich in Übereinſtimmung mit der geſchichtlichen Wahrheit und ſomit im Recht befände, wenn er Götzens rechte Hand und nicht die linke die eiſerne ſein ließe. Dieſe Entgegnung erſchien anonym und zog auch den Namen des Göttinger Recenſenten nicht ans Licht; erſt durch eine Beſprechung der zweiten Auflage des Götz, die am 22. Februar 1774 in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen erſchien und in der das Weſentlichſte aus der Erwiderung des Boten auf „H. Käſtners Problem" wiederholt iſt, wurde er weiteren Kreiſen bekannt.[1]) Noch wußte man nicht, wer im Wandsbecker Boten für Goethe eingetreten war. Derſelbe Frankfurter Kritiker, der ſoeben durch Nennung Käſtners den Neugierigen einen Dienſt gethan hatte, es war der Gießener Profeſſor Chriſtian Heinrich Schmid; ein Mann, der mit großem Eifer die Spuren der Anonymen verfolgte, erwies ſich auch hierin findig.[2]) In einem Schriftchen „Ueber Götz von Berlichingen. Eine dramatiſche Abhandlung", das 1774 namenlos bei Weygand in Leipzig herauskam, tiſchte er ſeinen Leſern die Nachricht auf, daß Goethe ſelbſt im Wandsbecker Boten gegen die Kritik der Göttinger Gelehrten Anzeigen das Wort ergriffen habe.[3])

Schmids Glaubwürdigkeit iſt nicht einwandsfrei, und hier ſteht er mit ſeinem Zeugnis ganz allein.[4]) Wir wiſſen, daß Goethe dem Boten für die Jahrgänge 1773 und 1774 „Kleinigkeiten" geſpendet hat, aber man hat mit Recht dieſen ſeinen eigenen Ausdruck auf die nachweisbaren lyriſchen Beiträge bezogen, und der Verſuch Winters (a. a. O. 521—528), eine weiter gehende Beteiligung des Dichters durch Lieferung von Recenſionen für den Wandsbecker Boten glaublich

[1]) Abgedruckt von J. W. Braun, Goethe im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen 1, 28—31. Vgl. auch Käſtner an Klein, 8. September 1776 (Morgenblatt 14, 1820, 1134—1135).

[2]) Siehe Winter, Goethes Antheil am Wandsbecker Boten in der Vierteljahrſchrift für Litteraturgeſchichte 4, 517 und Redlich, Die poetiſchen Beiträge zum Wandsbecker Bothen (Hamburger Programm 1871) S. 6.

[3]) Einen nicht ganz fehlerfreien Abdruck des Artikels im Wandsbecker Boten gab Winter a. a. O. 516—517; auf dieſem fußt der Text der Weimarer Ausgabe 38, 399—400. Ich verzeichne, orthographiſche Ungenauigkeiten beiſeite laſſend, an Varianten: 516, 18 Hm!; 516, 34 Piſtoriuſiſcher· 516, 43 gemeldt; 517, 10 denn.

[4]) Ich erinnere nur an den kraſſen Fall Schmidſcher Unzuverläſſigkeit, den Witkowski in der Stuttgarter Goethe-Ausgabe 26, 46 mitteilt und an Herders vernichtende Kritik über den Mann, den „Schmierer und Zuſammenſtoppler" im Wandsbecker Boten 1771, Nr. 185—186: „ein Menſch der ſo unter den Deutſchen krüppelt, der arm von Buch zu Buch hauſirt, um ein Anecdötchen, ein Nötchen zu erhaſchen." Siehe auch Winter a. a. O. 517 und Witkowski in der Weimarer Ausgabe 38, 399.

zu machen, muß als mißlungen angeſehen werden.[1]) Hatte Goethe Veranlaſſung wegen eines immerhin nebenſächlichen Punktes, wie es der angeregte war, eine Polemik zu führen? Brauchte er ſich deswegen mit einem Recenſenten, der eine eingehende äſthetiſch-kritiſche Würdigung des Stückes nicht angeſtrebt hatte, einzulaſſen? Sollte er Fehde mit einem Blatte beginnen, das bei aller ſeiner Bedeutung für gelehrte Kritik doch in Fragen der ſchönen Litteratur eine führende Rolle weder ſpielte noch ſpielen wollte? War ihm jetzt etwa, wo ſie ſich gegen ihn kehrte, die „Profeſſorencritik" desſelben Mannes, die er früher in Sachen ſeines Freundes Jung nicht hatte ſchelten können,[2]) ſo empfindlich, daß er ſie hätte in einem verletzenden und beißenden Tone zurückweiſen müſſen? Ich denke nicht.

Wohl aber konnte es einen Claudius reizen, dem Göttinger Profeſſor eine Belehrung zu geben. Als der Bote in Nr. 8 ſeines erſten Jahrgangs (1771) Stockhauſens „Entwurf einer auserleſenen Bibliothek für die Liebhaber der philoſophiſchen und ſchönen Wiſſenſchaften" anzeigte, hatte er ſich die Äußerung erlaubt: „Käſtners Epigramme ſind gewiß nicht alle ſchön. Viele haben einen ängſtlich geſuchten Witz." Das ſchmeckte bitter, und der Getroffene rächte ſich dafür mit einem Epigramm,[3]) das in den Kreiſen, die es betraf, ſicher längſt bekannt war, ehe es am 12. Juni 1771 im 11. Stück der Tapeten erſchien:

Auf einen Kunſtdichter, der in gewiſſen Sinngedichten ängſtlich geſuchten Witz findet.

Nach Witze ſeh ich mich gewiß nicht ängſtlich um!
Spricht Matz; und ohne Müh ſchreibt er natürlich dumm.

Auf das erſte Geplänkel folgte im Sommer dieſes Jahres der Hauptſchlag. Der Bote war inzwiſchen ſeinen Weg weitergegangen

[1]) Folgerichtig müßte doch Winter, wenn er die mit A E unterzeichnete Recenſion im Wandsbecker Boten 1773, Nr. 195 vom 17. Dezember Goethe zuſpricht, für ihn auch die, die gleiche Chiffre führende Beſprechung 1773, Nr. 206 und 207 vom 28. und 29. Dezember in Anſpruch nehmen. Oder meint er, daß Asmus zur gleichen Zeit zwei Recenſenten dasſelbe Zeichen gegeben oder Zwei zugleich auf dasſelbe verfallen wären? Vielleicht ſteckt hinter dem A E nichts anderes als A[smus Both] E. Auch Witkowski Weimarer Ausgabe 38, 398—399 lehnt Winters Verſuch ab.

[2]) Siehe Weimarer Ausgabe, Briefe 1, 256—257.

[3]) Ich war früher geneigt das Epigramm mit Mauvillon und Unzers Briefen „Über den Werth einiger Deutſchen Dichter" 1, 211: „Auch gebe ich Ihnen vollkommen Recht, wenn Sie ſagen, daß Käſtner manchmal gar zu ängſtlich nach Witze jagt" in Verbindung zu bringen. Allein das 1. Stück des Briefwechſels erſchien erſt im Herbſt 1771 (ſiehe Mauvillons Briefwechſel .... geſammelt und herausgegeben von F. Mauvillon, S. 22—23) und die Überſchrift deckt ſich auch genauer mit dem Ausdruck des Boten. Das Epigramm iſt ſpäter in die Vermiſchten Schriften 2, 247 aufgenommen; in den Tapeten iſt es mit Kſt. unterzeichnet.

und hatte ſeinen Leſern neben andern die in ſeinem eigentlichen Botentone geſchriebenen Artikel ins Haus gebracht. Die Manier des Boten, ſein Affektieren von „Ausdruck und Denkungsart eines ehrlichen gemeinen Mannes“ widerſtrebte Käſtners Empfindungen höchlichſt und dünkte ihm auf die Dauer unerträglich.[1]) Zum Ärger geſellte ſich der Spott, der ſich wieder in einem Epigramm, das Claudius durch einen Bekannten zugeſteckt wurde, Luft machte:

Wie dumm kann ſich der ſchlaue Bothe ſtellen?
Dies Urtheil ſoll dein Leſer fällen.
Doch weißt du, was dein Leſer ſpricht?
Wie ſchlau dünkt ſich der dumme Bothe nicht![2])

Claudius antwortete am 20. Auguſt in Nr. 133 ſeines Boten in einem ironiſierenden, ſpöttiſchen Tone, der den Zorn nur ſchlecht verbarg.[3]) Sein Herr, ſo äußert er, habe ihn zur Erwiderung veranlaßt, er ſelbſt „gehe einer tollen Mücke immer lieber aus dem Wege“. Das gegen ihn gerichtete Sinngedicht teilte er mit und fügte, weil er gehört haben wollte, „daß daſſelbe in G** bei allen Abendmuſicken abgeſungen“ werde, zur Bereicherung des Programms am Schluß einige höchſt mäßige „Variations“ bei. Käſtner hat auf die witzloſe Erwiderung, ſoweit bekannt, geſchwiegen. Groll blieb aber ſicher auf beiden Seiten zurück, und gewiß hat Claudius, der, wenn er noch 1775 von den „neidiſchen und zänkiſchen und ſtänkiſchen Profeſſoren“ in Göttingen redet,[4]) dabei ſicher auch Käſtner im Auge hat, die ihm im Jahre 1773 ſich darbietende Gelegenheit zur Fort-

[1]) Abfällige Bemerkungen hierüber macht Käſtner z. B. in einer brieflichen Mitteilung an Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig-Oels. (Handſchrift des Weimarer Großherzog. Sächſ. Hausarchivs.) In ganz derſelben Weiſe ſpricht er ſich in einer ſonſt für Claudius nicht ungünſtigen Recenſion von Teil I und II des ‘Asmus’ in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1776, Stück 44—45 aus.

[2]) So iſt das Epigramm im Wandsbecker Boten 1771, Nr. 133 vom 20. Auguſt mitgeteilt. Handſchriftlich findet es ſich mit unweſentlichen Varianten in einem Briefe an Friedrich Auguſt (ſiehe Anmerkung 1).

[3]) Man lieſt die Entgegnung am bequemſten in dem nicht ganz korrekten (man verbeſſere namentlich H** in G**) Abdruck Mönckebergs: Matthias Claudius. Ein Beitrag zur Kirchen- und Litterar-Geſchichte ſeiner Zeit, S. 59—61. Daß Claudius und nach ihm Redlich a. a. O. 18 das Epigramm aus Käſtners Ärger über die abfällige Kritik des Boten in Nr. 8 ableiten, wird durch die obigen Ausführungen und Käſtners eigene Worte widerlegt. Das Sinngedicht hat Aufſätze, wie ſie beiſpielsweiſe in Nr. 53 vom 2. April, Nr. 82 vom 22. Mai und Nr. 128 vom 10. Auguſt 1771 ſtanden, zur unbedingten Vorausſetzung. Die Bemerkung des Boten, daß er die Verſe ſchon lange liegen und erſt wieder ausgegraben habe, iſt natürlich nicht ernſt zu nehmen. Er hat ſie warm aufgetragen. Den zweiten Teil der Entgegnung mit den Variations Bode zuzuweiſen, wie Redlich thut, liegt kein Grund vor, im Gegenteil: die darin vorkommende Redensart von dem „Mode werden“ iſt gerade für Claudius charakteriſtiſch.

[4]) An Herder 3. Oktober 1775 ſiehe Herders Nachlaß 1, 397—398.

ſetzung der Fehde gern ergriffen. Galt es doch den „Einen“ in Schutz zu nehmen, den er zu der Klaſſe von Leuten rechnete, die ihn näher angingen, ſeitdem er ſich ihm durch den Götz in ſo hoffnungserweckender Weiſe empfohlen hatte (Wandsbecker Bote 1773, Nr. 105 und 106 — 1775, Nr. 67).[1])

Nun hat Winter, der dem Zeugniſſe Schmids weniger mißtrauiſch gegenüberſteht als andere, verſucht (a. a. O. 518—521), aus ſtiliſtiſchen Gründen Goethes Autorſchaft für das Stück im Wandsbecker Boten wahrſcheinlicher zu machen. Indeſſen iſt meines Erachtens durch die von ihm gegebenen Hinweiſe und Vergleichungen nichts gewonnen.[2]) Was beweiſt die häufige Anwendung des Ausrufezeichens für Goethe, wenn wir ihm bei Claudius ebenfalls auf Schritt und Tritt begegnen? Man leſe eine Anzeige wie die der ‘History of Banise, Princess of Pegu’ im Wandsbecker Boten 1773, Nr. 35: „Siehe da! auch die aſiatiſche Baniſe! das dich mit Ueberſetzern und allem Heil! überhaupt aber hat mans allerdings als eine Ehre anzuſehen“ u. ſ. w. und am Schluß: „O der gottloſe Menſch! daß ihn der Kukkuk hohle! So verblendet zu ſeyn! und in allen dieſen Begebenheiten nichts höheres als ein krankes Ueberſetzergehirn zu ſehn! hohl dich noch einmahl der Gukkuk!“[3])

Goethe iſt ein Freund der Gedankenſtriche, aber der Bote denkt auch „’n Gedankenſtrich am rechten Ort hat ſein Verdienſt“ (‘Asmus’ 1[10], 47 und Aus Herders Nachlaß 1, 379) und den rechten Ort dafür findet er allenthalben, das beweiſen Stücke wie das ‘Den 8ten Junius 1772’ in Nr. 104 dieſes Jahres. Ebenſo läßt

---

[1]) Zu wenig hervorgehoben iſt meines Erachtens die Verſtimmung zwiſchen Goethe und Claudius, die doch wohl erſt durch die günſtige Beſprechung von Nicolais Freuden des jungen Werther (Wandsbecker Bote 1775, Nr. 15) hervorgerufen wurde. Der Bote lehnte Einſendungen direkt ab; „die il y a quelque tems eingeſchickten Verſe hat man übrigens nicht einrücken wollen“ (Wandsbecker Bote 1775, Nr. 47 vom 24. März), wobei man ihm, waren es die ſchmutzigen Zeilen ‘Nicolai auf Werthers Grabe 1775’, wie Redlich im ‘Asmus’ 2[10], 465, 40 annehmen will, aus mehr als einem Grunde nicht Unrecht geben möchte. Und als Claudius in Nr. 67 vom 28. April dieſes Jahres nach der Goethiſchen Erklärung ſeinen Irrtum bezüglich der Autorſchaft des ‘Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten’ zugeben mußte, that er ſich doch was darauf zu gute, daß er ſeiner Zeit bei der Anzeige des Pasquills in Nr. 47 vom 24. März ſich nicht durch Rückſichten hatte beſtimmen laſſen „der Eitelkeit eines Freundes zu hofiren“, ſondern ſeinem Unwillen offen Luft gemacht hatte. Siehe auch Wilh. Herbſt, Matthias Claudius[3] 186—190 und Aus Herders Nachlaß 1, 361.

[2]) Vgl. auch die vortrefflichen Bemerkungen über Stilgefühl, die Witkowski in der Stuttgarter Goethe-Ausgabe 26, 45 ff. giebt.

[3]) Es iſt ratſam bei Claudius, ſoweit möglich, auf die Texte, wie ſie der Wandsbecker Bote giebt, zurückzugehen; im ‘Asmus’ ſind ſie vielfach umgeſtaltet und verwäſſert. Sämtliche oben gegebene Belegſtellen ſind, ſoweit nicht anderes vermerkt iſt, der Rubrik ‘Gelehrte Sachen’ entnommen.

sich für den von Winter angeführten Gebrauch des Semikolons bei Goethe aus dem Wandsbecker Boten eine reiche Lese zusammenbringen. Es ist nicht zu leugnen, daß einzelne Ausdrücke und Wendungen an Goethe erinnern, aber sie sind ihm nicht allein eigen und lassen sich zumeist auch aus Claudius belegen. Ich greife einiges ohne jegliche Absicht der Vollständigkeit heraus. Zu 'a priori zu demonstriren' vgl. 'die einem a priori nicht einfallen' (1773, Nr. 140) und 'wohl alles auf'n Haar zu demonstriren' (1774, Nr. 25). Zu 'raisonnirt man so vertraulich weiter' stelle man 'raiſ'nirt wie'n geſchenter Kerl' (1775, Nr. 15); 'und diſeurirten und raisonirten' (1774, Nr. 140); 'kalte raisonirte Dogmatik' (1773, Nr. 43); 'etwas vom Ursprung der Leichdörner herraisonniren' (Asmus 1^{10}, 30);[1] 'aus der Theologie wegraisoniren' (1773, Nr. 99).[2] Der 'Hans' ist offenbar durchs Sprichwort eine bekannte Figur geworden und so tritt neben ein 'wie Hans wider den Pfosten' der Ausdruck 'daß er dem Junker Hans nicht auf'n Kopf trat' (1772, Nr. 35). An die übertreibenden und ironischen Phrasen 'auf funfzig Jahr Materie zum Streit' und 'in diesem wichtigen Streite' erinnern Wendungen wie 'daß man bis Neujahr genug zu rathen und zu fragen hat' (1772, Nr. 174); 'man muß wohl 20 Jahre studiren, ehe man so eine schreiben kann' (1772, Nr. 134); 'ich war mir auf hundert Meile noch keinen Schuß vermuthen' (1772, Nr. 61); 'als ob er eine große wichtige Arbeit und mehr als seine Nothdurft verrichtet' (1773, Nr. 208); 'und belehrt uns . . . von einer nagelneuen höchstwichtigen Wahrheit' (1773, Nr. 99). Für das 'Hm! sagt einer' vgl. 'hm! mit Blumen läßt sich der nicht fangen' (1771, Nr. 151); 'Hmm! 's ist 'n rechtes Leid' (1774, Nr. 1); 'Hm! Tugend gelehrt' (1771, Nr. 161); 'Hm! Seht doch! Hm!' (1773, Nr. 73). Daß einer 'Gott sey Dank' ausruft, ist nicht ungewöhnlich, und so spricht der Bote auch sein 'Gott sei tausendmal Dank' (Asmus 1^{10}, 147). Das 'wegzivilisirte' findet seine Parallele in 'aus der Theologie wegraisoniren? wegsatyrisiren?' (1773, Nr. 99). Zu dem Gebrauche von 'der Mann' halte man unter anderem die zweimalige gleiche Verwendung in 1773, Nr. 8 'daß er den Mann nicht hat spielen hören' und 'ob der Mann auch zwanzig Finger an der Greifhand . . . gehabt hätte'. Nach Winter sollen die Formen 'mußte' statt 'müßte' und 'druckt aus' statt 'drückt aus'

[1] In der ursprünglichen Fassung des Aufsatzes im Wandsbecker Boten 1773, Nr. 100 fehlt die Wendung noch, erst bei der Redaktion des 'Asmus' bringt Claudius sie, offenbar doch aus Vorliebe dafür, hinein.

[2] Die Anzeige von Lichtenbergs Timorus ist so durchaus im Botenton gehalten, daß man sie unbedenklich Claudius zuweisen kann. Die Chiffre B D läßt sich vielleicht mit Umstellung als D[er] B[othe] erklären.

für Goethe ſprechen. Will er den unumgelauteten Konjunktivus Praeteriti etwa mit dem vereinzelten Vorkommen (ſiehe Grimm, Deutſches Wörterbuch 6, 2749) decken? Hier liegt doch zweifelsohne ein Druckfehler vor, und ſchon Witkowski hat ihn in ſeinem Abdruck mit Recht verbeſſert. Auch mit der unumgelauteten Form 'ausdrucken', die der junge Goethe gern anwendet, iſt doch nur wenig für dieſen gewonnen. Die Lexikographen, Adelung wie Campe,[1]) fordern übereinſtimmend, daß man das Wort im eigentlichen Sinne (= prorsus imprimere) wie im übertragenen (Empfindungen, Vorſtellungen u. ſ. w. ausdrücken) in der unumgelauteten Form verwende, während ſie den Umlaut nur für die eigentliche Bedeutung des auspreſſens (= premere, exprimere) zulaſſen. Sie rügen es, daß noch viele Schriftſteller dieſe beiden Gruppen verwechſeln.[2]) Zuzugeben iſt, daß der Dialekt für die Wahl der unumgelauteten oder umgelauteten Form eine Rolle ſpielt; aber wenn ein Lavater, trotz oberdeutſcher Abkunft, konſequent die umgelauteten Formen braucht und vereinzelte unumgelautete bei ihm als Druckfehler anzuſehen ſind (ſiehe Von der Hellen, Goethes Antheil an Lavaters phyſiognomiſchen Fragmenten, S. 55), warum ſoll beim niederdeutſchen Claudius, der ſonſt offenbar zu ſcheiden verſteht, ein Druckfehler ausgeſchloſſen ſein?[3]) Iſt doch der Artikel wie die ganze Nummer auch ſonſt nicht fehlerfrei. (Man beachte in jenem: 'der am Beweiſe nicht glaubt'[4]) und das verſetzte Komma 'aus ' ſeiner Lebensbeſchreibung'; in dieſer: ‚etnzweiten', 'öffentlichesl Blatt', 'ſand' ſtatt 'fand'.) Man könnte übrigens auch verſucht ſein, einen typographiſchen Mangel anzunehmen. Mag es an abgenutzten Typen oder am Papier liegen, jedenfalls ſind in dem kurzen Artikel 15 i-Punkte überhaupt nicht abgedrückt und andere nur ſchlecht erkennbar. Auch in anderen Nummern des Boten machen wir dieſelbe Erfahrung und bemerken gleichzeitig, wie das den Umlaut bezeichnende kleine e über den Vokalen ſehr häufig kaum aufs Papier übertragen und faſt unſichtbar iſt.[5]) Sollte auch hier ein ſolcher Zufall vorliegen?

[1]) Vgl. Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart 1^2, 584, Wörterbuch der deutſchen Sprache 1, 294.

[2]) Siehe auch Grimm, Deutſches Wörterbuch 1, 847 und Heyne, Deutſches Wörterbuch 1, 215—216.

[3]) Stellen wie 'mit Buchſtaben und ganz ausgedruckten Nahmen' (1773, Nr. 84) und 'Uebrigens hat der Ueberſetzer ſeinen Nahmen nicht ausgedruckt' (1773, Nr. 35 wahrſcheinlich von Claudius) ſtehen ſolche wie 'der Verfaßer drückt ſich aber darin aus' (1773, Nr. 129) und 'Richtiger ausgedrückt' (1773, Nr. 99) gegenüber. Auch 'gedaucht' (1771, Nr. 82) iſt gewiß Druckfehler.

[4]) Oder will ſich Winter, der das 'am' hält, etwa auf Börne 'An der preuſſiſchen Konſtitution will ich wohl glauben' ſiehe Sanders, Wörterbuch der deutſchen Sprache 1, 592 berufen?

[5]) So könnte ein flüchtiger Leſer z. B. in 1774, Nr. 76 leicht zweimal ſtatt 'Nachtwächter' ein 'Nachtwachter' leſen.

Schließlich müßte man, wenn man an Goethes Autorſchaft feſthielte, eine bewußte Anlehnung, worauf Witkowski (Weimarer Ausgabe 38, 398) ſchon hingewieſen hat, an die polternde Art des Boten annehmen, denn Goethes eigener Stil ſpricht nimmermehr aus dem Artikel. Indeſſen, wozu an Nachahmung denken, wenn nichts dagegen ſpricht, daß hier echte, originale Botenwaare vorliegt? Der Aufſatz gehört freilich nicht zu den allerbotenmäßigſten, zu den mit den 'üblichen Eliſions' geſpickten — und dieſe hätte ſich doch wohl gerade ein Nachäffer nicht entgehen laſſen — er zählt zu denjenigen, in welchen der Bote ſich in ſeiner Ausdrucksweiſe nach dem 'Vetter' gerichtet hat.[1])

Wir müſſen zuletzt die Frage aufwerfen, wen hat Käſtner als den Verfaſſer angeſehen? Hier läßt ſich nun zur Beantwortung ein nicht unwichtiges Glied in die Kette der Beweisführung für die Abfaſſung durch Claudius einſchieben, eine bislang der Forſchung verborgen gebliebene Entgegnung. Käſtner hatte ſich der Verteidigung ſeiner Anſicht offenbar überhoben geglaubt, ſo lange die Anonymität unverletzt geblieben war; erſt die Hervorzerrung ſeines Namens durch Schmid (ſiehe oben S. 275) zwang ihn von neuem die Feder in die Hand. Am 2. April 1774 brachte das 13. Stück der 'Gemeinnützigen Abhandlungen'[2]) die Käſtnerſche Duplik. Sie wendet ſich — und darüber kann kein Zweifel ſein, daß der Verfaſſer genau darüber unterrichtet war, von wem jener Angriff gegen ihn ausgegangen war, — gegen die Perſon des Boten, den ſie in ruhiger und klarer, mit dem ſcharfen Reiz perſönlicher Invektive gewürzter Darſtellung bekämpft.

Ob Götzen von Berlichingen die rechte Hand oder die linke iſt abgeſchoſſen worden?

Ich habe in der Recenſion des Schauſpiels Götz v. Berlichingen in hieſigen gel. Anz. das letzte geäuſſert. Der Wandsbeckerbote, hat mich in ſeinem gewöhnlichen Tone zurechte weiſen wollen, den er für witzig hält, und der es auch bey Leuten von ſeinem Stande, mit denen ich nie viel Umgang gehabt habe, ſeyn mag.

Er verweiſet mich auf die 78 und 79 S. von Götzens Lebenslaufe,[3]) und in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, N. XV; 1774. wo dieſer Bothenwitz abgedruckt iſt, wird verſichert, ich habe mich durch Piſtorius Note 2 S. verführen laſſen.[4])

[1]) Siehe Wandsbecker Bote 1773, Nr. 129 und Asmus 1^{10}, 9 und 40.

[2]) Sie erſchienen bei Barmeier in Göttingen. An dem mir vorliegenden 1. Teile des 2. Bandes (Jahr 1774) haben einige Göttinger, darunter neben Käſtner: Lichtenberg, Erxleben, J. A. Kritter, J. B. (= Johann Beckmann) und der Tanzmeiſter Pauli (Fackeltanz in Stück 32 und 33), einzelne mit mehreren Beiträgen, mitgearbeitet. Ein Aufſatz 'Sonderbare Gewohnheiten' im 30. und 31. Stück mit dem Epigramm 'An den Weingott' am Schluß dürfte nach der Unterzeichnung: E. Ggt. Göckingk zuzuweiſen ſein. Siehe auch Goedeke 4^2, 380, 9.

[3]) Citiert wird hier wie unten nach der Nürnberger Ausgabe von 1731.

[4]) Die Note iſt nach dem Titelblatt der Ausgabe zu urteilen von Veronus Franck von Steigerwald.

Meinen Satz, habe ich eben aus der Stelle in Götzens Leben gezogen die hier wider mich angeführt wird.

Götz erzählt die Sache ſo: Ich hielt, ſagt er

„Daß ich gern meinen Spieß mit einem zerbrochen hätte, und wie ich alſo halt, und ſehe nach dem Vortheil, ſo haben die Nürnbergiſchen das Geſchütz in uns gericht, in Feind und Freund, wie vorgemeldt und ſcheußt mir einer den Schwerdknopf mit einer Feldſchlangen entzwey, daß mir das halbe Theil in Arm ging und drey Armſchienen damit, und lag der Schwerdknopf in Armſchienen, daß man ihn nit ſehen kunnt, alſo, daß mich noch wundert, daß es mich nicht von Gaul herabgezogen hat, alldieweiln die Armſchienen ganz blieben, dann allein die Ecken, wie ſie ſich gebogen hetten gieng noch ein wenig heraus, aber der Schwerd knopf lag, wie gemeldt, in Armſchienen drinne, das andre Theil des Knopfes und die Stange am Schwerdheft hetten ſich gebogen, war aber doch nit entzwey, daß ich gedenk, die Stangen und das andere Theil vom Knopf, hab mir zwiſchen dem Handſchuh und dem Armzeug die Hand herabgeſchlagen, alſo, daß der Arm hinten und vorne zerſchmettert war, und wie ich ſo das ſiehe, ſo hengt die Hand noch ein wenig an der Haut, und leit der Spieß dem Gaul unter den Füſſen, ſo thet ich eben als wäre mir nichts darum, und wandt den Gaul allgemach um, und kam dennoch ungefangen von den Feinden hinweg zu meinen Haufen" So weit Götz.

Aus dieſer Erzählung habe ich mir die Sache ſo vorgeſtellt.

Götz ſaß zu Pferde; wollte einen Spieß brechen, den hielt er alſo in der rechten Hand.

In der linken hatte er, ſo viel ich von der Reuterey verſtehe, den Zaum, und wie er dieſe Linke am Leibe liegen hatte, ſo befand ſich auswärts vor ſeinem linken Arme das Heft des Schwertes, das er noch in der Scheide ſteckend, angegürtet hatte.

So denke ich, hängt alles zuſammen. Der Schuß that dieſe gewaltſame Würkung, weil der Arm nicht weichen konnte; Götz muß feſt im Sattel geſeſſen haben, das bemerkt er ſelbſt: Jetzo ſitzt nicht jeder Gelehrte ſo feſt, der den andern auszuheben unternimmt. Daß einer, dem der linke Arm zerſchoſſen wird, den Spieß aus der rechten Hand fallen läßt, iſt, glaube ich, ſehr natürlich.

Nun fragt der Bote: *In welcher Hand hielt wohl Götz das Schwert?*

Freylich in der rechten, oder, wofern es, welches doch nicht glaublich iſt, ein Schlachtſchwert geweſen wäre, in beyden, *wenn er es hielt*. Aber Götz ſagt nicht, daß er ſein Schwert in der Hand gehalten habe; einen Spieß erwähnt er, den er brechen wollte und fallen ließ.

Alſo dient auf des Boten Frage, die Gegenfrage:

Wenn Götz, nach des Boten Vorausſetzung das Schwert in der Hand hielt, wo hatte er den Spieß?

Eine Möglichkeit dieſe Frage zu beantworten fiel mir ein, indem ich mir den Boten vorſtellte, mit der Feder in der rechten Hand; wo thut er denn derweile ſeinen Spieß hin? Je! den nimmt er die Quere ins Maul; vielleicht hätte es Götz ſo gemacht, wenn er Aſmus geweſen wäre.

Wenn der Spieß zerbrochen war, dann griff der Ritter zum Schwerte.

Das iſt niemanden unbekannt, der nicht in Nachrichten von Turnieren, und ſelbſt in Ritterromanen gänzlich unbeleſen iſt. Brauchte es einer Beſtätigung ſo ſtünde ſie in Götzens Leben 68 S. Götz und ein Gegner warfen einander die Armbrüſte an Hals, und mit den Klingen zuſammen. Eben ſo 65 S. warf Götz ſein Armbruſt, und denn mit dem Schwerdt rauß.

Wenn die Geſchichte, von des Boten Vorausſetzung, nur ſchwiege, nicht ihr widerſpräche, ſo wäre es allemahl bey dieſer Vorausſetzung ſchwer zu begreifen, wie ein Schuß auf das Heft eines Schwertes das in der rechten Hand gehalten wird — zum Hauen bereit, oder mit dem Gefäſſe an der rechten Hüfte ruhend, —

alle die beſchriebenen Würkungen zuſammen hervorbringen könne. Doch hierüber kann ich, mutatis mutandis, mit Jenem beym Drollinger ſagen:

... Daran liegt mir nicht ein Haar
Obs möglich oder nicht geweſen,
Genug für mich, es iſt nicht wahr.[1])

Daß der Bote meinen Namen genannt hat, ob ich ihn gleich bey der Recenſion, weil es da nicht gewöhnlich iſt, nicht unterzeichnet hatte, das gehört ohne Zweifel zu ſeiner Art witzig, oder wohl gar höflich zu ſeyn.[2])

Da der Hr. Verfaſſer des Schauſpiels ſich gröſſere Freyheiten mit der Geſchichte herausgenommen hat, ſo kann es ihm ſehr gleichgültig ſeyn, was von der Hand wahr iſt. Daß er die Hände ſollte verwechſelt haben, iſt manchen Kunſtrichtern wohl nur deswegen ſo befremdend, weil ſie Götzen aus dem Schauſpiele zuerſt kennen lernten. Ich habe ihn vor etwas mehr als vierzig Jahren gekannt. In den Noten fand ich ſchon damals, auſſer dem wenigen, das weil es ganz zur unbekanntern Specialhiſtorie gehört, unterrichtend iſt, häufig mit den Haaren herbeygezogene triviale Gelehrſamkeit und alltägliche Moral Alſo gehörte ich nicht recht unter die jungen Leute, für welche dieſe Noten nach dem Berichte der Vorrede gemacht ſind. Lehrreicher ſind ſie jetzo für den Herrn Recenſenten geweſen, der ſie ſo fleißig ſtudiert hat, daß er aus ihnen die Entdeckung gemacht hat, woher ich meinen [Orig.: meinem] Gedanken von G. linker Hand habe, und, damit man nicht etwa dieſe ſcharfſinnige Entdeckung dem Wandsbeckerboten zuſchreibe, ſich dabey mit ſeinem Recenſententitel unterzeichnet hat.[3]) Ich bin ihm verbunden, daß er mich auf dieſe Note geführt hat, der ich würklich mich nicht mehr erinnerte. Denn obgleich der Notenmacher weder ein ſchöner Geiſt noch ein groſſer Gelehrter geweſen iſt, ſo hat er doch ſeinen Autor aufmerkſam, und mit gemeinem Menſchenverſtande geleſen. Und ſo iſt ſein Beyfall mir allemahl wichtiger, als der Widerſpruch witzig ſeyn wollender Flüchtigkeit.

Uebrigens, iſt doch wohl an der ganzen Frage nichts gelegen? Wer ſo denket, der ſagt ſeine Meynung und läßt jeden andern die ſeinige auch ſagen, ohne mit ihm darüber zu ſtreiten. Wer aber die Gegenmeynung beſtreitet, der ſetzt doch zum voraus, daß eine Unterſuchung nicht ganz unnütz ſey. Und da gehört ſichs Gründe vorzubringen, nicht, Poſſen zu reiſſen.

A. G. Käſtner.

Die Frage, ob Claudius oder Käſtner ſachlich recht hat, heute noch zu erörtern, erſcheint müßig, ſeitdem wir wiſſen, daß die eiſerne Rechte Götzens auf Burg Jagſthauſen aufbewahrt wird.[4]) Müßte nach der Lebensbeſchreibung allein die Entſcheidung gefällt werden, ſo verdiente wohl die Erklärung Käſtners, der in Veronus Franck übrigens einen Vorläufer hat (ſiehe Lebensbeſchreibung

[1]) Die Zeilen lauten im Original: An dieſem ligt mir nicht ein Haar, | Obs möglich oder nicht geweſen; | Genug für mich: Es iſt doch wahr. Siehe C. Fr. Drollingers Gedichte (Franckfurt a. M. 1745) S. 130.

[2]) Im Wandsbecker Boten iſt der Namen Käſtners nicht genannt (ſiehe oben S. 275). Käſtner kann ſich alſo nur darüber aufhalten, daß Claudius an Schmid den Namen verraten hat, oder er thut dem Boten unbewußt Unrecht.

[3]) Geht auf Schmid, welcher unterzeichnet: Der Recenſent.

[4]) Siehe Graf von Berlichingen-Roſſach, Geſchichte des Ritters Götz von Berlichingen ... (Leipzig 1861) S. 471—478, wo die Geſchichte der Hand und die Beſchreibung ihres Mechanismus gegeben iſt.

S. 2, Anmerkung 3), vor der Claudiusſchen den Vorzug und auch ſo läßt ſie ſich meines Erachtens bis zu einem gewiſſen Punkte gegenüber jener halten. Ich kann mich der gezwungenen Auslegung des Boten, der in der Stelle 'und leit der Spieß dem Gaul untern Füſſen' den Spieß als telum, Klinge deutet, nicht anſchließen. Ich wüßte keinen Beleg hierfür anzuführen, auch Götz verwendet ſonſt das Wort nur in dem üblichen Sinne von Speer oder Lanze (vgl. z. B. Lebensbeſchreibung, S. 193, 196, 236—237 und Grimm, Deutſches Wörterbuch 6, 188). Zudem gebraucht der Ritter unmittelbar vorher mit Bezug auf ſeine noch zuwartende Haltung die, vom Boten allerdings unterſchlagenen, Worte: 'daß ich gern meinen Spieß mit einem zerbrochen hätte', wo die Anwendung des Poſſeſſivums gewiß nicht für allgemeine, ſprichwörtliche Auffaſſung ſpricht. Ich bleibe mit Käſtner dabei, daß die Lanze in Götzens Rechter lag. Nehmen wir einmal mit dem Boten an, jener hätte darin das Schwert gehalten. Das Geſchoß der Nürnbergiſchen trifft zunächſt den Schwertgriff, zerſchlägt das Handgelenk Götzens und tötet ſchließlich den Ritter Fabian von Wallßdorff. Wird bei einer ſolchen Wucht des Schuſſes das Schwert in der Hand des Ritters bleiben? Getroffen werden und zu Boden fallen iſt, denke ich, eins. Nun ergiebt ſich aber Götz beſchaulichen Betrachtungen über die Wirkung des Geſchoſſes auf das Schwert. Ein Beweis dafür, daß es in der Scheide ſteckte. Ich glaube, alle Schwierigkeiten löſen ſich, wenn wir annehmen, daß der Schuß nicht von vorn — wo offenbar die Feinde einen Graben beſetzt hatten — ſondern von der Seite, und zwar von links kam, wo ſehr wohl die mit Götz verbündeten Nürnberger mit ihren Feldſchlangen geſtanden haben können. Nun betrachte man, etwa auf Dürers Handzeichnung des 'Nürnberger Reiſſigen' oder an dem Ritter auf dem bekannten Blatte 'Ritter, Tod und Teufel' das Schwert.[1]) Der mächtig lange Griff ragt weit über den Oberkörper und zu bequemerem Ziehen von Rechts etwas ſeitlich vor demſelben geneigt, nach vorn hinaus. Das Geſchoß fliegt von links heran gegen den Schwertgriff, der halbe obere Schwertkopf ſpringt ab, die Stange biegt ſich, weil die in der Scheide ruhende Klinge Gegendruck übt, und zerſchlägt (genau ſo giebt es Götz an) nach rechts herübergeriſſen „zwiſchen dem Handſchuh und dem Arm-Zeug" die Hand, die ſofort den Spieß fallen läßt.

[1]) Die Abbildungen z. B. bei Schultz, Deutſches Leben ... vor S. 409, beziehungsweiſe Künſtlermonographien 5, 87.

Neue Briefe von Schubart.

Mitgeteilt von Rudolf Krauß in Stuttgart.[1])

II.

Briefe Schubarts von Stuttgart an seinen Sohn Ludwig nach Berlin und Nürnberg.

Ludwig Schubart hat seit der Einkerkerung seines Vaters mit diesem niemals mehr dauernd an einem Orte gelebt; denn als der ältere Schubart seine Freiheit erhielt, hatte der jüngere seine Berliner Stellung in der Geheimen Kanzlei des Grafen von Hertzberg bereits angetreten. So fehlte es nicht an Anlaß zu schriftlichem Verkehr, dem denn auch beide Teile eifrig obgelegen haben. In dem nachstehenden Verzeichnis der Briefe Schubarts an seinen Sohn, soweit sie bis jetzt bekannt geworden sind, ist der Absendungsort von Nr. 1—10 der Asperg, von Nr. 11—36 Stuttgart. Und zwar sind die 9 ersten Stücke an Ludwig Schubart nach Stuttgart gesandt, das 10. ist dem auf der Reise nach Berlin Begriffenen nachgeschickt worden, während der Bestimmungsort der Briefe 11—17 Berlin, von Nr. 18—30 und 32—36 Nürnberg, von Nr. 31 Frankfurt a. M. gewesen ist; dorthin hatte sich der jüngere Schubart zur Kaiserwahl im Herbst 1790 von Nürnberg aus begeben, wo er seit Anfang 1789 bei der preußischen Gesandtschaft am fränkischen Kreise als Geheimer Legationssekretär wirkte.

Nr.	Datum:	Fundstelle:
1	Undatiert (1783).	Strauß 9, S. 42.
2	3. Juli 1783.	„ 9, S. 54—56.
3	12. August 1783.	„ 9, S. 57 f.
4	Dezember 1783.	„ 9, S. 89 f.
5	16. Januar 1784.	„ 9, S. 95 f.
6	30. Juli 1785.	„ 9, S. 146—148.
7	1. Oktober 1785 (Beilage zu einem Brief an die Gattin).	„ 9, S. 158.
8	12. Mai 1786.	„ 9, S. 167—169.
9	7. Januar 1787.	„ 9, S. 187 f.
10	28. April 1787.	„ 9, S. 208 f.
11	13. Juni 1787.	„ 9, S. 231—233.
12	9. Juli 1787.	Neu.
13	26. August 1787.	Strauß 9, S. 237—241.
14	18. November 1787.	„ 9, S. 243—249.
15	2. Dezember 1787.	Neu.

[1]) Vgl. oben S. 77 ff.

Nr.	Datum:	Fundstelle:
16	14. Februar 1788.	Strauß 9, S. 258 f.
17	31. Juli 1788.	Neu (aus diesem Briefe stammt das von Strauß 9, S. 274 mitgeteilte und von ihm fälschlich in das Jahr 1789 verlegte Fragment „Es scheint, Poetengeist" ꝛc. Strauß hat die Stelle aus „Schubarts Karakter von seinem Sohne Ludwig Schubart" (Erlangen 1798) S. 164 f. übernommen; Ludwig Schubart hat übrigens an dem Originale willkürliche Änderungen vorgenommen).
18	27. Januar 1789.	Strauß 9, S. 262 f.
19	7. März 1789.	„ 9, S. 263—265.
20	25. März 1789.	1. Schubarts Karakter ꝛc. S. 100—105. 2. Strauß 9, S. 265—267.
21	8. April 1789.	Neu.
22	26. Mai 1789.	Neu.
23	19. Juni 1789.	Strauß 9, S. 269—271.
24	15. August 1789 (Datum nach dem Original, bei Strauß irrtümlich 18. August).	„ 9, S. 271—273.
25	17. September 1789.	„ 9, S. 275 f.
26	28. September 1789.	Neu.
27	11. November 1789.	Strauß 9, S. 278 f.
28	17. April 1790.	„ 9, S. 281 f.
29	31. Mai 1790.	„ 9, S. 282 f.
30	5. Juli 1790.	„ 9, S. 284 f.
31	5. Oktober 1790.	„ 9, S. 286 f.
32	16. Februar 1791.	„ 9, S. 288—291.
33	2. April 1791.	„ 9, S. 294.
34	1791 (ohne Tag).	1. Schubarts Karakter ꝛc. S. 12—15. 2. Strauß 9, S. 294 f. (Fragment).
35	9. Juli 1791.	Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1828, 5, S. 406—410.
36	19. Juli 1791.	Strauß 9, S. 298—300.

Die hier zum erstenmale mitgeteilten 6 Briefe Schubarts an seinen Sohn stammen alle aus der letzten Stuttgarter Lebensperiode des Dichters. Sie sind teilweise sehr ausführlich und ziehen durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes an. Für die Schreiben vom 31. Juli 1788 und 8. April 1789 ist Oktav-, für die 4 übrigen Quartformat verwendet. Das in der Beilage A gegebene Schriftstück führt in die Asperger Zeit.

Von den Briefen Ludwig Schubarts an seinen Vater ist bisher nur einer (Berlin, den 1. Juni 1787, bei Strauß 9, 229—231) veröffentlicht worden. Eine Anzahl Originale von solchen verwahrt die Stuttgarter Bibliothek unter ihren Schubartpapieren. Die meisten gehören in die Jahre, da der Vater noch Gefangener auf dem Asperg,

der Sohn Zögling der Karlsschule war. Die Jugendbriefe Ludwigs sind überreich mit Redefiguren aufgeschmückt, die dem Arsenale des älteren Schubart entlehnt sind, gefallen aber durch die echten Gefühle von Anhänglichkeit, Verehrung und Mitleid, die er dem Vater gegenüber zum Ausdruck bringt. Auf Mitteilung von Proben ist nur darum verzichtet worden, weil diese Publikation sonst eine ungebührliche Ausdehnung angenommen hätte. Dagegen wird die Beilage B eine poetische Epistel des jüngeren Schubart bringen.

1.

Stuttgardt den 7.ten Juli 1787.

Der edle Harper,[1]) dessen herrliche Gemälde nur ein dämmrendes[2]) Bild seiner schönen Seele sind, wird Dir, Herzensjunge, Briefe von Deinen Lieben überreichen. Kontestationen von meiner Liebe und draus hervorbrechenden Sehnsucht nach Dir sind hier überflüssig. Kein Tag vergeht, wo wir nicht über Tisch, auf Spaziergängen, in Gesellschaften von Dir sprechen und uns Deiner mit zärtlicher Wehmut erinnern. Wenn ich so in die Akademie hinabwandle, in seinen Sälen, der Druckerei, oder im Garten weile; da drängt sich der Gedanke mir zu: hier schlief, speiste, dachte, schrieb, lustwandelte Dein lieber Ludwig. Dann ists mir oft so bittersüs, daß ich weinen möchte.

Lieber Sohn, Wie ganz anderß ist es mit uns, als es vor einem Jahr war. Nur in trüber Ferne sah ich meine Freiheit und Dein Glük. Nun leb' ich wieder in der Welt, meine Gesundheit scheint sich wieder unter Deiner Mutter Pflege zu erhohlen, ich arbeite viel und gerne, habe Beifall von Hohen und Niedern und weis, daß es meinem Sohne Ludwig wohl geht. Denn das hoff' ich zu Gott, der Deine Versorgung veranstaltet hat. Nun laß Dir sagen, wie ich meine Zeit zubringe:

Morgens 7 Uhr muß der sonst so träge Schlummrer auf dem Theater seyn und lesen, deklamiren, Gebehrdenspiele vormachen, tadeln und loben; denn Du mußt wissen, daß ich unumschränkt auf dem Theater herrsche; aber nicht als Tyrann, sondern als gefälliger Freund und Rathgeber. Daher lieben sie mich alle und Dein ehmaliger Obrist[3]) — selbst der bizarre Major[4]) sind ganz offen für mich und ich kann auswürken, was ich will. Um 10 Uhr geh ich nach Haus, lese Bücher, Zeitungen, Journale, Briefe in Menge — oder dichte und schreibe. Mittags eß' ich mit Appetit und trinke meine Flasche Wein an der Mutter und des Julchens Seite — oft in Gesellschaft eines Freundes — mit Behaglichkeit. Dann geb ich, wie ein großer Herr Audienz und Abends diktir ich — meine vaterländische Chronik. Denn Du must wissen, daß ich auf Verlangen meiner Freunde und auf kräftiges Ermahnen eigner Nothdurft wieder eine Zeitung schreibe. Der Akkord mit hiesigem Postamte, unter Elsäßers,[5]) meines unaussprechlich geliebten Freundes,

[1]) Landschaftsmaler Adolf Friedrich Harper (1725—1806), Berliner von Geburt, Professor an der mit der Karlsschule vereinigten Académie des Arts und später Galeriedirektor in Stuttgart.

[2]) Von fremder Hand durchstrichen und „daurendes" darüber geschrieben.

[3]) von Seeger, Intendant der Karlsschule.

[4]) von Alberti bei der Karlsschule, der im besonderen die Theateraugelegenheiten, soweit sie mit der Karlsschule zusammenhingen, unter sich hatte.

[5]) Expeditionsrat Gottlieb Friedrich Elsäßer, vgl. I. Brief 6, S. 91, Anmerkung 1.

Augen gemacht, ist köstlich. So viel Exemplare verschlossen werden — so viel erhalt' ich — Gulden. Nun sind schon über Tausend bestellt und noch Tausende erwart' ich, weil mein Plan noch wenig bekannt ist. Du siehst also, daß, wenn mich Gott erhält und das Publikum nicht lau wird, ich wegen meines Auskommen's gesichert bin und Dich und das Julchen noch unterstützen kann. Daß ich mich in diesem Blatte über politische, literarische, artistische Novitäten verbreite, versteht sich. Gott benedei's!! —

Der Herzog hat mir Zensurfreiheit verstattet; doch will er's nicht leiden, daß ich im ersten Blatte den Pabst unsanft berührte und — den Schiller lobte. Hoff', es werde sich alles geben.

Nun bitt ich Dich, lieber Sohn, mir auch zuweilen Stoff aus Deiner Gegend zu schiken; die Vortheile sind doch so gut Dein, wie mein.

Deine liebe Mutter, das herrliche Weib, ist jezt meine einzige Sorge. Sie kränkelt immer; fällt oft in tödliche Ermattungen; ist sehr abgezehrt und hat wenig Sinn mehr für die Welt. Oh, ich darf den Gedanken nicht hinausdenken: wenn mir diß Weib, diese treue Gehülfinn meines Lebens entrissen würde!! — Bete für sie, denn es ist eine gar liebe Mutter.

Das Julchen ist noch die alte — Selten bei schlimmem Humor, Immer gesund, ißt, trinkt, schläft mit Appetit, ließt, singt, deklamiert treflich, liebt den Tanz, die Natur, ihre Freundinnen und — ihren Gatte. Vor wenig Tagen hat Kaufmann der Aeltere[1]) feierlich um sie angehalten. Uns Eltern wäre diese Verbindung ganz recht; denn Kaufmann ist, wie Du weißt, ein gar braver Junge und in mehr als einer Beziehung — für's Julchen so eben recht.[2]) Weil ich sie aber nicht zwingen will; so überliß ich's ganz — ihrer eignen Wahl. Diese fiel da hinaus: sie will noch ledig bleiben. Es scheint, sie habe keine wahre Neigung zu ihm. Ueberlassens wir also Gott, dem Seelenlenker. Sonst kann ich Dir von hier aus nichts Erhebliches sagen.

Aber Du mußt geschwängert seyn von Neuigkeiten, die mich interessiren. Ich lese zwar vieles aus Berlin, aber das Beste bleibt in Petto. Mit Sehnsucht erwart' ich also einen Brief von Dir — über Deinen guten König, sein Kriegsheer, seine Weisen, Tonkünstler, Schauspieler. Auch wünsch' ich Aufschluß über die Fragen:

Wie stehts mit Deiner Gesundheit?
Was hast Du zu thun?
Wie behagt Dir Berlin?
Was hast Du für Umgang gefunden?

Und nun umarm ich Dich mit dem Wonnegefühl des Vaters, seegne Dich u. ersterbe

Dein

Zumsteeg,[3]) Haller,[4]) der junge Haug[5]) grüßen Dich. treuer Vater.

Hohen Gruß der Sängerinn Karschinn!

---

[1]) Johann Kaufmann (1760—1834), Hofmusikus und Cellist; Julie nahm ihn schließlich doch.

[2]) Julie konnte ihrer unscheinbaren Gestalt wegen keine zu hohen Ansprüche machen.

[3]) Rudolf Zumsteeg, der bekannte Komponist. Er und die folgenden waren Ludwig Schubarts Mitzöglinge in der Karlsschule.

[4]) Über Haller vgl. I. Brief 8, S. 95, Anmerkung 2.

[5]) Friedrich Haug, vgl. I. Brief 3, S. 85, Anmerkung 3.

2.

Stuttgart am heiligen Adventsfeste unter der Morgenkirche 1787.

Gestern erhielt ich Deinen Brief, liebster Sohn, der wie Hesekiels Brief Klage, Ach und Weh widertönte. Aus zarter Vaterbesorgnis antwort' ich Dir heute schon, zwar nicht mit meiner eigenen Hand, doch gewiß mit meinem Herzen, das immer in gleicher Liebe für Dich brennt. Ich trage meinen rechten Arm in einer Schlinge, weil ich das Unglück hatte, ihn vor 14 Tagen durch einen schweren Fall abzubrechen. Du mußt aber darüber nicht erschrecken; denn der vortreffliche Klein,[1]) ein Mann von Schmuckers[2]) Geist und Erfahrung, hat mir ihn so vortrefflich eingerichtet, daß ich hoffe, in wenigen Wochen wieder mein Saitenspiel rühren, schreiben und den warmen Händedruck der Freundschaft geben zu können. Zwar gieng's ohne heftige Schmerzen nicht ab, und das Fieber setzte mir auch anfangs nicht wenig zu. Nun aber sind die größten Schmerzen vorüber, und ich danke Gott, daß er mir Mut und Gelassenheit gab, auch diesen Streich des Schicksals standhaft ertragen zu können. Auch war's für mich kein geringer Trost, daß mein Kopf durch den Fall nichts litte und mein Geist immer so frei und heiter blieb, daß ich meine Chronik, wichtige Briefe und sogar Verse diktieren konnte. Hohe und Niedere, selbst der Herzog nahmen Anteil an meiner Fatalität, und man erkundigt sich täglich noch nach meinem Wohlbefinden. Ich wäre also so ziemlich beruhigt, weil ich überzeugt bin, daß Gott auch diesen Zufall zu meinem Besten lenken werde. Nur muß ich Dir gestehen, mein Sohn, daß mich Dein letzter Brief ganz aus dem Gleichgewichte meiner Ruhe herausgewunden hat. Du bist an Leib und Seele krank, und das beugt mich, Deine Mutter und Deine Schwester zur Erde. Wenn die Klage über Deine gegenwärtige Situation allein dastünde, so würde ich sie mit Indignation abweisen, denn sie ist falsch und der Seele des Weisen völlig unwürdig. Weil aber Dein körperliches Leiden die bittre Wurzel ist, woraus dies Dein Mißvergnügen entspringt, so hab' ich Mitleiden mit Dir und beweine Deinen Jammerstand mit väterlichen Thränen. Inzwischen höre folgendes! Gott spricht aus dem Munde der Väter, und ich will ihn bitten, daß er mir eingebe zu reden, was wahr ist.

Die meisten Menschen werden von innen heraus verderbt, und wenn Du so fortfährst, Dich selbst zu quälen, so gehörst Du unter die Klasse dieser unglücklichen Menschen. Die Art Deiner Geschäfte ist Dir zuwider, sie ist Dir zu mechanisch, zu trocken. Wenn Dir gar keine Muße übrig bliebe, wenn Du, wie mehrere andere, von früh bis in die sinkende Nacht in der Staubwolke solcher dürren Geschäfte seufzen müßtest, so bedauert' ich Dich herzlich. Da Du aber selbst über die Menge der Geschäfte nicht klagst und mir schreibst, daß Dir noch viele Stunden zum Privatstudium übrig bleiben, so find' ich Deine Klage äußerst ungerecht. Die größten Staatsmänner mußten ihre Laufbahn mit Mundieren anfangen. Der patriotische Moser[3]) hat 6 Jahre nichts gethan, als die ledernen und saftlosen Aufsätze seines Vaters abgeschrieben. Dein großer Hertzberg — wieviel dürres Zeug muß der gelesen, geschrieben haben, bis er sich zum Gipfel dieses Ruhms und dieser Brauchbarkeit aufschwang! Ich selbst (verzeih, daß ich mein kleines Beispiel an die Seite eines so großen stelle) bin 6 Jahre lang in Geislingen Schulmeister gewesen, hab' unter Glasern, Schneidern und Schuhmachern meinen Rang gehabt, mußt' in einer dumpfen Schule grindige Abc-Schützen unterrichten,

[1]) Major Christian Klein, Professor der Anatomie und Chirurgie an der Karlsschule.

[2]) Johann Lebrecht Schmucker, der verdiente preußische Militärarzt unter Friedrich II.

[3]) Friedrich Karl von Moser, der Sohn Johann Jakobs.

an Weihnachten vor den Häusern herumjohlen und Bettelgaben ersingen, auch andere Geschäfte thun, die meinem Stolze manche heiße Thräne kostete[n]. Du aber bist geheimer Sekretar beim ersten Ministerio der Welt und siehst hinaus auf Stellen, die Dir Rang, Ansehn und reichen Unterhalt gewähren. Manche Deiner Coätanen müssen hier um Sold und Lohn zum Hungersterben die niedrigsten, geisterlähmendsten Geschäfte thun, um mit Schweiß und Mühe einem äußerst mäßigen Glück in der Zukunft entgegen zu keuchen. Daher bist Du hier von vielen so beneidet worden. Überdas kann ich nicht glauben, daß die Reskripte, Briefe, Konklusionen des preußischen Ministeriums so ekel und geistlos wären, daß sich nicht vieles daraus erlernen ließe.

Du sagst, das Leben eines Gelehrten sei Dir lieber, als das Leben eines Staatsmanns. Du willst also lieber ein litterarischer Ofenhocker werden, Ideale verschlingen und Ideale vomieren, das Erlernte und Verdaute mitten in der menschenwimmelnden Welt anwenden und den Menschen anpassen! Und wo ist die Professorsstelle, die sogleich Deiner harren würde? Hast Du auch in Deiner Jugend schon Kenntnis und Vortragsgabe genug, als Professor Dich mit Würde zu zeigen? — Auch sind die Professorsbesoldungen, außer Göttingen, allenthalben so schmal zugeschnitten, daß sie unter Sorge der Nahrung vor der Zeit ergrauen. Glaube mir, Ludwig, Schul- und Kathederstaub ist weit erstickender, als Kanzlei- und Aktenstaub. Oder reizt Dich vielleicht die Freiheit des amtlosen homme de lettres, der mit Bücherschreiben, Übersetzen oder andern litterarischen Geschäften nach der Uhr eines hohlangigen Verlegers sich des Hungers kümmerlich erwehrt? O, das ist vollends das abscheulichste Leben, das gelebt werden kann. Man ist ohne Schutz, wird nach allen Statutargesetzen unter die Vagabonden gerechnet, und wenn man krank wird, so ist man ein Kandidat des Spitals oder des Siechhauses. Wenn Dich nichts mehr rührt, so donnere Dich mein eigenes Beispiel an! Ich bin 4 Jahre ohne Amt gewesen; aber Gott weiß es, wie mir's oft ging. Indem ich wie Kain unstät und flüchtig die Welt durchwanderte, so darbte meine Familie zuhause. Hätte nicht die goldne Musik mich unterstützt, so hätte [sich] samt meiner Poesie und Litteratur sehr oft hungern müssen. Überdies muß ich Dir sagen, Ludwig, wenn Du Deinen gegenwärtigen Posten aufgiebst, so hängst Du Dir einen Fleck an, den Dir alle Ströme Deutschlands nicht abwaschen können. Da wird's heißen: der junge Schubart ist ein Sonderling, ist nichts mit ihm zu machen. Er hat sich auf einer der glänzendsten Karrièren Deutschlands, angestrahlt von der Gnade des größten Ministers der Welt, nicht erhalten können.

All diese Gründe wird Dir auch Dein weiser Minister vorhalten, und wann Du ihnen nicht nachgiebst, so wird er Deine Geistesschlappheit bemitleiden und Dich verabschieden. O, Sohn meines Herzens, ich weiß es gewiß, daß Dich Gott auf diesen Posten stellte. Wer öffnete diese Glückspforte zu einer Zeit, wo Dein Vater in Fesseln lag und alle Wege zu Deiner Versorgung hier zu Lande verrammelt waren? War's nicht Gott, der Dich selbst am Gängelbande nach Berlin führte und Deines guten Königs Herz lenkte, daß er die von Thränen und Rost zerfressenen Fesseln Deines Vaters zerbrach?

Aber der Nationalcharakter der Berliner!! — Ei, mög' er noch so fröstlend, noch so kalt philosophierend, noch so herzlos sein: er hat doch immer Seiten, wo Du Dich dran reiben und den Kieseln Funken entlocken kannst. Freilich, durch Dein isolierendes Wesen entfernst Du Dich immer mehr von der Welt, webst aus arkadischen Rosendüften Menschenideale und schlägst Dich dann an Schädel, wann die wirklichen Menschen anderst sprechen und handlen, als Deine Einsiedler, Schäfer und Hirten. Wer kann's glauben, daß in einer Stadt, drinn 150000 Menschen wogen, nicht mehrere Menschen sein sollten, die Deinem Herzen entgegen glühn, wann Du Dich traulich vor ihnen öffnest. Mein Haus ist immer von Menschen voll; die wenig[en] Herzlichen umschling' ich mit Brudertraulichkeit, und die gefrornen Seelen blitz' ich oft mit dem angebornen Feuer meines Geistes an, daß

oft ihr Eiszapfen-System zu tröpfeln beginnt. Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan! Wer sich verschleußt, vor dem verschließt man sich wieder. Also sind all Deine Klaggründe nichts mehr als Staub, die der Hauch ruhiger Überlegung verweht.

Aber meine baufällige Gesundheit!! O, diese wird sich bald bessern, wenn Du Dein Herz mit Religion und Weisheit geschweigst. Gott hat Dich nicht aus schweren Krankheiten und selbst aus den Strudeln der Donau[1]) gerettet, daß Du schon im Lenze der Jugend Dein Leben hektisch wegkeuchen solltest. Ich sage Dir es also voll christlichem Gottvertrauen: Du wirst nicht sterben, sondern leben. Nur wenn Du den Becher vollstärkender Arznei, den Dir die Weisheit reicht, trotzig von Dir stößt, dann erst wirst Du unterliegen, nicht von Gott, sondern von Dir selbst gemordet.

Deine in den düstersten Stinknebel eingehüllte Klagen sind also nichts anders als Wirkungen der Hypochondrie — vielleicht auch von Heimweh verstärkt. Nicht Geislingen, nicht Stuttgart ist Dein Vaterland, sondern überall, wo deutscher Grund und Boden ist, betrittst Du Vaterlandserde, und

Gott ist hie und Gott ist dort
Und der verläßt uns nicht.[2])

Solltest Du auch, wie ich nicht hoffen will, krank werden, so wird Dich Dein trefflicher Minister und so mancher Edler, den Du noch nicht kennst, gewiß nicht verlassen, und wir Eltern werden Dich aus der Ferne nach Kräften unterstützen. Und — was das Äußerste ist — solltest Du nach dem Rate Gottes in Deiner Jugend schon verblühen müssen, so stirbst Du in Deinem Berufe, und der Segen Deiner Eltern und das süße Bewußtsein, auch unter'm Zwange Deine Pflicht gethan zu haben, geleitet Dich hinüber in die Gefilde des Friedens und der ewigen Freiheit.

Also, lieber Ludwig, bei meinem Vaterherzen beschwör' ich Dich, bei den Jammerthränen Deiner Mutter, der die Feder vor Wehmut entsinkt, bei der Wangenbläße und den lauten Busenschlägen Deiner lieben Schwester beschwör' ich Dich: sei ein Mann! Verschließe Dich nicht immer in's Totengeklüft Deines Studierzimmers! Zerstreu Dich, so viel Du kannst! Such Menschen auf und reib Dich an Menschen! Und wenn Dein zagendes Herz bersten will, so streck Deine Arme im Flammengebet zu Gott empor und schrei und weine Hilfe vom Herrn herab! Gott wird Dich erhören und die Leuchte Deines Lebens wieder mit frischem Öle nähren. Mein Trost und mein Rat verstummt, und ich weine die Zähre des Mitleids, von Hoffnungen Deines künftigen Wohlstands durchküßt.

Deine Mutter grüßt Dich mit schluchzender Wehmut. Deine Schwester, Kaufmann und alle Deine Freunde empfehlen sich Deinem Andenken.

Höre die Stimme

Deines
Dich segnenden Vaters
Schubart.

3.

Stuttgardt den lezten Juli 1788.

Gottes Gruß und Seegen zuvor, Herzenssohn! —

Mit vollem Vaterentzüken drük ich Dich an mein Herz und versichere Dich meiner ewigen Liebe. Ich preiße Gott für Dein Leben, für die täglich inniger werdende Anschmiegung an Dein Schikſal, für Deine gute Aufführung und für die

[1]) Vgl. Schubarts Leben und Gesinnungen (Stuttgart 1791/3) 2, 118 f.
[2]) Aus Schubarts Kaplied.

Freude, die Du mir mit Deinen Geistesprodukten machst. Auch freut es mich, daß ich wieder eigenhändig an Dich schreiben kann, wiewohl meine Hand noch nicht ganz gesund ist, und auch nie ganz gesund werden wird; denn es hat sich was Paralitisches darzu geschlagen, welches in meinen Jahren inkurabel ist. Traurig steht mein Klavier vor mir; der ich sonst über die Tasten, wie die Taube über den Teich flog, lahme iezt im Fluge, wie die angeschoßne wilde Ente. Das Elektrisiren und das Tropfbaad haben Wunder an mir gethan, wiewohl ich diese Mirakel mit einigen hundert Gulden bezahlen mußte. In Kanstatt[1]) war ich vergnügt, wie ein Gott. Der Himmel war immer so schön; der Nekar wallte und schäumte so traulich an meinem Fenster vorüber, das Julchen u. Deine Mutter waren so froh an meiner Seite, auch schelmängelte der Nekarwein so reizend im Glase und Fisch und Krebs und Kirschen, Imbeer und Johannesträubchen schmekten mir so köstlich, daß ich oft wähnte, an Trimalgions Tafel zu sizen. Homer, Sofokles, Herder und Montesquieu waren meine stummen Begleiter und Sauerbronn mein Orestes, der mich in die magischen Gegenden der Nachbarschaft einführte. Drauf macht ich eine Flugreise nach Karlsruh, wo ich, wie ein abgeschiedner seeliger Schatten einige Tage wie in Elisium schwam. Ueberal findet man in diesem glüklichen Lande den Fußtritt seines treflichen Beherrschers.

Öl träuft von seiner Sohle
und Milch und Honigbäche ziehen duftend
An seinen Seiten vorüber.

Ich wurde auf des Marggrafen Kosten gar stattlich bewirthet. Da rauschte die Skolie beim fetten Mahle, da brauste das Trinklied beim freundlichen Marggräfler und dem goldnen Niernsteiner und der herzerfreuenden Liebenfrauenmilch, ein deutscher Wein, den Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich auf ihre Tafel sezen könnten. Der Marggraf sprach einigemal u. viel und Dinge tiefen Innhalts mit mir, schenkte mir Schöpflini historiam Zaringo-Badensem prächtig gebunden und seine selbst verfertigte Tabelle über die Politische Oekonomie. Meinem Freund Posselt[2]) kam ich nicht von der Seite. Das ist Dir ein Kerl nach altdeutschem Schlage, als hätt' ihn Teuts Amme gesängt u. eine Wodonseiche groß gewiegt. Er spricht und schreibt deutsch wetterschlächtig u. kann Latein, wie ein Römer,

— auf dessen Lippen Suada hüpfte,

kennt die Sprache, in der Homer schrieb und Sokrates sprach, weint vor Freuden bei'm Nahmen Vaterland, hat eine Brutusseele, die lieber in's Schwerd stürzt, als den Naken unter's Tirannenjoch beugt u. liebt seine Freunde treu und brünstig. Ich bin sein Freund, im traulichen Du strömen unsre Herzen zusammen und unsre Gesinnungen über Religion, Vaterland, Freiheit läuten zusammen, wie Vaucanson's Glokenspiel. Nun bin ich wieder hier an der Seite Deiner Mutter, meiner Hausehre und studiere die ernste Miene eines Brautvaters. Aber diß Studium ist für mich nicht so leicht; denn es scheint, Poetengeist sei göttlicher Natur und altre nicht. Ich bin noch gerne unter Jünglingen u. kann die boksledernen Amtsmienen vor meine Seel nicht leiden; auch mag ich noch gerne mit den Mädgen schätern u. der gehörnte Jokus sticht mich noch gar oft in die Seite. Da komt aber der Ernst, hält mir meine 48 Jahre vor, erinnert mich an den Asperg u. schüttelt ein Stundenglas, drauf ein Todenkopf grinßt;

dann hüll ich mich in Trauermantel ein
und denke an Gevatter Hain.

---

[1]) Cannstatt bei Stuttgart, Badeort.

[2]) Der bekannte Publizist und Historiker Ludwig Posselt; vgl. Euphorion 2 (1895), 802 f.

Sonst bin ich immer beschäftigt; denn meine ψυχὴ ἐπίπονος rastet noch schlummert nicht. Ich lese ein Duzend Journale, wate durch den Moraſt von zwanzig Zeitungen, orientire mich immer mehr in der Literatur, um das Versäumte nachzuhohlen und opfere nur wenig Stunden der Erhohlung. Meine Freunde sind Spezial Bernhard,[1]) Hofkaplan Miller,[2]) Prof. Naſt,[3]) der jüngere Elsäßer — auch Vischer[4]) u. der jüngere Haug. Das Theater beschäftiget mich die Woche durch nur einige Stunden, weil die einmal aufgezogene Uhr ihren Gang von selbst fortgeht. Mit dem despotischen Obrist und ..... Alberti kom ich sehr gut aus, weil ich sie in ihrem Herschkreise nicht störe. Auch hab ich sonst mit allen Menschen Friede. Nur macht mir die Chronik zuweilen Verdruß. Das Bairische Verboth schadet mir iährlich 500 fl. Ich verschließe jezt 1480 Stüke, wovon ich Zeitungen, Bücher, Briefporto abgerechnet, 1000 Gulden reines Einkommen habe. Außer diesem könnt' ich hier nicht leben; denn was sind 600 fl.[5]) für das theuere Stuttgarder Pflaster? — Meinen Lebenslauf hab ich an den Mäntler für 1000 fl. verkauft.[6]) Des Julchens Aussteuer, meine Einrichtung, Armbruch, ein paar Reißen verschlangen Geld, wie gefräßige Ungethüm. Nun aber bin ich fertig. Das Julchen hat bei 900 fl. Besoldung[7]) und kann nun ohne meine Hülfe leben. Der Kaufmann hat von Glük zu sagen. Er bekomt ein Weib, die ihm 1000 fl. Heirathgut, 500 fl. jährliche Einkünfte, eine schöne Aussteuer, einen treflichen Kopf und das beste Herz mitbringt. Ueber ein Jahr hab ich ihn völlig erhalten, so daß er seine Besoldung blank in die Tasche steken konnte, an allen Partien, wo er meinetwegen mit Ehren überhäuft wurde, ließ ich ihn ohnentgeldlich Antheil nehmen und so glaub ich, das meinige reichlich gethan zu haben. Bei all diesem konnt ich nicht auf seinen Kopf, seine Kenntnisse (denn er ist nur ein mechanischer Baßgeiger) seine Familie (sein Vater wird nächstens Thorwart) sein Vermögen sehen; sondern bloß auf seinen korrekten Wandel. Er ist eine äusserst mittelmäßige Seele, aus Todesängsten vor des Despoten Donner tugendhaft und ganz für den Herzog. Er würde, wie ein Storch, 24 Stunden lang auf einem Bein stehen, wenn's der Herr haben wollte. Das Julchen hat also gar keine glänzende Partie gemacht, allein sie kann sich eine ruhige Ehe versprechen: ihr Mann ist Oekonom, der in kurzem Kapitalist werden wird, und beinah ohne Leidenschaft.

Sobald ich mich erhohlt habe; so schik' ich Dir Was zu Deiner Erhohlung. Das Julchen hat's nun besser, als Du. Es ist also billig, daß wir für Dich besorgt sind. Hier ist der Brief an Herzberg; hoffe gute Würkung. Wie köstlich wär's, wenn Du nach Mainz kämst, wo selbst Dalberg mein Freund ist! Da wollten wir oft zusamen rutschen u. uns Herz an Herz laben.

Deine Uebersezung[8]) der so selten gewordnen Satiren aus den Zeiten Huttens, Luthers, Erasmus, Morus hat mir sehr behagt. Du hast Ton und Farbe getroffen.

---

[1]) Spezialsuperintendent und Hospitalprediger Johann Ernst Friedrich Bernhard in Stuttgart.

[2]) Georg Heinrich Müller, Professor der Religion, Akademieprediger und evangelischer Hofkaplan in Stuttgart, als Prälat in Heilbronn verstorben.

[3]) Der Karlsschulprofessor Jakob Naſt, Philologe.

[4]) Unsicher; vielleicht Hofrat Georg Friedrich Vischer, Oberbibliothekar und Aufseher des Münzkabinets.

[5]) 600 fl. bezog Schubart Gehalt als Hofpoet und Theaterdirektor.

[6]) Wo Band 1 erst 1791 erschien, Band 2 1793.

[7]) Das heißt zusammen mit ihrem Mann.

[8]) Wohl im Manuskript; in der Teutschen Monatsschrift 1792 St. 7 S. 235—271 erschien von Ludwig Schubart „Ulrich von Huttens Gespräch über das Hofleben, aus dem Lateinischen."

Der Fr. v. Bandemer[1]) werde nächstens das Geld für die restirende Exemplare schiken. Steiner in Winterthur verlangt noch 10. —

Kennst Du Jenisch,[2]) den treflichen Uebersezer des Agamemnons von Aeschylos? — O daß er uns den Griechischen Shakespear ganz lieferte! —

Grüße an Himburg,[3]) die Karschin, Mylius[4]) u. jeden, der mich liebt, oder kennt.

Ist M. Schaber nicht bei Dir gewesen? Die Post eilt, mein Geist umschlingt Dich — lebe wohl, Herzenssohn!

Dein

Vater

Die große Toilette[5]) kann ich hier nirgends kriegen. Schubart.

4.

Stuttgardt den 8.ten Aprill 1789.

Herzenssohn,

Hier das Geld für Luther; obgleich der Preiß etwas zu hochgespannt ist, so freut es mich doch, daß ich des gefeirten Mannes Schriften ganz besize.

Dein Hymnus komt nun abgeschrieben, wie Du verlangt hast. Er ist ungemein schön, ob ich gleich wünschte, Du hättest ihn im freiströmenden Silbenmaße der Klopstokischen Frühlingsfeier übersezt. Fünffüßige Jamben sind äusserst schwer in Musik zu sezen, wie Dir alle Tonkünstler sagen werden. Schillers Freudengesang[6]) sollst Du gleich nach Ostern von mir erhalten. Gott gibs, daß wir ihn bald miteinander singen können! —

Verzeih mir, Sohn, daß ich hier abbreche. Ich erwarte Fremde. — Mein 50jähriges Geburthsfest haben wir feirlich begangen. Der Scheitel graut u. nikt bald dem Grabe zu.

Empfihl mich Deinen Freunden allen! —

Gesunde Feiertage! Amen.

Dein

Mutterlein ist gesund u. grüßt Dich innig. Vater Schubart.

5.

Stuttgardt den 26.ten Mai 1789.

Herzenssohn,

Die guten Nachrichten von Dir sind Erquikung für Deinen Vater, und eine Arznei für Deine kränklende Mutter und das gute Julchen, die angstvoll die Stunde erwartet, die sie zur Mutter, und mich — zum greissen Großvater macht. Gott erhalte Dich, liebster, einziger Sohn, bei frischer Leibes und Seelenkraft, damit Du fest einherschreitest auf Deiner schönen Lebensbahn und mit gesunden Augen sehen

---

[1]) Die Berliner Dichterin Susanne von Bandemer, geborene von Franklin (1751—1828).

[2]) Der Dichter Daniel Jenisch (1762—1804), Prediger in Berlin, dessen Agamemnon-Übersetzung 1786 erschien.

[3]) Der Berliner Buchhändler; Schubarts Briefe an ihn in der Straußschen Biographie.

[4]) Der Berliner Dichter und Übersetzer Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius (1754—1827).

[5]) Beliebtes Repertoirestück der damaligen deutschen Bühnen; in Stuttgart ließ es Schubart am 9. Dezember 1788 zum erstenmal aufführen.

[6]) Vgl. Strauß' Gesammelte Schriften 9, 264.

mögest, das Thun und Treiben der Menschenkinder auf Thronen, in Studierstuben und auf dem Markte der Welt.

All meinen Nachrichten zufolge wird Kaiser Joseph bald ein Gespräch im Reiche der Todten mit seinem Gegner Abdul Hamid halten können. Mir ist es lieb, wenn Du dann nach Frankfurt kommst, weil sich Dir da ein neuer, großer weiter Schauplaz öffnet zum Lernen und zum Wirken. Wie ganz anderst ist Deine Lage, als weiland die meinige! Ein dumpfer Schulkerker war mein Drähkraiß und das winzige Geißlingen meine Welt. Du aber in Deiner Lebensblüthe stehst in einem Zirkel, in dem sich Provinzen drähen. Wie schön ist Dein Schikſal! Und wie dankbar schau ich gen Himmel, der Dich so herrlich geführt hat!! —

Daß Du in Deiner Lage, wenig Frist zu gelehrten Beschäftigungen hast, und die Musen nur verstohlen kosen mußt, wie ehmals der Spartaner sein Mädgen, sehe ich gar wohl ein. Doch wünsch' ich, daß Du Dich zuweilen zeigest auf dem Pfade des Schriftstellerruhms, weil Dir die Muse gewiß am goldnen Ziele winkt. Auf Deinen Thomson[1]) wart' ich gierig, weil der neue, trefliche Ueberseзer von Youngs Nachtgedanken,[2]) eine metrische Ueberseзung des Thomsons angekündigt hat ... Posselt war jüngst ein paar Tage bei mir, und vergüldete mir jede Stunde. Er las mir seine Geissel Mirabeaus[3]) vor, womit er den Läſtrer nächstens vor aller Welt hauen wird, daß er die Schwere des deutschen Arms in allen Adern, Muskeln, Nerven, Flechsen fühlen soll. Er wird an Dich schreiben und Dich um Beiträge zu seinem Magazine[4]) ersuchen. Ich dächte, Du ließest Dich mit ihm ein; denn ich merke, daß er nächstens in Preussische Dienste tretten und also mit Dir Ein Brod essen wird. — Deine mir eingesandten Aufsäze[5]) wirst Du lesen, eh Du diesen Brief empfängst — nur den Prolog nicht, weil er mir zu geringfügig scheint. Literarische Reflexionen les' ich gerne von Dir; denn sie sind mir meist von der Seele abgeschöpft. Ueber Göthe, Schiller, Wieland denk' ich, wie Du; nur glaub ich, daß wir noch keine gute deutsche Ueberseзung von Gibbons Meisterstüke historischer Kunst haben. Ich schwanke schon lange, ob ich die Magdeburgische, oder Leipziger Ueberseзung kaufen soll. — Die Bücherschreibereiwuth der Deutschen wird nicht so viel schaden; tritt doch noch mancher stattlicher Mann auf, schwingt seine Keule und spricht: Buben, macht Plaz! —

Deinem Freunde, dem D. Wittwer[6]) bin ich sehr gut. Möcht er mir doch sein Archiv für die Geschichte der Arzneikunde, und seine Briefe an Aerzte schiken; Du weißt, daß ich gar gerne die Schriften so verständiger Aerzte lese. Auch ersuche ich Dich, an den Buchhändler Walther in Erlangen zu schreiben, und Dir Pokoks[7])

---

[1]) Ludwig Schubarts Übersetzung von „Jakob Thompsons Jahrszeiten" erschien 1789 in Berlin anonym.

[2]) Wohl Joh. Chn. Aug. Steingrüber, dessen Übersetzung der Nachtgedanken 1789 zu Göttingen erschien, von dem aber allerdings niemals eine Übersetzung Thomsons an die Öffentlichkeit trat.

[3]) „Über Mirabeaus Histoire secrette de la Cour de Berlin" Karlsruhe 1789.

[4]) Das „Wissenschaftliche Magazin für Aufklärung" gab Posselt nur von 1785 bis 1788 heraus; hier handelt es sich wohl um Posselts „Archiv für ältere und neuere, vorzüglich teutsche Geschichte, Staatsklugheit und Erdkunde", das 1790 und 1792 in 2 Bändchen erschien.

[5]) Die betreffenden Artikel Ludwig Schubarts in der Vaterlandschronik erschienen anonym; hauptsächlich die „Litterarischen Glossen" in der Nummer vom 22. Mai 1789 (S. 342—344) dürften ihm zuzuschreiben sein.

[6]) Philipp Ludwig Wittwer (1752—1792), Arzt in Nürnberg und Professor der Medicin in Altdorf.

[7]) Die deutsche Übersetzung von Richard Pocockes „Beschreibung des Morgenlandes und einiger andern Länder" erschien in 3 Bänden 1771/3 in Erlangen bei Wolfgang Walther.

Morgenländische Reisebeschreibung — versteht sich um den allerbilligsten Preiß, weil ich ihm auch dienen kann — auf meine Rechnung zu schiken. Werde schnelle Zahlung mit Zinsen leisten.

Du hast mich schon ein paarmal nach dem Grafen ..... gefragt; der reitet nun alle Tage vor meiner Wohnung mit seiner jungen Amazonin vorbei, und es scheint, der alte, lederne Bok wolle noch lange leben.

Sonst steht hier Alles im Alten. Der Herzog kam gesund von seiner Wanderschaft zurük und hatte sogleich den gesunden Einfall, mir vor meinen Willkomm — zween Eimer vom köstlichsten Nekarweine zu verehren. Sieh da, wie mir Bacchus mit seinem Thyrsusstabe u. seinem gefüllten Weihkelche so freundlich zulächelt! — Er soll Dich auch anschmunzeln; schik nur Dein Fäßlein bald zurüke! —

In unserm Hause ists gewöhnlicher Gang. Ich lebe mit Deiner Mutter äusserst zufrieden und erhalte täglich Besuche von dem runden Julchen, ob sie gleich kaum noch watscheln kann. Auch hab ich mir einen Amanuensis aus Nürnberg[1]) angenommen, der sich nach allen Theilen treflich anläßt. Sag diß seinem Vater zum Troste, und danke ihm, statt meiner, für die mir zugeschikten Spargel.

Dem Herrn Baron von Böhmer, Deinem vortreflichen Gesandten vermelde meinen tiefen Respekt; so, wie ich mich allen Deinen — folglich auch meinen Freunden empfehle.

Mütterlein küßt u. grüßt ihren Ludwig, so wie Schwesterlein.

Mit Wonnegefühl nenn' ich mich

Deinen Vater

Deine Nürnberger Gartengeschenke, die mir äusserst lieb sind, soll mein Talismane in Wein verwandeln.

Schubart.

Nachschrift der Mutter:

ob und wann wir Dich besuchen werden kan ich Dir noch nicht vor gewiß sagen, es stehen uns gar zu viele hinternisse im weg. wer soll des Vaters Chronik schreiben. niemand will sich darzu verstehen, auch die damit verbundene kosten fallen uns derzeit schwer, ich vor meinen theil will gewiß nichts verderben, kan es Dein Vater in stand bringen so ists mir recht. von dem Jullichen sollt Du die schleinige nachricht haben. gott gebe Ihr nur bald eine glükliche Entbindung.

Adresse:

Dem Preussischen Geheimen Legazionssekretar Schubart

in

Nürnberg.

6.

Stuttgart den 28. September 1789.

Ich schreibe Dir, lieber Ludwig, diesmal mit der Hand Kaufmanns, weil mein eigener Arm noch die Nachwehen von dem erlittenen Schaden empfindet, so oft ich die Linien des Aquinoktiums passiere. Deinen Brief samt der übersetzten bittersüßen Flugschrift[2]) hab' ich erhalten, und ob ich gleich die kernhafte Über-

[1]) Vermutlich Lukas Andreas Staudinger (1770—1842); er war damals als Abenteurer nach Stuttgart gekommen, wo sich Schubart seiner freundlich annahm und bewirkte, daß er seit Oktober 1789 als Oppidaner die Karlsschule besuchen durfte (vgl. über ihn Allgemeine Deutsche Biographie 35, 513 f.).

[2]) Wohl „Vertheidigungsschrift der Gräfin de la Motte. Aus dem Französischen mit Zusätzen" (Nürnberg) 1789.

setzung loben muß, so geb' ich Dir doch den herzentflossnen Vaterrat, Dich nie mehr mit der Übersetzung solcher ärgerlichen und gallsüchtigen Schriften abzugeben. Was kann Dir das frommen? Die paar Louisd'or, die Du damit verdienst, sind eine gar geringe Vergeltung für die ängstliche Behutsamkeit, mit der man solche Sarkasmen verbergen muß. Auch bekommt Dein litterarischer Ruhm dadurch keinen Zusatz, weil man nicht sagen darf, diese Übersetzung sei von Dir. Thu also Deinem Vater den Gefallen und übe Dich künftig in Schriften, die Du gefahrlos und mit Ehren dem Publikum vorlegen kannst! Hast Du Geldmangel, so sag es mir! denn ich habe Dich so lieb, daß ich jeden erworbenen Gulden mit Dir teilen will. Man muß nicht auf dem Draht tanzen, wenn man auf dem Boden fortkommen kann.

Unbeschreiblich hat es mich gefreut, daß Dein vortrefflicher Herr Gesandter einen Sohn in hiesige Akademie thun will. Für's erste wird die hiesige Akademie immer glänzender und solider; und dann soll es mir sehr lieb sein, wenn ich das Gute, das Dir Dein Herr Gesandter erweist, an seinem eigenen Sohne in etwas vergelten kann. Ich sprach deswegen sogleich mit dem Herrn Obrist, und dieser sagte mir, daß es gar nicht nötig wäre, sich deshalb an den Herzog zu wenden. Der Herr Gesandte möchte sich also nur gerade an den Herrn Obrist wenden und sich mit dem der zu treffenden Einrichtung halber besprechen. Man zahlt bekanntlich für junge Leute jährlich 150 fl. Diese Summe aber steigt mit dem Wachstume des Eleven auf 5 bis 600 fl. Der Herr Obrist hält es also für gut, wenn sich der Herr Gesandte gleich anfangs in einen Akkord einlassen und sich gefallen lassen möchten, gleich anfangs jährlich 300 fl. zu bezahlen. Bei dieser Summe bleibt es hernach, bis der junge Herr von Böhmer seinen akademischen Kurs vollendet hat. Wirklich ist auch ein Prinz von Taxis in die Akademie getreten, so daß jetzt fünf Prinzen daselbst studieren. Der Herzog wendet auch wieder sein volles Augenmerk auf diese Akademie, so daß ein Vater gewiß wohlthut, wenn er seinen Sohn einer solchen Anstalt anvertraut.

Ich schließe, Sohn, aber mein Geist ist immer bei Dir. Liebs Mütterchen grüßt Dich; wir alle erwarten sehnend Deine Ankunft. Ich bin ewig

Dein

Dich ewig liebender Vater

Schubart.

Julchen und ich grüßen und küssen Dich herzlich.

Adresse:

Sr. Wohlgeboren

Dem Königlich Preußischen Geheimen Legationssekretar Schubart

in

Frei. Nürnberg.

Anhang.

A.

Auf einem besonderen Blatte hat Schubart Ratschläge für die Lektüre seines Sohnes aufgezeichnet und ihm diese vermutlich als Beilage zu einem Briefe gesandt. Das Papier stammt dem Anscheine nach aus einer Zeit, da Ludwig Schubart noch Karlsschüler war, wahrscheinlich aus dem Jahre 1783. Damals erschienen wenigstens (in Basel, nicht in Bern, wie Schubart angiebt) Pfeffels Fabeln. Dazu stimmt, daß sich in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek 56, 1 (Berlin und Stettin 1783), 122 f. eine scharfe Rezension des Schiller-

schen Fiesko findet, die Schubart offenbar im Auge gehabt hat. Die vorliegenden Aufzeichnungen sind namentlich wegen Schubarts Urteil über Schiller interessant, das seinen sonstigen Äußerungen über diesen widerspricht.

Haschka ist ein ganz vortreflicher Dichter; er komt unter allen Klopstoken am nächsten. Er braucht die deutsche Sprache, wie Herkul seine Keule. Der mißt sich an Geist u. Kraft alle Minutten mit Deinem Schiller; und an Korektheit, und Wohlklang u. tiefer Kentniß übertrifft er ihn weit. In diesem, in Klopstoks Oden u. Messiade, u. in Stollberg, studir die reimlosen Silbenmaaße; denn ein für allemal, der Reim will Dir nicht gelingen.

Hast Du den Horaz schon ganz gelesen?

Ist Dir Pindar u. Gedike's ganz vortrefliche Uebersezung bekannt?

Wenn Du Herdern über die hebräische Poesie, und Jones über die morgenländische Poesie, Lowth de Poesi sacra Hebraeorum, die vortreflichen Stüke aus dem Talmud übersezt, Reiske Proben arabischer Dichtkunst, Eichhorns Uebersezung eines arabischen Romans — mit einem Worte, wenn Du ächte Nachrichten u. Uebersezungen orientalischer Dichtkunst bekommen kannst; so säume Dich nicht, diesen neuen Goldquell der Dichtkunst zu benuzen. Die Herrlichkeit der Dichtkunst, steigt wie die Sonne, in Osten auf. Ich wollte, Du könntest hebräisch.

Pfeffels Fabeln und Erzählungen kommen iezt in Bern heraus. Da wirst Du einen Mann finden, der im Erfinden, hoher Gesinnung, Laune, Wiz vortreflichem Erzälungston seines gleichen nicht hat.

Lessings Fabeln sind zu epigrammatisch, sophistisch, ohne Zeichnung des Thiercharakters — also, wie Bodmer sagt, warhaftig unäsopisch.

Die übrigen Fabeldichter wirst Du, traun, kennen.

Inzwischen rath ich Dir, nicht allzuviel Dichter zu lesen, sie reizen zur Nachahmung u. nehmen uns das Eigenthümliche.

Daß Schiller ein wenig in der Allg. Bibliothek, die anfängt eine grißgramische Bettel zu werden, mitgenommen wurde; ist ganz recht. Schiller hat die volle Anlage des großen Mannes; aber er muß noch manchen Fehler ablegen, eh ers ist. In seinen Augen ist nichts groß — als er!! — und das ist ein böses Kennzeichen. Je stolzer der Mensch wird, je mehr fehlen ihm die Einflüsse des Himmels — und fehlen ihm diese; was kann er großes schreiben, großes thun? O lieber Ludwig, der Größe Piedestal ist Demut. Gott bewahre Dir Dein Herz, daß Du einfältiglich wandelst und wie unser großer Erlöser sanftmüthig und von Herzen demütig seist!! —

B.

Die nachstehenden Verse Ludwig Schubarts scheinen mir ihres Stoffes wegen mitteilenswert. Ihr poetischer Wert ist allerdings ziemlich gering zu veranschlagen. Obgleich sie des Schwunges echter Empfindung nicht entbehren, sind sie doch nach ihrem sprachlichen Ausdruck und ihrer metrischen Form selbst für einen Zwanzigjährigen unreif und ungelenk. Das in dem Gedichte geschilderte erste Wiedersehen zwischen Vater und Sohn fand am 4. Juli 1785 auf dem Asperg statt. Gerichtet ist die Epistel an den bekannten Mathematiker Johann Friedrich Pfaff (1765—1825), Universitätsprofessor in Helmstädt und Halle, Ludwig Schubarts liebsten Freund (vgl. dessen Autobiographie in „Sammlung von Bildnissen Gelehrter und

Künstler, nebst kurzen Biographien derselben" 11. Heft, Nürnberg 1793). Orthographie und Interpunktion habe ich dem gegenwärtigen Gebrauche angepaßt.

Als ich meinen Vater nach acht Jahren wiedersah.

(Aus einer Epistel an meinen Freund Pfaff.)

— — Lang stund ich da, als wie in Stein gefesselt,
Und all mein Blut und alle Lebensgeister
Umfluteten mein tiefgepreßtes Herz.
Verwischt war jedes Bild aus meiner Seele,
Und nur „Der große Augenblick ist da!"
Klang's hin durch jede Nerve meines Wesens.
Den Du im Traum umhalsest — ach, Dein Vater,
Er wird Dich sehen — an dies durstende Herz
Wirst Du ihn drücken und an seinem Halse
Des Wiedersehens Himmelsthränen weinen.
All jene Nächte, wo die bleiche Sehnsucht
An Deinem Busen hing, ach, alle Seufzer,
Die Du um den gefangnen teuren Mann
Zum Himmel schicktest, wird der Augenblick
Verschlingen. — Gott, o stärke meine Seele!
Ich trag' es nicht, das tötende Entzücken. —
So dacht' ich, Freund, so stund ich betend da,
Als er hereintrat. „Der die Scheidestunde
Euch tragen lehrte, stärk' Euch jetzt, ihr Lieben!"
So sprach er. Ha, da flogen wir mit einmal
In seine Arme, und vier liebende Herzen,
Getroffen vom Gewitterschlag
Der überraschenden Empfindung, schmolzen
Zusammen nun in eine Himmelsgruppe,
Der gegenwärt'gen Gottheit sich entfaltend.
Da rann herab der warme Thränenthau,
Der wie vom Himmel in der Seele Wunden
Herabträuft und das ringende Herz entbindet.
Dank, ach der heissteste Seelendank ward
Gott für die Wonne des Wiedersehens geweint.
Sieben Tage, wie sie die Engel
Leben vor dem Angesicht Gottes,
Sieben Tage des Himmels durchlebten wir so.
Oft, o Freund, ging ich in's Einsame hin,
Stund und weinte mein Schicksal an:
„Wie so anders, mein Vater!
Ach, wie traurig ist Deine Gestalt!
Jenes Auge, worin sich
Immer so gern die Freude verklärte,
Wie ein freundlicher Stern
Im Silberteich, zittert in Sehnsuchtzähren.
Weggeschwunden von Deiner Stirne die Laune,
Die, wie ein Frühlingslüftchen,
Drüber säuselt' und Wonne
In den Busen der Freunde goß."

Oft ach, wenn ich in der Umarmung
Des geliebten Gefangenen hing
Und auf Augenblicke die Seufzer
Langer Jahre vergaß,
Riß ich mich los mit bleicherem Antlitz,
Denn ich hörte der Scheidestunde
Donnernden Flügelschlag, und verstummend
Ging ich in's Einsame hin und weinte.
O den Vater missen, den Vater
Mit einem Herzen voll brennender,
Allumfassender Liebe,
Hören müssen den Klaggesang
Des Verlassnen vom Thränenberge,
Wie er das Menschenherz
Bald um Erbarmen fleht, bald hinaus
In den Schrei der Vernichtung wütet
Und von seinem unfruchtbaren
Felsenbette den Tod beschwört! —
Bruder, Bruder! warum, ach warum
Häufte der Geistervater
Auf meine Seele dies Felsengewicht?

Die neun ersten Jahre von Goethes Ehe 1788—1797.

Von Heinrich Düntzer in Köln.[1])

(Schluß.)

Im Jahre 1793 erfreute die glücklichen Eltern das prachtvolle und doch auch zum häuslichen Genusse geschaffene, aber noch nicht ganz fertiggestellte Haus, worin der Sohn die ersten freien Kinderschritte zu beider Wonne thun sollte, und man erwartete schon einen neuen Sprossen im Laufe des Jahres. Für die Bühne gewann Goethe den Christiane in mehreren Vorstellungen seit dem 2. Mai ergötzenden „Bürgergeneral", arbeitete mit Lust an „Reineke", vertiefte sich weiter in die „Farbenlehre". Außer dem gewohnten Stücke traten Lessings „Minna" und „Emilia" hervor. Aber bald mußte Goethe wieder dem Herzog ins Lager folgen vor das von den Franzosen besetzte Mainz. Ein herzlicher Briefwechsel zwischen den Liebenden entspann sich wieder. Goethe hatte Christiane versprechen müssen, sich für sie und ihren Gustel zu schonen und alle Gefahr möglichst zu meiden. Das war freilich leichter zu versprechen, als zu

[1]) Vgl. oben S. 102 ff.

halten. Schon am 29. Mai 1793 schreibt er: „Ich bin nun wieder, meine Beste, im Lager angekommen, und es sieht ein gut Theil besser aus, als vor dem Jahre. Man muß nur alles Gute und Bequeme, was man zu Hause verließ, eine Zeitlang aus dem Sinne schlagen, so kann es wohl angehen. Abwechslung gibt es genug, und viel zu sehen und zu hören. Der Herzog ist recht wohl. Die Armee steht um eine große Stadt über ein paar Flüsse weg, und man schießt Tag und Nacht. Ich wollte, du wärst bei mir, so möchte das Andre hingehn. Ich war in ein Dorf recht schön einquartirt, da haben mich die Wanzen, wie gewöhnlich, heraus gejagt. Nun schlafe ich wieder im Zelte, angezogen, in einer Strohbucht, und habe eine Decke, die uns, hoffe ich, bald wieder zusammen zudecken soll. Ich denke viel an dich, küsse dich und den Kleinen in Gedanken." Von Frankfurt aus hatte er ihr ein seidenes Kleid geschickt, das sie sehr erfreut hatte. Ein zweites Packet werde sie jetzt erhalten haben, und nächstens gehe er wieder nach Frankfurt, um ein Kästchen für sie zu packen. In der zweitfolgenden Nacht wurde von Mainz aus ein Angriff auf das herzogliche Lager in Marienborn gemacht, wobei das herzogliche Regiment bedeutend litt; er selbst war erst, nachdem der Anfall vorüber war, ausgeritten, gedenk seines Christiane gegebenen Versprechens. Christianens Vorschlag, ihn im Lager zu besuchen, mußte er gewisser Umstände wegen ablehnen. Ihre Erscheinung würde ein großes Gerede verursacht haben. „Wir müssen uns gedulden und hoffen, daß wir uns bald wiedersehen," schrieb er. „Richte die Haushaltung ein, wie du recht hältst, und behalte auch die Magd, da sie nöthig ist, und du mit ihr zufrieden bist." Das Leben im Lager sei unruhig, aber mitunter auch herzlich langweilig. Es freute ihn, daß sie an seine Mutter geschrieben habe, wohl zum Danke für ihr Geschenk; er hoffe, daß sie es auch lesen könne. Die Mutter sei ihr recht gut, da er ihr erzählt habe, wie brav sie sei und ihn so glücklich mache. Freilich hätte er im Herzen recht gewünscht, sie wäre vorab mit ihrer noch ungebildeten Schrift nicht vor ihr erschienen. In Bezug auf ihren Bruder wünscht er, dieser möge ihm manchmal etwas vom Weimarer Theaterwesen sagen. Die Schauspieler waren damals eben in Lauchstädt angekommen und er hatte zur Eröffnung der Bühne einen Prolog für den 16. geschrieben. Die Bitte, ihn lieb zu haben, kehrt auch jetzt wieder; das sei für sie Beide das Beste. Das Gute in der Welt sei viel schmäler gesäet, als man denke, man müsse halten, was man habe. Auch heißt es wieder: „Wir wollen aneinander festhalten, denn wir finden es doch nicht besser." Am 3. Juli hören wir, die Mutter habe ihr geantwortet, was sie sehr gefreut haben werde; sie denke gar gut von ihr. Daß Christiane ihm häufig schreibt, ist ihm sehr lieb. Der

Brief schließt: „Nimm dich auch hübsch in acht, daß du dir und dem Ankommenden nicht schadest, küsse den Kleinen und behalte mich recht lieb.“ Von dem traurigen Schauspiel der Belagerung mag er sie gar nicht unterhalten, wenn er ihr später davon erzähle, werde sie es ihm kaum glauben. Alles, was er ihr schreibt, war darauf berechnet, sie zu beruhigen, sie von seinem innigen Anteil zu überzeugen, und von dem Werte, den er auf ihr Schaffen im Haus und Garten, und auf die Pflege des Kindes legte, dem sie oft vom Vater sprechen müsse. Noch am 10. Juli schrieb er ihr: „Es wird Tag und Nacht kanonirt, die Stadt hält aber noch immer fest. Du bist recht gut, daß du mir viel schreibst und mir sagst, wie es im Hause aussieht. Putze mir nur den Saal recht auf, denn ich freue mich besonders darauf. Nach und nach wird unser Haus recht hübsch werden und du wirst mich immer recht lieb behalten. Das Zeug zu den Betten wird meine Mutter schicken und ein Tafelzeug. Auch wenn die Einquartirung vorbei ist, kriegen wir noch ein paar Unterbetten und Kissen, die schon für mich bestimmt waren.“ Auch den Schmerz über den Tod des armen Freundes Moritz muß er ihr vertrauen. Dieser hatte während ihrer Verbindung mit Goethe im Frühjahr 1791, schon bedenklich krank, einige Tage beim alten Freunde gewohnt, der ihm drei Jahre vorher seine Liebschaft mit Christiane verhehlte. Der Brief schloß: „Du weißt vielleicht schon, daß der arme Moritz todt ist.“ Weiter haben wir keinen Brief an sie aus dem Juli. Von der Kapitulation (am 23.) schrieb er selbst Jacobi und Voigt nichts. Bei dem Auszug der Republikaner hatte er selbst sehr kühn eingegriffen. Erst am 1. August zeigte er von Mainz aus seine Urlaubsreise nach Mannheim und Heidelberg der Gattin an, worauf er noch einen kurzen Besuch in Frankfurt machen wolle, wohin sie ihm schreiben möge. Noch immer darf er sie nicht nach Frankfurt einladen. Ihren Brief hat er erst hier erhalten, nachdem dieser ihn überall aufgesucht hatte: „Wie sehr verlange ich wieder nach Ruhe bei dir,“ schreibt er am 9., „denn es geht Alles so confus um mich her.“ Der ihn überall verfolgende Freiheitsschwindel ekelte ihn an; selbst seine nächsten Freunde, Herder und Knebel, waren davon angesteckt, so daß er mit ihnen kein vernünftiges Wort sprechen konnte. „Ich kann nun hoffen, balde bei dir zu sein und mich mit dir zu freuen. Deine Schuhe, das Bügeleisen und andere Kleinigkeiten bringe ich mit; auch ist der Säbel für den Kleinen fertig. Grüße ihn recht schön und halte ihm allerlei Thiere, da er Freude daran hat . . . Behalte mich lieb und laß mich das Hauswesen recht ordentlich und zierlich finden. Es ist doch gar schön, wenn man seiner Geliebten wieder näher kommt.“ Am 16. schreibt er: „Noch bin ich hier, mein liebes Herz, und befinde mich bei meiner Mutter,

bei alten und neuen Freunden ganz wohl. Wenn du bei mir wärest so möchte ich wohl noch gern eine Weile hier bleiben; so aber wird mir's gar zu lange, bis ich dich wieder habe, und denke bald wegzugehen und dich wieder in meine Arme zu schließen . . . Ich verlange recht, das neue Zimmer zu sehen; es muß hübsch geworden sein. Wir wollen bald wieder im Stillen vergnügte Tage zusammen verleben. Lebe wohl. Küsse den Kleinen, grüße Herrn Meyer und behalte mich lieb, wie ich dich." Eine Woche vor seinem Geburtstage kehrte er, von den Seinigen, die so lange seiner entbehrt hatten, jubelnd empfangen, nach Weimar zurück. Seine Wohnung gewann nach und nach eine anmutige Gestalt, und die Freude an Frau und Kind, das ein glückliches Wesen mit hellen schönen Augen war, hob unendlich seinen behaglichen häuslichen Fleiß. Nur die Kunde vom unerwarteten Tod des Prinzen Konstantin störte seine Ruhe, da er besonders die Herzogin-Mutter über ihren jähen Verlust zu trösten hatte. Daß er dem Hofe in so mancher Beziehung unentbehrlich war, bemerkte Christiane nicht ohne Stolz. Außerordentlich erfreute sie die Eröffnung der Hofbühne mit dem ersten Oktober, die gleich im ersten Monat Goethes herrlichen, das Glück des Friedens und die Freude des Landes über die erwartete Rückkehr des Herzogs aus dem Kriege feiernden Prolog zu Goldonis „Krieg" brachte. Auch „Figaro's Hochzeit" fand die freudigste Anerkennung. Am 22. November wurde Goethe die ersehnte Tochter geboren, aber sie war so schwach, daß sie am 3. Dezember zu des Vaters rasendem Schmerze ihm wieder entrissen wurde. Den 5. schrieb er Jacobi: „Die trübe Jahrszeit hat mir trübe Schicksale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten." Auch diesmal fühlte er, wie der gemeinsam erduldete Schmerz die Liebe nähre. Diesmal stand ihm auch Meyer zur Seite, der vom wilden Ausbruche des Vaterschmerzes rührend zu erzählen pflegte. Am 15. wurde der Dichter durch die Rückkehr des Herzogs erfreut, der jetzt, wo an ein Zusammenwirken der deutschen Staaten gegen Frankreich nicht mehr zu denken war, seine ganze Thätigkeit wieder dem eigenen Lande zuzuwenden entschlossen war. So erschütternd tief der Schmerz gewesen war, so rasch stellte sich Goethe von dem häuslichen Unfall wieder her. Wenn am 7. Dezember Mozarts „Hochzeit des Figaro", wie es auf dem Theaterzettel hieß, nach dem Italienischen bearbeitet, gegeben wurde, so kann die Bearbeitung nur von Vulpius gemacht gewesen, von Goethe durchgesehen worden sein. Vulpius dichtete auch den Epilog zum 29. Dezember. Am Anfange des Jahres 1794 betrat die „Zauberflöte" mit dem von Vulpius bearbeiteten Texte die Weimarer Bühne, auf der sie bis zum 12. April zehnmal wiederholt wurde. Ihr folgte der gleichfalls von Vulpius übersetzte „König

Theodor in Venedig" von Paësiello, der bis zum Mai dreimal wiederholt wurde. Auch das von Vulpius bearbeitete, zuerst am 8. Februar gegebene Schauspiel Kratters „Das Mädchen von Marienburg" wurde ein Lieblingsstück. Nach Burkhardt übergehen die Theaterzettel die Angabe der Bearbeiter. Wiederholt traten andere Opern, Singspiele, Schau- und Lustspiele daneben auf. Seit diesem Frühjahre hatte der Hof für die jungen herzoglichen Kinder Goethes Gartenhaus an der Ilm gepachtet, das vom Herzog ihm 1776 geschenkt, in den letzten Jahren aber von Christiane zu wirtschaftlichen Zwecken gebraucht worden war. Goethe durfte sich dem Verlangen des Herzogs nicht entziehen, da dieser keinen anderen entsprechenden Garten bei Weimar fand. Deshalb ließ er von Christiane den Wert bestimmen, den das Gartenhaus jährlich für sie habe. Der Herzog fand die geforderten achtzig Thaler etwas hoch, bewilligte sie aber endlich. Daß die Verpachtung des vom Herzog einst geschenkten Gartens manches Gerede über die nicht in der Gunst der Weimaraner stehende Christiane veranlaßte, war natürlich. Zur besonderen Freude gereichte dieser die wunderbare Fruchtbarkeit dieses Jahres, obgleich sie den Garten an der Ilm diesmal entbehren mußte. Ihr Geheimrat trieb damals ein Quodlibet wissenschaftlichen und dichterischen Fleißes; der letztere wurde auch vom Verleger entsprechend belohnt, Reineke erschien als zweiter Band seiner „Neuen Schriften" (den ersten bildete der „Großkophta"), ja Goethe hatte sich entschlossen, auch seinen ihm so lange im Sinne und auf dem Herzen liegenden „Wilhelm Meister" in den vier folgenden Bänden der „Neuen Schriften" bald hintereinander erscheinen zu lassen. In seinem Hinterhause ließ er einreißen, in der Hoffnung, die Herstellung könne während seiner Abwesenheit geschehen, aber bald zeigte sich, daß zu manchen Entscheidungen seine Gegenwart nötig sei, und so mußte er sich entschließen, vom Gewerkentage zu Ilmenau Ende April fern zu bleiben. Im Mai bewirtete er in seinem Hause den berühmten Dichter der „Luise" Johann Heinrich Voß auf das glänzendste, doch mußte Christiane als Hausfrau sich zurückhalten, da keiner dem frommen Manne sagen durfte, daß sein Sohn von einer Hausmamsell stamme, obgleich selbst Wieland sich nicht scheute, August als Sohn der Magd herabzuwürdigen. Im Hause unterblieb der Weiterbau, nur die in den Garten führenden Zimmer wurden in den nächsten Wochen fertig gemacht. Bei allen Baulichkeiten beriet er sich mit Christiane, die an dem jetzt erschienenen „Reineke" ganz besondere Freude hatte. Von Schillers Annäherung dürfte er sie nicht besonders unterhalten haben, obgleich er ihr von seiner Zusammenkunft mit diesem in Jena gesprochen haben wird. Am 25. Juli begleitete er den Herzog auf einem Ausfluge nach

Dessau und Dresden, von dem er erst Mitte August zurückkehrte. In diese Zeit fällt denn auch wieder ein herzlich vertraulicher Briefwechsel mit seiner Hausfrau. Am 30. Juli schreibt er ihr von Wörlitz: „Wir haben hier schöne Tage und mancherlei Vergnügen gehabt; morgen gehen wir nach Dessau, wo der Kattun wird gekauft werden . . . Laß dir gleich ein Hauskleid machen, damit mein Kind geputzt ist, wenn ich wiederkomme.“ Da aber die Absendung des Packets sich verspätete, schrieb er am 1. August, sie werde es zu ihrem Geburtstage (den 6.) erhalten, zu dem er ihr Glück wünsche; auch ein paar Halstücher seien dabei, ohne die es nicht habe abgehen können. Von Dresden vernimmt sie, daß er dort acht angenehme Tage mit Meyer verlebt habe, der sie grüßen lasse und auch ein recht artig Bildchen für sie gemalt habe, das er ihr mitbringen werde; bis er sie wiedersehe, könne es wohl noch einige Tage währen, aber eine Zwischenadresse könne er ihr nicht angeben. „Wenn wir zusammenkommen, soll es wieder gute Zeit werden.“ Bei Schillers denkwürdigem Besuche vom 14. bis zum 27. September ließ Christiane sich nicht vor diesem sehen, weil sie wußte, wie bitter dieser, seine Frau und Frau von Stein sie haßten. Mit dem Oktober fand Christianens Theater-, Redouten- und Tanzlust ihre vollste Befriedigung, woneben sie als sorgsame Hausfrau und liebevoll teilnehmende Gattin und Mutter ihre Pflichten treulich erfüllte, da sie sich von allen eigentlichen Ausschweifungen, deren ihre Neiderinnen sie gern schuldig gesehen hätten, durch inneren Trieb freihielt.

„Die vereitelten Ränke“ mit Cimarosas Musik erschienen auf der Weimarer Bühne zuerst den 24. Oktober, wiederholt am 1. November. Goethe selbst hatte die Gesänge übersetzt, den Dialog wohl Vulpius. Ganz so teilten beide sich, wie wir wissen, in Anfossis „La Maga Circe“, die als „Circe“ am 22. und 29. November gegeben wurde. Goethe muß hiernach zur Zeit außerordentlich heiter sich befunden haben.

In den folgenden Jahren brachte Goethe einen großen Teil seiner Zeit bei Schiller in Jena zu, wobei Christiane die stete Vermittlerin der Verbindung bildete. Goethes Briefe an sie sind meist erhalten, alle schlagen den uns bekannten herzlichen Ton an. Der erste Aufenthalt im Jahre 1795 reicht vom 29. März (Palmsonntag) bis zum 2. Mai, aber die Briefe an Christiane haben sich nur bis zum 10. April erhalten. Am 9. schrieb er: „Ich bleibe noch einige Zeit hier, wenn du einmal auf einige Tage herüber kommen willst, so soll es mir lieb sein. Dem Kleinen wird es viel Freude machen.“ Am folgenden Tage heißt es: „Hiermit, mein Liebchen, schicke ich dir fünf leere Bonteillen und sogar die Stöpsel dazu, damit du siehst, daß ich ein gut Beispiel in der Haushaltung nachzuahmen weiß.

Es freut mich, wenn Ihr Euch lustig gemacht habt, ich dachte schon, das Wetter hätte Euch den Spaß verdorben. Sonntag abends kommt Meyer hinüber und bleibt die Nacht. Er wird dich an den Mangold erinnern; das Säckchen liegt in meiner Bibliothek, und du wirst wohl thun, wenn du ihn bald in die Erde schaffst. Richte dich ein, wenn du herüber kommst, daß du einige Tage bleiben kannst. Grüße mir das Bübchen. Ich wünsche zu hören, daß deine Uebel leidlich sind, wenn sie nicht sich bald gar entfernen." Goethe wagte es jetzt, obgleich Herder und der Herzog ihm davon abgeraten hatten, die „Römischen Elegien" nach feinster Durcharbeitung in Schillers „Horen" abdrucken zu lassen, obgleich die Gegner einzelne Stellen auf seine Christiane beziehen, ja glauben konnten, die Dichtung sei ganz aus seiner Liebschaft hervorgegangen, was denn wieder scharfe Bemerkungen des Hasses veranlassen mußte. Diese hatte unterdessen Gelegenheit gehabt, bei einem ihn äußerst peinigenden rheumatischen Uebel sich recht hilfreich zu bezeigen, zu dessen voller Heilung er wieder Karlsbad aufsuchte. Die Reise dorthin erzeugte eine Anzahl Briefe an die Geliebte, die beweisen, daß das Verhältnis an Herzlichkeit und Zärtlichkeit noch nichts verloren hatte. Über die „Angelchen" wird wieder gescherzt, sie könnten ihr aber keinen Abbruch thun; denn man sähe erst recht, wie sehr man Ursache habe, seinen treuen Hausschatz zu lieben und zu bewahren. Daß es zu Hause beim Liebchen am besten sei und welche Sehnsucht er nach ihr und Gustel habe, spricht er in mannigfaltigen Wendungen aus, auch gedenkt er der mitzubringenden Geschenke, doch verschweigt er nicht, daß er an der Gesellschaft rechten Anteil genommen und ihretwegen auch noch einige Tage zuzusetzen gedenke, wenn er auch nicht, wie gegen Schiller, eines zur Unterhaltung mit einer Dame begonnenen Romans gedenkt. Im letzten Briefe von Ende Juli heißt es: „Ich freue mich herzlich, dich wiederzusehen und dir zu sagen, daß zu Hause, bei seinem Liebchen das Beste in der Welt ist; denn am Ende, wer's nicht hat, sucht ein Zuhause und ein Liebchen. Grüße das Kind, ich weiß noch nicht, was ich ihm mitbringe, für's Mutterchen war schon eher (durch) Taffet) gesorgt. Ich hoffe, ihr werdet wohl sein, im Hause wird die Arbeit zurucken und ich werde Euch vergnügt antreffen." Schon am 25. August mußte er wegen eines Stollenbruches nach Ilmenau; seinen sechsjährigen Gustel nahm er mit, dem er dort eine kleidsame Bergmannstracht machen ließ, da er im Zuge der Bergleute mitgehen sollte. Seine Freude, daß der Knabe so vernünftig frage (nur in die Kirche wolle er nicht), spricht er Christiane am 2. September aus. „Er bringt dir eine Tasse mit, die man ihm geschenkt hat, und füttert sich überhaupt aufs Beste. Ich bringe einen Wildpretsbraten mit, und will nächste Woche

Gäste darauf bitten." Freund Meyer sollten sie freilich in den nächsten Jahren verlieren, er sollte bald nach Italien, um Studien zu einem gemeinsam mit Goethe herauszugebenden Werke über das gesegnete Land zu machen; er selbst wollte ihm im nächsten Jahre folgen, was freilich für seine Gattin ein trauriger Gedanke war. Mit Schiller stand er jetzt so gut, daß er den im vorigen Jahre geäußerten Wunsch einer Verschwägerung ihrer Häuser wieder aufnahm. Am 10. November genas Christiane von einem zarten Knaben. Von Jena, wohin er sich vor kurzem begeben hatte, wurde er durch einen Eilbrief zurückgerufen, und schon nach einer Woche erlitt er den Schmerz, zum drittenmal ein Kind zu verlieren. Bei Übersendung eines neuen Bandes von „Wilhelm Meister" zeigte er den neuen Verlust Frau von Stein an; diese aber war hart genug, ihrem Fritz zu schreiben, Goethe habe wieder ein Faulconbridchen (mit Beziehung auf Shakespeares „König Johann") taufen lassen, das gestern wieder gestorben sei. Noch vor Ende des Jahres war Schiller auf Goethes Plan eingegangen, die Gegner seiner „Horen" mit scharfen Xenien zu bedenken, wodurch wieder ein leidenschaftliches Kriegsgeschrei erregt werden mußte, das die Feinde der beiden Dichter noch mehr reizte und erstaunlich vermehrte.

Am Anfange des Jahres 1796 hatte der Herzog den Pacht des Gartens an der Ilm als zu theuer gekündigt. Das Eingreifen der Frau in diese Angelegenheit war dem Herzog, dem überhaupt die bürgerlich einfache, ungebildete Frau seines Ministers nicht behagte, sehr ärgerlich, besonders daß er einen übertrieben hohen Pachtpreis hatte zahlen müssen. Aber der Garten war das Einzige, was ihr und ihrem Sohne bei Goethes Tod gesichert schien, da die Schenkung des Hauses auf dem Frauenplan etwas bedenklich war und sie hatte berechnet, welchen Wert der Garten jährlich für sie habe. Auf einen Verkauf oder einen Tausch wäre sie gern eingegangen, wenn ein entsprechender Vorschlag ihr gemacht worden wäre. Über die Verhandlungen wegen des Gartens besitzen wir zwei Äußerungen des Herzogs an Voigt. In der ersten heißt es nach der Mitteilung, er habe Goethe den zu hohen Pacht aufsagen lassen: „Er hat sich neulich geäußert, daß, wenn ich seiner Wittwe eine mäßige Pension ansetze, er den Garten wohlfeil lassen wollte; die Frau meinte dabei, daß ihr Land lieber sei wie Geld. Auf ungefähr 80 Thaler Interesse schlagen sie den Wert des Gartens an. Ich kann den Garten der Kinder wegen nicht gut entbehren." In der anderen lesen wir: „Goethe will seinen Garten verkaufen; er hätte gern Geld dafür, aber die Frau will dieses nicht, weil sie weiß, daß es zersplittert werden würde (durch Ankäufe von Kunstgegenständen), sie wünscht lieber Grundstücke. Lassen Sie nachsehen, was die Kammer an

Krautländereien in der hiesigen Flur noch besitzt." Aber die Sache zerschlug sich. Vom 2. bis zum 17. Januar ist der Dichter in Jena, wo er, wie Christiane weiß, das siebente Buch des so bedeutenden Romanes endigen will. Ein beabsichtigter Besuch von Frau und Kind in Jena, über den in zwei Briefen die Rede ist, kam nicht zu stande: sie hätte gleich bei ihm am Schlosse anfahren und mit August aufs Kabinet kommen sollen, auch hatte er sie gemahnt, sich und das Kind der Witterung wegen recht einzuwickeln. In Weimar gaben die Oper „Die neuen Arkadier" von Süßmeyer, in Bearbeitung von Vulpius, Ifflands Schauspiel „Die Advokaten" und die wöchentlichen Redouten Christiane erwünschte Unterhaltung. Während seines zweiten Jenaer Besuches vom 16. Februar an erlaubte er Christiane ihren Wunsch, ein Stückchen Krautland anzukaufen, da diese immer seltener werden würden; doch möge sie ihm dessen Lage näher angeben. Auch bittet er sie, darauf zu achten, daß das Haus, wenn sie in der Komödie sei, unter Aufsicht stehe. Bei dem schönen Märzwetter läßt er seine kleine Familie nach Jena kommen, auch möge sie ihre Schwester und ihren Bruder mitnehmen, der schon jetzt des Elendes wegen häufig sich in Weimar aufgehalten haben muß, wo er damals zu mehreren Opern von Wenzel Müller und Wranitzky neue Texte schrieb. Er bestimmt, daß sie im Bären absteigen, sie selbst aber soll sogleich zu ihm kommen, da er sich sehne, sie wieder einmal ans Herz zu drücken und ihr zu sagen, daß er sie recht lieb habe. Der Besuch dauerte vom 8. bis zum 12., wovon drei Tage besonders auf dem Eise verlebt wurden. Daß damals sein Gustel mit Schillers im dritten Jahr stehenden Karl bekannt wurde, ja Christiane auch Schillers Frau kennen lernte, ersehen wir aus der Äußerung eines Briefes an Schiller: „Viel Grüße der Frauen (hier ältere Form für die Einzahl), August freut sich auf Karlen." Am 23. kam Schiller auf längere Zeit zu Goethe, um den Gastvorstellungen Ifflands beizuwohnen, die ein sehr bewegtes Gesellschaftsleben in seinem Hause veranlaßten. Dabei hatte die Hausfrau alle Hände voll, aber auch an den Theatervorstellungen und Goethes glücklicher Stimmung den reichsten Genuß. Damals kam Gustel häufig mit Schillers Karl bei Frau von Stein zusammen, die auch dem Kinde ihres früheren Liebhabers sehr zugethan war; aber dadurch stieg Christianens Haß gegen ihre Nebenbuhlerin, diese aber war wohl auch darüber erzürnt, daß die Mutter Gustel etwas Wein trinken ließ, wovon Goethe ihren jungen Fritz streng ferngehalten hatte; aber seinen Gustel wollte er dieses Genusses nicht entbehren lassen. Als Goethe nach Ifflands Scheiden am 28. nach Jena zurückkehrte, wo er viel mit der Familie Körner bei Schiller zusammen kam, fühlte Christiane sich um so einsamer und recht betrübt, weil sie eben jetzt viel von den Anfeindungen ihrer Gegnerinnen

vernahm. Als am 29. Körners Schwägerin, die Malerin Dora Stock, ihn einmal unschuldig fragte, warum er nicht heirate, antwortete er ernst, er sei verheiratet, wenn auch nicht mit Ceremonien, was denn auch Schillers Gattin sich wohl merken mochte. Denselben Tag schrieb Goethe seiner Christiane: „Ich habe Götzen (seinem früheren Diener, jetzt Wegebaukonduktenr in Jena) aufgetragen, dir einige Schock Kohlrabipflanzen zu schicken, damit wir doch einen Anfang machen. Versäume ja nicht, sogleich Spinat zu säen. Noch kann ich nicht viel sagen: Meine Sachen sind im Werden: ich hoffe, es wird gut gehen." Wie schwer es Christiane fiel, oft und lange von dem Geliebten getrennt zu sein, besonders da in Weimar ihr guter Ruf von argem Neide so schmachvoll verletzt wurde, verrät Goethes Antwort vom 1. Mai: „Ich bitte dich herzlich, mein liebes Kind, die schönen, guten Tage zu genießen, die du vor so vielen Andern haben kannst, und dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu lassen. Du weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen; vielleicht gelingt mir es auch hier nicht, und ich muß doch nach Ilmenau. Lebe recht wohl, grüße und küsse das Bübchen; Ihr sollt mich bald besuchen." Zu seinem Verdrusse wollte es ihm auch weiter mit der Dichtung nicht gelingen, auch tröstete er Christiane, der er drei Tage später antwortete: „So mag ich es gern sehen, wenn du vergnügt bist in guter Gesellschaft und dann wieder zu Hause fleißig und sorgfältig bist. Genieße ja der guten Tage und behalte mich lieb. Da Herr Cotta sich in verschiedenen Geldsorten (Louisd'or und Carolinen) wohlgehalten hat, so schicke ich dir auch etwas davon. Lebe wohl! Grüße und küsse den Kleinen. Karl läßt ihn schön grüßen. Mir geht es auch recht gut, nur daß der Roman nicht rücken will." Das muß er auch am 10. wiederholen, wo er eine gute Art Bretzeln schickt, die mit einem Gläschen Rotwein genossen, ihr und dem Kleinen wohl schmecken und wohlbekommen würden.

Von hier an fehlen uns ein Vierteljahr alle Briefe Goethes an seine Gattin. Aus dem Tagebuch wissen wir, daß er vom 12. bis zum 14. die vortreffliche Idylle „Alexis und Dora" schuf und darauf im schärfsten Gegensatze dazu den heiteren Spott über die Musen und Grazien der Mark hinwarf, mit der Gesellschaft in der Gegend herumstreifte, einmal Besuch von Weimar hatte. Mit den Seinigen fuhr er am 23. nach Dornburg. „Cellini" und der Roman beschäftigten ihn. Ende des Monats hatte er seinen Gustel bei sich, der im Schloßhofe mit der drittehalb Jahr älteren Tochter des Universitätsstallmeisters, der später berühmten Malerin Luise Seidler, spielte. Am 8. Juni kehrte er nach Weimar zurück, wo er den Roman vollendete, den er nur noch genau durchzusehen hatte. Zu

Jena finden wir ihn wieder vom Abend des 16. bis zum 19. Juli, aber erst am Abend des 18. August nach Beendigung der Durchsicht des Romans beginnen die erhaltenen Briefe an Christiane. Er hatte sie mit Gustel auf Sonnabend den 27. eingeladen, wo in Jena Ball sein sollte, und man Abends ein Feuerwerk abbrennen wollte, worauf Christiane sich wohl besonders des Knaben wegen gefreut hatte. Doch mußte er ihr bald melden, aus dem Feuerwerk werde nichts, aber vielleicht will er etwas von Jena mitbringen, das sie in seinem Garten abbrennen können. Wie sehr er sich auf ihre Ankunft freue, spricht er am 23. aus, leider könne er nicht, wie er gehofft, mit ihnen zurückkehren, auch nicht sie länger in Jena halten, da er noch sehr viel zu thun habe, wozu er sich ganz allein überlassen sein müsse. Wahrscheinlich wollte er sie mit seiner großen Idylle, dem späteren Bürgerepos „Hermann und Dorothea", überraschen, von dessen Inhalt er sie wohl längst unterhalten hatte. Er wünscht sehr, daß ihnen das Späßchen seines Besuches am Sonnabend und Sonntag gelingen möge. Wolle sie auch die befreundete Familie Werner mitbringen, so müsse sie freilich denselben Tag wieder zurückkehren. Der Besuch fand wirklich am 27. und 28. statt. Vom Schlusse des Monats meldet das Tagebuch nur die Überschwemmung der Lentra. Am 1. September kam Goethe auf einen Tag nach Weimar, um den Herzog zu sprechen. Was ihn nach Vollendung des letzten Buches des Romans dichterisch beschäftigte, gesteht er auch der Gattin nicht. In seinem tiefen Sinnen hatte er vergessen, dieser etwas durch den Boten zu sagen. Auf ihre Beschwerde darüber schreibt er ihr durch die Post, aber das, was ihn eigentlich in Spannung hält, darf er ihr auch jetzt noch nicht sagen, obgleich diese längst den Stoff weiß, der ihn so aufregt; es war der Inhalt der großen Idylle, die Verbindung des wohlhabenden Bürgersohnes einer Landstadt wider den Willen des Vaters mit einer auf der Flucht begriffenen Ausgewanderten. Aus dem ihm eigenen Aberglauben, ein Werk, von dessen Ausführung er Anderen eine Mitteilung gemacht, könne nicht zu stande kommen, mußte er seinen Kampf, ob er jetzt die große Idylle wagen dürfe, ihr verschweigen. Schon am 4. September schreibt er, erst am Ende der Woche (am 10.) könne er mit seinen Sachen fertig werden und bestimmen, wann er nach Hause zurückkehre, wo er die Camera obscura fleißig besuchen werde. Zwei Tage später schreibt er: „Noch kann ich dir heute nicht sagen, wenn ich kommen werde. Auf den Sonnabend wird sich's entscheiden lassen; die Sachen gehen nicht so geschwind, als man denkt, man verrechnet sich im Kleinen immer um Tage, wie im Großen um Wochen und Monate. Bringe ja deinen Haushalt recht in Ordnung und richte dich ein, daß wir ein gut Stück des Oktobers hier zubringen können.

Sorge für deine Reitequipage und was dazu gehört; denn da wir die Reitbahn im Hause (er wohnte im Schlosse) haben und der Stallmeister auf jede Art gefällig ist, so wäre es unverantwortlich, wenn ich dir den Spaß nicht machen wollte. Laß die Bücher, die ich auf beiliegendem Blättchen verzeichnet habe, durch deinen Bruder in meiner Bibliothek aufsuchen und schicke mir sie durch die rückgehenden Botenweiber." Am 9. heißt es: „Ich kann dir nicht sagen, mein liebes Kind, ob ich in den nächsten Tagen kommen werde; es kommt alles darauf an, ob sich die Lust bei mir zu einer neuen Arbeit einfindet. Geschieht das, so bleibe ich hier, es ist nämlich die große Idylle, von der du weißt; könnte ich diese noch diesen Monat fertig machen, so wäre ich über alle Maßen glücklich." So war also endlich das große Geheimnis heraus. Im Tagebuch heißt es am 9.: „Neuer Antrieb zur großen Idylle." Den 13. schreibt er: „Diese Woche will ich noch hier bleiben, mit meiner Idylle geht es sehr gut; sie wird aber viel größer, als ich gedacht habe. Den Sonnabend erfährst du, was ich weiter vorhabe; vielleicht komm ich die andere Woche gerade zu hinüber, und wir können wegen der Weinlese immer noch beschließen, was wir wollen, und wie sich die Umstände zeigen. Lebe recht wohl und verzehre das Obst, das ich dir schicke, mit dem Kleinen, den du recht hübsch grüßen magst." Der Brief begann mit der Bitte, ihm eine Rolle von sechszig Laubthalern zu senden, da er für Meyer eine Zahlung nach Italien zu schicken habe. „Er grüßt dich schön, ist aber in Florenz sehr unruhig. Ich fürchte fast, er packt auf und kommt zurück; da wäre denn dein Wunsch erfüllt (da er selbst denn auch nicht nach Italien reisen würde). Er schickt sogar ein Recept zu forcirtem Sauerkraut mit. Zu der Hochzeit wünsche ich dir viel Vergnügen, erkundige dich, was die Andern geben und gib weder zu viel noch zu wenig." In einem gleichzeitigen Briefe an den Landkammerrat Assessor Kirms, der vom Hofmarschallamt zu der Theaterkommission beordert war, heißt es: „Ich schicke das Buch von Macbeth zurück, Herr Vulpius muß es auf alle Fälle noch erst durchsehen und mir Vorschläge thun, wie einige Personen zusammen zu ziehen wären; doch die Veränderungen nicht selbst machen. Ich kann gegenwärtig das Stück weder durchlesen noch durchdenken."

Von hier an fehlen bis zum Ende des folgenden Monats alle Briefe an Christiane. Nach dem Tagebuche ward der zweite Gesang am 13. fertig, am 16. war dieser mit den beiden folgenden vollständig, am 19. auch die erste Hälfte des ersten Gesanges. Am Abend kamen die Seinigen und blieben bis zum 25., wo sie sich der Vergnügungen der Weinlese freuten, die freilich in diesem Jahre höchst unbedeutend war. Christine wird sich der vollendeten Gesänge herzlich

gefreut haben. Erst nach ihrer Abreise am 28. ward das Gedicht wieder vorgenommen. Am 5. Oktober kehrte er nach Weimar zurück, wo am folgenden Tage die Wintervorstellungen mit der ewig jungen „Zauberflöte“ wieder eröffnet wurden und andere beliebte Stücke folgten. Daß er am 9. und 10. zu Hause manches in Ordnung brachte, vom 16. bis zum 23. viel beim kranken Herzog verweilte, dem er am 21. sein Gedicht vorlas, berichtet das Tagebuch.

Am letzten Oktober reiste er an einem schönen Tage mit seinem Gustel nach Ilmenau, wo er mehr zu thun fand, als er gewünscht hatte. Zwei Briefe, die er während seiner elftägigen Abwesenheit an Christiane schrieb, zeugen von der alten Herzlichkeit. Eine der giftigsten von den zahlreichen Schimpfschriften gegen die Xenien wendete sich besonders gegen seine natürliche Ehe. Wie tief auch die Schmähung Christianens, die als Füchsin verspottet wurde, diese verletzte, die mannhaft tapfere, dichterisch herrliche Hinwegsetzung über die gemeine Seele, die hier ihr Mütchen gekühlt hatte, war um so erhebender; freilich wurde die Freude über die gelungene Dichtung dadurch getrübt, daß der ängstlich gewordene Schiller es für gefährlich hielt, sie in den „Horen“ zum Abdruck zu bringen. Auch am Weimarer Hofe war man über die Xenien entrüstet. Frau von Stein schrieb ihrem Fritz: „Herzog und Herzogin finden 's nicht Unrecht, daß man den zwei Herren, welche glaubten, allein auf dem Parnaß zu befehlen, in ihrer Manier geantwortet hatte“; besonders gönnte sie es Goethe, daß man ihm seine unsittliche Verbindung mit Christiane nicht geschenkt habe. Beschränkter zu urteilen, war wohl unmöglich. Goethe las zu Weihnachten sein episches Gedicht „Hermann und Dorothea“ manchen Freunden vor; auch dem zu Jena Medizin studierenden Sohn von Friedrich Jacobi, dem dichterisch begabten Max, der die Ferien gern in Goethes Hause zubrachte und mit Christiane sehr vertraut geworden war.

Einen großen Ärger hatte Goethe an ihrem Geburtstage auf ganz unschuldige Weise Frau von Stein gemacht. Sie muß diese Geschichte brühwarm ihrem Fritz berichten. So schreibt sie denn in leidenschaftlicher Hitze: „Es kommt heut früh eine Magd mit einem schönen Compliment von Mademoiselle Vulpius und hier überschicke sie mir eine Torte zu meinem Geburtstag. Der kleine Felix (wie sie Gustel jetzt nach dem Sohne von Wilhelm Meister nannte) brachte mir zugleich einige bunte Zeichnungen, die er halb mit Hilfe seines Vaters gemacht hatte. Kann man sich etwas Dummeres vorstellen, als das Gänschen?“ Diesen Ehrentitel scheint der Zorn Charlottens für Christiane gewählt zu haben. Der Ärger wurde dadurch wohl vermehrt, daß Goethe nicht wie früher ein paar Worte als Glückwunsch hinzugefügt hatte. Sie stellte sich vor, Christiane habe dies

ganz aus sich gethan, oder das Ganze sei ein Scherz ihrer Nichte Amalie, wie Bruder und Schwägerin vermuteten, welche Zeugen dieser seltsamen Überraschung gewesen waren. Zugleich aber quält sie der Gedanke, Goethe habe gemeint, ihr eine rechte Gnade zu erweisen, wenn er ihr durch seine Christiane einen Kuchen schenke; und sie schließt mit dem Gelübde, alle Verbindungen mit Poeten aufgeben zu wollen, die ein recht inkonsequentes Völkchen seien; kann aber dabei sich nicht aus dem Kopfe bringen, man werde sie über die Geschichte auslachen. Daß die Nennung der Vulpius ein bloßes Versehen der Magd sei, fiel ihr nicht ein.

Am 28. Dezember begleitete Goethe wieder einmal den jetzt ganz versöhnten Herzog nach Leipzig, wo er mit einer Unzahl alter und neuer Bekannten heiter verkehrte und an dem großartigen Treiben der zur Neujahrsmesse von Fremden besuchten Großstadt sich erfrischte. Schon im Neujahrsbriefe an Christiane erklärte er, daß er den Gedanken aufgegeben, länger in Leipzig zu bleiben, da in dieser Jahreszeit, besonders bei Thauwetter, kein Heil und keine Zufriedenheit zu erwarten sei. Er hatte den Juden (Handelsmann) Elkan kommen lassen, um ihm Ketten zu bringen, da seine Frau eine solche gewünscht hatte; aber da dieser nur altes Zeug ihm zeigte, verschob er den Kauf bis zur Rückkehr von Dessau. Am 3. meldete er, daß er auf dem Schlitten, aber nicht auf dem Schnee in Dessau angekommen sei.

Von dort kehrten sie am 6. nach Leipzig zurück, wo sie am Abend auf einem glänzenden Balle erschienen zum Entsetzen des Xenienfeindes Dyk, was er im dritten leider verlorenen Briefe an Christiane launig erzählt haben wird. Am 8. war das Schema zum Schlusse des Gedichtes vollendet; die letzten Tage waren sie viel mit dem Erbprinzen von Darmstadt zusammen. Schon am 10. wurde er kurz vor Mitternacht von den Seinen herzlich empfangen, die er mit erwünschten Geschenken erfreute. Nachdem er die beiden folgenden Tage mit verschiedenen Anordnungen in seinem Hause beschäftigt gewesen, fuhr er am 13. nach Jena, um Schiller und die Humboldts zu besuchen, kehrte aber denselben Abend zurück.

Am 16. Januar bot er durch Vermittlung Böttigers den Verlag seines Gedichtes dem Buchhändler Vieweg an; die Höhe des Honorars war auf einem versiegelten Zettel angegeben, der erst geöffnet werden durfte, wenn die von Vieweg gebotene Summe nicht geringer sei; doch sollte auch die Forderung nicht erhöht werden, wenn das Gebot sie übersteige. Der Verleger hatte sich zur Zahlung von tausend Thaler in Gold für ein episches Gedicht Goethes in ungefähr zweitausend Hexametern bereit erklärt, das als Almanach auf das nächste Jahr erscheinen sollte. Der Anfang der Handschrift

solle Anfang April, der Schluß spätestens auf die Jubilatemesse geliefert werden. Vieweg hatte schon am 28. das gewünschte Gebot gethan, das allgemein im deutschen Buchhandel als ein Ereignis bezeichnet wurde. Auch Christiane erfreute sich dieses schönen Erfolges.

Fünf Tage früher waren der Erbprinz und die Prinzessin Karoline Gäste in Goethes Hause, in Gesellschaft von Frau von Stein, ihrer Schwester, zweier Nichten und Anderer und auf den Abend hatte sich die Herzogin zum Thee eingeladen; die Hausfrau mußte unsichtbar bleiben. So hatte der ganze Hof sich Goethe wieder genähert, der Xenienstrum war als eine Geniusthat anerkannt, zu der Keiner der mit Knütteln ihnen entgegentretenden Schaar fähig gewesen wäre. Auch dieses mußte Christiane zur hohen Freude gereichen. Leider hatte Goethe die Reise nach Italien noch nicht aufgegeben. Ein für das Theater erfreuliches Ereignis war die Anstellung der Sängerin Jagemann, die auf der Bühne zum erstenmal am 18. Februar im „Oberon" erschien.

Vier Tage später begab sich Goethe zu längerem Aufenthalt nach Jena. Frau und Kind hatten ihn bis Kötschau begleitet, und brachen in lautes Weinen aus, als sie ihn wegfahren sahen. Darauf bezieht sich der Anfang seiner Antwort vom 24: „Es war mir neulich auch gar nicht recht, Euch zu verlassen; wir waren, obgleich nicht gesprächig, doch gar wohlbehaglich beisammen." Weiter heißt es: „Ich sage dir nur, daß ich wohl bin und an allerlei Dingen arbeite in Erwartung der Laune zum Gedicht. Beiliegende Austheilung (der Rollen) gib deinem Bruder (der beim Theater thätig war und auch als Registrator bei der Herzoglichen Bibliothek) . . . Grüße den Kleinen und wenn das Haus in Ordnung ist, besorge alsdann die Aufsätzchen (wohl ein Tagebuch oder andere kleine Aufsätze, die Christiane zur Übung im Hochdeutschen zu machen versprochen hatte) auf das Allerschönste; indessen will ich sehen, was ich hier vollbringen kann." Aus dem März liegen uns vier Briefe an sie vor, dieses Gedichtes, seines starken Katarrhs und manches Vorkommnisses gedenkend. Am Abend des 2. war ein gefährlicher Brand in der Nähe seines Hauses entstanden, der Christiane in Schrecken versetzt hatte. Goethe verspricht, die Treppe nach ihrer Seite hin machen zu lassen. Da seine Frau, August und Vulpius die Stelle des verstorbenen Theaterdieners dem beinah verhungernden Hofkapelldiener zu übertragen wünschen, will er sehen, was sich thun läßt, und wirklich kann er ihren Wunsch erfüllen, nur will er den Theaterdiener unter keinen Umständen wieder im Schauspielhause schlafen lassen. Ihrem gewünschten Herüberkommen stehen zunächst andere Besuche entgegen. Da das Gedicht durch einen Besuch des Herzogs gestört worden ist, muß er sich fleißig daran halten, doch hat er nichts dagegen, daß

sie in Kötschau ihn treffe. Noch am Abend des Tages, wo die Zusammenkunft ihn erfreute, schrieb er ihr: „Es war mir gar zu angenehm, dich einmal wieder zu sehen, und ich habe jetzt wieder Lust, noch die Sachen wegzuarbeiten, die zunächst vor mir liegen, damit ich dich recht frei und heiter wiedersehen kann.“ Als er am 21. auch die zweite Hälfte des Gedichtes, das ihn so ganz allein beschäftigte, daß er nichts anderes sehen und hören wollte, begonnen hatte, denkt er schon an die baldige Rückkehr, die er am 26. auf den 31. sich vorsetzt, obgleich er eigentlich schon jetzt kommen könnte, wenn nicht Schiller ihm etwas aus seinem „Wallenstein“ vorlesen wollte. Beide Humboldts begleiteten ihn nach Weimar, wo endlich nach einer letzten Durchsicht die vier ersten Gesänge des Gedichts Ostermontag den 17. zum Drucke abgeschickt wurden. Darauf wandte er sich zu den fünf folgenden, woneben ihn manches Naturwissenschaftliche unter Alexander von Humboldts Rat und Beistand beschäftigte, ja schon hatte sich wieder ein neuer Plan zu einem epischen Gedichte gebildet. Am 24. erhielt man die bittersüße Kunde vom endlichen Frieden, welche wieder die Hoffnung erscheinen ließ, den Plan der Reise nach Italien auszuführen. Den 8. Mai meldete ihm Meyer seinen fieberhaften Zustand, der sich freilich schon gebessert hatte. Goethe erklärte sich jetzt fest entschlossen, anfangs Juli nach Frankfurt zu gehen, wo er mit seiner Mutter manches einrichten müsse, von da gedenke er, ihn in Italien aufzusuchen; sollte er etwa seiner Gesundheit wegen in die Schweiz zurückzukehren wünschen, so möge er ihm mitteilen, wo er ihn treffen könne. Mir scheint es unzweifelhaft, daß Goethe schon damals die Absicht hatte, Frau und Sohn seiner Mutter in Frankfurt vorzustellen; diesen so lang gehegten Herzenswunsch Christianens zu erfüllen, schien ihm Pflicht, da diese von dem Neide und Hasse seiner Gegner so viel zu leiden gehabt habe. Am 26. schreibt er dieser: „Ich hoffe, daß Ihr euch bei dem schönen Wetter wohlbefindet, und freue mich, daß euch der Hochzeitsspaß so gut gelungen ist. Die übersendeten Steine sind gut angekommen, wie auch der schöne Spargel. Ich bin die Zeit auf allerlei Art fleißig gewesen, und hoffe, noch Manches in diesen Tagen zu Stande zu bringen. Gestern Abend fuhr ich allein auf die Triesnitz, wo es recht lustig herging; ich hätte dich und das Kind dabei gewünscht.“ Zwei Tage später heißt es: „Es hat mich recht sehr gefreut, daß du mir auch einmal einen langen Brief geschrieben hast; und ich antworte dir sogleich mit der Post, um dir zu sagen, daß es mir auch ganz wohl geht; ob ich gleich, wenn ich die Wahl hätte, lieber in meinem Hause wäre, weil die Veränderung von Schillers Wohnung und das warme Wetter, bei dem man bei Tage nicht gut ausgehen kann, mir gar nicht behaglich ist . . . Der Frau v. Stein schicke ja von Zeit zu Zeit

etwas Spargel und schicke das Kind überhaupt manchmal hin.“ Es war ihm unerträglich, diese nicht wieder zu beruhigen, er ahnte ja nicht, daß sie ihren Haß in ihrem Drama „Dido“ ergossen hatte, das sogar von Schiller auf das übermäßigste gepriesen wurde. Ihrem Fritz hatte er vor kurzem geschrieben: „August grüßt dich schönstens, obgleich halb unbekannterweise; er ist recht artig geworden, jetzt wird er unter Herrn Professor Kästner von einem jungen Eisert unterrichtet.“ In einer Nachschrift zum angeführten Briefe an Christiane heißt es: „Herr Cotta hat sich mit lauter schönen Doppel-Louisd'oren gezeigt, an denen ich nur erst eine Freude haben kann, wenn ich dir sie aufzähle, oder sie zu deinem und des Kindes Nutzen anlege. Sage mir, was du lieber magst: ein Goldstück für dich zum Spaße oder etwas in die Haushaltung, wie man hier mancherlei anschafft. Lebe wohl, liebe mich. Sobald ich nur kann, komme ich zurück; wenn ich aufrichtig sein soll, so ist mir hier noch keinen Tag wohl geworden.“ Am 1. Juni kamen die Seinigen, mit denen er nach Dornburg ging; von dem vergnüglichen Ausflug kehrte er am 2. zurück, worauf Nachmittags Frau und Sohn wieder weggingen. Am 6. mußte er schreiben: „Der Schluß des Gedichtes (etwa hundert Verse) hat sich noch nicht gezeigt, dagegen habe ich eine große Gespenstergeschichte (Christiane wußte also nichts von dem Plane der so grausen wie dichterisch so hochstehenden „Braut von Korinth“) für den Almanach in diesen Tagen fertig gemacht. Wir müssen nun eben noch so Manches abwarten und uns in der Stille zu unserer Expedition vorbereiten ... Da es uns neulich auf unserer kleinen Reise zusammen so gut gegangen ist, so wünsche ich mir bald eine größere. Versäume nicht, mit Schilling (einem Wagenunternehmer) zu sprechen.“ Er hatte ihr nichts davon gesagt, daß er seine Mutter bestimmt habe, auf seine Erbschaft zu verzichten, wenn er vor ihr sterbe. Um Christianen zu beruhigen, schickte er ihr diesen Verzicht, woraus sie sehe, wie gut diese gegen sie denke: Alle nöthigen Reiseeinrichtungen könnten demnach gemacht werden und ehe vierzehn Tage vorüber seien, könne alles in der besten Ordnung sich finden. Die Mutter wünschte nur, daß sie acht Tage vorher den Tag seiner Ankunft wisse, und ob er einen oder zwei Bediente mitbringe.

Spätestens in diesem Jahre nahm er auch Christianens sechzigjährige Tante Juliane Augusta, die Tochter des Hofadvokaten Vulpius und ihre sechzehnjährige Stiefschwester Ernestine Sophie Louise in seinem Hause auf. In Briefen von der im Juli 1797 angetretenen Reise in die Schweiz nennt er diese seine Hausgenossinnen und verspricht, ihnen Geschenke mitzubringen. Zu ihrer Aufnahme standen Räume in dem umgebauten Hinterhause bereit, wo auch Christiane selbst mit ihrem Gustel wohnte.

Am frühen Morgen des 3. August kam er selbst, um 8 Uhr Abends die Seinigen in Frankfurt an, die er sofort der Mutter zuführte, da er Zeit genug gehabt hatte, sie auf deren Erscheinen vorzubereiten. Er hatte ihr mit der süßen Beredsamkeit seiner erregten Gefühle die Notwendigkeit seines außergewöhnlichen Schrittes, die schwierige Stellung seiner Frau in Weimar und die reichste Erfüllung seiner auf sie gesetzten Hoffnungen vorgestellt. Er selbst zeigte den Seinigen die merkwürdigsten Punkte seiner Vaterstadt und führte sie zu Verwandten und Freunden, die sich mit der gutmütigen, natürlich verständigen und heiter lebhaften Hausfrau freundlich unterhielten. Vier Tage aß Goethe mit der Mutter und den Seinigen an der großen Gasttafel im Gasthofe zum Schwan, zwei Tage fuhr er mit ihnen um die Thore und durch die Stadt, ließ sie die Merkwürdigkeiten, besonders den Römer anstaunen, bestieg mit ihnen den Pfarrturm, besah mehrere Kirchen, sein Geburtshaus, das große schweizerische Haus und den Wendelschen Laden, genoß auch den Anblick der Parade, der Komödie und des Schauspiels. Von den Fremden, die sie begrüßten, nennt das Tagebuch nur Wilms (Willemer). So hatte Goethe seiner Vaterstadt Frau und Kind vorgestellt. Am Nachmittag des 7. fuhren sie wieder weg, er selbst setzte erst am 25. seine Reise nach der Schweiz fort. Schon von Hanau aus begrüßten kleine Briefe der Scheidenden Vater, Gatten und Großmutter. Die Erwiderung der letzteren an die „liebe Freundin“ begann: „Das Vergnügen, so ich in Ihrem lieben, traulichen Umgang genossen, macht mich noch immer froh, und ich bin meinem Sohne vielen Dank schuldig, daß er mir solches zu verschaffen die Güte hat haben wollen; so kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch. Da wir nun einander kennen, wird die Zukunft immer vergnügter und besser für mich werden. Behalten Sie mich in liebevollem Andenken und von meiner Seite glauben Sie das Nämliche.“ Das volle Glück sollte ihr freilich erst die von der Sitte gebotene kirchliche Trauung gewähren, die auch Frau Aja beseligte, dagegen die vornehme Weimarische Damenwelt empörte, weil sie zugleich die Vulpius zur Geheimrätin erhob. Wir freuen uns, daß wir erweisen konnten, die Ehe sei eine herzinnige und treu bürgerliche gewesen, ihr Andenken war Goethe heilig und blieb es. Auch hielt sich das Verhältnis auf derselben Höhe, ja hob sich noch, als Goethe es mit starker Hand gegen die Verleumderinnen schützen mußte. Dies können wir im einzelnen und zur Erbauung jedes rechtlich Gesinnten noch heute deutlich zeigen.

Faustquellen.

Von Max Morris in Charlottenburg.

1.

Tagebuch vom 26. Februar 1827: „Abends Hofrath Meyer, den Prachtzug des Ptolemäus Philometor aus dem Athenäus vorlesend."

Zu dem V 27 ff. beschriebenen Zuge gehört auch ein V 34 ausführlich geschilderter Prachtwagen. Es heißt von ihm: *πομπὴν Ἀλεξάνδρου, ὃς ἐφ' ἅρματος ἐλεφάντων ἀληθινῶν ἐφέρετο χρυσοῦς, Νίκην καὶ Ἀθηνᾶν ἐξ ἑκατέρου μέρους ἔχων.* Außerdem bewegt sich in dem Zuge noch ein merkwürdiges Schaustück: *ἐφέρετο . . . φάλλος χρυσοῦς, πηχῶν ἑκατὸν εἴκοσι.*

Die Anregung für den Prachtwagen des Plutus, für die Einführung des Elephanten, auf dem die Nike thront und besonders für den goldenen Phallus, mit dem Mephisto die Weiber zum Kreischen bringt, wird also wohl Athenäus gegeben haben. Die Karnevalsscenen stammen vom Ende des Jahres 1827.

2.

Riemer berichtet, daß Goethe für die klassische Walpurgisnacht das Werk des Johannes Meursius: Creta, Rhodus, Cyprus, Amsterdam 1675, und zwar in dem Exemplar der großherzoglichen Bibliothek benutzte. Düntzer hat dann in seinem großen Faustbuch von 1850—1851 darauf hingewiesen und einige vollkommen zutreffende Citate gegeben, mit denen aber das reiche Material keineswegs erschöpft ist.

Goethe entlieh Mörs' Buch zum erstenmale am 9. Dezember 1829, und am gleichen Tage verzeichnet schon sein Tagebuch die Beschäftigung mit dem Rhodosbuch. Drei Tage später studiert er dann auch Cypern und Kreta. Am 7. Januar 1830 liefert er das Werk der Bibliothek zurück. Am 25. Februar entleiht er es zum zweitenmale und wieder heißt es schon am selben Tage: „Blieb für mich und las Meursius Creta." Goethe hat das Buch dann noch ein drittesmal entliehen, ohne daß das Tagebuch über die Benutzung Näheres meldet.

Mörs' Werk ist nichts weiter als eine sehr gelehrte und ganz formlose Citatensammlung, aber eben diese Fülle von unverarbeitetem und also auch unverfälschtem Stoffe machte es Goethe schätzbar. Die Lektüre hat in der klassischen Walpurgisnacht tiefe Spuren hinterlassen. Die Schemata im Paralipomenon 124 und 125, beide vom

Februar 1830, also auf der ersten Lektüre beruhend, haben als Gäste der Walpurgisnacht aus fernen Ländern außer den Kabiren von Samothrake die Telchinen von Rhodus und die Kureten und Korybanten von Kreta nach Mörs' Rhodus und Kreta. Im ausgeführten Faustdrama sind dazu noch die in den Schemata fehlenden Marsen und Psyllen aus Cypern gekommen, die Kureten und Korybanten aber ausgefallen. Also aus jedem der drei Bücher des Mörs sollte eine Gesandtschaft in die klassische Walpurgisnacht geleitet werden und für zwei ist diese Intention auch verwirklicht. Sehen wir nun zunächst im einzelnen, wie die Quelle auf die Formgebung der Faustverse gewirkt hat.

Faust, vor Vers 8275: Telchinen von Rhodus.
Mörs, Rhodus S. 7: „Diodor. lib. V: Insulam vero, Rhodum dictam, primi habitarunt, qui Telchines appellantur."

Faust, Vers 8289: Telchinen.

Alllieblichste Göttin am Bogen da droben!
Du hörst mit Entzücken den Bruder beloben.
Der seligen Rhodus verleihst du ein Ohr,
Dort steigt ihm ein ewiger Päan empor.

Mörs, Rhodus S. 3—5: Manilius, de ea agens, lib. IV.
„Tuque domus vere solis, cui tota sacrata es."
Hinc Phoebeia dicitur Lucano, lib. V.
„pelagique potens Phoebeia donis
Exornata Rhodus."
Item ἡλιάς. Luciano in Amoribus. „Ad Solis sacram delati Rhodum . . . ."
Dio Chrysostomus in Corinthiaca: „Soli quidem sacra est Rhodus . . . ."
Lucan. lib. VIII.
„claramque relinquit
Sole Rhodon."

Faust, Vers 8293:

Beginnt er den Tagslauf und ist es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle
Gefallen dem Gotte, sind lieblich und helle.
Kein Nebel umschwebt uns und schleicht er sich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen, die Insel ist rein.

Mörs S. 3—5: Plinius lib. II, cap. 42: „Rhodi nusquam tanta nubila obduci, ut non aliqua hora sol cernatur."
Solinus, cap. 17: „Nunquam ita coelum nubilum est, ut in sole Rhodos non sit."
Theophrastus lib. De Ventis: „Vehemens autem maxime Africus in Cnido et Rhodo: ociusque nubila, ocius vero etiam serenitatem facit."

Faust, Vers 8299:

Da schaut sich der Hohe in hundert Gebilden,
Als Jüngling, als Riesen, den großen, den milden.

Mörs S. 41: Plin. lib. XXXIV: Rhodi etiamnum tria milia signorum esse, Mutianus ter consul credidit. Ex his quadrigam solis refert idem postea . . .: „Nobilitatur Lysippus . . . imprimis . . . quadriga cum Sole Rhodiorum" . . . Plinius, lib. XXXIX: „Ante omnes autem in admiratione fuit Solis colossus Rhodi" etc. . . . Origenes, lib. XIV: „In hac urbe (Rhodo) Solis colossus fuit aereus, septuaginta cubitorum altitudine."

S. 46: Et haec quidem de colosso, tanto opere celebrato. Erant vero illic quoque centum alii. Plinius . . .: „Sunt alii minores hoc in eadem urbe colossi, centum numero, sed ubicumque singuli fuissent, nobilitaturi locum."

Faust, Vers 8301:

Wir ersten, wir waren's, die Göttergewalt
Aufstellten in würdiger Menschengestalt.

Mörs S. 19: Diodor. lib. V: „Simulacra quoque deorum primi (Telchines) fecisse memorantur."

Auch Proteus' Gegenrede fließt daher.

Was ist's zuletzt mit diesen Stolzen?
Die Götterbilder standen groß, —
Zerstörte sie ein Erdenstoß;
Längst sind sie wieder eingeschmolzen.

Mörs S. 43–44: Plinius: „Hoc simulacrum post quinquagesimum sextum annum terrae motu prostratum."

Polybius, lib. V: „Per idem tempus Rhodii, occasione terrae motus usi, . . . quo evenerat etiam, ut colossus ingens rueret," etc.

Orosius, lib. IV: „Tunc quoque magno terrae motu Caria et Rhodus insulae adeo concussae sunt, ut, labentibus vulgo tectis, ingens quoque ille colossus rueret."

Eusebius: „Caria et Rhodus ita terrae motu concussae sunt, ut colossus magnus ruerit."

Wie leicht und zierlich wird die edle Gestalt der Goetheschen Verse aus dem Citatenwust geboren! Weshalb Goethe gerade die Telchinen zur klassischen Walpurgisnacht beruft, werden wir weiterhin sehen. Zunächst wenden wir uns zu Mörs' Cyprus.

Faust, Vers 8359: Psyllen und Marsen.

Mörs S. 8 (auch S. 149): Plinius XXVIII: „Quorundam hominum tota corpora prosunt, ut ex his familiis, quae sunt terrori serpentibus: tactu ipso levant percussos, suctuve modico. Quorum e genere sunt Psylli Marsique et qui Ophiogenes vocantur in insula Cypro."

Faust, Vers 8359:

In Cyperns rauhen Höhle-Grüften,
Vom Meergott nicht verschüttet,
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften . . .
Bewahren wir Cypriens Wagen.

Mörs S. 38: Strabo, lib. XIV: „Hinc Idalium promontorium, in quo collis, asper, excelsus, mensae forma, Veneri sacer."

S. 52: „(Cyprus) terrae motu saepe vexata ac vastata." Dazu verſchiedene Beweisſtellen.

S. 12: Et *ἠνεμόεσσα*, ventosa, dicitur in eodem opere (die Argonautica des Orpheus): „Sardiniamque et Euboeam, tum etiam Cyprum ventosam."

Zonaras, annal. tom. I: „Haec Cyprus est, a Graecis ita dicta propter Deam, quae apud ipsos colitur: Venerum enim Cyprin dicunt."

S. 16: Erat autem Veneri sacra. Himerius, in Eclog. Orat.: „Cyprum poetae inter deos Veneri tribuunt, sicut Apollini Delphum." Phurnutus, De Nat. deorum: „Ex hoc insula Cytherorum sacra Veneri videtur, ac fortassis etiam Cyprus."

Antonius, in Itin.: „Insula Cyprus, sive Paphos, Veneri consecrata. Horat. lib. I, Od. 3: Sic te diva potens Cypri . . ."

Fauſt, Vers 8370:

Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler noch geflügelten Leuen
Weder Kreuz noch Mond . . .

Mörs S. 144: Tandem in Venetorum venit potestatem, quibus Turcae denique eripuere.

Auch aus Kreta ſollten urſprünglich Abgeſandte zum hohen Nachtfeſte kommen, die Kureten und Korybanten (Paralipomenon 124 und 125).

Mörs, Creta S. 12: Diomedes grammaticus lib. III: „Dactylus, a tractu digitorum dictus, vel ab Idaeis Dactylis, quos Curetas sive Corybantas poetae appellabant. Hi namque in insula Creta Jovem custodiendo, ne vagitu se parvulus proderet, lusus excogitato genere, clypeolis aeneis inter se concurrentes, tinnitu aeris illisi, rhythmica etiam pedis dactyli compositione, celavere vocem infantis. Sed nativitatis eorum causam vetusta fabulositas docet hanc fuisse. Aiunt Opem, in Idam, montem insulae Cretae, fugiendo delatam, manus suas imposuisse memorato monti et sic infantem ipsum edidisse; et ex manuum impressione emersisse Curetas, sive Corybantas . . ."

Pausanias, Elicae lib. I: „Jove autem nato, Rheam pueri custodiam commississe Idaeis Dactylis, qui idem Corybantes dicebantur."

Strabo, lib. X: „Suspicantur autem, Idaeorum Dactylorum posteros esse Curetas et Corybantas; ac primos quidem in Creta natos centum viros, Dactylos Idaeos appellatos; ab his vero natos aiunt Curetas novem et eorum unumquemque filios decem genuisse, qui Idaei Dactyli sunt nominati."

Auch die Tauben aus Paphos fand Goethe bei Mörs.

Fauſt, Vers 8340:

Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond ſo reichen Kreis?
Tauben ſind es, liebentzündet,
Fittige wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet,
Ihre brünſtige Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Mörs, Cyprus S. 54: Columbae hic (apud Paphios) eximiae commemorantur. Martialis lib. VIII, epigramm. XXVIII:
„Spartanus tibi cedet olor, Paphiaeque columbae."
Serenus Samonicus lib. De Medicina cap. 40:
„Atque fimum Paphiae pariter compone columbae."

Weshalb führt nun Goethe so wenig bekannte Fabelgestalten wie die Telchinen, die Psyllen und Marsen, die Kureten und Korybanten zur klassischen Walpurgisnacht? Da er sie nicht als bekannt voraussetzen darf, so entsteht für ihn jedesmal die Aufgabe, daß sie ihr Wesen selbst exponieren müssen.

Wir haben den Dreizack Neptunen geschmiedet ...
Wir ersten, wir warens, die Göttergewalt
Aufstellten in würdiger Menschengestalt ...
In Cyperns rauhen Höhle-Grüften
Bewahren wir Cypriens Wagen ...

Und so hätten es die Kureten und Korybanten auch machen müssen. Wozu schafft sich nun Goethe diese Schwierigkeit, da doch kein Mangel an Gestalten war, deren Name genügt, um deutliche Vorstellungen in uns auszulösen? Schauen wir uns einmal die drei Gruppen näher an.

Die Telchinen sind Erzbildner, und zwar Bildner göttlicher Gestalten: simulacra deorum primi fecisse memorantur. Die Kureten und Korybanten haben den höchsten Gott für die Menschen gerettet, sie haben über das bedrohte Zeuskind gewacht. Von den Psyllen und Marsen wird nichts derartiges berichtet, aber — und hier tritt Goethes Intention deutlich hervor — er schafft ihnen einen solchen Zusammenhang mit den höchsten Angelegenheiten der Menschheit. Er findet in seinen Quellen erstens, daß Cypern der Aphrodite heilig war, und zweitens, daß dort ein fabelhaftes Geschlecht der Psyllen und Marsen gehaust habe, die die Folgen von Schlangenbissen zu beseitigen wußten. Das letzte schiebt er beiseite und dichtet sich die Psyllen und Marsen in derselben Weise als Schützer des Schönen, wie er es von den beiden anderen Gruppen berichtet fand. Sie bewahren den Wagen der Aphrodite in den Höhlen Cyperns. Die Götter Griechenlands selbst hat Goethe mit gutem Bedacht nicht zur Feier der klassischen Walpurgisnacht herbeigerufen. Er selbst sagte zu Eckermann (21. Februar 1831): „die klassische Walpurgisnacht ist durchaus republikanisch, indem alles in der Breite neben einander steht, so daß der eine soviel gilt wie der andere, und niemand sich subordiniert und sich um den anderen kümmert." Aber das Göttliche, Höchste durfte im Gewimmel der halbgöttlichen Fabelgebilde nicht vergessen werden. Aus dem Citatenwust tauchen dem Dichter zwei Gruppen auf, die den Menschen das Göttliche vermittelt haben, er schafft eine dritte in freier Dichtung hinzu und

ruft sie alle zum Feste. Jede der drei Gruppen vertritt einen Gott. Neptun hat den Telchinen für heute seinen Dreizack verliehen, die Kureten und Korybanten hätten sich auf ihr Verdienst um Zeus berufen, und die Psyllen und Marsen führen den Wagen Aphroditens zur Feier herbei. Goethe hat erst bei der Ausführung Galatee auf den Muschelwagen gestellt, die Schemata (Paralipomenon 124 und 125) kennen nur den Muschelwagen der Venus, der hier am Schlusse der Walpurgisnacht zu bedeutsamem Bilde dient wie am Schlusse des dritten Aktes die Gewande Helenas. Und nun erscheint ein „Hochbild". Die Götter Griechenlands sind dahin. Wo einst Aphrodite herrschte, da sind Adler, geflügelter Leu, Kreuz und Mond einander gefolgt im einförmigen und dummen Wechsel kriegerischer Zeitläufte. Aber das Schöne lebt heimlich immer noch. In Höhlengrüften ist Aphroditens Wagen bewahrt worden und zur hohen nächtlichen Feier bewegt sich „unsichtbar dem neuen Geschlechte" „wie in den ältesten Tagen" der Festzug der Schönheit. Im Schimmer der mondbeglänzten Nacht zieht sie über den alten heiligen Ocean und in einen Allgesang zum Preise des Schönen auf Erden tönt die klassische Walpurgisnacht aus.

Diese gewaltige Intention gehört erst der endgiltigen Ausführung an. Die älteren Entwürfe im Paralipomenon 99 und im Paralipomenon 123 vom 17. Dezember 1826 führen in der Walpurgisnacht Faust zu den Sibyllen, insbesondere zu Manto, und nun folgen seine weiteren Schicksale, der Abstieg zum Orkus, die Erlangung Helenas. So wird die Haupthandlung freilich energisch gefördert, aber das bunte Walpurgisnachttreiben bleibt in diesen älteren Entwürfen hinter uns, wie ein Spuk verschwindet. Goethe empfand, daß die große Symphonie des hellenischen Mythos nun auch würdig ausklingen müsse. Faust steigt also mit Manto hinab und entschwindet uns damit fürs erste, wir aber verweilen weiter unter den Gebilden der hellenischen Fabelwelt, die so als ein selbstständiger, nach eigenem Rhythmus sich bewegender Körper erscheint. Den großen Ausklang hätte Goethe irgendwie in jedem Falle gegeben, daß er ihn aber gerade in dieser Form gab, verdanken wir dem alten wackeren Pedanten Mörs.

3.

Goethe beschäftigte sich 1825 viel mit der Lektüre von Reisewerken über Griechenland, die sich bei Pniower, Goethes Faust S. 149, zusammengestellt finden. Dieser Beschäftigung liegt nicht bloß der Hinblick auf den zweiten und dritten Akt Faust zu Grunde; es handelt sich auch um allgemeines Interesse für das alte und neue Griechenland und für Byrons Schicksal.

Das bedeutendste dieser Werke ist Dodwell, a classical and topographical tour through Greece, London 1819, das Goethe im Original vom 14. Juni bis 25. Oktober und in Sicklers Übersetzung vom 14. Juni bis 19. Oktober entlieh. Mit der Lektüre Dodwells beschäftigte sich Goethe nach Ausweis des Tagebuchs vom 14. bis zum 21. Juni und vom 1. bis zum 9. August.

Bei Dodwell-Sickler II, 1, 204 lesen wir nun:

Noch schöner ist die Darstellung des Älianus und steht in besserer Verbindung mit der wahren Schönheit des Ortes, den er beschreibt. Er sagt: das Tempe liegt zwischen dem Olympos und dem Ossa, Gebirgen von außerordentlicher Höhe, die durch irgend eine übernatürliche Kraft von einander gespalten wurden .... Der Peneios fließt durch dasselbe, und wird durch den Einfluß anderer Ströme hier sehr angeschwellt. Diese Gegend wird durch viele der herrlichsten Buchten sehr ausgeschmückt, die nicht Werke der Kunst, sondern der Natur sind, deren Verschönerungen blos zur Zierde dieses Ortes ausdrücklich erfunden zu sein scheinen: denn dichter und zahlreicher Epheu zieht sich, gleich den Ranken des Weinstocks, an den höchsten Bäumen empor, während die Felsen von dem lieblichsten Grün überschattet werden, um das Auge zu erfrischen. Innerhalb des Thales giebt es viele Wäldchen und Erfrischungsplätze, die während der Sommerhitze dem müden Wanderer den Weg erleichtern. Häufige Bäche und Quellen von dem besten und kühlsten Wasser erfrischen und stärken die, welche darin sich baden .... Auf jeglicher Seite dieses Platzes finden sich liebliche einsame Ruheörtchen: der tiefe und mächtige Peneios durchströmt das Thal so mild wie Öl. Das dichte Laub der Bäume mit ihren weit überreichenden Zweigen schützen die, so auf dem Flusse schiffen, gegen die Strahlen der glühenden Sonne.

Dieser wundervollen, ganz modern empfundenen Schilderung Älians haben wir nun die Verse zu danken:

Peneios.

Rege dich, du Schilfgeflüster!
Hauche leise Rohrgeschwister,
Säuselt leichte Weidensträuche
Lispelt Pappelzitterzweige
Unterbrochnen Träumen zu ....

Faust an den Fluß tretend.

Hör' ich recht, so muß ich glauben:
Hinter den verschränkten Lauben
Dieser Zweige, dieser Stauden
Tönt ein menschenähnlichs Lauten ...

Nymphen zu Faust.

Am besten geschäh' dir,
Du legtest dich nieder,
Erholtest im Kühlen
Ermüdete Glieder ...

Die ganze Idee, Faust hier ruhen und träumen zu lassen, ist sichtlich durch Älian angeregt. So wird vom Schönen das Schönere gezeugt.

Die Topographie der pharsalischen Ebene schildert Dodwell II, 1, 207:

Ohngefähr nach vier Stunden von diesem Platze hatten wir die erste Ansicht von Pharsalia und dessen merkwürdigen Ebene ... Der Hauptpunkt der Schlacht, wo zwischen Julius Cäsar und Pompejus am hitzigsten gefochten wurde, war in der Ebene, die zwischen dem Fluß und der Stadt mitten inne liegt ... Wir bestiegen einen Hügel, der mit den Ruinen der alten Akropolis gekrönt ist. Er ist außerordentlich steil ... Die Akropolis gewährt nach Norden zu die weite und ausgedehnte Aussicht über die thessalische Ebene ... Strabo giebt zwei Pharsaliä an, ein altes und ein neues.

S. 199: Die Ufer des Stroms werden an manchen Stellen von so außerordentlich hohen Platanen überdeckt, daß während sie ihre hängenden Äste in den Strom versenken, ihr dichtes Laubwerk alle Sonnenstrahlen ausschließt. Die wilde Olive, der Lorbeerbaum, der Oleander, der Agnos, mehrere Arten von Erdbeerbäumen, der gelbe Jasmin, die Terebinthe, der Lentiskus, der Rosmarin, nebst der Myrthe und dem Laburnum schmücken reichlich den Rand des Flusses, während Massen von wohlduftenden Pflanzen und Blüthen ihre verschiedenartigen Gerüche ausathmen und ihre herrlichen Düfte durch die Luft verbreiten.

Dodwells Schilderung hat Goethe in die Verse zusammengefaßt:

An großer Fläche fließt Penelos frei,
Umbuscht, umbaumt, in still- und feuchten Buchten,
Die Ebne dehnt sich zu der Berge Schluchten,
Und oben liegt Pharsalus alt und neu.

Einige Kommentatoren neigen dazu, in dem letzten Verse eine geschichtsphilosophische Betrachtung des Homunculus zu erblicken: Pharsalus, altberühmt und unvergeßlich, auf die Gegenwart wirkend. Der Vers ist aber ganz einfach aus dem Satze hervorgegangen: „Strabo giebt zwei Pharsaliä an, ein altes und ein neues.“ Die richtige Auffassung findet sich übrigens schon bei Düntzer.

4.

Tagebuch vom 12. September 1800: „Hrn. Hofr. Schiller. Etwas über Helena. Hrn Regist. Vulpius. Um Topographie von Sparta, eingeschlossen an Dem. Vulpius.“

Diesen Auftrag hat Vulpius sofort ausgeführt, denn das Ausleihebuch der Herzogl. Bibliothek verzeichnet unter dem 13. September folgende Werke als von Goethe entliehen: Voyage de Pythagore. tom. IV; Voyage du jeune Anacharsis tom. III (es ist die Ausgabe Herve 1789); Breitenbauch, Vorstellung berühmter Gegenden; Pausanias, voyage de la Grèce; Gronovii Thesaurus antiquitatum Graecarum tom. V; Roccheggiani raccolta di cento Tavole rappresentative i costumi u. s. w., Rom s. a.

Eine Durchsicht dieser von Goethe für die Gewinnung eines Lokalbildes von Sparta herangezogenen Werke hat mir nun ergeben,

daß von allen nur Barthélémys Voyage de jeune Anacharsis auf die Gestaltung der Dichtung Einwirkung geübt hat. Die wenigen Verse der Helena von 1800, um die es sich handelt, lauten:

Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgestad
Hinangefahren der vordern Schiffe Schnäbel kaum
Das Land begrüßten, sprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier steigen meine Krieger, nach der Ordnung, aus,
Ich mustre sie am Strand des Meeres hingereiht,
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Rosse lenkend auf der feuchten Wiese Schmuck,
Bis daß zur schönen Ebene du gelangen magst,
Wo Lakedämon, einst ein fruchtbar weites Feld,
Von ernsten Bergen nah umgeben, angebaut.

Diesen Angaben liegen die folgenden Stellen bei Barthélémy zu Grunde:

3, 162: Nous nous rendîmes à Gythium, ville entourée de murs et très forte; port excellent où se tiennent les flottes de Lacédémone, où se trouve réuni tout ce qui est nécessaire à leur entretien. Il est éloigné de la ville de 30 stades ... Revenus sur les bords de l'Eurotas, nous le remontâmes à travers une vallée qu'il arrose, ensuite au milieu de la plaine qui s'étend jusqu'à Lacédémone; il coulait à notre droite et à gauche s'élevait le mon Taygète ...

S. 168: A Lacédémone la plaine s'élargit, et en avançant vers le midi, on trouve des cantons fertiles.

S. 170: A la droite de l'Eurotas, à une petite distance du rivage, est la ville de Lacédémone autrement nommée Sparte. Elle n'est point entourée de murs ...

Wir haben hier den Hafen von Lacedämon, den Weg, der von da am Ufer des Eurotas entlang zu der Erweiterung der Ebene führt, in der Sparta inmitten fruchtbarer Felder, von Bergen umgeben, liegt. Die anderen von Vulpius übersandten Bücher enthalten diese Angaben nicht.

Während der weiteren Arbeit am Helenaakt hat dann Goethe Barthélémys Buch vom 7. bis zum 22. April 1829 noch einmal entliehen, und für den 9. April verzeichnet auch das Tagebuch die Lektüre des Werkes, aber neue Züge zur Topographie von Sparta sind nicht mehr in die Dichtung eingegangen.

Ehe er sich an Barthélémy wendete, hat Goethe natürlich vor allem den Homer befragt, aber dort fand er nicht genug für seine Zwecke. Od. III 495, IV 1.

ἷξον δ' ἐς πεδίον πυρηφόρον· ἔνθα δ' ἔπειτα
ἦγον ὁδόν· τοῖον γὰρ ὑπέκφερον ὠκέες ἵπποι,
δύσετο δ' ἠέλιος, σκιόωντό τε πᾶσαι ἀγυιαί ....
οἱ δ' ἷξον κοίλην Λακεδαίμονα κητώεσσαν.

5.

Vom 30. Dezember 1830 bis zum 6. Januar 1831 las Goethe mit lebhaftem Intereſſe Walter Scotts letters on demonology and witchcraft, Paris 1831. Das Tagebuch enthält eine Reihe eingehender Betrachtungen darüber. Wenige Wochen darauf, nach Eckermann am 11. Februar, nahm Goethe den vierten Akt in Angriff, und die Lektüre trug ſofort poetiſche Früchte.

S. 14—15: The other instance of the infectious charakter of superstition occurs in a Scottish book (Walkers Lives, Edinburgh 1827, vol. I, p. XXXVI) . . .

„In the year 1686, in the months of June and July," says the honest chronicler, „many yet alive can witness, that about the Crossford Boat, two miles beneath Lanark, especially at the Mains, on the water of Clyde, many poeple gathered together for several afternoons, where there were showers of bonnets, hats, guns, and swords, which covered the trees and the ground; companies of men in arms marching in order upon the water side; companies meeting companies, going all through other. and then all falling to the ground and disappearing; other companies immediately appeared, marching the same way. I went there three afternoons together, and as I observed there were two-thirds of the people that were together saw and a third that saw not, *and though I could see nothing*, there was such a fright and trembling on those that did see, that was discernible to all from those that saw not. There was a gentleman standing next to me, who spoke as too many gentlemen and others speak, who said, 'A pack of damned whitches and warlocks that have the second sight! the devil ha't do I see' and immediately there was a discernible change in his countenance. With as much fear and trembling as any woman I saw there, he called out, 'All you that do not see, say nothing: for I persuade you it is a matter of fact, and discernible to all that is not stone blind.' And those who did see told what works (i. e. locks) the guns had, and their length and wideness, and what handles the swords had, whether small or three-barr'd, or Highland guards, and the closing knots of the bonnets, black or blue; and those who did see them there. whenever they went abroad, saw a bonnet and a sword drop in the way."

S. 44: Thus, in regard to the ear, . . . we are repeatedly deceived, by such sounds as are imperfectly gathered up and erroneously apprehended . . . A whole class of superstitious observances arise, and are grounded upon inaccurate and imperfect hearing. To the excited and imperfect state of the ear, we owe the existence of what Milton sublimely calls

> The airy tongues that syllable men's names
> On shores, in desert sands, and wilderness.

These also appear such natural causes of alarm . . .

Chapter 7. Alciatus states, that an inquisitor, about the same period, burnt an hundred sorcerers in Piemont . . .

He (Satan) produced illusory fires . . .

But as these visitants, by whom they were plagued more than a fortnight, though they exchanged fire with the settlers, never scilled or scalped any one, the English became convinced, that they were not real Indians and Frenchmen, but that the devil and his agents had assumed such an appearence . . .

In former times, during the subsistence of the Moorish kingdoms in Spain, a school was supposed to be kept open in Toboso, for the study, it is said, of magic, but more likely of chemistry, algebra, and other sciences, which altogether mistaken by the ignorant and vulgar, and imperfectly understood even by those who studied them, were supposed to be allied to necromancy, or at least to natural magic. It was of course the business of the inquisition to purify whatever such pursuits had left of suspicious Catholicism ...

... and that the devil had amused them with the vision of a burning pit ...

Wir haben hier alle Elemente des Übernatürlichen im vierten Akt beisammen: Ein phantasmagorisches Heer,[1]) wie es Mephisto in Bewegung setzt, geisterhafte alarmierende Töne,[2]) illusorische Feuer, vom Satan produziert (Vers 10593 ff.), die Nekromanten und als deren Feind die Inquisition mit dem Scheiterhaufen. Das letztere Element kommt im Faustdrama, obwohl es ja zur ordnungsmäßigen Motivierung dient, ein wenig überraschend. Wir sehen hier, wie die Gedankenverbindung bei der Lektüre von Scotts Werk zu stande kam. Für Piemont und Toboso setzt Goethe das von seinen Cellinistudien her ihm als Sitz von Nekromanten geläufige Norcia ein.

6.

Tagebuch vom 16. Dezember 1828: Tableau de la mer baltique ... Ich setzte das Lesen und Betrachten über die Ostsee bis in die Nacht fort. 17. Dezember: Den ersten Band des Ostseewesens ausgelesen. 20. Dezember: Setzte das Werk über das Baltische Meer fort. 21. Dezember: Las das Werk über das Baltische Meer hinaus.

Gemeint ist: Catteau-Calleville, tableau de la mer baltique. Paris 1812, 2 Bände. Am 9. April 1829 entleiht Goethe das Werk auch noch aus der Weimarischen Bibliothek.

Schon an die erste Lektüre schloß sich weiteres Interesse für Wasserbauwesen. Tagebuch vom 9. Februar: Verschaffte mir Weser-Charten, um die mitgeteilten Nachrichten über die neuen Bauten bei Geestendorf und dem Löhrhafen besser einzusehen. 14. Februar: John schrieb die Nachricht über den Bremer neuen Hafen.

Wie nun zwei Jahre darauf der 4. Akt und die erste Hälfte des 5. Aktes zur Ausführung gelangen, entleiht Goethe am 15. Mai

[1]) Phantasmagorische Heere finden sich ja auch sonst. Hier käme besonders das von Faust im Volksbuch (Neudruck S. 77) und bei Pfitzer (ed. Keller, S. 458) aufgebotene Scheinheer in Frage; aber Goethe hat sich in der Zeit des zweiten Faust mit diesen Werken nicht beschäftigt.

[2]) Noch deutlicher als im ausgeführten Faustdrama im Entwurf 15, 2, 143:

Empfinden sich in freien Lüften
Und geben wunderbaren Ton.

1831 das Werk von Cattean-Calleville noch einmal, und dieses Zusammentreffen scheint nicht zufällig zu sein. Bei der Darstellung von Fausts Wasserbauten klingen die Eindrücke von diesem Werke her in mancherlei Einzelheiten nach. Es handelt sich nicht um einen ganz schlagenden Nachweis; jeder einzelne Punkt könnte auf zufälliger Übereinstimmung beruhen — zusammen werden sie doch überzeugen.

Cattean-Calleville giebt 1, 115 ein lebhaftes Bild des großen Phänomens von Ebbe und Flut; ebenso Faust, Vers 10198 ff.

Der Franzose schildert den öden Zustand des Meeresufers.

1, 50: Les sables, que les vents poussent et repoussent sans cesse près de la côte de la Poméranie, ferment souvent l'entrée des ports, dont l'entretien exige des travaux dispendieux. Le mouvement de la mer est si violent dans ces parages, que les digues les plus fortes, les môles les plus solides sont enlevés ou détruits dans l'espace de quelques heures, et les efforts qu'on a faits pendant plus de vingt années, pour mettre à l'abri de ces dévastations le port de Swinemunde, n'ont pu réussir qu'en partie. La nature se plaît quelquefois à humilier l'ambition entreprenante et audacieuse de l'homme; sa puissance, après avoir paru céder aux savantes conceptions de l'art se relève tout-à-coup, et remporte des victoires éclatantes qui répandent au loin l'étonnement et souvent la terreur.

1, 59: Suivant une tradition répandue dans la contrée voisine, cette étendue d'eau (das frische Haff) fut séparée de la mer, au douzième siècle, par une tempête qui dura plusieurs années et qui souleva une immense quantité de sable dont se forma la langue de terre.

1, 64: Consistant, dans toute son étendue, en dunes elle (die Kurische Nehrung) n'offre aucune ressource pour la culture ... elle est exposée à toute la fureur des vents et des vagues ... Quelques daims et quelques lièvres parcourent de temps en temps cette terre inhospitalière.

Dem entspricht bei Goethe Paralipomenon 190:

Wie nur auch das Auge schweift
Nirgends Wachsthum, nirgends Rasen.

Vers 10212 ff.:

Sie schleicht heran, an abertausend Enden
Unfruchtbar selbst Unfruchtbarkeit zu spenden;
Nun schwillt's und wächst't und rollt und überzieht
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet ...
Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen;
Hier möcht ich kämpfen, dieß möcht' ich besiegen.

Ferner Cattean-Calleville 2, 11:

La ligue anséatique avait conçu le plan d'un vaste commerce ... Plusieurs villes ... résolurent de créer des routes artificielles à l'aide des rivières près desquelles elles étaient situées ... il y eut des fêtes et des réjouissances publiques lorsqu'en 1398 trente barques chargées de sel et de chaux passèrent par la nouvelle route de Lauenbourg à Lubeck. (Ähnlich 2, 44. 71. 76.)

Vers 11145 ff.:

Ein großer Kahn ist im Begriffe
Auf dem Canale hier zu sein ...
Er sich gewiß nicht lumpen läßt
Und giebt der Flotte Fest nach Fest.

Catteau-Calleville 2, 104: Ils[1]) mêlèrent insensiblement des vues politiques à leurs projets dévastateurs, et au milieu des combats maritimes ils entrevirent les avantages du commerce.

Vers 11186 ff.:

Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Wichtiger als solche einzelne Anklänge ist das große Gesamtbild, wie es bei Catteau-Calleville erscheint: der stählende, kulturweckende Kampf der Uferbevölkerung mit dem Meere. Dafür muß ich auf das Original verweisen. Aus diesem Gesamtbilde ist Fausts Scheidevision erwachsen:

Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Ich behaupte nicht etwa, daß der Plan erst aus diesem Buche stamme; er ist gewiß viel älter (vgl. Puiower, Goethes Faust S. 295); aber auf die Ausführung hat das Buch einigen Einfluß geübt. Der Gedanke an Faust lag auch wohl bei der eifrigen Lektüre schon zu Grunde.

Zu Clemens Brentano.

Von Franz Schultz in Berlin.

I.

Durch äußere und innere Indicien geleitet, wies Reinhold Steig (Achim von Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894, S. 158. 356) die beiden Bände der „Spanischen und italienischen Novellen", herausgegeben von Sophie Brentano, ihrem Gatten Clemens als Verfasser zu, unter dessen Werken sie danach in Goedekes Grundriß, 2. Auflage, § 286, Nr. 9 aufgeführt sind. Diese weniger Vermutung denn Überzeugung zu nennende Aufstellung Steigs glaubte Alfred Kerr bestätigt zu finden in einem Briefe Brentanos

[1]) Die Normannen.

an seinen Verleger Wilmanns, datiert aus Marburg, den 28. Februar 1802, wo er mit berechnender Anpreisung schreibt (Kerr, Godwi, Berlin 1898, S. 134, vgl. S. 136): „Zugleich wollte ich Sie fragen lieber Wilmanns, ob Sie bis Michaelis einen Band Novellen, die ich nach dem Spanischen arbeite und die noch nie Deutsch gelesen sind, drucken wollen, diese Novellen sind in hohem Grade interessant, und für jeden Leser, ich bin versichert, daß sie soviel Leser finden als irgend ein häuslich Gemählde, denn sie sind voll Abentheuer und Zärtlichkeit, außerdem ist es noch besonders ein Bißchen für die Weiber, da sie von einer Spanierin zuerst verfaßt sind, die aber nicht die moralischte gewesen sein mag, doch geht es honett drinn her." — Ebenso hätte auch schon Brentanos Äußerung an Tieck (Holtei, Briefe an L. Tieck 1, 96) herangezogen werden können, ebenfalls aus Marburg, vom 11. Jänner 1802: „Diesen Winter übersezze ich einen Band unbekannter alter spanischer Novellen." Diese Novellen nun nochmals vorzunehmen veranlaßt mich ein bisher unbekannter Aufsatz Clemens Brentanos, der, mit vollem Namen unterzeichnet, sich in Nr. 82 von Spaziers „Zeitung für die elegante Welt" 1804 findet und die Überschrift trägt: „Donna Maria de Zayas y Sotomayor, eine spanische Novellendichterin des siebzehnten Jahrhunderts."

Die gehässige Besprechung des im Dieuemannschen Verlage[1]) zu Penig 1804 erschienenen ersten Bändchens durch einen gewissen A. im Kotzebue-Merkelschen „Freymüthigen" (1804, Nr. 118) gab den unmittelbaren Anstoß zu dem Artikel. Ein in spanischer Litteratur bewanderter Freund der Brentanos, Friedrich Börsch, hatte bereits in Nr. 76 der „Zeitung für die elegante Welt" sich der gemißhandelten „achtungswürdigen Schriftstellerin" angenommen; er hatte die sachliche Unkenntnis des Recensenten, der diese Übersetzungen für Originalschöpfungen Sophie Brentanos gehalten, gerügt und sein leichtfertiges und unbegründetes Urteil zurückgewiesen, einen auffallenden Beweis darin richtig erblickend, „wohin eine elende Parteywuth führen kann. ‚Wie? Die von uns einst so gefeierte Mad. Mereau — schreibt jetzt Spanische Novellen, schreibt Sonetts, Burlesken? auch sie neigt sich zu der gehässigen Schule? — Sie muß gleich herunter!'" Und ein „Pfui!" durfte er rufen über „die einzige und beispiellose Ungezogenheit, die in den Worten liegt, und worüber jeder fein fühlende Mensch zusammenschrickt: ‚Madame Mereau, seit kurzem die Gattin des berufenen Brentano'".

[1]) Über den Verleger Dieuemann, der Beziehungen zur Romantik unterhielt, verweise ich auf Karl von Hases Jugenderinnerungen, dritter Abdruck, Leipzig 1890, S. 3. 67, und auf Bonaventura-Schellings „Nachtwachen" (Neudruck, Lindau und Leipzig 1877) S. V f.

Clemens selber kommt erst am Ende seiner Ausführungen auf die Beurteilung durch den „Freymüthigen" zu sprechen. „Ich war," schreibt er da, „obige Anzeige der Spanierin, der Übersetzerin und dem Leser schuldig. Mir und meinem Weibe bin ich schuldig dem großen A. für seine große Unwissenheit zu danken, mit welcher er die vortrefflichen Erzählungen einer gefeierten Ausländerin, deren Namen der Übersetzung vorgedruckt ist, für die schlechteste Arbeit meiner Frau ausgibt. Er nennt mich den berufenen Brentano. — Ja ich fühle mich berufen, aber ich fühle mich nicht auserwählt ihn zu bekämpfen, da Luther schon im Namen aller Gerechten der Fliege das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat." Soweit die direkte Abwehr. Aber auch der vorangehende Teil des Aufsatzes läßt aus seiner forcierten Sachlichkeit eine polemische Schärfe herausfühlen. Er setzt ein mit bibliographischen Angaben über die Novelas exemplares y amorosas der Donna Maria de Zayas (wogegen Ticknor, Geschichte der schönen Litteratur in Spanien, deutsch von N. H. Julius, Leipzig 1852, 2, 249 unvollständig). Man erkennt den Bibliophilen: der Auktionskatalog der Brentanischen Bibliothek aus dem Jahre 1819 (Kerr a. a. O., S. 136 irrig 1817) verzeichnet unter der Rubrik „D. Spanische und portugiesische Bücher", die 81 Nummern, darunter große Seltenheiten umfaßt, als Nr. 26 die beiden Teile dieser Novellen in der Ausgabe Barcelona 1764.

Den spanischen Ausgaben der trefflichen, von Cervantes angeregten Erzählungen, den französischen Übersetzungen, unter denen man die Bearbeitung durch Scarron (Ticknor a. a. O., Zusätze zur 3. Auflage, S. 129. Fürst, Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert, S. 10. 220) vermißt, reiht sich an die erstmalige Verdeutschung in „einer von Sophie Brentano begonnenen Sammlung italienischer und spanischer Novellen, welche bei Dienemann in Penig 1804 — — — — erschienen sind". Er giebt Rechenschaft über das Verfahren bei der Übersetzung mit der Objektivität eines pflichtgemäß nachprüfenden Recensenten: Die Übertragung sei in den beiden ersten Erzählungen dem Originale getreu; „man müßte denn Erhebung der Rede wo sie schleppte, Abkürzung der oft gedehnten Romanzen des Originals, Weglassung ganz leerer Gesänge, man müßte eine lebhaftere Haltung der Hauptmomente und eine gemäßigtere Behandlung des Hintergrundes Untreue nennen." Dies besagt — ich habe die Vorlagen zu Rate gezogen — schon zuviel: für die erste der drei Novellen des Bändchens: Die Übersetzung ist hier sorglos und sklavisch, auch im Periodenbau. Kaum läßt sich eine leise Änderung entdecken, die die Hand Clemens Brentanos verriete, wenn man nicht geneigt ist, eine Spur des in rätselvoller Blumensymbolik so gerne schwelgenden Dichters in dem Gleichnisse

auf S. 27 zu finden, das dem Originale abgeht: „... und nimm vorher die Versicherung, daß, wenn irgend die Hofnung blüht, ich Dir die Blüthe brechen, und Deinen Frieden mit ihr zieren werde".

Erst die zweite Novelle („Die betrogene Aminta und die Ehrenrache" = „La burlada Aminta") trägt, verglichen mit dem Originale, unzweifelhafte Kennzeichen der Verfasserschaft Clemens Brentanos. Dazu rechne ich unter anderem einen Vergleich (S. 117), der hinblickt auf das Volksbuch vom jüngsten Gerichte im Thale Josaphat, das, in seinem Besitze, von ihm und Arnim offenbar sehr geschätzt wurde (vgl. Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, S. 239). So ist ferner (S. 188—190), gegenüber der hier wortkargen Spanierin, die Katastrophe, die Ermordung des schlafenden Jacinto durch die betrogene Aminta, mit genialen, atemlos spannenden, shakespearisierenden Zügen von seiner Hand ausgemalt worden. Am bezeichnendsten ist eine Erhöhung der Bildlichkeit und Poetisierung der Vorlage, ähnlich wie oben: werden von der Zayas (Ausgabe von 1659, Blatt 21 a, Sp. 2, Z. 10 ff.) die Gunstbezeugungen Amintas Blumen und Nelken eines Gartens, „jamas tocado de persona nacida, que estaba reservado a su ausente primo" (noch niemals berührt von einem Geschöpfe, die da aufbewahrt waren für ihren abwesenden Vetter) geheißen, so übersetzt Brentano: „denn es waren die Blumen und Blüthen eines wunderschönen Gartens, die kein gebohrnes Geschöpf, ja selbst der keusche Mund frommer Bienen nie berührt hatte" (S. 147). Dies Bild der „frommen" Biene, die liebend der Blüte sich gesellt, ist ein aus älterer deutscher Litteratur hergeleitetes, feststehendes Symbol seiner mystisch-erotischen Vorstellungen; es läßt sich verschiedentlich variiert, um nur ein paar Beispiele zu geben, belegen Gesammelte Schriften 1, 372; 2, 178. 180. 212. 239. 241. 584. 587; 3, 98 („Seine Augen brünst'ge Bienen, sie die süße Blume war"). 319; 6, 416. Godwi 2 (1802), 239. Frühlingskranz (Neudruck, Berlin 1891) 32.

Von der dritten und letzten Novelle („Die Strafe des Geizigen" = „el castigo de la miseria"), einem weitbekannten burlesken Meisterstücke, das bereits die Grundlage zu einer der besten Charakterzeichnungen auf der spanischen Bühne (Ticknor a. a. O., 2, 70) im 17. Jahrhundert abgegeben, sagt ihr versteckspielender Dolmetsch selbst in dem bewußten Artikel: „In der Schilderung des Hauptcharakters, eines Geizhalses, hat die Übersetzerin einige platte ekelhafte Züge des Originals unterdrückt, und mit Scherz und Witz die Lücke erfüllt." Es ist spielender Wortwitz in der Manier des Ponce de Leon, echt brentanesk. Gleichfalls ist berichtet, daß S. 229, Z. 2—14, ebenso 235—239 die aufdringliche Singerei der Novellenpersonen lächerlich gemacht und parodiert wird, wiewohl

diese Lieder sonst getreu verdeutscht sind. In dieser Erzählung spukt Clemens mit Händen greifbar. Die Wege dieses der Sophie Brentano „nahen Geistes“ und sein „elektrisches Funkenspiel“ nahm hier schon der Referent Joseph Görres (Aurora. Eine Zeitschrift für das südliche Deutschland. München 1804, Nr. 94, S. 376; vgl. meinen Neudruck „Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres“, S. 27) wahr.

Wie Brentano in dem Penig 1806 erschienenen, fünf Erzählungen (Zayas, 1. Teil, Nr. 4—8) umfassenden, zweiten Bande immer freier und syntaktisch beweglicher allenthalben in Erscheinung tritt, ist, da hier nur der erste Band in Frage kommt, nicht zu berühren. An seiner Autorschaft kann ja ohnedies trotz der festgehaltenen Maskierung in unserem Aufsatze nicht gezweifelt werden.

Wie zwei eingangs gegebene Briefstellen zeigen, arbeitete er daran schon zu Anfang des Jahres 1802 in Marburg, eben von kurzem Besuche aus Jena und Weimar (vgl. Steig, a. a. O. 27. 78) zurückgekehrt. Zu gleicher Zeit (Januar 1802), wenn ich den Brief richtig datiere, schrieb er aus trüber Winterstimmung heraus einen tiefempfundenen Hymnus auf das Erlernen fremder Sprachen an Bettina (Frühlingskranz, S. 68) und sehnte sich fort nach milderen Sonnenhimmeln, nach Spanien (ebenda 71), „wo die Orangen Dir in den Schooß rollen; ich muß Dich hinführen, wo die ganze Natur Dir bestätigt was Du ahnest was Du suchst und glaubst“ . . . Daß Clemens schon vorher in Jena viel davon gesprochen, nach Spanien zu gehen, um spanische Poesie zu studieren und Canzonen zu sammeln, berichtet Hofrat Kohler (Brentano, Schriften 7, 38 Anmerkung). Gemeinsam mit Frau von Gachet — so sagt wenigstens der Frühlingskranz (S. 74 f.) — das romantische Sehnsuchtsland aufzusuchen, scheint eine vorübergehende, abenteuerliche Idee von ihm gewesen zu sein; daß aber erst die Gachet durch ihre begeisternden Hinweise auf Spanien (vgl. Frühlingskranz, S. 73 f.) zum Ponce wie zur Beschäftigung mit castilianischen Novellen die erste Anregung gegeben, wie Kerr (Godwi, S. 43) will, ist unglaubhaft. Sie begegneten sich nur in gleicher Neigung.

Sophie Mereau lernte also diese Novellen durch ihren zweiten Gatten kennen. „Sie fühlte — — durch das Vergnügen, welches sinnvolle Freunde durch die Lektüre des Originals geschöpft hatten, ihre eigne Freude an dieser sicher belohnenden Arbeit vermehrt“, heißt es in der „Zeitung für die elegante Welt“. Sophie hat in der That eine dieser spanischen Novellen selber bearbeitet. Ihre im Taschenbuche für das Jahr 1805 („Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Frankfurt am Mayn bei Friedrich Wilmanns“) S. 89—158 stehende „spanische Erzählung“ „Rückkehr des Don Fernand de Lara in sein Vaterland“ ist eine wörtliche Übersetzung der Novelle la

inocencia castigada der Zayas (2. Teil, Nr. 3), die mit einer aus spanischen Motiven zusammengeflickten Einkleidung verbunden ward. Das verdeutschte Stück trägt keinerlei Spuren von Clemens.

Warum aber hat dieser sich nicht zu jenen beiden Bändchen der Übersetzungen auf dem Titel bekannt? Keine äußere Rücksicht, etwa Gries oder andern gegenüber, scheint mir dabei obwaltend, sondern ein innerer Grund entscheidend gewesen zu sein: Maria de Zayas war eine eifrige Verteidigerin der Frauenrechte, sie tritt als Anwalt des durch die Männer leidenden weiblichen Geschlechtes überall in ihren Erzählungen auf. In ihrem Verlaufe gelegentlich, besonders aber in der Vorrede vom Jahre 1636 spricht sie, sich selbst als Bahnbrecherin fühlend, mit warmen Worten für die Beschäftigung der Frauen mit der Dichtkunst. Es fehle ihnen nicht an Genie, wie die Geschichte lehre; und sie empfiehlt ihnen als geeignetste Gattungen die Lyrik und die Novelle. Dem Übersetzer Clemens hat es bei dieser Tendenz der Novellen stilgerecht geschienen, daß sie unter dem Namen einer Dichterin ausgingen; das lassen ungefähr auch die Worte seiner Anzeige erraten: „Die talentvolle, von ihren Lesern geliebte und von würdiger Kritik bis jetzt stets würdig behandelte Übersetzerin begann die Verdeutschung dieser Novellen mit vielfachem Vergnügen, denn es schien ihr nicht — — weniger gewagt, das Werk eines von seiner Nazion geehrten Weibes ihrer Nazion zuerst zu geben, da sie auch von der ihrigen geehrt wird." . . .

II.

In dem Prosaspruche bei Hempel 19, 148, Nr. 694 (vgl. Gespräch mit Eckermann vom 23. März 1829 und Goethe-Jahrbuch 12, 264) sagt Goethe: „Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer *erstarrten Musik* und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen schönen Gedanken nicht besser nochmals einzuführen, als wenn wir die Architektur eine verstummte Tonkunst nennen" u. s. w. Und nun folgt längere Begründung. G. v. Loeper sagt in der Anmerkung: „Friedrich Schlegel ist gemeint. Derselbe hatte die Baukunst tief und geistreich (Vischer, Ästhetik 3, 189) eine *gefrorene Musik* genannt." Loeper sowenig wie Vischer, für den dieser Gedanke fruchtbar geworden und der ihn vertritt (vgl. Ästhetik 2, 189 und 204) geben ein näheres Citat aus Schlegel. Gewiß hätte er das geistreiche Paradoxon, das mit seiner wechselseitigen Bestimmung zweier Künste durch einander den romantisch-naturphilosophischen Ursprung nicht verleugnet, hinwerfen können, aber unter seinen Fragmenten wie in seinen übrigen Schriften sucht man es vergeblich. Eine boshafte Notiz der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek 1803 (78. Band, 1. Stück, S. 206—207; vgl.

Minor, A. W. Schlegels Vorlesungen 1, S. XIV) bringt ihn nur entfernt in einen Zusammenhang mit dem Dictum, das von der Aufklärung als ein Gipfel scheint, angesehen worden zu sein, wohin romantischer Unsinn sich versteigen könne: „Herr Friedrich Schlegel," heißt es dort, „hält in Paris deutsche Vorlesungen über Philosophie und Literatur im Athenée des Etrangers. Es wird nicht gesagt, ob er in diesen Vorlesungen auch die großen Entdeckungen verbreitet, welche man in den Vorlesungen der neuesten Philosophen und Ästhetiker von seiner Parthey zu hören bekommt. Z. B. ‚Die Liebe ist das Negative der Schwerkraft'. ‚Die Architektur ist eine gefrorne Musik'". Das Wort schwebte offenbar in der Luft und hat sich bis heute lebensfähig bewiesen. Friedrich Schlegel mag es später weitergegeben haben — auch seiner Gattin Dorothea gilt er 1817 für den Urheber (Reich, Dorothea von Schlegels Briefwechsel 2, 373; an Rahel) —: keinesfalls ist er die Quelle des Goethischen Spruches; denn kaum hätte Goethe im zweiten oder dritten Jahrzehent des 19. Jahrhunderts — in diese Zeit wird der Spruch zu setzen sein — Friedrich Schlegel einen „edlen Philosophen" genannt (vgl. Walzel, Goethe und die Romantik, Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, XLVIII ff., LVII ff.). Ich sehe die unmittelbare Anregung in der an Schinkel gerichteten Vorrede zu der 1817 im Druck erschienenen „Viktoria" von Clemens Brentano. Dafür spricht der Wortlaut (Schriften 7, 285):

> ... dann denke, daß zuerst er einst gedacht,
> Zuerst gesagt: Architektura ist
> Erstarrte Musika, die Maaß ermißt,
> Worüber die Philister dumm gelacht ...

Gesprochen wird hier von Brentanos Busenfreund Joseph Görres. Das Aperçu über die Baukunst fiel in seinen Heidelberger Vorlesungen über Ästhetik 1807 und 1808 und war schon vorgebildet worden durch seine „Aphorismen über die Kunst" 1802; unter den Philistern ist die Partei des die Heidelberger Romantiker befehdenden Stuttgarter „Morgenblattes" verstanden. Es brachte in Nr. 61 (11. März) des Jahrganges 1808 ein gegen Görres als Universitätslehrer gerichtetes mimisch-satirisches „Schreiben eines Studierenden auf der Universität — — — an seinen Vater, den Bandirektor N. — — — zu B.", worin es unter anderem heißt: „Aber was halten Sie, lieber Vater! von der genialen Ansicht Ihres eigenen Kunstgewerbes, der Baukunst? — Sie ist nach meinem Lehrer nichts anders, als eine gefrorne Musik." Görres' Erwiderung auf diesen Ausfall sind die „Correspondenznachrichten aus Bädern und Brunnenorten" im Mai-Heft der „Zeitung für Einsiedler" 1808 (Pfaffs Neudruck, S. 90—96), die den Gedanken grotesk ausspinnen. Für Görres als Lehrer der

Philosophie tritt Arnim in dem Briefe an Goethe vom 29. September 1808 (Schriften der Goethe-Gesellschaft 14, S. 132 f.) ein; dieser hatte sich bereits für seine naturphilosophischen Arbeiten der Jahre 1802—1805 interessiert (siehe Weimarer Ausgabe IV, 17, 92. 122. 126; 19, 4); damit könnte Goethes Ausdruck „Philosoph" für ihn erklärt werden. Und Goethe konnte sehr wohl bald nach 1817 dem berühmten vaterländisch-politischen Schriftsteller das Beiwort „edel" geben. Wir hätten so hier einen kleinen Beleg mehr für die Beziehungen zwischen Goethe und den romantischen Zeitgenossen.

Zur Geschichte der Heineschen Schriften.

Aus den Akten des Hamburger Archivs.

Von Ludwig Geiger in Berlin.

Die Schriften Heines hatten seit 1831 das Mißfallen der preußischen Regierung erregt. Durch diese war auch der deutsche Bundestag zum Auftreten gegen Heine veranlaßt worden, lange bevor das drakonische Edikt ihn nebst den übrigen Mitgliedern des sogenannten „jungen Deutschland" traf (Dezember 1835). Besonders merkwürdig war das Verfahren gegen ihn, das wegen des Sonderdrucks seiner ursprünglich von der Censur arg zusammengestrichenen, dann von ihm unverstümmelt herausgegebenen Vorrede zu den „Französischen Zuständen" auf Veranlassung des Bundes in Hamburg anhängig gemacht wurde.

Damals wurde Julius Campe persönlich angegriffen; er und seine Verlagshandlung (Hoffmann und Campe), in der Heines Werke erschienen, galten als Verderber der öffentlichen Meinung, so daß ihre Unschädlichmachung geplant wurde.

Schon 1834 beabsichtigte Preußen, wie aus einem Schreiben des Ministers Ancillon (28. Februar 1834) an den Gesandten Jordan in Dresden hervorgeht, sämtliche Verlagsartikel von Heideloff & Campe in Paris, Hoffmann & Campe in Hamburg und Campe in Nürnberg zu verbieten. Bevor jedoch diese drakonische Maßregel ausgeführt wurde, sollte der Versuch gemacht werden, die in Deutschland domizilierenden Buchhandlungen zu veranlassen, auf den Vertrieb der Heideloff-Campeschen Sachen zu verzichten. Von dieser Absicht wurde dem Syndikus Sieveking durch den preußischen Gesandten von Hänlein Kenntnis gegeben (4. März 1834). Der Verleger Campe, der durch den Vorsitzenden der Hamburger Censur-

kommission vorgeladen war, deponierte am 11. März, er stehe mit jener Pariser Buchhandlung in keiner anderen Verbindung als jeder Sortimenter, sei aber bereit, auf den Vertrieb der von jener eingesendeten Schriften zu verzichten. Infolge dieser Erklärung wurde von der Einführung jener Maßregel Abstand genommen.

Erst mehr als sieben Jahre später, am 8. Dezember 1841 erfolgte mit ausdrücklicher Beziehung auf jene frühere Androhung das Gesamtverbot der bei Hoffmann & Campe erschienenen Schriften.

Zu dem Eintritt dieser Maßregel hatten jedoch nicht Heinesche Schriften die Veranlassung gegeben, sondern es wurden folgende drei als Ursache des Verbotes genannt:

1. Der Bischof Dräsecke und sein 8jähriges Wirken im preußischen Staat;
2. Unpolitische Lieder von Hoffmann aus Fallersleben. 2. Teil.
3. Gedichte eines kosmopolitischen Nachtwächters. (Dingelstedt.)

Infolge dieses Verbotes wurde Campe sehr ängstlich und suchte sich durch die Hamburger Censur zu schützen, auch in Fällen, in denen er nicht nötig hatte, sie aufzusuchen. Ein solcher Fall trat 1844 ein.

Ehe Hoffmann & Campe nämlich Heines Sammlung „Neue Gedichte" ausgaben, schickten sie den 18. und 19. Bogen an die Censurkommission und baten um recht genaue Durchsicht (29. August 1844). Die beiden Bogen enthalten das erste und zweite Kapitel des Wintermärchens. Die Stellen, welche Campe gefährlich dünkten, waren die über den preußischen Helm und Adler, über den Dombau zu Köln und die Verkündung, der Dom würde ein Pferdestall werden.

Sieveking als Präsident der Kommission votierte „es ist schade um die guten Späße, doch besorge ich, daß manches von dem Gestrichenen nach den Bundesgesetzen nicht wohl zulässig ist. Am sichersten ist es wohl, wenn man den Verleger an den Censor verweist und diesem das Kommissorium giebt, mit dem Knaben Absalon fein säuberlich zu verfahren". Da die Senatoren Meier und Binder diesem Votum beitraten, so wurde also von der Kommission beschlossen. Der Censor dagegen hatte schon den Tag vorher erklärt, da das Buch einen Umfang von über 20 Bogen habe, so sei es seine Sache nicht, die betreffenden Bogen zu censieren. Noch ehe dieses Schreiben an die Censurkommission gelangte, erhielt der Censor von Hoffmann & Campe ein Privatschreiben, in dem es hieß:

Überzeugt bin ich, daß man auf das Ganze als ein harmloses Märchen, wie der Titel es bezeichnet, eine billige Rücksicht nimmt; umsomehr da es kein Pamphlet ist, sondern eine umfangreiche Produktion bildet, also von diesem Standpunkte aus schon einige Rücksicht in Anspruch nehmen dürfte. Andrerseits will man in Hamburg die Litteratur nicht drücken, sondern pflegen! Wenn unter einer Menge

von schönen Blumen ein bischen Unkraut zufällig mitwächst, wenn ein bischen Salat auf einem Blumenbeete mit unterläuft — das kann man gerne geschehen lassen, das Ganze ist sehr schön, keineswegs brutal gehalten; und so bin ich überzeugt, legte ich das ganze Werk vor, die löbl. Kommission würde erheitert werden und meinen Wünschen gemäß deferieren. Ich meine, der Geist, der in einem Werke wohnt, giebt den Maßstab an, womit gemessen werden sollte — und dem Humor steht vieles frei, das Murrköpfen versagt werden muß.

Bei den späteren Verhandlungen über den Separatdruck des Wintermärchens wurden von der Hamburger Behörde nur folgende Stellen beanstandet: S. 290 und 291 die schon oben angedeuteten Stellen über den preußischen Helm und Adler, S. 329 und 331 die zwei Strophen gegen Friedrich von Raumer, S. 371—373 der ausführliche Passus über Hannover.

Sonst wurde das Erscheinen der „Neuen Gedichte" mit dem Wintermärchen in Hamburg nicht gehindert. Ein anderes Schicksal hatte das Werk in Preußen.

Am 14. Oktober 1844 teilte der schon genannte preußische Gesandte in Hamburg, Häulein, dem Chef der Censurkommission Sieveking mit, daß Heines neue Gedichte „wegen der darin enthaltenen Verunglimpfung des Königs, sowie wegen der darin überhaupt offen ausgesprochenen revolutionären Tendenz und ihrer ruchlosen Ausfälle auf das Christentum" in Preußen mit Beschlag belegt seien. Da etwas Wirksames gegen solche Schriften nur geschehen könne, wenn alle deutschen Staaten übereinstimmten, so bat der Gesandte, daß Sieveking für Hamburg dasselbe veranlassen möge. Infolgedessen wurde an demselben Tage beschlossen, den Debit der Schrift in Hamburg zu untersagen.

Dieser diplomatische Zwischenfall und die unangenehmen Dinge, die in seinem Verlaufe den Hamburger Behörden von den preußischen gesagt wurden, veranlaßten die ersteren zu größerer Vorsicht. Als daher das Gedicht „Atta Troll" vom Verleger ordnungsgemäß zur Censur vorgelegt wurde, ward es zwar am 1. Februar 1844 gestattet, aber die S. 9 am Schluß stehende Stelle und S. 141 die Nennung eines Bundesfürsten als unerlaubt gestrichen. In seinem diesem Beschlusse vorangehenden Votum hatte Sieveking gesagt: „die poetische Form entschuldigt die Bärentheologie und den Wittelsbacher Lapidarstil."

Irre ich nicht, so ist nur eine dieser Bemerkungen beobachtet worden. S. 9 „am Schluß" kann nur die letzte Strophe gemeint sein. Sie lautet:

Fällt des Hocherzürnten [des Bärenführers] Wuth
Endlich doppelt schwer, er schlägt sie [die Mumma]
Nennt sie Königinn Christine
Auch Frau Munoz und Putana.

Gewiß sollte die beiden letzten Zeilen das Verdammungsurteil treffen. Dagegen ist an der zweiten Stelle eine Änderung vorgenommen worden. Denn wo wir jetzt lesen:

Der ****** setzt ihm
In Walhalla einst ein Denkmal
Und darauf im ******
Lapidarstyl auch die Inschrift

hat an der zweiten ausgelassenen Stelle offenbar „Wittelsbacher" gestanden; was an der ersteren, ist nicht ganz klar; vielleicht: rex Ludovicus, oder eine andere Phrase, in welcher der Name des „Bundesfürsten" vorkam.

Karl Sieveking (1782 bis 30. Juni 1847), der hier als Präses der Censurkommission mehrfach zu Worte kam, gehörte einer weit über Hamburgs Mauern bekannten Familie an; er selbst, mit vielen hervorragenden Männern jener Zeit verbunden, war als Historiker, Diplomat angesehen und mit wichtigen Ämtern betraut. Es liegt dem Gegenstand dieser kleinen Mitteilung nicht zu fern, wenn man ihm noch einmal das Wort vergönnt.

Er ergriff nämlich auch sonst gern zur Wahrung der Hamburger Selbständigkeit das Wort. Als von dem dänischen Polizeiamt zu Altona eine ganze Reihe von Bücherverboten beantragt wurde, schrieb er am 15. November 1844:

Rücksichtlich des zu Leipzig bei Otto Wigand erschienenen Buches „Der Einzige und sein Eigentum" von Max Stirner hat der Senat sich vorläufig auf die letztere Maßregel beschränkt (nämlich des Verbots einer Anzeige oder Besprechung der Schrift in hiesigen Blättern). Die unterzeichnete Behörde (Censurkommission) glaubt bemerken zu müssen, daß ihr Beruf sich auf die Abhülfe von Beschwerden über die hiesige Censur nach den Grundsätzen der Bundesgesetzgebung und den ihr vom Senat erteilten Instruktionen beschränkt und daß die großenteils durch die Anträge anderer deutschen Regierungen motivierten Bücherverbote nur von der höchsten Behörde ausgehen.

Für Heine war es gut, daß das Schicksal seiner Schriften in den Händen eines Mannes von solcher Einsicht und derartigem Mute lag.

Lortzings „Waffenschmied" und seine Tradition.

Von Egon von Komorzynski in Wien.

Auf S. 114 des 5. Bandes dieser Zeitschrift hat Ellinger die in seiner Hoffmann-Biographie (S. 190) ausgesprochene Vermutung, Lortzing sei bei der Abfassung des Textes zu seiner Oper

„Der Waffenschmied" von E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen" beeinflußt gewesen (indem er durch das Zurückgehen auf Hoffmanns Oper „Undine" auf die Erzählungen dieses Dichters aufmerksam geworden sei), widerrufen und F. W. Zieglers Lustspiel „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" als Quelle Lortzings genannt. Ob Lortzing von einer früheren Bearbeitung des Stückes als Oper durch Hensler beeinflußt worden sei, konnte Ellinger, da ihm Henslers Text nicht zur Hand war, nicht bestimmen; und er wandte sich mit dem Verlangen nach einer solchen Untersuchung an die Wiener Fachgenossen. Ich habe das Stück Henslers mit Ziegler und mit Lortzing verglichen und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß Lortzing sich allem Anschein nach durch Henslers Oper nicht hat beeinflussen lassen, wenn es auch sehr wahrscheinlich ist, daß er sie gekannt habe. Trotz dieses negativen Resultates sei es mir vergönnt, die genannten Stücke hier zu besprechen, und den ihnen zugrunde liegenden Stoff, der für die Entwicklung der deutschen Oper von großer Bedeutung geworden ist, auf seiner Wanderung durch unsere Litteratur kurz zu betrachten.

Das vieraktige Lustspiel „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" von Friedrich Wilhelm Ziegler, einem Wiener Hofschauspieler und außerordentlich fruchtbaren dramatischen Dichter, wurde zum erstenmal auf dem Wiener Hoftheater am 28. September 1790 aufgeführt. Es scheint einen vollen und nachhaltigen Erfolg erzielt zu haben und ist auf lange Zeit hinaus ein sehr beliebtes Stück geblieben. Gedruckt wurde es zuerst im 11. Band der „Sämtlichen dramatischen Werke" (Wien 1824; S. 1—107), und noch 1834 wurde eine „zweite Auflage" des Stückes als Einzeldruck veranstaltet.

Die Handlung dieses Stückes besteht im Grunde genommen aus der Verbindung zweier alter Lustspielschablonen: ein widerhaariger Vater wird um seine Tochter geprellt, und zugleich prüft der Liebhaber seine Schöne auf die Standhaftigkeit ihrer Liebe. Den ungeheuren Erfolg verdankte das Werk wohl großenteils dem wichtigen Umstand, daß der Dichter, den herrschenden Geschmack sich geschickt zu nutze machend, die oft erprobte Schablone diesmal mit ritterlichem Kostüm umkleidet hatte. Ziegler ist dadurch einer der Begründer des „Ritterlustspiels" geworden; allein das erwähnte Stück besitzt noch einen andern bedeutenden Zug, durch welchen es sich von den meisten ähnlichen Dramen unterscheidet. Während nämlich z. B. Zieglers Lustspiel „Die Liebhaber im Harnisch" durchaus auf ritterlichem Schauplatz und zwischen ritterlichen Personen spielt, ist hier die Handlung auf den bürgerlichen Boden der alten Stadt Worms

verlegt und auf dem Motiv des Standesunterschiedes, der ungleichen Heirat, auf dem Gegensatz zwischen Rittertum und Bürgertum, aufgebaut worden. Wir lernen einen biederen alten Waffenschmied Stadinger kennen, dessen holdseliges Töchterlein Maria und Irmentraut, Mariens ältliche, aber immer noch kokette und geschwätzige Wärterin. Mitten in den Kreis der arbeitenden Städter ist stolz und glänzend die schlanke Gestalt eines jungen Ritters, des Grafen Liebenau, getreten. Von glühender Liebe zu dem Bürgermädchen erfaßt, hat Liebenau in der ehrlichen Absicht, Marien zu seinem Weibe zu machen, bei deren Vater um sie geworben. Aber dieser, der Bürger, hat den Herrn Ritter abgewiesen; als Schmied will er seine Tochter nur wieder einem Schmiede zur Frau geben. Die Liebe macht Liebenau erfinderisch. Er sowohl als auch sein lustiger Knappe Georg (bis hieher ist der Name aus dem „Götz“ gedrungen) verdingen sich bei dem Meister als Schmiedegesellen. Niemand ahnt, wer sie wirklich sind; Marie verliebt sich glühend in den berußten Gesellen Konrad, und giebt Liebenau bei einer nächtlichen Zusammenkunft mit ihm als Ritter den Abschied. Liebenaus verschmähte Braut, das Fräulein Sybille von Katzenstein, reist ihrem Bräutigam nach und versucht es mit Hilfe ihres Begleiters, des dummen Ritters Adelhof aus Schwaben, Liebenau dem Bürgermädchen abwendig zu machen; allein die stets verunglückenden Bestrebungen dieser Gegenspieler unterstützen bloß die Intriguen, durch welche Liebenau, Georg und Stadingers Schwager, der mit ihnen einverstandene Gastwirt Brenner, den Waffenschmied zu überlisten suchen. Die Knappen Liebenaus unternehmen einen scheinbaren Überfall auf Marie, um sie zu entführen — Liebenau als „Konrad“ rettet sie. Endlich heißt es gar, der Ritter komme mit seinen Knechten, Marien zu rauben und des Waffenschmieds Haus in Brand zu stecken. Da giebt Stadinger rasch seine Einwilligung in die Heirat zwischen Konrad und Marie, und die Beiden machen sich davon. Bald jedoch kehren sie reich geschmückt als Graf und Gräfin von Liebenau zurück. Der Alte macht gute Miene zum bösen Spiel, erklärt sich für überlistet und giebt dem neu vermählten Paar seinen väterlichen Segen.

Zieglers Lustspiel ist in Anlage und Ausführung weder wahrscheinlich noch poetisch. Es nährt sich zum größten Teile von alten und oft erprobten Scenen und Motiven. Die Personen sind wohl bekannte Typen: der hartherzige Vater, das ideale Liebespaar, der lustige Knappe, die ältliche Kokette. Auch die Verkleidung in ihrer Unwahrscheinlichkeit ist nichts Neues. Allein es ist dennoch in die Handlung ein bedeutsamer Zug gekommen dadurch, daß sie in Worms, an einer Stätte altdeutschen Fleißes, spielt und in der Gegenüberstellung des glänzenden adeligen Rittertums und des stolzen

Bewußtseins von Bürgerkraft und Arbeitsadel wurzelt. Es klingt ganz prächtig, wenn der alte Schmied von sich sagt: „Ich, ein Wormser Bürger, der sich um die ganze Welt nicht kümmert!" Das Bürgermädchen steht zwischen den beiden Gegensätzen. Am Beginn der Handlung hat sich Marie vom Vater, dem Bürger, gewendet und ist für den Geliebten, den herrlichen Ritter, entflammt; am Schluß wird sie des Ritters Frau, nachdem jener um ihrer Liebe willen auf eine Zeitlang sein Rittertum abgelegt hat und unter die Bürger gegangen ist. Dieser Vertiefung und Umkehrung des alten Motivs vom Standesunterschied und der, wenn auch ziemlich plumpen und oberflächlichen Verwebung des alten deutschen Städtetums in die Handlung des Lustspiels hatte das Stück wohl auch seinen großen Erfolg zum Teil zu verdanken.

Eben dieser große und dauernde Erfolg dürfte die Ursache dafür geworden sein, daß das Lustspiel Zieglers bereits nach verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem Operntext umgeschaffen wurde. Das geschah im Jahre 1797 durch Karl (eigentlich Albert) Friedrich Hensler, den fingerfertigen Leibdichter des Leopoldstädter Theaters. Die Oper erhielt den Titel „Der Waffenschmied. Eine komische Oper in zwey Aufzügen nach Herrn Zieglers beliebtem Lustspiele „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" für die Marinellische Schaubühne bearbeitet." Sie wurde von dem Kapellmeister des Leopoldstädter Theaters, dem fruchtbaren Opernkomponisten Ferdinand Kauer, in Musik gesetzt. Der „Bearbeiter" hat sich die Sache höchst einfach gemacht. Er hat sich im allgemeinen völlig an das Lustspiel gehalten, was bei ihm Dialog blieb, einfach von Ziegler abgeschrieben und nur einige Kürzungen und von diesen abhängige Veränderungen der Handlung vorgenommen. Das Fräulein von Katzenstein erhält bei ihm eine Zofe, der Gastwirt Brenner einen „Kellerbuben" Valentin — für eine Wiener Oper unentbehrliche Figuren; die übrigen handelnden Personen sind vielfach derber gemacht worden, und auch der scheinbare Überfall, den Liebenaus Reisige auf Marie unternehmen, und von dem bei Ziegler nur erzählt wurde, findet hier auf offener Scene statt. Die Arien, Duette und Terzette enthalten nicht selten die Hauptsachen, und zwar in plumper, fast unverständlicher Form; aus all den humoristischen Couplets des Kellerbuben und den Späßen der alten Jungfer Irmentraut nicht minder, wie aus dem ganzen recht naiv gemachten Gang der Handlung guckt immer wieder die typische Gestalt der damaligen Wiener Oper hervor. So ist z. B. das Eingangsgespräch zwischen dem Ritter und seinem Knappen in Henslers Bearbeitung zu einem Duett von ganz kindlicher Naivetät geworden:

Ruhm beym Siegstrompeten-Schalle
Übertrift der Liebe Lohn;
Wenn ich nur Mari'n gefalle,
O so bin ich glücklich schon! . . . . .

. . . . . Es ist doch um das Liebesband
Ein sonderbares Ding;
Man achtet an der Liebe Hand
Gefahren selbst gering.

Andere Arien wieder sind heitere Aufforderungen zur Ehe, ganz wie Papagenos „Ein Mädchen oder Weibchen“; und ganz köstlich ist es gar, wenn der Dichter den Ritter und seine Schöne in der typischen Weise des Wienerischen Kasperls und seiner Gefährtin den zukünftigen reichen Kindersegen preisen läßt. Das Fräulein von Katzenstein strömt ihre Gefühle in einer Nachearie aus, die ganz an die Ergüsse der Königin der Nacht gemahnt; den Schluß der Oper bildet ein „Jubelchor“ zu Ehren des neuvermählten Paares.

Die erste Aufführung dieser Hensslerischen Bearbeitung fand am 25. Juli 1797 auf dem Leopoldstädter Theater statt. Die Oper scheint sich lange gehalten zu haben; noch stärker und dauernder aber war die Beliebtheit des alten Zieglerischen Lustspiels. Ob eines von den beiden Stücken auf das Werk, worauf ich nun zu sprechen kommen muß, einen direkten Einfluß ausgeübt hat, wage ich nicht zu entscheiden —: Heinrich von Kleists „Käthchen von Heilbronn“. Es fällt auf den ersten Blick ins Auge, daß dieses Ritterschauspiel sowohl in seinen Hauptfiguren als auch in seinem Grundmotiv mit der Fabel des Zieglerischen Stückes große Ähnlichkeit besitzt. Der alte Theobald Friedeborn ist ein Waffenschmied, ein frommer, biederer Bürger. Seine Tochter, sein Käthchen, von der es, wie von der Marie Stadingerin, heißt, sie sei die Schönste ringsum, ist aus ihrer einfachen bürgerlichen Existenz herausgerissen worden durch die glänzende Erscheinung des herrlichen Rittersmannes, der wiederum ein Graf ist. Der Kern der Handlung ist die Mißheirat, die Ungleichheit der Stände (die erste Fassung des Dramas weiß ja noch nichts von der Kaiserstochter). Das Schauspiel beginnt mit der ernsten und heiligen Klage des Bürgers gegen den Ritter, der durch seine fremde Welt das Kind des Bürgersmannes verzaubert hat. Auch bei Kleist finden wir ferner eine eigentliche Braut des Ritters, die das Bürgersmädchen unschädlich machen will: es entsprechen den lächerlichen vergeblichen Intriguen des Fräuleins von Katzenstein bei Ziegler die tückischen Anschläge der Kunigunde von Thurneck gegen das arme Käthchen. Der Kunigunde steht wie der Katzenstein bei Hensler eine Zofe zur Seite. Von anderen Kleinigkeiten will ich ganz absehen (man denke an den Schauplatz in Worms bei Kleist, oder an den Namen „Sybille“, der sich bei Ziegler und bei Kleist

vorfindet). Für mich ist die Ähnlichkeit, welche „Das Käthchen von Heilbronn“, unabhängig von der Tradition des Ritterdramas, unabhängig von den Quellen[1]) Kleists und von dem psycho-pathologischen Inhalt seines Dramas, mit der Handlung des Zieglerschen Lustspiels verbindet, klar. Was bei Ziegler Lustspielschablone war, ist hier ernst und groß geworden. Wurde bei Ziegler der alte Schmied überlistet, so kommt es hier gar bis zu einem Zweikampf zwischen ihm und dem jungen Ritter. Aber die Grundzüge der Handlung sind gleich: von dem Hintergrunde alter deutscher Städte- und Bürgerherrlichkeit heben sich wiederum greifbar deutlich ab die bekannten Gestalten des alten weißhaarigen Schmieds, seiner jungen, liebreizenden Tochter und des stattlichen, blonden, blauäugigen Rittersmannes, der sich wohl der Gunst des Mädchens, aber nicht minder auch der tiefen Feindschaft des Vaters erfreut. Ob Kleist Zieglers Lustspiel oder Henslers Oper gekannt hat, kann ich nicht ermitteln; mir erscheint eine, vielleicht unbewußte Beeinflussung (eher durch Zieglers Stück) nicht unwahrscheinlich.

Entschieden auf das Stück von Ziegler geht dann die um 1818 abgefaßte Erzählung „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen“ von E. T. A. Hoffmann zurück (Die Serapionsbrüder, 4. Abschnitt. Gesammelte Schriften, Berlin (Reimer) 1845; 2, 224—293). Hier ist der Vater zu einem Küfer geworden, der freilich den Wein ebensosehr liebt, wie Zieglers und Henslers Waffenschmied; die Tochter heißt Rosa; ihre Vertraute, Frau Marthe, erinnert ein wenig an Mariens Amme Irmentraut. Wieder ist der Alte den Rittern spinnefeind; stolz auf sein Handwerk wie auf sein Bürgertum will er seine Tochter bloß einem Küfer zur Frau geben. Der abgewiesene Junker wird auch hier des Meisters Geselle und nennt sich wie bei Ziegler als Geselle Konrad. Doch hat diesmal der Dichter aus dem Stoff, namentlich unter dem Einfluß von Tiecks „Sternbald“, eine echt romantische Erzählung geschaffen. Unter seiner Meisterhand entsteht ein stolzes deutsches Städtebild: — Nürnberg, die alte Stadt Dürers und der Meistersänger baut er vor uns auf und läßt auf ihrem Boden seine hochpoetische, von dem Hauch innigster romantischer Begeisterung durchwehte und mit dem prächtigsten gemütlichen und heiteren Kleinkram ausgestattete Handlung vor sich gehen. Die Geschichte geht bei ihm anders aus; drei Gesellen des Meisters Martin lernen wir kennen, und Rosa weiht ihre Liebe nicht Konrad, dem verkleideten Ritter, sondern einem ihresgleichen; auch Konrad findet schließlich eine Braut ritterlichen Standes, die die richtige für

[1]) Über diese vgl. Wukadinović: „Über Kleists Käthchen von Heilbronn“: Euphorion, 2. Ergänzungsheft 1895, S. 14—25.

ihn ist. Aber um die Handlung herum hat Hoffmann das köstliche Geschmeide prächtig geschilderten altdeutschen Städtelebens gelegt. Inmitten der Erzählung beschreibt er kurz ein Meistersingen in der Katharinenkirche, und er schließt seine Geschichte mit einem farbenprangenden Tableau: das bürgerliche Hochzeitsfest in Meister Martins Hause und davor in der Straße das glänzende Gepränge der unter hellen Trompetenklängen ankommenden Ritterschaft.

Ein wenig im Anschluß an Hoffmanns Erzählung und ganz in der Tradition des Stoffes ist etwa zehn Jahre nach dem Meister Martin das dramatische Gedicht „Hans Sachs" von L. F. Deinhardstein[1]) entstanden (Première im Wiener Burgtheater am 4. Oktober 1827). Wie Hoffmanns Erzählung, so spielt auch das Drama Deinhardsteins in Nürnberg. Die Motive sind in diesem etwas wässerigen Werk ein wenig verändert. Es handelt sich wieder um eine Mißheirat. Der Goldschmied Steffen, ein reicher und angesehener Mann, will seine Tochter Kunigunde nicht dem Schuster Hans Sachs zur Frau geben; er hat für sie einen faden und geckenhaften Augsburger Ratsherrn, Eoban Runge mit Namen, zum Gemahl ausersehen. Den Bestrebungen des Vaters, sich den unangenehmen Schwiegersohn vom Halse zu schaffen, kommt die Feindseligkeit und Gehässigkeit zuhilfe, mit welcher der freimütige und natürliche Hans Sachs von den philisterhaften und in Regeln erstarrten Meistersängern behandelt wird. (In dieser ausgedehnten Verwendung des Meistersängertums lebt ein gutes Stück von Hoffmanns Geschichte weiter.) Schon glauben die Gehässigen, allen voran der feig-tölpische Geck aus Ausgsburg, über den treuen Sachs triumphieren zu können. Meister Steffen ist zum Bürgermeister gewählt worden; als er Kunigunde zu dem verhaßten Ehebund zwingen will, tritt ihm Hans Sachs männlich entgegen, und der Letztere soll nun wegen dieser Auflehnung gegen den Befehl der höchsten Obrigkeit für immer aus Nürnberg ausgewiesen werden. Da ersteht ihm und seiner Kunigunde ein mächtiger Helfer in der Person des unerkannt nach Nürnberg gekommenen Kaisers Maximilian. Die prächtige und stimmungsvolle Schlußscene wiegt beinahe das ganze übrige langweilige Drama auf: Vor dem in buntem Festesschmuck prangenden Rathause stehen versammelt die Soldaten, die Bürger und die Meistersänger, die Zünfte mit Musik und ihren Fahnen, und inmitten dieser glänzenden Volksmenge weilt der Kaiser; er mahnt zu Gerechtigkeit und Milde und fordert ganz Nürnberg auf, den Meister Hans Sachs zu ehren. Er selbst vereinigt die beiden Liebenden miteinander und läßt den von

[1]) Gesammelte dramatische Werke. Leipzig 1853. 6, 9—134. — Goethe hat bekanntlich zu dem Stück einen Prolog geschrieben.

Allen so sehr geschmähten Sachs durch Kunigunden mit einem Lorbeerkranze krönen — unter dem hellen Jubel des ob solch hoher Güte freudig begeisterten Volks.

Es ist nicht zu verwundern, daß im Laufe der Zeit einer unserer deutschesten Componisten sich gereizt fühlte, aus dem dramatischen Gedicht Deinhardsteins eine Oper zu machen. Albert Lortzing[1]) brachte am 23. Juni 1840 zu Leipzig seine Oper „Hans Sachs“ zur ersten Aufführung, deren Text sein Freund Philipp Reger unter Lortzings Mitarbeiterschaft nach Deinhardsteins Drama verfaßt hatte. Das Sujet ist in dieser Oper im Vergleich zu Deinhardstein merklich verbessert und aufgefrischt worden. Außerdem hat Lortzing einen frei erfundenen Zug von großer humoristischer Wirksamkeit in die Handlung hineingetragen. Der lustige Lehrbube Görg (dessen Name wohl nur zufällig mit jenem des Knappen im „Waffenschmied“ gleichlautet) hat Hans Sachs ein Gedicht entwendet, um es für sein eigenes Werk auszugeben. Als dann der Kaiser, der das Lied durch Zufall kennen gelernt hat, am Tage nach der Ausweisung des Hans Sachs nach dem Verfasser des Gedichts forschen läßt, meldet sich der Augsburger Ratsherr als der Dichter. Allein vom Kaiser aufgefordert, das Lied vorzutragen, gerät er in Verwirrung und vermischt die unverstandenen Worte des Gedichts mit den Versen einer von ihm verfaßten Absalom-Legende; Schande und Spott wird ihm zuteil, Görg gesteht seinen Diebstahl ein und nennt Sachs als den Verfasser — Hans Sachs wird zurückgerufen und als Dichter wie als Bräutigam anerkannt.[2])

Lortzing mochte sich weiter von der altdeutschen Bürger- und Städtewelt angezogen gefühlt haben. Nachdem er in seiner „Undine“ (1845) eine völlige Ritter- und Geisteroper geschaffen hatte, gelang ihm ein echtes Seitenstück zu seinem „Hans Sachs“ in der komischen Oper „Der Waffenschmied“ (geschrieben 1845 auf 1846; Première am 30. Mai 1846 in Wien auf dem Theater an der Wien).[3]) Er hat sich bei der Abfassung des Textbuches ganz an das alte Lustspiel Zieglers als Quelle gehalten; allein er hat aus diesem eine recht

[1]) Vgl. zu dem Folgenden H. Welti: Lortzing und Wagner. Richard Wagner-Jahrbuch, herausgegeben von Josef Kürschner, Stuttgart 1886. 1, 229—238.

[2]) Auch Hoffmanns „Meister Martin“ ist häufig dramatisiert worden. Am 25. Juli 1829 kam im Theater an der Wien zur Aufführung: Meister Martin der Küfner. Romantisches Spektakel-Schauspiel in 5 Akten mit Chören und einem Vorspiel von Franz von Holbein. Musik von Ignaz R. von Seyfried. — Zur Oper ist die Erzählung umgestaltet worden von F. W. Tschirch (Première am 25. April 1861 in Leipzig) und von Wendelin Weißheimer (Première gleichfalls in Leipzig am 6. März 1880).

[3]) Vgl.: Ph. J. Düringer Albert Lortzing. Sein Leben und sein Wirken. Leipzig 1851. S. 62 ff. — H. Wittmann: Lortzing (in Reclams Universalbibliothek) S. 50 ff.

frische und lebensfähige deutsche komische Oper gemacht. Das Fräulein von Katzenstein ist bei ihm aus dem Personenverzeichnis gestrichen; die übrigen Personen sind ein wenig modernisiert, und in das Ganze ist eine gewisse Gemütlichkeit und ein kecker, mehr humoristischer Ton hineingebracht worden. Stadinger hat sich in einen alten, den Wein liebenden Tierarzt verwandelt; der Knappe Georg ist verjüngt und lustig, voll von Schnurren; die komischen Figuren der Irmentraut und des schwäbischen Ritters treten in den Vordergrund. Der fingierte Überfall mit Konrads angeblicher heldenmütiger Befreiung Mariens ist geblieben; doch tritt er an den Schluß des zweiten Aktes, und die Entscheidung wird nicht wie bei Ziegler und Hensler schon durch ihn herbeigeführt, sondern durch ein Schreiben des hohen Rates der Stadt Worms, welches dem Meister befiehlt, er müsse, um einen Aufstand in der Stadt zu verhüten, seinen Gehilfen Konrad mit Marie verheiraten. Der Schluß bringt ähnlich wie im „Hans Sachs“ einen prunkvollen Aufzug der Ritterschaft: nun erst erfährt Meister Stadinger, daß er seine Tochter dem Ritter zur Frau gegeben hat.

Es läßt sich keinerlei Abhängigkeit des Lortzingschen Textes von Henslers Oper nachweisen, und selbst eine Übereinstimmung zwischen den beiden müßte schon sehr groß sein, um mich glauben zu machen, daß Lortzing auch Henslers Operntext benutzt habe. Bei seinem innigen Gemüt und bei den ernsten Anschauungen, welche er von einer Oper als einem musikalischen Drama hatte, mußte ihn die Wiener Oper in ihrer Plumpheit und Unwahrscheinlichkeit natürlich abstoßen. Die Gleichheit der Titel allein macht es wahrscheinlich, daß Lortzing Henslers Oper gekannt habe; vielleicht ist er sogar durch die Bekanntschaft mit ihr auf den Gedanken gebracht worden, Zieglers Lustspiel neuerlich als Oper zu bearbeiten.

Eine einzige auffällige Übereinstimmung ist wohl gewiß ein bloßer Zufall: bei Lortzing sitzt (3. Aufzug, 1. Auftritt) Marie am Spinnrocken; in der folgenden Arie verspricht sie sich am Schluß und singt:

„ich wollt', ich hätt' 'nen Mann!“

statt:

„ich wollt', ich wär' ein Mann!“

Dem entspricht bei Hensler der 6. Auftritt des 1. Aufzuges: Marie sitzt am Spinnrocken und singt eine „Romanze“:

. . . . . „Wie flüchtig uns die Zeit vergeht,
Wenn man an Männer denkt.“

Auch Hoffmann läßt übrigens seine Rosa sinnend und mit geneigtem Köpfchen in ihrem Gemache sitzen; „Spindel und Nähterei ruhten“.

Und nun sind wir am Ende unserer Betrachtung angelangt, und es bleibt bloß noch das letzte Glied in der Reihe zu besprechen. 1840 war die Première von Lortzings „Hans Sachs", 1846 jene des „Waffenschmied" — 1845 verfaßte Richard Wagner den ersten Entwurf zu seiner Oper „Die Meistersinger von Nürnberg". Eine ganz kurze Besprechung wird deutlich zeigen, wie dieses Werk ganz und gar aus der besprochenen Tradition herausgewachsen ist, und eine wie große Beeinflussung durch die oben genannten Dichtungen darin zum Vorschein kommt.

Die unmittelbare Anregung zu den „Meistersingern" erhielt Wagner jedesfalls von Lortzings „Hans Sachs". Darin fand er vor allem die Gestalt des Sachs, um die sich alles dreht, die ganze Welt des Meistersängertums und den Zug von dem entwendeten und falsch deklamierten Gedicht. Vertieft wurde diese Anregung dann noch durch Hoffmanns „Meister Martin": die Singschulscene daselbst, wie Reinhold auf dem Singestuhl sitzend die Weisen singt, die nicht nach den Regeln der Meistersänger entstehen, erinnert ja völlig an „Die Meistersinger". Nürnberg also, die Meistersängerstadt, das Reich deutscher Kunst und deutschen Fleißes, sollte auch hier der Hintergrund werden für die Erringung einer Geliebten, und diese Erringung sollte durch den Meistergesang geschehen. Wieder ist der Vater ein Schmied — Pogner, ein Goldschmied wie bei Deinhardstein und Lortzing. Eva, des Goldschmieds Tochter, ist der Preis, welcher erkämpft werden soll. Sie achtet auf die Entscheidung beim Meistersingen wie Rosa bei Hoffmann; sie krönt wie Deinhardsteins Kunigunde am Schluß den Geliebten mit einem Lorbeerkranz. Wiederum als Schlußtableau ein festlicher Aufzug der Zünfte und der Meistersängerschaft; — der Johannistag als „das schöne Fest" durch die ganze Dichtung hindurchklingend wie der Bartholomeustag bei Ziegler und allenfalls das Kerzenmeisterfest bei Hoffmann.

Allein nicht mehr wie bei Deinhardstein und bei Lortzing ist Hans Sachs der Kämpfer um den minniglichen Preis. Er ist zu einem gereiften, maßvollen Mann geworden und tritt an die Stelle des weise versöhnenden und eindringlich mahnenden Kaisers Maximilian. Der Liebhaber ist bei Wagner ein Ritter, und wir werden gleich sehen, daß Wagner ebensoviel wie dem „Hans Sachs" auch dem „Waffenschmied" verdankt. Von daher, aus dieser seit Ziegler bestehenden Tradition, ist der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum, die Stadt als Schauplatz für die Handlung, an der sich ein Ritter beteiligt, genommen. Dieser Tradition getreu tritt auch bei Wagner dem Bürgermädchen der herrliche Rittersmann entgegen — Walther von Stolzing, blond und blauäugig, der sie ihre Welt vergessen macht. Er will um ihretwillen sein Rittertum vergessen und ein

schlichter, bürgerlicher Meistersinger werden. Also nicht mehr wirbt der arme Schuster vergeblich um des reichen Goldschmieds Tochter, sondern der Ritter muß versuchen, sich dem Regelkram des Bürgervolks anzupassen. — Der Lehrbube David ist ein direkter Nachkomme des Görg im „Hans Sachs“ und des Georg im „Waffenschmied“. Die Magdalena ist ein solcher der Irmentraut im „Waffenschmied“; freilich mit Zügen von Hoffmanns Frau Marthe.

Noch eines von den oben besprochenen Werken aber hat auf Wagner eingewirkt: — „Das Käthchen von Heilbronn.“ Wie Käthchen den Grafen Wetter vom Strahl längst im Geiste gekannt hatte, eh' er ihr lebendig vor die Augen trat, so hat auch Eva ihren Walther schon lange gekannt. Sie hat ihn im Bilde König Davids gesehen, und wie er ihr zum erstenmal begegnet, gehört sie ihm sofort in heißer Liebe an. Dieses Motiv ist ja bei Wagner nicht selten. Elsa hat in ihren Träumen das Bild ihres herrlichen Ritters und Helfers gesehen und erwartet ihn sicher; Senta träumt Tag und Nacht von dem fliegenden Holländer — wie der bleiche Mann plötzlich zur Thür hereintritt, stößt sie einen Schrei aus und steht „wie festgebannt“ da. Hier aber ist die Ähnlichkeit am größten, da des Schmiedes Töchterlein in ihrer bürgerlichen Welt vom Ritter heimgesucht wird. — Stadinger, Friedeborn, Meister Martin, Meister Steffen, Pogner; Marie, Käthchen, Rosa, Kunigunde, Eva; Graf Liebenau, Graf Wetter vom Strahl, Konrad von Spangenberg und Walther von Stolzing — sie bilden alle eine große Familie und stammen Eines von den Anderen ab.

So steht Wagner als der Letzte in der Reihe der besprochenen Dichter da. Viel ist dessen, was er, um seine „Meistersinger“ zu schreiben, von Anderen genommen hat. Aber geeint, vertieft, erhoben und herrlich ausgestaltet hat er das, was er Früheren verdankte. In seinem Werk hat er im Drama vollendet, was Ziegler plump versucht hatte, was Hoffmann in der Erzählung (in einer anderen Weise) gelungen war — die süße Liebesgeschichte eines Ritters und eines Bürgermädchens auf dem Hintergrunde unseres deutschen Mittelalters.

Miscellen.

Ein unbekannter Vorläufer Martin Opitzens.

Es ist bekannt, daß die Hochzeit von Opitzens Vetter Kaspar Kirchner, die am 8. März 1618 (nicht 1619) stattfand, eines der frühesten deutschen Gedichte des „Boberschwans“ hervorgerufen hat. Höpfner handelt darüber in den Beiträgen zur deutschen Philologie (Halle 1880, S. 295—302) ausführlich und weist auch

auf die übrigen poetischen Spenden hin, die dem glücklichen Bräutigam dargebracht wurden. Sie sind vereinigt in einem Hefte von acht Seiten 4°, das den Titel führt: „Nuptiae Poeticae, à Casparo Kirchnero V. & Poëta optimo Et Martha Queiſſeria Amabilissimâ Puellarum Celebrandae, à Primariis Poetis Decantatae. Lignicii Typis Sartorianis."

Den Reigen eröffnet ein lateinisches Gedicht von Daniel Heinsius. Es ist zwar, laut der Angabe des Druckes, schon 1616 verfaßt und hat folglich keinen Bezug auf die Vermählung Kirchners; aber wie hätte diese Ehrung durch den Meister, zu dem die jungen Schlesier sämtlich mit der höchsten Bewunderung aufblickten, hier fehlen dürfen? Bezeugte sie doch, daß einer aus ihrem Kreise sich die Zuneigung und Anerkennung des Dichters erworben hatte, dessen „Nederduytsche Poemata" ihnen als Vorbild ihrer neuen Kunst galten. Daß Kirchner in Leiden zu den Füßen des großen Heinsius gesessen hatte, war sein höchster Ruhmestitel.

Von dem heiteren, angeregten Dasein, das Kirchner in der holländischen Universitätsstadt führte, giebt uns das Schlußgedicht, das einzige deutsche der kleinen Sammlung, Kunde. Es ist in verschiedener Hinsicht merkwürdig und wir geben es deshalb hier wieder:

HAT nu Amor ein mal den rechten Pfeil gefunden,
Vnd dir ins Hertz gemacht ein solche Wunden,
Das er dich zu dem stand bezwungen vnd bewegt,
Darin man, wie man sagt, geflickte Hosen tregt.
War das nu deine Braut, von der du offt gesungen,
So manche schöne Nacht, das Berg vnd Thal erklungen,
Der Rhein vor vnser Thür zu Leiden hats gehört,
Wie manche stunde wier mit solcher Lust verzehrt.
So offt wir sind zusamm nach LeiderDorp[1] gefahren
En daer getroncken[2] han[3] beym goudenen ohvaren,[4]
So oft wir vnsern lauff nach Catwick[5] han gewand,
Vnd vnsre Leib gebad ans wilden Meeres strand,
Haben wir vnsre Lieb gestelt in kein vergessen,
Wie offte[6] ging à la sante de vorste matresse,
Ein grosse Flöte[7] rumb, vom besten Frantzen Wein,
Wie offt sprang man auff jr gesund ins Mehr hinein
Hoe dyckwils uyt den Haag de Meyskens angekommen,
En Haeren Paß naer die dry Regenboeg[8] genommen,
Off well getrocken ymm by onsen Jonker Stuel,[9]
Blibstu allzeit zu Hauß vnd dachst an deinen Bul.
Wie manchmal hastu wol bey Heinsio gesessen,
Vnd bey seiner Ermgard[10] bey dir selbst ausgemessen,
Wie deine mit der zeit wol solte sein gestalt,
Vnd hast Ihr Contrafect in dein gemüt gemahlt.

[1]) Leiderdorp, $^1/_2$ Stunde von Leiden.
[2]) getrocken (Druckfehler).
[3]) yan (Druckfehler).
[4]) Der goldene Storch, Wirtshaus.
[5]) Katwyk, Badeort, eine Stunde von Leiden.
[6]) osst (Druckfehler).
[7]) Flöte, ein hohes Spitzglas.
[8]) Die dry Regenboeg, vermutlich ein Wirtshaus.
[9]) Jonker Stuel, nicht nachweisbar.
[10]) Clarmundus, Vitae (Wittenberg 1704, 1, 167) sagt von Daniel Heinsius: „Er hat niemahls geheurathet; doch berichten etliche, daß er mit einer Concubin zugehalten."

Nu haſtu was du vor ſo viel vnd offt begehret,
Nu hat der kleine Gott dir deinen Wuntſch gewehret,
Vnd wie Ich bin bericht, haſtu nicht weit gefehlt,
Weil du dein lieb in ein ſolch Mägdlein haſt geſtelt,
Derer mit frömigkeit vnd liebreichen geberden
Niemand in ewrer Stadt wol mag verglichen werden,
Die aufferzogen iſt in einem ſolchen Hauß,
Da nichts als Erbarkeit zu gehn pflegt ein vnd auß.
Doch ſagt man ſie ſey Arm, da iſt nichts angelegen,
Armut mit Frömigkeit hat vmb ſich Gottes Segen.
Wo eine Reiche Fraw in ein Arm Hauß kehrt ein,
Da muß die Fraw ſein Mann, der Mann muß Frawe ſein.
Was wars das man ſich ſo verſtig in dem Studiren,
Wenn man nicht köndt bey ſich ein Weib alimentiren?
Wer nicht gelernt das er ſich vnd ein Weib ernert
Ohn ſeines Weibes Geld, der iſt nicht ehren werth.
Das vbrig iſt nichts nütz: al die ſoo wytter draeen
Naer Ryckdoom en gewin, en acht ick niet dan ſlaven,
Jn vreden met het myn, ben rycker, dan die leefft,
Beſitter van veel goets, en niet genoech en heefft.
Den ryckdom en licht niet in Landen ende Steden,
Maer die nit veel en heeft, en iß nocht ons te vreden,[1])
Trotſt al dat wat er[2]) leeft, de troonen en't gewelt,
De ſcepters en het goet iß onder hem geſtelt.
So haſtn auch genug, weil dein Lieb in der Jugend,
Gewehnet iſt zu Zucht, zu Ehrbarkeit, zu Tugend,
Vnd liebet Gott vnd dich von hertzen, glaube mir,
Da darffſtu keinen Hund vor deine Hinderthier.

Suo quondam lectissimo
commensali Scrib. VratisL.
Daniel Crombein
Wrizâ-Marchicus.

Das Gedicht läßt uns in den Kreis der deutſchen Schüler des Heinſius hineinblicken, die unmittelbar von ihm zur Bethätigung in der neuen Verskunſt angeregt wurden und durch die dann wieder Opitz den Anſtoß zu ſeinen Gedichten in der Mutterſprache erhielt. Das Bekenntnisgeſetz, das er erſt 1624 in dem Buche von der deutſchen Poeterey verkündete, iſt hier ſchon beſſer beobachtet als in Opitzens frühen Gedichten, verletzt nur in Vers 13. 18. 25. 26. 30. 34. Man ſieht, wie leicht an der Hand der niederländiſchen gelehrten Vorgänger der richtige Weg zu finden war, und es beſtätigt ſich von neuem, daß Opitzens Verdienſt im Grunde nur in der Feſtſtellung und praktiſchen, kurzen Zuſammenfaſſung des Notwendigen, in der unbedingten Verwerfung der alten Formloſigkeit beruhte.

Über den Verfaſſer des Gedichtes, der laut der Unterſchrift aus Wriezen in der Mark Brandenburg ſtammte und ſich zur Zeit der Abfaſſung in Breslau aufhielt, war nichts weiteres zu erkunden. Weder iſt eine andere gedruckte Arbeit noch ſein Name in einem bibliographiſchen und biographiſchen Werke aufzufinden.

Leipzig. Georg Wittowski.

[1]) wohl zu leſen: niet ontevreden.
[2]) watter (Druckfehler).

A. Kopp, Deutsches Volks- und Studenten-Lied

in vorklassischer Zeit. Im Anschluß an die bisher ungedruckte von-Crailsheimsche Liederhandschrift. Berlin 1899. Nachträge vom Verfasser.

S. 9 und 11 „Heyrathen muß ich einmal doch", beziehungsweise „Heyrathen liegt mir stets in Sinn". Dies leichtfertig tändelnde Lied hat zum Ausgangspunkt ein früheres genommen, aus einer höchst erbaulich, ganz ernst und ehrbar gemeinten, aber in ihrer treuherzig derben Eigenart, in ihrer mit drolligen Worten und possenhaften Einfällen gespickten Ausdrucksweise vielfach die Parodie herausfordernden Sammlung: „Ehrliche Gemüths-Erquickung," gedruckt o. O. 1677, woselbst nach einer mir von Herrn Professor Dr. Bolte freundlichst mitgeteilten Abschrift Nr. 17 beginnt: „Heyrathen liegt mir in Sinn, | Kans gar nicht außschlagen, | Denck all Tag vnd Stund dahin, | Wills halt einmahl wagen."

S. 10 „Liebe mich allein, oder laß gar sein". Bei Joh. Petrus de Memel, Lustige Gesellschaft, o. O. 1656 S. 133, 1660 S. 102 und öfter findet sich das Reimsprüchlein in der Form: „Lieb mich allein, | Oder laß es gar seyn."

S. 21 Anmerkung „O Danne du bist ein edler Zweig". Vgl. noch Ambraser Liederbuch vom Jahre 1582, Nr. 121 (Bibliothek des litterarischen Vereins 12, 1845, S. 137/8); Liederhandschrift des Rostocker Studenten P. Fabricius 1603/8, Nr. 173 „Och Dannebaum, Och Dannebaum, du bist ein edler Zweig" (3 Strophen) und Nr. 174 „Es hing ein Stallknecht seinen Zaum Gar hoch an einen Dannebaum" (10 Strophen); Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 491 und andere.

S. 39 „Was nutzet uns das Adelleben". Vgl. noch Böhme, Volkstümliche Lieder S. 337, Nr. 448 „Was nützet mir das Adelleben".

S. 41 „Herzerl was grämst du dich so sehr". Vgl. noch Einzeldrucke: Berlin Ye 10, 215 „Sieben neue Weltliche Lieder" an 5ter Stelle mit 4 der Handschrift entsprechenden Strophen.

S. 42 „Ich schlief, da träumte mir". Hoffmann, Unsere volkstümlichen Lieder, 4. Auflage herausgegeben von K. H. Prahl 1900, S. 140.

S. 43 „Ich weiß nicht, ob ich darf trauen". Hoffmann-Prahl 1900, S. 143.

S. 46 „Mein Schatz, wenn ich betracht deinen Humor". Hoffmann-Prahl, S. 9.

S. 54 „Allerschönstes Angesicht" . . . Noch andere Vorbilder für solche verkehrten, ironisch gemeinten Lobpreisungen weiblicher Schönheit stellen dar Gedichte wie „O schönstes Bild der Schönen" (Hoffmannswaldau III 1703 und öfter S. 351; Rothmann S. 183) oder „Verzeihe (beziehungsweise Erlaube) mir Clorinde" (Hil. Lustig von Frendenthal, Zeitvertreiber Nr. 126; Neu Weltliches Liederbüchlein Nr. 22; A. Kriegers Arien vom Jahre 1657, 4, 8) und dergleichen mehr.

S. 55 „Wilt du dein Herz mir schenken". Böhme, Volkstümliche Lieder S. 271, Nr. 355; Hoffmann-Prahl S. 272. — S. 57 „Wann kommt die süße Stunde". Hoffmann-Prahl S. 244. — S. 58 „Liebe mich redlich". Einzeldruck: Yd 7904. l. Littfas 6. — „Mein Engel laß uns heimlich lieben." Yd 7909. 24. — S. 59 „Liebe mich nur in der Stille". Yd 7911. 11 = 21.

S. 63 „Stürmt, reißt und rast ihr Unglückswinde". Hoffmann-Prahl, S. 228.

S. 63 „Wann du mein Schätzlein willst sein". Selbständig für sich findet sich im Bergliederbüchlein (o. O. u. J. 1740/41 gedruckt), S. 98 hinter Nr. 77: „Und so du mein Schätzgen wilt seyn, so must du mich lieben allein :/: und wenn man die Mädgen nicht hust, so han sie zum Tanzen keine Lust, und ꝛc." Häufiger in andere Lieder eingesprengt, z. B. in das Lied „Mein Vater hat gesagt, ich soll das Kindele wiegen" (Yd 7919. 4) „Sieben schöne Weltliche Lieder. Das Erste. Mamma, ach seh'n sie doch den Knaben . . . Das Sechste. Mein Vater hat gesagt, ich soll das ꝛc. Das Siebende. Es sind einmal drey Schneider gewesen. Gedruckt mit Schwarz auf Weis. (4)." Die vorletzte von den 4 Strophen des sechsten Liedes lautet: „Wann du mein Schätzlein willst seyn, mußt du mich lieben allein, mußt

andere Dändeln (das ist Dirndeln) meiden, wann du dasselbe nicht thust, so hab ich zum lieben keine Lust."

S. 70 „Phielomene meine schöne meiner Sinnen Aufenthalt" 5 Strophen: Bergliederbüchlein (1740) S. 128, Nr. 112.

S. 72—77 „Auf mein Geist". „Wiedersehn" wie von Fink für seinen Hausschatz, so desgleichen von Böhme für die Volkstümlichen Lieder als Abschluß verwandt S. 597. Für die Morgenrot-Strophe vgl. noch Böhme, Volkstümliche Lieder, S. 572 „Auf den Schnee folgt der grüne Hoffnungsklee . . . Oberlausitzer Volksweise 1740". Erk-Böhme, Liederhort 2, 521 „Ach wie bald". Hoffmann-Prahl S. 189 „Morgenrot", S. 110 „Gute Nacht", S. 111 „Gut gedacht", S. 265 „Wie gedacht". Für die vermeintliche Volksweise vom Jahre 1740 und für ein anderes bisher dem Ursprunge nach unbekanntes Lied in der Morgenrot-Strophe geben befriedigenden Aufschluß folgende beiden Singspiele:

Die ausgesöhnte Eifersucht, Oder Cephalus und Procris Auff dem Hoch-Fürstl. Schau-Platze Neu-Augustus-Burg Zu Weißenfels In Einer Opera. MDCLXXXIX. 8. Auftritt der ersten Handlung: „Eine Frau | Ist versichert viel zu schlau" . . . 2 Strophen.

Der wahrsagende Wunder-Brunnen, Auff der Hoch-Fürstl. Sächs. Schau-Bühne Zur Neu-Augustus-Burg In einer Opera. MDCXC. 5. Auftritt der anderen Handlung:

1. Schweig mein Hertz,
Und erdulde diesen Schmertz!
Biß die blaßen Wasser-Gallen
In das tieffe Meer gefallen,
Biß der Schmertz fällt hinterwerts . . .

2. Auff den Schnee
Folgt der angenehmste Klee;
Auff den Sturmwind Ruh und Stille,
Nach dem Mangel Hüll und Fülle:
Thu dir nur nicht selber weh! . . .

S. 77 „Was denkt ihr doch, ihr kühnen Sinnen". Vgl. noch „Herrn Benj. Neukirchs . . . auserlesene Gedichte" 1744, S. 34.

S. 81 „Ach Mutter, liebe Mutter". Mündel, Elsässische Volkslieder 1884, S. 116: Ei, Frau Mutter, was kündt ich euch an, | Ich bin schon erwachsen und hätt' gern ein'n Mann, | Und wenn ich noch länger soll bleiben allein, | So will ich ja lieber keine Jungfer mehr sein . . . 6 Strophen. Wie gering der Wert solcher späten Aufzeichnungen aus dem Volksmunde bisweilen ist, ergiebt sich auch bei dieser Gelegenheit wieder einmal, wenn man Mündels Fassung mit der Handschrift vom Jahre 1747 und dem alten Einzeldruck Yd 7909. 2 vergleicht. Vgl. noch zu S. 143, wo für ein anderes Lied aus Mündels übrigens recht lobenswerter Sammlung ein ähnlicher Thatbestand erscheint.

S. 85 „Ach Himmel! wie pflegen verliebte zu scherzen" . . . Das Lied stammt aus der Schrift „Der Verliebte Studente" . . . Von Celander [das ist J. G. Greffel], Cöln 1709, S. 46. Dort findet es sich mit 2 achtzeiligen Strophen, die zwar im wesentlichen denjenigen der Lustrose ganz unverkennbar entsprechen, doch im Wortlaut recht erheblich davon abweichen. Andere Gedichte von demselben Dichter trifft man in meinem Werke S. 152 und S. 276 „Mein Kind sei doch so spröde nicht" und „Mariden schönstes Kind".

S. 85 „Es kam ein Münch aus Ungerland". Vgl. noch Melchior Franck, Fasciculus Quodlibeticus, Coburg 1611. Das zweite der 8 darin enthaltenen Quodlibete beginnt „Laudate pueri Dinckelfing ligt drey meil wegs von Straubing, es gieng ein Münch den Berg hinan, da kam die Nonn und sprach ihn an, sancte lieber Domine, ora pro nobis." Ebenda im dritten Quodlibet, welches beginnt „Nun

fanget an ein guts Liedlein zu singen," kommt vor: „Es zog ein Münch ins Ungerland, ora pro nobis." Diese beiden Quodlibete waren mit anderen schon 1605 gedruckt worden und erschienen 1622 noch einmal in dem Werke Francks „Musicalischer Grillenvertreiber" an 4ter und 5ter Stelle, sowie ferner in dem Sammelsurium „Sieben lächerliche Geschnältz" an 4ter und 5ter Stelle. — Das unzüchtige Spottlied läßt sich bis in die Zeit der Reformation zurückverfolgen. Die Weimarische Liederhandschrift vom Jahre 1537 (Weimarisches Jahrbuch 1, 1854, 124) enthält auch schon ein dem noch immer fortlebenden ganz ähnliches Lied über Mönch und Nonne „Het voer een moninc naer sijnre cluis, | hy vant der nonnen niet meer dan ene te huis" . . . 10 Strophen.

S. 87 „Ach ach was vor Schmerzen". Vgl. zu dem vorderen Teil der seltsamen Reimerei: Des Knaben Wunderhorn 2, 1808, 375 Kupido die Fledermaus. Als ich verwichen lag in sanfter Ruh, | Da klopft an meiner Thür | Und kommet auch zu mir | Ein kleiner Bue . . .

S. 88: Von meiner Mutter Hochzeit her . . . Strophe 3 „Meine Mutter schickt mich her, | fraget ob der kleine Bruder fertig wär." Damit steht offenbar in Zusammenhang ein Liedchen bei Grote, Aus der Kinderstube, 2. Auflage 1872, S. 409 (vgl. dazu Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 1897, S. 112): Meine Mutter schickt mich her, | Ob der Kaffee fertig wär . . . „Meine Mu, meine Mu, meine Mutter schickt mich her, | Ob der Ku, ob der Ku, ob der Kuchen fertig wär" . . . Dementsprechend würde auch in unserer Handschrift vorauszusetzen sein: „Meine Mu, meine Mu, meine Mutter schickt mich her, | Ob der Bru, ob der Bru, ob der Bruder fertig wär."

S. 88 „Schweiget mir von Frauen nehmen". Hoffmann-Prahl, S. 215.

S. 102 „Gestern legt' ich mich zu Bette". Vgl. noch Berliner Ms. germ. 4°. 720 („58 weltliche Lieder. Handschrift des 17. Jahrhunderts") S. 13, Nr. 6 „Gestern lag ich auf dem Bette | einen Mittagschlaf zu thun" . . . 8 Strophen.

S. 105 „Wahres Leben, süßes Licht, | wo zwei Herzen stimmen ein" . . 4 achtzeilige Strophen. Wunderhorn 3, 1808, 20: Liebes-Noten. Wahres Lieben, süßes Leben, | Wo zwei Herzen eins nur sind . . . dasselbe Gedicht in 3 achtzeiligen Strophen.

S. 108. „Schönste Seele sey zufrieden". Hoffmann-Prahl, S. 108.

S. 110 „Haltet ein, geliebte Blicke". Verfasser nach schriftlicher Mitteilung von Herrn Dr. Fabricius in Marburg der außerdem namentlich wegen seines im Volksmunde fortlebenden Jagdliedes „Auf, auf, zum fröhlichen Jagen" (Hoffmann-Prahl, S. 20) erwähnenswerte Gtfr. Benj. Hancke; vorstehendes Lied der Handschrift bieten dessen Weltliche Gedichte, Dresden 1727, S. 361.

S. 111 „O ick arm Savoiar" . . . Berliner Mgo 230, S. 96 der alten Zählung: Griester Gott lieber Leuth . . . 45 fünfzeilige Strophen, der metrischen Form und sprachlichen Eigenart nach auf das genaueste dem Gedicht unserer Handschrift entsprechend. Strophe 11 „Ab i gein guetter gwandt, | warlä iß groser schandt, | Emmet iß voller leiß, | allweil mi buggel beiß | O cospeto. Strophe 13 „Ambt Man is a Mausgopf, | allweil mein buggel glopf" . . . Aus diesen und ähnlichen Anklängen erhellt, daß in der Fassung des Freiherrn von Crailsheim eben dieses Lied, nur, weil gar zu lang, sehr zusammengezogen und stark bearbeitet, zudem in den studentischen Bereich übertragen, doch mit noch immer nicht ganz verwischten Zügen des Urbilds auftritt.

S. 113 „Meinst du dann, ich werd mich kränken". Vgl. noch Piger, Schnaderhüpfel in der Iglauer Sprachinsel: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 4, 1898, 20.

S. 121 „Brüder, laßt uns lustig sein". Hoffmann-Prahl, S. 31.

S. 123 „Keine liebste nehm' ich mir". Hoffmann-Prahl, S. 165 „Komme doch, ich schwöre dir".

S. 134 „Nichts ist stärker als die Liebe". Kehrreim „Amor vincit omnia." Keller, Altdeutsche Handschriften S. 30 (Sievers, S. 32) bietet aus einer Hand-

schrift des 15. Jahrhunderts zu Karlsruhe „Amor vincit omnia". Auf dem ledernen Einband einer Berliner Handschrift, Mgf 752, ist außer der Jahreszahl 1568 unter allerlei sonstigen Verzierungen als Hauptsinnbild eine zwei Gestalten zusammenfassende Gruppe gepreßt, welche jedenfalls die spröde Diana, von dem kleinen Bogenschützen Cupido bedroht, darstellen soll, mit der Unterschrift „Amor vincit omnia". Bei Hoffmann, Findlinge 1, 1860, 442 liest man:

Amor vincit omnia.
Das leugst du, spricht Pecunia;
Denn wo ich Pecunia nicht bin,
Da kommt Amor selten hin.

Ähnlich J. Petrus de Memel, Lustige Gesellschaft 1660, S. 161 „Amor vincit omnia, | Das leugstu, spricht pecunia".
Koddige en Ernstige Opschriften 1, 1731, 79: Luiffelschrift t'Amsterdam.

Amor vincit omnia.
Dat liegt gy, zey Pecunia.
Daar ik Pecunia niet bin,
Daar zijt gy Amor zonder min.

Vgl. auch Töppen, Volksthümliche Dichtungen: Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge 9, 1872, 524 „Amor vincit omnia! | Das leugstu, spricht Pecunia" ... Nic. von Bostel, Poetische Reben-Wercke 1708, S. 146 hat als Überschrift für ein Gedicht „Amor vincit omnia". Clodius, Hymni studiosorum 1669, S. 116: Studenten In dulci jubilo. 1. Wohlan ja ja, wohlan ... 12 Strophen. In der neunten Strophe: Nam amor vincit omnia cantat cohors poetica. Etwas vor alle Menschen 1709 (Titelauflage: Poetischer Schnap-Sack 1756) S. 514 in einem Quodlibet „Amor vincit omnia".

Das ganze Gedicht stammt wohl aus dem Tafel-Confect 4, 9. Darauf deutet Mgo 230, S. 308 der alten Zählung: „Amor vincit omnia. Nichts ist starker alß die Liebe." Wegen Mgo 230 vgl. Nachtrag zu S. 111, wegen des Tafel-Confects vgl. in unsrer Handschrift „Ihr wist es ja wohl".

S. 137 und 139, vgl. auch 173 „Bis der Mühlenstein trägt Reben" ... In dem Liederbuche des Paul von der Aelst (Unicum der Weimarer Bibliothek) „Blumm und Außbund" Deventer 1602, S. 10 steht zu lesen:

Wann dich Gott so lang ließ leben,
Biß Müllnstein trügen Weinreben,
Auch biß die Reben trügen Wein,
Solst du allzeit mein Liebste sein.

Paul von der Aelst hat sich diese Zeilen gewissermaßen als Leit- und Leib-Spruch zugelegt, den er auch außerdem anzubringen gern Gelegenheit nahm. Mit seiner wenig lobenswerten Liedersammlung im selben Jahre 1602 gab er noch heraus und druckte das Büchlein „De arte amandi: Das ist, Von Kunst der Lieb." Auf der Rückseite des Titelblatts dazu steht der Spruch ebenfalls:

Wenn dich Gott so lang ließ leben,
Biß Müllnstein trügen Weinreben,
Vnd biß dieselbig trügen Wein,
Sollst du allzeit mein Liebste seyn.

Auch die meisten anderen Ausgaben des Werks tragen dies Motto, teilweise auf der Rückseite des Titelblattes (1629), teilweise auf der Titelseite selbst (1610 und 1644), der Sinnspruch fehlt in einer niederdeutschen Ausgabe vom Jahre 1610 und in einer hochdeutschen o. J. Auch des J. Petrus de Memel Lustige

Gesellschafft 1656, S. 132; 1660, S. 102 enthält wieder diesen Spruch, und zwar in folgender Fassung:

Läßt, Hertzlieb, Gott dich so lange leben,
Biß ein Mühlstein trägt Weinreben,
Vnd die Reben tragen Wein,
So soll unsre Liebe geschieden seyn.

Noch viel früher trifft man den Spruch, der demnach zum eisernen Bestande des Volksgesanges gerechnet werden darf, in der sogenannten niederrheinischen Liederhandschrift (Mgq 612 und Abschrift 716) vom Jahre 1574, Blatt 7 A:

Gott behewte dich, mein schones lieb vnd leben,
Bis dein mundtlein traeget weinreben,
Vnd die reben traegen wein,
Dan sol vnser beider lieb gescheiden sein.

Und auch im neueren Volksgesang knüpfen bisweilen unverkennbar ähnliche Wendungen und Bilder an den alten Spruch an, so bei Mündel, Elsässische Volkslieder S. 100, in dem Liede „Schätzel, wenn ich dich erblicke, | Find ich keine Ruh", woselbst die vierte von 6 vierzeiligen Strophen lautet:

Jene Berglein tragen Reben,
Und die Reben geben Wein,
Und so lang das Wasser fließet,
Sollst du mein Geliebter sein.

Gleichfalls bei Mündel, S. 101, in dem Liede „Ach Himmel, ich muß scheiden | Und muß sagen Lebewohl" lautet die fünfte von 8 vierzeiligen Strophen also:

Und so lang das Feuer brennet,
Und die Reben tragen Wein,
Und so lang das Wasser rinnet,
Soll und mußt du bleiben mein.

Vgl. auch Löbe, Altdeutsche Sinnsprüche 1883, S. 77 (aus Frankenau bei Altenburg):

Unser beider Liebe soll nicht werden klein,
Es wachsen denn drei Rosen auf einem Mühlstein;
Und wenn die drei Rosen tragen Wein,
So soll unser beider Liebe aus sein.

S. 140 „Fort, Mamsellen! mit euren Blicken". Dasselbe Lied mit 8 entsprechenden Strophen auch noch in anderen Einzeldrucken, z. B. Yd 7919. 89 „Nro. 34. Zwei weltliche schöne neue Lieder. 1. Es ist ja keine Kreatur, die ꝛc. 2. Fort, Mamsellen! mit euren ꝛc."

S. 142 „Ich stieg auf einen Kirschenbaum". Schon Melch. Francks Quodlibet „Laudate pueri Dinckelfinck", 1605 gedruckt, wiederholt im Fasciculus quodlibeticus 1611 an 2ter, im Grillenvertreiber 1622 an 4ter Stelle, auch übergegangen in die „7 lächerlichen Geschnältz", enthält die Worte „Ich stieg auff einen Bierenbaum, Ruben wolt ich graben". In Goedekes Grundriß 2, 55 wird schon unter den 30 fröhlichen neuen teutschen Gesängen von Nic. Rosth 1583 als Nr. 14 aufgeführt „Ich stieg auf einen Birenbaum". Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 1897, S. 260 „Ich saß auf einem Birnbaum".

S. 143 „Wie lang soll ich mich quälen, | bis ich dein Herz gewinn? o Seele! schönste Seele! | durch dich halb todt ich bin" . . . 6 achtzeilige Strophen. Eben dieses Lied, das außer der Handschrift des Freih. von Crailsheim auch in den Liebesrosen vom Jahre 1747, in zweien der „Lustrose" betitelten Liederheftchen und in zahlreichen fliegenden Jahrmarktsdrucken einzelner Lieder vorliegt, hat

Mündel in einer äußerst lüderlichen, aus dem Volksmund aufgezeichneten Fassung seinen Elsässischen Volksliedern einverleibt und somit ein lehrreiches Beispiel und einen schlagenden Beweis — freilich absichtslos — dafür geliefert, wie vollständig wertlos, nicht in jedem Falle doch immerhin oft genug, die mündliche Überlieferung ist. Hier das ganze Lied nach Mündel S. 90:

O Seele, treue Seele,
Du liegst mir stets im Sinn,
Wie lang soll ich mich noch quälen,
Bis daß ich dein Herz gewinn.
Ei, wie lang soll ich noch
Das bittere schwere Joch
Auf meinem Herzen tragen.
O Schönste sag mir's doch.

Dein angenehmes Lachen,
Deine Lieb und Freundlichkeit
Thut mir mein Herz aufmachen.
Adieu zu jeder Zeit,
Denn deine Liebesblicke
Sein lauter falsche Tücke,
Thun mir mein Herz abschneiden.
O großes Unglück.

Der Leib der wird begraben
In die kühle Erd hinein.
Man wird ihn wohl verwahren
In Sand und Kieselstein,
Wenn schon verfault wird sein
<Bei Mündel nicht angedeutete Lücke>
Wirst du an jenem Tage
Mein Schätzelein doch noch sein.

Hier sieht man die beiden ersten Strophen und den Schluß von den sonstigen Fassungen des Liedes, aber mit welchen Entstellungen und Fehlern! In der ersten Strophe sind die beiden ersten Zeilen hinter die dritte und vierte zu setzen; „noch" vor „quälen", „daß" hinter „bis" sind zu streichen und würden, auch wenn keine bessere Fassung bekannt wäre, zu streichen sein, da sie den Rhythmus hemmen; in der fünften Zeile ist besser statt „Ei wie lang soll ich noch" zu lesen „Wie lange soll ich noch", in der sechsten statt „Das bittere schwere Joch" entweder bei möglichster Schonung des mündlich Überlieferten „Das bitter-schwere Joch" oder mit der alten Handschrift „Das allzu schwere Joch". In der zweiten Strophe, Zeile 2 lies „Dein' Lieb"; Zeile 3 und 4 besser und verständlicher in der Handschrift „Thut mir viel Seufzer machen | Allhier in dieser Zeit"; Zeile 5 und 6 muß es um des Metrums willen heißen „Liebesblick" „falsche Tück" entsprechend der Handschrift; Zeile 8 aus demselben Grunde gleichfalls der Handschrift entsprechend „Ungelück". In der ersten Zeile der dritten Strophe muß „begraben" verdächtig erscheinen, da statt dessen ein Reimwort zu „verwahren" tauglicher wäre, in der zweiten Zeile muß um des Metrums willen „die" wegfallen, beide Mängel sind behoben, wenn man mit der Handschrift setzt „Wird man mich dann verscharren | In kühle Gruft hinein"; Zeile 4 „Kieselstein" unpassend, Handschrift „Leichenstein"; in der Handschrift fehlt die fünfte Zeile, wie bei Mündel die sechste, die zahlreichen Einzeldrucke geben „Wird auch verfaulet sein | Der Leib und die Gebein"; Zeile 8 lies „Schätzlein". Hier sind nur die ganz unberechtigten Abweichungen von dem besser überlieferten Wortlaut zur Sprache gebracht, die anderen sind stillschweigend übergangen, da von einer allgemein giltigen, vorschriftsmäßigen Fassung beim Volksgesang abzu-

sehen ist. Was bietet nun aber in diesem Falle die mündliche Überlieferung irgend Eigenartiges, der Beachtung und Aufzeichnung irgend Würdiges? Derjenige, von dem sich Mündel das Lied vorsingen oder niederschreiben ließ, hatte vielleicht selbst einmal das Lied nach einem fliegenden Blatt gelernt, oder von einem anderen gehört, der seinerseits den Text einem fliegenden Blatt verdankte. In solchen Fällen stehen die beliebten Fassungen aus dem Volksmunde wahrhaftig auf keiner höheren Stufe, als etwa der Wortlaut, den ein Schüler von einem schlecht gelernten Gedicht zum besten giebt, indem er, um nicht stecken zu bleiben, sich in der Eile, so gut es gehen will, mit halbwegs ähnlichen Wendungen aus dem sonstigen Vorrat seines Gedächtnisses durchzuhelfen versucht.

Die letzte Strophe lautet in der Handschrift so:

6. Wird man sodann verscharren
den leib und die gebein,
auch alda wohl verwahren
mit sand und leichen stein,
der leib und die gebein,
so will an jenem tage
dennoch dein schatz ich sein.

Demgemäß wäre zu lesen statt „Hs. VI 5 der Leib" vielmehr „Hs. VI 2 den leib", statt „6 und 7 ausgefallen" vielmehr „5 ausgefallen" und statt Zeile 5 und 6 im Text wäre nur Zeile 5 einzuklammern. Zum Schluß des Liedes vergleiche man Erk-Böhme, Liederhort 2, 572, Nr. 767 „Ade, jetzt muß ich scheiden" Strophe 4 (das ist die letzte), Zeile 5—8 (das ist auch Schluß):

Wenn einst verwest wird sein
Der Leib und die Gebein,
Wirst du in jenem Leben
Mein schönster Schatz noch sein.

S. 149 „So oft ich meine Tobakspfeife | Mit frischem Knaster angefüllt". Vgl. noch Böhme, Volkstümliche Lieder S. 482, Nr. 649; Hoffmann-Prahl, S. 224. — In diesen Kreis hinein gehört noch: Musophili Poetischer Zeitvertreib ... 1717, S. 124 (Sinn-Gedichte) Der Mißbrauch des Tobacks. S. 189 „Schöne Raritäten, schöne Spielwercke". Dazu „Anhang", in welchem S. 42 à la louange du Tabac. Doux charme de ma solitude ... (14 Zeilen). Ihr brennenden Oeffen, ihr rauchenden Pfeiffen ... (18 Zeilen). [Von Stoeterogge], Recueil von allerhand Collectaneis, 4. Hundert 1719, S. 38 [Nr.] XCV: Sur la Pipe. Quand la pipe à la bouche assis sur une chaise ... (12 Zeilen). Anhang zu dem sogenannten bisherigen Recueil, 10. Hundert 1724, S. 11 [Nr.] XXIV: Sur la Pipe. La pipe que je tiens peut m'imposer la loy ... (8 Zeilen). Recueil, 18. Hundert 1720, S. 40 [Nr.] XXI: Es schrieb 1696 eine curieuse Feder folgendes aus London: On fait un très grand usage de tabac en Angleterre ... Doux charme de ma solitude ...

S. 151 „Ich lehn an dem Kamin". Unverkennbar dieselbe, aus Harsdörfers Gesprächspielen abgeleitete Übersetzung des Gedichtes von S. Amant, doch im einzelnen mit starken Änderungen des Wortlauts und argen Druckfehlern, kehrt wieder in einem schäbigen Büchlein „Der Mäßigkeit Wolleben" Ulm 1662, worin zum Schluß in einem besonderen Abschnitt S. 415—425 „Der Tabackschmaucher" behandelt wird und man S. 424 f. folgendes liest:

„Ich nenne dieses Tabackschmauchen eine Eytelkeit, dessen Abbildung der umbschwebende und auffwellende Rauch ist, wie gleiches Inhalts der Frantzösische Poet S. Amant in seinen Gedichten, unter den Namen eines Tabacksschmauchers, geschrieben. Ich bruhne [so statt lehn'] an dem Kamin ... (14 Zeilen wie Harsdörfer) ... Nein, ich schau in dem Rauch ein Bild der Eitelkeit. Ende."

S. 153 „Schöne Augen, schöne Strahlen“. Hoffmann-Prahl, S. 212.

S. 160 „Jetzt wär' ich froh, wenn einer käm', | Der mich nur nähm', | Daß ich den Leuten aus den Mäulern käm'.“ Vgl. dazu Erk-Böhme, Liederhort 2, 652, Nr. 857 „Ist wieder eins aus“ ... zweite Strophe: „Ach wenn er doch täme, | Auf daß er mich nähme, | Auf daß ich den Leutchen | Aus den Augen 'raus käme.“

(Schluß folgt.)

Zu Hanswurſts Hochzeit.

In Goethes Jugendpoeſie werden wiederholt Ausſprüche von „Weiſen“ citiert. Der Weiſe im Fauſtmonolog iſt Swedenborg (Erich Schmidt, Urfauſt[5] XXXIX; vgl. auch Morris, Euphorion 6, 501). Ein anderer Ausſpruch eines Weiſen erſcheint in Hanswurſts Hochzeit (Weimarer Ausgabe 38, 51):

Der Weiſe ſagt — der weiſe war nicht klein —:
Nichts Scheinen, aber alles ſeyn.

Dieſer Weiſe iſt Tycho de Brahe. Bei A. G. Käſtner, Vermiſchte Schriften, zweiter Teil, Altenburg 1772, findet ſich S. 26 ein Aufſatz: „Über Tycho's de Brahe Wahlſpruch.“ Er beginnt: „Man findet oft bei Tycho's de Brahe Bildniſſe einen Spruch, den Tycho ſelbſt durch ſeine Handlungen immer ausgedrückt hat. Er befiehlt: nicht zu ſcheinen, ſondern zu ſein; Non haberi, sed esse.“

Charlottenburg. Max Morris.

Nachträge zu Hebbels „Sämtlichen Werken“.

Bei meiner Ausgabe von Hebbels Werken ſtellen ſich nach Abſchluß der einzelnen Bände kleine „Nachträge“ ein, die ich dann im letzten Bande zuſammenfaſſen werde. Vielleicht aber iſt es nicht ohne Nutzen, wenn ich ſie den Forſchern ſchon früher zugänglich mache, damit ich ihnen Mühe erſpare. Darum teile ich ſie hier mit. Zugleich möchte ich die Gelegenheit zu weiteren Ausführungen nutzen.

Band 1, S. 409. Der Druck der erſten Ausgabe der „Judith“ E[1] koſtete Hebbel 42 ℳ 8 ß, wie er im Tagebuch 1, 241 vermerkt.

S. 412. Die Überarbeitungsverſuche P können ſchon ins Jahr 1849 zurückreichen. Vgl. Briefwechſel 1, 313. 317 f.

S. 415. Für die Berliner Bearbeitung der „Judith“ hat jener Brief Wichtigkeit, den Auguſte Crelinger am 29. Februar 1840 an Amalie Schoppe über das Werk des jungen Dichters richtete; er ſteht an ſo verſteckter Stelle, daß er leicht überſehen werden kann: „Neue Freie Preſſe“, Nr. 7159, am 1. Auguſt 1884 und lautet:

„Welchen Genuß haben Sie mir, verehrte Frau, durch die Mittheilung der ‚Judith' verſchafft! Auf mich hat das Werk gewirkt, wie ich mir einbilde, daß Italiens Sonne auf mich wirken würde; es hat mich erwärmt bis in mein tiefſtes Innerſtes! Endlich einmal Kraft und Gluth und Jugend vereint mit Bewußtſein; endlich einmal ein Werk, das uns einen dramatiſchen Dichter verſpricht, der im Stande ſein wird, ſich Bahn zu brechen durch die Alltäglichkeit und Glanz zu verbreiten an unſerm dunklen Theaterhimmel. Ich habe die ‚Judith' bis jetzt zweimal geleſen und die Wirkung iſt beidemale dieſelbe geweſen. Ich erkenne in dem Verfaſſer einen ſo eminenten Beruf für dramatiſche Kunſt, daß ich ihm zurufen möchte: Alles und Jedes beiſeite zu werfen und mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte und ſeines ganzen Fleißes dieſe Richtung zu ſeinem Lebenszwecke zu machen. Dies iſt

mein offenes und ehrliches Bekenntniß, und nun hören Sie meine ebenso aufrichtigen Einwendungen, auf die Sie, eine Frau, gewiß schon im voraus gefaßt waren.

Das Stück kann so, wie es geschrieben ist, meiner Meinung nach, nicht aufgeführt werden. Es muß Vieles und oft das Schönste gestrichen werden, um es für das Publicum, selbst für das aufgeklärteste und gebildetste, zugänglich zu machen. Ich empfinde das an mir selbst. Ich gehöre nicht zu den Prüden und doch möchte ich das Stück, so wie es ist, meinen Töchtern nicht zu lesen geben und möchte es keinem Manne vorlesen oder mir von ihm vorlesen lassen. Eine fremde Hand kann und darf aber an diesem Kleinod nicht rühren. Eigenthümlich, wie es ist, muß es bleiben. Ich werde zu dem Ende mit kurzen Worten andeuten, wo mir eine Veränderung nothwendig scheint. In seiner jetzigen Gestalt möchte ich es unserer General-Intendantur nicht überreichen, denn manche kühne Stelle könnte erschrecken und gegen das Ganze einnehmen. Trauen Sie in dieser Beziehung etwas meinen vielfachen Erfahrungen. Nachstehendes ist mir hauptsächlich aufgefallen:

Pag. 9. Die Beschreibung der Hochzeitsnacht [**16**, 25 ff.] ist für das Theater bei weitem zu durchsichtig. Sie muß — leider! — ganz geändert oder gestrichen werden. Es ist mir überdies nicht ganz klar geworden, inwiefern etwa diese Schilderung zur Charakteristik der Judith beitragen soll. Mit Einem Worte: ich weiß nicht, was der Dichter gewollt hat — und möchte es gerne wissen.

Die Volksscenen müßten vielleicht etwas zusammengedrängt werden, doch ließe sich dies erst deutlich bei den Proben oder bei mehrmaligem Lesen empfinden.

Pag. 41. Das Gespräch zwischen Holofernes und dem Hauptmann [**56**, 20 ff.] bedarf aus oben angeführten Gründen mancher Veränderung, besonders die Stelle: „Weib ist Weib" [**58**, 23].

Für Pag. 43, 44 und 47 gilt dasselbe. [**60**, 20 ff.; **66**, 1 ff.] — Pag. 46 ist Holofernes zu schnell eingeschlafen. Hier würde überhaupt eine Verwandlung gut sein.

Das abgehauene Haupt des Holofernes darf nie, auch nicht verdeckt auf der Bühne erscheinen.

Pag. 52. Das Erscheinen der Judith in Bethulien [**78**, 27 ff.] ist nicht imposant genug. Ich glaube, es würde besser sein, wenn ihre That dem Volke erzählt wird, bevor sie erscheint; auf diese Weise wäre auch ein größerer Raum zwischen ihrem Abgehen und Wiedererscheinen.

Ich muß fürchten, daß Herr Hebbel nach Lesung dieses Briefes sagt: ‚Da sieht man unsere Zeit, da sieht man das Publicum, da sieht man die Schauspielerin! Den schlecht versteckten Obscönitäten der französischen Bühne lauschen sie begierig und aufmerksam, wenn man aber die Menschen in ihrer Leidenschaft sprechen läßt, wie sie sprechen müssen, da finden sich die zarten Ohren verletzt, da halten sie die Fächer vor's Gesicht und schreien über Scandal!'

Es würde mich vom Verfasser der ‚Judith' ein solcher Vorwurf nicht überraschen; aber es sollte uns wahrhaft leid thun, wenn er sich dadurch veranlaßt fände, in seiner Opposition gegen die Bedingungen der realen Bühne zu verharren.

Brauche ich nun nach dem Obigen noch hinzuzufügen, welch große Freude es mir sein würde, die Judith zu spielen? Sagen Sie dem Dichter, dessen Brief zu beantworten in diesem Augenblicke mir die Zeit fehlt, das Schönste, das Begeistertste in meinem Namen, und Sie werden gewiß noch hinter dem zurückbleiben, was sein Stück mir an Theilnahme und Bewunderung abgedrungen hat. Wo ich in seinem Interesse nützen und fördern kann, wird es gewiß mit wahrem Vergnügen geschehen, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie mich in dieser Hinsicht nicht lange unbeschäftigt lassen werden.

Ich muß übermorgen eine neue tragische Rolle, Clotilde Montali (die mir schon früher unangenehm war, aber nach Lesung der ‚Judith' durchaus widerwärtig geworden ist), spielen. Deßhalb muß ich mich heute der ausführlicheren

Beantwortung Ihres liebenswürdigen Briefes enthalten, hoffe aber und bald wieder Gelegenheit zu finden, einen weiteren Austausch der Gedanken mit Ihnen, verehrte Frau, zu unterhalten.

Mit der innigsten Hochachtung Ihre ergebene

Auguste Crelinger.

Berlin, den 29. Februar 1840."

Diesen Brief „voll Begeisterung ... zugleich voll Einsicht in die Dichtung" erhielt Hebbel von Amalie Schoppe am 4. März 1840 (Tagebuch 1, 201 f.) und beantwortete ihn am 7. März mit jenen Zeilen, aus denen wir im Tagebuch 1, 203 leider nur einige Sätze besitzen. Auch von der weiteren Korrespondenz haben sich nur Bruchstücke erhalten; das Resultat der Verhandlungen war die erste Berliner Bearbeitung (B^1), in der Hebbels „Judith" zuerst auf der Bühne erschien. Es ist eine Arbeit von Herrn Albert Dreyfuß über die „Judith" zu erwarten, die wohl auch das nun vorliegende Theatermaterial verwerten wird.

S. 433. Zur „Magellona" vgl. Briefwechsel 2, 403.

S. 436. Das Motiv in der „Genoveva", Vers 426 f. scheint erlebt, vgl. Briefwechsel 1, 166: „einer Eule wegen habe ich einmal in Dithmarschen fast den Hals gebrochen."

S. 456. Die „Genoveva" zeichnet sich, was schon Oehlenschläger tadelte (vgl. Briefwechsel 1, 109), dadurch aus, daß Hebbel den fünffüßigen Jamb, wie Lessing zuerst auch, mit ausschließlich männlichem Ausgang baut, während er dann sowohl das „Trauerspiel in Sicilien", wie „Herodes und Mariamne" nach der gebräuchlicheren Weise versificierte, das heißt mit Wechsel von männlichem und weiblichem Ausgang. Merkwürdig ist aber, daß er 1851 beim „Nachspiel zur Genoveva" unwillkürlich wieder zur älteren Art zurückkehrt und durchaus männliche Blankverse baut. Das hat er nur noch einmal wieder gethan, darum muß diese Thatsache als auffallend hervorgehoben werden; im „Moloch" sind die beiden ersten Akte der „Genoveva" gleich versificiert, die Fragmente des dritten dagegen nach der gewöhnlichen Art.

S. 461. Druckexemplare des „Diamanten" erhielt Hebbel am 16. Mai 1847 von Campe zugeschickt.

S. 484, Zeile *39 ff. vgl. Tagebuch vom 24. Dezember 1851 (2, 359): Es will sich Einer vergiften, verschluckt einen Kupfer-Kreuzer und trinkt dann Dinte. Als er sich zu erbrechen anfängt, wird der Arzt gerufen, der über den Auswurf nicht wenig erstaunt. Natürlich stirbt der Held nicht (Professor Noskof).

Lemberg. R. M. Werner.

Recensionen und Referate.

Deutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie der wichtigsten Fremdwörter. Von Dr. J. H. Kaltschmidt, neu bearbeitet und vielfach ergänzt von Dr. Georg Lehnert. Zwei Teile in einem Originalbande. Verlag von J. J. Weber in Leipzig (o. J.). (Webers illustrierte Katechismen 184.) 7.50 M.

Vier Ziele sind es, die sich der Bearbeiter vorliegenden Wörterbuches laut der — seltsamerweise auf einem besonderen Blatte beigegebenen — Vorrede gesteckt hat: es soll das Fremdwort erklären und seine Heimat nachweisen, die Fachausdrücke des Bergmanns, Schiffers, Jägers u. s. f. verdolmetschen, mundartliche Wörter deuten, falls sie im Begriff stehen, sich Bürgerrecht im Reiche gemeindeutscher Sprache zu erwerben, endlich die Auswahl unter der Fülle sinnverwandter Wörter erleichtern. Zur Erläuterung des letzteren Zieles dienen wohl auch die Worte: ein Blick in das praktische Leben zeigt, daß es nicht immer so leicht fällt, für jeden Begriff sofort das rechte Wort zu treffen. — So soll also das Buch in erster Linie praktischen Zwecken dienen. Dem, der sich irgendwie im Leben schriftlich auszudrücken genötigt ist, wird es behilflich sein wollen, seinem Ausdruck Schärfe und Genauigkeit, aber auch durch einen Vorrat von Synonymen, die er zur Ergänzung seines Besitzes an Worten gewinnen kann, Gewandtheit und Schönheit zu verleihen. In wieweit ein Wörterbuch so etwas überhaupt ermöglichen kann, zumal wenn es ein Stichwort in durchschnittlich zwei, vier Centimeter langen Zeilen abhandelt, steht dahin: Stilwörterbücher und Synonymiken, auf die man jetzt erfreulicherweise wieder Mühe und wissenschaftliche Arbeit zu verwenden begonnen hat, dürften solchem Zwecke weit mehr dienen. Der wichtigste Dienst aber, den ein Handwörterbuch zu leisten hat, besteht ja darin, daß es das Verständnis des geschriebenen und gedruckten Wortes erschließt.

Ist es — und darum handelt es sich hier nur — einsprachig, so fragt es sich weiter, ob es nur dem die betreffende Sprache als seine Muttersprache beherrschenden oder auch dem Ausländer dienen soll. In beiden Fällen wird sich die Prüfung darauf erstrecken müssen, ob die Behandlung der einzelnen Artikel dem Benutzer wesentliche Belehrung bringen kann. Wird dabei auf die historische Betrachtung des Wortes verzichtet, wie es das vorliegende Buch ja thun muß, indem es größte Reichhaltigkeit an Stichwörtern bei möglichster Raumausnutzung anstrebt, so ist sachliche und logische Genauigkeit in der Interpretation Haupterfordernis. Wie bekannt, ist diese Forderung am schwersten gerade bei allgemein geläufigen Begriffen zu erfüllen, namentlich dann, wenn das sonst so bequeme Auskunftsmittel der Anführung von Synonymen im Stiche läßt. Nehmen wir z. B. folgende, bei Kaltschmidt natürlich angeführte Wörter, die gewisse Reihen bilden: Tisch, Stuhl, Sofa, Schrank, Kommode — also die gebräuchlichsten Möbel —, so ist ohne weiteres klar, daß sie für den selbst auf ganz niedriger Bildungsstufe stehenden Deutschen kaum einer Erklärung bedürfen. Wird eine solche doch gegeben und begnügt man sich dabei mit der wissenschaftlich am tiefsten stehenden Art lexikalischer Leistung, der Umschreibung, so darf diese zum mindesten nicht irre führend, oder flächlich oder ungenau sein. Wie steht es damit nun im vorliegenden Wörterbuch? Der Artikel ‚Tisch' lautet: „Tisch, der, die Tafel, der Eßtisch; die Kost, das Mahl." Es handelt sich für uns nur um die beiden ersten zur Erklärung benutzten Ausdrücke; den Umfang des Lemma füllen beide Glossen nicht im mindesten aus, ebensowenig wie sich jede einzelne mit dem Lemma deckt; zweitens ist die Art der Subsumption bei Tafel eine ganz andere als bei Eßtisch: dort geht die Betrachtung von der äußeren Gestalt, hier von dem Gebrauch des Möbels aus; wir haben also nur zwei Beispiele von Tischen verschiedener Art, die ebensogut durch andere ersetzt sein könnten, wie sie eine beträchtliche Vermehrung zulassen. Ganz ähnlich liegt die Sache in dem Artikel ‚Stuhl', zu dem die Glosse so lautet: „das Gestell, Gerüst; der Sessel; (ein Bistum, eine geistliche Herrschaft; die Leibesöffnung; der Nachtstuhl)." Das Eingeklammerte, an sich nützliche Erläuterungen besonderer Bedeutungsentwicklungen des Wortes, kommt hier nicht in Betracht. Während nun Stuhl und Sessel nebengeordnete und daher lexikalisch getrennt zu behandelnde Begriffe sind, kann die merkwürdigerweise zu Anfang stehende Erklärung doch wohl nur eine in irgendwelchem technischen Sinne beschränkte Gebrauchsweise des Ausdruckes Stuhl andeuten, denn als wirkliche Erläuterung des allgemein bekannten Begriffes kann sie unmöglich gelten. Besser sind in der Reihe ‚Schrank' und ‚Kommode' weggekommen, obschon, wenn einmal Kommode mit ‚Schiebkastenschrank' erläutert wird, auch ein Artikel ‚Schiebkasten' in das Wörterbuch hätte aufgenommen werden müssen. — Greifen wir weiter etwa die Reihe der gewöhnlichen Getreidearten heraus. Da

steht neben ‚Roggen' einfach die Bemerkung „das Brotkorn". Ganz gut und brauchbar: wird hier auch auf eine logische Subsumption gänzlich verzichtet, so steht doch wenigstens keine blasse Umschreibung oder gar ein den Begriff gar nichts angehendes Wort dafür da; woraus gemeiniglich das tägliche Brot gebacken wird, weiß jeder und der Begriff ‚Roggen' wird sich somit dem Suchenden sofort zu einer greifbaren Vorstellung verdichten können. Was soll es demgegenüber heißen, wenn ‚Weizen' also erläutert wird: „eine bekannte großkörnige Getreideart"? Warum nicht lieber: „die zum Weißbrot verwandte Getreideart" oder ähnlich? Überhaupt dieses „bekannt"! Man vergleiche die Artikel ‚Elefant': „ein bekanntes, großes, graues gelehriges Tier"; ‚Kamel': „bekanntes zweihöckeriges Lasttier" (doch auch Reittier!); ‚Nashorn': „das Rhinoceros, ein bekannter Dickhäuter". Wem diese Begriffe ohne weiteres klar sind, für den ist der Zusatz „bekannt" überflüssig, und für die andern keineswegs fördernd. Daß diese Beispiele auch als Belege für die Ungleichheit in der Behandlung der einzelnen Stichwörter dienen können, braucht kaum erwähnt zu werden. Ich glaube also nicht — und das betrifft gerade die so wichtige methodische Seite vorliegenden Buches—, daß mit der Aufnahme so behandelter Artikel irgendwem wesentlich gedient werden kann: der Ausländer bedarf, um seinem mangelnden Verständnis einzelner Wörter abzuhelfen, mindestens genauer Umschreibung, möglichst Begriffserklärung, und reichlicher Synonymen, wofern diese zu ermitteln sind, wird übrigens auch eher zu einem zweisprachigen, gewöhnlich nicht teureren Wörterbuche greifen, und der Deutsche, dem die oben besprochenen Wörter und ihre Behandlung nichts neues bringen können, wird, wenn er solch einen Artikel nachschlägt, gründlichere wissenschaftliche Belehrung, sei es nach der logischen, sei es nach der sprachgeschichtlichen Seite hin, verlangen. Besser wäre es daher, derartige Wörter, über die bei auszuschließender historischer Betrachtung und der im übrigen gebotenen kurzen Behandlungsweise für den praktischen Gebrauch keine Belehrung nötig ist, nicht aufzunehmen, den Raum aber dafür einer Vertiefung anderer Artikel zu gute kommen zu lassen. Auch darin ist unter den kürzeren Handwörterbüchern Pauls bekanntes Werk vorbildlich, so erweiterungsfähig es im einzelnen noch ist.

Aber als Index etwa der heutigen Schrift- und Umgangssprache könnte diese Neubearbeitung des ‚Kaltschmidt' gedacht sein! Und wir schicken voraus, solches Streben ist überall erkennbar und löblich. Reichhaltig ist das Wörterbuch, in seinem Verhältnis zur Seitenzahl sehr reichhaltig! Und doch noch nicht reichhaltig genug. Was ich im Folgenden nachtrage, ist zu drei Viertel etwa zwei Seiten einer einzigen Zeitung entnommen (Geraer Zeitung vom 14. Juli 1900, darin das Rundschreiben von Bülows über die chinesischen Wirren); man kann ermessen, wieweit der Verfasser gehen müßte, um die im Begleitwort angegebenen Ziele annähernd

zu erreichen. Zunächst aber noch einige Zusätze oder genauere Erklärungen zu mehreren, im Buche wirklich verzeichneten Wörtern.

Affektion auch geradezu „Erkrankung"; annehmbar auch „was man annehmen kann"; Außenwelt auch „Ausland"; ausbilden auch militärisch; das Äußere auch politisch; auslassen auch „ausschmelzen"; zu Bankier die innerhalb des Allgemeinen deutschen Sprachvereins entstandene treffliche Verdeutschung „Bankherr"; Base „Cousine"; Bauart auch „Gestalt (Konstruktion)" eines Baues oder einer Maschine und dergleichen; Central- auch „Haupt-"; Division auch nautisch; Einsatz auch des Oberhemdes (überhaupt bei gewissen Bekleidungsstücken); eintreten „für etwas"; entsprechen auch „Folge geben"; Fassung auch „Formulierung"; statt Frommen, das vielmehr der Fromme in der Redensart „zu Nutz und Frommen" (vgl. Pauls Wörterbuch); fuchsen auch transitiv gebraucht, z. B. „das fuchst ihn sehr"; fuhrwerken mundartlich „herumwirtschaften, unruhig hin- und hergehen"; Gesichtspunkt auch „Princip, Einteilungsgrund", im gewissen Sinne „Voraussetzung, mit der man an die Betrachtung einer Sache herangeht"; Gig auch nautisch, eine Bootsart; halten auch militärisch; Haltung auch „Verhalten"; hierher auch als Vertreter eines präpositionalen Ausdrucks des Orts im Aktusativ; ideal und materiell in ihrer gegensätzlichen Bedeutung für den Begriff der Lebensanschauung; immerhin auch in beschränkendem oder gegensätzlichem Sinne, dem „trotz allem" nahekommend; Kaufhaus jetzt allgemein „Warenhaus"; Kocher auch „Apparat zum Kochen"; liberal auch „entgegenkommend", besonders von einem Höhergestellten; liegen auch militärisch; zu los das Suffix -los „ohne"; Markt auch „Handelsverkehr, Handel", z. B. „Geldmarkt"; Magazin auch „großes Geschäft"; Menschenleben auch collektiv, „Menschen"; Neuheit als endlich sich einbürgernde Übersetzung für das kaufmännische Nouveauté; Note auch diplomatisch; politisch auch „staatlich"; Sanitätsrat ist ein Ehrentitel, der nicht nur durch die Übersetzung „Gesundheitsrat" zu erläutern ist; sitzen auch „passen", von Bekleidungsstücken; tadellos „vorzüglich" von Sachen; Tellertuch auch „Tuch zum Abwischen der Teller"; Verbindung auch „Zusammenhang" (militärisch); verfügen über etwas auch „besitzen"; vergönnen mundartlich auch wohl „mißgönnen"; Vorlage in der Verbindung „Gesetzvorlage"; Waffe auch „Truppengattung"; wirtschaftlich auch „industriell" und ähnliches; weiter „ferner, übrig" (als Adjektiv); zu Ziegenpeter konnte „Moppel" (mundartlich) gestellt werden; zurücksetzen auch von veralteten, minderwertig gewordenen Waren; sich zuspitzen ist durch „spitz werden" nur äußerlich erklärt; durch Hinzufügung einer der wenigen Redensarten, in denen der Ausdruck sich findet (Gegensätze, Wortwechsel, Streitigkeit), war größere Deutlichkeit zu erzielen. Überhaupt sind gerade die sogenannten Redensarten in dem Buche viel zu wenig berücksichtigt; über solche wird aber doch am meisten

Aufklärung gesucht. Ich komme nun aber damit zu den im vorliegenden Buche überhaupt nicht verzeichneten Wörtern. Die ich mir notiert habe, möchte ich in sechs Gruppen teilen.

1. Zusammensetzungen, die allerdings durch Zerlegung in ihre Grundwörter leicht verständlich werden, Bildungen mit Suffixen eingeschlossen: altberühmt, Anmarsch, Anteilnahme, Aufteilung, aussichtslos, bewerten, Christenverfolgung, Delikatessenhandlung, Einmachbüchse, Eisenbahnverkehr, fremdenfeindlich, Geschützkampf, Gleichberechtigung, Gratulationskarte, Heeresmasse, Hinaussendung, Hinzurechnung, hochsein, Kaffeekanne, Kohlenkasten, Kräuterhandlung, Missionswerk, Pflaumenmus, Preisliste, Rindstalg, Sommerreise, Sondervorteil, staatsfeindlich, Theekanne, ungefährdet, unheilvoll, unzureichend, Verdaulichkeit, Vereinbarung, Vorbedingung, Waffengewalt, Wiederherstellung, wohlschmeckend. — Gewiß kann man hinsichtlich der Aufnahme solcher Komposita, deren zahllose Menge ja noch täglich vergrößert wird, nur billige Anforderungen stellen; aber ich vermisse hier ein festes Prinzip; so sind aufgenommen: Wiedervergeltung (als „Vergeltung“ erklärt!), Gleichmachung neben gleichmachen, Visitenkarte neben Visite, Wohlbeleibtheit neben wohlbeleibt, Wohlthätigkeit neben wohlthätig, unverständig, unverständlich, untüchtig neben ihren Simplicia. Man sieht, daß dann auch ebensogut dies oder jenes der oben als vermißt bezeichneten Wörter hätte Aufnahme finden können.

Doch wir wollen hierin nicht mit dem Verfasser rechten; eher könnte man hinsichtlich unserer 2. Gruppe die Anforderungen etwas höher stellen. Es sind dies solche Zusammensetzungen (meist Substantive), die zwar der ersten Gruppe nahestehen, aber doch wieder Wörter ausmachen, die jetzt einem ganz besonderen Begriffsinhalt Ausdruck geben: Ansichtspostkarte, beleihen, Beleihung (im Hypothekenverkehr), Dampfkraft, Pferde-, Differenzgeschäft, Frauenschutz, Generalmajor, Grätelstich, Stil- (neben Kettelstich); Heilanzeige („Indikation“), Hemdentuch (kein Tuch, kein Wollstoff!), Hemdkragen, Henwender (landwirtschaftlich), Importhaus, Industriepapier, Wert-, Kartoffeldämpfer, Klosettpapier, Knopfstiefel, Zug- (neben Schnürstiefel), kostenfrei („gratis“), Kreuzband, kriegsstark, Kursbericht, -Zettel, Leibjacke, Netz-, Markttag, Maschinengewebe, Mauerblende, Oberhemd, Vor-, Nacht-, Arbeits-, Opernsänger, Konzert-, Panzerwange (ein stachelflossiger Fisch), Petroleumkocher, Spiritus-, Patenbrief, Reichsangehöriger, Sanitätsdetachement, Schmucksache, Schutzmarke („Trade-mark“), Schutzwache, Schutztruppe, Schweißsocke, Seebataillon, Seesoldat, Spachtelstreifen, Spachtelvitrage, Staatssekretär, Streichsäule (Behälter für Streichhölzer), Tafelwasser, Telegraphenlinie, Telephonanschluß, Tonfülle (eines Instrumentes), Treppenleiter, Turnanzug, Untersetzer (für Gläser), Verkaufsstelle (im Gegensatze zum Fabrik- oder überhaupt Engrosgeschäft), Vorbildung, Vorstoß, Waschstoff, Woll-, Waschtisch, Ziegelfisch (zu den stachelflossigen gehörig), Zinssatz.

3. Solche Komposita, die sich durch Trennung nicht erklären lassen, oder deren Grundwörter für sich genommen keinem zu dem Kompositum in Beziehung stehenden Begriff entsprechen: anscheinend, Apfelspalte, binnenbords, Brathering, Fachmann, -blatt, hochtragend („trächtig", war viel eher als ‚hochschwanger' aufzunehmen), ihrerseits und ähnliches (neben meinerseits), infolge, jugendfrisch, kündbar, Machenschaft, niedermetzeln, Quertreiberei, versteifen, sich-, verwerten, Wagemut.

4. Erstarrte Flexionsformen, die durch die im Wörterbuch angeführten Grundformen nicht von selbst erläuterungsfähig werden: begriffen in etwas (Thätigkeit, Zustand); fortgesetzt = beständig; später = nachher; weiter = ferner; keinesfalls; gesetzt = angenommen; möglichst = wenn irgend möglich; unentwegt.

5. Dasselbe dürfte zutreffen bei nachfolgenden Redensarten: sich beschränken auf; Haltung einnehmen; sich lassen („sich nicht lassen können vor Freude, Schmerz u. s. w."); loslassen auf = hetzen; Maßnahmen treffen; in Mitleidenschaft ziehen, oder geraten; ein Paroli bieten; prima Ware; Rechnung tragen; in Scene gehen; zur Schau tragen; zum Schweigen bringen; schweren Herzens; zu stande kommen; überbordwerfen; vorstellig werden; wenn- und womöglich. — Auf die Wichtigkeit aber gerade solcher Verbindungen, deren auch nicht das kleinste Wörterbuch entraten sollte, ist schon oben hingewiesen.

6. Sollen hier schließlich durchaus fehlende Wörter, soweit sie mir aufgestoßen sind, verzeichnet werden. Es ist eine nicht minder bunte Reihe, wie die obigen Gruppen, was ganz natürlich ist, da ich zum guten Teil aus einer so wenig gleichmäßigen Quelle schöpfte, wie dies eine Zeitung ist. Aber ein Wörterbuch für praktischen Gebrauch soll ja wohl gerade solche Quellen gebrauchen helfen und füglich mit ausschöpfen. In der Reihe schiebe ich auch die Wörter ein, die sich aus einer Vergleichung mit dem bei Paul unter dem Buchstaben F gebotenem Material als bei Kaltschmidt fehlend herausstellten; gänzlich veraltete habe ich dabei überhaupt nicht berücksichtigt, solche, deren Aufnahme man nicht für unbedingt nötig halten muß, werden zudem eingeklammert; alle aber aus der Vergleichung gewonnenen durch * bezeichnet.

Baschlik(smütze); Bunker, Kohlen-; Demission; Dolle (nautisch), Dubel (ostthüringisch ‚Dunst', wohl zu ‚Duft' gehörig); * -fach (was nicht nur in den Verbindungen ‚ein- bis zehenfach' aufzunehmen war, sonst hätte auch z. B. ‚-farben' wegbleiben müssen); * entfachen; * Fahrnis; (* Fallmeister; * Fallrechen); * entfasern, zer-; * Fatzke; * Faustthammer; * Fäustling; * Faustpfand; * federweiß; * Fei (das neben Fee doch nicht fehlen sollte); * feien; (* Felber); * fenstern, aus-; * fernen; fetzeln „weinen"; (* feuchtohrig); * Feuertaufe; * ff; * verflachen; (* Flamberg); *Flaps; flapsen „gefräßig sein"; (* Fleischergang); *Flunsch; *flutschen; (*fretten); frozzeln; * Frauensmensch; * Freite; * Fuchsmajor; * Funsel (Funzel); * fuscheln

oder tuscheln; (* Füßling); suttern und * Futterasche „Mundvorrat"; Imse (Emse); Klugarsch u. s. w.; Krautpopel; Re(e)ling; Serviteur „eine Art Vorhemd"; Sesam; Sulz (zu Sülze); Takler „Verfertiger von Tauen"; Telegraphist; Tobel „Waldschlucht", „Sturzbach"; Wippe „Tau, das über Rollen läuft"; zermörsern „zermalmen" (wozu mundartlich ‚Mörsel', ostthüringisch merschl „kleine Stückchen", auch die Erbsen in der Schote bezeichnend). — Diese wenigen Nachträge, die natürlich jeder Benutzer des Buches sich vermehren kann, lassen wohl darauf schließen, daß auch zur Erreichung der im Anfang genannten ersten drei Ziele des Kaltschmidtschen Wörterbuches ebenfalls noch mancherlei zu thun bleibt. Wir wollen nicht verkennen, daß auf Fachausdrücke und mundartliche Wörter (auch dem sogenannten Slang angehörige) der Verfasser große Aufmerksamkeit verwandt hat. Nach dieser Richtung hin aber das Buch noch wesentlich zu vermehren, bleibt eine Hauptforderung, die wir stellen müssen. Wie nötigenfalls dazu Raum gewonnen werden könnte, ohne daß der Umfang allzusehr wüchse, ist oben ja angedeutet worden. Einen annähernd vollständigen Index der lebenden Sprache zu liefern, ist ohnehin eine Aufgabe, die sich dies Buch nicht gestellt hat, so wünschenswert auch ein solches Werk wäre — als Grundlage eines wirklichen Thesaurus linguae germanicae. Denn erst, wenn wir einmal vollständige Materialsammlungen haben werden, kommen wir jenem schönen und würdigen Ziele näher. Ein einsprachiges Handwörterbuch soll sich aber auf das wirklich erklärenswerte und -nötige beschränken.

Sondershausen. Friedrich Weidling.

Petsch R., Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1900.

Der Verfasser hat in seiner (aus einer Dissertation erwachsenen Schrift: „Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels" vgl. Euphorion 7, 429) den Stil der „wirklichen Volksrätsel" auf Grund eines großen Materials aus den germanischen und romanischen Litteraturen untersucht. Er scheidet sie zunächst von den „Kunsträtseln", die bekannte Dichter meist in Versen abgefaßt haben, und von den „unwirklichen Volksrätseln" (Weisheitsproben, Halslösungsrätseln und Scherzfragen). An den wirklichen Volksrätseln (die also seit Alters im Volke gedächtnismäßig überliefert in der Anschauungs- und Ausdrucksweise des Volkes und meist in der Mundart erzählt werden) erkennt Petsch fünf normale Bestandteile: 1. einführendes Rahmenelement, 2. benennendes Kernelement, 3. beschreibendes Kernelement, 4. hemmendes (spannendes) Element, 5. abschließendes Rahmenelement. Die Rahmenelemente gehören nur zur Ausschmückung des Rätsels und können ohne Schaden wegbleiben. Kernelemente aber muß jedes Rätsel haben, und zwar benennende oder beschreibende,

oder beide gemeinsam. Je nach dem Vorhandensein und der Verbindung dieser fünf Elemente und je nach der Art der Benennung oder der Beschreibung, die ja sehr verschieden sein können (z. B. bedeutungslose oder bedeutsame Benennung, Beschreibung des zu rathenden Gegenstandes als Ganzes oder seiner Teile), unterscheidet Petsch die verschiedensten Formen von Rätseln.

In der vorliegenden Habilitationsschrift wendet sich nun der Verfasser der Stilbeschreibung der Volksmärchen zu. Er weist einleitend darauf hin, daß bisher die Stoffgeschichte der Märchen reichlich erforscht, hingegen auf ihren Stil nur selten und gelegentlich hingewiesen worden sei. Gerade eingehende Stiluntersuchungen aber seien notwendig, um allmählich zu einer klaren Definition und Determination des Märchens vorzudringen. Der Verfasser beabsichtigt auf breitester Grundlage die Eingangsformeln, die Übergänge und Abschwenkungen, das Dramatische u. s. w. im Märchen zu behandeln. Aus der Vergleichung des Stils in den Märchen verschiedener Nationen könnten dann völkerpsychologische Schlüsse gewagt werden. Denn die Stoffe der Märchen sind zwar international, „der Stil" aber „ist ganz und gar volkstümlich und national".

Aus diesen noch winkenden wichtigen Aufgaben wählte sich Petsch für die vorliegende Schrift ein kleineres Arbeitsgebiet aus: die Schlußformeln der Märchen. Aus der Fülle der mannigfaltigsten Schlußformeln, die ihm in ungezählten Märchen aus aller Welt entgegengetreten sind, hat er es verstanden, eine kleine Reihe deutlich sich abhebender Gruppen mit charakteristischen Typen übersichtlich zu sondern. Abgesehen von den selbstverständlichen Misch- und Übergangsformeln unterscheidet Petsch folgende Gruppen: I. Der nackte einfache Schluß (S. 6—28),[1] das heißt das Märchen findet einfach damit seinen Abschluß, daß die erzählte Handlung zu Ende geführt wird. Auch dieser natürliche, unentbehrliche innere Abschluß nimmt in den Märchen eine charakteristische Form an, da hier in der Regel die poetische Gerechtigkeit, an der das Volk allenthalben hängt, ihre volle Befriedigung finden muß. Der Ausgang kann nun erfreulich oder tragisch sein. Beim deutschen Märchen überwiegen sehr die guten und versöhnlichen Ausgänge. Der gute Held muß belohnt werden. Durch eine glückliche Heirat, durch Erwerbung von Gut und Geld, durch einen außerordentlichen Erfolg. Der Böse muß bestraft werden. Wiedervereinigung Getrennter tritt gern am Schlusse ein. Auch die Schicksale des Gegenspielers und der wichtigsten Nebenpersonen werden häufig erwähnt. Der Abschluß wird als Höhepunkt der Handlung deutlich hervorgehoben und oft in allen Einzelheiten ausgemalt (so sehr häufig die Freudenfeste).

II. Der fortführende Schluß (S. 28—47). An den Abschluß der Handlung wird noch ein Ausblick in die Zukunft des Helden, beziehungs-

[1] Ich gebe die Seitenzahlen für die einzelnen Abschnitte, weil dem Buche selbst ein Inhaltsverzeichnis fehlt.

weise der Nebenpersonen gefügt. Das ist — bezeichnend für die Seele des Volkes — die weitaus häufigste Art von Schlüssen. Auch hier überwiegen die heiteren Ausblicke. Gern wird berichtet, daß der Held und die Seinen „glücklich und zufrieden weiterlebten, in Herrlichkeit und in Freuden, reich, mächtig, ruhmvoll, mit Kindern gesegnet" und dergleichen. Neben bestimmten Aussagen finden sich auch bloße Andeutungen oder Zweifel. „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch." Oder der Erzähler sagt geradezu, daß er aus diesem oder jenem Grunde nichts über die weiteren Schicksale wisse. III. Der zusammenfassende Schluß (S. 47—55). Die Hauptmomente des Inhalts, die wichtigsten Ergebnisse des Märchens werden zum Schluß in knappen Worten noch einmal zusammengefaßt, über Güte oder Bosheit, über Klugheit oder Unverstand der handelnden Personen wird ein bündiges Urteil gefällt oder die Moral der Geschichte wird in Form eines Sprichwortes treffend bezeichnet.

Die bisher besprochenen drei Gruppen können zusammen als die „inneren Schlüsse" bezeichnet werden, im Gegensatze zu den folgenden zwei Gruppen der „äußeren Schlüsse", deren Formeln nicht innerlich mit dem Inhalt des Märchens zusammenhängen. Nämlich IV. die äußerlichen Abschlußformeln (S. 55—63), die das Ende des Märchens ausdrücklich (und häufig in Reimen) ankündigen.

Zu den S. 59 f. angeführten Beispielen dieser gereimten Schlüsse bemerke ich, daß eine ganze Reihe von Volksmärchen, die mir Oberlehrer Joh. Micko aus Glöcklberg im südlichen Böhmerwalde mitgetheilt hat, den Schluß zeigen:

's Marl is aus
Dort rennt a bluaroidi (blührothe) Maus.

Dabei zeigt die Erzählerin rasch mit den Fingern unter die Bank oder in ein Mauerloch, denn die zuhorchenden Kinder wollen die rote Maus noch sehen.

Auch der ähnliche Schluß findet sich hier:

's Marl ist aus
'd Katz fongt die Maus.

Und endlich V. die persönlichen Schlüsse (S. 63—85), bestimmte Formeln, in denen der Erzähler selbst hervortritt, um Betrachtungen anzustellen, die Wahrheit seiner Geschichte zu betheuern, über seine Bekanntschaft mit dem Helden sich auszusprechen oder in scherzhaften Wendungen seine Hörer um einen Trunk oder um eine Gabe zu bitten. Auch dialogische Schlüsse, Fragen und Antworten des Erzählers oder geradezu typische Wechselgespräche zwischen Erzähler und Hörer am Schlusse des Märchens kommen häufig vor.

Ich glaube bestimmt, daß die konsequente Fortführung ähnlicher sorgfältiger und ergebnisreicher Stiluntersuchungen, wie sie uns Petsch in

seinen Studien über das Volksrätsel und das Märchen geliefert hat, mit der Zeit zuverlässige Mittel zur Erkenntnis der Eigenart und des Wesens der Volkspoesie an die Hand geben wird.

Prag. Adolf Hauffen.

Gotthelf Friedrich, Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Berlin, Alexander Duncker 1900. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker. Heft XIII.) 1.50 M.

Ein besonders reizvolles Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte der historischen Betrachtungsweise hat sich der Verfasser erwählt. Er will eine zusammenfassende Darstellung der Ansichten liefern, die man im Jahrhunderte der Reformation und in dem des großen Krieges von der älteren Zeit unseres Volkes hegte. Aber er ist auf ein für den Anfänger viel zu schwieriges Thema verfallen. Die umfangreiche Belesenheit, die einer solchen Arbeit als Grundlage dienen muß, wird nur durch jahrelangen Fleiß erworben. Dem Stoffe selbst darf man also zu einem Teile die Schuld dafür beimessen, daß die Schrift keinen erfreulichen Eindruck hervorruft. Zu verlangen aber war, daß Gotthelf die benutzten Quellen genügend ausschöpfte und alle wesentlichen Formen, unter denen man sich das deutsche Altertum in den genannten Jahrhunderten vorstellte, mit Sorgfalt beschrieb. Leider entspricht das kleine Buch trotz mancher hübschen Beobachtungen auch so maßvollen Forderungen der Kritik nicht. Gerade die Sorgfalt läßt es recht sehr vermissen, und so kommt es, daß eine Reihe von Angaben durchaus falsch sind. Ein so hartes Urteil bedarf der Begründung. Indem Unterzeichneter sie versucht, will er zugleich das Material etwas vervollständigen und an einem Beispiel zeigen, wie der fesselnde Gegenstand hätte behandelt werden sollen.

Zuerst sei in Kürze über den Inhalt der Schrift berichtet. Die Ansichten von Deutschlands Vergangenheit, wie sie die großen Geschichtsromane und „einige andere litterarische Erscheinungen" wiederspiegeln, sollen im Zusammenhange mit den Darstellungen der gleichzeitigen gelehrten Litteratur betrachtet werden. Der Verfasser geht nach einer knappen Erwähnung von Huttens Dialog „Arminius" ausführlicher auf die Werke Aventins ein, schildert dabei die starke Beeinflussung, die der bayerische Geschichtsschreiber durch die Fälschung des Annius von Viterbo erfahren hat, und unterläßt nicht, die selbständigen Züge in Aventins Behandlung des Stoffes hervorzuheben. Sodann werden Sebastian Francks „Germaniae Chronicon" und die Chronik des Hulderichus Mutius behandelt. Hierauf wendet sich Gotthelf dem Tacituskommentar des Andreas Althamer zu. Dieser ist insofern von Bedeutung, als er den

Stammvater Tuiscon „mit einem Urenkel Noahs aus der Nachkommenschaft Japhets, mit Askenas, dem Sohn Gomers", gleichsetzt. Auf Althamers Darstellung geht die Reimchronik vom „Ursprung . . . . der zwölf ersten alten Könige und Fürsten deutscher Nation" zurück, die Burkhard Waldis zum Verfasser hat. Waldis eigentümlich ist eine starke Vorliebe für Arioviſt, und darin wird er der Ausgangspunkt für einige spätere Werke. Kurz angeführt sind die lateinische Übertragung dieser Verse durch Mathias Holzwart, die „Memorabilia mundi" des Mathias Quad, die „Migrationes gentium" des Wolfgang Lazius; länger verweilt der Verfasser bei dem Geschichtswerke Jacob Schoppers, das dem Althamer in der Gleichsetzung des Tuisco und Askenas folgt. Nachdem Gotthelf die bekannte Stelle über die Herkunft der Sachsen aus Rollenhagens Froschmäuseler herbeigezogen hat, schildert er, wie Aventin dem Joh. Konrad Meckern von Balgheim und dem „Schönen Blumenfeld" Theobald Höcks als Quelle diente. Damit ist die Untersuchung über die Behandlungen des Stoffes im 16. Jahrhundert beendet, und der Verfasser wendet sich dem Jahrhundert des großen Krieges zu. Die Bedeutung des Philipp Cluverius für die wachsende Erkenntnis des deutschen Altertums wird hervorgehoben und dabei in Bezug auf den Stammvater der Deutschen festgestellt, daß Cluverius den Aschenaz „zum gemeinsamen Ahnherrn aller Völker von Nord- und Westeuropa erhoben hat". Der heilsame Einfluß Clüvers zeigt sich schon bald, nämlich bei Johann Ludwig Gottfriedt. Im 17. Jahrhundert benutzt die schöne Litteratur das deutsche Altertum häufiger als Vorwurf. Moscheroschs Scene auf Geroltseck lehnt sich an Aventin an; weiter berichtet Gotthelf über Hagelgans' Darstellung „Der Teutsche Fürst Arminius", über Kupferschmidts „Chronica", über die „Allgemeinen Weltgeschichten" des Philo und behandelt etwas eingehender die geschichtliche Auffassung im „Teutschen Hercules" und in „Herculiscus und Herculadisla" von Andreas Heinrich Bucholtz, in Grimmelshausens „Dietwald und Amelinde" und in den beiden Romanen Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig, endlich in Lohensteins „Arminius". Kleinere Züge, die den gegenseitigen Einfluß einiger der genannten Schriftsteller beweisen, werden häufig aufgedeckt und am Schlusse wird als gemeinsame Eigentümlichkeit der verschiedenen Verfasser ihre vaterländische Gesinnung bezeichnet, die der Abfassung solcher Werke in demselben Grade förderlich war, wie das Hineintragen christlicher Anschauungen in die heidnische Vorzeit eine klare Erkenntnis des deutschen Altertums hinderte.

Im Folgenden sollen die Ansichten des 16. Jahrhunderts über die Abstammung der Deutschen eine Darlegung erfahren. Bei dieser Gelegenheit lassen sich die hauptsächlichsten Mängel der Gotthelfschen Schrift hervorheben, und es wird möglich, auch auf einige andere Punkte der Arbeit das Augenmerk zu lenken.

Während sich in der Weltchronik des Nürnbergers Hartmann Schedel, die von Alt ins Deutsche übertragen wurde (Nürnberg 1493), so gut wie keine Nachrichten über die älteste deutsche Zeit finden und sich die Bekanntschaft mit Tacitus ebensowenig verrät, wie die mit dem Pseudo-Berosus des Annius von Viterbo, zeigt die drei Jahre später in Leipzig herausgekommene Schrift des Enea Silvio „De ritu, situ, moribus et condicione Theutonicae descriptio" mit ihren Hinweisen auf Cäsar, Tacitus und Strabo eine für damalige Verhältnisse hervorragende Kenntnis des deutschen Altertums. Ja, es wird sogar eine Entwicklung der germanischen Stämme während der Dauer ihrer Beziehungen zum römischen Reiche zu schildern versucht. Die Ansicht freilich, die Germanen (Teutones) hätten ihre Kinder bösen Gottheiten geopfert (Fol. xxiiij), dürfte keinem klassischen Schriftsteller entnommen sein. Nach Schedel wie nach Enea Silvio hat das Christentum die Deutschen erst gesittet gemacht.

Im Jahre 1497 erschienen dann zu Rom die berüchtigten Fälschungen des Annius von Viterbo unter dem Titel Antiquitatum variarum libri XVII.[1]) Von diesem Sammelwerke bildet der Pseudo-Berosus samt den Anmerkungen nur einen Teil. Was Gotthelf über die pseudo-berosianische Chronik bemerkt, ist nicht ganz richtig. Pseudo-Berosus nennt das Weib Japhets nicht Andromacha, sondern Andromada (Gotthelf S. 7). Die Behauptung Gotthelfs, Berosus führe an einer Stelle auch den Tuyscon unter den Söhnen der Pandora auf, stimmt nicht. Im Kommentar zum 2. Buche (Fol. CX) wird zum erstenmale ausgesprochen, daß Tuyscon der Vater der Germanen und Sarmaten gewesen sei; vorher war von ihm nur als Ahnherrn der letzteren die Rede. Fol. CXVIII heißt es weiter in dem Kommentar: „Tuyscon . . . dux fuit Sarmatum a Rheno ad Tanaim. Hi antea Scythe reputati sunt . . . Scytharum nomen usque in Sarmatas et Germanos transiit." Also bezeichnen nach Annius Scythen und Germanen denselben Volksstamm, eine Ansicht, die noch in den Antiquitates Germaniae des Joh. Gottl. Heineccius vertreten wurde.[2]) Von Bedeutung ist es, zu erfahren, wie sich der Fälscher Annius mit der Völkertafel in Genesis X auseinandersetzt. Er verzeichnet (Fol. CXI Rückseite) Ascanius, Rypheus und Tagurma (!) als Söhne des Comer (!) und auf dem folgenden Blatte nach Moses als Söhne des Gomer Ascanez, Ryphat, Tagorma. Annius, der oft genug die Talmudisten als Zeugen für seine wunderlichen Auffassungen anruft, kannte sicher deren Deutungen der drei leiblichen Nachkommen des Gomer auf Stammväter berühmter Völker. Auf Ascenez kommt er darum absichtlich nicht wieder zu sprechen, und auch von Riphat und Tagorma

[1]) So von Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie; nach Gotthelf 1498. Ich konnte nur als ältesten in der Dresdener königl. Bibliothek vorhandenen Druck die Ausgabe Parisiis 1515 benutzen. (Antiqu. var. volumina XVII.)

[2]) Tom. I, S. 5. Hafniae et Lipsiae 1772.

berichtet er so gut wie nichts. Trotz seiner erwähnten Gleichsetzung von Scythen, Sarmaten und Tuisconen-Germanen entschlüpft ihm Fol. CVIII die Bemerkung: Sarmatae = Riphei. Hier wie an anderen Stellen verrät sich sein Mangel an Folgerichtigkeit.

Einer der ersten, wenn nicht überhaupt der erste unter Deutschlands gelehrten Schriftstellern, der von der Fälschung des Annius beeinflußt wird, ist Konrad Peutinger. Er berichtet in seinen 1506 zu Straßburg erschienenen „Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus" über die Abstammung und über die ältesten Herrscher der Deutschen ganz so wie der vermeintliche Chaldäer und führt diesen auch fortwährend als Quelle an.[1]) Der taciteische Tuisco ist der nach der Sintflut geborene Sohn Noahs und der Stammvater der Germanen und Sarmaten. Peutinger hält es für richtig, daß der Name „Tuitschen" von Tuisco abgeleitet sei.

Die Genealogie der Noachiden, wie sie Pseudo-Berosus aufstellte, stand in einzelnen Punkten in schroffem Gegensatz zu dem Bericht in der Völkertafel der Genesis. Denn von der Person des Tuyscon, des Sohnes Noahs mit der terra mater, weiß die Bibel nichts. Andererseits verstand man vielfach als den Ahnherrn der Deutschen den biblischen Askenas, den Sohn Gomers und Enkel Noahs, denn die jüdische Deutung der Askenas auf die Franken, beziehungsweise Deutschen war in gelehrten Kreisen bekannt. Es lag nicht fern, den Versuch einer Vereinigung des pseudoberosianischen Berichtes mit dem biblischen zu unternehmen. Nauclerus in seinen (1516 nach dem Tode des Verfassers veröffentlichten Memorabilien stellt beide Ansichten noch unvermittelt neben einander. Als die Nachkommen des Askenez sieht er die Scythen (Sarmaten) an, die Annius als Abkömmlinge des Tuisco bezeichnet hatte. So bequem machte er es einem Späteren, den berosianisch-taciteischen und den biblischen Stammvater dieser Völker gleichzusetzen. Ja, er geht noch weiter, sagt er doch (Fol. VI): Facit (sc. Tacitus) et mentionem de Tuyscone nepote Noe, cui Sarmate (!) et Germania (!) usque ad Rhenum cessit, secundum Berosum. Hier wird also Tuysco zu einem Enkel des Noah. Erwägt man noch, daß nepos ebenso gut auch den Urenkel bezeichnen kann, so ergiebt sich, daß Nauclerus eigentlich bereits unter dem Tuisco und dem Ascenez die gleiche Person versteht oder wenigstens hätte verstehen müssen, wenn er nicht ein manchmal recht wenig kritischer Kompilator gewesen wäre. — Ohne sich irgendwelche Schwierigkeiten zu machen, folgte Frenicus (Franz Friedlieb) in seinem 1518 erschienenen Werke[2]) den Nachrichten des Annius über

[1]) Der in Betracht kommende Teil (über Deutschlands Westgrenze) ist bereits Augsburg 1504 datiert.

[2]) Germaniae exegeseos volumina duodecim a Francisco Ettelingiacensi exarata. 2. Buch.

Tuisco und die ersten deutschen Könige. Beatus Rhenanus[1]) dagegen hielt sich von den Fabeleien nicht nur frei, sondern verspottete sie auch gelegentlich.

Will man den Standpunkt des Aventin zu der Frage feststellen, so sind die Annalen, deren deutsche Bearbeitung (die bayerische Chronik) und die deutsche Chronik als drei verschiedene Entwicklungsstufen zu betrachten. Gotthelf hat leider nicht viel Wert auf den Unterschied der Auffassung in den Annalen und in der bayerischen Chronik gelegt. In den Annales ducum Boiariae steht Aventin völlig auf dem Standpunkte des Pseudo-Berosus. Er nennt Tuiscon einen Riesen wie jener und bezeichnet ihn als den nach der Sintflut geborenen Sohn des Noah und der Nertha, wie er die terra mater des Annius und Tacitus nennt, um die Nerthus des römischen Schriftstellers dem deutschen Wort „Erda" etwas mehr anzunähneln. Die Askenasüberlieferung wird völlig beiseite gelassen. Im einzelnen finden sich genauere Zeitbestimmungen als bei dem vermeintlichen Chaldäer und Ausschmückungen, die teils auf klassische Autoren zurückgehen, teils, aber etwas seltener, freie Erfindung Turmairs sind. Auf die christianisierende Umdeutung der antiken Nachrichten durch Aventin dürfte Gotthelf zu großen Wert legen. Es ist mehr ein Mangel an rechtem Verständnis für die heidnische Vergangenheit als bewußte Absicht bei dieser Umformung anzunehmen. Was die Beobachtung Gotthelfs anbetrifft, daß Aventin die gallischen Druiden fast wie christliche Mönche ansieht, so hat er dafür, wie J. Lippert in seiner allgemeinen Geschichte des Priesterthums 2, 581 bemerkt, ein altes Vorbild in Ammian. Erwähnung verdient, daß er „druides" geradezu für die Mönche gebraucht, z. B. lib. III, cap. 9 (Annales ed. Riezler 1, 391, 7). Cäsars Angabe, die Druiden seien nur den Galliern eigen, bestreitet übrigens Aventin (S. 72, 4 f. und S. 170, 29) nicht, sagt er doch, die Druiden seien von Tiberius und Claudius vertrieben worden; in der That hat ja, wie Plinius und Sueton bezeugen und Pseudoberosus (Fol. CXXVIII) ihnen nachschreibt, namentlich der letztgenannte Herrscher die Kultübungen der gallischen Priester unterdrückt und diesen das Bleiben in ihrem Heimatlande fast unmöglich gemacht. Freilich erwähnt der bayerische Chronist weiter, in Germaniam Magnam trans Rhenum . . . . transmigraverunt, und das scheint auf den ersten Blick eine Erfindung von ihm zu sein. Doch ist dem nicht so; vielmehr hatte schon Conrad Celtes[2]) die merkwürdige Ansicht von der Verpflanzung des Druidentums nach Deutschland vertreten und eine Umwandlung der heidnischen Priester in Verkünder des Christentums an-

[1]) B. Rhenani Selestadiensis rerum Germanicarum libri tres . . . . Basileae, in officina Frobeniana. Anno MDXXXI, besonders S. 40.

[2]) Conradi Celtis Additiones de Hercinia Sylva in: Beati Rhenani Selestadiensis rer. Germ. libri tres (Argentorati 1610), S. 745.

genommen; Fr. Irenicus war ihm gefolgt (Fol. XXIX Rückseite). Die deutsche Bearbeitung des großen Werkes will ein Volksbuch sein, und darum hat der Verfasser seiner Phantasie hier mehr die Zügel schießen lassen. Auch hier ist Tuitsch (Tuisco) der nach der Sintflut erzeugte Sohn Noahs. Aber die biblische Genealogie der Noachiden wird doch mehr benutzt als in den Annalen. Es heißt S. 65: „Gomer, der erst künig, so mit Tuitsch zogen ist, nam Wälschland ein". Seine Söhne sind Asch, Reiph, Tagus .... Asch ist teutsch gewesen .....; von im sollen ir herkommen haben die Gotlender, also sagen Josephus, Eusebius und s. Hieronimus. Haist im latein Ascanius, die heilig schrift nent in Askenest, davon die ietzigen Juden uns Teutschen noch Askenest nennen."

In der deutschen Chronik ist sich Aventin der Schwierigkeiten der Abstammungsfrage noch mehr bewußt geworden. So schreibt er zwar (309, 23 ff.), der Riese Tuisco, Noahs Sohn, wurde erster König von Europa, erweitert also die pseudoberosianische Nachricht etwas; wenig später aber (S. 322) will er über die Herkunft des Tuisto kein Urteil fällen (Z. 9): „ietlich sagen, er sei nur ein angenommer sun Noae gewest, aber ein natürlicher sun Japhets und ein leiblicher Bruder Gomers, von dem auch die Gallier und Teutschen her sollen kommen." Die Gleichsetzung des Tuiscon und Askenez, die Nauclerus so nahe gelegt hatte, spricht Turmair jedoch nicht aus. Er erwähnt (333,33): „Weiter hat inen (den Franken?) der Gomer, ein enikel des Tuitschen von seinem Bruder Japhet, das Welschland zugeeignet; der hat drei süne gehabt, Tagum, Ascanium und Ripheum .... (Z. 37). Von diesen sollen nach der zauberer sag die Teutschen und Franzosen herkommen." S. 334, 6 ff. endlich wird wiederum bemerkt, daß Moses den Ascanius Askenest heißt und, mit einer kleinen Veränderung gegenüber der bayerischen Chronik, daß die Juden noch „die ersten alten Teutschen Askenest nennen".

Der 1536[1]) erschienene Tacituskommentar Althamers stellt zum erstenmale die Gleichung Ascenaz Tuiscon auf. Es ist dazu auf Gotthelfs Schrift S. 20 ff. zu verweisen. Nebenbei sei ein Irrtum berichtigt. Die „gewagten" Deutungen der Namen Ingaevones, Istaevones und Herminones entnimmt Althamer, wie er selbst bemerkt, dem Beatus Rhenanus.

Mit keinem Worte hat Gotthelf die ausführlichen Erläuterungen zur „Germania" erwähnt, die den gelehrten Philologen, Theologen und Arzt Jodocus Willich zum Verfasser haben.[2]) Willich beruft sich in der

[1]) Nach der Allgemeinen Deutschen Biographie unter Andr. Althamer bereits 1529.

[2]) In Cornelii Taciti .... Germaniam Commentaria. Autore D. Jodoco Vuillichio Reselliano. Frankoforti ad Viadrum per Johann. Eichorn. Anno MDLI.

Widmung an Sigismund von Brandenburg auf die Schriften des Beatus Rhenanus, Alciatus[1]) und Althamer über Tacitus, später auch auf Berosus und die Hebräer. In Bezug auf die Frage der Abstammung des deutschen Volkes lehnt er sich ganz an den Annius von Viterbo und Althamer an und zählt die Königsreihe bis auf Hercules Alemannus auf. Letzterer hatte der Thatsache, daß nach Tacitus die vermeintlich auf einander folgenden Erzkönige Ingaevon (Istaevon) und Herminon höchstens als Stammeskönige gedeutet werden können, Rechnung getragen, allerdings auf Kosten der genealogischen Tabellen des Pseudo-Berosus.

Viel kritischer verhält sich Melanchthon.[2]) Er bemerkt (S. 2) ausdrücklich: „Omitto fabulas quae sunt apud Berosum de ortu Tuisconis et aliorum. Illud admodum credibile est Gomer filium Japhet, fuisse autorem (3) gentis Cimmeriae, quae est Cimbrica, quae bonam partem lateris septentrionalis complevit. Et ab hoc ortos esse Germanos opinor. Fuit ei filius Ascanes, ad hunc referunt Judai nostram originem, secuti affinitatem nominis. Nam prima syllaba articulum continet, Tuiscones die Ascanes. Gambrivii a Gomer, iidem qui Cimbri etc." Es findet sich auch (S. 4) die sehr beachtenswerte Äußerung: „Adiingere autem etymologiam, sine aliqua probabili coniectura, non satis verecundi ingenii est." Kaspar Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, lieferte ebenfalls Erläuterungen zur „Germania" des Tacitus[3]) und schloß sich dabei im ganzen sehr eng an das oben erwähnte Werk seines Schwiegervaters an. (S. 143.) „Huic (dem Gomer) fuit filius Ascanes, a quo orti et propagati traduntur Tuiscones, quasi de Ascane nati." Weiter (S. 145) steht zu lesen: „Sed quae de Gambrivio, Suevo et Vandalo Berosus et Tacitus fabulose commemorant, repudio."

Um nach dieser Abschweifung von der Gotthelffschen Arbeit wieder auf dieselbe zurückzukommen, sei bemerkt, daß sich bei der Betrachtung von Burkhard Waldis' Reimchronik (S. 25) ein recht unangenehmer Fehler eingeschlichen hat. Gotthelf behauptet: „Daß Gambrivius die Deutschen das Bierbrauen lehrte,

Wie er solchs von Osride
Gelernt hat, und von Jside

ist ein neuer Zug, den Waldis selbständig in die Darstellung eingeführt hat." Wie genau muß er den Pseudo-Berosus, der doch den Ausgangspunkt für seine Untersuchung bildet, gelesen haben, um das aussprechen zu können! Im Kommentar zum 5. Buche des Pseudo-Berosus war

[1]) Andrea Alciat oder Alciati, italienischer Rechtsgelehrter, gest. 1550.

[2]) Taciti Germania a Ph. Melanchthone edita. Wittenberg 1557.

[3]) Ich benutzte den Abdruck in: C. Cornelii Taciti .... liber integris .... commentariis Andreae Althameri .... expositus et illustratus. Opera et studio Simonis Fabricij editus. August. Vindel. .... MDLXXX.

(Fol. CXXXV) ausdrücklich erwähnt: „Ad huius (sc. Suevi) patrem Gambrivium venisse Osiridem. . . . . ubi non vites nascuntur docuisse Osiridem conficere potum ex ordeo et herbis." Gleich darauf spricht Annius von Isis. Von Althamers Darstellung weicht Waldis mit seiner Angabe allerdings ab; darin hat Gotthelf Recht. Waldis' Büchlein ist sogar, wie Gotthelf S. 28 erweist, nicht ganz ohne Einfluß auf den gelehrten Verfasser der „Migrationes gentium" (1555), auf Wolfgang Lazius, geblieben. Von diesem Werke besitzen wir zwei Bruchstücke einer deutschen Übersetzung durch Johann Fischart, die aus einer Wolfenbüttler Handschrift von Crecelius im 1. Bande von Birlingers Alemannia (S. 113—145) veröffentlicht worden sind. Ihre Entstehungszeit dürfte nicht genau angegeben werden können. Zu Anfang der Übertragung des dritten Buches (S. 136) wiederholt Fischart die Verse des Waldis über Gambrivius, allerdings mit manchen Änderungen. Wenn Gotthelf als einen Beweis für die Benutzung von Waldis' Bilderbuch durch Lazius anführt, die von Lazius im ersten Buche ausgesprochene Gleichsetzung des Tuiscon und Aschenaz sei bis 1555 nur bei Althamer und Waldis zu finden gewesen, Althamers Kommentar aber von Lazius nicht benutzt worden, so bedarf diese Äußerung keiner Widerlegung mehr. Die wunderlichen Ansichten des Goropius Becanus über die Herkunft der Deutschen hätten wohl ein wenig Beachtung verdient. Sein Hauptwerk „Originum gentium libri IX" ist 1569 veröffentlicht worden.[1]) Für den niederländischen Gelehrten ist Gomer der Vater der Cimmerier.[2]) Nach der babylonischen Sprachverwirrung nannte man dessen Sohn Ascenaz Man. Auf diesen Man oder Mannus aber bezieht sich die Bemerkung des Tacitus, er werde in alten Liedern der Deutschen gefeiert. Goropius Becanus setzt also nicht Ascenez mit Tuiscon gleich, sondern: Gomer = Tuiscon. Der Name Tuiscon gilt ihm als eine Ummodelung von Thouts oder Thoutsson; die Form Teuton betrachtet er als eine Verstümmelung daraus. „Nostra lingua hactenus dicimus Thouts vel Thuyts, vel media litera." Ob man die gemeinsame Sprache der Nachkommen des Gomer-Tuiscon mit „Deutsch" oder „Cimbrisch" bezeichnet, ist ganz dasselbe. Wiederum bedeuten Ascenez und Germanus das Gleiche. Von Berosus weicht Goropius Becanus demnach erheblich ab; im Widerspruch zu Tacitus glaubt er nicht daran, daß die Benennungen der Ingaevones, Istaevones und Herminones den Söhnen des Mannus ihren Ursprung verdanken.

Der eigenartigen Meinung Jakob Schoppers (vgl. Gotthelf S. 30) von der sprachlichen Gleichheit der Worte Ascenaz und Tuiscon begegneten

[1]) Auszüge finden sich wieder im Anhange zu der Ausgabe des Fabricius von Althamers Tacituskommentar, nach der wir auch hier citieren. (S. 203 ff., besonders wichtig S. 235 ff.)

[2]) Vgl. J. Wimpheling, Rerum Germanic. Epitome . . . . 1505, cap. II: Cimbri Germanorum vetustissimi.

wir bereits bei Melanchthon. Sie findet ſich z. B. auch bei Petrus Albinus in der Meißniſchen Land- und Berg-Chronica (Dresden 1589) auf S. 382 ausgeſprochen; dieſer gewiſſenhafte Schriftſteller nimmt oft Gelegenheit, die Echtheit der beroſianiſchen Altertümer in Zweifel zu ziehen, und iſt der Anſicht, die Namen Mannus, Gambrivius u. ſ. w. ſeien „nachmals vmb der Römer zeiten .... zu darthuung eines gewiſſen vrſprungs gerichtet“ (Vorrede). „Sintemal es gleublicher iſt / das die Völker dieſe Namen / nicht von ſolchen vielleicht erfichteten Conditoribus, ſondern von jhren moribus, studijs, wonungen / etc. .... empfangen haben.“ In Ergänzung zu Gotthelfs Ausführungen über Michael Beuthers Tacituskommentar ſei nur erwähnt, daß der gelehrte Kompilator ſich der Ableitung des Namens der Teutſchen von Tuisco nicht anſchließt, ſondern die Anſicht vertritt, dieſer Name komme von einem Könige oder Fürſten Teutanes und von den Teutonen her.

Eine nicht minder reizvolle Aufgabe, als die Unterſuchung der Anſichten über die Abkunft der Deutſchen wäre eine Zuſammenſtellung der mannigfachen Deutungen, die ſich die germaniſchen Volks- und Stammesnamen bei den Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts haben gefallen laſſen müſſen. Gotthelf hat einige Anſätze dazu geliefert.

Die Behandlung des 17. Jahrhunderts dürfte dem Verfaſſer beſſer gelungen ſein als die des Reformationszeitalters. Fleißige Nachforſchung würde auch dieſen Teil der Arbeit weſentlich vervollſtändigen können. Im ganzen ſind Gotthelfs Urteile hier vorſichtiger. Aber allzu tief iſt er in den Geiſt der Zeit nicht eingedrungen, ſonſt würde er Moſcheroſch nicht (S. 46) den Vorwurf patriotiſcher Voreingenommenheit machen, weil dieſer das Deutſche im Gegenſatz zu den romaniſchen Sprachen eine „wahre Haubt- und Heldenſprach“ nennt. Die Frage, ob Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig bei ſeiner Schilderung der Druiden nicht an gewiſſe freimaureriſche Einrichtungen gedacht hat, wäre immerhin einer Unterſuchung wert. Daß der „Druidenorden“ noch nicht gemeint iſt, begreift ſich bei der Entſtehungszeit der „römiſchen Octavia“ von ſelbſt.

Die Darſtellungsweiſe Gotthelfs verdient Anerkennung. Ohne Weitſchweifigkeit, aber mit dem rechten Blick für das Weſentliche weiß er zu berichten. Möge er in Zukunft etwas tiefer in die von ihm gewählten Stoffe eindringen!

Dresden. Karl Reuſchel.

Coym Johannes, Gellerts Luſtſpiele. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Luſtſpiels. (Palaeſtra, Unterſuchungen und Texte aus der deutſchen und engliſchen Philologie, herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt, II.) Berlin, Mayer und Müller 1899.

Es liegt nahe, die Abhandlung Coyms mit derjenigen zu vergleichen, die zwei Jahre früher (Emden 1896), als Coym bereits in voller Arbeit war, Woldemar Haynel dem gleichen Gegenstande gewidmet hat. Der Vergleich scheint zunächst gänzlich zu Gunsten des älteren Bearbeiters ausfallen zu wollen: während Haynels Darstellung glatt und in klarer logischer Entwicklung dahinfließt, zeigt Coym häufig eine eigentümliche Unbeholfenheit, eine merkwürdige Neigung, das Pferd beim Schwanze aufzuzäumen; wenn Haynel sich mit gutem Erfolge bemüht, Gellert in engem Zusammenhange mit der dramatischen Praxis und Theorie seiner Zeit zu betrachten, so hält sich Coym bei derartigen Versuchen viel zu sehr ans Einzelne und seine Nachweise schlagen infolgedessen selbst dort, wo er mehr zu bieten vermag als sein Vorgänger, beim Leser nicht recht ein. Aber das seltsame Buch hat dafür seine eigenen, durchaus nicht zu unterschätzenden Vorzüge. Der Verfasser besitzt eine für einen Anfänger ungewöhnlich hoch entwickelte Beobachtungsgabe für Technisches und Stilistisches aller Art, die ihm ermöglicht, zu höchst wertvollen Ergebnissen zu gelangen; schade nur, daß er öfters den Blick so starr auf seinen einen Gellert gerichtet hält, daß er darüber die Zeitgenossen und Vorgänger aus dem Auge verliert. So hebt er (S. 21) die Neigung, auftretende Personen vorher anzukündigen, sehr richtig hervor, aber ohne zu erwähnen, daß hier eine im deutschen und französischen Drama der Zeit ganz landläufige Erscheinung vorliegt; es ist ihm nicht entgangen, daß Gellert es liebt, von den Hauptpersonen noch vor ihrem Erscheinen ein ausgeführtes Charakterbild zu geben (S. 25 f.), aber es weist nicht darauf hin, daß der Dichter damit dem Vorbilde der französischen Charakterkomödie und besonders ihres Hauptvertreters Destouches folgt. Aus der gleichen Quelle stammt Gellerts Vorliebe dafür, Personen und Personengruppen zu kontrastieren, oder, wie man vielleicht sogar sagen könnte, nach dem Gesetze des Kontrastes auseinander zu gewinnen, die Coym übrigens sowohl in seiner Analyse (S. 30) wie später bei Besprechung der einzelnen Stücke ganz vortrefflich nachweist. Zu dem Förderlichsten, was je über Gellerts Lustspiele gesagt worden ist, gehört Coyms feinsinnige Bemerkung (S. 23 ff.), daß der Dichter zwar von der Konvention, den Charakter auf eine einzige Eigenschaft zu stellen, noch nicht ganz frei ist, sich aber doch, wenn auch noch mit geringem Erfolge, bemüht, verschiedene Charakterzüge mit einander zu vermischen; an den einzelnen Gestalten der Lustspiele, besonders an der Frau Richardin aus der „Betschwester" (S. 38 ff.), wird das später ausgezeichnet dargethan. Auch hier wäre es allerdings nützlich gewesen, zu zeigen, in wie weit Gellert damit seine Zeitgenossen und Vorgänger (Elias Schlegel, Destouches ꝛc.) überholt. Die Beobachtung solcher und ähnlicher Dinge macht die Lektüre von Coyms Buch trotz aller Sprödigkeit und aller Ungelenkheit zum Genuß. Fast völlig einwandfrei sind die

ausgezeichneten Bemerkungen zur Sprache Gellerts (S. 67 ff.), insonderheit die über die Manier seines Dialogs; nur bei der Feststellung des Einflusses auf Lessing möchte man die Frage aufwerfen, ob dieser nicht manche Eigenheiten auch aus anderen Komödiendichtern als Gellert entlehnt haben könnte. — Endlich möchte ich noch auf einen Punkt hinweisen, in dem mir weder Haynel noch Coym recht genügen wollen: in stärkerem Maße als die übrigen Komödien der Zeit zeigen diejenigen Gellerts individuellen Charakter, sie sind der Ausdruck einer beschränkten, aber bei aller Milde doch scharf ausgeprägten Persönlichkeit. Coym hat das zwar deutlicher als sein Vorgänger erkannt und infolgedessen Gellerts übrige Werke ziemlich häufig zum Vergleich herangezogen, die Frage aber, warum und wie gerade dieser Mann diese Komödien schreiben mußte und konnte, bleibt auch nach ihm noch offen. Es steht zu erwarten, daß Ellingers Monographie über Gellert sie gründlich beantworten wird.

Jena. Rudolf Schlösser.

Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf. Erster Band 1766—1781. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher 1901. 10 M., geb. 12.50 M.

Auf das hübsche Buch „Aus Lichtenbergs Nachlaß", das A. Leitzmann 1899 als erste Probe von den reichen Schätzen, die in dem von ihm wieder aufgefundenen litterarischen Nachlaß Lichtenbergs noch der Veröffentlichung harren, erscheinen ließ (vgl. Euphorion 1899, S. 362—365), ist als eine weitere hocherfreuliche Publikation nun zunächst die in einem stattlichen, schön ausgestatteten Bande vorliegende erste Hälfte der Briefsammlung gefolgt. Die Aufgabe, die alte, so unvollständige und leider auch vielfach so unzuverlässige Briefsammlung von 1846, welche den 7. und 8. Band der Vermischten Schriften bildet, durch eine neue, den berechtigten Anforderungen entsprechende Gesamtausgabe der noch vorhandenen, respektive erreichbaren Briefe zu ersetzen, konnte gelöst werden, nachdem durch das Zugänglichwerden des Nachlasses den Herausgebern nicht nur die Originale des größten Teils der schon früher gedruckten Briefe zur Verfügung standen, sondern auch eine unerwartet große Zahl von bisher unbekannten Briefen sich darin vorgefunden hatte. Dazu haben die Herausgeber auch alles Weitere, was von Originalbriefen Lichtenbergs in Deutschland in öffentlichen Bibliotheken und Archiven oder im Privatbesitz noch vorhanden ist, sorgfältig gesammelt; im ganzen konnten sie die Zahl der Briefe, gegenüber der alten Ausgabe, auf das doppelte bringen. Der vorliegende, bis zum Ende des Jahres 1781 gehende Band bietet zunächst 298 Nummern. Vieles ist freilich

leider verloren, insbesondere das Meiste und Wichtigste aus der Jugendzeit; die zwei frühesten vorliegenden Briefe sind von 1766, je einer von 1767 und 1769, vier von 1770, einer von 1771; erst mit dem Jahre 1772 beginnt die fortlaufende Reihe, die aber auch in den folgenden Jahren jedenfalls viel Verlorenes vermissen läßt. So sehr dies aber auch zu beklagen ist, so vielen Dank verdienen doch die Herausgeber für dasjenige, was noch erreicht und geboten werden konnte. Besonders erfreulich müßte es sein, wenn ihre Hoffnung, den Briefwechsel mit Ljungberg, dem schwedischen Freunde Lichtenbergs, noch aufzufinden, sich künftig noch verwirklichen würde. Sollte nicht auch von seinen Korrespondenzen mit Engländern noch Dies oder Jenes in England zu finden sein? — Die Anordnung ist, wie sich das von selbst empfahl, die chronologische, an Stelle der Zusammenstellung nach den Adressaten in der Ausgabe von 1846.

Neues bietet die Ausgabe indessen nicht bloß in der großen Zahl von Briefen, die überhaupt hier zum erstenmal gedruckt sind, sondern es sind auch viele von den bereits bekannten hier wesentlich vervollständigt. Die Unzuverlässigkeit der Wiedergabe der Briefe in den „Vermischten Schriften", die auch früher in einzelnen Fällen konstatiert werden konnte, wenn gelegentlich ein Originalbrief ans Licht kam, läßt sich jetzt im ganzen Umfange verfolgen. „Auslassungen und Änderungen, wie sie Pietät und litterarische Praxis jener Zeit bedingten, haben ein ganz verändertes Bild von dieser Korrespondenz gegeben" (S. III). Manche Briefe sind dabei wohl im ganzen ziemlich korrekt abgedruckt, viele andere aber mehr oder weniger unvollständig, mit den willkürlichsten Streichungen; angesichts dieser Thatsache muß man nur bedauern, daß die Herausgeber doch nicht in der Lage waren, sämtliche Briefe nach den Handschriften geben zu können, sondern daß sie in manchen Fällen, wo diese sich nicht mehr fanden, sich auf den Wiederabdruck aus den „Vermischten Schriften" beschränken mußten. Wie weit die genommene Freiheit zuweilen gehen kann, zeigt beispielsweise die Vergleichung des authentischen Textes von Brief Nr. 18 (S. 29—32) mit dem, was in den „Vermischten Schriften" (7, 83 f.) daraus geworden ist; der letztere, bisher bekannte Text besteht nur aus einigen mageren, zum Teil, zur Herstellung der Verbindung, willkürlich komponierten Excerpten aus dem wirklichen Briefe. Auch das, was stehen blieb, ist zuweilen in einer Weise entstellt, die doch jedes erlaubte Maß übersteigt. Davon nur ein Beispiel: In Brief Nr. 82 (S. 149) macht Lichtenberg von der Bevölkerung von Stade die wenig schmeichelhafte Schilderung: „Das gemeine Volk ist hier faul, dumm und grob .... Die meisten Vornehmen sind nicht viel besser." Dafür ließen ihn die Herausgeber der „Vermischten Schriften" (7, 335) sagen: „Das gemeine Volk ist hier noch sehr zurück .... Mit Vielen der Vornehmen steht es nicht viel besser."

Das Neue, was die Ausgabe bietet, ist von der mannigfaltigsten Art. Zunächst sei einmal auf die Briefe an Dieterich und dessen Frau besonders hingewiesen, von denen manche als humoristische Meisterstücke zum Köstlichsten gehören, was Lichtenberg geschrieben hat, denen aber auch vielfach die alten Herausgeber besonders schlimm mitgespielt hatten. Die Ausgabe von 1846 umfaßt 45 Briefe an Dieterich; einzelne weitere kamen im Laufe der Zeit sonst ans Licht; Eduard Grisebach brachte in seiner Separatausgabe von 1898 die Zahl von 45 durch Hinzufügung der anderwärts gedruckten und einiger noch ungedruckten Briefe auf 58, konnte aber von jenen 45 die meisten eben nur wieder aus der alten Ausgabe abdrucken. Die vorliegende Ausgabe bietet nur bis zum Jahre 1781 schon 72 Briefe an Dieterich und seine Familie, unter denen 28 ganz neu sind und 7 weitere in den „Vermischten Schriften" ebenfalls fehlen. Neben den datierten Briefen aus den späteren Jahren soll der 2. Band auch die undatierten Billets bringen. Aber auch eine große Anzahl der schon bekannten Briefe erscheint, wie schon gesagt, hier zuerst in der echten, unverstümmelten Gestalt. Gerade diese Briefe an Dieterich sind es, in denen sich der ganze Lichtenberg am offensten und ungezwungensten giebt; freilich spielt er auch dann und wann etwas zu sehr den „ungezogenen Liebling der Grazien". Von dem Neuen, was die Korrespondenz mit Dieterich hier bietet, sei hingewiesen auf Nr. 45 (S. 86—89) mit übermütigen Bemerkungen über sein Leben in Osnabrück (Herbst 1772), illustriert durch eine Seite voll komischer Zeichnungen; Nr. 56 (S. 107 f.) die humoristischen Bemerkungen über seinen „philosophischen" Briefwechsel mit dem Juden Gumprecht; in Nr. 58 (S. 110) der köstliche humoristische Nachruf an den „gelben Hosenknopf". Interessant sind die auf den „Timorus" bezüglichen Briefe vom Juli 1773, Nr. 80 (S. 144 f.) und Nr. 85 (S. 154 ff.), welche zeigen, wie sehr Lichtenberg, als nach dem Erscheinen dieser Schrift der Verdacht der Autorschaft alsbald auf ihn gefallen war, sich bemühte, diesen Verdacht von sich abzulenken. Aus Nr. 85 erfahren wir auch Näheres über Lichtenbergs Absicht, eine Gegenschrift eines der beiden „durch Mettwürste bekehrten" Juden gegen den Timorus, die dieser Dieterich angeboten hatte, mit anonymer Vorrede und Anmerkungen nach einer ihm von Dieterich gesandten Abschrift eher herauszugeben, als die vom Verfasser besorgte Originalausgabe erscheinen würde. „Das soll gewiß etwas zu lachen geben," meinte Lichtenberg im ersten Eifer für diesen Plan. Indessen, wie ihm nachträglich in dem in übermütiger Laune, um die Göttinger Theologen zu ärgern, niedergeschriebenen „Timorus" selbst nicht mehr alles gefiel, so wurde er auch bald des Gedankens überdrüssig, den Spaß noch weiter fortzuspinnen, wie der schon früher bekannte Brief 104 (S. 109 f., vgl. Vermischte Schriften 8, 83) an Nicolai vom 3. April 1774 zeigt. — Nicht weniger wesentlich vermehrt erscheint jetzt auch die Korre-

spondenz mit den beiden anderen regelmäßigen und intimsten Korrespondenten Lichtenbergs, Schernhagen in Hannover und dem Göttinger Universitätszeichenmeister Kaltenhofer. Viel Witziges enthalten insbesondere die Briefe an den Letzteren, daneben auch Geschäftliches von Interesse, insbesondere die Verhandlungen über den Stich der Mondkarte zu den von Lichtenberg herausgegebenen Werken Tobias Mayers. Nur auf Einiges sei hingewiesen: Von dem nicht ganz neuen Brief Nr. 43 (S. 82—85) war in den Vermischten Schriften 7, 322 f. nur ein magerer Extrakt gegeben; das meiste und beste in dem jetzt vollständig gedruckten Texte ist neu, besonders auch S. 84 die in das Gebiet der physiognomischen Scherze einschlagende Zeichnung von Kopf und Bein des Kutschers mit Erklärung. Aus dem Briefe Nr. 53 vom 31. Dezember 1772 an Kaltenhofer, bei dessen früherem Abdruck ebenfalls das Beste fehlte, sehen wir jetzt (S. 103 f.), daß Lichtenberg bei Gelegenheit seines damaligen Aufenthaltes in Osnabrück die dramatischen Versuche des Rudolph von Bellinckhaus kennen lernte, die er später in einem im Deutschen Museum 1779 veröffentlichten Aufsatze behandelte (Vermischte Schriften 4, 121—137). Eine andere Stelle dieses selben Briefes bietet wieder ein drastisches Beispiel dafür, wie der Text der Briefe in den Vermischten Schriften gelegentlich mißhandelt wurde; im authentischen Texte lesen wir jetzt (S. 104): „Kästner hat mir wieder geschwänzelt, und zwar in einem sehr launigten Brief von 4 Quartseiten: Hiebe werden darin ausgetheilt: 1. den meisten großen Herren, unseren König ausgenommen, einer; 2. dem Landgrafen von Cassel einer besonders; 3. zwölf von seinen Hof-Cavalieren einer in Compagnie; 4. Herrn Schlötzer einer und 5. Herrn Findeisen zwey, auch 6. Mir einer, aber Bandage und Pflaster dabey. Allein am übelsten kommt 7. die Mondsfinsterniß weg, er wollte allerley dabey versuchen, auch sehen, ob Pater Hell in gewissen Stücken recht hätte. Pater Hell behielt über dem Handel Recht und Kästner — verlohr die Mondsfinsterniß größtentheils über dem Probiren." Statt alles dessen las man früher nur (Vermischte Schriften 7, 326): „Kästner hat mir wieder, und zwar einen sehr launigen Brief geschrieben. Es werden darin verschiedene Hiebe ausgetheilt. Einen davon erhalte ich selber, aber mit Bandage und Pflaster dabei." Der Brief Nr. 96 (S. 178—180) bietet die Witze über den Magister Eberhard. — Wichtig sind besonders auch die aus dem Besitze der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hier zuerst veröffentlichten Briefe an Heyne, Nr. 178. 212. 234. 235. 237. 240—242. 244. 246. 248. 251. 260. 275. 276. 296, die über die akademische und litterarische Thätigkeit Lichtenbergs in den Jahren 1778—81, über seine redaktionelle Thätigkeit für das Göttingische Magazin, seine Vorträge in der Gesellschaft der Wissenschaften, auch über seine Arbeiten für die Göttingischen Gelehrten Anzeigen manche neue Aufschlüsse geben. In letzterer Hinsicht ist es von besonderem Interesse,

daß wir zu dem, was ich in meinem Buche „G. Chr. Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit“ (Göttingen 1893) S. 174 f. über Recensionen Lichtenbergs in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen beibringen konnte, jetzt aus diesen Briefen an Heyne und einigen an Schernhagen mehrere weitere Recensionen über Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Physik als bestimmt von Lichtenberg verfaßt kennen lernen, nämlich diejenigen über die folgenden Schriften: Wilson, An account of experiments made at the Pantheon on the nature and use of conductors, London 1778 (in Jahrgang 1779, Zugabe, 46. Stück, S. 721—728; vgl. Briefe 1, 321 und 336); J. Lyon, Experiments and observations made with a view to point out the errors of the present received theory of Electricity, London 1780 (in Jahrgang 1780, Zugabe, 45. Stück, S. 705—714; vgl. Briefe 1, 366); Marat, Recherches physiques sur le feu, Paris 1780 (in Jahrgang 1781, Zugabe, 12. Stück, S. 177—187; vgl. Briefe 1, 341 und 369 f.); Charles Viscount Mahon, Principles of Electricity, London 1779 (in Jahrgang 1782, Zugabe, 22. Stück, S. 337—346; vgl. Briefe 1, 359 und 386).

Daß sich die Herausgeber, trotz etwaiger Bedenken, entschlossen haben, auch die sämtlichen wissenschaftlichen Briefe Lichtenbergs unverkürzt aufzunehmen, scheint mir auch unbedingt das Richtige zu sein. Dieselben werden von allen Freunden Lichtenbergs, auch von solchen, denen naturwissenschaftliche Studien ferner liegen, gewiß mit großem Interesse gelesen werden. Hierher gehören die Briefe: Nr. 35 (S. 70—72) an L. Chr. Lichtenberg, über seine Versuche mit Polypen, mit zwei Zeichnungen; Nr. 73 (S. 128—134) an Kästner, mit Gedanken über eine mögliche Regulierung der Schwinge bei ihrem Ausflusse in die Elbe bei Stade und über die Achsendrehung des Mondes, über welche Lichtenberg später im Göttinger Taschenkalender 1796 handelte (Physikalische und mathematische Schriften 2, 107—154); Nr. 93 (S. 173—175), 102 (S. 186—189) und 105 (S. 191—193) an J. H. Lambert über Tobias Mayers Schriften und die Herausgabe derselben; Nr. 135 (S. 254—256) an einen unbekannten Adressaten, Astronomisches, über die Farbe der Fixsterne und über den Saturn; Nr. 213 (S. 319—322) und 239 (S. 344—346) an Reimarus, über Elektricität und Wirkung des Blitzes.

Die „Erläuterungen“ S. 393—424 geben in knappster Form reichhaltige Notizen über Personen, Ereignisse und Bücher, von denen in den Briefen die Rede ist. Darin werden auch S. 394 einige Stammbucheinträge Lichtenbergs, S. 400 f. ein Brief von Kästner an Brandes, S. 403 f. Lichtenbergs Charakteristiken der Professoren Büttner und Kulenkamp mitgeteilt. — In der Anmerkung zu Nr. 90 (S. 406) wird bemerkt, von persönlichen Beziehungen Lichtenbergs zu Klopstock sei bisher nichts bekannt gewesen; dieser Brief war indessen sowohl in den

Vermischten Schriften (7, 119 f.) als bei Grisebach, Briefe an Dieterich S. 79 f. schon gedruckt (nur mit falschem Datum, 7. November statt September 1773). Zu Nr. 223 und 224 ist über den Verfasser der Preisschrift über die Beugung des Lichtes, den Professor Joh. Nep. Fischer in Ingolstadt, zu vergleichen Permaneder, Annales Universitatis Ingolstadii olim conditae etc. (Monachii 1859), pag. 46. 48. 95. Die Bemerkung zu Nr. 278 (S. 422), es sei keine Recension des Buches des Fürsten Gallitzin in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen erschienen, trifft nur für die von Lichtenberg in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek so vernichtend recensierte deutsche Übersetzung desselben zu; Lichtenberg meint aber in diesem Briefe doch wohl sicher die früher veröffentlichte Recension des französischen Originals, die im Jahrgang 1778, 120. Stück, S. 669—72 erschienen war (vgl. Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit, S. 174). — Das Inhaltsverzeichnis giebt durch die beigefügten Zeichen eine übersichtliche Orientierung darüber, welche Briefe hier zuerst gedruckt sind (mit * bezeichnet) und welche in den Vermischten Schriften von 1846 fehlen, dagegen anderwärts schon gedruckt waren (mit † bezeichnet). Es ist nur leider in dieser Hinsicht nicht ganz korrekt; bei Nr. 168, 188 und 273 ist das * zu streichen und bei 179 durch † zu ersetzten; letzteres Zeichen ist auch zu den unbezeichnet gebliebenen Briefen Nr. 20. 50. 77 zu setzen.

Der reiche Inhalt des Bandes, der unsere Kenntnis des Menschen, Schriftstellers und Gelehrten Lichtenberg nach den verschiedensten Seiten erweitert, hinterläßt den lebhaften Wunsch, daß der zweite Band recht bald folgen möge.

München. F. Lauchert.

Rachel Paul, Elisa von der Recke. (Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen.) 2., unveränderte Auflage. Leipzig, Weicher 1901. Brosch. 8 M., geb. 10 M.

Es ist kein Wunder, daß von dem vorliegenden Buche nach wenigen Monaten eine zweite Auflage notwendig geworden ist. Nicht nur in Kurland, wo man Elisa von der Recke gern als die erste und größte Frau des kleinen Landes bezeichnet, wird es dankbare Leser und Leserinnen finden; jeder Kenner und Verehrer unsrer größten Litteraturperiode, in welcher Goethe die „Persönlichkeit" für „das höchste Glück der Erdenkinder" erklärte, wird es mit Interesse durcharbeiten und mit dem Gefühl des Dankes an den Herausgeber aus der Hand legen. Daß Elisa von der Recke eine „Persönlichkeit" von bedeutsamer Eigenart war, ist wohl längst bekannt gewesen. Ihre kühne Enthüllung von Cagliostros Schurkerei — sie selbst hatte seinen magischen Künsten zur Zeit tiefsten Seelenschmerzes (1799) Glauben geschenkt — später ihre Reisen durch Deutschland und

Italien — sie war wohl die erste deutsche Frau, welche von dem Zauber der italienischen Landschaft berührt wurde und Kunde gab — ihr persönlicher und brieflicher Verkehr mit allen litterarischen Größen von Klopstock, Göckingk und Gleim bis zu Goethe und Jean Paul, endlich ihre innige Freundschaft mit dem rührseligen Dichter der „Urania", dem größten Virtuosen auf dem Gebiete der Menschen- und besonders der Frauenvergötterung, bis zum Begräbnis der fast Neunundsiebzigjährigen ohne Sarg unter Blumen zu Dresden (am 16. April 1833) — alles dies war aus ihren eigenen Schriften, wie aus denen ihrer Freunde und Freundinnen hinlänglich bekannt, aber die dürftigen Mitteilungen über ihre Jugenderziehung und über ihre unglückliche Ehe ließen nicht ahnen, daß sich hier der Blick aufthun könnte in eine kulturgeschichtlich und psychologisch gleich merkwürdige und bisher fast unbekannte Welt des Lebens, Denkens und Empfindens. Um so dankenswerter erscheint es, daß jetzt auch zwei Handschriften der Öffentlichkeit übergeben sind, die sich einer testamentarischen Bestimmung gemäß seit Tiedges Tode (1842) in den königl. Bibliotheken zu Berlin und zu Dresden befanden. Verleger und Herausgeber haben ihr bestes gethan, um den stattlichen Band von über 500 Seiten so anmutig wie möglich zu gestalten und sich dem Leser oder der Leserin gefällig zu zeigen. Jede historische, genealogische, geographische, litteraturhistorische oder sprachliche Auskunft, die man wünschen könnte, giebt Dr. Rachel in dankenswerter Kürze, und eilf Abbildungen eröffnen den Blick nicht nur auf das wenig anheimelnde Schloß Neuenburg, den Herrensitz der von der Recke, sondern vor allem auf eine stattliche Reihe von Personen, die in dem Trauerspiele der leidvollen Ehe eine Hauptrolle spielen, nur Georg von der Recke ist nicht darunter. Am interessantesten erscheinen natürlich drei Bilder der Verfasserin. Schon das allerliebste Backfischbild (S. 76) mit den leuchtenden Augen, den feinen Augenbrauen und den kunstlos herabfallenden Locken, noch mehr die beiden von der Meisterhand A. Graffs gemalten Bilder (Titelbild und S. 466) der voll erblühten und der schon verblühenden Schönheit zeigen eine fast männlich scharfe und — lange Nase, eine eigenwillige Stirn, feingeschnittene Lippen, die lieber reden als küssen mögen, seelenvoll schwärmende, anlockende und zugleich vornehm abweisende Augen, das ganze Wesen mehr beobachtend als hingebend: schwerlich wird man den wunderbaren Zauber begreifen, den E. von der Recke schon als Kind, mehr noch als Jungfrau und Frau auf alle Männer ausgeübt hat und von dem sie selbst mit peinlicher Ausführlichkeit berichtet. Man muß für die Jugend die Schönheit der Bewegung hinzudenken, die Lessing als „Reiz", wir als Grazie preisen, und für die spätere Zeit den verklärenden Zug des Leidens, der jedem tugendhaften Wesen zum Heiligenschein wird.

Von viel größerem Werte für die Nachwelt, die doch nur mühsam die körperliche Schönheit Verstorbener in der Vorstellung wiederzuerwecken

und nach modernem Geschmack umzumodeln vermag, bleibt immer die Selbstbiographie von ihrer Geburt bis zu ihrer Verlobung (1751—1771) und ihre Briefe aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe (1771—1778). In den Vorreden beklagt sie ihre Verlassenheit, weil minder edle Seelen die himmlische Gabe der Freundschaft nur zu benutzen, aber nicht zu schätzen verstehen — eine Anspielung auf ihre jüngere Schwester Dorothea, die Herzogin von Kurland —, erklärt für den Zweck des irdischen Daseins, „so nützlich und glücklich als möglich zu sein" und warnt davor, „ein inniges Seelenband zu knüpfen, wo Verschiedenheit der Grundsätze und des Geschmacks zu auffallend sind; der edlere Geist und sanftere Charakter wird dann zu bitter unterdrückt". In der ersten Handschrift spricht sie ausdrücklich den Wunsch der Veröffentlichung aus zum Nutzen Nachlebender, in der zweiten wird er aus der Bemerkung klar, daß sie 1388 Briefe verbrannt, aber 105 sorgfältig kopiert habe, nebenbei daraus, daß sie in ihrem Testamente die Überlieferung derselben an die königl. Bibliothek zu Dresden verfügte.

Die Jugendgeschichte, schon wegen der lebensvollen Darstellung der Zustände in Kurland kulturgeschichtlich hochinteressant, giebt uns erst den Schlüssel nicht nur zu dem Unglück der kurzen Ehe, sondern auch zu dem späteren langen Wanderleben und der eigenartigen, wenn auch geistig nicht gerade sehr bedeutenden Persönlichkeit.

Charlotte von Medem — erst seit 1783, als sie „Elisens" geistliche Gedichte ohne Zunamen erscheinen ließ, nannte sie sich Elisa — wurde 1754, nicht wie sie lange Zeit glaubte, 1756 zu Schönburg in Kurland auf dem Gute ihres später zum Reichsgrafen erhobenen Vaters Friedrich von Medem geboren. Nach dem Wunsche der früh verstorbenen Mutter kam die Vierjährige in das Haus ihrer verwitweten Großmutter, der harten sechzigjährigen Starostin von Korff, während ihr jüngerer Bruder Friedrich im Vaterhause zurückblieb, und wurde noch ausdrücklich der Aufsicht einer bereits sechzehnjährigen Kousine, von ihr Großschwester benannt, Constanze von Kleist anvertraut. Beide beeiferten sich, jene durch fast barbarische, wenn auch wohlgemeinte Strenge, diese durch wahrhaft teuflische Hetzerei und Intrigue dem zarten, empfindsamen Kinde das Paradies ihrer Jugend zur Hölle zu machen. Da man annahm und es ihr täglich vorsprach, daß sie noch beschränkter sei als ihre jüngst verstorbene Mutter, an deren Andenken sie mit ganzer Seele hing, so versäumte man jeglichen Unterricht, damit sie nicht durch geistige Anstrengung noch ganz „dwatsch" (blödsinnig) werde. Umsomehr war die Großmutter auf die Pflege der keimenden Schönheit bedacht. Stundenlange mußte sie vollkommen unbeschäftigt, kerzengerade neben ihrem Lehnstuhle stehen: Kopf hoch, Schultern zurück. Wegen des Vorurteils, daß freie Luft der zarten Hautfarbe schädlich sei, durfte sie nicht einmal einem offenen Fenster nahe kommen, viel weniger sich im Garten oder Hof

sehen lassen. Aber derbe Rutenschläge hielt die harte Erzieherin für durchaus unentbehrlich. Als sie im Alter von fünf Jahren (S. 26) für eine Unart gestraft werden sollte, aber ein kurzer Fremdenbesuch daran hinderte, versteckte sie sich unter Großmutters Bett und hörte, ohne sich zu melden, mit „wahrer Lust", wie jene in ihrer Angst auf der Straße austrommeln ließ, daß „ein schönes Kind mit dunkelblauen Augen, dunklen Augenbrauen und lichtbraunem schlichten Haare" gesucht werde und man dem Wiederbringer 1000 Thaler verhieß. Als sie am frühen Morgen endlich hervorkroch, erhielt sie natürlich die doppelte Ration, vergaß aber ihr lebenlang nicht den Ausruf: „ein schönes Kind". Einen Tag lang mußte sie mit einer Papierkrone, auf der ihr Verbrechen geschrieben stand, neben der Gästetafel stehen, und das hätte sich acht Tage bei Wasser und Brot wiederholt, wenn nicht der kommandierende russische Oberst zu Besuch gekommen wäre und die Erlösung „seines lieben Lottchens" ertrotzt hätte. Als die böse Constanze es einmal herausbrachte, daß sie eine Schuld ihrer gutmütigen Wärterin, einer Leibeigenen, auf sich genommen hatte, mußte sie mit ansehen, wie diese von der Großmutter blutig gepeitscht wurde, und dann selbst ihre Strafe erleiden (S. 29). Sie lernte, wie sie selbst gesteht, nichts anderes als horchen, plaudern, lügen und heimlich thun, hielt fleißig Selbstgespräche mit geschenkten Münzen, mit dem Bilde ihrer Mutter und bald auch mit dem Spiegel. Fast im Kindesalter erfuhr sie von der Seligkeit geliebt zu werden, zunächst indem sie mit ihrer äußerst geringen Fertigkeit im Lesen und Schreiben der treuen Wärterin um Mitternacht zu Hilfe kam, die selbst außer Stande war, die Liebesbriefe ihres Soldaten zu lesen und zu beantworten. Sie war wohl kaum 11 oder 12 Jahre alt, als ihr der 14jährige schöne von Heyking versprach, fleißig zu lernen, wenn er hoffen könnte, sie zur Frau zu bekommen und ihr eine Dose schenkte, in der sie stets finden werde, was seine ganze Seele erfülle, ihr Spiegelbild. Auch diese, wie ihre Lieblingsmünzen schwatzte ihr Constanze ab.

Endlich schlug der Tag der Erlösung. Vater Medem, der sich zum drittenmale, und zwar mit einer fünf Jahre älteren Oberstin von der Recke, vermählt hatte, sprach den Wunsch aus, Charlotte zu sich zu nehmen, und die Großmutter willigte ein, zumal sie tief verstimmt war, weil die undankbare „Großschwester" sich von einem alten Staroſten von Korff hatte entführen lassen. Den Kopf doppelt umhüllt, damit die frische Luft sie nicht berühre, wurde die 13jährige von einem Diener in den Wagen gehoben. Allein bald ging ihr eine neue Welt auf. Als die lästige Umhüllung sich unterwegs ein wenig lockerte und die Stiefmutter ihr gestattete, die „häßliche Kalesch" ganz abzuthun, da „sanfte Luft der Haut nicht schade", erblickte sie zum erstenmale in ihrem Leben mit Thränen der Bewunderung Wald und See, Feld und Fluß, Mond und Sterne, bald lernte sie auch „Vogelgesang und Blumenduft" kennen. Diese Schilderung

(S. 59 f.) erinnert an eine der schönsten Stellen in Jean Pauls Hesperus.

Im Vaterhause fand sie drei Brüder und eine Schwester, erhielt Unterricht aller Art, vor allem in Klavierspiel und Tanz. Bei den Aufführungen an des Vaters und der Stiefmutter Geburtstag entdeckte sie ihr vortreffliches Gedächtnis, in dem Briefwechsel mit einer Kousine, Lisette von Medem, ihre Fähigkeit und Neigung zum brieflichen Seelenaustausch. Zumeist wurde sie das Entzücken ihres Tanzlehrers, der einmal bekümmert ausrief (S. 69): „Warum ist das kein Schustermädchen? Die sollte mir auf dem Wiener Theater wenigstens 6000 fl. jährlich bringen!" Tanzen wurde nun ihre Seligkeit, Briefe schreiben ihre Lebenslust, der sie bis zum Tode treu geblieben ist. Fortan ist sie ihrer Stiefmutter mit ganzer Seele ergeben, zumal sie, eine 15jährige Schönheit — nach ihrer Angabe eine 13jährige — in allen Liebesangelegenheiten und Heiratsaussichten an ihr eine wohlwollende und weltkluge Beraterin findet. Als ihr Vetter, der 14jährige Fritz von Medem, sie andichtet und mit Venus Urania vergleicht, erhält sie eine Mythologie zum Geschenk, um zu verstehen, was er meine. Vergessen sind die frommen Lieder von Neander und Gellert, in denen sie früher Trost suchte; französische und deutsche Romane und Schauspiele sind ihr lieber, am liebsten der Spiegel. Während sie schon durch allerlei Jünglingsliebelei und durch Selbstbewunderung mehr und mehr unfähig zu einer wahren aufopfernden Liebe wird, erhält sie von der weltklugen Stiefmutter, die schon zwei Männer begraben hat, die genaueste Anweisung, wie sie sich zu verhalten habe, um aus der großen Zahl der sich meldenden Bewerber den reichsten zu erwischen, und wie sie sich zumeist davor hüten müsse, „mit ihrem zärtlich reichen Herzen wirklich einen Mann zu lieben; dann werde sie unglücklich sein" (S. 73). Man müsse die Männer studieren, um sie zu beherrschen und ein möglichst großes Einkommen zu erzielen. Gewiß denkt Charlotte nicht so erbärmlich, allein noch verhängnisvoller muß es werden, daß sie, deren zurückgehaltener Geist in seiner späten Nachreife ihren Jahren weit vorausgeeilt ist und den Zauber noch erhöht, den ihr Antlitz und ihre Grazie ausüben, zu einer Ehe bestimmt wird, ehe sie den Rausch der Selbstbewunderung und der Männerverblendung überwunden und das selige Gefühl selbstloser, demütiger, hingebender Liebe kennen gelernt hat. Während sie nichts versäumt, um durch die Schönheit ihres Leibes heiratsfähige Männer anzulocken, ergiebt sie sich der billigen Schwärmerei für „Seelenvereinigung" worunter sie — wie alle Schwärmer — doch nur das Aufgehen der anderen Seele in der ihrigen, nicht der ihrigen in der anderen versteht, und verlangt eine solche nicht nur von der Freundschaft, sondern auch von der Ehe.

Inzwischen drängte sich schon um die 14jährige (sie sagt: 12jährige) eine stattliche Reihe von Bewerbern. Voran der alte Herr von Behr, und

„ihr Kopf schwindelte vor Freuden, daß der Mann sie zu besitzen wünschte, den die Tyrannin ihrer Kinderjahre (die Großmutter) fruchtlos durch ihre Reize zu fesseln suchte“ (S. 70). Dann folgten der alte geistvolle Baron von Taube, dessen Vetter, der blendend schöne, aber geist- und vermögenslose Major von Korff, der kluge, gelehrte aber schwindsüchtige Baron Brinck, der Zögling eines Hofrats Schwander, der ihr (S. 86) den edlen Rat giebt, mehr auf Sein, als auf Schein zu halten, der 23jährige seelenlose Rönne, der schönste Mann in Kurland, sein 40jähriger geistvoller Oheim, der reiche Oberjägermeister von Grotthuß, der junge verschwenderische Graf Kettler, der nach dem Wunsche seiner eigenen Mutter gleich unter die Vormundschaft des alten Medem gestellt werden sollte, endlich der 76jährige Baron von Igelström, der einst das Herz des Kindes durch seine Erzählung biblischer Geschichten gewonnen hatte und — der Nimrod der Umgegend, der reiche, menschenscheue Neffe der Stiefmutter, der 31jährige Georg von der Recke. Charlotte erklärte entschieden, wenn „durchaus schon jetzt geheiratet werden müsse, so wolle sie Igelström heiraten, aber die Stiefmutter erklärte ebenso entschieden, sie werde einst „als 20jähriges Weib, wenn alle Triebe zur Reife gekommen wären, den Eltern bittere Vorwürfe machen, daß sie dem kindischen Einfall Gehör gegeben und sie an eine wackelnde Leiche gebunden hätten“ (S. 116). Recke machte ihr beim ersten Erscheinen einen schauerlichen Eindruck. Angekündigt vom lauten Gekläff wilder Jagdhunde und dem rauhen Schall der Jagdhörner, sprang er vom Pferde, um seiner Tante einen kurzen Besuch zu machen, da er soeben ganz in der Nähe ihres Gutes einen Bären erlegt hatte, ein Goliat, wie Charlotte sagte, breitschultrig, von starkem Knochenbau, mit großen hellgrauen, rollenden Augen, stark gebogener Adlernase, schlichtem gelblichen Haare und einem kleinen Zopfe hoch über dem Nacken, in dem „beschmutzten Kostüme eines Junker Ackerland, mit hängenden Stiefeln und einem großen grobleinenen blauen Taschentuch“ (S. 124 f.). Auch er, der reiche Erbe der Neuenburgschen Besitzungen, ohne rechte Erziehung und ohne Liebe unter Hunden und Dienstboten aufgewachsen, da die Eltern im Streite lebten, von 17 Jahren in preußische Kriegsdienste geschickt, seit seinem 27. Jahre menschenscheu auf seinem Schlosse wohnend, ein vortrefflicher Landwirt, ein leidenschaftlicher Jäger (S. 151), war sofort von der Schönheit und Anmut der jungen Fee hingerissen. Lange Zeit bemühte sich die Stiefmutter vergebens, Charlottens Abscheu durch die Vorstellung zu überwinden, daß es nur der Hilfe des Friseurs, des Schneiders und einer Omphale bedürfe, um aus ihm einen schönen Herkules, wenn auch keinen Adonis zu machen; erst, als sie erfuhr, daß Recke auf mehreren Vorwerken verarmte Adelsfamilien wohnen lasse, daß er für seine Arbeiter und Leibeigene Ärzte halte, einem heruntergekommenen Freunde einen Schuldschein über 10.000 Thaler mit dem Worte zurückgegeben habe:

„Zerreißen! Ich bin reich genug“ — gab sie bedingungsweise ihr Jawort. Die Eltern (S. 153) mußten ihr versprechen, mit der Hochzeit bis zu ihrem 20. Lebensjahre zu warten, und Recke, alljährlich einige Monate in Mitau zu verleben, den Hof und große Gesellschaften zu besuchen. Die Freude ihrer Eltern tröstete sie, aber die Angst ihrer Seele verminderte sich erst, als Recke fort war. Damit schließt ihre Selbstbiographie.

Aus dem breiten Rahmen dieser Jugendgeschichte, deren interessante Sittenbilder der sinnige Herausgeber mit Chodowieckis reizenden occupations des dames vergleicht, treten in der zweiten, der Dresdener Handschrift nur zwei Personen heraus und lenken unseren Blick einseitig auf die Seelenvorgänge eines einzigen in ihrem ganzen Wesen durch die Ehe gestörten Frauenherzens. Wenn wir den Wert der ersten Handschrift ganz so anerkennen, wie er auf S. XLIV nach drei Seiten hin lichtvoll dargestellt wird, so möchten wir den Hauptvorzug der zweiten darin finden, daß sie unsern Blick und unser Urteil weit über die Absicht und die Ansicht der Briefstellerin bis zu psychologischer Klarheit hinausführt.

Gleich die ersten Briefe, welche Charlotte noch vor der Hochzeit, teils an ihre Kousine Elisabeth von Medem, theils an ihre intime Freundin, die nur wenig ältere Erzieherin ihrer jüngeren Schwester, die „Stolzchen“ gerichtet hat, geben das klare Zeugnis davon, daß dies arme Wesen in eine verbrecherische Ehe hineingedrängt ist, die nimmer zum Segen führen konnte. In dem ersten jubelt sie über die Gewißheit, daß sie erst an ihrem 20. Geburtstage vermählt werden solle, weil sie dann „gottlob noch fünf volle Jahre Zeit“ habe, und da wolle sie „recht viel — viel tanzen“. Im zweiten drückt sie schon ihre tiefe Rührung aus, daß Elisabeth in ihrem Briefe, der die Spuren von Thränen zeige, ihr den Wunsch ausgesprochen habe, sie möchte den, den sie heiraten *solle*, mehr als ihre Eltern, mehr als ihre Freundinnen und mehr als den *Tanz* lieben. Aber schon wenige Wochen später beschreibt sie ihrer Freundin, wie sie von der alten Großmutter, von der Tante Kleist, von ihrem eigenen Vater in der entschiedensten Weise, von der ersten selbst durch Schimpfworte, dazu gedrängt sei, schon jetzt, an ihrem 15. (in Wahrheit 17.) Geburtstage am 20. Mai 1771 mit dem Bräutigam vor den Altar zu treten.

Schon daß die Eltern sie in das Haus des Gatten begleiten und vierzehn Tage dort bleiben, erweckt nicht nur beim Leser, sondern vor allem beim jungen Gemahl ein peinliches Gefühl. Er macht sich lustig über die „superkluge“ Schwiegermutter und, da er statt der erwarteten liebevollen Hingebung lieblose, kalte Abwehr findet, bald auch über Charlottens Thränen der Sehnsucht nach der verlassenen Heimat, ihre Vertiefung in die Lektüre von Lavater, Mendelssohn und vor allem von Wieland, über ihre Liebe zu Katzen, welche ihm die Porzellantassen zerbrechen. Was

wir aus allen ihren Briefen herauslesen, empfindet er am meisten, daß sie ihre Heimat, ihre Eltern, ihre Geschwister und ihre Freundinnen mehr liebt als ihren Gatten, daß sie nicht gewillt ist, ihm auch körperlich ganz anzugehören und noch weniger im stande ist, ihm eine Gehilfin in seiner Arbeit als Landwirt zu sein. Wohl fehlt es nicht an Versuchen von beiden Seiten, der grundverschiedenen Lebensauffassung des anderen Teils entgegenzukommen. Er schenkt ihr für 90 Thaler Bücher, siedelt auf einige Wochen nach Mitau über, wo ihr von Hohen und Niederen gehuldigt wird, und liest ihr selbst, während sie auf seinem Beine sitzt, Wielands Don Silvio von Rosalva vor. Sie versucht sich in der Wirtschaft, wenn auch ohne rechten Erfolg, sucht ihm nach Möglichkeit gefällig zu sein, um dadurch den Mangel an Liebe zu ersetzen, küßt ihn sogar, da „Mama sagt, daß Männer es gerne haben, daß man sie küssen soll", und bezwingt ihren Widerwillen in Folge stürmischer, ja roher Ermahnungen der Großmutter im dritten Jahre der Ehe so weit, daß ihr im Juni 1774 eine Tochter geboren wird. Allein auch dieses freudige Ereignis, das sonst am geeignetsten erscheint, das Band der Ehe zu befestigen, bringt dem „glücklichen Vater" einige Zugaben, auf die er nicht gerechnet hat und die er in drastischer Art ausspricht. „Was zum Henker, ruft er im August aus, bewog die Alte (die Schwiegermutter), sich mit Sack und Pack herzuschleppen" (S. 279); auch ist er erschreckt über die Kosten für Arzt und Hebamme, er, der mit Freuden Tausende zur Linderung menschlicher Not herzugeben pflegt. „Da lobe ich mir meine Mutter, die brachte meinem Vater alle Jahre ein Kind, und außer der Taufgebühr haben wir unserm Vater keinen Heller gekostet. Aber dieser war auch kein solcher Narr als ich; er hatte sich in keine Larve vergafft; kein feines Zierchen, eine gute Wirthin hatte er sich genommen; und in meiner Mutterfamilie war die Wirtschaft, wie in der Deinigen das Großthun zu Hause" (S. 279). Hier war und blieb eine gähnende Kluft, die sich nur ausfüllen konnte, wenn auch Charlotte den Versuch gemacht hätte, seine Gesinnung zu begreifen und die rauhe Form durch Nachgiebigkeit zu sänftigen. Aber dazu fehlte ihr der Antrieb der Liebe und so erstarrte ihr Herz zu Eis. Nicht die Erfahrung, daß sich auch zu dieser Lotte ein Werther findet, der Dichter Hartmann aus Mitau, der ihr den Goetheschen Roman vorliest, sich selbst (S. 288) mit dem Unglücklichen vergleicht, in Seelengemeinschaft mit ihr schwelgt und ihre Fingerspitzen küßt, noch weniger eine Neigung Reckes zu irgend einem anderen Wesen reißt die Eltern des süßen Kindes auseinander, das beide gleich stark lieben, sondern hier steht Trotz gegen Trotz, Mißtrauen gegen Mißtrauen, auf ihrer Seite verstärkt durch Freundinnen, Verehrer und durch die unaufhörliche mehr und mehr dem Wertherstile sich nähernde Berichterstattung. Das Herz des Menschen kann unsäglich viel Leid vertragen, aber dies muß flüssig bleiben; durch Mitteilung, nun gar schriftliche, verschönernde, wird

es kryſtalliſiert: das Herz erſtarrt zu Eis und will — nicht mehr ſchmelzen. Dies ſcheint zumeiſt den Schlüſſel zu geben zur gewaltſamen Löſung der Ehe. Denn über die äußere Veranlaſſung vermag kein Leſer ſich ein Urteil zu bilden. Wir kennen die Briefe nicht, welche Charlotte im Sommer 1776 an ihren Gatten gerichtet hat, wie ſie meint, „um ihn zu beſſern“, nicht um ihn zu beleidigen und zu kränken. Recke aber erklärt, wenn ſie den Inhalt nicht widerrufe und ihm Genugthuung gebe, ſo müſſe ſie ſein Haus verlaſſen. Obwohl ſie ſich täglich im Hauſe und am Bette des Kindes begegnen, verhandeln ſie durch einen Freund Reckes, aber ſie bleibt bei der Erklärung, daß ſie erſt, wenn Recke ſie wenigſtens ein Paar Jahre nicht mehr mit hämiſcher Freude vorſätzlich kränken werde (S. 357), ſeine Annäherung ſich gefallen laſſen und, wie ſie ein andermal ſagt, ihrem Friederikchen Geſchwiſter geben wolle. Merkwürdig bleibt immer, daß ſie in keinem einzigen Briefe Worte ihres Gatten anführt, auf welche jene Bezeichnung oder die noch häufigere „beſtändige Neckereien“ paſſen könnte. Wochenlang wird verhandelt, in ihren Freundesbriefen ſogar ſchon über den künftigen Wohnſitz, ja ſogar über eine neue Eheſchließung. Da erfolgt der Abſchied von Neuenburg. Vorher der ſeinige von ihr: eine wahrhaft erſchütternde Scene. „An der Tafel war er zerſtreut. Seinen Thränen traue ich nicht, aber wenn er ſie zu verbergen ſucht, dann iſt das Innere meiner Seele bewegt. Er entſchuldigte ſich bei meinem Bruder Fritz, daß er nach Annenhof fort müſſe. Nach der Tafel küßte und herzte er Friederickchen mehr noch als gewöhnlich. Als er von uns Abſchied nahm, ſah er blaß aus. Er drückte mich beim Abſchiede ſo feſt, ſo herzlich an ſeine Bruſt, als er es lange nicht gethan hatte! Stolzchen, ich konnte die Schläge ſeines Herzens an meiner Bruſt fühlen. Ach! — Auch das meinige ſchlug ſo ſtark, als wollte es zur Bruſt hinaus! ich drückte mit ganzer Seele ſeine Hand und ſagte aus Grund des Herzens: „Lebe wohl! Gott leite dich auf allen Deinen Wegen!“ (S. 378.) Vielleicht wird mancher Leſer empfinden: Der Mann weiß, was Liebe iſt, welches Glück und — welches Unglück, die Frau — nicht. Wie richtig lautet ſpäter ihr Urteil über den verlaſſenen Gatten! 1793 ſchrieb ſie in der Vorrede (S. 158 f.): „Erſt jetzt, nachdem wir ſchon 17 Jahre getrennt und 12 Jahre geſchieden ſind — — fühle ich es, daß ich bei reiferem Geiſte und mehrerer Welt- und Menſchenkenntnis mit dieſem biederen und mich nach ſeiner und nicht nach meiner Art liebenden Manne glücklich hätte leben können, wenn ich mich mit Klugheit in ſeinen Charakter zu ſchicken gewußt hätte, und ſtatt von 15 (nachträglich in 17 umgewandelt) von 30 Jahren ſeine Lebensgefährtin geweſen wäre. Hätten auch nur meine Verwandten nicht immer Holz zum Feuer gelegt —, dann hätte man mich dazu vermögen können, mich mit Recke zu vereinigen. Die Herrſchſucht meiner Stiefmutter und meine ſo innige Anhänglichkeit an ſie brachten in Reckes Seele den erſten Keim des Miß-

trauens gegen mich; denn er fürchtete, meine Stiefmutter würde mich dazu anhalten, daß ich ihn beherrsche. — —

Daher mußte ich gleich in den ersten Tagen meiner Ehe eine so harte Begegnung von ihm erfahren, daß ich nur Furcht, nicht Liebe für ihn fühlen konnte. Da mein inneres Bewußtsein mir es sagte, daß ich ihn nur zu lieben wünschte, nicht aber liebte, so wollte ich diesen inneren Mangel, der mich in der Stille peinigte, durch zuvorkommende Gefälligkeiten und übertriebene Aufmerksamkeit gegen den Gefährten meines Lebens ersetzen. — In meinem Umgange konnte Recke kein Vergnügen finden, meine jugendlichen Neigungen paßten durchaus nicht für ihn. Ich mußte ihm nach der damaligen Richtung meiner Seele die bitterste lange Weile machen, sowie sein rauhes Betragen natürlich mein Herz von ihm entfernen mußte. Er wollte feurige, sinnliche Liebe, die konnte ich ihm nicht äußern, da ich in seinen Annäherungen nur Herzensangst empfand. Ich machte auf innige Seelenliebe Anspruch, die konnte er mir nicht geben, weil er für diese keinen Sinn hatte. So forderten wir beide im Herzen Dinge voneinander, die wir nicht zu geben vermochten. Jeder klagte den andern über den Mangel an Liebe an, und jeder wurde dem andern dadurch lästiger. In Reckes Seele entstand Reue darüber, daß er, durch eine hübsche Larve verblendet, sich mit einem Weibe belastet habe, das nicht für ihn passe. Diesen Gedanken gab er mir sehr undelicat zu erkennen. Die Äußerung brachte mich nicht auf, aber sie schlug nach allem Vorhergehenden so tiefe Wurzeln des Widerwillens in mein Herz, daß dieser nun unüberwindlich und der Vorsatz ganz unwankend wurde, nie mehr ein Bett mit ihm zu teilen. In der Folge berente Recke seine mir gemachten Äußerungen, aber nichts vermochte mich, meinen gefaßten Entschluß zu ändern.

Recke hat durch eine Reihe von 17 Jahren alles das, was er in seinen Briefen von 1766 – 1778 sagt, wahr gemacht; und hätten Mißtrauen in seinen Charakter und in die Wahrheit der Versicherungen seiner Liebe gegen mich mich nicht so verblendet, daß ich alle seine Bemühungen, meine Liebe zu gewinnen, nur gerade für so viele Schlingen hielt, in die er mich fangen wollte, um mich nachher noch mehr zu quälen, dann wäre ich gewiß zu ihm zurückgekehrt. Und ich bin es jetzt überzeugt, in meinem reiferen Alter wäre es mir geglückt, Recke durch die Verbindung mit mir froh und zufrieden zu sehen und auch ich wäre durch ihn nicht unglücklich gewesen, denn mehrere Welt- und Menschenkenntnis sagt es mir jetzt, daß in keiner Ehe und in keiner menschlichen Lage vollkommene Glückseligkeit zu finden ist.

Andere Menschen verwundeten mein Herz in der Folge tiefer und gaben mir mehr Ursache als Recke, in Menschen Mißtrauen zu setzen. Die zärtliche Achtung und innige Freundschaft des Mannes, der mich als Gatte nicht zu beglücken vermochte, gehört jetzt zu den wahren

Freuden meines Lebens, und jeder Beweis treuer Freundschaft, den ich zu geben vermag, vermehrt meine Zufriedenheit, die dadurch sehr erhöht werden könnte, wenn ich ihn noch glücklich verheiratet und vor dem traurigen Schicksale eines isolierten Alters, bei seinem großen Vermögen bewahrt sähe."

Diese Worte zeugen von derselben Achtung und Ergebenheit, die Elisa — so nannte sie sich jetzt — dem rauhen Gemahl seit ihrer Scheidung (1781) in einem regelmäßigen Briefwechsel an den Tag legte und machen es begreiflich, daß sie im Oktober 1795 dem Ruf an sein Krankenbett folgte, um von den Lippen des Sterbenden die letzten Worte der Reue und der Liebe zu hören. Krampfhaft zuckend ergriff er ihre Hand und rief: „Verzeihung! Verzeihung! Sie sind ein Engel, beten Sie für mich!" (S. 473.) Unbegreiflich aber wird es manchem Leser dennoch erscheinen, daß Elisa diese Briefe nicht auch verbrannte, wie die 1388 anderen, sondern vielleicht gar in der Absicht aufbewahrt habe, „auf Mädchen belehrend und warnend einzuwirken" (S. VIII). Jedenfalls hat der Herausgeber mehr Zartgefühl an den Tag gelegt, als die hochedle Verfasserin; er hat „Mitteilungen zartester Natur und Ausdrücke rohen Inhaltes" ganz weggelassen oder durch Striche angedeutet und lieber auf das Verdienst „einer genauen Quellenveröffentlichung" verzichtet, um sein Buch für weitere Kreise, besonders für weibliche lesbar zu machen. Bleibt dadurch auch das Urteil der Leser unvollständig, so werden ihm doch viele dankbar sein, daß er meistens vor der Thür des ehelichen Schlafzimmers Halt gemacht hat, in das die Briefstellerin nicht nur zwei unverheiratete Freundinnen, sondern bisweilen sogar den Pastor Martini ohne Bedenken hineinblicken läßt. Was mögen wohl gar die 1388 verbrannten Briefe enthalten haben? — — Auch so behält diese überaus sorgfältige Herausgabe von Elisens Briefen nicht nur einen hohen litteraturgeschichtlichen, sondern den höchsten psychologischen und kulturgeschichtlichen Wert.

Dresden. Diestel.

Neue Faustschriften:

Witkowski G., Die Handlung des zweiten Teils von Goethes Faust. Akademische Antrittsvorlesung. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1898. 1.20 M.

Pniower O., Goethes Faust. Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte. Berlin, Weidmannische Buchhandlung 1899. 7 M.

Geist H., Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem das Bild seines eigenen Lebenskampfes vollkommen einheitlich durch. Weimar, Böhlaus Nachfolger 1899. 6 M.

Wohlauer Alb., Das erste Paralipomenon und der erste Entwurf zu Goethes Faust. Programm des städtischen Johannes-Gymnasiums zu Breslau 1899.

Minor J., Goethes Faust. Entstehungsgeschichte und Erklärung. 2 Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger 1901. 8 M.

Innerhalb der Faustlitteratur der neueren Zeit, die mit der Entdeckung des Urfaust beginnt, bezeichnen die beiden Werke von Pniower und Minor einen neuen Abschnitt.

Pniowers Buch erinnert schon im Titel an Müllenhoffs Zeugnisse und Exkurse zur deutschen Heldensage. Der Unterschied ist freilich der, daß diese einer umfassenden Belesenheit entsprangen, während Pniower seine Angaben den Bänden der Weimarer Ausgabe, des Goethe-Jahrbuchs und einigen anderen vielbenutzten Werken entnehmen konnte. Indessen: „seines Fleißes darf sich jeder rühmen", und so darf der Verfasser sich auch mit Wohlgefallen sagen, daß er ein vortreffliches Hilfsmittel für alle in die Entstehungsgeschichte des Goetheschen Faust eindringende Forschung geliefert hat. Die Bedenken, die gegen die gewissenhafte und sorgfältige Sammelarbeit zu erheben sind, hat Minor Göttinger Gelehrte Anzeigen 1900, S. 220 ff. sehr stark, allzu stark betont. Die Brauchbarkeit des Buches erfährt aber höchstens dadurch eine kleine Beeinträchtigung, daß die Zeugnisse nicht samt und sonders unter dem Datum, auf das sie hinweisen, gebucht sind.

Wenn Pniower in den Exkursen seine eigenen Lieblingsideen über die Entstehungsgeschichte vorträgt, so kann man ihm das nicht ernstlich übelnehmen: es war für ihn offenbar der Anreiz zur Arbeit. Von der Richtigkeit seiner Anschauungen habe auch ich mich freilich selten überzeugen können. Ich gebe einige Bemerkungen, indem ich im Allgemeinen das zu wiederholen vermeide, was schon von Minor gesagt ist.

§ 5, S. 5 findet es Pniower bemerkenswert, daß in „Dichtung und Wahrheit" (Weimarer Ausgabe 28, 98) „für diese Epoche", das heißt Frühjahr 1772 „dem Faust ein fortgeschritteneres Stadium zugeschrieben werde als dem Götz". Aber die Bemerkung „Götz baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen" ist, wenn man den chronologischen Irrtum mit Pniower korrigiert hat, nach allem, was wir über die Entstehung gerade dieses Dramas wissen, noch immer so unzutreffend, daß wir auch dem „Faust war schon vorgerückt" nicht viel Wert beilegen dürfen.

§ 10, S. 8. Daß U 72 ff. durch Herders „Urkunde" beeinflußt sind, ist mit Nichten bewiesen und alle Schlüsse, die auf dieser Annahme aufbauen, fallen zusammen. Vgl. übrigens auch Minor a. a. O., S. 224 f.

§ 11, S. 8. Ist es nicht merkwürdig, daß Goethe Lavater nichts vom „Faust" vorlegte?

§ 20, S. 13 stellt Pniower die Alternative, ob Goethe am 15. Juli 1775 die Kellerscene schon gedichtet hatte oder ob er später, das heißt am 17. September (siehe § 21) der neuen Scene den älteren Spaß

(wie auch Erich Schmidt Urfaust[4], S. XLVI schreibt) „einverleibt" hat. Ich möchte zu der Ausnutzung der Tagebuchverse „Ohne Wein" u. s. w. für die Faustchronologie, die Minor a. a. O., S. 227 doch wohl mit Unrecht ganz von der Hand weist, Folgendes bemerken. Es handelt sich, wie mir scheint, bei den Worten

Ohne Wein kann uns auf Erden
Nimmer wie dreyhundert werden

um ein Zitat, das den Eingeweihten, das heißt den Genossen der Zürcher Seefahrt oder doch einem Teil derselben, auch ohne das in neckischer Absicht unterdrückte Substantiv verständlich war. Wäre wirklich eine Anspielung auf den „Faust" beabsichtigt, so hätte Goethe „500" zitieren müssen, denn derartige Anspielungen pflegen nur zu wirken, wenn sie gerade in Kleinigkeiten nicht vorbeitreffen. Nachträgliche Abänderung der längst fertigen Scene ist unwahrscheinlich. Es wird sich daher vielmehr um eine von der übermütigen Reisegesellschaft vielbelachte genialische Redewendung handeln, mag man nun die dabei vorgenommene Steigerung des Goethe unter anderen sonst geläufigen „sauwohl" einem der Stolbergs oder irgend einer originellen Reisebekanntschaft zuschreiben. Was hindert denn nun anzunehmen, daß dem Dichter am 17. September 1775, als er für die Kellerscene nach grassen Scherzen suchte, jene Worte, noch vergröbert, wieder in die Feder flossen? Bei den vielen unsicheren Daten haben wir keinen Grund ein so relativ sicheres, wie es das unter § 21 für die Auerbachkellerscene gegebene ist, mit übertriebener Skepsis zu betrachten. Meyers Einfall (Goethe[1], S. 348 f.) ist zu geistreich, um richtig zu sein. An Einflickungen in eine so frisch aus einem Guß entstandene Scene wie die Kellerscene vermag ich nicht zu glauben. Wenn man bedenkt, wie viel von den verworfenen Schlagern innerlich vorbereitet gewesen sein wird, so wird auch jene von E. Schmidt a. a. O. geltend gemachte „pedantische" Berechnung kein Defizit aufweisen.

Zu § 56, S. 30 ff. Pniower spricht dem Brief der „Italienischen Reise" vom 1. März 1788 volleBeweiskraft zu. Ich glaube mit Recht, halte es aber für ausgeschlossen, daß unter der neuen Scene, von deren Ausführung Goethe spricht, „Wald und Höhle" zu verstehen sei. K. Fischers ältere Ansicht wird die richtige sein. Denn die klimatischen Bedenken, die Pniower gegen eine Abfassung der „Hexenküche" Ende Februar im Garten Borgheſe äußert (§ 57), sind, wie jeder, der schöne Wintertage in Rom zugebracht hat, bestätigen kann, hinfällig. Innere Gründe sprechen aber ganz entschieden dafür, daß die erste neue Scene, die in Italien entstand, die „Hexenküche" war. Worin bestand denn wohl Goethes so stark betonter „neuer Plan"? Offenbar in dem glücklichen Gedanken, Faust in den Scenen, die noch auszuführen waren, vor allem in der „großen Lücke" älter zu nehmen, was sich wie S gegen U zeigt,

mit nicht allzu tiefgreifenden Änderungen innerhalb der ersten bereits fertigen Scenen bewerkstelligen ließ. Auf diese Weise war dem Dichter, das Zurückversetzen „in eine selbst gelebte Vergangenheit", die Möglichkeit sich mit seinem Helden zu identifizieren, doch sehr erheblich erleichtert. Die einfache Konsequenz dieses genialen Einfalls war aber die künstliche Verjüngung Fausts für die im wesentlichen fertigen Gretchenscenen: das heißt die Hexenküche. Ist es nun irgendwie wahrscheinlich, daß Goethe diese wichtige Scene nicht gleich in Angriff genommen, sondern erst eine andere von so untergeordneter Bedeutung, wie die Scene in „Wald und Höhle" gemacht haben soll, zumal doch aus der in § 46 zitierten Briefstelle wenigstens das hervorgehen wird, daß wenn auch vielleicht nicht die Konception der „Hexenküche", so doch gewisse für die Konception entscheidende Gedanken und Assoziationen vielleicht noch ganz unabhängig von Faust dem Dichter schon im August 1787 gekommen waren? Ich zweifle nicht, daß er, eben um sich für die „Hexenküche" in Stimmung zu setzen, so überraschend das auch zunächst klingen mag, den Garten Borgheſe aufsuchte, weil ihm hier schon früher passende Gedanken gekommen waren.

Auch läßt sich gegen Pniower und die durch ihn vertretene communis opinio anführen, daß von der Scene in „Wald und Höhle" die Worte „wenn ich das Papier räuchere, so dächt ich sollt sie mir niemand aus den alten herausfinden" doch nur gelten können, wenn man — wie das jetzt meist geschieht — den ganz andersartigen Monolog ausnimmt. Da aber auch der Schluß der Scene 3342 ff. älter ist, so muß man ernstlich fragen, ob man die Mittelpartie, die ich überdies nicht einmal für einheitlich halte, eine „neue Scene" nennen dürfe. Im ganzen Faust findet sich keine als Ganzes so anfechtbare Partie wie die Scene in „Wald und Höhle", wie sie denn weder an der Stelle, die sie im Fragment hat, noch an der im vollendeten 1. Teil recht am Platz ist. Einen neuen dichterischen Anlauf bekundet sie schwerlich. Daß sie überhaupt in Italien entstanden ist, ist nicht zu erweisen, mag auch der Anfang des Monologs dort gedichtet sein. Und so scheint mir die Vermutung keineswegs zu kühn, daß sie erst in Weimar kurz vor Abschluß der Redaktion des Fragments aus älteren Resten, unter denen der prachtvolle, nur dem „neuen Plan" nicht gemäße Monolog der bedeutendste war, zusammengefügt ist.[1])

§ 69, S. 34 ff. Gegen Pniowers Datierung der Paralipomena 6 und 7 „um 1788" hat Minor a. a. O. S. 236 Einwendungen erhoben, die ich nicht ganz verstehe. Wenn man Pniowers Ansetzung auch nicht als sicher betrachten darf, hat sie doch viel Wahrscheinlichkeit für sich.

[1]) Hat Morris mit seinen mich sehr ansprechenden Vermutungen Goethe-Jahrbuch 22, 167 f. Recht, so sind diese Ausführungen doch nur unwesentlich zu modifizieren.

§ 80, S. 39 f. Daß das vielbesprochene Lied „Der Schäfer putzte sich zum Tanz", falls es wirklich bereits 1783 fertig war, für den Faust bestimmt war, halte ich für sehr unwahrscheinlich. Es steht in so lockerer Verbindung mit dem Ganzen der Dichtung, daß man, um den Zusammenhang mit dem Faustplan zu gewinnen, schon annehmen müßte, es habe dem Dichter bereits damals die Scene „Vor dem Thor" in ihren Grundzügen, mit der Absolge der Bürger- und Bauerntypen, wesentlich ebenso vorgeschwebt, wie sie später ausgeführt wurde. Eine solche Annahme aber stößt auf die entschiedensten Schwierigkeiten, wie wohl jetzt allgemein zugestanden wird.

§ 83, S. 41. Die allerdings „etwas mythisch klingende" Mitteilung der Frau von Kalb über die Baccalaureusscene kann ich trotz mancher Zweifel nicht so einfach beiseite schieben wie Pniower.

§ 90, S. 44 ff. Der gewaltige Einfluß, den Pniower dem Schinkschen Faust auf die Wiederaufnahme der Goetheschen Dichtung zuschreibt, ist ganz unwahrscheinlich. Die von Pniower nachgewiesenen Parallelen sind derart, daß man zwar die Möglichkeit Goethescher Reminiscenzen nicht geradezu ausschließen noch viel weniger aber behaupten kann. Vgl. auch Minor S. 237—240.

§ 119, S. 62. Es wäre doch immerhin der Erwähnung wert gewesen, daß die Bemerkung über die „lyrische" Stimmung des Frühlings, die dem „rhapsodischen Drama" zu gute komme, auf die Scene „Vor dem Thor" bezogen worden ist, zuletzt von Köster Anzeiger für deutsches Altertum 24, 83 und unter anderen Voraussetzungen von Niejahr, Goethe-Jahrbuch 20, 170, der auch darauf aufmerksam gemacht hat, daß der 9. April 1798, an dem Faust „wieder vorgenommen" wurde, der zweite Ostertag war. Witkowski dachte freilich an „Stimmung und Figuren der Walpurgisnacht", die indessen über Vorarbeiten kaum hinausgekommen sei. Aber eine Woche später heißt es, Faust rücke alle Tage wenigstens um ein Dutzend Verse (§ 124), was doch auf mehr als bloß schematisierende Fortarbeit deutet, die nach den hübschen Ausführungen Minors zu § 127 (a. a. O. 240) an verschiedenen Stellen einsetzte; warum also nicht auch bei „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche"? Die Hauptarbeit an der Scene, die übrigens (als Scene) auch Paralipomenon 1 offenbar noch nicht kennt, fällt nach Pniowers eigener, durch Gründe von sehr verschiedenem Gewicht gestützter Meinung (Goethe-Jahrbuch 16, 160 ff.) ins Jahr 1801.

§ 142, S. 67. Hier war nun auch des Paralipomenon 1 zu gedenken, das Morris wegen des „Epilogs im Chaos" mit der Lektüre Miltons in Verbindung bringt.

§ 168, S. 73. Daß der kleine Knoten auf die Valentinepisode zu beziehen ist, wird wohl jetzt allgemein zugestanden.

§ 187, S. 76. Niejahrs Versuche die Paralipomena zur Helenadichtung chronologisch zu fixieren, hätten mehr Beachtung verdient, auch wenn der Verfasser Grund hatte, ihnen nicht zuzustimmen.

§ 231, S. 83 ff. Daß die hier vorgetragene Datierung des Schemas zum „Disputationsakt" sehr zweifelhaft ist, hebt Minor mit Recht hervor a. a. O. S. 241 ff.

Was jetzt Morris Euphorion 7, 587 f. beibringt, läßt sich, so dankenswert es ist, doch nur mit großer Reserve verwenden. Können die Notizen zur Preisfrage des Grafen Zenobio nicht auf dem Blatt 3^2 des Paralipomenon 11 enthaltenen Oktavheftchens gemacht sein, bevor das Heft entstand? Immerhin wird man „Frühjahr 1801" festhalten dürfen.

§ 306, S. 108. Minor hat Pniowers Kombinationen zu diesem Paragraphen schlagend widerlegt. Daß aber Matthissons Bericht über eine neue vom Dichter eingelegte Scene, in der Mephistopheles dem Höllenschlunde entsteigt und eine Schar ihm folgender kleiner Teufelchen als Missionäre über den Erdball entsendet, auf ungenauer Erinnerung an eine Partie der Grablegungsscene des zweiten Teils beruhen soll, leuchtet mir nicht ein. Wir werden wohl daran festhalten müssen, daß Goethe wirklich in einer Zeit, wo er auch sonst „technische Einschiebsel" (so ergänze ich Weimarer Ausgabe 14, S. 315, Z. 34 mit Erich Schmidt gegen Minor) erwog, angeregt durch Lessings „Fragmente, eine derartige Zwischenscene plante: etwa um den harten Übergang von Vers 1529 zu Vers 1530 zu verdecken? Er mag den Plan mit Matthissson besprochen haben und so lebhaft, daß Matthissson ihn ausgeführt glaubte. Bei der rätselhaften Scene „Straße", die Goethe nach der Skizze Weimarer Ausgabe 14, 315 als 5. Scene des 3. Aktes beabsichtigte, denke auch ich an die Scene „Landstraße" im „Urfaust"; nur daß sie dort nicht (wie Minor schreibt) „vor" der Kellerscene steht.

Für die reichen Handschriften und Paralipomenen des zweiten Teiles sucht Pniower in seinen Exkursen mehrfach mit gutem Glück genauere chronologische Daten zu gewinnen. Ein Anhang verzeichnet die datierten Handschriftenschnitzel und trägt einige undatierte Zeugnisse nach. Ein allgemeines Register und ein Spezialregister zum Faust erleichtern den Gebrauch des Werkes.

Keiner, der sich ernstlich mit Goethes Faust beschäftigt, wird Pniowers Buch entbehren können.

Minors Kommentar ist die erste im großen Stil gehaltene zusammenfassende Behandlung des „Faust", die ganz auf philologischer Arbeit beruht und den Zusammenhang mit der Philosophie verleugnet. Ein in all seinen Teilen gleichmäßig solid und mit ruhiger Besonnenheit gearbeitetes Werk, wie es von dem Verfasser, der an Belesenheit und Fleiß kaum einen Rivalen hat, nicht anders erwartet werden durfte. Es

wird auf lange Jahre den Ausgangspunkt und die Grundlage für alle kritische und interpretatorische Arbeit an der wunderbaren Dichtung bilden.

Es versteht sich von selbst, daß der Weg, den Minor einschlägt, um uns zum Verständnis der Dichtung zu führen, der genetische ist.

In der Anordnung seines Stoffes verfährt er so, daß er zuerst die Scenen des Urfaust, dann die des Fragments, soweit sie neu sind oder veränderte Bedeutung erhalten haben, zuletzt, mit derselben Beschränkung, die des vollendeten ersten Teils durchgeht. Ich vermute, daß heutzutage jeder denselben Weg einschlägt, der Gelegenheit hat, die Goethesche Dichtung in eigenen Vorlesungen zu behandeln: er hat freilich den Fehler, daß er wie eine Serpentine im Gebirge uns dreimal die gleichen Aussichten bietet. Vortrefflich sind dem Verfasser dabei die kurzen historischen Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten gelungen. Für Urfaust und Fragment war gut vorgearbeitet; besonders hübsch aber sind gerade die Ausführungen über den vollendeten ersten Teil als romantische Dichtung.

In jedem der drei sich so ergebenden Abschnitte nimmt Minor sodann die einzelnen Scenen vor, indem er auch hier die Dichtung als Kunstwerk betrachtet und für jede Scene ihre Voraussetzungen, Ort und Zeit der Handlung, Aufbau, Einklang von Inhalt und Form durchspricht und in einer sehr detaillierten Paraphrase bemüht ist, jeder mißverstandenen und mißverständlichen Stelle die genügende Beleuchtung zu geben.

Hier scheint mir nun freilich der alte Fehler philologischer Interpretation nicht ganz vermieden zu sein: daß über einer genauen Betrachtung der Einzelheiten, die nun leicht etwas Kleinliches und Ermüdendes erhält, der Zusammenhang ungebührlich vernachlässigt wird. Es muß doch bei jedem Kommentar immer wieder gefragt werden: welchen Plan hatte der Dichter, und wie ist er im Einzelnen durchgeführt? inwiefern entspricht dieser Akt, diese Scenenfolge, dieser Vers, der Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt? Hat sich der Plan während der Ausarbeitung verschoben, so kompliziert sich dadurch die Aufgabe, und, ist sie wie beim Faust eine mehrfach unterbrochene, um so schwieriger die Probleme; nichtsdestoweniger aber ist daran festzuhalten, daß das Einzelne immer auf ein Ganzes bezogen werden muß.

Minor ist zu vorsichtig, um einen solchen Plan (oder deren mehrere, sich ablösende) zu konstruieren und damit zu arbeiten. Wer möchte ihm auch bestreiten, daß wir noch sehr im Dunkeln tappen? Und so ist die Vorsicht löblich; aber ganz froh wird man dabei nicht. Ich für meine Person bin bei zusammenhängender Lektüre seiner Ausführungen etwas müde geworden und fürchte, daß es andern gerade so gehen wird.

Dazu kommt nun noch ein anderes mehr äußerliches Moment, was mich trotz der Anerkennung der Verdienste des Verfassers immer unbehaglicher gestimmt hat. Der Verfasser, der sein Buch „den Philologen des 20. Jahrhunderts" gewidmet hat, geht mit den Forschern

des 19. Jahrhunderts recht hart ins Gericht. Er spricht von ihnen als Leuten, die statt zu arbeiten das Arbeitsfeld nur verwüstet haben, die dabei vielfach unter dem Niveau der Mittelschulbildung geblieben sind, bei denen die Methode in Wahnsinn ausgeartet ist u. s. w. Es ist ehrlicher Ärger, der aus solchen Äußerungen spricht. Aber ist er gerecht? Ich glaube, der Verfasser hat sich selbst ohne Not die Freude an seiner schönen Aufgabe verbittert, und da kann er sich nicht wundern, wenn sich etwas von der verdrossenen Stimmung auch dem Leser mitteilt, der so gerne frohen Herzens einem so kundigen Führer folgte. Auch Minor fußt ja durchaus auf den Arbeiten der letzten Jahrzehnte. In Spruch und Widerspruch ist manches gefestigt worden, was er vorträgt.

Freilich war der kritische Standpunkt vor Auffindung des Urfaust ein anderer als heutzutage. Und die älteren „Chorizonten" müssen mit anderem Maßstabe gemessen werden als die jüngeren. Kuno Fischers schönes Buch hat, wie gewiß auch Minor urteilt, trotz einzelner Verfehlungen wesentlich klärend gewirkt. Scherer (dessen Resultaten ich für meine Person vor dem Jahre 1887 genau so skeptisch gegenübergestanden habe, wie nachher) behält immer das hohe Verdienst unseren Blick für Stilunterschiede geschärft zu haben. Ich kann aber auch den neuen Arbeiten, selbst so extremer Chorizonten wie Pniowers oder Niejahrs nicht schlechtweg jeden Nutzen absprechen. Scharfsinn selbst, wenn er nicht mit der genügenden Umsicht verbunden ist, fördert immer. Wenn man erkannt zu haben glaubt, daß die Spaziergangsscene einzelne Züge enthält, die für Osten nicht recht zuzutreffen scheinen, so ist das eine Beobachtung, die an sich keineswegs wertlos ist und nicht einfach mit der Bemerkung „den Philologen geht die Sache nichts an" (2, 123) abgethan werden darf. Ob freilich die Folgerungen, die Kögel und Andere an diese Beobachtung geknüpft haben, richtig sind, ist eine andere Frage, die auch ich keineswegs bejahen möchte.

Nicht ungefährlich finde ich es auch, wenn ein so anerkannter und wirkungsreicher Gelehrter wie Minor mit den Schlagworten „Logik" und „Phantasie" operiert, um gewisse Gegensätze in dem Verhalten der Faustinterpreten zu charakterisieren. Gewiß, wer ein Dichtwerk verstehen will, muß Phantasie besitzen und sich den Intentionen des Dichters zunächst einmal völlig ergeben können. Und unzweifelhaft lassen sich Verfehlungen gegen diesen elementarsten Grundsatz der Kritik und Interpretation aus der „Faustphilologie" in Masse anführen, wo man fürwahr auf Schritt und Tritt die Beobachtung machen kann, daß die Fähigkeit des Dichters sein Werk zu verstehen *unter*-, der eigene Spürsinn aber *über*schätzt wird. Allein man kann doch nicht die Logik zu Hause lassen, wenn man an die Interpretation von Dichtwerken herangeht; es sei denn, daß man unter „Logik" etwas ganz äußerliches, ein bloßes Spiel mit Worten versteht. Was z. B. Minor 2, 224 ff. über die Valentinscene

ausführt, finde ich sehr hübsch und unterschreibe es Wort für Wort, verstehe aber nicht, inwiefern dabei die „Logik" Fiasko machen soll. Daß sich ein logischer Widerspruch vor einer „höheren Instanz" lösen kann, ist seit Hegel nachgerade eine Trivialität geworden.

Dafür gilt das Wort „Je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion ist, desto besser ist sie" (vgl. Minor 1, 270). Aber es giebt doch auch Widersprüche, die durchaus vor den Verstand gehören. Wie weit solche für philologische Scheidekünste verwendet werden dürfen, ist eine Frage, die sich nicht ein für allemal, sondern immer nur von Fall zu Fall entscheiden läßt. Für Goethes „Faust" und Zolas Bête humaine, für die „Nibelungen" und den „Orendel" ist ein verschiedenes Verfahren geboten, und das, was man philologischen Takt nennen darf, läßt sich nicht ohne weiteres erklären. Auch lernt man es nur durch Fehler, eigene und fremde. Ich habe nicht die Absicht verfehlte Ansichten zu retten weder in Faust-, noch in Nibelungen-, noch in Gudrunfragen; aber der selbstgefällige Hohn, mit dem heutzutage so oft die Bemühungen der „höheren Kritik" behandelt werden, ist mir wenig sympathisch. Dabei ist Minor übrigens mit der Annahme solcher Widersprüche im Faust hie und da merkwürdig freigebig. Warum soll z. B. auch nicht ein Mann, dem die Kommunikationsmittel Fausts zu Gebote stehen, in der Hitze der Leidenschaft erklären, die Reise nach Padua und zurück sei ihm als Mittel zum Zweck zu lang und langweilig? —

Doch ich wende mich von diesen allgemeinen Bemerkungen lieber zur Besprechung einiger Einzelheiten, wo allerdings auch, wie es nun einmal nicht anders sein kann, die Meinungen leicht auseinandergehen werden.

Nachdrücklich vertritt Minor in dem den Urfaust behandelnden Abschnitt die Einheit des ersten Monologs. Ich bin in der Tendenz ganz mit ihm einverstanden, finde aber, daß nicht alle Bedenken, die unlängst Saran Zeitschrift für deutsche Philologie 30, 508 ff. erhoben hat, durch seine Ausführungen beseitigt sind. Saran rückt den Worten des Dichters viel schärfer auf den Leib, wenn er auch manches mißversteht und allzu sehr darauf verfällt, überspitzige Gegensätze zu konstruieren. Die eigentlichen Interpretationsschwierigkeiten finden sich, wie schon der bekannte Aufsatz Scherers zeigt, in dem Stück U 65—76, und sie liegen darin, daß die Ausdrucksweise zugleich etwas Mystisches und Sprunghaftes bekommt. Die künstlerische Absicht ist unverkennbar. Wir sollen gar nicht voll verstehen, sondern nur zu verstehen glauben, um dadurch für die Geistererscheinung empfänglicher zu werden. Der Philolog darf trotzdem auf die Frage nach dem genauen Wortverstande nicht verzichten. Man kann fast sagen, daß an U 65 das rechte Verständnis des ganzen Monologs hängt. Hier hat nun Minor nach meiner Meinung vollkommen Recht, wenn er gegen Scherer ausführt, daß man die Wanderung „ins weite Land" nicht wörtlich nehmen kann. Man mag über die

Entstehungsgeschichte des Stückes denken wie man will, so ist doch unbestreitbar, daß Goethe zu der Zeit, wo er U 75 ff. an U 65—74 reihte, den Ausdruck selbst nicht wörtlich nahm, und es wird auf alle Fälle geboten sein, seinen Intentionen, seien es auch nachträgliche, zu folgen. Es ist also zu betonen: „Flieh! Auf! hinaus ins weite Land!" Gemeint kann freilich dem Zusammenhang nach auch nichts anderes sein als „in die lebende Natur". Wenn Minor dafür gleich den Begriff „Magie" einsetzt, so ist das nicht richtig. Noch weniger freilich ist an Blumen, Gras und Kräuter und was man sonst „Natur" zu nennen pflegt, zu denken. Auch U 32 ff. enthalten nicht, wie Saran es spöttisch ausgedrückt hat, den Wunsch nach einem Mondscheinspaziergang. „Das weite Land" ist die Natur im weitesten Sinne, das belebte All, das alsbald unter der Vorstellung eines Swedenborgschen Geisteruniversums erscheint. Wohlan! versetze dich hinein in die lebende Allnatur! ruft sich Faust zu. Der Vers motiviert sehr fein, warum Faust, als er das Zeichen des Makrokosmus in dem Buche des Nostradamus „erblickt" (zufällig, muß man doch wohl annehmen) von solcher Wonne ergriffen wird. Das Gefühl der Enge im Busen (U 57 f.) läßt ihn zunächst in die weiteste Weite streben, bis er einsieht, daß die Natur in diesem Sinne etwas Unfaßbares ist.

Über die Wagnerscene und die Schülerscene gehe ich hinweg. Warum Minor 1, 65 für „der Menschheit Schnitzel kräuselt" nicht die Kösterssche Erklärung, Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1897, Nr. 1, akzeptiert hat, weiß ich nicht.

In die Kellerscene interpretiert er (1, 108 und öfters) einen nicht vorhandenen Widerspruch hinein. Wo steht, daß Faust sich überhaupt nicht aufs Trinken verstehe? Er tritt keineswegs „unfreundlich" auf, sondern führt sich mit einer höflichen Anrede (Zeile 57) ein. Aber in der fremden lärmenden Gesellschaft ist ihm unbehaglich. Er benimmt sich linkisch, giebt ungeschickte Antworten und verstummt bald ganz. Zeile 130 macht er dann einen neuen Ansatz sich zur Geltung zu bringen. Seine Zauberkünste zu produzieren ist offenbar von allem Anfang seine Absicht, und, nur um die Gelegenheit dazu zu gewinnen, giebt er sich als Weinkenner. Ob er es in Wirklichkeit ist, geht, um mich einer Wendung Minors zu bedienen, den Philologen nichts an. Nicht also auch deshalb, weil der Dichter Widersprüche empfand, sondern nur, weil ihm die Rolle Fausts nicht würdig schien, bleibt Faust im Fragmente mehr im Hintergrund. — Wie Minor Zeile 208 verstanden hat (1, 113), ist mir nicht klar geworden. — Beeinflussung des Flohliedes durch Schubarts Hahnenfabel lehnt Minor (1, 120) merkwürdig schroff ab.

Hübsch sind Minors Bemerkungen über die kleine Scene auf der Landstraße (S. 121). Wohl mit Recht erkennt er hier das Philemonmotiv des zweiten Teiles, woraus dann doch wohl zu folgern wäre,

daß Hütte und Palast, wenn der Dichter die Intentionen des Urfaust ausgeführt hätte, in ähnlicher Weise gegenübergestellt worden wären wie nun im zweiten Teil.

Eine Reihe feiner Bemerkungen begegnen wir auch in den die Gretchentragödie begleitenden Partien. So spart sich Minor nicht die Mühe zu begründen, weshalb Gretchens Mutter nicht erscheint. Sorgsam ist Hans Sachsens Einfluß auf die Marthenscenen erwogen. Weniger glücklich scheint mir, was 1, 147, zur Charakteristik Gretchens bemerkt wird. Was Mephisto von ihr sagt, verträgt sich, um nur Eins hervorzuheben, schlecht mit der Schilderung, die sie selbst U 1023 ff. von dem langsamen Erwachen ihrer Neigung zu Faust und ihren widerstreitenden Gefühlen giebt. Daß man Worte des Mephisto als eines Erzlügners bei Gewinnung der dramatisch bedeutsamen Momente nur bedingt verwerten darf, hat gerade Minor öfters hervorgehoben. Wenn nachträglich in der Scene „Am Brunnen" Gretchen weiß, daß die Schmuckkästchen von Faust gekommen sind, so kann das natürlich nicht beweisen, daß sie es auch von allem Anfang gewußt hat. Ihr Gewissen wird sie auch dann nicht freisprechen können, wenn sie bei dem ersten Schmuck noch ganz ahnungslos war — was man ja auch nicht gerade anzunehmen nötig hat: zwischen bewußt und unbewußt giebt es viele Stadien.

1, 199 und 208 spricht Minor von einer „Verschiebung der Voraussetzungen" für die Gretchentragödie des Urfaust. Das mag insofern zutreffend sein, als Goethe bei der Arbeit an seiner Dichtung nicht alle die kleinlichen Berechnungen über die Zeit zwischen Konzeption und Schwangerschaft angestellt haben wird, die der nachprüfende Philologe vornimmt. Daneben darf man doch nicht übersehen, daß er guten Grund hatte, die Einzelheiten im Dunkeln zu lassen. Die dramatische Kunst des Dichters bestand hier darin, die tragischen Situationen in unerhörter Steigerung aneinanderzureihen und von ihnen Licht auf die vorhergegangenen Ereignisse fallen zu lassen. Dadurch, daß an einer Stelle, hinter dem Fragment der Valentinscene der Zusammenhang unterbrochen ist, wird es uns unmöglich, die Intentionen des Dichters mit Sicherheit zu erkennen. Aber wenn Minor meint, daß es den Anschein habe, „als ob Faust die Geliebte sogleich nach ihrem Fall verlassen hätte", so glaube ich doch, daß dieser Anschein trügt. Daß Bärbelchens Verführer „durch" ist (U 1264), berechtigt noch nicht, mit Minor (1, 190) anzunehmen, daß auch Faust gleich nach der Verführung das Weite gesucht. In der Scene „Am Brunnen" ist offenbar Gretchens Fall, aber noch nicht der Tod der Mutter vorausgesetzt, auf den doch U 1217 schon vordeutet. Es ist also schon hier angenommen, daß der Schlaftrunk erst später seine tötliche Wirkung ausübt, das heißt, daß der Liebesverkehr fortgesetzt wird. Das „die sich einmal nur vergangen" des zweiten Teiles kann, auch wenn man wirklich ein Recht hätte, den Ausdruck zu pressen, für

den Urfaust gar nichts beweisen. Zweifelhaft bleibt freilich, ob auch die Scene „Zwinger" den Tod der Mutter noch nicht voraussetzt, wie ich annehmen möchte: die aus dieser Annahme entspringenden Schwierigkeiten entgehen mir nicht, scheinen mir aber nicht unüberwindlich. — Die Voraussetzungen der Valentinscene hat Minor gewiß mißverstanden, wenn er 1, 211 bemerkt, die Scene hätte in A deshalb ihren Platz wechseln müssen, weil Gretchens Zustand in der Domscene einem fortgehenden Liebesverkehr widersprach. Es ist nicht sinnliche Lust, was Faust in U — später hat sich das verändert — in Gretchens Kammer zwingt, sondern das Gefühl, daß er den gewohnten Gang jetzt nicht einstellen dürfe, wo sie Kummer und Verzweiflung beherrschen, verbunden freilich mit dem Gefühl der eigenen vollkommenen Ratlosigkeit, wie das der Monolog 1411 ff. und Mephistos Spott 1436 f. erkennen läßt. Daß er den Tod der Mutter erfahren hat, ist gewiß anzunehmen, und seine Äußerungen über die gewaltsame Zerstörung von Gretchens friedlich stillem Leben („Frieden" 1426 nicht bloß „Gewissensfrieden") werden sich in erster Linie darauf beziehen. Ob er auch über ihre Schwangerschaft unterrichtet ist, bleibt im Dunkeln.

Bei der Besprechung der Scene „Trüber Tag. Feld" (1. 212 ff.) legt Minor Gewicht darauf, daß Faust in Auerbachs Keller eigene Zauberkraft besitze, hier aber zum Teufel seine Zuflucht nehmen müsse. 1, 244 kommt er darauf zurück und findet es „auffällig, daß Goethe den Widerspruch beibehalten hat". — 1, 221 ff. wird die viel erörterte Frage Fausts an den „großen unendlichen Geist": „Warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden?" in einer mich nicht befriedigenden, etwas gezwungenen Weise erklärt.

An der Kerkerscene wird feinsinnig gezeigt, wie Goethe die Ereignisse vom Standpunkte der Handelnden aus betrachtet.

Die Behandlung des Urfaust schließt eine zusammenfassende Betrachtung, ausgezeichnet durch die ruhige und besonnene Beurteilung der Streitfragen (1, 242—280). Über die Frage, ob die Göchhausensche Abschrift alles biete, was Goethes Jugenddichtung angehört, äußert sich Minor (1, 246): „Es giebt in dem späteren Fragment und in dem fertigen ersten Teil Hunderte von Versen, von denen wir sagen können, daß sie in der Zeit des Urfaust entstanden sein *könnten*, aber keinen einzigen, von dem wir mit gutem Gewissen sagen können, daß er in dieser Zeit entstanden ist." Der geplante Ausgang war nach Minors Vermutung Fausts Untergang, womit ich nicht einverstanden bin (siehe unten). Daß erst seit der Iphigenie und dem Tasso, der nach Minor „zweifellos guten Ausgang" hat, „der versöhnende Charakter der Goetheschen Dichtung zu Tage" trete (1, 255), ist nicht richtig. Wo bleibt die „Stella"? — Gegen das zur Dämonologie des Urfaust Bemerkte hätt' ich manches einzuwenden, was ich in diesem Zusammenhang nicht ausführen kann.

Es folgt dann (1, 283—373) die Besprechung des Fragmentes. Ich greife auch hier einige Einzelheiten heraus.

1, 308: „Aber so fügt er mit teuflischem Achselzucken hinzu, er wäre auch ohne den Teufel, das heißt an seinem titanischen Streben nach Erkenntnis und Genuß zu Grunde gegangen!" Die Worte umschreiben nicht richtig die Verse:

> Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
> Er müßte doch zu Grunde gehn!

die vielmehr für jeden Unbefangenen besagen, daß Mephistopheles Fausten so durchs Leben zu führen beabsichtigt, daß auch ohne den vorausgegangenen Vertrag, schon durch die bloße Verbindung mit dem Teufel sein Untergang unvermeidlich sein wird. Daß ein (mehr oder minder förmlicher) Vertrag für das Fragment beabsichtigt war, halte ich daher im Gegensatz zu Minor (1, 313) für sicher.

1, 315 glaubt Minor aus dem Umstande, daß Goethe im August 1787 aus Italien schreibt, Faust solle auf seinem Mantel als Kurier des Dichters Ankunft melden, schließen zu dürfen, daß das Dialogfragment „Ein Bißchen Feuerluft, daß ich bereiten werde" u. s. w. erst später entstanden sei, da ja hier der Zaubermantel dem Mephisto gehört. Überzeugender ist für mich gerade der „lange Bart", den Goethe Fausten erst nach Einführung des Verjüngungstrankes in der Hexenküche verleihen konnte (siehe oben).

1, 324 ff. bezieht Minor das Bild in der Hexenküche auf Helena, worin ich ihm nur beipflichten kann: Die Schönheit lernt Faust erst später wirklich kennen; der sinnliche Genuß tritt ihm sofort entgegen. Treffend hebt er auch hervor, daß der dramatische Hauptzweck der Hexenküche darin besteht, Faust zu entlasten (1, 348 vgl. auch 351). Dasselbe gilt auch von der Scene in „Wald und Höhle", die freilich nach meinem Urteil diesen Zweck nicht recht erreicht. Die schweren Bedenken, die gegen die Scene bestehen bleiben, entwickelt Minor S. 372.

Die Anrufung des „erhabenen Geistes" bezieht Minor auf den Erdgeist und führt S. 352 ansprechend aus, wie Faust gerade jetzt dazu kommt, sich der Erscheinung zu erinnern. Aber, was er anführt, um Mephisto nicht als Diener des Erdgeistes gelten zu lassen, erscheint mir gezwungen (1, 354 ff.). — Auch ich kann mich nur zu der von Minor 1, 357 vertretenen Auffassung bekennen, daß der Erdgeist erst in der durch die Scene „Wald und Höhle" markierten Pause innerhalb der Gretchenepisode Fausten „alles" gegeben habe, was er erbeten. Minor versetzt den Jambenmonolog nach Italien (siehe oben). Wenn er hinzufügt, niemand bestreite diese Datierung (1, 354), so ignoriert er (absichtlich?) Max Kochs Widerspruch (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge, 8, 126 ff., vgl. Anzeiger für Deutsches

Altertum 22, 69, Anmerkung 2). — Das „schöne Bild“ ist ihm Gretchen (1, 359). Ich verstehe das gerade bei Minors Auffassung von der Bedeutung der beiden Scenen „Hexenküche“ und „Wald und Höhle“ für den Gesamtplan nicht recht. Wie wunderlich wäre bei der Beziehung auf Gretchen nicht sowohl der etwas vage Ausdruck „Bild“, den Minor aus Goethes Sprachgebrauch zu erklären sucht, als die Verbindung dieses Ausdruckes mit dem in eine entferntere Vergangenheit sehr bestimmt zurückweisendem Pronomen: „nach jenem schönen Bild“. Wie viel wahrscheinlicher also, daß „Wald und Höhle“ auf die „Hexenküche“ zurückweist! Wenn Minor einwendet, an das Zauberbild in der Hexenküche sei „schon deshalb nicht zu denken, weil Mephisto den Faust ja dort von dem Bilde geradezu abzieht und ihm zweimal anderen Ersatz verspricht“, so besagt das nicht viel. Hier wie dort soll Faustens Sinnlichkeit gereizt werden. Nachdem das in der „Hexenküche“ in hinreichendem Maße geschehen ist, entfernt Mephisto ihn von dem Bilde, das eben nur ein Bild ist: „Du sollst das Muster aller Frauen nun bald leibhaftig vor Dir sehen“; die Verführung Gretchens kann beginnen. Jetzt hat sich die Situation verändert, und Mephisto hat wohl Grund, zu versuchen, ob das Bild nicht auch in der Erinnerung noch seine aufreizende Wirkung übt. Vers 3247 ff. lassen erkennen, daß es diese Wirkung auch wirklich geübt hat, und wenn nun Mephisto auftritt und Gretchens Gestalt heraufbeschwört, so substituiert er nun abermals das Schätzchen von Fleisch und Blut dem Bilde. Natürlich halte ich zum mindesten Vers 3240 ff. für jünger als die Hexenküche.

Minors zweiter etwas minder umfangreicher Band ist ganz „der Tragödie erstem Teil“ gewidmet.

Die Worte des Vorspiels „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ nimmt Minor (2, 68 ff.) mit Fr. Th. Vischer und anderen wörtlich und zieht Paralipomenon 1 heran („Epilog im Chaos“).

Für den „Prolog im Himmel“ verweist er auf Lessings von den Faust-Kommentatoren über Gebühr vernachlässigten „Faust“ (2, 73). Sollte nicht auch Helena als Phantom auf Lessingsche Anregung zurückgehen?

Sehr hübsch wird der Gegensatz von Optimismus (Leibniz) und Pessimismus im „Prolog“ entwickelt (2, 86). Den scheinbaren Widerspruch zwischen Mephistos Spott auf die Vernunft im „Prolog“ und den Worten „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ u. s. w. erklärt Minor (2, 87) sehr einleuchtend. Mephistopheles giebt sich auch vor dem Herrn nicht so, daß wir stets seine wahre Meinung hörten. Der Einwand, den man auf Grund der Allwissenheit Gottes erheben kann, ließe sich schlagender widerlegen, als es Minor S. 82 thut.

Vergeblich sucht man bei Minor eine Erörterung über Zusammenhang und Zweck der die große Lücke füllenden Scenen. Kein einziger der Vorwürfe, die bereits Ch. H. Weiße gegen den Monolog in der Oster-

nacht und das Selbstmordmotiv gerichtet hat — ich halte sie in der Hauptsache für unberechtigt, aber höchst beachtenswert — ist wirklich widerlegt.

2, 150 ist mir aufgefallen, daß sich Minor für die Logos-Lehre auf — Max Müller statt auf Bauer oder Zeller beruft. — 2, 152 wäre zu dem Worte „Im Anfang war die That" doch wohl an Fichte zu erinnern gewesen.

2, 162 f. Minors Auffassung von Mephistos Selbstdefinition kann ich nicht teilen. Mitterwurzer, dessen Darstellung ich freilich nicht kennen gelernt habe, scheint mir die schwierige Stelle im Zusammenhang besser getroffen zu haben. Mephistopheles sagt zwar dem Faust mit überraschender Offenheit die Wahrheit über sich selbst, aber doch keineswegs die ganze Wahrheit. Er hat ein lebhaftes Interesse, sich harmloser zu zeigen, als er ist: 1. Er ist nicht der Böse, sondern ein „Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", also ein nützlicher Geist (1336 f.). 2. Er hat volle Existenzberechtigung: denn zum Entstehen gehört auch wieder das Vergehen, ist also mit seinem negativen Bestreben geradezu notwendig (1338–1344). 3. Er ist trotz seines uralten Adels und der Minderwertigkeit des ihm entgegengesetzten Prinzips ein sehr bescheidener Geist (1346—1358). Und er ist 4. vollkommen unschädlich (1362–1378). Bei Minors Interpretation bleiben mir Fausts Worte, insbesondere 1359—1362 unverständlich (vgl. 1, 167). Fausts Verhalten ist anfangs aus Verachtung und Mißtrauen gemischt. Er fragt. Mephistos erste verteufelt optimistische Selbstdefinition weist er als „Rätselwort" ab, auf die zweite geht er nicht näher ein, sondern greift von neuem auf das Rätselwort zurück. Charakteristischer ist die dritte Äußerung. Jetzt zieht er sein Resumé. Aber um Mephistos letzte Worte kümmert er sich dabei wiederum nicht und läßt die ins allgemeine schweifenden Bemerkungen über Licht und Finsternis auf sich beruhen.[1]) Seine Worte korrigieren die von Mephisto gegebene Selbstdefinition (Vers 1337 f.), indem sie sie aus dem Metaphysischen ins Praktische zu wenden suchen. „Du kannst im Großen nichts vernichten" entspricht etwa Mephistos „(Kraft), die stets das Gute schafft", drückt den Gedanken aber weniger wohlwollend aus. „Und fängst es nun im Kleinen an" giebt dagegen von Mephistos Wirken ein viel positiveres Bild als irgend etwas von dem, was dieser selbst gesagt hat. Faust ist klug genug, um aus Mephistos allgemeinen Redensarten mehr herauszuhören als in ihnen enthalten ist. Aber indem er zu erkennen giebt, daß er ihn durchschaue, giebt er sich eine Blöße: er unterschätzt den gefährlichen Besucher, und

[1]) Minor, S. 167: „Was aber kann er damit meinen, wenn er dem Teufel, der nichts davon gesagt hat, bloß die Arbeit im Kleinen zuschreibt? Die Erklärung, daß damit bloß die Körper gemeint seien, an denen das Licht haftet, während er dem Lichte selber nicht beikommen kann, befriedigt mich nicht." . . . .

Mephisto hat nichts Eiligeres zu thun, als sich Fausts Geringschätzung zu nutze zu machen, sich als dummen Teufel („des Chaos wunderlicher Sohn") aufzuspielen und Faust dadurch in ein Gefühl der Sicherheit zu wiegen, wo dann der Köder des Paktes seine Wirkung nicht verfehlen wird.

Über den beabsichtigten Disputationsakt hätte ich eine etwas ausführlichere Erörterung erwartet.

„Pakt und Wette" lassen auch nach Minors Ausführungen eine Menge Rätsel bestehen. Minor findet sich etwas zu leicht mit den Widersprüchen ab (2, 208). „Wer wollte behaupten, daß Goethe den Dialog in dieser Weise geführt hätte, wenn die Scene in einem Zuge geschrieben wäre? Wer aber wollte leugnen, daß sie mit allen ihren logischen Sprüngen und Widersprüchen künstlerisch einen Sinn giebt?" Das letztere wird freilich wohl niemandem einfallen. Sehr gut ist 2, 186 bemerkt, daß Faust bei seinem Fluch die Natur „ganz im Fichteschen Sinne bloß als eine Vorspiegelung der Sinne betrachtet". Das ist weit wichtiger, als die Ausleger bisher bemerkt haben.

Minor stellt eine entsprechende Behandlung des zweiten Teiles in Aussicht. Möge sie nicht allzu lange auf sich warten lassen! —

Der Handlung des zweiten Teiles gilt Witkowskis akademische Antrittsvorlesung. Der Verfasser giebt zunächst einen summarischen Überblick über die drei Phasen der Faustdichtung, um dann mit warmen Worten für die Einheitlichkeit und Schönheit des zweiten Teiles einzutreten und unter Heranziehung der Paralipomena, brieflichen und mündlichen Äußerungen Goethes den Zusammenhang des großen Werkes zu skizzieren. —

Ein gänzlich verfehltes Unternehmen ist das Buch von Geist. Der Verfasser hat etwas von den Bestrebungen der „Chorizonten" gehört oder gelesen und beweist nun, daß ihre Behauptungen, die er nicht genügend kennt, verfehlt sind. Goethe hat in Straßburg einen einheitlichen Plan entworfen. Beweis das Paralipomenon 1, „das sich an die Konzeption eng anschließt und sicherlich nicht lange nach derselben entworfen worden ist" (S. 5). Er verfuhr auch bei der Gestaltung so, daß sich „der erste geniale Gedanke" „sogleich zu einem geordneten Ganzen organisierte": Beweis der Urfaust. Auch in der vollendeten Dichtung haben wir es mit einem einheitlichen Faustcharakter zu thun, was an Fausts Wahrhaftigkeit, Fausts Geisteskraft, Fausts „moralischer Übertreibung und Selbstentfremdung" u. s. w. bewiesen wird. Auch der Erdgeist ist einheitlich gedacht, was wohl noch niemand bestritten hat, nämlich „die lebendige, wirkliche, konkrete Gottheit". Das einheitliche Wesen des Mephistopheles besteht darin, daß er der „personificierte Gegensatz" ist. Überall sind nicht nur die eigentlichen Probleme der Faustforschung mit der naiven Fröhlichkeit des Dilettanten umgangen: auch was der Verfasser aus

eigenen Mitteln zu geben im stande ist, beschränkt sich auf dürre Formeln und Abstraktionen, die niemanden fördern werden. —

Das Ergebnis seiner Untersuchung über das in letzter Zeit so viel behandelte „erste Paralipomenon" faßt Wohlauer selbst in folgende Sätze zusammen:

1. „Das erste Paralipomenon ist in der vorweimarischen Zeit entstanden."

2. „Das erste Paralipomenon gehört dem Vorstellungskreise an, aus welchem die frühesten Entwürfe zum ‚Faust' stammen. Das erste Paralipomenon entspricht vielleicht dem ersten Entwurf."

3. „Das erste Paralipomenon und die frühesten Entwürfe geben dem Drama mit Fausts Höllenfahrt einen tragischen Abschluß."

Ich bin zu keinem dieser Sätze bekehrt worden. Bei der Begründung seiner, mit der Mannings im Wesentlichen übereinstimmenden Datierung führt Wohlauer unter anderm aus: daß die Bezeichnung des Geistes als „Welt- und Thatengenius" dem Wesen des Erdgeistes, wie er im „Urfaust" auftritt, nicht entspreche, vielmehr die Sphäre des im Schema sonst nicht erwähnten Makrokosmus und des Erdgeistes umschreibe. Das spreche für einen bereits im „Urfaust" aufgegebenen Plan. Dagegen ist doch zu bemerken, daß einerseits das Zeichen des Makrokosmus lediglich als Zeichen wirkt und für die weitere Entwicklung bedeutungslos bleibt, Goethe also — wenn das Schema, wie ich mit Erich Schmidt, O. Harnack, Pniower, Minor und und anderen annehme, etliche Jahre nach der Vollendung des Urfaust entstanden ist — keine besondere Veranlassung hatte, ihm eine Stelle im Schema anzuweisen, andrerseits ein Geist, zu dem Faust selber sagt: „der du die weite Welt umschweifst", doch wohl als „Welt- und Thatengenius" bezeichnet werden konnte.

Dazu kommt ein Zweites. Die Worte über „Form und Formloses" bezieht Wohlauer auf das „Kontrastgespräch" zwischen Faust und Wagner — zunächst gewiß mit Recht — findet aber — und auch darin wird er Recht haben — ein Mehr im Schema als in der Scene selber. „Man wird kaum fehlgehen," bemerkt er, „wenn man annimmt, daß der Erörterung über Form und Gehalt, die Goethes jugendlichen Geist so lebhaft beschäftigte, im Gespräch Fausts mit Wagner ursprünglich eine größere Rolle zugedacht war, als sie thatsächlich in der Dichtung alter und neuer Gestalt spielt." Darin liegt aber eine starke Übereilung. Wer sagt uns denn, daß jenes „Mehr" des Schemas sich notwendig auch auf die vorliegende Scene beziehen müsse? Wohlauer identifiziert in der Wagnerscene Faust mit Goethe. Aber die Ansichten, die Faust hier vertritt, waren vielleicht die Ansichten Goethes, als er an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen schrieb, waren es aber wahrscheinlich damals nicht mehr, als er die Scene dichtete, sicherlich nicht als er das Schema entwarf. Faust vertritt mit großer Einseitigkeit den

revolutionären Standpunkt, den das Schema mit den Worten andeutet „Vorzug dem formlosen Gehalt vor der leeren Form". Daß so Goethe über ihn selbst urteilte, geht aus einer bekannten, auch von Wohlauer zitierten Stelle in „Dichtung und Wahrheit" deutlich genug hervor. Was im Schema folgt, giebt nun nicht Fausts, sondern des Dichters eigene Meinung wieder: „Gehalt bringt die Form mit. Form ist nie ohne Gehalt." Goethe hat in Faust und Wagner tiefe, die Zeit des Sturmes und Dranges aufregende Gegensätze gestaltet, die er selbst in sich vereinigte, wie die durch Carlos und Clavigo, Tasso und Antonio, Egmont und Oranien vertretenen. In der Dichtung galt es „diese Widersprüche statt sie zu vereinigen disparater zu machen". Manning verwechselt die Aufgaben des Dichters mit denen des Theoretikers oder Kunstkritikers, als er schrieb: „Wenn Goethe, dessen Entwicklung vom Werther ab in stets wachsender Achtung vor der Form begriffen war, als reifer Mann oder Greis den Entschluß gefaßt hätte, die Widersprüche zwischen Form und Gestalt statt sie zu vereinigen disparater zu machen . . . . — das hieße seine ganze Entwicklung auf den Kopf stellen." Und Wohlauer trifft noch viel weiter vorbei mit dem Kommentar: „Die scheinbaren (!) Widersprüche in seinen (!) Behauptungen wird Faust einem Wagner niemals lösen . . . .; sie werden für Wagner immer disparater erscheinen." Zweifelhaft kann höchstens sein, ob die Worte des Schemas eine Forderung enthalten, die der Dichter schon in der unmittelbaren Fortsetzung der Wagnerscene oder im ganzen Verlauf der Dichtung zu erfüllen beabsichtigte. Denn was jetzt Morris Goetheſtudien 2, 105 f. über eine beabsichtigte Umdichtung der Scene und die in Aussicht genommene Hebung Wagners vermutet, ist mir ganz unwahrscheinlich.

Goethes Worte über Form und Gehalt nehmen nach meinem Dafürhalten in dem kurzen Schema, das doch die ganze Dichtung ersten und zweiten Teiles umspannt, einen viel zu breiten Raum ein, als daß wir sie nur auf eine Scene beziehen dürften. Sie enthüllen vielmehr, wenn ich so sagen darf, allerdings im Anschluß an die Wagnerscene, den dialektischen Prozeß, der sich auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Dichtung nach Goethes Intentionen in dem Drama vollziehen sollte. Sie geben einerseits sehr genau das an, was man als die „tragische Schuld" des Faust bezeichnen kann: daß er einseitig die Form unterschätzt; sein Titanismus strebt ins Formlose und unterliegt deshalb der Gefahr, zerstörend zu wirken.

Wie solch ein „dumpfes warmes Streben" leicht genug in die falsche Richtung gelenkt werden kann, zeigt die Schülerscene. Auch für Faust gilt das Wort: „Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange." Der Schüler ist ja ein Faust en miniature, dem die Lehre „Vorzug dem formlosen Gehalt vor der leeren Form" sehr einleuchtet: „Grau lieber Freund ist alle Theorie." Wohlauer hat den Zweck der

Worte „Helles kaltes wissenschaftliches Streben — Wagner. Dumpfes warmes wissenschaftliches Streben — Schüler“ ebenfalls gründlichst verkannt, wenn er meint, sie enthielten einen Wink, den sich der Dichter selber gegeben habe,“ wie diese beiden Personen zu charakterisieren seien. Auch sie gelten nur der Komposition. Versteht man sie richtig, so erhellen sie in der denkbar schärfsten Weise den Zusammenhang zwischen der Wagner- und der Schülerscene und die Stellung beider Scenen in der Gesamtdichtung. Auch Wagner und der Schüler sind Gegensätze, ja genauere als Wagner und Faust, da sie beide innerhalb der wissenschaftlichen Sphäre blieben.

Andererseits zeigen aber die Worte „Gehalt bringt die Form mit“, wenn anders ich ihre Bedeutung richtig verstehe, an, daß der Dichter, als er dieses Paralipomenon niederschrieb, darzustellen beabsichtigte, wie sein Held eine zunehmende Klärung durchmacht. Die Worte „Lebensgenuß der Person, von außen gesehen — erster Teil: in der Dumpfheit Leidenschaft; Thatengenuß nach außen — zweiter Teil: und Genuß mit Bewußtsein — Schönheit. Schöpfungsgenuß von innen“ geben in aller Kürze das Programm ab, nach dem sich der Sieg der Form oder richtiger gesagt die Verbindung von Gehalt und Form, die Lösung des „Streites“, die schließliche Vereinigung der „Widersprüche“ vollziehen sollte. Schon die Thatsache, daß Faust sich im zweiten Teil erheben, klären sollte, wie doch die Worte jedem, der sie ohne vorgefaßte Meinung liest, andeuten, macht es mir auch unmöglich, aus der Bemerkung „Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle“ herauszulesen, daß Faust der Hölle verfallen sollte. Welch gräßlicher Gedanke, eine begonnene Entwicklung in so brutaler Weise abzuschneiden! Überhaupt kann ich mir, wie ich (wohl in Widerstreit mit der herrschenden Ansicht) zu bemerken nicht unterlassen will, auch für den Urfaust bei der Anlage, die die Dichtung nun einmal hat, Fausts Höllenfahrt als Abschluß nicht denken. Nicht als ob ich der Ansicht wäre, daß es überhaupt unseren „modernen Anschauungen“ widerspräche, große Verbrecher vom Teufel geholt zu sehen: das scheint mir ein doktrinäres Vorurteil. Ob zum Schluß das Ungeheuer in die Wolfsschlucht oder in den Höllenrachen geworfen wird, ist für unser Gefühl in den meisten Fällen ganz gleichgiltig. Aber wir müssen doch bei einem solchen Ausgang vom Dichter veranlaßt sein, die betreffende Person von außen, nicht von innen zu sehen, uns als Richter, nicht als Seelenforscher zu fühlen: wir dürfen uns auch nicht einen Augenblick mit ihr identifizieren, um nicht Gefühle aufkommen zu lassen, die sich mit der ästhetischen Befriedigung nicht mehr vertragen. Das geschieht aber gerade im Faust vom ersten Wort an; immer fühlen wir: de te fabula narratur. Mag Faust auch noch so ungeheuer an Gretchen frevelu, wie scharf treten allein schon durch den Gegensatz zu Mephistopheles die menschlichen Züge des Helden hervor. Immer sehen wir in

Scenen, wo beide auftreten, Faust von innen, Mephisto von außen. Fausts Untergang würde doch den Triumph des Mephistopheles bedeuten, der allein schon durch die Schülerscene genügend charakterisiert ist, und niemals wird es eine Kunst geben, die den endgiltigen Triumph des schlechthin Bösen über den, der böse und gute Eigenschaften in sich mischt, zum Gegenstand wählen wird. Ich vermag daher in den letzten Worten des Paralipomenon nur eine Andeutung zu finden, daß Goethe die Rettung des Fausts aus den Klauen des Teufels in etwas anderer Form beabsichtigte, als sie dann später ausgeführt ward. Möglich, daß die scharfsinnigen Kombinationen von Pniower Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 5, 408 ff. und Morris Goethestudien 2, 177 ff. hier dem Richtigen nahe kommen. Morris selbst vertritt (a. a. O., siehe auch S. 109) mit viel besseren Gründen als Manning und Wohlauer die Ansicht, daß Paralipomenon 1 1799 oder 1800[1]) entstanden sei; die Lokalisierung des Chaos zeige Benützung von Miltons „Verlorenem Paradies". Doch darf nicht ganz übersehen werden, daß auch bei Klopstock das Chaos zwischen Welt und Hölle liegt. Der Name wird zwar nicht genannt; es wird aber deutlich genug beschrieben. Satan eilt im zweiten Gesang (Vers 247 ff. der Ausgabe von Hamel, Text von 1748)

Aus den Bezirken der göttlichen Herrschaft zur Hölle zu kommen.
Itzo hat er sich schon bey den äussersten Weltgebäuden
Stürmisch herunter gesenkt. Unermeßlich dämmernde Räume
Thaten vor ihm wie unendlich sich auf. Die nennt er den Anfang
Seiner von ihm durchherrschten Bezirke. Hier sah er von ferne
Flüchtige Schimmer, so weit die äußersten Sterne der Schöpfung
Noch das unendliche Leer mit matten Strahlen durchirrten.
Doch hier sah er die Hölle noch nicht; die hatte die Gottheit
Fern von sich und ihren Geschöpfen, den seeligen Geistern
Weiter hinunter in ewige Dunkelheit eingeschlossen.

Hier hält später Abbadonna seinen verzweifelten Monolog (Vers 780 ff.). Auf den „Prolog im Himmel" ist doch gewiß die lyrisch ungemein wirkungsvolle Schilderung des Himmels im ersten Gesange des Messias von Einfluß gewesen: „Mitten in dieser Versammlung der Sonnen erhebt sich der Himmel" u. s. w. (Vers 231 ff.) Setzt der „Epilog im Chaos" aber, wie Minor annimmt, den „Prolog im Himmel" voraus, von dem sich in unserem Schema kein Wort findet? Oder ist dieser erst eine jüngere Konzeption? „Prolog im Himmel" und „Epilog im Chaos", das erregt künstlerische Bedenken, da doch die Farben, in denen zu Beginn des Dramas die einzigartige Herrlichkeit des Himmels erstrahlte, beim Abschluß nicht gut verwertet werden konnten, die Scene also notgedrungen matter hätte ausfallen müssen. Hätte dies Bedenken nicht dem

[1]) Am 11. April 1800, als Faust auf Cottas Brief hin vorgenommen und „durchdacht" wurde?

Dichter sofort bei der Konzeption aufsteigen müssen? Freilich hat man die Worte des „Vorspiels“ „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ auf diesen Plan bezogen: aber man kommt dabei wieder in die Verlegenheit, „Hölle“ in etwas erweitertem Sinne zu nehmen, und die Frage wird noch verwickelter dadurch, daß in der Scene von Mephistos Auftreten vor Faust (Vers 1321 ff.) „Hölle“ und „Chaos“ offenbar gleich bedeutend gebraucht werden.

Jena. Victor Michels.

Berdrow Otto, Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Mit 12 Bildnissen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 1900. 7 M.

Rahels Biographie, zumal in dem Umfange des vorliegenden Buches, zu schreiben, ist nicht leicht. Ihr äußeres Leben bietet keine fortlaufende Reihe von Geschehnissen, die sich künstlerisch aufbauen ließen. Wenn die Liebesstürme ihrer Jugend und die Geschichte ihrer Beziehungen zu Varnhagen vor der Heirat erzählt sind, bleiben dem Biographen nur noch ihre freilich zahllosen, an äußeren Vorgängen indes armen Freundschaftsverhältnisse. Ihr inneres Leben wiederum hat sicher eine Entwicklung durchgemacht. Allein die meisten Darsteller ihres Wesens, nicht zum geringsten ihr Gatte Varnhagen, haben sie fast immer als Gewordene, nicht als Werdende charakterisiert. Die ganze große Menge von Briefwechseln und Memoiren, die über Rahel berichten, hat noch niemand vom chronologischen Standpunkte aus durchgearbeitet. In kleinstem Rahmen versuchte ich vor einigen Jahren (Allgemeine Deutsche Biographie 39, 780—789), die Notwendigkeit chronologischer Betrachtung Rahels zu betonen. Wir brauchen die Daten, um zu erfahren, was Rahel als Erste gesagt, und was sie nur anderen verdankt. Ich freue mich zu sehen, daß Berdrow von meinen Anregungen Gebrauch macht. Allein Voraussetzung einer wissenschaftlich gedachten Biographie Rahels wären Untersuchungen, die uns die Geschichte ihrer Beziehungen zu den geistigen Mächten der Zeit, etwa die Entwicklung ihres Verhältnisses zu Goethe oder zur Romantik, dann die Geschichte ihrer Ideen, ihrer Ethik, ihrer Stellung zur Frauenfrage gäben. Rings um sie sind alle diese Dinge, Goethecult und Romantik, Ethik und Frauenfrage, in raschestem Flusse. Die Mehrzahl ihrer Charakteristiker thut so, als ob Rahel vom Anfang an ihre Ideen abgeschlossen besessen, weder selbst eine Entwicklung durch-, noch die Entwicklung ihrer Umgebung mit gemacht hätte. Auch Berdrow behandelt z. B. „Rahels Bedeutung für die Frauenemanzipation“ (S. 119 ff.) in gleicher Form. Ausdrücklich erklärt er (S. 120*): „Die hier zusammengestellten Aussprüche Rahels entstammen verschiedenen Lebensabschnitten, zum Teil ihren späteren Jahren“. Der Exkurs ist indes der Schilderung ihrer Jugend eingefügt.

Immerhin, warum sollte er nicht da stehen? Allein mit keinem Wort gedenkt der Verfasser der Thatsache, daß innerhalb der Lebenszeit Rahels die Frage der Frauenemanzipation selbst verschiedene Stufen durchschreitet. Wer um 1800 von den Rechten der Frau spricht, verdient doch wohl eine ganz andere Beachtung, als sein Nachfolger um 1830. Doch hören wir Berdrow an: Als eine der hervorragendsten Vorkämpferinnen für die geistige Befreiung ihres Geschlechtes verlangt sie „ungehemmte Selbstbestimmung". „Der Tugend Wesen besteht in der Unabhängigkeit von gegebenen Umständen," sagt sie. Grund der Oberflächlichkeit, Eitelkeit und Frivolität so vieler Frauen ist der Mangel eines ernsten Berufes. Ihre Auffassung des Eheverhältnisses ist frei, — eine „Errungenschaft der französischen Revolution". Wahre Ehe ist nur denkbar auf dem Fundament einer edlen, tiefen Herzensneigung. Von Mutterpflicht und Mutterrecht hatte sie einen hohen Begriff. Dabei fühlte sie in sich Beruf zu ernster, pflichtgemäßer Arbeit; sie selbst wirkte im Dienst der Armen und Elenden. Obwohl es zu ihrer Zeit keine Frauenberufsfrage im heutigen Sinne gab, trat sie für weibliche Schriftstellerei ein; im Wettkampfe mit dem Manne solle die Frau nicht in falscher Scham und Prüderie den Herrn der Schöpfung gleichsam um Entschuldigung ihrer Keckheit bitten, sondern mutig für ihr Thun eintreten. Die hier leicht skizzierte Darlegung beschließt Berdrow: „Rahels hauptsächlichste Bedeutung für die Frauenemanzipation ist darin zu suchen, daß sie das Streben nach intellektueller und sozialer Selbständigkeit am kühnsten und erfolgreichsten in sich verkörperte. Sie hat auch als eine der Ersten das Recht der Frau auf Arbeit ... proklamiert. Endlich hat sie ... auf den Beruf hingewiesen, der dem Weibe immer der nächstliegende sein wird: ... die Volkspflege im weitesten Sinne." Zuletzt wird Brandes' Wort zitiert: „Rahel ist das erste große und moderne Weib im deutschen Kulturleben."

Man verzeihe das lange Exzerpt! Ich kann aber nur mit diesem Exzerpt in der Hand darthun, wie unwissenschaftlich, um nicht zu sagen phrasenhaft die ganze Erörterung ist.

Berdrow giebt nur eine Quelle für eine der erörterten Tendenzen an: die französische Revolution leihe Rahel freiere Anschauungen über die Ehe. Die Äußerungen, die er zitiert, entstammen, soweit sie datiert sind, den Jahren 1819, 1823, 1828, 1832. Zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber auch mit keiner Silbe bestritten ist, daß alle jene Ansichten Rahels ihr Eigentum seien, sie in ihnen originell ist. Man gestatte eine flinke Durchsicht. Für die geistige Befreiung der Frau hatte das 18. Jahrhundert längst gearbeitet; man braucht gar nicht auf die Göttinger Professorentöchter und auf die Frauen der Romantik hinzuweisen. Daß die Bewegung in die Anfänge des 18. Jahrhunderts zurückreicht, kann jetzt bequem bei Hugo Lachmanski „Die deutschen Frauenzeitschriften des

achtzehnten Jahrhunderts" (Inaugural-Dissertation, Berlin 1900, S. 7 ff.) nachgelesen werden. Ungehemmte Selbstbestimmung, Tugend als Unabhängigkeit von den gegebenen Umständen, das sind Schlagworte der idealistischen Philosophie des ausgehenden 18. Jahrhunderts, um nicht zu sagen ältestes Gemeingut fast aller Ethik der Kulturnationen. Heißt es doch schon bei Horaz (Ep. 1, 1, 19): „Mihi res, non me rebus submittere"; ein Wort, das Wieland seinem gegen die Philosophie der Zeit gerichteten „Aristipp" zum Motto giebt, während es in seiner Vieldeutigkeit ebenso gut an der Spitze von Fichtes ethischen Schriften stehen könnte. Den Frauen einen ernsteren Beruf zu geben, ist die Romantik längst, aber nicht einmal zuerst bemüht. Rahels freiere Anschauungen von Ehe stimmen durchaus mit Schleiermachers „Katechismus für edle Frauen", wie ich schon einmal (Allgemeine Deutsche Biographie a. a. O., S. 787) angedeutet habe; Berdrow hat das wohl übersehen.[1])

[1]) Die „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen" von 1798 (Athenäumsfragment Nr. 364; in Minors Ausgabe von Fr. Schlegels Jugendschriften 2, 267 f.) stimmt so genau zu den Ansichten Rahels, daß ich sie hier vollständig abdrucken müßte, wollte ich den Zusammenhang erhärten. Darum nur das Wichtigste: „Die zehn Gebote. 3. Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das Kleinste mißbrauchen, denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingiebt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden;" vgl. Berdrow (S. 121 f.): Ihr, die als die ethische Aufgabe des Lebens bezeichnete, treu, wahr, redlich zu sein, und das bei der größten Kleinigkeit und in jedem Augenblick, immer auf das Sein und nicht nur auf den Schein auszugehen — ihr mußte in einem Verhältnis, wie die Ehe, die Lüge unerträglich dünken. Sie konnte sich nicht entschließen, die konventionelle Ehe an sich als eine geheiligte Einrichtung zu betrachten. Sie protestiert in einem ziemlich schroffen Wort aus dem Jahre 1832 gegen „diese große, alte, schadhafte Mauer des verjährten Vorurteils", wie folgt: „Kann eine Neigung ohne Anreiz existieren? ... Ist nur ein Hausstand heilig? ... Ist intimes Zusammenleben, ohne Zauber und Entzücken, nicht unanständiger, als Ekstase irgend einer Art?" ... „Einer schlechten Ehe würd' ich mich nie fügen!" ruft sie ein andermal aus. „Denn wer meinen innersten Beifall und meine Neigung verletzt, behält mich nur als eine Gefangene, und das müßt' ich sagen, weil ich's wüßte und da nicht lügen könnte, wo nichts als Wahrheit schön sein kann." Heranzuziehen ist hier auch das 4. und 7. Gebot Schleiermachers: „Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feyerst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zu Grunde"; und „Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte". — Von Kindererziehung handelt das 5. Gebot: „Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkühr deiner Kinder, auf daß es ihnen wohl gehe, und sie kräftig leben auf Erden"; vgl. Rahel (S. 121): „Haben Kinder irgend eine Garantie? Können nicht gerade die Eltern die bis zum Tode martern, physisch und moralisch?" (vgl. auch S. 273). Könnte ferner nicht Schleiermachers 9. Gebot als Wahlspruch der Emanzipationsgedanken Rahels gelten: „Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarey nicht beschönigen mit Worten und mit Werken!" — Der zweite Glaubenssatz Schleiermachers trifft noch genauer zu: „Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen und um mich zu zerstreuen, sondern um zu seyn und zu werden; und ich glaube an die Macht des Wissens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu

Weibliche Schriftstellerei ist längst in Deutschland Mode; und längst schrieben Fr. von La Roche oder Sophie Mereau oder Therese Huber und viele andere unter eigenen Namen; der Gottschedin nicht zu gedenken. Das Streben der Frau nach intellektueller und sozialer Selbständigkeit scheinen mir vor und neben Rahel andere Geschlechtsgenossinnen besser zu repräsentieren, denen es gegeben war, Theorie in Praxis umzusetzen. Wie ganz hilflos steht Rahel, die verwöhnte Tochter eines reichen Hauses, im Jahre 1812 da, als gewiß beklagenswerte Umstände ihre Rente auf 800 Thaler reduzieren. Sie kann nur mehr zwei Mädchen halten. „Zu einem Bedienten habe ich kein Geld; also kann ich auch jetzt im Frühling nicht ausgehen . . . Alle Aisance, alles Fahren, Theater, Musik, alles ist weg für mich“ (S. 139). Wer wird die feinfühlige Ästhetin nicht bedauern, da sie sich plötzlich zu Entbehrungen gezwungen sieht? „Verarmt und Vereinsamt“ überschreibt Berdrow das Kapitel, das diese Phase ihres Lebens schildert. Auch ein weniger pathetischer Beobachter fühlt mit, wie schwer der Zusammenbruch auf ihr lastete. Allein völlig vergißt sie die Möglichkeit, aus eigener Kraft der traurigen Lage Herrin zu werden. Wie mutig erscheint neben ihr Dorothea Schlegel, die ihre schüchterne Kunst dem Wohlsein ihrer Familie, ja des lässigen Gatten dienstbar macht. Rahel ist eine viel zu zarte Figur, um sie in die Gewande einer vierge forte zu hüllen. Das sei kein Vorwurf gegen sie! Wohl aber gegen die Schmiede schallender Schlagwörter, die sie, die Hilflose, zur kühnsten und erfolgreichsten Ver-

nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen, und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen“; man vergleiche (Berdrow S. 120 f.) Rahels Worte von 1819: „Es ist Menschenunkunde, wenn sich die Leute einbilden, unser Geist sei anders und zu anderen Bedürfnissen konstituirt, und wir könnten z. B. ganz von des Mannes oder Sohnes Existenz mitzehren. Diese Forderung entsteht nur aus der Voraussetzung, daß ein Weib in ihrer ganzen Seele nichts Höheres kannte, als gerade die Forderungen und Ansprüche ihres Mannes in der Welt. . . . Man liebt, hegt, pflegt wohl die Wünsche der Seinigen . . . aber erfüllen können sie uns nicht oder auf unser ganzes Leben hinaus stärken und kräftigen. Dies ist der Grund des vielen Frivolen, was man bei Weibern sieht . . .: jeder Versuch, jeder Wunsch, den unnatürlichen Zustand zu lösen, wird Frivolität genannt; oder auch für strafwürdiges Verbrechen gehalten.“

Allein nicht nur die, wie man sieht, von Berdrow recht ungenau auf die französische Revolution zurückgeführte freiere Auffassung des Eheverhältnisses stimmt mit Schleiermachers Anschauungen. Sein 10. Gebot giebt auch im weiteren Sinne Rahel ihr Programm: „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.“

Berdrow berichtet von diesen Übereinstimmungen nichts; er sucht Rahels innere Beziehungen zu Schleiermacher (S. 88 f.) lediglich auf religiösem Gebiete. Wohl ist ihm (S. 95) bekannt, daß Karoline Schlegel die Stellung der Romantiker zur Frauenemanzipation am stärksten beeinflußt hat; da zitiert er auch ein Athenäumfragment über die Ehe. Leider hat er fünfzehn Seiten später das wohl schon wieder vergessen; sonst müßte ihm die Ideenverwandtschaft der Romantik und Rahels aufgefallen sein, die ihn dann zu weiterem Forschen hätte anregen sollen.

körperung weiblichen Strebens nach sozialer Selbständigkeit emporschrauben wollen. Sie ist eine kühne und rastlose Verteidigerin ihrer Ideen; aber sie bleibt beim Worte stehen und überläßt anderen die That.

Doch halt! einmal trägt sie in großem Stile ihre Ideen in die Wirklichkeit hinein. 1813 in Prag organisiert die Schwache und Kränkliche die Verpflegung der Verwundeten des großen Krieges. „Also Gott hat mir gelächelt: ich helfe etwas," ruft sie jetzt aus (S. 203). Sie wird ein „Mittelpunkt der herrlichen Liebesthätigkeit, welche Prag in dieser Zeit entwickelte," sagt Berdrow. Und hier treffen wir auf einen Zug, der ihr eigentümlicher zu sein scheint, als alle Tendenzen weiblicher Emanzipation: ihre Sorge um Elende und Arme. Mehr als eine ihrer Geschlechtsgenossinnen, weiter als die doch meist an der Entfaltung und Befreiung des eigenen Ich arbeitenden Romantikerinnen, ist sie sozialen Problemen nachgegangen. Daher ihre Begeisterung für den Saint-Simonismus (vgl. Berdrow, S. 376 ff.)! „Er ist das neue, großerfundene Instrument, welches die große alte Wunde, die Geschichte der Menschen auf der Erde, endlich berührt"; so schreibt sie an Heine und fügt hinzu: „Die Erde verschönern: mein altes Thema."

Wohl sagt Berdrow (S. 123): „Es lebte ein merkwürdig feines soziales Gewissen in dieser Frau! Unausstehlich war ihr das Geschlecht der Satten, Selbstzufriedenen, welche die zu ihren Füßen schmachtende Not nicht sehen oder gar mit leeren Ausflüchten ihres Herzens Härte beschönigen wollen." Das ist gewiß richtig! Allein ein historischer Beobachter hat noch eine Frage übrig: welche Stellung nimmt Rahel in der Geschichte der sozialen Bemühungen ein; und insbesondere, ist sie die erste Frau in ihrer Zeit, die eine Lösung der sozialen Frage sucht? Bettina tritt erst 1843 mit ihrem sozialen Weckruf „Dies Buch gehört dem König" hervor. Dankbar wäre ich für jede Belehrung, die Rahels historische Stellung innerhalb der angegebenen Probleme festlegte. Berdrow hat das nicht gethan.[1]) Überhaupt ist er den Schwierigkeiten seiner Aufgabe gern ausgewichen; allerdings auch mit unleugbarem Geschicke. Da eine Geschichte von Rahels äußerem Leben sich nicht schreiben läßt, und da die Vorarbeiten für eine Darstellung ihrer inneren Entwicklung fehlen, hat Berdrow etwas anderes geboten, das dem wissenschaftlichen Beurteiler viel zu wünschen übrig läßt, im ganzen indes doch ein lesbares Buch ergab. Er reiht an einem chronologischen Faden Exzerpte aus dem Briefwechsel Rahels und giebt mehr oder minder ausführliche, wenn auch nicht sonderlich tiefe Charakteristiken ihrer Umgebung. Die beiden Gipfel

[1]) Auch nicht Kuno Francke in seinem vielfach überschätzten Buch „Social forces in German literature" (New-York 1896). Mir scheint, daß Rahel durch ihre sozialen Bemühungen dem ganz aufs Soziale gerichteten jungen Deutschland so wert geworden ist (vgl. auch) Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 27, 198 f.).

der Darstellung sind in den Kapiteln zu suchen, die Rahels ersten Salon (1796—1806) und den Varnhagen-Rahelschen Salon (1819—1833) schildern. Jenem gehen die drei Kapitel: „Jugend", „Im Zeichen Goethes" und „Liebe" voran. Zwischen beide eingefügt sind die Abschnitte: „Verarmt und Vereinsamt", „Varnhagen und Rahel", „Jahre des Harrens", „Die Patriotin", „Frau von Varnhagen". Dem zweiten Salon folgt das Schlußkapitel „Letzte Lebensjahre und Tod".

Verweilen wir ein wenig auf den Höhepunkten. Beide Salons zu schildern läßt Berdrow zeitgenössische Berichte reden: Die Erzählung eines Grafen S . . . aus Paris, die Varnhagen unter dem Titel: „Rahel Levin und ihre Gesellschaft. Gegen Ende des Jahres 1801" in seine „Denkwürdigkeiten" (Band 8) aufgenommen hat (S. 102 ff.), und die an gleicher Stelle abgedruckte Skizze „Der Salon der Frau von Varnhagen. Berlin, im März 1830" (S. 398). Es war ein guter Griff Berdrows, diese Schilderungen am Schlusse seiner eigenen Darstellung erst auftreten zu lassen. Sie geben ein lebendigeres Bild, als der Notizen zusammenstellende Biograph bieten kann; allein es ist doch gut, sie zu lesen, wenn man die urkundlich beglaubigte Darlegung schon hinter sich hat. Letztlich sind beide Skizzen doch ad hoc gemachte, künstlich stilisierte Zeichnungen, nicht Momentaufnahmen. Ich bin völlig überzeugt, daß weder bei Rahel Levin noch bei Frau von Varnhagen ein Empfangstag je so bewegt verlaufen ist. Solche feuilletonistische Berichte schließen sich auch heute noch mutatis mutandis dem großen Muster der „Schule von Athen" an. Die Leute haben so sicher nie zusammengesessen, so wenig wie die Figuren auf den Fresken unserer Museen, die mehr oder minder geschickt kulturhistorische Gesamtbilder geben. Ich denke etwa an das Treppenhaus des Wallraf-Richartz-Museums in Köln, in dem Ed. Steinle auf vier mächtigen Freskogemälden die Kunst- und Kulturgeschichte Kölns dargestellt hat. Da erblickt man auf einem Bilde Rubens und Winckelmann neben Fr. Schlegel und den Brüdern Boisserée. So weit gehen die genannten Berichte nicht. Doch der erste, der Ende 1801 datiert ist, versammelt Friedrich Schlegel, Ludwig Robert, die Unzelmann, d'Urquijo, Gentz, Prinz Louis Ferdinand und einige andere an einem Abende in Rahels Salon. Man spricht von W. Schlegels Vorlesungen; das kann stimmen, denn sie begannen Anfang Dezember 1801. Die Unzelmann, heißt es, war vor nicht langer Zeit von Weimar zurückgekehrt; das ist richtig, denn im September 1801 hatte sie dort gastiert. Gentz ist damals wirklich Gehilfe des Grafen Haugwitz, noch nicht in österreichischen Diensten. Auch Fr. Schlegel war schon Anfang Dezember in Berlin eingetroffen, um bis in die zweite Hälfte des Januar 1802 zu bleiben. Alle diese können im Dezember 1801 bei Rahel verkehrt haben; nur kann der Berichterstatter Fr. Schlegel nicht am Tage zuvor bei Dorothea Veit kennen gelernt haben (S. 103);

denn Dorothea kam damals überhaupt nicht nach Berlin. D'Urquijo vollends wurde erst 1802 nach Berlin als Legationssekretär versetzt (S. 58). Ähnliche Bedenken hege ich gegen den zweiten Bericht.[1]) Sie mögen kleinlich, die Verstöße gegen die Möglichkeit geringfügig scheinen; mir aber genügen sie, um zu erkennen, daß hier nicht getreue Momentaufnahmen, sondern verdichtende Feuilletons vorliegen.

Berdrows eigene Schilderungen der beiden Salons beschränken sich auf aneinandergereihte Charakterbilder von Rahels Freunden und Freundinnen und auf Mitteilungen über die Art der Beziehungen. Den ersten Salon bilden: Henriette Herz (S. 65), deren „Freundschaftsloge" in ihrem „unwahren, frivolen Spiel mit Worten und Gedanken" zu Rahels „großartiger Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit" scharf kontrastiert wird; Prinz Louis Ferdinand (S. 73); Friedrich Gentz (S. 78); Peter von Gualtieri (S. 82); Fürst Karl Joseph von Ligne (S. 83); Fichte und Schleiermacher (S. 86), die Berdrow „nicht zu den täglichen Besuchern" Rahels zählt; die Romantiker Tieck, Fr. und W. Schlegel (S. 90); Pauline Wiesel (S. 96); Karoline von Schlabrendorf und Gräfin Pachta (S. 97); Ludwig Robert (S. 100) und seine Genossen vom Nordsternbund. Hinzu treten die schon früher behandelten Brinckmann (S. 31), Burgsdorff (S. 33); W. von Humboldt (S. 36); dann natürlich die in einem eigenen Kapitel zusammengefaßten Finkenstein, Bokelmann, Urquijo. Dem zweiten Salon weist Berdrow zu: Hegel (S. 320); Gans (S. 323); Alexander von Humboldt (S. 325) und nochmals seinen Bruder Wilhelm (S. 329); L. von Ranke (S. 331); Oelsner (S. 335); wiederum Gentz (S. 340); Pückler-Muskau (S. 347); Ludwig Robert, jetzt mit seiner Gattin, der von Heine angesungenen schönen Friederike (S. 352); Bettina (S. 353). Das der Julirevolution und dem jungen Deutschland gewidmete Kapitel (S. 361) trägt nach: Benjamin Constant (S. 372); Heine (S. 382); Börne (S. 391); Mundt und Kühne (S. 393). Die Charakteristiken stammen wohl meistens aus zweiter Hand; eine erschöpfende Darlegung von Rahels Beziehungen zu den Romantikern, zu Heine, zu Börne, zu den Jungdeutschen, wird nicht gegeben; E. Graf bereitet eine wissenschaftliche Erörterung des Themas vor und fühlt sich durch Berdrow wenig gefördert. Er begnügt sich doch viel zu sehr mit Beiläufigkeiten. Unangenehm wirkt auch ein unverkennbarer Snobismus, der freilich durch Varnhagen zum Erbstück fast aller Charakteristiken Rahels geworden ist. Immer wird mit einer Menge hochtönender Namen, am liebsten mit aristokratischen, auf den Leser eingestürmt. Als ob Rahel es notwendig hätte, an Rang und

[1]) Er soll dem Monate März 1830 entstammen, schildert aber eine Salonproduktion der Frau Milder-Hauptmann, die 1829 schon Berlin verlassen hatte (vgl. J. Kürschner, Allgemeine Deutsche Biographie 21, 743).

Titel ihrer Bekannten gemessen zu werden! Gleich zu Anfang (S. 17) wird auf die Berührung der jungen Rahel mit der Aristokratie ein unnötiges Gewicht gelegt. Prinz Louis Ferdinand leiht dem Salon „einen ganz besonderen Glanz“ (S. 73). Gualtieri wird ausdrücklich Rahels „aristokratischen Freunden“ zugeschrieben (S. 82) und bei dem Prinzen von Ligne (S. 87) nicht vergessen, daß er „einer noch höheren Gesellschaftsstufe“ angehörte. Wenn Rahel selbst in einer schwachen Stunde und in intimen Briefen einmal ähnliche Töne anschlägt, so sollte ihr Biograph das lieber verschweigen, als selbst ihr vereinzeltes Beispiel übertrumpfen. Ich denke da an ihren Bericht über einen Ball bei Tettenborn (S. 238): „Hanne (ihre Nichte) wurde wegen ihrer Tanzkunst la reine du bal. Spaniern, Prinzen, Franzosen, Hofmarschällen, allen mußte ich erklären, wo sie gelernt, wer der Lehrer war. . . . Prinz Emil, Fürst Wittgenstein aus Darmstadt, Fürst Schönburg, Fürst Hohenzollern waren alle beglückt, wenn die prima donna ihnen einen Tanz geben konnte.“

Doch genug von diesem Protzen mit Wappenschildern; noch in anderem Sinne sucht Berdrow seinen Lesern zu imponieren. Unnötig oft nennt er berühmte Männer. Wer etwa das Register aufschlägt und bei dem Namen Schleiermachers drei Zeilen Seitenzahlen findet, wird sich billig wundern; denn viel weiß doch — wie wir oben (S. 420) sahen — Berdrow von Rahels Beziehungen zu Schleiermacher nicht zu berichten. Aber da erscheint er gleich auf S. 2 als Besucher des Levinschen Salons, S. 31 als Freund Brinckmanns, natürlich um zu zeigen, daß dieser mit einer solchen „Geistesgröße“ auf vertrautem Fuße stand, S. 64 f. als Freund von Henriette Herz (hier war er wirklich zu nennen), S. 74 neben Fichte, Gentz, den beiden Schlegel und Schiller als gerne gesehener Gast des Prinzen Louis Ferdinand, S. 86 ff. als Besucher des Salons von Rahel Levin, diesmal — wie oben bemerkt — als nicht täglicher; S. 103, in dem anonymen Berichte über diesen Salon, nicht als Gast, sondern nur als Freund Friedrich Schlegels; S. 128 neben F. A. Wolf, Iffland, Sack, Hanstein und „anderen Wackeren“ als Retter der „Ehre des preußischen Geistes im occupierten Berlin“ (1806—1808); S. 134 f. führt Schleiermacher Rahel seine Frau zu, er ist neben Fichte, Wolf, W. von Humboldt, Fouqué, Stägemann, Bettina angeführt, den Umfang ihres damals beschränkten Verkehres fühlen zu lassen; S. 142 ein Urteil Schleiermachers über Rahel; S. 154 fühlt sich Varnhagen in Halle von ihm, Wolf und Steffens angezogen; S. 156 ordnet Schleiermacher sich Rahel völlig unter und erscheint in der That neben ihr in zweiter Rolle; S. 254 ist er neben Stein, Fichte, Arndt, W. von Humboldt unwandelbarer Liberaler; S. 281 sieht Rahel von alten Bekannten neben Schleiermacher: W. von Humboldt, Henriette Herz, W. Neumann, Bettina, Stägemann, Henriette

Solmar und Jettchen Mendelssohn; S. 300 steht sein Name auf der langen Liste von Rahels Lektüre; S. 305 nennt sie „Fichte, Schleiermacher, Gans, Ranke und so viele andere gelehrte Leute ihre Freunde", herbeibemüht sind hier in maiorem Rahelis gloriam auch W. von Humboldt, Wolf, Baader, und zwar um Brandes zu widerlegen, der ihr jedes tiefere Verständnis für irgend eine Wissenschaft abspricht; S. 350 werden die „glänzenden Leuchten der Wissenschaft der Berliner Universität", Schleiermacher, Savigny, Ranke, Boeckh, Lachmann, zeitweilig durch Hegel überstrahlt. . . . Ich gebe diese lange Liste nicht nur zur Charakteristik des Stiles von Berdrow und der oft unerträglichen Breite seiner pathetischen Rede; sie zeugt auch von dem Geist des Mannes. An Pathos und Verhimmelung ist ja jeder Leser von Charakteristiken und Biographien Rahels mehr oder minder gewöhnt. Ich wundere mich gar nicht, daß Berdrow auf über 400 Großoktavseiten nur selten seinen hohlen Wortschwall eindämmt. Leider beeinträchtigt das oft herzlich larmoyante Pathos auch das Urteil. Rahel wird auf eine schier übermenschliche Höhe ätherischer Reinheit emporgehoben; und Varnhagen muß mit. Eine Schönfärberei, die eher schadet als nützt!

Berdrow sieht die „Hauptbedeutung" Rahels in ihrer unbeirrbaren Wahrhaftigkeit, in ihrem gesunden sittlichen Empfinden. „Rahels Wirkung auf ihre Zeit ist wesentlich ethischer Natur" (S. 110). Ich beabsichtige nicht, des Langen und Breiten diese Behauptung zu prüfen. Nur auf eine Quelle sei hingewiesen, die — soviel ich sehe — Berdrow nicht kennt, auf Rahels und Varnhagens Briefwechsel mit Karoline von Humboldt, den Leitzmann (Weimar 1896) herausgegeben hat. Leitzmann, ein gewiß unvoreingenommener Kritiker, urteilt da (S. 212): „Schon aus mehreren der hier zitierten Stellen ging deutlich hervor, daß Rahel und Varnhagen beide der ersteren völlig von Karoline differente Veranlagung klar erkannten, und daß sie die Beziehungen zu ihr nicht aus wahrem freundschaftlichen Interesse pflegten, sondern aus der egoistischen Berechnung heraus, daß Karoline durch Beeinflussung Humboldts die diplomatische Laufbahn Varnhagens beschleunigen könnte. Mit dem Wegfallen dieses Motivs durch Varnhagens Ernennung nach Karlsruhe stirbt dann auch die Korrespondenz von Rahels Seite rasch ganz ab." Ich habe gegen dieses scharfe Verdikt mildernde Umstände vorgebracht (Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 24, 195); es fragt sich, ob jene komplizierten Naturen mit so klippklarem Egoismus ihre Wege gegangen sind! „Welche Gefühlsroheit," sagte ich damals, „offenbarte sich sonst in dem jungen Varnhagen! Im Jahre 1813 verwertet er das freilich vieldeutige Wort ‚Liebe', um sein Verhältnis zu Karoline zu bezeichnen." Dennoch wird, wer die genannten Briefe neben die von Leitzmann sorgsam gebuchten gleichzeitigen Äußerungen Rahels und Varnhagens über Karoline legt, einen wenig „ethischen" Eindruck be-

kommen. Berdrows Darstellung läßt von solchen Schatten nichts merken. Er weiß nur (S. 40) von der „herzlichen Freundschaft“ beider Frauen, die leider zu einem ununterbrochenen Verkehr nicht führte, weil Humboldts selten auf längere Zeit in Berlin weilten.[1])

Sicherlich zeigt Varnhagen schon hier sein klatschhaftes Naturell. Und Berdrow trägt wirklich Wasser ins Meer, wenn er (S. 365) bei der Besprechung der Tagebücher Varnhagens etwas von dem gegen sie erhobenen Vorwurf „erbärmlichsten Klatsches“ abmarkten will. Allein in der ausführlichen Betrachtung Varnhagens, die Berdrow der Biographie Rahels stückweise eingeschoben hat, soll auch dieser Rabe weißgewaschen werden. Nur wenn er in den ersten Jahren seiner Bekanntschaft mit Rahel sein Spiel treibt, wagt Berdrow das Wort „Rücksichtslosigkeit“. Wenn er aber in schauerlichsten und auch von Berdrow genügend gekennzeichneten Versen singt: „Meiner Überzeugungen freier Wahrheit, hohem Recht, Wollt' ich sonder Beugungen Treulich folgen grad und recht. Rings umwogt von Streitenden, Hart, im Wechsel, Mann an Mann, Bot nach allen Seiten den (!) Gegnern Stirn und Brust ich an“; so muß Goethe für ihn eintreten, und diese jammervollen Verse sollen „die Schwächen des barocken Goetheschen Altersstils getreulich wiederspiegeln“ (S. 170)! Alas, poor Yorick! Natürlich bekommt Treitschke einige Hiebe ab. Rankes günstiges Urteil wird gegen das „entstellte Charakterbild“ ausgespielt, das Treitschke von Varnhagen gab (S. 332*); und gegen Treitschkes Darstellung von Varnhagens verfänglichem Gebaren in Karlsruhe bricht Berdrow eine Lanze (S. 252 ff.). Hier wird auch mir vorgeworfen, daß ich den Karlsruher Posten fälschlich eine Sinecure genannt habe. Gewiß nennt auch Treitschke den Posten einen „schwierigen“ (2, 370). Allein die Schwierigkeit lag meines Erachtens lediglich in der nötigen Reserve. Treitschke betont wohl ganz richtig, daß der eitle Mann um jeden Preis von sich reden machen wollte, und daß dieser Thatendrang an unrechter Stelle ihm den Hals brach. Man wollte ihn kaltstellen, er aber ließ sich nicht kaltstellen und verdarb alles. So wenigstens denke auch ich mir den Zusammenhang.[2])

Endlich noch ein Wort über Goethe! Wer könnte von Rahel sprechen, ohne Goethe zu nennen. Ich freue mich, daß Berdrow, ebenso

[1]) Wenn übrigens Berdrow an dieser Stelle meint, daß Karoline von Humboldt nur als Mädchen der Freigeisterei der Leidenschaft huldigte, dann aber eine „musterhafte Gattin“ wurde, so empfehle ich ihm der Kürze halber einen Blick in meine obenzitierte Anzeige von Leitzmanns Veröffentlichung.

[2]) Über Rahels und Varnhagens Beziehungen zu Clemens Brentano berichtet Berdrow ausschließlich nach den durch Varnhagen getrübten Quellen (S. 186. 200 f.; vgl. auch S. 100). Steigs Andeutungen (Arnim und Brentano S. 295; vgl. S. 303) und die unbestreitbare Thatsache, daß Varnhagen tückisch die auf Brentano zurückgehenden Zeugnisse unterschlagen und vernichtet hat, sollten ihm größere Vorsicht auferlegen.

wie ich es gethan habe (a. a. O. S. 785 f.), gegen Varnhagens Behauptung sich wendet, Rahel habe als Erste Goethes Größe erkannt und als Erste seinen Ruhm litterarisch festgestellt (S. 114). Das ist immerhin ein Fortschritt über Brandes, der zwar ein Buch über die Romantik verfaßt hat, aber in seinem „Jungen Deutschland" (S. 322) anstandslos hinschreibt: „Lange ehe die Brüder Schlegel die unbedingte Autorität Goethes kritisch feststellten, hatte Rahel in ihrem Freundeskreise in Berlin den Kultus des großen Unverstandenen und Verkannten bereits eingeführt." Neben diesem Verdienste verzeihe ich Berdrow, was er von der „geschickten und ununterbrochenen Reklame der Romantiker" für Goethe spricht. Die Sache lag doch wohl anders; ferner das böse Versehen, die Schlegel seien durch Dorothea Veit tiefer in Goethes Wesen und Dichtung eingeweiht worden (S. 115). Die gute Dorothea! Hätte sie je solchen Nachruhm erwartet?

„Im Zeichen Goethes 1789—1796" überschreibt Berdrow sein 2. Kapitel. 1789 finde ich ein allzufrühes Datum. Merkwürdig, wie viel über Rahels Verhältnis zu Goethe geschrieben wird, und wie wenig über die ersten Phasen ihrer Bekanntschaft mit seinen Werken! Was Berdrow am Anfang des Kapitels (S. 24 ff.) über ihre „Goetheliebe" sagt, beruht durchaus auf späteren Aussprüchen Rahels (auch hier zeigt sich wieder die Abneigung ihrer Biographen gegen chronologische Genauigkeit!). Erst später, unmittelbar vor der Schilderung ihres ersten Zusammentreffens mit Goethe (Sommer 1795) heißt es: „Als ihr Freund Veit im Frühling 1793 Weimar besuchte und von Goethe empfangen worden war, mußte er ihr verabredetermaßen einen eingehenden, auch das Intimste berücksichtigenden Bericht liefern" (S. 41). Ich irre wohl nicht, wenn ich hier das älteste urkundliche Zeugnis vor mir sehe, das Berdrow, getreu seinen Vorgängern nachtretend, über Rahels Beziehungen zu Goethe vorzubringen hat. Es entstammt dem „Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit" (1, 2 ff.). Rahel hatte augenscheinlich von Veit verlangt, er solle ihr Goethes und Wielands äußere Erscheinung schildern. „Das Erste, was mir an ihm auffiel," schreibt Veit den 20. März 1793, „und Sie zu wissen begehrten, war seine Figur." Er giebt denn auch ein detailliertes Bild. „Von Wieland," heißt es am Schlusse des Briefes (S. 8), „weiß ich, wie von Goethe, Kleidung, alles, haarklein, und werde nichts vergessen." Die Postpferde kommen; er will wohl abbrechen; allein er kann noch eine kurze Schilderung Wielands anfügen. Veit selbst ist Goethe von K. Ph. Moritz empfohlen, um den sich Goethe „kaltblütig, aber mit vieler Aufmerksamkeit erkundigt". Rahel in ihrer Antwort vom 2. April 1793 (S. 11) gesteht, sie hätte nicht geglaubt, daß Goethe „so subaltern antik angezogen" gehe. „Warum sollt' er sich nicht ein bischen apprivoisierter kleiden?" Dann aber heißt es: „Natürlich hat man sich ihn ungefähr so denken müssen, und warum sollt' er anders sein? Wer

hat ein größeres Privilegium zum Mies-sein als er?" Am 5. Oktober schreibt dann Veit (S. 20 f.): „Werther ist, ohne allen Spaß, ein Buch, dessen Werth ich noch immer nicht recht tief eingesehen hatte"; jetzt aber weiß er, daß er doch ein schönes Buch sei. Rahel erwidert (8. Oktober, S. 22): „Von Werther weiß ich weiter nichts, als daß er vom Geheimenrath ist. Ich werd ihn lesen, sobald ich wieder ein bischen glücklich sein werde." Veit (24. Dezember 1793, S. 90): „Ich habe mir mit zweien in meinem Hause wohnenden Studenten zusammen Goethes Werke gekauft, und finde sie recht hübsch." Den 3. Januar 1794 (S. 102) hat Rahel den „Werther" bereits gelesen; sie „goutirt den jungen Menschen Werther". Am 27. März 1794 (S. 215 f.) hat Veit einen Blick in die Blätter „Von deutscher Art und Kunst" gethan und glaubt jetzt, Goethes „Heidenröslein" sei — mit wenigen Abänderungen — Plagiat eines Volksliedes. Das altdeutsche „Fabelliedchen" hat ihn irregeführt. Am 20. Oktober 1794 kann er (S. 243 ff.) von zwei neuen Begegnungen mit Goethe berichten; drei Tage später kündigte er das Erscheinen der „Horen" an (S. 254). Rahels Antworten glossieren seine Berichte (S. 256. 258 ff.); hier (31. Oktober 1794, S. 263) zum erstenmal eine Äußerung Rahels, die tieferes Interesse an den Dichtungen Goethes verrät. „Die Gedichte, die Goethe noch liegen hat, sind meine Hoffnung: denn, lebendig oder todt, sie müssen doch mal heraus, und sterb ich eher, nun — dann ist's vorbei." Dann klagt sie: „Wo werd' ich Schillers Journal herkriegen, ich bin von Gott und Menschen verlassen." Am 26. Dezember (2, 57) vergleicht sie Goethes „Tasso" mit einer seiner Quellen: „Mit Verwunderung und Entzücken seh ich, daß sich Goethe ganz an die Wahrheit gehalten hat, bei Ort, Namen und allem. Mit welchem Interesse ich das lese, geht über alles." Veit antwortet (2, 65): „Daß Goethe sich ganz an die Geschichte geschmiegt hat, weiß ich von Moritz." Fortan mehren sich die Zeugnisse eindringlicherer Lektüre Goethes. Rahel schreibt von Goethes „Epistel" und ziemlich abfällig von den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" (2, 67, vgl. 133); viel wird vom „Meister" geredet, zumeist indes nur die Parallele Rahel-Philine und Rahel-Aurelie behandelt (2, 70. 73 f. 89. 119. 133. 138). Veit vergleicht Goethes „Reinecke Fuchs" mit Heinrich von Alkmaar (2, 96 f.). Kurz darauf kann Veit von Goethes Urteil über Rahel berichten (2, 167. 179). Durch die Begegnung in Teplitz gewinnt Rahels Verhältnis eine neue Gestalt und den Ton, der in den landläufigen Berichten, auch bei Berdrow wiederklingt.

Die Biographen pflegen die Geschichte von Rahels „Goetheliebe" — soweit positive Daten in Betracht kommen — erst mit der Teplitzer Begegnung zu beginnen. Über die oben angegebenen ersten zagen Schritte auf diesem Felde hören wir von ihnen so gut wie nichts. Gerne gebe ich zu, daß die kargen Notizen nicht hinreichen, die Tiefe von Rahels

Verständnis für Goethe zu ermessen, daß sie und Veit um 1793 Goethes Dichtungen nicht ganz so fremd gegenüberstehen, wie diese Zeugnisse zu bestätigen scheinen. Allein im Ganzen glaube ich doch behaupten zu können, daß sie, die 1793 seinen „Werther" noch nicht gelesen hat, erst gegen 1795 Spuren eindringlicherer Erfassung Goethescher Dichtung erkennen läßt. Ich verbreite mich hier nicht des Weiteren über die Entwicklung, die bis dahin das innere Verhältnis des Schlegelschen Kreises zu Goethe durchgemacht hatte. Wichtiger scheint mir festzustellen (was ich schon in der Allgemeinen Deutschen Biographie gethan hatte), daß K. Ph. Moritz sicher Veit, wahrscheinlich auch Rahel in die Welt Goethes eingeführt hat. Leider fehlt eine Untersuchung dieser ersten Phasen, die Goethes Anerkennung in Berlin durchlief, ebenso wie eine wissenschaftliche Biographie von Moritz, die diese Frage beantworten müßte.[1])

Wahrscheinlich ist mir auch, daß Rahel zu Brinckmann gesprochene Worte: „Lesen und begreifen Sie den Prometheus und glauben Sie an Goethe wie an mich" (S. 31) nicht vor 1795 fallen.

Ich schließe hier meine Nachträge und Berichtigungen, obgleich ich noch Manches auf dem Herzen hätte. So etwa die Bitte um den Nachweis, daß Rahel die „Kotzebuesche Richtung im Kreise ihrer Freunde nachdrücklich bekämpfte, lange bevor die litterarische Kritik sich gegen diesen Götzen des Tages wandte" (S. 23). Hier wie so häufig unterläßt der Verfasser seine Thesen mit kontrollierbaren Belegen zu stützen.

Einen Gewinn für die Wissenschaft kann ich in Berdrows Buche nicht erblicken. Allein vielleicht liegt dem Verfasser auch nichts an dem Beifall der Wissenschaft. Er will wohl nur dem großen Publikum Rahels Gestalt wieder näher bringen. Zu solchem Zwecke fügt er am Schlusse in Anhangsform „Aphorismen aus Rahels Briefen und Tagebüchern" (S. 431 bis 451) an; gleiche Ziele verfolgen die leisen Korrekturen, die er sich Rahels „von Härten, Sprüngen, Pleonasmen nicht freiem" Stile gegenüber erlaubt (S. X). Ich zweifle auch nicht, daß dem großen Publikum Berdrows Art lieber ist, als eine wissenschaftlichere Form. An dieser Stelle, meine ich indes, war eine Prüfung vom wissenschaftlichen Standpunkte gestattet. Solange eine scharfe Scheidung schöngeistiger und strengwissenschaftlicher Litteratur auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte nicht durchgeführt ist, muß der Schöngeist zulassen, daß die Wissenschaft seine Arbeiten nach ihren Gesetzen prüfe.

Bern. Oskar F. Walzel.

---

[1]) Vorläufig kann nur auf die dürftigen und ungenauen Mitteilungen Köpkes (Ludwig Tieck 1, 88. 192) und J. Fürsts (Henriette Herz[2], S. 133 ff.) hingewiesen werden.

E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke in 15 Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Ed. Grisebach. Max Hesse, Leipzig 1900. 8 M.

Wie Grisebachs Ausgabe Schopenhauers sofort alle früheren Editionen „totgemacht" hat, so wird ohne Zweifel auch diese neue Ausgabe der Werke Hoffmanns die allein benutzte und allein zu benutzende werden. Sie enthält verschiedene (15, 1 verzeichnete) Stücke, die in den früheren Ausgaben fehlen; vom Endes „Musikalische Schriften E. T. A. Hoffmanns" müssen freilich zur Ergänzung hinzugezogen werden, da bei Grisebach z. B. der charakteristische Abschnitt „Über musikalische Malerei" (vom Ende S. 285) fehlt. — Der Text ist mit großer Sorgfalt hergestellt und sein Gebrauch durch ein vortreffliches Namen- und Sachregister erleichtert. Reich an neuen Nachweisen ist auch die ausführliche biographische Einleitung, die zugleich viele litterarhistorisch wichtige Nachweise über Quellen Hoffmanns (Wackenroders Herzensergießungen S. LIX; anderes S. LXXI, LXXV, LXXIX, LXXXIII und öfter) und über die Aufnahme seiner Werke bringt (Balzac S. LXI Anmerkung, Gerard de Nerval S. LVII, W. Scott und Goethe S. XCII, Baudelaire S. XCI und anderes mehr). Verschiedene Briefe und Billets sind neu veröffentlicht, manche bedeutungslos, wichtig die an Pückler (S. LXXV) und einen Unbekannten (S. LXX).

Unangenehm berührt in der Biographie jenes unablässige advokatorische Einmischen des Verfassers, das schon seine Lebensgeschichte Schopenhauers schädigt. Unaufhörlich wird jeder gescholten, der ein Wort gegen Grisebachs Liebling gesagt hat — zuweilen mit Recht wie Brenning (S. CVI Anmerkung) und Hoffmanns Herausgeber in der Deutschen National-Litteratur (S. LXXXVIII), öfters mit Unrecht, wie ich denn z. B. an den Worten Hitzigs (S. XXII) durchaus nichts finden kann, was „beinahe verleumderisch" wäre und ebensowenig es „unqualifizierbar" nennen möchte, wenn Kunz (S. LIII Anmerkung) eine Broschüre Hoffmanns nicht verlegen will! Ein ziemlich abgeschmackter practical joke des Humoristen (S. XCVII) heißt „köstlich" und für ihn wird angeführt: „I love a good hater"; rächt sich aber der Angegriffene (a. a. O. und S. LXXIV), so wird er wie ein böser Bube abgekanzelt. Am schlimmsten ergeht es Scherer. An nicht weniger als sieben Stellen (S. LXVIII, LXXIII, LXXXII zweimal, CVII zweimal, CVI) wird monoton wiederholt: das sei keine „Spukgeschichte" und deshalb existiere es nicht für Scherers Litteraturgeschichte. Nun braucht aber Scherer an der Stelle, wo er Hoffmann ausführlicher bespricht (5. Auflage, S. 679) überhaupt diesen Ausdruck nicht; er sagt nur ein andermal (S. 698), beiläufig, dieser habe mit seinen Spukgeschichten, Geistererscheinungen und „bänglichen Nachtgespenstern" der Mode entsprochen. Ist das nun etwa unrichtig? Und da Scherer nicht einen einzigen Titel nennt, wie kann man ihm vorwerfen,

daß er etwa „Das Fräulein von Scuderi“ nicht nennt? eine Geschichte übrigens, von der Grisebach (S. LXXXII) kühnlich behauptet, sie sei „ohne eine Spur von Spuk oder Wahnsinn“, während Cardillac doch wahrlich pathologisch genug ist! Aber man darf ja von Hoffmann nicht einmal behaupten, er sei „nicht ohne Eitelkeit und Egoismus“ gewesen! (S. XCIV). Dient es wirklich unserem Verständnis, wenn interessante Menschennaturen mit ihrer Fülle innerer Widersprüche zu Idealfiguren für Pensionsmädchen umgedeutet werden?

Berlin. Richard M. Meyer.

Gabriel Alexis, Friedrich von Heyden mit besonderer Berücksichtigung der Hohenstaufendichtungen. Breslau, Verlag von Preuß und Jünger (A. Jünger) 1901. M. 2.50.

Die vorliegende, auf eine Anregung von Max Koch hin entstandene Arbeit knüpft an die großen Lobeserhebungen an, die Platen dem jetzt fast vergessenen Dichter Friedrich von Heyden gespendet hat. Der Verfasser ist zu dem richtigen Resultate gelangt, daß Heyden von Platen, der ihm die erste Stelle unter den zeitgenössischen Dichtern zuweist, erheblich überschätzt wird, und deutet mit Recht an, daß Platens Urteil zum größten Teil auf eine gewisse Seelenverwandtschaft beider Dichter zurückzuführen ist. — Aber leider ist Gabriel nicht tief genug in das Wesen der Heydenschen Poesien eingedrungen, die Betrachtung der einzelnen Werke ist meist recht äußerlich. — Heydens Lyrik hat kein individuelles Gepräge. Was seine Dramen betrifft, so ist Platens Urteil über das Jugendwerk „Renata“ unbegreiflich. Abgesehen von der schönen bilderreichen Sprache, besitzt dieses „romantische Drama“ keinerlei Vorzüge. Der „Conradin“ ist, wenn auch technisch noch unvollkommen, schon eine hübsche Talentprobe. Bedeutend höher steht „Der Kampf der Hohenstaufen“, ein Trauerspiel, welches das zum Gegenstande vieler Dichtungen gewordene Zerwürfnis zwischen Kaiser Friedrich II. und seinem Sohne Heinrich behandelt. Sehr charakteristisch für Heyden sind seine „Dramatischen Novellen“ (2 Teile), stark mit epischen Elementen durchsetzte Dramen, in denen sich der Dichter als ein Schüler der Spanier zeigt. (Nennt doch auch Schack — Geschichte der dramatischen Litteratur in Spanien 2, 78 — die spanischen Dramen der ersten Perioden „Dramatische Novellen und Epen“.) Von den beiden Werken des ersten Teils verdient „Magandola oder die Perle des Ganges“ der Vergessenheit entrissen zu werden. Des Dichters Liebe zur Natur spricht sich hier am zartesten aus. Die sehr zahlreich angewandten Bilder haben ihren Ursprung meist in der Pflanzenwelt. Wie die Dichter der romanischen Länder, unter deren Einflusse er stand, besaß auch Heyden eine große Vorliebe für Erkennungsscenen; davon zeugt im

2. Teile besonders „Das Feuer im Walde“. Bald führen Narben, bald Kleinodien die Erkennung herbei. Für den „Apelles“ sei Gabriel auf das im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin befindliche Handexemplar des Königsberger Novellisten und Kunsthistorikers Ernst August Hagen verwiesen, das der ehemalige Besitzer, der übrigens Heydens erster Biograph ist, mit einer Reihe von Bemerkungen versehen hat. Die dreibändige Sammlung „Theater“ verdient zum Teil ebenfalls den Titel „Dramatische Novellen“, da die unverarbeiteten epischen Elemente in einzelnen Stücken recht störend sind. Das Gefühl der Nichtwirklichkeit tritt stark hervor, zumal da Heyden seine Gestalten häufig sich über das Romanhafte ihres Schicksals äußern läßt. In seinen Lustspielen, die viel Zeitsative enthalten, ist der Dichter nicht glücklich. Von den ernsten Stücken sind „Nadine“ und „Der Liebe Zauber“ technisch geschickt. Am höchsten steht „Der Spiegel des Akbar“, ein Werk, in dem wir zuweilen ähnliche Töne vernehmen, wie in Grillparzers „Libussa“. Heydens zum größten Teil auf geschichtlicher Grundlage beruhende Novellen und Erzählungen (er scheidet beide Formen nach Hippels Definition) gehören zu dem Besten der Taschenbuchlitteratur. Die dem Verfasser nicht zugänglich gewesene Erzählung „Der rächende Strom. Bruchstück aus den Papieren eines schottischen Pairs“ (Taschenbuch für das Jahr 1822. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Frankfurt a. M. bey Gebrüder Wilmanns) ist als Maria Stuart-Dichtung von Interesse. Wir haben die Form der Rahmenerzählung, der Erzählende ist der Barde Arpin. In freien Rhythmen trägt er nach ossianischer Art die Geschichte Selimas, der Tochter Rynos, und ihres Gatten, des Grafen Armand von Hauterive vor. Der französische Ritter, der zur Bekehrung der Heiden in das Land gekommen war, hatte die schottische Jungfrau zu seinem Weibe gemacht und ihr bei dem Strom, dem Gotte Selimas und ihrer Ahnen, ewige Treue geschworen. Doch bald läßt er sich von den Reizen Maria Stuarts umstricken und schreibt ihr: „Nur Du beherrschest meine Brust, Selima ist todt in meinem Herzen.“ Die verratene Gattin, die durch den Adler Hilgur Kunde von Armands Treubruch erhalten hat, stürzt sich vor Leid mit ihrem Knaben in den Strom, diesen zu ihrem Rächer anrufend. Ihre Bitte wird erhört, der Strom schwillt gewaltig an, tost zu den üppigen Gärten der Königin hin und reißt den zu Marias Füßen liegenden Armand in seinen Strudel hinein. — In einer Anmerkung zu seiner Erzählung, deren dichterischer Wert nicht verkannt werden darf, macht Heyden auf das Unhistorische darin aufmerksam, das zu seiner Zeit, in der von den meisten Ästhetikern unbedingte geschichtliche Treue gefordert wurde, immerhin zu den Seltenheiten gehörte. — Nur einen Roman hat uns Heyden gegeben: „Die Intriguanten“. Das Gebiet, auf dem er sich am heimischsten fühlte, war offenbar

das Epos. Zwei seiner gelungensten Epen „Reginald“ und „Das Wort der Frau“ spielen, wie schon zwei seiner Dramen und die Erzählung „Der Sohn der Wildniß“ (Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1824 herausgegeben von Theod. Hell, S. 212 ff.), die übrigens um ihrer dramatischen Elemente willen nach Hippels Definition eher den Namen „Novelle“ verdiente, im staufischen Zeitalter. Heyden war, wie die meisten seiner Zeitgenossen, der Ansicht, daß, „so viele Stürme und Zerrüttungen das schöne deutsche Vaterland im Mittelalter und der neueren Zeit auch hat erdulden müssen, doch ganz gewiß diejenigen zu den erschütterndsten gehören, welche am Ende des 12. und Anfange des 13. Jahrhunderts der fürchterliche Kampf der Welfen und Waiblinger in ihm erregten“. Der Hintergrund des „Reginald“ ist „des zweyten Friedrich große Zeit, da sich der Osten und das Abendland zu wunderbarem Bund die Hände reichten“. Das Gedicht ist sowohl hinsichtlich seiner mangelhaften Komposition wie der großen Würdigung der kirchlichen Macht und Herrlichkeit (zumal im letzten Gesange) ein echt romantisches Produkt. „Das Wort der Frau“ ist das einzige Werk Heydens, das gegenwärtig noch in weiteren Kreisen zumal bei der älteren Generation bekannt ist. Es behandelt die durch den Bund der Agnes von Hohenstaufen mit dem Sohne Heinrichs des Löwen zustande gekommene Versöhnung der beiden feindlichen Geschlechter und verdient seine Popularität durch die ansprechende Darstellung in vollem Maße. Gabriel hat an dieses Hauptwerk Heydens einige stoffgeschichtliche Untersuchungen angeknüpft, die an und für sich dankenswert sind. Nur hätten sie — in kürzerer Form — in den Anmerkungen gegeben werden sollen, da sie an ihrer jetzigen Stelle — mitten im Text — den Gesamteindruck der Abhandlung stören. Der Stoff, dem das Romeo- und Julia-Motiv zu Grunde liegt, hat viele Dichter zur Bearbeitung gereizt. Der Verfasser bespricht die Dichtungen von Dahn, Martin Greif, Arnold Schloenbach, Nienstädt, Grabbe und Raupach. In Arnims „Päpstin Johanna“ Beziehungen zu dem Stoff zu suchen, liegt fern. Der Verfasser hätte seine Vermutung mindestens besser stützen müssen, indem er etwa eine nähere Beschäftigung Arnims mit der Geschichte der Hohenstaufen nachweist, auf die „Die Kronenwächter“ z. B. deuten. Hinzuzufügen wäre, daß auch Albert Lindner die Episode in sein Drama „Stauf und Welf“ (Jena 1867) hineinspielen läßt. In Ed. Tempeltеys Drama „Hie Welf — Hie Waiblingen“ (Berlin 1858) ist der Geliebte der Agnes nur ein Vasall Heinrichs des Löwen, Bernhard von Welpe. Einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufendichtungen giebt Gabriel nicht. Sein Verdienst, das Andenken Heydens erneuert zu haben, soll aber nicht verkannt werden, wenn auch mit seiner Arbeit die Akten über den Dichter noch nicht geschlossen sind.

Leipzig. Werner Deetjen.

Eck Samuel, David Friedrich Strauß. Stuttgart 1899. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 6 M.

Nach den meisterhaften und eingehenden Darstellungen, welche E. Zeller und A. Hausrath von dem Lebensgang und der Persönlichkeit des großen Kritikers der Theologie entworfen haben, mit einer neuen Bearbeitung hervorzutreten, müßte als ein einigermaßen gewagtes, ja zweckloses Unternehmen angesehen werden, wenn nicht mittlerweile das biographische Material für ein intimeres Verständnis von Strauß' Charakter durch die Veröffentlichung seines Briefwechsels eine erhebliche Erweiterung erfahren hätte.[1]) Hausrath, der sein Buch 1876 abschloß, hatte auf diese wichtige Quelle noch fast ganz verzichten müssen. Nur die Beilage zum ersten Bande enthält einen Abdruck der Briefe, welche Strauß in der Züricher Berufungsfrage an Hitzig schrieb; und die Vorrede wendet sich noch an die Besitzer von Strauß-Briefen mit der Bitte, in dieselben Einsicht zu gestatten. Von diesem mächtigen Hilfsmittel des Biographen hat Eck an vielen Stellen Gebrauch machen und dadurch die Auffassung des inneren Lebens und der Persönlichkeit bei Strauß teils berichtigen, teils verfeinern können. Dies ist gerade für seine Arbeit bedeutungsvoll. Denn obwohl sie es ablehnt, eine vollständige Biographie geben zu wollen, anerkennend, „daß eine solche neben Hausraths trefflichem Buche zur Zeit überflüssig sei, so hebt sie doch — mit großem Rechte wie mir scheint — hervor, daß Strauß' Schriften fast ausnahmslos von persönlichen Motiven geleitet oder doch von solchen wenigstens umspielt seien; eine Art Selbstbekenntnisse, wie Goethes Dichtungen. Das Herausarbeiten dieses psychologischen Moments, das eindringende Verständnis der Situationen und Stimmungen, aus denen Strauß' litterarische Thätigkeit überall herausgewachsen ist, bildet, wie mir scheint, das Hauptverdienst der vorliegenden Arbeit, welche im übrigen den von Hausrath behandelten, weitschichtigen Stoff auf weniger als ein Drittel zusammengedrängt und dadurch allgemeiner und bequemer zugänglich gemacht hat. Dieser Ausgangspunkt ist auch in anderer Beziehung fein gewählt. Der Verfasser ist ein Theologe, welcher der Schule Ritschls angehört. Er sieht in Strauß, wenigstens soweit die Theologie in Betracht kommt, nur noch eine Macht der Vergangenheit. Ritschls übermächtiger Geist, so sagt er in der Einleitung, hat in dem nämlichen Jahre, in welchem Strauß starb, der Theologie nach dessen Negationen eine neue Position gegeben. Ein Mann wie Strauß ist dem Verfasser darum begreiflicherweise im Grunde sehr unsympathisch. Ritschls Schule glaubt an die selbständige Wirklichkeit der Religion, die Strauß höchst fraglich geworden war. Aber — man muß es rühmlich anerkennen — der Verfasser ist

[1]) Siehe Ausgewählte Briefe von D. Fr. Strauß, herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Bonn 1895. (Euphorion, 5. Band, 2. Heft.)

darum nicht ungerecht gegen Strauß. Was er an eigentlicher Polemik gegen Strauß vorbringt, ist wenig, ist gemäßigt und in der Regel ohne Beweiskraft. Umso stärker und umso geschickter sind die indirekten Wirkungen, und fast möchte man vermuten, um ihretwillen sei das Buch geschrieben worden. Indem Eck an der Hand der Gesamtausgabe der Straußschen Schriften und der Briefsammlung dem eigentümlichen Entwicklungsgange dieses Geistes nachspürt, setzt sich vor seinen Lesern Zug um Zug das Bild einer geistig hochbedeutenden, aber seltsam in sich gespaltenen Persönlichkeit zusammen. Er giebt zu, daß es eine schwere Schuld gewesen sei, eine Persönlichkeit wie Strauß aus der Theologie zu verdrängen — eine Schuld, die kirchlichem Fanatismus zur Last fällt; aber giebt uns auch zu verstehen, daß Strauß mit dieser seiner Verdrängung aus der Theologie und mit der daraus sich seiner persönlichen Art nach ergebenden Verkennung der Religion als Lebensmacht, ja Lebenselement, den eigentlichen Schwerpunkt verloren und einen neuen nicht wieder zu finden vermocht habe. In ungemein geschickter Weise wird aus dieser individuellen Thatsache, die in Bezug auf Strauß unzweifelhaft gilt (wenn auch vielleicht nicht in dem Umfange, wie Eck uns glauben machen will) der Leser zu der allgemeinen Folgerung geleitet, daß dieser einzelne Fall allgemeine Beweiskraft habe, daß es keine wirkliche, sondern immer nur eine scheinbare Emanzipation von der Religion gebe. In der That geht durch Strauß' Leben ein eigentümliches Schwanken, eine Unsicherheit in gewissen Grundpositionen, die ihm selbst viele schwere Stunden bereitet und auch der Sache, welcher er zu dienen glaubte, vielfach geschadet hat. Mit dem ersten Leben Jesu und der Glaubenslehre hatte er seine wissenschaftliche Abrechnung mit der Theologie vollzogen; er hatte sich, als Theologe und mit dem ganzen Rüstzeug der Disziplin ausgestattet, sozusagen aus der Theologie hinausgedacht. In manchen Momenten ist er sich selbst darüber vollständig klar. Er fühlt, daß es auf diesem Gebiete für ihn nichts mehr zu thun gebe; daß seine geschichtliche Mission abgeschlossen sei. Aber — und das ist es, was Ecks Darstellung mit ganz besonderer Schärfe ersichtlich macht — er kommt trotzdem von der Theologie nicht los. Ja er bleibt nicht einmal den eingenommenen Positionen getreu; man kann kaum anders sagen, als daß, je nach den äußeren Erfahrungen, die er mit dem kirchlichen Wesen macht, die Tonart wechselt, in welcher er von der Religion spricht. Die Wirkung des ersten Lebens Jesu hat ihn tief erschüttert; er sieht alle seine Lebensaussichten zerstört; er fühlt sich vereinsamt, verlassen; er sucht wieder Anlehnung — merkwürdigerweise auf der Seite, von der er sich eben auf das Entschiedenste getrennt hatte. Darum der versöhnliche Ton in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen aus den Jahren 1836 bis 1839. Ja er glaubt alles Ernstes als Lehrer der Dogmatik an einer theologischen Fakultät möglich zu sein. Das Scheitern

des Projekts seiner Berufung nach Zürich öffnet ihm die Augen. Die „Glaubenslehre" verkündet den völligen Zusammenbruch des Lehrgebäudes der Theologie, wie das Leben Jesu den Bankerott der biblischen Geschichte. Mit Recht hebt Eck den rein destruktiven Charakter dieser Untersuchung hervor, welche die Kirche in den Humanitätsstaat aufgehen und Kunst und Wissenschaft allein als wertvolle Ziele der geistigen Entwicklung übrig läßt, während die Religion nur als Gefäß des „idiotischen Bewußtseins" bestehen bleibt. Gewiß wird man dem Verfasser zustimmen müssen, wenn er sagt, nach dieser Abrechnung wäre ein innerlich konsequenter Mensch mit Notwendigkeit dazu geführt worden, die weitere Entwicklung, das heißt Selbstverknöcherung und Selbstaufhebung der Theologie, dem natürlichen Gang der Dinge zu überlassen und sich selbst ein neues Arbeitsgebiet zu suchen. Es liegt nahe, hier an einen Mann wie Eduard Zeller zu erinnern. Ähnlich wie Strauß hatte er mit bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete der historisch-kritischen Theologie seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen, und als auch ihm theologische Bedenklichkeit das Weiterschreiten verwehren wollte, sehen wir ihn mit kühnem Entschlusse das alte Handwerkszeug weglegen und als Historiker der Philosophie klassische Bedeutung gewinnen. Etwas Ähnliches ist Strauß, nicht ohne seine Schuld, versagt geblieben. Er greift umher, ohne bestimmtes Ziel, nach diesem und jenem, was ihn eben reizt. Er gelangt nicht dazu, sich außerhalb der Theologie ein neues wissenschaftliches Fundament zu schaffen. Derselbe Mann, der nicht müde wird zu versichern, die Theologie sei ihm gänzlich verleidet, er wolle sich nie mehr mit ihr einlassen, er habe in ihr lediglich eine Besen- oder Peitschenbestimmung zu erfüllen gehabt, entschließt sich zu seinem zweiten Leben Jesu und unternimmt dort genau das, was die erste Bearbeitung des Stoffes als unvollziehbar dargethan hatte: aus dem vorliegenden biblischen Material die festen Umrisse einer geschichtlichen Erkenntnis über Person, Leben und Lehre Jesu zu gewinnen. Derselbe Mann, welcher in dem berühmten Paragraphen 99 der Glaubenslehre Kirche und Religion aus den führenden geistigen Mächten ausgeschaltet hatte, stellt im zweiten Leben Jesu den Nazarener unter die großen Bildner des Menschheitsideals, dem er durch die religiöse Fassung eine höhere Weihe gegeben haben soll. Derselbe Mann, der 1850 an Vischer schreibt, als dieser ihn zu produktiver Thätigkeit antreibt, „zur Philosophie als solcher habe er kein Talent", nimmt um die Mitte der sechziger Jahre den Gedanken an eine zusammenfassende populäre Darstellung dessen, was als moderne Weltanschauung gelten durfte, auf und hat ihn im „Alten und neuen Glauben" geistreich, aber mit einer für solches Unternehmen doch ungenügenden Ausrüstung durchgeführt. Denn um für die platonisierende und spiritualistische Philosophie etwas Ähnliches zu leisten, wie es seine ersten Schriften für die Theologie geleistet hatten, hätte es in der That ganz anderer

und weit umfangreicherer Vorstudien bedurft, als er sie für dies Schlußwerk seines Lebens, schon an der Schwelle des Alters, zu machen vermochte.

Diese und andere Schwankungen, auf die ich hier nicht näher einzugehen vermag, treten in der Eckschen Darstellung scharf hervor und lassen, ohne eigentliche Gehässigkeit des Darstellers, Strauß in zwiespältigem Lichte erscheinen. Sie sind gerade dadurch interessant. Das Auge des Gegners sieht ja stets Vieles schärfer als das des Freundes. Und in dem Verhalten, das Strauß gegenüber der Theologie befolgt, zeigt sich fast auf typische Weise die ganze Stellung des Liberalismus zur religiösen Frage im 19. Jahrhundert. Sehr treffend nennt der Verfasser auch gleich an der Spitze seines Buches Strauß das Organ der modernen Bildung und unseres nationalen Liberalismus. So ist es gewiß auch bezeichnend, daß derjenige unter Strauß' Zeitgenossen, welcher die entschiedenste und klarste Stellung zum religiösen Problem gewonnen hatte, Ludwig Feuerbach, der deutschen Bildung doch ungleich fremder geblieben ist als Strauß.

Auf dasjenige, was der Verfasser außer dieser psychologisch-biographischen Würdigung zur Kritik der Straußschen Gedanken, namentlich des letzten Bekenntnisses im alten und neuen Glauben beibringt, will ich im Rahmen dieser litterarischen Zeitschrift nicht näher eingehen. Nur eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, weil sie sich auf die Gesamtwirkung des Buches bezieht. Dieses ist, trotz aller Zurückhaltung des Autors, kein rein historisches oder biographisches, sondern zugleich ein kritisches Werk. Als solches aber leidet es an dem Fehler, daß die eigene Position des Verfassers zu sehr im Dunkeln bleibt. Das tritt besonders im letzten Abschnitt hervor. Wir hören dort viel von den Unzulänglichkeiten des neuen Glaubens. Mag sein. Aber wir stehen noch unter dem Eindruck, daß der alte Glaube hoffnungslos zerrieben ist, und daß gerade Strauß mit das Beste daran geleistet hat. Ein banges „Δός μοι ποῦ στῶ" drängt sich unwillkürlich hervor. Oder glaubt der Verfasser mit der bloßen Erwähnung Ritschls seinen Lesern diesen Ankergrund gegeben zu haben? Aber in Bezug auf die Probleme der historisch-kritischen Theologie sagt er selbst, daß sie niemand als gelöst oder abgethan bezeichnen könne, der die jüngste Phase theologischer Forschung mit offenen Augen verfolgt hat. Und ist es mit den spekulativen Problemen, die der „neue Glaube" zu lösen versuchte, denn anders? Kann eine rein subjektivistische Theologie wie die Ritschls auch nur in die Nähe der eigentlichen Rätselfragen des Daseins gelangen?

So kommt man, trotz vieles Trefflichen, zu keiner rechten Freude an dem Buche. Man legt es aus der Hand mit dem Wunsche, das nächste Buch über Strauß möchte von einem Nichttheologen und einem Nichtgläubigen geschrieben werden. Dann wird die Schwäche wie die Stärke des merkwürdigen Mannes in anderem Lichte erscheinen.

Wien. Fr. Jodl.

Moser Heinrich, Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers. Leipzig, H. Haessel 1900. 4 M.

Uhl Wilh., C. F. Meyer. Hamburg, Verlagsanstalt A. G. 1900. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge 345.) 80 Pf.

Moser hat die Gedichte Meyers von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Avatar sorgfältigst studiert und giebt in dem ersten, römisch paginierten Teil die Ergebnisse, im zweiten Belege. Es ist schade, daß die mit großer Umsicht zusammengestellten Beobachtungen in einer gezierten Sprache vorgetragen werden, in der besonders Adjektiva wie „großwürfig" (S. XXII), „gedankenadelig" (S. XXXIII), „tiefgründend" (S. XCVII) und das freilich leider schon „in weiten Kreisen beliebte" Lobwort „großzügig" (S. LXIV) eine Hauptrolle spielen. („Merkwürdig, wie gerne Meyer Schöpfungen der antiken bildenden Kunst durchblutet" S. LXXVIII!) Das fällt besonders auf, weil der Verfasser für die feine Kunst seines großen Landsmanns wirklich ein seltenes Verständnis zeigt und ihn doch in gesuchter Rede fast parodiert.

Vortrefflich sind besonders die Beobachtungen über Meyers euphonische Verbesserungen (S. XLII), denen sich freilich etwas spitzfindige lautsymbolische Sätze (S. XLIV, XCII) anschließen; ferner diejenigen über Stimmung (S. XLVII), Konzentration (S. LXVII), Bewegung (S. LXXVI), über das Dramatische in den Balladen (S. LXXXVIII). Durch die Sorgfalt dieser Studien werden eine Anzahl von Gedichten wie etwa die herrlichen „Stapfen" (S. LXXVI, LXXXI, LXXXVII), die „Füße im Feuer" (S. LXXXIX und öfter) fast mit einem eingehenden sprachlichen Kommentar ausgestattet. Allerdings hebt Moser (S. XCV) mit Recht hervor, daß man auch den Romanen und Balladen des Schweizers erst beim Vortrag ganz gerecht wird. Gut charakterisiert er (S. XC f.) Meyers Sprache, die (S. XCIII) vor allem eine Sprache der Verba sei. Dagegen mißglückt der Versuch, sich in dem Vergleich Mosers mit Michelangelo (S. LVIII) zu einer allgemeineren Würdigung des Dichters zu erheben.

Der zweite Teil (der eigentlich der erste sein sollte und durch „Vertausch", wie es S. XLIII heißt, an seine Stelle gerieth) bringt wichtige Belege besonders für die „abgeleiteten Gedichte" (§ 4 f., vgl. S. XXVI f.) — eine für C. F. Meyer besonders bezeichnende Erscheinung, daß einzelne Stücke verworfener Dichtungen sich zu selbständigen Schöpfungen entwickeln. Er teilt auch ungedruckte Gedichte Meyers mit, eins (S. XCVII) mit hübschen Parallelen aus G. Keller und Th. Fontane. Dazu gehören auch (S. 91 f.) Gelegenheitsgedichte von verschiedenem Wert.

Schon die metrischen Beobachtungen allein sichern dem Buch dauernde Bedeutung; wer über C. F. Meyer arbeitet, kann es einfach nicht entbehren.

Uhl ist dagegen in seinem Vortrag nicht allzu glücklich. Schon äußerlich fällt das unaufhörliche Unterstreichen störend auf. Aber es entspricht der Neigung des Verfassers, paradoxe Behauptungen hinzuwerfen, die bei breiterer Begründung vielleicht diskutabel sind, in einem kurzen populären Vortrag aber verwirrend wirken müssen. Denn er hält sich erst unnötig lange bei Hauptdaten der Schweizer Litteraturgeschichte auf, die seine kühnen Anfangssätze über die vier germanischen Temperamente („der Alemanne ist cholerisch") doch nicht stützen können; und dann spricht er doch fast nur von den Gedichten, die er (S. 18) mit zweifelhaftem Recht viel höher stellt als die Prosa. Ganz im Gegensatz zu Moser bestreitet er, daß Meyers Verse sich für den Vortrag eignen (S. 19) und meint, sie seien „oft keineswegs zu ihrem Vorteil" umgearbeitet, während jener gründliche Kenner nachweist, wie sie beinahe immer gewannen. Ich finde auch nicht, daß man im „Hutten" „oft förmlich grübeln" müsse beim Lesen (S. 29). Staunen aber muß ich bei Sätzen wie diese: „Meyer besitzt im historischen Genre keineswegs die Routine von Ebers und Dahn. Doch hat der Jenatsch auch große Vorzüge" (S. 41). „Das kleine Stückchen liest sich recht angenehm und bildet mit den anderen drei kleinen Novellen noch den angenehmsten Teil der Meyerschen Prosa" (S. 42) „Manches [in „Gustav Adolfs Page"] ist geradezu kindlich" (S. 43) Aber auch denjenigen Satz, der das höchste Lob für Meyer enthält, kann ich nicht gelten lassen: die Nebenfiguren im „Leiden eines Knaben" seien „alle zehnmal plastischer getroffen als je eine einzige historische Figur bei Gottfried Keller" (S. 13). Und so behalten wir hier zum Lob leider nichts übrig als ein paar Einzelbemerkungen zu Vers (S. 29) und Sprache (S. 40) oder den Hinweis auf Strauß für den Hutten (S. 28) und auf Burckhardt für die Renaissance-Dichtungen (S. 32). Aber ich denke mir, Moser behält Recht und auch bei Uhl wird der Vortrag alles zu anderer Geltung gebracht haben!

Berlin. Richard R. Meyer.

Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays zusammengestellt von Margarete Henschke. Th. Hofmann, Gera 1900. M. 3.—, geb. M. 3.50.

Der Gedanke, ein Lesebuch der modernen deutschen Prosa nicht aus Bruchstücken, sondern aus ganzen, fertigen Essays und Studien zusammenzusetzen, liegt scheinbar sehr nahe; dennoch ist er von der Verfasserin zum erstenmal folgerecht durchgeführt. So tritt an die Stelle des Anreizenden, Beunruhigenden das Abgeschlossene, das auf die Dauer allein zu befriedigen vermag; und, was pädagogisch noch wichtiger ist: die gefährliche Anleitung zum Blättern, Anschmecken, Probieren wird ersetzt durch eine kluge Wegleitung zum ernsten Fertiglesen.

Freilich darf jener Reiz, der in dem Fragmentarischen liegt, nicht ganz fehlen, weil eben die Jugend zum Lesen herangelockt werden soll. Er ist hier aber ohne weiteres gegeben, da die Essays ja selbst anregend wirken, und ferner dadurch, daß die Auswahl an sich aus jedem Gebiet manche wichtige Themata nur berühren kann und andere ganz unberührt lassen muß. Gerade auch in der Kunst, die einzelnen Stücke zusammen wirken zu lassen, scheint mir die Verfasserin höchst glücklich gewesen zu sein. Eine feine Kennerin unserer Prosalitteratur hat sie unter die nicht beengenden Rubriken „Zur Geschichte"; „Zur Litteratur"; „Zur Kunst"; „Zur Naturerkenntnis und Naturbetrachtung"; „Zur Volkswirtschaftslehre"; „Zur Pädagogik, Psychologie und Ethik" eine vortreffliche Auslese von Essays, Reden und Studien getroffen, so daß diese die Hauptpunkte herausheben, sich gegenseitig Relief geben und auch wieder dazu anlocken, durch private Lektüre die Lücken zu ergänzen.

Daß hin und wieder der Referent anders gewählt hätte, braucht man nicht zu erwähnen; aber selbst, wo er es sehr gern gethan hätte, bescheidet er sich gegenüber der pädagogischen Erfahrung der Verfasserin. Es sind nur zwei Punkte, die er für die hoffentlich rasch nötige zweite Auflage des hübsch und handlich ausgestatteten Buches zur Erwägung giebt. Zunächst scheint mir die Auswahl einen zu ausgeprägt norddeutschen Charakter zu tragen. Neben Treitschke und Sybel sollte Döllinger zum Wort kommen; die Schwaben dürften außer Vischer, Auerbach und Schmoller vielleicht noch Strauß und Rümelin vorschicken (Zeller hat in seiner Schreibweise gar nichts Schwäbisches); und für Österreich wäre außer dem so stark nach Norddeutschland neigenden Scherer vielleicht ein hübscher Aufsatz von Rosegger, wenn nicht gar eine Studie von Grillparzer zu wünschen. Gegen die etwas schwere Art der Norddeutschen würde diese leichtere Manier gut wirken. Mindestens aber bitten wir um den Mitteldeutschen Hillebrand, der gerade pädagogisch wichtig ist. — Zweitens möchte ich überlegt wissen, ob nicht auch der Essay in Miniaturformat, der Aphorismus, mit ein paar Beispielen von den Romantikern, von Hebbel, ja sogar von Nietzsche Zutritt finden sollte. Steht er doch der eigenen Produktion einer wohl immer noch heimlich Tagebuch schreibenden weiblichen Jugend so nahe! und könnte er in sorgfältiger Auslese doch auch auf diese Produktion heilsam wirken!

Berlin. Richard M. Meyer.

Reich Emil, Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen gehalten an der Universität Wien. Dritte, vermehrte Auflage. Pierson, Dresden und Leipzig. 3 M.

Reich erklärt (S. XI), er schreibe nicht als Biograph, sondern als Soziologe. Richtiger charakterisiert er wohl seine Tendenz mit der allge-

meinen Bemerkung, Ibsen müsse mehr vom Ethiker als vom Ästhetiker beurteilt werden (S. 328). Ja, er geht am Schluß (S. 412) so weit, Ibsen einen irrtümlich als Poeten aufgefaßten Philosophen zu nennen, während er ihn doch sonst gern mit Goethe, mit Anzengruber, am glücklichsten (S. 368) mit Hebbel zusammenstellt.

In dieser Grundauffassung liegen die starken wie die schwachen Seiten des Werkes begründet. Zu den starken rechnen wir insbesondere eine eingehende und durchaus selbständige Prüfung der ethischen Entwicklung Ibsens. Sie scheint uns allerdings auch schon zu stark moralistisch gefärbt und auch in der direkt persönlichen Anteilnahme des Verfassers für das altruistische Prinzip (Nietzsche ist ihm S. 328 „ruchlos") der nötigen Objektivität zu entbehren. Aber es ist doch sehr ersprießlich, daß Reich in die ethisch-poetischen Anschauungen des Dichters eine Art Geschichtsphilosophie zu tragen versucht, die in Rosmersholm (S. 229. 326) gipfelt. Ich gestehe allerdings, daß ich mir die Deutung dieses Dramas, auf die Reich (mit Recht) besonders Gewicht legt, nicht anzueignen vermag; ich fasse die Tragödie erheblich pessimistischer auf und sehe in ihr eher ein Gegenstück zur „Wildente": wie hier der Idealismus den Realismus, sucht dort der Realismus den Idealismus vergeblich zu überwinden und geht nur selbst in diesem Kampfe zu Grunde. Schließlich ist doch wohl gerade dies das tragische Grundmotiv bei Ibsen, daß der leidenschaftliche Pädagog immer bekehren und erziehen möchte — und der grübelnde Psycholog immer wieder auf die „Unveränderlichkeit der Charaktere" stößt. Auch sonst ist diese individuelle Philosophie der Geschichte von Ibsens Dramen wie alle Geschichtsphilosophien der Gefahr ausgesetzt, unterzulegen statt auszulegen, etwa in den „vier Typen des Jahrhunderts" in „Rosmersholm" (S. 261), in dem höchst schiefen Vergleich von West mit Stirner (S. 274); während sich Reich doch sonst selbst gegenwärtig hält, daß von dem Verhältnis des Dichters zu seinen Figuren gilt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken" (S. 175). Und wie alle solche Werke bringt auch dies neben sehr glücklichen Formeln (erst Tod, dann Leben als Sühne S. 339) sehr zweifelhafte (Opfere dein Selbst! S. 340 — darf man diese Parole wirklich dem trotzigen Individualisten in den Mund legen trotz seiner eigenen Umbildung S. 409?).

Die Auffassung Ibsens als eines in den Dichter nur verkleideten Philosophen hat aber vor allem eine Unterschätzung der rein ästhetischen Entwicklungsfaktoren zur Folge. Wohl giebt Reich nicht nur in einem besonderen Abschnitt über „Technisches" (S. 328 f.) knappe, aber ausgezeichnete Bemerkungen über seine Behandlung der „Einheiten", über Episches im Drama, Entwirren der Vergangenheit, Aktschlüsse u. s. w., sondern weiß auch im Verlauf der Arbeit vorurteilslos auf technische Mängel etwa im „Borkman" (S. 352. 355) und sogar in den „Ge-

spenstern" (S. 174) hinzuweisen. Wohl fehlt es nicht an oft recht belehrenden Hinweisen auf andere litterarische Erscheinungen (Penthesilea und Käthchen S. 209, Hamlet S. 237; Bourget, Tolstoi, Rosny S. 341; sehr hübsch über Fuldas „Sklavin" S. 155 und geistreich zum „Pfarrer von Kirchfeld" S. 129); freilich stehen daneben auch recht mißlungene Parallelen (Bauernfelds „Krisen" S. 175; Bourgets „Disciple" S. 261) oder glückliche werden beirrend ausgeführt (zum „Vierten Gebot" S. 175. 181). Auch wird über das gerade bei Ibsen so ungemein interessante „Gesetz der Umbildung" seiner Figuren (S. 360) verständnisvoll gesprochen und die selbständige Entwicklung der Phantasiegestalten der Einzelerklärung, mit verschiedenem Glück, scheinbar gemacht (Helene und Nora S. 189; dagegen Brendel und Hjalmar S. 260). Aber es fehlt doch völlig die Betonung der rein ästhetischen Notwendigkeit gewisser Kontraste und gewisser Lösungen, die eben doch mehr poetisch als ethisch zu beurteilen sind; hierdurch ist etwa „Hedda Gabler" ganz aus dem Zusammenhang gerissen und in der Analyse entstellt, wenn Tesman, die komische Gegenfigur zu Lövborg (der Wagner zu diesem Faust) als Vertreter der Pflichtidee (S. 306) gelten soll. Oder die tragikomische Figur Lyngstrands, eine der originellsten Schöpfungen des nordischen Meisters, wird unter den strengen Gesichtspunkt des verwerflichen Egoismus gerückt (S. 282), während er doch nur zwischen die anderen Egoismen des Dramas die Nuance des naiven Krankheits-Solipsismus bringt. Ebenso kommt auch der starke Einfluß der französischen Thesenstücke und ihre Technik nirgends zu seinem Recht (vgl. z. B. S. 271), während der französische Roman eher zu stark herangezogen wird („Mme. Bovary" S. 304 f.).

Im ganzen haben wir doch das Werk als einen dauernden Bestandteil der „wichtigen" Ibsen-Litteratur anzuerkennen, neben der ach! so vieles Überflüssige herläuft. Vor allem ist der tiefe Ernst und die an Ibsen selbst (S. 408) geschulte Wahrhaftigkeit des Verfassers zu rühmen, der sich von prunkenden Phrasen fern hält und überall zu lernen sucht, von Brandes wie von Dühring (S. 404). Und wenn wir an Reich als Ästhetiker einiges zu bemängeln haben, werden wir doch gewiß Reich als Ethiker mit Respekt begrüßen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Woerner Roman, Henrik Ibsen. In zwei Bänden. Erster Band 1828—1873. Beck, München 1900. M. 8, geb. M. 9.

Der tiefe Ernst der Ibsenschen Dichtung scheint sich unwillkürlich auf jeden zu übertragen, der seine Werke eingehender studiert. Wie Reich hat auch Woerner mit ernster Hingebung gearbeitet; wie jener scheut er sich auch nicht, an dem mit Recht bewunderten Meister zu tadeln, was

ihm tadelnswert scheint. Höchst beachtenswert und ein schönes Zeugnis seiner Selbständigkeit sind z. B. die Beobachtungen über die Manier, wie der angeblich ganz objektiv hinter seinen Figuren verschwindende Ibsen seine eigene Meinung auf der Bühne laut werden läßt (S. 277).

Das Hauptverdienst des etwas breit geratenen Werkes liegt in der gründlichen Durcharbeitung der Quellen, Vorläufer, Anregungen einerseits und in dem eingehenden Kommentar andererseits. Dieser letztere, in der Form einer raisonnierenden Analyse gegeben, berücksichtigt Ideengehalt und technische Fragen gleich sorgfältig und wird dadurch zu einem unentbehrlichen Helfer bei dem Studium und der Würdigung der Dramen. Natürlich wird man nicht in allen Punkten übereinstimmen; z. B. muß ich nach eigener Erfahrung dem Satz widersprechen, daß die „Kronprätendenten" keine Theaterwirkung hervorbringen (S. 164). Sehr fruchtbar sind auch hier Parallelen wie die zum „Peer Gynt" (S. 212. 258) oder die Hinweise auf den „Misanthrope" (S. 175), auf Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" (S. 271), auf Schopenhauer (S. 275), wogegen der Vergleich von „Brand" mit Zolas Meisterwerk „L'oeuvre" (S. 173) mir wieder erzwungen scheint.

In der Aufspürung der Quellen und Vorgänger hat Woerner, der übrigens keineswegs alle Litteratur über Ibsen benutzt hat, Dankenswertes geleistet und besonders zu den beiden antiken Dramen „Catilina" (S. 371: Einfluß von Schillers „Räubern") und „Kaiser und Galiläer" (S. 394) sehr lehrreiche Einzelheiten zusammengestellt. Weniger wird die Gesamtauffassung gefördert, da die Unterscheidung des Furia- und Aureliatypus (S. 73. 196), die Entwicklung bestimmter Hauptmotive (S. 102. 197 und öfter) schon beobachtet war. Doch fand ich die „Umwandlung", die das Jahr 1870 auf Ibsen (wie auf C. F. Meyer: S. 264) ausübte, noch nirgends so stark hervorgehoben. Auch die Auseinandersetzungen über die „moderne Schicksalstragödie" (S. 280) erfordern besondere Beachtung. Neu ist die eingehende Besprechung der Gedichte (S. 311 f.), in welches Kapitel Woerner auch, nicht ganz glücklich, knappe, aber ausreichende Nachrichten über die Sprache des Dichters (nach Storm) eingeflochten hat. Gute Beobachtungen über seinen Stil, die Gleichnisse und Epitheta (S. 36. 37. 40. 345. 350 und öfter) finden sich auch sonst.

Man wird dem zweiten Band, der den „europäischen" Ibsen darstellen soll, wie der erste den „norwegischen", mit der Hoffnung auf weitere reiche Belehrung entgegensehen dürfen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Bibliographie.[1])

Bücher.

Bearbeitet von August Sauer.

Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Weltlitteratur. Grisebach Ed., Weltlitteratur-Katalog. Ergänzungsband. Berlin, E. Hofmann & Co. 3.20 M.

Grisebach bietet hier zu allen Abteilungen seines Euphorion 5, 399 besprochenen Weltlitteratur-Kataloges willkommene Nachträge, am reichsten ist wieder die deutsche Litteratur bedacht. Hervorzuheben ist die vermehrte und berichtigte Notiz über Anthoine de la Sale S. 28 f.; ferner kritische Bemerkungen zu Günther S. 73 f., Götz S. 75 f., Goethe S. 78 f., Lichtenberg S. 83, Bürger S. 84 f.; das Verzeichnis der Druckfehler in Grisebachs Hoffmann-Ausgabe (die für die künftigen Abdrücke in den Stereotypplatten korrigiert sind) und die Daten über Hoffmanns Duzfreund Ludw. Aug. von Rebeur S. 98.

Naschér Ed., Handbuch der Geschichte der Weltlitteratur. Berlin, W. Werther. 18 M.

Saintsbury G., history of criticism and literary taste in Europe. From earliest texts to present day. vol. 1: Classical and mediaeval criticism. London, Blackwood & S. Sh. 16.

Spemanns goldenes Buch der Weltlitteratur. Eine Hauskunde für Jedermann. Herausgegeben unter Mitwirkung von Ed. Bertz, Ernst Brausewetter, Gust. Diercks u. a. (Spemanns Hauskunde III.). Berlin, W. Spemann. 6 M.

Koßmann E. F., Holland und Deutschland. Wandlungen und Vorurteile. Antrittsrede. Haag, Martinus Nijhoff, 1901.

Mit geläutertem historischen Sinn, zugleich aber mit dem für die Behandlung einer so heiklen Frage unentbehrlichen nationalen Takt skizziert Koßmann die litterarischen Beziehungen zwischen den beiden benachbarten stammverwandten Ländern von der Begründung einer selbständigen holländischen Litteratur an bis auf die neueste Zeit. Das Thema verdient eine ausführlichere Darstellung, in der die deutsche Übersetzungslitteratur des 19. Jahrhunderts größere Rücksicht erheischt. — S. 37 ein ungedruckter Brief Klopstocks an J. Meerman, Hamburg, 10. Jan. 1784.

Worden, J. P., Über Longfellows Beziehungen zur deutschen Litteratur. Dissertation. Halle.

Blumenhagen K., Sir Walter Scott als Übersetzer. Dissertation. Rostock.

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1900 zu ergänzen.

Deutsche Litteraturgeschichte. Bartels Adf., Geschichte der deutschen Litteratur. 1. Band. Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1901, C. Avenarius. 5 M.

Bossert A., Histoire de la Littérature allemande. Paris Hachette et Cie. 1901. 5 fr.

Der Verfasser dieses ausgezeichneten Buches ist auf dem Gebiete der deutschen Litteratur längst kein Fremder mehr. Drei allgemein geschätzte, von der Akademie preisgekrönte Werke von ihm sind in mehrfachen Auflagen verbreitet: „La Littérature Allemande au moyen age" (3. Aufl. 1893), „Goethe, ses précurseurs et ses contemporains" (2. Aufl. 1882), Goethe et Schiller (4. Aufl. 1895). Seine langjährigen ausgedehnten Studien faßt er mit sicherer Hand jetzt zusammen, um von der Entwickelung unserer Litteratur ein Gesamtbild zu entwerfen, wie man es so getreu, lebendig und liebevoll von einem Ausländer kaum erwarten durfte. Ein Bewunderer unserer klassischen Litteratur, ein Zögling unserer kritischen Philosophie, ein genauer Kenner auch der früheren und späteren Phasen unseres Geisteslebens, versucht Bossert auch denjenigen Dichtern und Dichtungen gerecht zu werden, die dem französischen Geist widerstreben. Er schöpft überall aus den Quellen, kennt durchwegs die neueste deutsche Spezial-litteratur und läßt sich nirgends von der Subjektivität der Methode blenden, wie moderne französische Ästhetiker sie verkündet haben; er erscheint als ein Anhänger der besten Traditionen deutscher historischer Schule. Am höchsten müssen wir das Feingefühl schätzen, mit dem er sich selbst in die leisesten Schwingungen der deutschen Volksseele eingelebt hat, mit dem er die Unterschiede der einzelnen deutschen Stämme und Landschaften erkennt und wiedergiebt und sogar unsere Dialektpoesie zu würdigen versucht. Richtiger als mancher deutsche Litterar-historiker charakterisiert er in dieser Hinsicht die Entwicklung der Litteratur des 19. Jahrhunderts mit den Worten: „Depuis le commencement du XIXe siècle la diffusion littéraire est plus étendue; l'esprit local s'affirme avec d'énergie; des écoles, grandes ou petites, se fondent partout, sur la Sprée et sur le Rhin, en Suabe, en Franconie, enfin en Autriche, cette terre de langue allemande à laquelle les historiens prussiens n'ont pas toujours accordé l'attention qu'elle mérite" (S. VII). So ist denn auch der Abschnitt, der Österreich und die deutsche Litteratur während des 19. Jahrhunderts daselbst charakterisiert, besonders gut geraten, und man darf sagen, daß das Buch in der Darstellung Grüns und Lenaus, Raimunds und Grillparzers seinen Höhepunkt erreicht. Die hohe Stellung, die der Verfasser in der französischen Unterrichtsverwaltung einnimmt, und der trotz großem Umfange und vorzüglicher Ausstattung sehr geringe Preis berechtigen uns zu der Erwartung, daß das Werk in weiten Kreisen Verbreitung finden und Segen stiften werde. Solche Bücher sind die besten Bürgschaften des Friedens, solche Bücher verbünden. A. S.

Goedeke Karl, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. 2. Auflage. . . . . fortgeführt von Edm. Goetze. 22. Heft. (7. Band. VII und S. 577—883.) Dresden, L. Ehlermann. 6.80 M.

Inhalt: 7. Buch 2. Abteilung. Die Zeit des Weltkrieges. 8. Kapitel. § 309. Autodidakten. § 310. A. Übersetzungen. B. Übersetzer. § 311. Patriotische Dichter.

Den größten Teil dieses Heftes füllt der Übersetzungsparagraph, der ebenso wie die §§ 300—309 von Alfred Rosenbaum in Prag, einem Privatgelehrten von hervorragenden Kenntnissen und hingebendem Fleiß, herrührt. Er ist gegenüber der ersten Auflage nicht wiederzuerkennen, und man möchte nur wünschen, daß die 3. Auflage des Grundrisses auch für die früheren Jahrhunderte solche übersichtlichen und reichhaltigen Zusammenstellungen der in Deutschland so üppig wuchernden Übersetzungslitteratur enthalten möchte, die für eine Geschichte

der deutschen Übersetzungskunst eine notwendige Vorbedingung sind. § 311 ist aus den bewährten Händen des Herausgebers hervorgegangen und bietet für Arndt und Körner und die zahlreichen Flugschriften eine bisher nirgends erreichte Vollständigkeit. A. S.

Hachez, Übersicht über die Entwicklung der deutschen Litteratur bis zum Auftreten Klopstocks. Programm. Eutin.

Koch Max, Geschichte der deutschen Litteratur. 4. Auflage. (Sammlung Göschen. 31 Bändchen.) Leipzig, G. J. Göschen. 80 Pf. — Geschenkausgabe. 2. Auflage. 3 M.

Vilmar A. F. C., Geschichte der deutschen National-Litteratur. 25. (Jubiläums-) Auflage. Mit einer Fortsetzung: „Die deutsche National-Litteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" von Adf. Stern. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 5 M.

Vilmar hat verfügt, daß der Text seines Werkes in allen späteren Auflagen unverändert zu bleiben habe, und die Herausgeber sind dieser Bestimmung genau nachgekommen. Dort, wo das Buch von der Forschung heute überholt ist, sucht Stern in den Anmerkungen ergänzend und berichtigend einzugreifen. Sterns bekannte Fortsetzung dagegen, die auch als selbständiges Buch im Handel ist, weist mannigfache Änderungen und Besserungen auf und zieht auch die jüngsten Erscheinungen der deutschen Litteratur in Betracht. Die Grundanschauungen sind selbstverständlich die gleichen geblieben.

19. Jahrhundert. Bartels Adf., Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. 4. Auflage. Leipzig, E. Avenarius. 4 M.

Eger Rud., Das dekadente Jahrhundert. Streifzüge durch die moderne Litteratur. Berlin, W. Süsserott. 50 Pf.

Geiger Ludwig, Das Junge Deutschland und die preußische Censur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen. Berlin, Gebrüder Paetel. 5 M.

Inhalt: Einleitung. 1. Heine und die preußische Censur. 2. Erwachen der Aufmerksamkeit der Censur auf die jungen Schriftsteller. Gutzkows, Wienbargs, Mundts Anfänge. 3. Laubes Selbstbiographie aus den Akten. Kritik dieser Angaben und Schilderung seiner Schriften. 4. Laubes Gefangennahme und Verhör. 5. Der preußische Bann und der Bundestagsbeschluß. 6. Zurückweichen der Verurteilten und Aufrechterhaltung des Bannes (1836–1840). 7. Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. Befreiung der Verfehmten (1840—1843). Anhang: Aus den Akten der Mainzer Central-Untersuchungs-Kommission.

Halusa, P. T., Bilder aus der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts. Münster 1901, Alphonsus-Buchhandlung. 1.20 M.

Lohr A., Streiflichter auf die moderne Litteratur. Dillingen, P. Tabor. 1 M.

Moeller-Bruck Arth., Die moderne Litteratur in Gruppen und Einzeldarstellungen. Berlin, Schuster & Loeffler. Jeder Band 50 Pf.

6. Band. Richard Dehmel. — 7. Band. Unsere alte Heimat. — 8. Band. Bei den Formen 1901.

Steiner Rud., Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert. 2. Band. (Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. 19. Band). Berlin, S. Cronbach. 2 M.

Weitbrecht Carl, Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. 2 Teile. (Sammlung Göschen 134. 135). Leipzig. G. J. Göschen 1901. à 80 Pf.

Drama. Berendt Mart., Schiller-Wagner. Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Berlin, A. Duncker. 3.50 M.

Pfordten Otto von der, Werden und Wesen des historischen Dramas. Heidelberg. 1901. C. Winter. 3.60 M.

Lyrik. Choix de ballades allemandes avec notes annotées par H. Bloch. Paris, Garnier.

Dähnhardt Osk., Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt. I. Aus Marsch und Heide. Leipzig, B. G. Teubner. 2 M.

Eines der liebenswürdigsten Bücher, das ich seit Jahren in der Hand gehabt habe. Ein ausgezeichneter Kenner der deutschen Dialektdichtung, ein lühner Tiefseeforscher im deutschen Volksgemüte, ein warmherziger Pädagog, der seinen Jungen die öde Schulstube zur behaglichen Stätte traulichster Zwiesprach und echtester Märchenstimmung umzuschaffen versteht, macht hier den überaus gut gelungenen Versuch, Schülern und Lehrern eine Auswahl des Besten vorzulegen, was die heimische Dialektdichtung in Vers und Prosa darbietet. Der vorliegende Band umfaßt in 12 Gruppen die norddeutschen Dialekte. Die Vorrede charakterisiert aber auch bereits die mittel- und süddeutschen, denen spätere Bändchen gewidmet werden sollen. Mit hellem Jubel begrüße ich es, daß auch unsere herrliche österreichische Dialektdichtung, um deren Anerkennung in weiteren Kreisen ich seit vielen Jahren eifrig bemüht bin, und besonders Stelzhamer, von Dähnhardt in ihrem vollen Wert erkannt worden ist . . . Er sagt darüber S. x: „Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß, während in Österreich Fritz Reuter gern gelesen wird, man in Deutschland kaum eine Ahnung von dem besten österreichischen Dichter hat, von Stelzhamer. Stelzhamers Poesie spiegelt getreu das ganze poetische Leben des Volkes im Innviertel, sie wurzelt in der Heimat und will im Zusammenhange mit ihr aufgefaßt und verstanden werden . . . Dieser Vorzug der Stelzhamerschen Dichtung ist ein Beweis ihrer Echtheit und Wahrheit, und man sollte ihr die gebührende Achtung nicht länger versagen. In Deutschland wissen ferner nur wenige von dem klassischen, leider fragmentarischen Epos Missons: Der Aar, welcher uns zeigt, daß die Sonne Homers auch unserm Nachbarlande lächelt. Wenige werden den Niederösterreicher Schadeck kennen, wenige Hans Fraungruber, der jetzt neben Rosegger als ebenbürtiger Liederdichter aufgetreten ist." Wir rufen dem vortrefflichen Sammler zur Fortsetzung seiner Schürfarbeit ein herzliches „Glück auf" zu. A. S

Mager A., Deutsche Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts. Programm. Wien.

Pasig Jul., Bismarck im deutschen Liede. Lieder und Gedichte, gesammelt und herausgegeben. Friedenau-Berlin 1901, W. Wohlthal. 1 M.

Prahl, Das deutsche Studentenlied (Burschenschaftliche Bücherei. Herausgeber: Hugo Böttger. 1. Band. 5. Heft.) Berlin, C. Heymanns Verlag.

Scheibert J., Deutsches Werden und Walten in Wort und Lied, gesammelt von Deutschen in Nord und Süd. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 10 M.

Sosnosky Thdr. von, Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Eine poetische Revue. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 5 M. 1901.

Roman. Koch Th., Die Schundlitteratur, ihre Verderblichkeit und ihre Bekämpfung. Vortrag, Berlin. Leipzig, H. G. Wallmann. 40 Pf.

Landschaften. Kerst Frdr., Bergische Dichtung. Eine Sammlung Bergischer Gedichte aus dem 19. Jahrhundert. Elberfeld, Baedeker. 4.50 M.

Ästhetik. Poetik. Methodenlehre. Brandes Georg, Ästhetische Studien. Charlottenburg, H. Barsdorf. 2.40 M.

Inhalt: Vorwort. Der Begriff: Das tragische Schicksal. — Zwei Kapitel aus der Theorie des Komischen.

Courtney W. L., Idea of tragedy in ancient and modern drama: 3 lectures at royal institution, Feb. 1900. Pref. Note by A. W. Pinero. London, Constable. 3 Sh. 6 d.

Dutoit E., Die Theorie des Milieu. Dissertation. Bern 1899.

Ettlinger M., Zur Grundlegung einer Ästhetik des Rhythmus. Dissertation. München 1899.

Gietmann Gerh., S. J. und Johs. Sörensen, S. J., Kunstlehre in 5 Teilen. 2. Teil. Freiburg i. B., Herder. 6 M.

Gietmann, Poetik und Mimik.

Giraud V., Essai sur Taine, son oeuvre et son influence. Freib. (Schweiz), B. Veith. (Collectanea Friburgensia. Neue Serie I.) 8 M.

Herzog Joh. Adf., Was ist ästhetisch? Ein Beitrag zur Lösung der Frage. Leipzig, H. Haessel. 2.40 M.

Kleinsorge F. A., Beiträge zur Geschichte der Lehre vom Parallelismus der Individual- und der Gesamtentwicklung. Dissertation. Jena.

Kunowski Loth. v., Durch Kunst zum Leben. VI. Band. Leipzig 1901. E. Diederichs. 4 M.

VI. Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens.

Kuntz W., Beiträge zur Entstehungsgeschichte der neueren Ästhetik. Dissertation. Würzburg 1899.

Mielke Rob., Der Einzelne und seine Kunst. Beiträge zu einer Ökonomie der Kunst. Berlin, G. H. Meyer. 2.50 M.

Neumann Paul, Nieder mit dem Realismus! Berlin, Hermann Walther. 1.20 M.

Pomezny Frz., Grazie und Grazien in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Bernh. Seuffert (Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Thdr. Lipps und Rich. Maria Werner. VII. Hamburg, L. Voß.) 7 M.

Inhalt: I. Einleitung. Die Grazien bei Anakreon, in der Anthologie, in der Litteratur des 17. Jahrhunderts. — II. Die Entwicklung des Anmutsbegriffes in der Theorie des 18. Jahrhunderts. — III. Die Grazien in der deutschen Anakreontik des 18. Jahrhunderts. Hagedorn, Pyra, Gleim, Uz, Götz. — IV. Wielands Grazien. — V. Salomon Geßners Anmut. Joh. Georg Jacobis sittliche Grazie. Herders Charis. Schluß.

Popp Herm., Beitrag zur Geschichte der neueren Künstler-Ästhetik. Karlsruhe, A. Bielefeld. 3 M.

Renard G., La méthode scientifique de l'histoire littéraire. Paris, Félix Alcan. 10 M.

Symons A., Symbolist movement in literatur. London, Heinemann. Sh. 6.

Sammelwerke. Berdrow Otto, Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte. 2. Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 6 M.

Berger Alfr. Freiherr von, Studien und Kritiken. 2. Auflage. Leipzig, E. Avenarius. 4 M.

Biré E., Etudes d'histoire et de littérature. Lyon, libr. Vitte.

Bölsche Wilh., Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Leipzig, Eugen Diederichs 1901. 5 M.

Inhalt: Dem neunzehnten Jahrhundert. — Ein Wort zu Novalis. — Vom alten Fontane. — Heine im Abendrot seines Jahrhunderts. — Die Gebrüder Hart. — Altes und Neues über Gerhart Hauptmann. — An der Mumie von Georg Ebers. — Hermann Grimm und die Errettung Homers vor den Schulmeistern. — März-Träumerei. — Kunst und Natur. — Die Ebner-Eschenbach. — Freie Universitäten. — Fechner.

Bornstein Paul, Der Tod in der modernen Litteratur und andere Essays. Leipzig, J. Cotta Nachfolger. 4 M.

Brandes Geo., Moderne Geister. Litterarische Bildnisse aus dem 19. Jahrhundert. 4. Auflage. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt. 11.50 M.

Litteraturbilder fin de siècle. Herausgegeben von Anton Breitner. 1900. V. Bändchen. Leipzig, R. Baum. 1.50 M.

Inhalt: Rettenbacher. Mit Beiträgen von P. Tassilo Lehner: P. Simon Rettenbachers Lebens- und Weltanschauung. — M. M. Rabenlechner: Rosegger, der Didaktiker. — Breitner A., Fin de siècle-Betrachtungen.

Büchner Ludw., Kaleidoscop. Skizzen und Aufsätze aus Natur und Menschenleben. Mit Vorwort: Zur Geschichte der volkstümlichen Naturforschung von Wilh. Bölsche. Gießen, E. Roth. 6 M.

Freundesgaben für Carl August Hugo Burkhardt zum 70. Geburtstag. 6. VII. 1900. . . . Weimar, H. Böhlaus Nachfolger. 5 M.

Aus dem Inhalt: Bojanowski P. v., Aus dem Archiv der Großherzoglichen Bibliothek. Ein Brief Goethes über Oken. (An Voigt, Weimar 8. März 1810). — Francke O., Litterarische und freiheitliche Bestrebungen deutscher Gymnasiasten um das Jahr 1830. — Kehrbach K., Zur Geschichte der frühesten Jugenderziehung des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar. (Bericht des Grafen Joh. Eustach. von Görz an Anna Amalia 20. Juni 1762.) — Sandvoß Frz., Einige Anmerkungen zu Goethes Sprachbehandlung. — Sauer A., Kleine Beiträge zu Goethes Gesprächen (mit Graf Sternberg, Frau von Lewezow, Zauper, Georg Reinbeck und Holtei). — Schmidt Erich, Zwei Briefe Bettinas (an ihre Schwester Meline, spätere Frau von Guaita, 1. Cassel, Frühjahr 1807; 2. Wiepersdorf Juli 1814). — Schüddekopf C., Klassische Findlinge (1. Wieland an Joh. Karl Wezel, Weimar, 18. Dezember 1773; 28. Oktober 1774; 22. Juli und 2. September 1776; an August von Blumröder 22. April 1811. 2. Verzeichnis der Briefe Herders an Schiller und Abdruck des Briefes vom 25. November 1795. 3. Über ungedruckte Briefe Schillers. Jonas 1759—1931[a], an Kirms, aus den Februar 1802 oder März 1803. 4. Goethes Danksagungsschreiben an den Stadtrat zu Weimar, 26. Dezember 1825). — Seuffert B., Wielands Gelegenheitsgedichte. Aus Handschriften und Drucken verzeichnet. — Weissstein Gotthilf, Drei Briefe von Carl Philipp Moritz an Herder (Berlin 17. Juni 1780; Rom 17. Februar 1787; Florenz, Anfang 1789). — Werner R. M., Die historische Bedeutung von Klopstocks „Messias". — Treffz Joh., Bibliographische Übersicht über die Werke, Abhandlungen, Aufsätze und Ausgaben C. A. H. Burkhardts.

Federn Karl, Neun Essays. Berlin, Gebrüder Paetel. 3 M.

Aus dem Inhalt: Renaissance und Romantik. — Satan und Prometheus.

Grünbaum Max, Gesammelte Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde. Herausgegeben von Jul. Perles. Berlin 1901, S. Calvary & Co. 12 M.

Gedenkbuch zur Erinnerung an David Kaufmann. Herausgegeben von M. Braun und F. Rosenthal. Breslau, S. Schottländer.

Aus dem Inhalt: Rosenthal, David Kaufmann. Biographie. — Braun M., Verzeichnis der Schriften und Abhandlungen David Kaufmanns. — Horowitz, Aus meinem Briefwechsel mit David Kaufmann. — Ziemlich B., Eine Bücherkonfiskation zu Fürth im Jahre 1702. — Karpeles Gust., Heinrich Heines Stammbaum väterlicherseits. — Löwenstein Leopold, David Oppenheim. — Krauß S., Joachim Edler von Popper. — Freudenthal Max, R. David Fränckel. — Wolf A., Das jüdische Berlin gegen Ende des 18. Jahrhunderts, in Abbildungen und Medaillen. — Klein M., David Kaufmann als philosophischer Schriftsteller.

Köhler Reinhold, Kleinere Schriften, herausgegeben von Joh. Bolte. 2. und 3. Band. Berlin, Emil Felber. 32 M.

Aus dem Inhalt: 2. Band. Kleinere Schriften zur erzählenden Dichtung des Mittelalters. A. Geistliche Lehre und Betrachtung. 1. Adams Erschaffung aus acht Teilen. 2. Die Erde als jungfräuliche Mutter Adams. 3. OMO im Menschenangesicht, eine Parallele. 4. Die Ungleichheit der menschlichen Gesichter. 5. Der Leviathan am Angel. 6. Der Fisch Celebrant. 7. Das Grab und seine Länge. 8. Der Spruch der Toten an die Lebenden. 9. Ein Bild der Ewigkeit. 10. Die stärksten Dinge. 11. Taliesins Little World. 12. Zum Spruch vom Nagel im Hufeisen. 13. Bild und Spruch von den verschiedenen Ständen im menschlichen Leben. 14. Das Schicksalsrad und der Spruch vom Frieden. 15. Ein Gedicht von der Gerechtigkeit. — B. Legenden. — C. Heldensage. 40. Der alte Hildebrand als Puppenspiel. 43. Erbogast, der aller Diebe Meister. 45. Über ein Meisterlied von dem roten Kaiser. 46. Sagen von Landerwerbung

durch zerschnittene Häute. — D. Höfisches Epos und Schwankdichtung. — E. Novellen. 66a. Griselda. 66b. Die Griseldis-Novelle als Volksmärchen. 73. Sainte Tryphine et Hirlande. 74. Die deutschen Volksbücher von der Pfalzgräfin Genovefa und von der Herzogin Hirlanda. 75. Stern, Ich schätz nein; ein Novellenstrauß des 15. Jahrhunderts.

3. Band. Kleinere Schriften zur neueren Litteraturgeschichte, Volkskunde und Wortforschung. A. Zur neueren Litteraturgeschichte. 1. Eine Stelle in Ariostos Orlando furioso und Nachahmungen derselben. 2. Über Guerrini, E. C. Croce. 3. Zu Eulenspiegel. 4. Zu dem Gedicht von Hans Sachs „Die achtzehen Schön einer Jungfrauen". 5. Zu den zwei Sprüchen von Paris. 6. Das älteste bekannte deutsche Sonett und sein italienisches Original. 7. Zu Shakespeares The Taming of the Shrew. 8. Einige Bemerkungen und Nachträge zu A. Cohns „Shakespeare in Germany". 9. Michael Caspar Lundorfs Wißbadisch Wiesenbrünnlein. 10. Joh. Mich. Moscherosch und sein „Sprachverderber" und der „teutsche Michel wider alle Sprachverderber". 11. Zu zwei Stellen der Simplicianischen Schriften Grimmelshausens. 12. Zwei angeblich noch ungedruckte Gedichte Gellerts. 13. Zu Lessings Grabschrift auf einen Gehenkten. 14a—b. Zu Lessings Gedicht „Das Muster der Ehen". 15. Die Quelle von Wielands Hann und Gulpenheh. 16. Zu Wielands Clelia und Sinibald. 17. Adams erster Schlaf. 18. Herders Legenden „Die ewige Weisheit" und „Der Friedensstifter" und ihre Quellen. 19. Goethiana. 20a. Harletins Hochzeit und Goethes „Hanswurfts Hochzeit". 20b. Kilian Brustfleck. 21. Ein Brief Goethes an Alessandro Poerio und Aufzeichnungen des letzteren über seinen persönlichen Verkehr mit Goethe. 22. Goethe und der italienische Dichter Domenico Batacchi. 23. Schiller und eine Stelle aus Tausend und einer Nacht (vom Wundervogel). 24a—b. Die Quelle von Bürgers „Lenardo und Blandine". 25. Deutsche Übersetzungen eines Leonardo da Vinci zugeschriebenen Sonetts (Aus dem Nachlaß). 26. Über den Stoff von Zacharias Werners „Vierundzwanzigstem Februar". 27. Über Gräße, Die Quelle des Freischütz. 28. Über Elberling, Oehlenschläger. 29. Mörikes Gedicht an den Schlaf und seine Vorläufer (Aus dem Nachlaß). 30. Eine Schopenhauer-Anekdote. — B. Zur Volksdichtung (Lied, Spruch, Rätsel, Sprichwort). 34. Zur Volksliederlitteratur (Der heimkehrende Gatte). 36. Über Reifferscheid, Westfälische Volkslieder. 37. Über Tobler, Schweizerische Volkslieder I. 38. Vom Fortleben der Seelen in der Pflanzenwelt. 39. Das Lied von der verkauften Müllerin. 40a—b. Und wenn der Himmel wär Papier. 41. Schwalbensprache. 42a—b. Ein altes Kindergebet. 44. Über Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele. 45. Der Bauer schickt den Jäckel aus. 47. Um Städte werben in der deutschen volkstümlichen Poesie besonders des 17. Jahrhunderts. 48. Über Töppen, Volkstümliche Dichtungen. 49a—c. Mich wundert, daß ich fröhlich bin. 50a. Weidsprüche und Jägerschreie. 50b. Aus Lorbers Gedichte „Die edle Jägerei". 50c. Über Gräße, Jägerbrevier. 50d. Aus Schmidlins Ballet „Der sieghafte Hymen". 51. 52. Alte Rätsel und Fragen. 53. Weinende Augen haben süßen Mund. 54. Jammer lernt weinen. 55. X für U. 56. Ein Engel flog durchs Zimmer. — C. Zum Aberglauben und Volksbrauch. 59. Der Himmel mein Hut, die Erde mein Schuh (Aus dem Nachlaß). 60. Schildwachtsbücher. 70. Der Teufel und der Wind. 71. Das Johannisfest. 72. Up der Hut werpen. 73. Die Ziege als Hochzeitsgeschenk. 74. Zum Holen der Speckseite. 75. Des Kaisers Bart wachsen hören. 76. Die Haut versaufen. — D. Zur Wortforschung. 77. Zu den deutschen Appellativnamen. 78. Schiltebürger als Name des Todes. 79. Kosegarten. 80. Cornelius. 81. Dürängeln. 82. Kunzenjägerlied. 83. Witte Stock. 84. Rosen und Blumen.

Krans Franz Xaver, Essays. Zweite Sammlung. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901. 10 M.

Aus dem Inhalt: Ferdinand Gregorovius (1897). — Kardinal Hohenlohe (1897). — August Reichensperger (1900).

Lienhard Fritz, Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze. Berlin, G. H. Meyer. 1901. 4 M.

Maurici Aud., Note letterarie. Palermo, Reber. L. 1.50.

Möbius P. J., Stachyologie. Weitere vermischte Aufsätze. Leipzig, Barth. 1901. 4.80 M.

Aus dem Inhalt: Psychiatrie und Litteraturgeschichte. — Goethe und W. A. Freund. — Über das Studium der Talente. — Über die Vererbung künstlerischer Talente.

Padova Gio., Siegende Mächte. Kultur — Kunst — Kritik. Wissenschaftlich-litterarische Essay. Leipzig, E. Avenarius. 1.50 M.

Schmidt Erich, Charakteristiken. Zweite Reihe. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. 6 M.

Inhalt: Der christliche Ritter. — Tannhäuser. — Das Schlaraffenland. — Hans Sachs. — Cyrano de Bergerac. — Clavijo, Beaumarchais, Goethe. — Goethe und Frankfurt. — Prometheus. — Proserpina. — Das Mädchen von Oberkirch. — Kleine Blumen, kleine Blätter. — Goethes Balladen. — Sophie, Großherzogin von Sachsen. — Gustav von Loeper. — Eduard von Simson. — Gustav Freytag. — Theodor Fontane. — Volkmar Stoy. — Aus G. Kellers Briefen an J. Bächtold. — Zu Platens Säkularfeier. — Marie von Ebner-Eschenbach. — Rudolf Lindau. — Zur Abwehr (Sprachverein; Goethekultus; Hamerling).

Sforza Giovanni, Dodici anedotti storici. Spiegolature. Modena, tip.-lit. A. Namias e c. 1895. (Nozze Magni Griffi-Sartori).

Unter den Artikeln, die auf Grund von Luccheser Archivalien geschrieben sind, behandelt einer „L' imperatore Giuseppe II. a Roma nell' 1769", ein zweiter „Il viaggio di Pio VI. a Vienna 1782". Ein dritter hat „L'ultima degli Stuart" zum Gegenstand, d. h. die Herzogin von Albany, eine von dem Prätendenten Karl Eduard legitimierte natürliche Tochter (gest. 1789). Auch die Witwe dieses Prätendenten, Luise von Stolberg, Gräfin von Albany, ist Gegenstand eines Artikels; ebenso der ihr befreundete Dichter „Vittorio Alfieri in Lunigiana e la sua Virginia". — Die Gräfin von Albany bediente sich des toscanischen Staatsmannes Luigi Angiolini, um ihre Interessen bei der Regierung Bonapartes wahrzunehmen (1804). Dieser Angiolini, geb. 1750 in Seravezza (bei Massa Lunigiana), wo seine Erben den Nachlaß bewahren, lebte, seit Toscana von den Franzosen okkupiert und der Großherzog nach Salzburg versetzt war, 1799—1801, in Deutschland. Von diesem Aufenthalt fand sich unter seinen Papieren „una dettagliata e curiosa descrizione". Herr Sforza, früher in Lucca, gegenwärtig Staatsarchivar in Massa Lunigiana, publizierte, wie er S. 84 mitteilt, davon im Jahre 1885 einige Stücke in der Turiner „Gazzetta letteraria, artistica e scientifica" unter dem Titel: „Aventure galanti seguite in Germania sulla fine del secolo XVIII" (Nr. 21); „Le figlie del duca di Curlandia" (Nr. 24); „Sette giorni a Weimar nell' agosto del 1799" (Nr. 29).[1] J. J.

Werner Rich. Maria, Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit geschildert. Minden, J. C. C. Bruns. 4.50 M.

Inhalt: Karl Gottfr. Ritter von Leitner. — Ludw. Aug. Frankl. — Em. Geibel. — Paul Heyses Lyrik. — Adolf Pichler. — Robert Waldmüller. — Maximilian Schmidt. — Th. Justus. — Carl Baron Torresani. — Wilh. Fischer. — J. J. David. — Clara Viebig. — Rich.

[1] Den letzten Aufsatz wird unsere Zeitschrift in C. Fasolas Übersetzung demnächst wiederholen. A. S.

Dehmel. — Ludw. Jacobowski. — Carl Busse. — S. Hoechstetter. — Tod und Sterben. — Moderne Messiasdichtungen. — Unsere Zeit. — Epilog.

Wilamowitz-Moellendorff Ulrich von, Reden und Vorträge. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 6 M.

Aus dem Inhalt: Was ist Übersetzen? — Paul de Lagarde. Rede an seinem Sarge 1891. — Philologie und Schulreform. — Weltperioden. — Volk, Staat, Sprache. — Neujahr 1900. — Rede zur Feier des Jahrhundertwechsels.

Wollny F., Kritiken und Erklärungen. Berlin 1901, Herm. Walther. 1.50 M.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Bastian A., Die humanistischen Studien in ihrer Behandlungsweise nach komparativ-genetischer Methode auf naturwissenschaftlicher Unterlage. Prolegomena zu einer ethn. Psychologie. Berlin, F. Dümmlers Verlag. 3 M.

Reicke Emil, Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo Steinhausen. 7. Band.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Zittel Karl A. von, Ziele und Aufgaben der Akademien im 20. Jahrhundert. Rede. München, G. Franz' Verlag. 50 Pf.

Die Zweihundertjahrfeier der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften am 19. und 20. III. 1900. Berlin, G. Reimer. 6 M.

Cardauns Herm., Die Görres-Gesellschaft 1876—1901. Denkschrift zur Feier ihres 25jährigen Bestehens. Köln 1901, J. P. Bachem. 1.80 M.

Festschrift zum fünfundsiebzigjährigen Jubiläum des Königlich Sächsischen Altertumsvereins. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. Dresden, Baensch.

Aus dem Inhalt: Ermisch H., Der Königlich Sächsische Altertumsverein 1825—1900. — Clemen Otto, Johannes Rensch von Eschenbach, Humanist, Theolog, Mediziner. — Lippert W., Friedrich der Große und der sächsische Geheime Rat von Fritsch. — Müller G., Südlausitzer Schulbücher.

Naturwissenschaftliches und Geschichtliches vom Seeberg. Herausgegeben vom naturwissenschaftlichen Verein zu Gotha. Gotha 1901, E. F. Thienemann.

Der historische Verein für Steiermark von 1850—1900. Ein Gedenkblatt seines 50jährigen Bestehens und Wirkens. Graz 1900, Leykam. 2 M.

Einzelne Wissenschaften. Bernstein Ed., Zur Geschichte und Theorie des Sozialismus. Gesammelte Abhandlungen. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. 5 M.

Cantor Mor., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. III. Band. 1. Abteilung. Von 1668—1699. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 6.60 M.

Chiari H., Die pathologische Anatomie im 19. Jahrhundert und ihr Einfluß auf die äußere Medizin. Vortrag. Jena, G. Fischer. 1 M.

Günther Siegm., Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert. (Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Herausgegeben von Paul Schlenther. 5. Band.) Berlin, G. Bondi. 10 M.

Hartmann Ed. von, Die moderne Psychologie. Eine kritische Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Ausgewählte Werke. XIII. Band.) Leipzig, H. Haacke. 12 M.

Hertwig Osc., Die Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert. Vortrag. Jena, G. Fischer. 1 M.

Hoff J. H. van't, Über die Entwicklung der exakten Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert und die Beteiligung der deutschen Gelehrten an dieser Entwicklung. Vortrag. Hamburg, L. Voß. 80 Pf.

Nannyn B., Die Entwickelung der inneren Medizin mit Hygiene und Bakteriologie im 19. Jahrhundert. Centennalvortrag. Jena, G. Fischer. 1 M.

Thümen Emil von, Berühmte Entdeckungs- und Forschungsreisende des 19. Jahrhunderts. Originalbeiträge geographischen, ethnographischen und kolonialen Inhalts. Manuskripte, Briefe, Charakteristika. Mit einem biographischen und chronologisch-topographischen Lexikon. Berlin, Deutsches Druck- und Verlagshaus. 6.50 M.

Wünsche Alwin, Die geschichtliche Bewegung und ihre geographisch Bedingtheit bei Carl Ritter und bei seinen hervorragendsten Vorgängern in der Anthropo-Geographie. Dissertation. Leipzig, E. Gräfe. 3 M.

Gelehrte. Demuth Fritz, F. Th. von Bernhardi. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts. Jena, G. Fischer. 1.80 M.

Henning G., Samuel Braun, der erste wissenschaftliche Afrikareisende. Beitrag zur Erforschungsgeschichte von Westafrika. Dissertation. Leipzig.

Cohn Pauline, Ferdinand Cohn. Blätter der Erinnerung. Zusammengestellt von seiner Gattin. Mit Beiträgen von F. Rosen. Breslau, J. U. Kern 1901. 6 M.

Dreher Eug., Die Grundlagen der exakten Naturwissenschaft im Lichte der Kritik. Mit dem Bildnis des Verfassers, einer Biographie und einem Anhang, betitelt „Aus dem Briefwechsel Eugen Drehers". Dresden, Verlag des „Apollo". 2.40 M.

Stengel E., Mitteilungen aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm und Dorothea Grimm mit Oberappellationsrat Burchardi und dessen Tochter Wilhelmine in Cassel. Gelegenheitsschrift. Greifswald.

Haeckel Ernst und Frdr. von Hellwald, Briefwechsel. Mit Vorwort von Ernst Haeckel. Ulm, H. Kerler. 1 M.

Weber Norwin, Franz Ludwig Haller von Königsfelden. 1755—1838. Biel, E. Kuhn. 2 M.

Obst Herm., Karl Ewald Hasse, der Nestor der deutschen Kliniker. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. XV. Serie. 343. und 344. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 1.20 M.

Hegel Karl, Leben und Erinnerungen. Leipzig, S. Hirzel. 5 M.

Merkel Johs., Gustav Hugo. Festrede. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 40 Pf.

Weber L., Zum Gedächtnisse Gustav Karstens. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1 M.

Müller F. Max, Alte Zeiten, alte Freunde. Lebenserinnerungen. Übersetzt von H. Groschke. Gotha, F. A. Perthes. 9 M.

Oehmen Frz., Johann Gottfried Rademacher, seine Erfahrungsheillehre und ihre Geschichte. Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin des 19. Jahrhunderts. Bonn, P. Hanstein. 4 M.

Roßbach Otto, August Roßbach. Eine Erinnerung an sein Leben und Wirken. Königsberg, Gräfe & Unzer. 2 M.

Haupt Herm., Renatus Karl Freiherr von Senckenberg (1751—1800). Festschrift der großherzoglichen Ludwigs-Universität zu Gießen. Gießen, von Münchow. 1.50 M.

Stockmeyer K., Rudolf Stähelin, weil. Professor der Theologie. [Aus: „Basler Jahrbuch".] Basel 1901. R. Reich. 1.30 M.

Studnička F. J., Prager Tychoniana. Zur bevorstehenden Säkularfeier der Erinnerung an das vor 300 Jahren erfolgte Ableben des Reformators der beobachtenden Astronomie Tycho Brahe gesammelt. Prag, Rivnáč. 3 M.

Schneidewin Max, Veit Valentin. Berlin 1901. R. Gaertner. 1.20 M.

Dr. Aug. Fr. Chr. Vilmar, Züge aus seinem Leben und Wirken. Ein Gedenkblatt bei der 100. Wiederkehr seines Geburtstages seinen Verehrern gewidmet von einem Zeitgenossen. Cassel, C. Victor. 2.50 M.

Friedrich Wöhler. Ein Jugendbildnis in Briefen an Hermann von Meyer. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Geo. W. A. Kahlbaum. Leipzig, J. A. Barth. 2.40 M.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Allgemeines. Helmolt Hans F., Weltgeschichte. 7. Band, 2. Hälfte. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: III. Walther Wilh., Das abendländische Christentum und seine Missionsthätigkeit seit der Reformation. IV. Adler Georg, Die soziale Frage. V. Zwiedineck-Südenhorst Hans von, Die Entstehung der Großmächte (1650—1780).

Bartels Adf., Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhausen. 6. Band.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Boesch Hans, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhausen. 5. Band.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Breysig Kurt, Kulturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwicklungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen und geistigen Lebens. I. Band und II. Band. 1. Hälfte. Berlin, G. Bondi. 14 M.

Inhalt: I. Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung. Ziele der Forschung. Umrisse einer historischen Staats- und Gesellschafts-, Kunst- und Wissenschaftslehre. II, 1. Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. Zwei Jahrtausende europäischer Geschichte im Überblick. Ein universal-geschichtlicher Versuch. 1. Hälfte. Urzeit — Griechen — Römer.

Berger Jul. M., Eine Exkursion ins Mittelalter (15. und 16. Jahrhundert). Bamberg 1901, Handelsdruckerei und Verlagshandlung. 1.20 M.

Stolze Wilh., Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges. Studien zur Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte vornehmlich Südwestdeutschlands im ausgehenden Mittelalter. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Gust. Schmoller. 17. Band. 4. Heft.) Leipzig, Duncker & Humblot. 1.40 M.

Deutsche Reichstagsakten. Jüngere Reihe .... herausgegeben durch die historische Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. 3. Band. Gotha, F. A. Perthes. 1901.

Inhalt: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. 3. Band. Bearbeitet von Adf. Wrede.

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. I. Abteilung 1533—1559. Herausgegeben durch das k. preuß. histor. Institut in Rom und die k. preuß. Archivverwaltung. 12. Band. Berlin, A. Barth. 20 M.

Inhalt: Nuntiaturen des Pietro Bertano und Pietro Camaiani 1550—1552. Bearbeitet von Geo. Kupke.

Holzhausen Paul, Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher. Ein Beitrag zur litterarischen Würdigung des Konsulats. Bonn (Selbstverlag). 4.50 M.

Kraemer Hans, Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte. IV. Supplement-Band. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 12 M.

Das deutsche Jahrhundert in Einzelschriften von A. Berthold, Carl Bleibtreu, Carl Busse 2c. Herausgegeben von George Stockhausen. 1. Lieferung. Berlin, F. Schneider & Co. 1 M.

Das neunzehnte Jahrhundert. 24 Aufsätze zur Jahrhundertwende. Herausgegeben von Geo. Wolf. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1.50 M.

Quarck Max, Die Arbeiterverbrüderung 1848/49. Erinnerungen an die Klassenkämpfe der ersten deutschen Revolution. Herausgegeben und eingeleitet. Frankfurt a. M., W. Gerhold. 70 Pf.

Philippson Mart., Das Leben Kaiser Friedrichs III. Wiesbaden. J. F. Bergmann. 7 M.

Poschinger Margaretha, Kaiser Friedrich. In neuer quellenmäßiger Darstellung. 3. (Schluß-)Band. 1870—1888. Berlin, R. Schröder. 10 M.

Benedetti C., Trois ans en Allemagne. Paris, Daragon. fr. 3.50.

Landschaften. Langer Ed., Materialien zur Geschichtsforschung im Adlergebirge. Gesammelt und erläutert. I. Band. 2. Heft. Prag, J. G. Calve. 2.20 M.

Aus großer Zeit. Beiträge zur Geschichte der Achtundvierziger in Amerika. Herausgegeben vom Verein der deutschen Patrioten von 1848—49 von Chicago und Umgegend. Chicago, Koelling & Klappenbach. 1.50 M.

Baden. Steinhoff Jul., Bilder aus der Kulturgeschichte Badens. Karlsruhe, K. Scherer. 1901. 2.20 M.

Diese lebendig geschriebenen hübschen Skizzen beschäftigen sich vorwiegend mit der Kulturgeschichte Badens im Mittelalter. In den Bereich dieser Zeitschrift gehört nur der vorletzte Abschnitt: „Der Bauer im letzten Jahrhundert vor dem 30jährigen Kriege."

Müller Leonh., Badische Landtagsgeschichte. 2. Teil. 1820—1825. Berlin, Rosenbaum & Hart. 4.50 M.

Bayern. Müller Aug., Freiherr von, Geschichtliche Entwicklung der königl. bayerischen Pagerie von 1514 bis zur Gegenwart. München 1901, J. Lindauer. 3 M.

Petersen A., Maximilian von Bayern und die Kurwürde, mit Berücksichtigung der bayerischen Flugschrift: Die Anhaltische Kanzlei 1621. Progamm. Luckau 1899.

Doebert M., Bayern und Frankreich. Vornehmlich unter Kurfürst Ferdinand Maria. München, C. Haushalter. 9 M.

Wolfram Ludw., Die Illuminaten in Bayern und ihre Verfolgung. Auf Grund aktenmäßigen Befundes dargestellt. 2. Teil. Programm. Erlangen, Th. Blaesing. 1 M.

Meyer Chrn., Bayern vor 100 Jahren. Personen und Zustände in Bayern im Zeitalter des Napoleonismus. München, J. Palm. 1 M.

Kleinschmidt Arth., Bayern und Hessen 1799—1816. Berlin, M. Räde. 6 M.

Kreuzer Frdr. Rud., Unser Bayerland in Wort und Bild, ein Denkmal für König Ludwig II. Nach den besten Quellen und unter Mitwirkung hervorragender Künstler dargestellt. Leipzig, E. Wiest Nachfolger. 25 M.

Böhmen. Bachmann Herm., Deutsche Arbeit in Böhmen. Kulturbilder von H. Adler, A. Bachmann, R. Batka u. s. w. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 6 M.

Dieses Werk besteht aus mehreren fachmännischen Einzeldarstellungen, die zusammen ein lebensvolles Bild von der geschichtlichen Entwicklung und dem gegenwärtigen Stande der deutschen Kultur in Böhmen entrollen. Unter anderem schildert hier Schlesinger die kolonisatorische Thätigkeit der zugewanderten Deutschen, entwirft Neuwirth in großen Zügen den Anteil der Deutschen an der Kunstgeschichte, Batka den an der Musikgeschichte des Landes. Teweles schildert das (namentlich in Prag seit Alters bedeutsame) deutsche Bühnenwesen, Knoll giebt eine Geschichte der deutschen Wissenschaft in Böhmen, die sich naturgemäß zu einer Geschichte der deutschen Universität Prag zuspitzt, während der Referent eine Skizze des deutschen Volkstums in Böhmen (mit Proben mundartlicher Volkspoesie) versucht hat.

Besondere Hervorhebung aber verdienen in dieser Zeitschrift die drei Aufsätze zur deutschen Litteraturgeschichte Böhmens von Toischer, Klaar und Fürst. Toischer und Klaar haben bereits im Jahre 1896 in dem Kronprinzenwerke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Böhmen. 2. Abteilung" denselben Gegenstand behandelt. Toischer führte ihn dort nur bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges, in dem vorliegenden Werk hingegen bis zum Jahre 1750. Auf Grund einer sorgfältigen Benutzung der inzwischen erschienenen Litteratur lieferte er nun eine vielfach neue Darstellung. Namentlich das 16. und 17. Jahrhundert konnte auf Grund der neuen Ausgaben in der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" und der Forschungen Wolkans eindringlicher dargestellt werden. — Auch Klaar bringt in dem anregend geschriebenen Aufsatz über die Litteratur von 1750—1850 gegenüber seiner schon erwähnten älteren Darstellung manches Neue. Das Hauptgewicht legt er hier auf die in großen Zügen gezeichnete Geschichte der geistigen Reform in Böhmen in und nach der josefinischen Zeit, die alle Stufen der allgemeinen deutschen Litteraturentwicklung von Gottsched bis zur Romantik noch einmal durchmacht. August Gottlieb Meißner, dem inzwischen eine Monographie von Fürst gewidmet worden war (1894), und Karl Egon Ebert, für den der Nachlaß des Dichters, Briefe und persönliche Erinnerungen dem Verfasser zur Verfügung stehen, wurden eingehender charakterisiert. In den Kreis der Dichter von 1848 wurde Justus Frey (A. L. Jeitteles), dessen Dichtungen kürzlich (1899) der Sohn herausgegeben hat, neu eingefügt. Die Darstellung der deutsch-böhmischen Litteratur am Beginn des 19. Jahrhunderts hätte übrigens reichhaltiger ausfallen können, wenn Klaar auch den von A. Sauer völlig neu bearbeiteten § 298 J. Böhmen in der zweiten Auflage von Goedekes Grundriß 6, 690—794 eingesehen hätte. — Über die jüngste Litteratur von 1850—1900 erstattet Fürst Bericht, indem er zunächst die erzählenden Dichtungen, dann das allerdings sehr spärliche Drama und die reichere Lyrik der Zeit bespricht und zum Schluß einen knappen Abriß dem noch schaffenden Geschlechte der Gegenwart widmet (Klaar, Willomitzer, der inzwischen leider verstorben ist, Teweles, Adler, Salus u. a.). Gegenüber diesen Prager Poeten treten die Dichter des deutschen Sprachgebietes bei Fürst etwas zurück. Die neuaufblühende mundartliche Dichtung hätte eine eingehendere Würdigung verdient. Über die neueren Lyriker namentlich Nordböhmens gewährt eine gute Übersicht A. Pandlers Anthologie: „Leipaer Dichterbuch" (1898). A. H.

Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 an bis auf die Neuzeit. Herausgegeben vom königl. böhmischen Landesarchiv. X. 1600—1604. Prag, F. Rivnáč. 14 M.

Schornbaum K., Die Stellung des Markgrafen Kasimir von Brandenburg zur reformatorischen Bewegung in den Jahren 1524—1527 auf Grund archivalischer Forschungen. Dissertation. Erlangen.

Eckers Andr., Allerhand aus dem Eifelland. 1. Bändchen. Daun, A. Schneider. 60 Pf.

Elsaß. Wittich Wern., Deutsche und französische Kultur im Elsaß. [Aus: „Illustr. elsäß. Rundschau".] Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 5 M.

Chuquet Arthur, L'Alsace en 1814. Paris. Plon-Mourrit & Co.

Hansische Geschichtsquellen. Herausgegeben vom Verein für hansische Geschichte. Neue Folge. 2. Band. Berlin, Paß & Garleb. 12 M.

Inhalt: Bruns Frdr., Die Lübecker Bergenfahrer und ihre Chronistik.

Hessen. Bodenstein F., Hessische Aktenstücke aus den Pestjahren 1666 und 1667. Programm. Bensheim 1901.

Preser Carl, Der Soldatenhandel in Hessen. Versuch einer Abrechnung. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 1 M.

Poelchau Arth., Die livländische Geschichtslitteratur im Jahre 1890. Riga, N. Kymmels Verlag. 1 M.

Derichsweiler Heinr., Geschichte Lothringens. (Der 1000jährige Kampf um die Westmark.) 2 Bände. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger. 15 M.

Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen. 5. Heft. Berlin, W. Süsserott. 6 M.

Schnell Heinr., Mecklenburg im Zeitalter der Reformation 1503—1603.

Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgegeben vom historischen Verein für Niedersachsen. 3. und 4. Band. Hannover, Hahn. 4.50 und 6.50 M.

3. Tschackert Paul, Antonius Corvinus Leben und Schriften. — 4. Tschackert Paul, Briefwechsel des Antonius Corvinus. Nebst einigen Beilagen. Gesammelt und herausgegeben.

Helfert Frhr. von, Kaiser Franz I. von Österreich und die Stiftung des lombardo-venetianischen Königreichs. Im Zusammenhang mit den gleichzeitigen allgemeinen Ereignissen und Zuständen Italiens. Mit einem urkundlichen Anhang. (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell. VII. Band.) Innsbruck, Wagner. 15 M.

Quellen zur pommerschen Geschichte. Herausgegeben von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. IV. Stettin, L. Sannier. 10 M.

Johs. Bugenhagens Pomerania. Herausgegeben von Otto Heinemann.

Preußen. Schmidt Paul von, Das Friedenswerk der preußischen Könige in zwei Jahrhunderten. Festgabe für das deutsche Volk zum 18. I. 1901. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 3 M.

Heyck Ed., Friedrich I. und die Begründung des preußischen Königtums. (Monographien zur Weltgeschichte. XIV.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 3 M.

Aus dem Briefwechsel König Friedrichs I. von Preußen und seiner Familie. Gelegentlich der 200jährigen Jubelfeier des preußischen Königtums herausgegeben von Ernst Berner. (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. 1. Band.) Berlin, C. Duncker 1901. 12 M.

Menčik Ferd., Ein Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen über die Erteilung des preußischen Königstitels. Wien 1901, Gerold & Co. 50 Pf.

Thoemes Nik., Zweihundertjahrfeier der Königerhebung Preußens. Studien und Lesefrüchte aus den Akten der vaterländischen Geschichte. Jubiläumsschriften eines preußischen und deutschen Katholiken. Nordhausen, Vincentius-Buchhandlung. 1901. 4.40 M.

Prutz Hans, Preußische Geschichte. 3. Band. Der Friedericianische Staat und sein Untergang (1740—1812). Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 8 M.

Thiébault Dieudonné, Friedrich der Große und sein Hof. Persönliche Erinnerungen an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin. Erste deutsche Bearbeitung. 2. Bände. Stuttgart, K. Lutz. 1901. 9 M.

Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. 26. Band. Berlin, A. Duncker. 10 M.

Krauel R., Prinz Heinrich von Preußen in Paris während der Jahre 1784 und 1788 bis 1789. Nach ungedruckten archivalischen Quellen. Berlin 1901, E. S. Mittler & Sohn. 2 M.

Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Louise mit Kaiser Alexander I. Nebst ergänzenden fürstlichen Korrespondenzen herausgegeben von Paul Baillen. (Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. 75. Band.) Leipzig, S. Hirzel. 16 M.

Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann. Herausgegeben von Frz. Rühl. 2. Band. (Publikation des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen.) Leipzig, Duncker & Humblot. 10 M.

Petersdorff Herm. v., König Friedrich Wilhelm der Vierte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 4.50 M.

Boguslawski A. von, 85 Jahre preußischer Regierungspolitik in Posen und Westpreußen von 1815 bis 1900. Geschichtliche Skizze. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1901. 1.50 M.

Sachsen. Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. 39. Band. Halle, O. Hendel. 14 M.

Inhalt: Stolle Konr., Memoriale — thüringisch-erfurtische Chronik. Bearbeitet von Rich. Thiele.

Schweiz. Bibliographie der schweizerischen Landeskunde. Fasc. IV 3, IV 6, Heft 3 α, IV 6, Heft 5 δ und V 9c. Bern, K. J. Wyß.

Morf Heinr., Deutsche und Romanen in der Schweiz. Zürich, Fäsi & Beer. 1.20 M.

Quellen zur schweizer Geschichte, herausgegeben von der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. 18. Band. Chronik der Stadt Zürich. Mit Fortsetzungen. Herausgegeben von Johannes Dierauer. Basel, A. Geering. 7.20 M.

Die Schweiz im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel. 3. Band. Bern, Schmid & Francke. — Lausanne, F. Payot & Co. 14 M.

Schubert Hans v., Siebenbürgen. 3 Vorträge über die siebenbürger Sachsen. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1.50 M.

Westfalen. Schulze Geo., Die Provinz Westfalen. Minden, M. Volkening. 5 M.

Horwitz F., Die Israeliten unter dem Königreich Westfalen. Ein aktenmäßiger Beitrag zur Geschichte der Regierung König Jérômes. Berlin, S. Calvary & Co. 2 M.

Osten G. v. d., Geschichte des Landes Wursten. 1. Teil: Bis zu den Eroberungskriegen. (Herausgegeben im Auftrage der Männer vom Morgenstern.) Bremerhaven, G. Schipper. 4 M.

Briefwechsel des Herzogs Christoph von Württemberg. Im Auftrage der Kommission für Landesgeschichte herausgegeben von Pfr. Ernst. 2. Band. 1553—1554. Stuttgart 1900, W. Kohlhammer. 10 M.

Ortschaften. Aus der Vergangenheit und Gegenwart des königl. freien Marktes Agnetheln. (Herausgegeben vom Marktamt und ev. Presbyterium A. B.) Hermannstadt, W. Krafft. 3.40 M.

Bonk Hugo, Aus Allenburgs Vergangenheit Darstellungen und Urkunden zur Feier des 500jährigen Stadtjubiläums am 15. VII. 1900. Königsberg, Gräfe & Unzer. 50 Pf.

Voretzsch Max, Die Beziehungen des Kurfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht von Sachsen zur Stadt Altenburg. Ein Gedenkblatt nach vier Jahrhunderten. Altenburg, S.-A. Selbstverlag. 2.50 M.

Drosihn F. C., Aschersleben im 19. Jahrhundert. Aschersleben, H. C. Huch. 4.75 M.

Pastor Willy, Berlin wie es war und wurde. Zur Geschichte der Stadt Berlin. Zur Geschichte der menschlichen Arbeit. Berlin 1901, G. H. Meyer. 4 M.

Egerer Ernst, Einst und Jetzt. Geschichten und Geschichte des altulmischen Amtsortes Bermaringen. Blaubeuren, F. Mangold 1901. 1 M.

Bern. Haller Berchtold, Bern in seinen Rathsmanualen. 1465—1565. Herausgegeben vom historischen Verein des Kantons Bern. 1. Teil. Bern, K. J. Wyß. 5 M.

Rodt Ed. von, Bern im 18 Jahrhundert. Bern, Schmid & Francke. 5 M.

Joesten, Zur Geschichte der Hexen und Juden in Bonn. Eine kulturgeschichtliche Studie. Bonn, C. Georgi. 1 M.

Zallinger-Stillendorf Frz. von, Aus Bozens längstvergangenen Tagen. Bozen 1901, A. Auer & Co.

Kraeger Heinr., Bremen im Spiegel der Litteratur. Ein Engländer auf Besuch in Bremen im Jahre 1725. Bremen, G. Winter. 1 M.

Dietterle Johs., Burkhardswalde (Ephorie Pirna). Geschichte der Kirchfahrt und der vier zu ihr gehörigen Dörfer Burkhardswalde, Biensdorf, Großröhrsdorf, Neuntmannsdorf. Dresden. (Pirna, C. Diller & Sohn.) 3.50 M.

Hartung Ost., Geschichte der Stadt Cöthen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Festschrift zur Einweihung des neuerbauten Rathauses. Cöthen, O. Schulze. 6 M.

Simson Paul, Der Artushof in Danzig und seine Brüderschaften, die Banken. Danzig, Th. Bertling. 5 M.

Groß W., Aus alter Zeit. Chronik von Dierdorf, der ehemaligen Residenz der Grafen und Fürsten von Wied-Runkel. Beitrag zu der Geschichte des Wieder Fürstenhauses. 1. Teil. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1699. Neuwied, Meincke & Gützkow. 2 M.

Schell O., Geschichte der Stadt Elberfeld. Elberfeld, Baedeker. 3.60 M.

Mayer Otto, Geistiges Leben in der Reichsstadt Eßlingen vor der Reformation der Stadt. Eine kulturgeschichtliche Studie. Angeschlossen ist des Johannes Molitorius Esselingae Encomion vom Jahre 1522 mit Übersetzung und Erläuterungen. [Erweiterter Sonderabdruck aus: „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte".] Stuttgart, W. Kohlhammer. 1.60 M.

Darmstaedter Paul, Das Großherzogtum Frankfurt. Ein Kulturbild aus der Rheinbundszeit. Frankfurt a. M. 1901, J. Baer & Co. 7 M.

Krackowitzer Ferd., Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich. 3. (Schluß-) Band. Gmunden, E. Mänhardt. 5.25 M.

Seidel E. A., Grünhain seit der Reformation. 4. (Schluß-)Lieferung. Zwönitz, Annaberg, Grafer. 50 Pf.

Stein Armin (H. Nietschmann), Die Stadt Halle a. d. Saale. In Bildern aus ihrer geschichtlichen Vergangenheit dargestellt. 1. Lieferung. Halle 1901, E. Strien. 1.25 M.

Hamburg um die Jahrhundertwende 1800. Hamburg, A.-G. „Neue Börsenhalle". 3 M.

Unkauf Frdr., Harburg im Ries. Kurzer Abriß seiner Geschichte, nach Quellen bearbeitet. Nördlingen, Th. Reischle. 60 Pf.

Demme Louis, Nachrichten und Urkunden zur Chronik von Hersfeld. 3. Band. Betrifft die Zeit von Beginn des 7jährigen Krieges bis einige Jahre nach der westfälischen Zeit. Hersfeld 1901, Hoehl. 4.50 M.

Riehm W., Ortsgeschichte der Gemeinde Kieselbronn. Karlsruhe, J. J. Reiff. 3 M.

Köln. Rademacher C. und Th. Scheve, Bilder aus der Geschichte der Stadt Köln. Köln, P. Neubner. 4 M.

Behnke Wern., Aus Kölns Franzosenzeit. Nach den Quellen des Stadt-Archivs bearbeitet. Köln 1901, J. G. Schmitz. 1 M.

Frankl-Grün Ad., Geschichte der Juden in Kremsier mit Rücksicht auf die Nachbargemeinden. Nach Original-Urkunden dargestellt. 3. Teil: Nachträge. Archivalien. Die Gegenwart. Breslau 1901. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 4 M.

Sievert A. J., Lopodunnni Ladenburg 98 bis 1898. Eine 1800jährige Stadtgeschichte. Karlsruhe, W. Jahraus. 4 M.

Schütz G. und H. Schütz, Chronik der Stadt Langensalza und der umliegenden Orte. Nach Chroniken, alten Handschriften 2c. zusammengestellt. Langensalza, Deutsches Druck- und Versandhaus. 4 M.

Portmann A., Liebstadt im 19. Jahrhundert. Altenburg. Liebstadt (Sachsen), Selbstverlag. 2 M.

Ditrich Paul, Chronik von Lossen, Kreis Trebnitz. Breslau, Müller & Seiffert. 1 M.

Neumann Jul., Magdeburg vor 100 Jahren. Eine Festgabe zur Jahrhundertwende. Magdeburg, J. Neumann. 1 M.

Sembritzki Johs., Geschichte der königl. preußischen See- und Handelsstadt Memel. Memel, F. W. Siebert. 6 M.

Zehnter Joh. Ant., Geschichte des Ortes Messelhausen. Ein Beitrag zur Staats-, Rechts-, Wirtschafts- und Sittengeschichte von Ostfranken. Heidelberg, C. Winter. 6 M.

Jordan, Chronik der Stadt Mühlhausen in Thüringen. 1. Band (—1525). Mühlhausen i. Th., Heinrichshofen. 5 M.

Kronegg Ferd., Illustrierte Geschichte der Stadt München. 1. Lieferung. München, M. Kellerer. 60 Pf.

Schmidt Hugo, Nachrichten über die Vergangenheit des Dorfes Poischwitz, Kreis Jauer in Schlesien. Jauer, O. Hellmann. 2 M.

Ortvay Thdr., Geschichte der Stadt Preßburg. Deutsche Ausgabe. II. Band. 3. Abteilung. Der Haushalt der Stadt im Mittelalter. 1300—1526. Preßburg, C. Stampfel. 5 M.

Bell-Aregger Frdr., Rathausen einst und jetzt. 1251—1900. Luzern, Räber & Co. 60 Pf.

Brandes Leop., Aus Ronneburgs Vergangenheit. Wann und wie in Ronneburg der Beginn des 19. Jahrhunderts gefeiert wurde. Nebst chronikalischen Anmerkungen des Herausgebers. Ronneburg 1901, L. Brandes. 20 Pf.

Geisethart N., Zur Geschichte der Reichsstadt Rottweil im 30jährigen Kriege. Programm. Rottweil 1899.

Boehmer F., Geschichte der Stadt Rügenwalde bis zur Aufhebung der alten Stadtverfassung (1720). Stettin, P. Niekammer. 9 M.

Eisenmänger Thdr., Geschichte der Stadt Schmiedeberg im Riesengebirge. Breslau, M. Woywod. 3.50 M.

Stein Frdr., Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt. 2. Band. Die Schlußzeit des Mittelalters und die neue Zeit bis zum Ende der Reichsunmittelbarkeit. Schweinfurt, E. Stoer. 5.50 M.

Schmidt K. A., Bunte Bilder aus vergangenen Tagen. Beiträge zur Geschichte der Parochie Thum. Thum, E. Delitsch. 3 M.

Bilder aus Ulm. Vergangenheit und Gegenwart. Aus eigener Anschauung und unter Benützung ortsgeschichtlicher Litteratur. Von einem Freunde Schwabens. Zürich, Schultheß & Co. 1.20 M.

Stieve Rich., Zabern im Elsaß oder Elsaß-Zabern. Geschichte der Stadt seit Julius Caesar bis zu Bismarcks Tod. („Bausteine zur elsaß-lothringischen Geschichts- und Landeskunde". 6. Heft.) Zabern, A. Fuchs. 5 M.

Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich . . . . . bearbeitet von J. Escher und P. Schweizer. 5. Band. 1. Hälfte. Zürich, Fäsi & Beer. 6.25 M.

Familien. Krueger Geo., Beiträge zur Geschichte der Familie Farenheid. Programm. Königsberg, Gräfe & Unzer. 50 Pf.

Hensel S., Die Familie Mendelssohn. 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern. 2 Bände. 10. Auflage mit einem Geleitwort von Paul Hensel. Berlin, B. Behrs Verlag. 12 M.

Bobé Louis, Efterladte Papirer fra den Reventlowske Familienkreds i Tidsrummet 1770—1827 meddelelser af Akriverne paa Pederstrup og

Brahe-Trolleborg udgivne paa Foranledning af Lehnsgreve C. E. Reventlow. Fjerde Bind. Kjøbenhaven, Lehmann & Stages Forlag. 7.20 M.

Inhalt: Geheimestatsminister Grev Heinrich Ernst Schimmelmanns og hustru Grevinde Charlotte Schimmelmanns Breve i Udvalg.

Schulze Bruno, Chronik der aus Lauban stammenden Familie Schulze (Schultze), nebst einigen Nachrichten über die mit derselben verwandten und verschwägerten Familien. Leipzig 1901, Breitkopf & Härtel. 4 M.

Hansen Gleb. Olaf, Geschichte des Geschlechtes derer von Uexküll. 1. Band. Reval, Kluge & Ströhm. 7 M.

Personen. Sander Herm., Johann Josef Batlogg, der Landammann von Montafon. Ein Lebensbild. Innsbruck, Wagner. 50 Pf.

Berger Alfred Freiherr von und Wilhelm Freiherr von Berger. Im Vaterhaus. 1. Teil. 1853—1870. Jugenderinnerungen von A. von Berger. 2. Teil. Mein Vater und ich. 1849—1870. Jugenderinnerungen von W. von Berger. Wien 1901, C. Konegen. 4 M.

Biller Clara, Briefe aus Paris und Spanien 1864—1870. Dresden 1901, C. Reißner. 5 M.

Bismarck. Benoist C., Le prince de Bismarck. Psychologie de l'homme fort. Paris, Perrin et Cie.

Bismarck Herm. Hans Val. von, Stammbuch des altmärkisch-uradlichen Geschlechts von Bismarck von 1200—1900. Bearbeitet nach eigenen Forschungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 22 M.

Kohl Horst, Register zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Kranel R., Die Bekenntnisse des jungen Bismarck. Rede. Tübingen 1901, J. C. B. Mohr. 60 Pf.

Welschinger H., ministres et hommes d'état. Bismarck. Paris, Alcan. Fr. 2.50.

Yorck von Wartenburg, Graf, Bismarcks äußere Erscheinung in Wort und Bild. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 6 M.

Senior Bödekers Tagebuch. Herausgegeben von O. Jürgens. [Aus: „Hannoversche Geschichtsblätter."] Hannover, M. & H. Schaper. 3 M.

Böhmert Vict., Rückblicke und Ausblicke eines Siebzigers. Dresden, O. V. Böhmert. 60 Pf.

Bott C., Vor 30 Jahren. Erinnerungen eines evangelischen Feld- und Lazarett-Pfarrers aus seiner Thätigkeit in Frankreich im Jahre 1870. Oldenburg 1901, Schulze. 80 Pf.

Büchner Alex., Das „tolle" Jahr. Vor, während und nach. Von einem, der nicht mehr toll ist. Erinnerungen. Gießen, E. Roth. 4 M.

Ottmann Victor, Jakob Casanova von Seingalt, Sein Leben und seine Werke nebst Casanovas Tragikomödie: Das Polemoskop. Stuttgart, Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen.

Dohme R., Unter fünf preußischen Königen. Lebenserinnerungen. Herausgegeben von Paul Lindenberg. Berlin, F. Dümmlers Verlag. 1901.

Fischer Hans R., Adalbert Falk, Preußens einstiger Kultusminister. Blätter aus der Einsamkeit. Hamm, E. Griebsch. 1.25 M.

Nürnberger A. J., Neue Dokumente zur Geschichte des P. Andreas Faulhaber. Mainz. F. Kirchheim. 1.20 M.

Fliedner Fritz, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen. Berlin, M. Warneck. 1901. 4 M.

Pick Alb., Aus der Zeit der Not 1806—1815. Schilderungen zur preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau. Auf Veranlassung seines Urenkels aus dem gräflichen Archiv zu Sommerschenburg herausgegeben. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 8 M.

Haffter Konr., Erlebnisse und Bekenntnisse eines kunstfreundlichen Juristen. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 3 M.

Brüll J., Fürst Hardenberg und Kanonikus Wolf. Nach ungedruckten Briefen. Programm. Heiligenstadt 1901.

Holstein Hedw., Eine Glückliche, in ihren Briefen und Tagebuchblättern. Leipzig, H. Haessel. 4 M.

Briefwechsel mit ihrem Gatten Franz von Holstein; ferner Briefe an Josef Dessauer, Frau Fechner, Susette Hauptmann, Clara Schumann und Andere.

Geiger Ludw., Therese Huber. 1764—1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. Stuttgart 1901, J. G. Cotta Nachfolger. 7.50 M.

Knoll Phpp., Beiträge zur heimischen Zeitgeschichte. Mit einer Gedenkrede auf den Verfasser von Gust. C. Laube. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Prag, J. G. Calve. 6 M.

Aus dem Inhalt: I. Angelegenheiten der deutschen Universität in Prag. (S. 121: Uhland-Commers der akademischen Ortsgruppe des deutschen Schulvereines am 24. April 1887). — II. Deutschnationales. (S. 217: Über Nationalgefühl und nationale Erziehung 1885. — S. 298: Über die Erhaltung deutscher Sprache und Art in der Fremde 1886.) — III. Politisches. (S. 334: Alois Brinz. Denkrede 1881.)

Kügelgen Marie Helene von, geb. Zöge von Manteuffel. Ein Lebensbild in Briefen. Leipzig, R. Wöpke. 6 M.

Eisner Kurt, Wilhelm Liebknecht. Sein Leben und Wirken. Unter Benutzung ungedruckter Briefe und Aufzeichnungen herausgegeben. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 1 M.

Luthardt Aug. Emil, Mein Werden und Wirken im öffentlichen Leben. München 1901, C. H. Beck.

Manteuffel Otto Freiherr von, Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Heinr. von Poschinger. 2 Bände. 1848—1854. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 20 M.

Nerlinger Charles, Daniel Martin ou la vie à Strasbourg au commencement du XVIIe. siècle. Strassburg, J. Noiriel. 5 M.

Mirabeau. Welschinger Henry, Mirabeau in Berlin als geheimer Agent der französischen Regierung 1786—1787. Nach Originalberichten in den Staatsarchiven von Berlin und Paris. Übertragen und bearbeitet von Osk. Marschall von Bieberstein. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 7.50 M.

Wild Erich, Mirabeaus geheime diplomatische Sendung nach Berlin. Heidelberg, C. Winter. 1901. 4.80 M.

Des General-Lieutenant Feldmarschall Raim. Fürsten Montecuccoli ausgewählte Schriften. Herausgegeben von der Direktion des k. u. k. Kriegsarchivs. Bearbeitet von Alois Veltzé. 3. Band. Geschichte (Kriegsgeschichte, Mémoiren, Reisen). 4. Band. Miscellen. Korrespondenz. Orts-, Namen- und Sachregister. Wien, W. Braumüller. 27 M.

Rauschenbusch Aug., Leben und Wirken, angefangen von ihm selbst, vollendet und herausgegeben von seinem Sohne Walth. Rauschenbusch. Cassel, J. G. Oncken. 1901. 2.20 M.

Pape Rich., Hans von Sagan. Eine monographische Studie zur Geschichte des deutschen Handwerks. Königsberg, Schubert & Seidel. 1 M.

Pennrich Alfr., Die Urkundenfälschungen des Reichskanzlers Kaspar Schlick nebst Beiträgen zu seinem Leben. Gotha, F. A. Perthes. 1901. 1.20 M.

Schorn Adelh. von, Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe. Berlin 1901, S. Fischers Verlag. 10 M.

Mit zahlreichen Briefen der im Mittelpunkt des Werkes stehenden Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein; ferner Briefe von B. Auerbach, Ludwig Bech-

stein, F. Gregorovius, Charlotte und Edda von Kalb, Franz von Kugler, Franz List, Fel. Mottl, Herzogin Helene von Orléans, Joachim Nast, Rückert, Henriette und Ludwig Schorn. Aufzeichnungen von Erzählungen der Bettina; Gedichte von Peter Cornelius.

Schumacher Tony, Was ich als Kind erlebt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 5 M.

Balfanz M., Beiträge zur staatsmännischen Wirksamkeit des Freiherrn Johann von Schwarzenberg. Dissertation. Greifswald.

Seyffardt Ludw. Frdr., Erinnerungen. Nach dem Tode des Verfassers in seinem Auftrage überreicht. Leipzig, Duncker & Humblot. 18 M.

Simson B. v., Eduard von Simson. Erinnerungen aus seinem Leben, zusammengestellt. Leipzig, S. Hirzel. 8 M.

Buchwald Geo., Konrad Stürzel von Buchheim aus Kitzingen, Doktor des kanonischen Rechts, Kanzler Kaiser Maximilian I., Erbschenk der Landgrafschaft Elsaß. Eine Schilderung seines Lebens und Wirkens nach archivalischen Quellen. Leipzig, Bernh. Richter. 3 M.

Stüve Gust., Johann Carl Bertram Stüve nach Briefen und persönlichen Erinnerungen. 2 Bände. Hannover, Hahn. 9 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Allgemeines. Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. In 3. verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben von Albert Hauck. 9. Band. Jesus Christus — Kanon Muratori. Leipzig, J. C. Hinrich'sche Buchhandlung. 1901. 10 M.

Aus dem Inhalt: Jetzer (Blösch). — Illgen (K. Pelt). — Illuminaten (Kluckhohn-Tschackert). — Innerösterreich (Loserth). — Die Kurfürsten Joachim I. und II. (G. Kawerau). — Johann der Beständige; Joh. Frdr. der Großmüthige (Theod. Kolde). — Kaiser Josef II. (Karl Müller). — Der ewige Jude (Bertheau).

Festgruß, Bernhard Stade zur Feier seiner 25jährigen Wirksamkeit als Professor dargebracht von seinen Schülern. Gießen, J. Ricker. 10 M.

Aus dem Inhalt: Diehl Wilh., Die Bedeutung der beiden Definitorialordnungen von 1628 und 1743 für die Geschichte des Darmstädter Definitoriums. Eine Studie zur Geschichte des hessischen Kirchenrechts. — Eger Karl, Luthers Auslegung des alten Testaments, nach ihren Grundsätzen und ihrem Charakter untersucht an Hand seiner Predigten über das 1. und 2. Buch Mose. (1524 ff.)

Kurz Ant., Die katholische Lehre vom Ablaß vor und nach dem Auftreten Luthers. Paderborn, F. Schöningh. 6 M.

Clemen Otto, Beiträge zur Reformationsgeschichte aus Büchern und Handschriften der Zwickauer Ratsschulbibliothek. 1. Heft. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 2.40 M.

Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. 36. und 37. Heft. Halle, M. Niemeyer. à 15 Pf.

36. Kocholl Heinr., Anna Alexandra, Herrin zu Rappoltstein, eine evangelische Edelfrau aus der Zeit der Reformation im Elsaß. Auf Grund archivalischer Dokumente. — 37. Henschel Adf., Dr. Johannes Heß, der Breslauer Reformator.

Egli Emil, Analecta reformatoria. II. Biographien. Bibliander. Ceporin. Johannes Bullinger. Zürich, Zürcher & Furrer. 1901. 5.60 M.

Mötz G., Die Danziger Konkordienformel über das Heilige Abendmahl, Notel genannt, und ihre Apologie (1561—1567). I. Dissertation. Königsberg 1901.

Wauer G. A., Die Anfänge der Brüderkirche in England. Ein Kapitel vom geistigen Austausch Deutschlands und Englands. Dissertation. Leipzig.

Brück Heinr., Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert. 4. Band. Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland. 4. Band. Vom vaticanischen Concil 1870 bis zur Gegenwart. 1. Abteilung. Das vaticanische Concil und der sogenannte Kulturkampf in Preußen bis zur Anknüpfung von Verhandlungen mit Rom. Mainz 1901, F. Kirchheim. 6.80 M.

Landschaften. Knieb Phpp., Geschichte der Reformation und Gegenreformation auf dem Eichsfelde. Heiligenstadt, F. W. Cordier. 5 M.

Heer Gfr., Kirchengeschichte des Kantons Glarus. III. Kapitel. Die Reformation. Glarus, Baeschlin. 1.80 M.

Mecklenburg. Schnell H., Die mecklenburgischen Kirchenordnungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung der mecklenburgischen Landeskirche . . Dissertation. Erlangen. 1899.

Wetzstein, Die Gründung der evangelisch-lutherischen Landeskirche in Mecklenburg. Programm. Neustrelitz.

Bibl Vict., Die Einführung der katholischen Gegenreformation in Niederösterreich durch Kaiser Rudolf II. (1576—1586). Innsbruck, Wagner. 4 M.

Lippert Frdr., Geschichte der Gegenreformation in Staat, Kirche und Sitte der Oberpfalz-Kurpfalz zur Zeit des 30jährigen Krieges. Nach den Akten der kgl. Archive. Freiburg i. B. 1901, P. Waetzel. 6 M.

Schauenburg L., Hundert Jahre oldenburgischer Kirchengeschichte von Hamelmann bis auf Cadovius (1573—1667). Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. 3. Band. Seelsorge. Oldenburg, G. Stalling. 7 M.

Graebert K., Der Landtag zu Treptow an der Rega, Lucie (13. Dezember 1534). Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenreformation im Herzogtum Pommern. Dissertation. Berlin.

Heidkämper, Die schaumburg-lippische Kirche, kurzer Überblick über ihre Entwicklung vor und nach der Reformation. [Aus: „Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte.] Bückeburg, G. Frommhold. 1 M.

Festschrift des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens, zum 50jährigen Amtsjubiläum seines Vorsitzenden ..... Erdmann. [Aus: „Correspondenzblatt des Vereines für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens".] Liegnitz. (Breslau, Ev. Buchhandlung.) 2 M.

Inhalt: Neumann Kasp., Der kirchliche Volksunterricht nach den Anschauungen der schwenckfeldischen Kreise in Schlesien im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts.

Schweiz. Schultz E., Reformation und Gegenreformation in den Freien-Ämtern. Dissertation. Zürich 1899/1900.

Landmann Florenz, Das Predigtwesen in Westfalen in der letzten Zeit des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte. (Vorreformationsgeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Herm. Finke. I.) Münster, Aschendorff. 5.50 M.

Ortschaften. Dalton Herm., Aus dem Leben einer evangelischen Gemeinde. Gütersloh, C. Bertelsmann. 3.60 M.

Macco Herm. Frdr., Die reformatorischen Bewegungen während des 16. Jahrhunderts in der Reichsstadt Aachen. Leipzig, F. Fleischers Sortiment. 2 M.

Fischer X., Abriß der Geschichte der katholischen Pfarrei und Gemeinde Aarau vom Jahre 1803—1895 (Umschlag 1897). Aarau, E. Wirz. 1.50 M.

Bamberg. Looshorn Joh., Die Geschichte des Bistums Bamberg. IV. Band. Das Bistum Bamberg von 1400—1556. 1. Lieferung. München. Bamberg, Handelsdruckerei und Verlagshandlung. 9 M.

Lingg Max, Kulturgeschichte der Diözese und Erzdiözese Bamberg seit Beginn des 17. Jahrhunderts auf Grund der Pfarrvisitationsberichte. 1. Band. Das 17. Jahrhundert. Kempten, J. Kösel. 2.80 M.

Radtke M., 300 Jahre unter Gottes Schutz im Lichte des Evangelii. Versuch einer Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Birnbaum. Birnbaum, H. Buchwald. 1.50 M.

Freiseisen Joh., Christoph IV. Andreas Freiherr von Spaur, Bischof von Brixen (1601—1613) und das kirchliche Leben seiner Diözese. [Aus: „Priester-Conferenz-Blatt".] Brixen, A. Weger. 2 M.

Schmidt Jul., Chronik von Gaiberg-Waldhilsbach. Zugleich ein Beitrag zur Pfälzer Kirchengeschichte. Heidelberg 1901, Evangelischer Verlag. 2 M.

Redlich Paul, Kardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle. 1520—1541. Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Studie. Mainz, F. Kirchheim. 12 M.

Höck Joh. Heinr., Bilder aus der Geschichte der hamburgischen Kirche seit der Reformation. Herausgegeben von der niedersächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften. Hamburg, Evangelische Buchhandlung. 4.50 M.

Berthold, Die Wissenschaft und das Augustiner-Chorherrenstift Klosterneuburg. Ein Beitrag zur österreichischen Litteraturgeschichte. Wien, Mayer & Co. 2.40 M.

Weinmeister Paul, Beiträge zur Geschichte der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Leipzig 1700—1900. Leipzig, J. A. Barth. 4 M.

Hoffmann Ernst, Naumburg a. S. im Zeitalter der Reformation. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt und des Bistums. (Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte. Herausgegeben von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, G. Seeliger. VII. Band. 1. Heft.) Leipzig, B. G. Teubner.

Arnold C. Fr., Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmian und seinen Nachfolgern. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. 1. Hälfte. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 67.) Halle, M. Niemeyer. 1.20 M.

Straßburg. Büchsenschütz L., Histoire des liturgies en langue allemande dans l'église de Strasbourg au XVIe siècle (thèse). Cahors, impr. Coueslant

Hubert Frdr., Die Straßburger liturgischen Ordnungen im Zeitalter der Reformation, nebst einer Bibliographie der Straßburger Gesangbücher, gesammelt und herausgegeben. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 8 M.

Keidel Frdr., Bilder aus der Reformationsgeschichte der Reichsstadt Ulm. Ulm, H. Kerler. 1901. 50 Pf.

Binhack Frz., Geschichte der Cistercienser-Abtei Waldsassen während des Interregnums (23. IX. 1792 bis 3. V. 1793) und der ersten drei Regierungsjahre (1793—1795) des Abtes Athanasius Hettenkofer. [Aus: „Cistercienser-Chronik".] Bregenz. (Passau, G. Kleiter.) 60 Pf.

Aus Weimars kirchlicher Vergangenheit. Festschrift zum 400jährigen Jubiläum der Stadtkirche in Weimar. 1. Die Reformation in Weimar. Von Carl Arper. — 2. Bilder aus der Geschichte der Weimarischen Stadtkirche. Von Gust. Lämmerhirt. Weimar, L. Thelemann. 60 Pf.

Bösken Walth., Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Xanten im 1. Jahrhundert ihres Bestehens. 2 Hefte. Wesel, B. Schmithals. 2.50 M.

Personen. Postina Alois, Der Karmelit Eberhard Billick. Ein Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludw. Pastor. 2. Band. 2. und 3. Heft.) Freiburg i. B., Herder. 3.40 M.

Breda Frz., Aus den Papieren eines modernen Theologen. Stimmungsbilder. Berlin, A. Duncker. 2 M.

Lang A., Der Evangelienkommentar Martin Butzers und die Grundzüge seiner Theologie. (Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, herausgegeben von N. Bonwetsch und R. Seeberg. II. Band. 2. Heft.) Leipzig, Dieterich. 10 M.

Calvin. Corpus Reformatorum. Vol. 86 et 87. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 20 M.

Inhalt: Joa. Calvini opera quae supersunt omnia. Edd. Guil. Baum, Ed. Cunitz, Ed. Reuss. Vol. 58 et 59.

Erichson Alfr., Bibliographia Calviniana. Catalogus chronologicus operum Calvini. Catalogus systematicus operum, quae sunt de Calvino. Cum indice auctorum alphabetico. [Aus: „Calvini opera" (cum additionibus).] Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 3 M.

Canisii Beati Petri, S. J., epistulae et acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger S. J. Vol. III 1561, 1562. Freiburg i. B. 1901, Herder. 23 M.

Rocholl Heinr., Matthias Erb, ein elsässischer Glaubenszeuge aus der Reformationszeit. Auf Grund archivalischer Dokumente. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. 26. Heft.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 1.20 M.

Weber Frdr. K. E., F. H. R. von Franks Gotteslehre und deren erkenntnistheoretische Voraussetzungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Religions-Philosophie des 19. Jahrhunderts. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1.60 M.

Endres Jos. Ant., Frobenius Forster, Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg. Ein Beitrag zur Litteratur- und Ordensgeschichte des 18. Jahrhunderts. (Straßburger theologische Studien. Herausgegeben von Alb. Ehrhard und Eug. Müller. IV. Band. 1 Heft.) Freiburg i. B., Herder. 2.40 M.

Frommel Emil, Briefe aus Amt und Haus aus den Jahren 1849—1896. Herausgegeben von Amalie Frommel. (Das Frommel-Gedenkwerk. Herausgegeben von der Familie. 3. Band.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2.25 M.

Hase. Bürkner Rich., Karl von Hase, ein deutscher Professor. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 M.

Fuchs Gerh., Karl von Hase, ein Bekenner des Christentums und der Freiheit. Ein Erinnerungsblatt zu seinem 100. Geburtstag, 25. VIII. 1900. Leipzig, G. Fock. 40 Pf.

Des Reichsfreiherrn J. A. von Ickstadt katholische Lobschrift auf den Protestantismus. Verfaßt 1772 in München, neu herausgegeben von K. Walcker. (Flugschriften des Evangelischen Bundes 181—183 [XVI. Reihe 1—3].) Leipzig, C. Braun. 50 Pf.

Roth F., Leonhard Kaiser, ein evangelischer Märtyrer aus dem Innviertel. (Schriften des Vereines für Reformationsgeschichte. Nr. 66.) Halle, M. Niemeyer. 1.20 M.

Detmer Heinr., Hermann von Kerssenbrochs Leben und Schriften. Münster, Theissing. 5 M.

Luther. Dr. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 11. und 24. Band. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 16 und 21.60 M.

Der größere Teil des im Juli 1900 erschienenen 11. Bandes (S. 229—475) bringt die Schriften des Jahres 1523, soweit dieselben nicht nach dem Plan der Ausgabe an besonderen Stellen (z. B. in der Sammlung der Briefe oder der Dichtungen) mitzuteilen (vgl. Vorrede S. XXVIII) oder soweit sie nicht bereits in Band 12 (1891) erschienen sind. Es sind die 9 Schriften, welche im ersten Drittel des Jahres hervorgetreten sind; an erster Stelle eine der kulturgeschichtlich allerwichtigsten: „Von weltlicher Oberkeit", von der allein 10 Drucke aus dem Ursprungsjahre nachgewiesen werden. Angeschlossen sind die im Sommer d. J. geschriebene Vorrede zu Lamberts Erklärung der Minoritenregel und ein

von einem Unbekannten aus mehreren Lutherschriften gefertigter Cento „Von zweierlei Menschen". — Der kleinere Teil des Bandes (S. 1—228) enthält die Ergänzungen zu den bereits in Band 12 gedruckten Predigten desselben Jahres auf Grund der inzwischen entdeckten Nachschriften Rörers. Vorausgeschickt ist eine Übersicht über die gesamte Predigtthätigkeit Luthers in diesem Jahre und deren Überlieferung in Handschriften und Drucken. Als Herausgeber der Predigten zeichnet G. Buchwald, als der der Schriften G. Koffmane; der durchgehends selbstverständliche Arbeitsanteil der beiden Redaktoren ließ sich dagegen nur in den Anmerkungen durch Chiffern kenntlich machen. In die Zahl der Mitarbeiter sind neu eingetreten die Professoren H. Ritschel in Leipzig und H. Ficker in Straßburg. Der Druck des 23. Bandes hat begonnen. Das dem vorliegenden Bande beigegebene Verzeichnis der Subskribenten weist gegen 800 Abnehmer auf, von denen mehr als ein Fünftel dem Ausland angehören.

Der im Dezember 1900 erschienene 24. Band bringt einen Parallelabdruck der beiden Bearbeitungen von Luthers (1523/24 gehaltenen) Genesispredigten, welche im Jahre 1527 an die Öffentlichkeit getreten sind, beide von Luther gebilligt und mit empfehlenden Begleitworten versehen. Die lateinische Bearbeitung, von der nur eine Ausgabe (erschienen bei Johann Setzer in Hagenau) vorliegt, beruht vorzugsweise auf den Nachschriften Roths, die deutsche auf denen Roths und Rörers, welche bereits in Band 14 der Weimarer Lutherausgabe mitgeteilt sind. Der Urheber der lateinischen Bearbeitung ist ohne Zweifel Stephan Roth selbst gewesen, der der deutschen (nach einer durchaus glaubwürdigen Angabe des Mathesius) Kaspar Creutziger, damals in Magdeburg; ein nicht unerheblicher Anteil an der Textgestaltung gebührte aber dem Korrektor der Rhawschen Druckerei, dessen Thätigkeit sowohl in dem Originalabdruck wie in dem aus derselben Offizin hervorgegangenen Oktavdruck (D) deutlich zu verfolgen ist, allem Anschein nach ist dieser Korrektor Rörer gewesen. Für die Entstehungsgeschichte dieser beiden Rhawschen Drucke entwickelt die Einleitung wichtige Gesichtspunkte, die um so mehr Beachtung erfordern, als sie die damalige Drucktechnik in einer neuen und überraschenden Beleuchtung zeigen. Von den 93 Druckbogen des Urdrucks ist der größte Teil in einer doppelten, ein kleiner Teil sogar in einer dreifachen Gestalt erhalten. Ein einheitliches Exemplar einer ersten oder einer zweiten Auflage ist aber, soweit unsre Kenntnisse reichen, nicht vorhanden, vielmehr sind alle erhaltenen Exemplare aus Bogen der ersten oder zweiten (oder dritten) Fassung bunt zusammengesetzt. Das machte aber den Leitern der Ausgabe nicht nur die Textgestaltung zu einem höchst schwierigen Geschäft, sondern verhinderte auch eine sichere Entscheidung über das Verhältnis der beiden süddeutschen Drucke B und C zur Originalausgabe. Die Einleitung, welche die kritischen Grundsätze darlegt, kommt unter anderm zu dem wichtigen Ergebnis, daß das rein bibliographische Verfahren zu Identitätsbestimmungen künftighin nicht mehr als ausreichend gelten darf, da es im gegenwärtigen Falle unvermögend gewesen wäre, den zahlreichen und tiefgreifenden Unterschieden anscheinend von dem gleichen Satz abgezogener Drucke anders als durch einen außerordentlichen Glücksfall auf die Spur zu kommen. A. B.

Dr. Martin Luthers sämtliche Schriften, herausgegeben von Joh. Geo. Walch. Aufs Neue herausgegeben im Auftrag des Ministeriums der deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten. 16. Band. St. Louis, Mo. Zwickau, Schriftenverein. 16 M.

Inhalt: Reformationsschriften. 1. Abteilung: Zur Reformationshistorie gehörige Dokumente. A. Wider die Baptisten. (Fortsetzung.) Aus den Jahren 1525—1537. Neue revidierte Stereotyp-Ausgabe.

Eger K., Die Entwicklung der religiös-ethischen Gedanken Luthers bis zur Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen" 1520. Dissertation. Gießen.

Eger Karl, Die Anschauungen Luthers vom Beruf. Ein Beitrag zur Ethik Luthers. Gießen, J. Ricker. 3.60 M.

Galley A., Die Bußlehre Luthers und ihre Darstellung in neuester Zeit. Dissertation. Rostock 1899.

Jäger K., Luthers religiöses Interesse an seiner Lehre von der Realpräsenz. Eine historisch-dogmatische Studie. Dissertation. Gießen.

Luther Johs., Die Beziehungen Dr. Martin Luthers zur Wartburg und Koburg. Vortrag. Berlin, W. Ernst & Sohn. 3 M.

Kuhn F., Le christianisme de Luther. Paris, Fischbacher.

Philalethes A. J., Die historische Wahrheit über Luthers Ausgang. Wien, H. Hirsch. 1901. 2 M.

Flade Walth., Die philosophischen Grundlagen der Theologie Rich. Rothes. Dissertation. Leipzig-Reudnitz. (Leipzig, E. Gräfe.) 2 M.

Mayer Joh. Geo., Graf Theodor Scherer-Boccard. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung in der Schweiz. Einsiedeln, Eberle & Rickenbach. 1.95 M.

Schleiermacher. Fuchs Emil, Schleiermachers Religionsbegriff und religiöse Stellung zur Zeit der ersten Ausgabe der Reden (1799—1806). Gießen, J. Ricker. 2 M.

Lasch G., Schleiermachers Religionsbegriff in seiner Entwicklung von der ersten Auflage der Reden bis zur zweiten Auflage der Glaubenslehre. Dissertation. Erlangen 1900.

Joh. Hinr. Wicherns gesammelte Schriften. I. II. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von J. Wichern. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1901. 12.60 M.

Bauer H., Zinzendorf und die Brüdergemeine. Vortrag. Leipzig, F. Jansa. 50 Pf.

Zwingli. Rückert O., Ulrich Zwinglis Ideen zur Erziehung und Bildung im Zusammenhang mit seinen reformatorischen Tendenzen. Dissertation. Leipzig.

Zwingli Huldrich, Von Freiheit der Speisen. Eine Reformationsschrift. 1522. Herausgegeben von Otto Walther (Flugschriften aus der Reformationszeit XVI. Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 173). Halle, M. Niemeyer. 60 Pf.

Buchdruck und Buchhandel.

Gutenberg. Köster Alb., Festrede zur 500jährigen Geburts-Feier Johannes Gutenbergs, gesprochen in Mainz am 24. Juni 1900. Leipzig, B. G. Teubner. 1.20 M.

Milchsack Gust., Gutenberg, sein Leben und seine Erfindung. Rede. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1 M.

Festschrift zur Gutenbergfeier. Herausgegeben von der königlichen Bibliothek zu Berlin am 24. Juni 1900. Berlin (Asher & Co.) 5 M.

Schwenke P., Untersuchungen zur Geschichte des ersten Buchdrucks.

Festschrift zum 500jährigen Geburtstage von Johann Gutenberg. Im Auftrage der Stadt Mainz herausgegeben von Otto Hartwig. Mainz. Leipzig, O. Harrassowitz. 50 M.

Merlo Joh. Jak., Ulrich Zell, Kölns erster Drucker. Nach dem hinterlassenen Manuskript bearbeitet von Otto Zaretzky. Herausgegeben von der Stadtbibliothek in Köln. (Festgabe zur Gutenbergfeier 1900.) Köln, Kölner Verlagsanstalt und Druckerei. 5 M.

Reimer Herm., Georg Andreas Reimer. Erinnerungen aus seinem Leben, insbesondere aus der Zeit der Demagogen-Verfolgung. Berlin, G. Reimer. 80 Pf.

Jubiläums-Katalog der Schulzeschen Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei A. Schwartz in Oldenburg. Gegründet 1800. September 1.

Verlags-Katalog der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Darin auch eine kurze Geschichte der Firma.

Chrn. Glob. Kayfers vollständiges Bücher-Lexikon. Sach- und Schlagwortregister zum 29. und 30. Bande. 1895—1898, bearbeitet von Rich. Schmidt und Alfr. Dultz. Leipzig, Ch. H. Tauchnitz. 22.50 M.

Archive und Bibliotheken.

Inventare des großherzoglichen badischen General-Landesarchivs. Herausgegeben von der großherzoglichen Archivdirektion. 1. Band. Karlsruhe, Ch. F. Müller 1901. 8 M.

(Perlbach Max), Aus alten Büchern der Hallischen Universitäts-Bibliothek. Herrn Ober-Bibliothekar Dr. Oscar Grulich zum 25jährigen Dienstjubiläum .... dargebracht von einem Kollegen. Halle, M. Niemeyer. 3 M.

Verzeichnis der Jeverland betreffenden Handschriften und Drucke des Mariengymnasiums in Jever. Programm. Jever.

Gemoll W., Die Handschriften der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek zu Liegnitz. Programm. Liegnitz.

Schubert Ant., Die Wiegendrucke der k. k. Studienbibliothek zu Olmütz vor 1501. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen gedruckt. Olmütz 1901. 20 M.

Dieses überaus umfängliche und gut ausgestattete Werk liefert eine ausführliche Beschreibung von 1670 Inkunabeln der Olmützer Bibliothek. Schubert hat hierbei Ludwig Hains Repertorium bibliographicum zur Grundlage genommen. Bei den von Hain nach eigener Einsichtnahme beschriebenen Inkunabeln giebt Schubert nur das von Hains Beschreibung Abweichende und zur Ergänzung die Beschreibung der Interpunktions-, Abteilungs- und Wasserzeichen, eventuell der Initialien und der Ränderbeschaffenheit, sowie der besonderen Olmützer Merkmale (Signatur, Vorbesitzer, Ex Libris). Bei den von Hain nur aus zweiter Quelle erwähnten oder überhaupt nicht angeführten Inkunabeln (— es sind im ganzen gegen 100 —) giebt Schubert außerdem eine genaue bibliographische Angabe der Anfangs- und Schlußzeilen des Textes, der Blattzahl, Signierung, Kustoden, Zeilenzahl, Art der Typen, der eventuellen Holzschnitte und Druckerzeichen. Die Fachlitteratur, namentlich Copingers Supplement zu Hain, ist zum Vergleiche herangezogen. Am Schlusse folgen Verzeichnisse der Drucker und der Druckjahre (s. a. und 1455—1500). Der große (von Schubert mit außerordentlichem Fleiße beschriebene) Schatz der Olmützer Wiegendrucke stammt zumeist aus den von Maria Theresia und Josef II. aufgehobenen Jesuitenkollegien und Ordenshäusern Mährens und Schlesiens. Ad. Haulken.

Geschichte der Publizistik.

Wätjen Herm., Die erste englische Revolution und die öffentliche Meinung in Deutschland. Heidelberg, C. Winter. 3 M.

Mangold F., Die Basler Mittwoch- und Samstagzeitung 1682–1796. Ein Beitrag zur Geschichte des Nachrichtenverkehrs und dessen Organisation im 17. und 18. Jahrhundert. Dissertation. Basel (L. Jenke).

Lachmanski H., Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Berlin.

Gallinger H. P., Die Haltung der deutschen Publizistik zu dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege 1775—1783. Dissertation. Leipzig.

Zum 150jährigen Jubiläum der Lübeckischen Anzeigen und der 75jährigen Gründung der lithographischen Anstalt und Steindruckerei Gebrüder Borchers, 30. Mai 1826. Lübeck 1901. Gebr. Borchers. 12 M.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen. 6. und 7. Band. Januar-Dezember 1900. Herausgegeben von F. Dietrich. Leipzig, F. Dietrich. 18 und 18.75 M.

Geschichte der Musik und des Theaters.

Musik. Allgemeines. Beschreibendes Verzeichnis der Autographen-Sammlung Fritz Donebauer in Prag. II. Ausgabe. Prag. Selbstverlag.

Die erste Auflage des Verzeichnisses dieser vorwiegend für die Musik und Theatergeschichte wertvollen Sammlung ist Euphorion 2, 250 besprochen worden. Die Hauptmasse der Handschriften sind zusammenhängende Briefreihen aus dem Nachlaß von Deinhardstein, Stiepanek, Spohr, Tomaschek und der Sängerin Sontag. Unter den Neuerwerbungen hebe ich hervor: Ein Gedicht der Antonie Adamberger; Verse von Anzengruber, Penzing, 10. Dezember 1885; einen Brief Bauernfelds über Schubert; ein Manuskript von Alfr. Jul. Becher vom 11. August 1848 für die Redaktion des Radikalen mit Ausfällen gegen ein Gedicht des „hofrätlichen Renegaten" Dingelstedt, das noch „Grillparzers berüchtigten Panegyrikus auf den freiheitsmörderischen Absolutistenhäuptling Radetzky" überbiete; Briefe von Goethe, 3. März 1790 (an Göschen), 24. Mai 1814 (über die Umarbeitung der Claudine), 7. November 1816, 24. Mai 1830 (an Schmeller); ein Notenmanuskript Grillparzers mit griechischem Text (8 Verse aus der Odyssee); Heine an Campe, 6. August 1854; Briefe von Raupach, 9. Mai 1827 (an Schreyvogel), 17. Februar 1831 (ein Vergleich seiner raschen Arbeitsweise mit der langsameren Grillparzers); Schiller an Göschen, Jena, 23. Oktober 1797 über den Don Carlos. — Das Verzeichnis rührt von Ernst Rychnowski her; R. Batka hat eine kurze Vorrede dazu geschrieben.

Eitner Rob., Biographisch-bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. 2. 3. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. à 10 M.

Grandmougin C., Études sur l'esthétique musicale. Paris, Charles. 3.50 Frcs.

Reimann Heinr., Musikalische Rückblicke. 2 Bände. Berlin, Harmonie. 6 M.

Riemann Hugo, Präludien und Studien. Gesamte Aufsätze zur Ästhetik, Theorie und Geschichte der Musik. 2. Band. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 3 M.

Schütz A., Zur Ästhetik der Musik und ihre Beziehungen zum gesamten Geistesleben. 2. Auflage der „Geheimnisse der Tonkunst 1891". Stuttgart, J. B. Metzlers Verlag. 3 M.

Vogel Mor., Geschichte der Musik von den ersten Anfängen christlicher Musik herab bis auf die Gegenwart. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Musik, speziell des deutschen Volksliedes, kurz und leicht faßlich dargestellt. Leipzig, Gebrüder Hug & Co. 3 M.

Prosniz Adf., Kompendium der Musikgeschichte. 2. Band 1600—1750. Wien, A. Hölder. 5 M.

Hausegger Friedr. von, Unsere deutschen Meister Bach, Mozart, Beethoven, Wagner. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 5.60 M.

Riemann Hugo, Geschichte der Musik seit Beethoven (1800—1900). Berlin, W. Spemann. 8.20 M.

Hohenemser Rich., Welche Einflüsse hatte die Wiederbelebung der älteren Musik im 19. Jahrhundert auf die deutschen Komponisten? (Breitkopf & Härtels Sammlung musikwissenschaftlicher Arbeiten von deutschen Hochschulen. 4. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4 M.

Hanslick Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der modernen Oper IX. Teil.) Musikalische Kritiken und Schilderungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 6 M.

Seidl Arth., Was ist modern? Ein Vortrag. Harmonie. 1 M.

Landschaften. Nagel Willib., Zur Geschichte der Musik am Hofe zu Darmstadt. (Aus: „Monatshefte für Musikgeschichte.") Leipzig 1901, Breitkopf & Härtel. 2 M.

Schmid Otto, Das sächsische Königshaus in selbstschöpferischer musikalischer Bethätigung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1.50 M.

Komponisten. Thomas F., Einige Ergebnisse über Johann Sebastian Bachs Ohrdrufer Schulzeit, aus der Matrikel des Lyceums geschöpft. Programm. Ohrdruf.

Beethoven. Frimmel Thdr. von, Ludwig van Beethoven. (Berühmte Musiker . . . Herausgegeben von H. Reimann. 13. Band.) Berlin, Harmonie 1901. 4 M.

Marx Adf. Bernh., Ludwig van Beethoven, Leben und Schaffen. 5. Auflage . . . von Gust. Behncke. 1. Lieferung. Berlin 1901, O. Janke. 1 M.

Thayer Alex. Wheelock, Ludwig van Beethovens Leben. Nach dem Original-Manuskript deutsch bearbeitet. 2. Auflage von Hermann Deiters. 1. Band. Berlin, W. Weber. 9 M.

Bülow Hans von, Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. 5. Band. Briefe. 4. Band. 1864—1872. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 6 M.

Cornelius Pet., Briefe in Poesie und Prosa an Feodor und Rosa von Milde, herausgegeben und eingeleitet von Natalie von Milde. Weimar 1901, H. Bochlaus Nachfolger. 3 M.

Krebs Carl, Dittersdorfiana. Berlin, Gebr. Paetel. 5 M.

Musiker- und Dichterbriefe an Paul Kuczynski. Herausgegeben von Adb. von Hanstein. Berlin, Harmonie. 4 M.

Das Wertvolle in dieser Briefsammlung ist nicht neu, das Neue darin ist fast wertlos. Den Grundstock bilden nämlich die Briefe von Adolf Jensen, die Kuczynski selbst ohne seinen Namen bereits früher herausgegeben hat (Berlin 1879) und die hier mit seiner Vorrede und in seiner Auswahl unverändert wiederholt werden. Die Briefe Alb. Lindners aber waren bereits für Hanstein in seiner Biographie Lindners (Berlin 1888) eine seiner wichtigsten Quellen. Unter den neuen Beigaben verdienen die Briefe Bülows Erwähnung. Zettel von Liszt und Scheffel sind belanglos.

Possart Ernst von, Hermann Levi. Erinnerungen. [Aus: „Allgemeine Zeitung".] München, C. H. Beck. 1.50 M.

Frz. Lißts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. 5. Band. Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. 2. Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4 M.

Bürner Rich., Albert Lortzing in Detmold, Pyrmont, Münster und Osnabrück. Ein Gedenkblatt. 2. Auflage. Detmold. R. Bergmann. 50 Pf.

Merian Hans, Mozarts Meisteropern. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 4 M.

Pfohl Ferd., Arthur Nikisch als Mensch und Künstler. (Moderne Musiker.) Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 1 M.

Reinecke Carl, „und manche liebe Schatten steigen auf." Gedenkblätter an berühmte Musiker. Leipzig, Gebr. Reinecke. 3 M.

Segnitz Eug., Carl Reinecke. (Moderne Musiker.) Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 1 M.

Brecher Gust., Richard Strauß. Eine monographische Skizze. (Moderne Musiker.) Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 1 M.

Weber Carl Maria von, Briefe an Hinrich Lichtenstein. Herausgegeben von Ernst Rudorff. Braunschweig, G. Westermann. 4 M.

Staub Frz., Joh. Baptist Schenk, ein niederösterreichischer Tondichter (1753—1836). Wiener-Neustadt 1901, A. Folk. 60 Pf.

Wagner. Bélart Hans, Richard Wagner in Zürich (1849—1858). 1. Band. Richard Wagners Wirken im Interesse Zürichs und seine geselligen und familiären Beziehungen daselbst. (Musikalische Studien. III.) Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 2 M.

Wagner, Rich. und Frz. Liszt, Briefwechsel. 2 Bände. 2. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 12 M.

Theatergeschichte. Pischel Rich., Die Heimat des Puppenspiels. Rede bei Antritt des Rektorats der königl. vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, gehalten am 12. Juni 1900. (Auch m. d. T.: Hallesche Rektorreden. II.) Halle a. S., Niemeyer. 1 M.

Die wenigen Blätter, die Referent hier kurz anzeigt, sind sehr inhaltsreich. Das meiste Gewicht haben wohl die geschichtlichen Nachweisungen über das indische Puppentheater. Der Name für Puppenspieler (sutradhāra ‚Fadenhalter') ist schon im 10. Jahrhundert belegt, Puppenspiele sind noch bis heute die einzigen dramatischen Aufführungen bei der indischen Landbevölkerung (S. 9). Die Bezeichnung sutradhāra wird aber für Schauspieldirektor überhaupt gebraucht (S. 10), und im alten indischen Drama trat noch ein zweiter Direktor auf, der sthāpaka ‚Aufsteller', der Puppen nämlich — also wieder eine Übertragung vom Puppentheater. Der Verfasser erinnert daran, daß auch in Europa der Puppenspieler häufig einen Mechaniker als Gehilfen habe, und fügt einige Bemerkungen hinzu über die Schichten und Stände der Bevölkerung, aus denen sich die Puppenspieler ergänzen. Ich werde seinerzeit, wenn ich dazu komme, meine in dieser Zeitschrift 7, 139 ff. begonnenen „Beiträge zur Kenntnis des Puppentheaters" fortzusetzen, manches hierüber aus meiner Erfahrung mitteilen, beziehungsweise Richtigstellungen geben. Daß speziell der Stand der Zahnärzte vertreten war (S. 12), ist bekanntlich für das deutsche Schauspielertum überhaupt, in seinen Lehrjahren, etwas Gewöhnliches. Puppenspieler als Konkurrenten der Schauspieler (S. 6) sind zahlreich nachzuweisen, in Deutschland erscheinen Prinzipale in dem einen Jahre mit lebenden, in dem zweiten mit hölzernen Schauspielern, ein Verhältnis, das bei dem Übergang der Haupt- und Staatsaktion von der Menschen- auf die Puppenbühne wirksam war (vgl. Herrmann, Goethes Jahrmarktsfest, S. 81 f.). Die Beziehungen zwischen der lebendigen und der Marionettenbühne zeigen sich aber noch weiterhin. Im vorklassischen indischen Drama herrschte im Prosadialog die Improvisation, im Gegensatz zu den Strophen, und sie herrscht noch gegenwärtig im Volksstück (S. 14), besonders aber in den Puppenspielen (S. 15). Damit stimme, daß es keine Handschriften von Puppenspielen aus alter Zeit gebe, worin freilich, bei der ganzen Art und Bestimmung dieser Litteratur, nichts Zwingendes liegt. Der Verfasser bemerkt auch die merkwürdige Analogie, die der Lustigmacher, der vidūṣaka, mit dem Hanswurst unseres Volksdramas zeigt; ganz wie dieser ist er gefräßig, dumm, dabei verschlagen, furchtsam und doch frech, häßlich, der postillon d'amour seines Herrn (S. 17 f.). Im 8. Jahrhundert versuchte Bhavabhūti den vidūṣaka von der Bühne zu entfernen, wie die Neuberin in Deutschland (S. 20).

Soviel hebe ich aus Pischels thatsächlichen Mitteilungen heraus. Er zieht nun Folgerungen und stellt Behauptungen auf. Das klassische Drama zeige in seiner Mischung von Prosa und Vers noch die Spur seines Ursprunges aus Volksstücken, und diese Volksstücke müssen Puppenspiele gewesen sein (S. 15). Das Puppentheater sei die älteste Form dramatischer Darstellung in Indien, vielleicht überhaupt, in Indien sei auch seine Heimat (S. 6). Wo der Kasperle herstamme, da habe man auch den Ursprung des Puppentheaters zu suchen, solche Figuren entstünden nicht selbständig (S. 20). Und wenn sich insbesondere im türkischen Schattenspiel der Karagöz, in Persien der Kačal Pahlawân mit dem Kasperl decke, so sei darauf zu verweisen, daß es die aus Indien stammenden Zigeuner waren, die in Persien wie in der Türkei hauptsächlich die Puppenspieler stellten (S. 21).

Das sind Ergebnisse, denen man in ihrer Allgemeinheit nicht ohne weiteres zustimmen wird, und die Schlußkette ist keine lückenlose. Übrigens stellt der Verfasser noch besseres Material über das indische Puppenspiel in Aussicht, das jedenfalls abzuwarten ist. Sind die vielfach sehr interessanten Mitteilungen, die Fischer in Westermanns Monatsheften 89, 495 ff. über das Theater in Japan, namentlich über die Puppentheater gegeben hat, die dort zu wahren Kunstanstalten entwickelt sind, richtig, so sehen wir wenigstens in einem Falle außerhalb Europas das Puppentheater aus der lebendigen Bühne entstehen, als das posterius. Hier kamen die Puppentheater dadurch auf, daß die Regierung im Jahre 1652 die Menschendarstellungen gänzlich verbot, wegen der Unzukömmlichkeiten, zu denen sie Veranlassung gaben. —

Das ‚Kasperle'theater in der Leopoldstadt in Wien, das Kaiser Josef II. im Jahre 1786 mit seinen Gästen besuchte (S. 6), ist natürlich kein Puppentheater, sondern die Marinellische Schaubühne, die damals mit gutem Grund den Namen Kasperltheater führen konnte. F. Arnold Mayer.

Behrens Pet., Feste des Lebens und der Kunst. Eine Betrachtung des Theaters als höchsten Kulturſymbols. Leipzig, E. Diederichs. 2 M.

Martersteig Max, Der Schauspieler. Ein künstlerisches Problem. Eine Studie. Leipzig, E. Diederichs. 1.50 M.

Proelß Rob., Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebnissen der heutigen Forschung. Leipzig, F. A. Berger. 6 M.

Besson Paul, Étude sur le théâtre contemporaine en Allemagne. Paris, Laisney.

Wien. Bayer Jos., Das k. k. Hofburgtheater vor und nach der Rekonstruktion. Mit Ergänzungen zur Baugeschichte. (Die Theater Wiens. 3. Band. Supplement-Heft.) Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 6 M.

Weilen Alex. von, Zur Wiener Theatergeschichte. Die vom Jahre 1629 bis zum Jahre 1740 am Wiener Hofe zur Aufführung gelangten Werke theatralischen Charakters und Oratorien. (Schriften des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen.) Wien, A. Hölder 1901. 2.40 M.

Dieses bibliographische Verzeichnis ist eine Ergänzung von Weilens „Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater" mit Zugrundelegung des bekannten Verzeichnisses von L. R. von Köchel in seinem „Johann Josef Fux" (Wien 1872), aber mit weit vollständigerer Ausnutzung der in den Wiener Bibliotheken vorhandenen reichen Hilfsmittel, besonders der Libretti. Der Verfasser muß zwar selbst zugestehen, daß eine wirklich vollständige Bibliographie auch nunmehr nicht erreicht ist; aber daß er über seinen Vorgänger weit hinausgekommen ist, wird jeder billig Urteilende anerkennen. Die mühsame, entsagungsvolle Arbeit verdient unsern wärmsten Dank.

Schauspieler. Anschütz Heinrich, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Nach eigenhändigen Aufzeichnungen und mündlichen Mitteilungen (Universal Bibliothek Nr. 4108—4110). Leipzig, Ph. Reclam jun. à 20 Pf.

Gregori Ferd., Josef Kainz (Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Heft 2). Berlin, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Kunstgeschichte.

Allgemeines. Dobbert Ed., Reden und Aufsätze kunstgeschichtlichen Inhalts. Nach seinem Tode herausgegeben. Berlin, W. Ernst & Sohn. 5 M.

Grosse Ernst, Kunstwissenschaftliche Studien. Tübingen, J. C. B. Mohr. 5 M. Inhalt: 1. Die Aufgabe der Kunstwissenschaft. 2. Das Wesen der Kunst. 3. Das Wesen des Künstlers. 4. Kunst und Race. 5. Wirkungen der Bildnerei. 6. Wissenschaft und Kunst.

Kutschmann Th., Geschichte der deutschen Illustration vom ersten Auftreten des Formschnittes bis auf die Gegenwart. Berlin, F. Jäger. 35 M.

Lehmann Alfr., Das Bildnis bei den altdeutschen Meistern bis auf Dürer. Leipzig, K. W. Hiersemann 16 M.

Dehio G., Die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts (Kunstgeschichte in Bildern. Systematische Darstellung der Entwicklung der bildenden Kunst vom klassischen Altertum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. V. Abteilung). Leipzig, E. A. Seemann. 10.50 M.

Meyer Bruno, Die bildenden und reproduzierenden Künste im 19. Jahrhundert. 1. Teil. Die Reproduktion mit Einschluß der Photographie (Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. 20. Band). Berlin, S. Cronbach. 2 M.

Landschaften. Bayern. Weis-Liebersdorf J. E., Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. 1. Teil. München 1901, Allgemeine Verlagsgesellschaft. 5 M.

Doering Osc., Des Augsburger Patriciers Philipp Hainhofers Reisen nach Innsbruck und Dresden. [Aus: „Quellenschriften für Kunstgeschichte".] Wien, 1901, C. Graeser & Co. 7.20 M.

Welisch Ernst, Augsburger Maler im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des Barock und Rokoko. Augsburg, Lampart & Co. 4 M.

Bassermann-Jordan Ernst, Die dekorative Malerei der Renaissance am bayerischen Hofe. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 16 M.

Furtwängler A., Beschreibung der Glyptothek König Ludwigs I. zu München. München, A. Buchholz. 3 M.

Österreich. Pazaurek Gust. E., Franz Anton Reichsgraf von Sporck, ein Mäcen der Barockzeit und seine Lieblingsschöpfung Kukus. Leipzig, K. W. Hiersemann 1901. 60 M.

Schneider Rob. von, Ein Kunstsammler im alten Wien. [Aus: Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses.] Wien (Leipzig, G. Freytag). 6 M.

Künstler. Behncke W., Albert von Soest, ein Kunsthandwerker des 16. Jahrhunderts in Lüneburg (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 28. Heft). Straßburg, J. H. E. Heitz. 8 M.

Böcklin. Schick Rud., Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren 1866, 1868, 1869 über Arnold Böcklin. (Herausgegeben von Hugo von Tschudi. Gesichtet von Cäs. Flaischlen.) Berlin, F. Fontane & Co. 12 M.

Mendelsohn Henri, Böcklin (Geisteshelden — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographien. 40. Band). Berlin, E. Hofmann & Co.

Schmerber Hugo, Beiträge zur Geschichte der Dintzenhofer (Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens. Veröffentlicht von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. IV). Prag, J. G. Calve. 20 M.

Doepler der Ältere, Carl Emil, 75 Jahre Leben, Schaffen, Streben. Eines Malersmannes letzte Skizze (Zeitgenössische Selbstbiographien. III. Band). Berlin, Schuster & Loeffler. 6 M.

Albr. Dürers sämtliche Kupferstiche, in unvergänglichem Lichtdruck in der Größe der Originale reproduziert mit erläuterndem Vorwort von Frz. Frdr. Leitschuh, herausgegeben von Aug. Zemsch. Nürnberg, S. Soldansche Hof-Buchhandlung. 35 M.

Snida W., Die Genredarstellungen Albrecht Dürers. Straßburg. Dissertation.

Hoff Joh. Frdr., Aus einem Künstlerleben. Eine Alt-Frankfurter Familiengeschichte. Frankfurt a/M., J. Alt. 3 M.

Rosenberg Adf., Friedrich August von Kaulbach (Künstler-Monographien. Herausgegeben von H. Knackfuß. XLVIII). Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 M.

Roltsch W. O., Bilder aus Wien. Erinnerungen eines Wiener Künstlers. Stuttgart, J. Roth. 4.50 M.

Richter Ludw, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nach Tagebuchniederschriften und Briefen. Herausgegeben von Heinr. Richter. 10. Auflage. 2 Bände. Frankfurt a/M., J. Alt. 5 M.

Thoma. Ostini Fritz von, Thoma (Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. XLVI). Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 M.

Servaes Frz., Hans Thoma (Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Heft 3). Berlin, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Spahn M., Philipp Veit (Künstler-Monographien. Herausgegeben von H. Knackfuß. LI). Bielefeld, Velhagen & Klasing. 3 M.

Geschichte der Philosophie.

Allgemeines. Perdelwitz R., Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis auf Leibnitz. Dissertation. Erlangen.

Fichte. Gran L., Die Voraussetzungen der Reden an die Deutsche Nation von J. G. Fichte innerhalb seines Systems. Dissertation. Erlangen.

Wipplinger R., Der Entwicklungsbegriff bei Fichte. Dissertation. Freiburg.

Hegel. Fischer K., Hegels Leben und Werke. 6. und 7. Lieferung. Heidelberg, C. Winter. à 3.60 M.

Inhalt: Wissenschaft vom objektiven Geist (Schluß). Philosophie der Geschichte. Ästhetik. Philosophie der Religion.

Richert H., Hegels Religionsphilosophie in ihren Grundzügen dargestellt und beurteilt. Programm. Bromberg.

Kant. Immanuel Kants gesammelte Schriften. Herausgegeben von der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften. XI. Band. 2. Abteilung: Briefwechsel. 2. Band 1789—1794. Berlin, G. Reimer. 10 M.

Ferro Andrea Alb., La critica della coroscenza in E. Kant e H. Spencer Savona, tip. Bertolotte e C.

Goldschmidt Ludw., Kantkritik oder Kantstudium? Für Immanuel Kant. Gotha. 1901, E. F. Thienemann. 5 M.

Mellin George Sam. Alb., Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Züllichau 1794. Neuherausgegeben und mit einer Begleitschrift zur

Würdigung der Kritik der reinen Vernunft versehen von Ludw. Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. 6 M.

Reininger Rob., Kants Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrung. Wien, W. Braumüller. 3.60 M.

Richter Raoul, Kant-Aussprüche. Leipzig, E. Wunderlich 1901. 1.20 M.

Safas K., Prolegomena zur Bestimmung des Gottesbegriffs bei Kant. Dissertation. Bonn 1899.

Schlapp Otto, Kants Lehre vom Genie und die Entstehung der „Kritik der Urteilskraft". Göttingen 1901, Vandenhoeck & Ruprecht. 13 M.

Schmidt Karl, Beiträge zur Entwicklung der Kantschen Ethik. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 2 M.

Schulteß J., Der Pantheismus bei Kant. Dissertation. Leipzig.

Soloweiczik R., Kants Bestimmung der Moralität. Dissertation. Erlangen 1901.

Zwermann E., Die transscendentale Deduktion der Kategorien in Kants Kritik der reinen Vernunft. Dissertation. Erlangen 1901.

Leibniz. Braig Carl, Leibniz. Sein Leben und die Bedeutung seiner Lehre. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge herausgegeben von Joh. Mich. Raich. 20. Band. 6. Heft.) Hamm 1901, Breer & Thiemann. 50 Pf.

Rülf J., Die Apperception im philosophischen System des Leibniz. Dissertation. Bonn.

Sicker Ant., Die Leibnizschen Begriffe der Perception und Apperception. Bonn, F. Cohen. 1.20 M.

Werckmeister W., Über den Leibnizschen Substanzbegriff. Dissertation. Bonn 1899.

Lotze. Falckenberg Rich., Hermann Lotze. 1. Teil. Das Leben und die Entstehung der Schriften nach den Briefen. (Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von Rich. Falckenberg. XII.) Stuttgart, F. Frommann. 2 M.

Lichtenstein (Lichtstein) A., Lotze und Wundt. Eine vergleichende philosophische Studie (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von Ludwig Stein. XXXIV). Bern, C. Sturzenegger. 1 M.

Matagrin A., Essai sur l'esthétique de Lotze. Paris, Félix Alcan 1901. 2 Frcs.

Otto C., Hermann Lotze über das Unbewußte. Dissertation. Erlangen.

Seibert F., Lotze als Anthropologe. Litterarisch-kritische Studie. Wiesbaden, H. Ferger. 2.50 M.

Hickson J. W. A., Robert Mayers Auffassung des Kausalprinzips und Begründung des Prinzips von der Erhaltung der Energie. Dissertation. Halle.

Lorenz H., Dr. P. J. Möbius als Philosoph. Dissertation. Erlangen.

Nietzsche. Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe. Erster Band. Herausgegeben von Peter Gast und Arthur Seidl. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 10 M.

Inhalt: Briefe an 1. Karl Freiherrn von Gersdorff. 2. Frau Marie Baumgarten. 3. Dr. med. Otto Eiser. 4. Madame Louise O. 5. Oberregierungsrat Gustav Krug. 6. Professor Dr. Paul Deussen. 7. Dr. Carl Fuchs. 8. Reinhard Freiherrn von Seydlitz. 9. Professor Karl Knortz.

Deussen Paul, Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Leipzig, F. A. Brockhaus 1901. 2.50 M.

Fischer Engelb. Lor., Friedrich Nietzsche. Der „Antichrist" in der neuesten Philosophie. Eine Ergänzung zu meinem Werk: „Der Triumph der christlichen Philosophie". Regensburg, G. J. Manz 1901. 3 M.

Friedrich, Die religiösen und sittlichen Gefahren in der Philosophie Friedrich Nietzsches. Dresden, W. Baensch 1901. 50 Pf.

Horneffer Ernst, Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche. Göttingen, F. Wunder. 50 Pf.

Katthoff A., Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit. Vorträge. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 4 M.

Kronenberg M., Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. München, C. H. Beck 1901. 75 Pf.
Naumann Gust., Zarathustra-Kommentar. 3. Teil. Leipzig, H. Haessel. 3 M.
Paul Ernst, Friedrich Nietzsche (Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Heft 1). Berlin, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.
Steiger A., Friedrich Nietzsche. Vortrag. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1901. 60 Pf.
Tantzscher Geo., Friedrich Nietzsche und die Neuromantik. Eine Zeitstudie. Dorpat, J. G. Krüger. 2 M.
Zettler Jul., Nietzsches Ästhetik. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 3 M.
Halpern, Der Entwicklungsgang der Schleiermacherschen Dialektik. Dissertation. Berlin 1901.

Schopenhauer. Brockdorff Baron C. von, Beiträge über das Verhältnis Schopenhauers zu Spinoza. 2 Bände. Hildesheim, Gerstenberg. 2.60 M.
1. Revision des Urteils Schopenhauers über Spinoza auf Grund Schopenhauerscher Marginalien. 2. Vergleich der Individualitäten und der Lehren.
Damm Osk., Schopenhauers Rechts- und Staatsphilosophie. Darstellung und Kritik. Eine Monographie. Halle, C. A. Kaemmerer & Co. 1901. 2.50 M.
Funke H., Das Problem des Satzes vom zureichenden Grunde bei Schopenhauer. Dissertation. Erlangen.
Volkelt Johs., Arthur Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube. (Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von Rich. Falckenberg. X.) Stuttgart, F. Frommann. 4 M.
Schlüter Rob., Schopenhauers Philosophie in seinen Briefen. Leipzig, J. A. Barth. 3 M.

Geschichte der Pädagogik und des Unterrichts.

Allgemeines. Lehmann Rud., Erziehung und Erzieher. Berlin, Weidmann. 7 M.
Matthias Adf., Aus Schule, Unterricht und Erziehung. Gesammelte Aufsätze. München, C. H. Beck. 8 M.
Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. XXI. Band. Berlin, A. Hofmann & Co. 10 M.
Inhalt: Cohrs Ferd., Die evangelischen Katechismusversuche von Luthers Enchiridion. Herausgegeben, eingeleitet und zusammenfassend dargestellt. 2. Band. Die evangelischen Katechismusversuche aus den Jahren 1527—1528.
Mertz Geo., Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert. 1. Lieferung. Heidelberg 1901, C. Winter. Subskr.-Pr. 1.20 M.
Gallandt J., Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsunterrichts im Zeitalter der deutschen Aufklärung. Dissertation. Bern.
Richter B., Der Brief und seine Stellung in der Erziehung und im Unterricht seit Gellert. Dissertation. Leipzig.
Achelis Thom., Die Wandlungen der Pädagogik im 19. Jahrhundert (Am Ende des Jahrhunderts. 22. Band). Berlin, S. Cronbach. 2.50 M.

Landschaften. Baden. Cron Ludw., Glaubens-Bekenntnis und höheres Studium. Aus den Akten der Universitäten Heidelberg und Freiburg und der technischen Hochschule Karlsruhe 1869—1893. Heidelberg, A. Wolff. 2.50 M.

Bayern. Böhm Joh., Beiträge zur Geschichte der bayerischen Volksschule, insbesondere im 19. Jahrhundert. Nürnberg, F. Korn. 1.50 M.
Hergt Max, Beiträge zur Geschichte des deutschen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien des Königreichs Bayern. 1. Teil. München, J. Lindauer. 1 M.

Spirkner B., Schulgeschichte Niederbayerns im Zusammenhalt mit der bayerischen Schulgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Kempten 1901, J. Kösel. 4 M.

Heinemann A., Geschichte des Volksschulwesens im Herzogtum Braunschweig. Von den Anfängen bis zum Tode Herzog Wilhelms. Kurz und übersichtlich dargestellt. Braunschweig, E. Appelhans & Co. 80 Pf.

Kimpel Heinr. Thdr., Geschichte des hessischen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert. 2. Band. Kassel, Baier & Co. 5.50 M.

Waneck A., Das Realschulwesen Mährens 1848—1898. (Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte desselben.) II. Programm. M.-Ostrau.

Wienstein Frdr., Preußische Pädagogen der Neuzeit. 30 Charakterbilder als Beitrag zur Schulgeschichte. Arnsberg, J. Stahl. 2.25 M.

Ortschaften. Haag Frdr., Beiträge zur bernischen Schul- und Kulturgeschichte. 1. Band. (2. Hälfte.) Bern, Neukomm & Zimmermann. 4 M.

Lutsch O., Das Kreuznacher Gemeinde-Schulkollegium (Collège de Creuznach) 1807—1819. Programm. Kreuznach.

Maennel Bruno, Das 19. Jahrhundert in der Hallischen Schulgeschichte. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Schulwesens. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1.80 M.

Zechlin, Zur Geschichte des Privatschulwesens in Lüneburg. I. Programm. Lüneburg.

Reiner B., Die Geschichte der Stadtschule zu Oelsnitz i. V. von der Reformation an bis zum Jahre 1667. Dissertation. Leipzig.

Universitäten. Braus Otto, Akademische Erinnerungen eines alten Arztes an Berlins klinische Größen. Leipzig, F. C. W. Vogel. 3 M.

Die k. k. Franz Josephs-Universität in Czernowitz im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestandes. Festschrift, herausgegeben vom akademischen Senat. Czernowitz (H. Pardini). 8 M.

Frankfurt a. O. Bauch Gust., Die Anfänge der Universität Frankfurt a. O. und die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens an der Hochschule 1506—1540. (Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. III.) Berlin, J. Harrwitz Nachfolger. 2.50 M.

Schwarzer O., Das Kanzleramt an der Universität Frankfurt a. O. Dissertation. Breslau.

Borgeaud Charles, Histoire de l'université de Genève. Genf, Georg & Co.

Stalmann W., Das herzogliche philosophisch-pädagogische Institut auf der Universität zu Helmstedt (1779—1810). II. Beurteilung nebst Anhängen und einem Mitgliederverzeichnis. Programm. Blankenburg.

Höhere Schulen. Gleditsch Hugo, Das königl. Wilhelms-Gymnasium in Berlin von 1858—1900. Erinnerungsblätter aus der Geschichte der Schule, für ihre Freunde gesammelt. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1 M.

Mertens M., Die höhere Lehranstalt zu Brühl während der Jahre 1783—1821. Programm. Brühl.

Asbach J., Das Düsseldorfer Lyceum unter bayerischer und französischer Herrschaft (1805—1813). Programm. Düsseldorf.

Grimma. Franstadt Alb., Grimmenser Stammbuch 1900. Lebensnachrichten über Zöglinge der Fürstenschule Grimma vom Jahre der Gründung 1550 bis heute. Zum 350jährigen Stiftungsfeste der königl. Fürsten- und Landesschule zu Grimma herausgegeben vom Vereine ehemaliger Fürstenschüler. Meißen. (Grimma, G. Gensels Verlag.) 8.50 M.

Das Kollegium der Fürsten- und Landesschule Grimma von 1849—1900. Zur Feier des 350jährigen Bestehens der Anstalt. (Grimma, G. Gensels Verlag.) 2 M.

Terwelp G., Geschichte des Gymnasiums Thomaeum zu Kempen. III. Programm. Kempen (Rh.).

Jordan R., Beiträge zur Geschichte des städtischen Gymnasiums in Mühlhausen i/Thür. Programm. Mühlhausen.

Flemming P., Briefe und Aktenstücke zur ältesten Geschichte von Schulpforta. Ein Beitrag zur Geschichte der Schule in den Jahren 1543—1548. Programm. Naumburg.

Festschrift zur 325jährigen Jubelfeier des fürstlich Stolbergschen Gymnasiums zu Wernigerode. Herausgegeben vom Lehrerkollegium der Anstalt. Wernigerode (Leipzig, G. Fock). 4.50 M

Aus dem Inhalt: Lehmann Gust., Gedichte von Schülern des Wernigeröder Lyceums aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. — Seiler Frdr., Die aristotelische Definition der Tragödie im deutschen Unterrichte

Pädagogen. Mühlmann Carl, Bugenhagen als Schulmann. Bedeuten die Bugenhagenschen Schulordnungen gegenüber Melanchthons Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen einen Fortschritt? Wittenberg, O. Wunschmann. 1 M.

Sallwürk E. von, Adolf Diesterweg. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre und Auswahl aus seinen Schriften. 3. Band (Bibliothek pädagogischer Klassiker. 38. Band). Langensalza, H. Beyer & Söhne. 3 M.

Joh. Ignaz von Felbigers Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute. Bearbeitet von Wilh. Kahl (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben von J. Gansen, A. Keller, Bernh. Schulz. 25. Band). Paderborn, F. Schöningh. 1.50 M.

Hanschmann Alex. Bruno, Friedrich Fröbel, Die Entwicklung seiner Erziehungsidee in seinem Leben. 3. Auflage. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 4 M.

Tränkmann K. R., Friedrich Gedike in seinem Verhältnisse zu den pädagogischen Bestrebungen seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig.

Regler Walth, Herbarts Stellung zum Eudämonismus. Dresden 1901, J. Naumann. 1 M.

Richter A., Die psychologische Grundlage in der Pädagogik Herders. Dissertation. Erlangen.

Zinck P. A., Isaak Iselin als Pädagog. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.

Kröger A., Leibniz als Pädagoge. Eine quellenmäßige und systematische Darstellung. Dissertation. Erlangen.

Murr Vinz., Memoiren eines Schulmanns. [Aus: „Kathol. Volksschule".] Bozen, Buchhandlung Tyrolia. 25 Pf.

Langer Adam, Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers. Landeck i/Schl., Selbstverlag. 3.60 M.

Pestalozzis sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. 8. Band. Liegnitz, C. Seyffarth. 4.80 M.

Liermann Otto, Henricus Petreus Herdesianus und die Frankfurter Lehrpläne nebst Schulordnungen von 1579 und 1599. Eine kulturhistorische Studie. Programm. Frankfurt a/M. 1901 (Gebr. Knauer). 2 M.

Lahse Erich, Schleiermachers Lehre von der Volksschule im Zusammenhange mit seiner Philosophie. Leipzig 1901, J. Klinkhardt. 2 M.

Schneider Karl, Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Lebenserinnerungen. Berlin, Besser. 6 M.

Bubbe H. F., Ein Gottesmann und ein Schulmann. D. Karl Friedrich Theodor Schneider, Geheimer Regierungs- und Schulrat. Ein Beitrag zu seinem Leben und Wirken. Flensburg, Huwald. 1.80 M.

Schüren Joh. Heinr., Leben und Schriften. Herausgegeben von H. J. Freye. 2. Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. 5 M.

J. H. Schüren, weil. Seminardirektor und Oberschulinspektor zu Osnabrück, geb. 5. Juli 1801, gest. 16. Februar 1874. Herausgegeben von dem Vorstande der Schürenstiftung. Osnabrück, Rackhorst. 50 Pf.

Berth. Sigismunds ausgewählte Schriften. Herausgegeben, mit Biographie und Anmerkungen versehen von Karl Markscheffel (Bibliothek pädagogischer Klassiker. Herausgegeben von Frdr. Mann. 39. Band). Langensalza, H. Beyer & Söhne. 4.50 M.

Die deutsche Litteratur in der Schule.

Kahl W., Deutsche mundartliche Dichtungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Prag-Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1901. 2 M.

Innerhalb der Sammlung von „Freytags Schulausgaben und Hilfsbüchern für den deutschen Unterricht" ist diese Auswahl von Kahl erschienen, die dem oftmals, auch in den Instruktionen der Unterrichtsministerien ausgesprochenen Wunsche nach Berücksichtigung der mundartlichen Gedichte in der Schule entgegenkommt. Eine solche Auswahl mußte mit besonderer Sorgfalt durchgeführt werden, da ein großer Teil der Dialektgedichte wegen gar zu derber Ausdrucksweise, oder wegen ausgesprochen erotischen Inhalts in die Schule nicht gehört. Da sich nun Kahl aus diesen und anderen Gründen sehr beschränken mußte, so hat er mit Recht den litterargeschichtlichen Gesichtspunkt walten lassen und nur die bedeutendsten und bekanntesten mundartlichen Dichter mit möglichst charakteristischen Proben aufgenommen. Eine hübsche Einleitung unterrichtet auf Grund der besten und neuesten Hilfsmittel über die Beziehungen zwischen Mundarten und Schriftsprache und über die Geschichte der mundartlichen Dichtung in Deutschland, wobei allerdings nur die in die Sammlung aufgenommenen Dichter berücksichtigt werden. Die Auswahl selbst bringt die einzelnen Autoren nicht nach Landschaften geordnet, wie es sonst in ähnlichen Sammlungen üblich ist, sondern nach dem Alter, so daß wir dadurch eine neue Art des Überblicks gewinnen und die Sammlung gewissermaßen zu einer Geschichte der deutschen mundartlichen Dichtung in ausgewählten Musterstücken geworden ist. Hintereinander folgen: Simon Dach, Joh. Lauremberg, Caspar Abel, J. H. Voß, Joh. K. Grübel, J. M. Usteri, J. P. Hebel, die Dichterfamilie Stöber, J. G. Arnold, K. B. Weitzmann, J. F. Castelli, J. G. Seidl, A. Freih. von Klesheim, K. von Holtei, K. G. Nadler, F. von Kobell, Karl Stieler, Klaus Groth, Fritz Reuter, F. W. Grimme und F. Stelzhamer. Jedem Verfasser sind die biographischen Daten, jedem Gedicht sachliche und sprachliche Anmerkungen in knapper Form beigegeben. Die Mundartenkarte von Behaghel aus Pauls Grundriß der germanischen Philologie in verkleinerter Form schmückt das in sauberer Ausstattung vorliegende Büchlein. A. Hauffen.

Freytag G., Die Journalisten. Lustspiel in 4 Akten. Edited with introduction, notes and index by H. W. Eve. Cambridge, At the university press.

Goethe, Faust. 2. Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Herm. Steuding. Leipzig, G. Freytag. 1.40 M.

Herders Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Thdr. Matthias. (Neudrucke pädagogischer Schriften. XVI.) Leipzig, F. Brandstetter. 1.20 M.

Stecher Rich, Erläuterungen zu Kleists Käthchen von Heilbronn (Dr. Wilhelm Königs Erläuterungen der Klassiker. 29. Bändchen). Leipzig, H. Beyer. 40 Pf.

Lessing. Bischoff Erich, Erläuterungen zu Lessings „Laokoon" (Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 33. 34. Bändchen). Leipzig, H. Beyer. à 40 Pf.

Brachvogel E., Lessings Laokoon. Abschnitt I—XV dem Gedankengange nach dargestellt. Programm. Stargard.

Tüselmann O., Beispiele zur Logik aus Lessings Laokoon und Hamburgischer Dramaturgie. Programm. Ilfeld.

Seiler Frdr., Der Gegenwartswert der hamburgischen Dramaturgie. Berlin 1901, Weidmann. 1.40 M.

Lessing Ghold Ephr., Emilia Galotti. Ein Trauerspiel. Für den Schulunterricht herausgegeben von Walth. Böhme. Münster 1901, Aschendorff. 75 Pf.

Volkmann L., Lessings Emilia Galotti (Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt ... von E. Kuenen, M. Evers und einigen Mitarbeitern. 18. Bändchen). Leipzig, H. Bredt 1901. 75 Pf.

Schiller Frdr. von, Wallenstein, ein dramatisches Gedicht. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Heinr. Vockeradt. Münster 1901, Aschendorff. 1.65 M.

Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Litteratur. 10. Band. Schillers Maria Stuart (Universal-Bibliothek Nr. 4113). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Leibbrand Chr., Erläuterungen zu Uhlands Ludwig der Bayer (Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 37. Bändchen). Leipzig, H. Beyer. 40 Pf.

Shakespeares Macbeth. Tragödie übersetzt von Frdr. Thdr. Vischer. Schulausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Herm. Conrad. Stuttgart 1901, J. G. Cotta Nachfolger. 1 M.

Bischoff Erich, Erläuterungen zu Voß' „Luise" und „Der 70. Geburtstag" (Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 38. Bändchen). Leipzig, H. Beyer. 40 Pf.

Stoffgeschichte.

May Heinr., Die Behandlungen von Eginhard und Emma (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Frz. Munker. XVI). Berlin, A. Duncker. 3.30 M.

Zurbonsen Frdr., Die heil. Elisabeth in Thüringen in der neueren deutschen Poesie (Publikationen des „Katholischen Preß- und Litteratur-Vereins" für die Länder deutscher Zunge. 1. Band). Stuttgart, Katholische Vereinsbuchhandlung. 1.20 M.

Tille Alex., Die Faustsplitter in der Litteratur des 16. bis 18. Jahrhunderts, nach den ältesten Quellen herausgegeben. 6. Heft (Faustbücherei, Neudrucke zur Geschichte der Faustsage, herausgegeben von Alex. Tille. I. 6. Heft). Berlin, E. Felber. 5 M.

Hock Stef., Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Frz. Munker. XVII). Berlin, A. Duncker. 3.40 M.

Volkskunde.

Allgemeines. Bastian A., Die Völkerkunde und der Völkerverkehr unter seiner Rückwirkung auf die Volksgeschichte. Ein Beitrag zur Volks- und Menschenkunde. Berlin, Weidmann. 3 M.

Beiträge zur Volkskunde. Baege Max, Deutsche Sprache ein Spiegel deutscher Volksart. — Oesterley P., Beiträge zur Geschichte der volkstümlichen Leibesübungen. — Jordan Gust., Tod und Winter bei Griechen und Germanen. Leipzig, B. G. Teubner. 1.80 M.

Büchmann Geo., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes, gesammelt und erläutert. Fortgesetzt von Walt. Robert-tornow. 20. Auflage. Berlin, Haude & Spener. 6.50 M.

Diefenbach Joh., Der Zauberglaube des 16. Jahrhunderts nach den Katechismen Dr. Martin Luthers und des P. Canisius. Mit Berücksichtigung der Schriften Pfarrers Längin-Karlsruhe und des Professors Riezler-München dargestellt. Mainz, F. Kirchheim. 3 M.

Dreselly Ant., Grabschriften, Marterl-, Bilderstöckl- und Todtenbrett-Verse, dann Hausinschriften, Wohn- und Trinkstuben-Reime, Geräthe-Inschriften und anderes gesammelt, geordnet, sowie mit einer einleitenden Abhandlung versehen und herausgegeben. 2. Auflage. Salzburg, A. Pustet. 2.60 M.

Freybe Alb., Züge zarter Rücksichtnahme und Gemütstiefe in deutscher Volkssitte. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Hellwald Frdr. von, Zauberer und Magie. Kulturbilder. Ulm, H. Kerler. 1.50 M.

Hüser, Beiträge zur Volkskunde. III. Teil. Programm. Warburg.

Jühling Johs., Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit. Mit einem Anhang von Segen 2c. .... Mit einem Geleitworte von Höfler. Mittweida, Polytechnische Buchhandlung. 6 M.

Kobell Louise von, Farben und Feste. Kulturhistorische Studie. München, Vereinigte Kunstanstalten. 4 M.

Kühnau R., Die Bedeutung des Backens und des Brotes im Dämonenglauben des deutschen Volkes. Programm. Patschkau.

Sahr Jul., Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert (Sammlung Göschen Nr. 15). Leipzig, G. J Göschen. 80 Pf.

Tinzl Ant., die Kurpfuscher und die Kurpfuscherei im Volksmunde. Eine naturphilosophische Studie oder Quintessenz alles Pfuschertums und der gesamten Kurpfuscherei. St. Paneraz, Ulten, Bozen, A. Auer & Co. 3 M.

Wundt Wilh., Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. 1. Band. Die Sprache. 2 Teil. Leipzig, W. Engelmann. 15 M.

Wuttke Adolf, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dritte Bearbeitung von Elard Hugo Meyer. Berlin, Wiegandt & Grieben. 12 M.

Wuttkes bekanntes Buch über den Volksaberglauben, soweit er in den verschiedenen deutschen Landschaften noch in neuerer Zeit nachweislich ist, erschien zuerst 1860, in völlig neuer Bearbeitung 1869 und ist nun schon seit langem vergriffen. Die überaus reichhaltige und in den wesentlichen Punkten vollständige Materialsammlung, die Wuttke auf Grund zahlreicher landschaftlicher Darstellungen, auf Grund handschriftlicher Mitteilungen und eigener Forschungen zusammengebracht und überaus verständig und übersichtlich angeordnet hat, ist für jeden Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde eine unentbehrliche Schatzkammer. Die dritte Bearbeitung ist in dankenswerter Weise von E. H. Meyer besorgt worden, indem der Grundstock des alten Werkes unangetastet blieb. Meyer hat nur mit Hilfe neuerer Sammlungen von Bartsch (Mecklenburg), Haltrich-Wolf (Siebenbürgen), Jahn (Pommern), Schmitz (Eifel), der eigenen und der Forschungen Weinholds neue Angaben (namentlich für den Südwesten Deutschlands) hinzugefügt und Fehler beseitigt. Insbesondere hat er die Geschichte des Hexenwesens, die inzwischen bedeutend aufgehellt wurde, umgestaltet. Die Zahl der Paragraphen blieb unverändert, der Umfang des Ganzen ist um 30 Seiten erweitert worden. Die allgemeinen Betrachtungen Wuttkes über Aberglauben und Mythologie hat Meyer nicht geändert, obwohl sie den heutigen Anschauungen nicht entsprechen, weil er sonst ganze Abschnitte hätte umreißen müssen. „Das Buch sollte aber Wuttkes bleiben." — So wird diese Darstellung wieder auf Jahre hinaus treffliche Dienste leisten. Mit der Zeit aber, bis alle die vorbereiteten neuen Sammlungen der Volksüberlieferungen ans Licht treten werden, wird auch dieser Gegenstand völlig neu bearbeitet werden müssen. Die jüngere Special-Litteratur erscheint mir auch in der dritten Bearbeitung zu wenig berück-

sichtigt. Deutsch-Böhmen z. B. ist nur durch Grohmanns Buch aus dem Jahre 1864 vertreten. A. H.

Landschaften. Schönbach Anton E., Über den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen. Offener Brief an Professor Ed. Richter in Graz (Separat-Abdruck aus der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins". Band XXXI).

Geyer M., Osterlandsagen. Sagen, Bilder und Geschichten aus dem Altenburger Ostkreise. Altenburg, A. Tittel. 1.75 M.

Pohlmann Alfr., Sagen aus der Wiege Preußens und des Deutschen Reiches, der Altmark, neu bearbeitet und neu gesammelt. Stendal 1901, Franzen & Großes Verlag. 3 M.

Meyer E. H., Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Straßburg, K. Trübner. 12 M.

Als Ergebnis der von Meyer, Kluge und Pfaff seit bald zehn Jahren geleiteten Sammlung badischer Volksüberlieferungen veröffentlicht nun E. H. Meyer den ersten darstellenden Band, worin er das gesamte Volksleben des Großherzogtums in der neuesten Zeit, die Sitten und Gebräuche von der Geburt bis zum Tode, die Jugendspiele und Jahresfeste, Liebe und Hochzeit, das häusliche Leben, Viehzucht, Ackerbau und Gewerbe, Krankheit und Alter, das Verhältnis der Bauern zu Staat und Kirche schildert. Er giebt in diesem umfänglichen (über 600 Seiten fassenden) Bande in gedrängtester Form eine überraschende Fülle von Thatsachen auf Grund des neu gesammelten reichen Materials, welches durch eigene Streifzüge des Verfassers in allen Teilen des Landes, durch sorgfältige Benutzung der gesamten landesgeschichtlichen Litteratur und der vielen trefflichen badischen Volksschriftsteller von Hebel bis Pauline Wörner gemehrt worden ist. Meyer stützt die Geschichte der Bräuche durch urkundliche Belege und alte Berichte, zieht Verwandtes aus anderen Landschaften und Ländern zum Vergleiche heran, beleuchtet die Unterschiede in den verschiedenen Landesgebieten, der Rheinebene, dem Hügelland und den Waldgebirgen, die Unterschiede bei Protestanten und Katholiken, bei Alemannen und Franken, faßt aber in abschließenden Übersichten das Gemeinsame des badischen Volkstums klar zusammen.

Aus dieser lichtvollen inhaltsreichen Darstellung, die allen ähnlichen Arbeiten in den übrigen deutschen Landschaften als ausgezeichnetes Muster wird dienen müssen, hebe ich für diese Zeitschrift nur die Mitteilungen litterarischer Natur hervor. Abgesehen von den in allen Abschnitten gelegentlich eingestreuten Reimen, Sprüchen, Namen und Liedern, erhalten wir eine Auswahl mundartlicher Kinderlieder S. 45 ff., Weihnachts- und Dreikönigslieder S. 67 ff., Frühlingslieder S. 82 ff, Viehnamen und Viehrätsel S. 131—135, Hirtensagen und Sprüche S. 138 ff., Pfingstreime und Schauspiele S. 145 ff., Nachrichten über den gegenwärtigen Stand des Volksgesanges in Baden S. 177 (Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter" im Volksmund) und S. 181—184, Tanzlieder S. 185 ff., Bericht über Fastnachtspiele S. 205 ff., sehr bemerkenswerte Mitteilungen über die Hausbücher und die Lektüre der badischen Bauern S. 354—358, Hausprüche 358 ff., Bausprüche S. 380 (Einfluß von Schillers Lied von der Glocke), Spruchgebete S. 525 f., endlich Segen und Beschwörungen S. 571 ff. A. H.

Ammann J. J., Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben III. Teil (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen, geleitet von Ad. Hauffen. III. Band, 1. Heft).

Inhalt: XII. Der bayrische Hiesel. XIII. Der Schinderhannes. XIV. Das Spiel vom heiligen Johann von Nepomuk. XV. Graf Karl von Königsmark. XVI. Der türkische Kaiser.

Zender M., Die Eifel in Sage und Dichtung. Eine poetische Wanderung durch das schöne Eifelland. Trier, F. Lintz. 3 M.

Zweck Alb., Masuren. Eine Landes- und Volkskunde (Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen. I. Landschaftskunden). Stuttgart, Hobbing & Büchle. 7 M.

Wossidlo R., Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. Nach mecklenburgischen Volksüberlieferungen zusammengestellt. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1901. 1 M.

Der bekannte verdienstvolle Herausgeber der mecklenburgischen Volksüberlieferungen hat seine volkskundlichen Kenntnisse zu einer kleinen dramatischen Dichtung verwertet, die gleichzeitig die Aufgabe erfüllen soll, die Pflege und Wertschätzung altheimischer Überlieferung und Sitte in weitere Kreise zu tragen. Das Stück wurde zu Malchin in Mecklenburg und in Berlin von dem Verein für Volkskunde (vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 11, 112—116) mit solchem Erfolge aufgeführt, daß der Verfasser sich zur Drucklegung bewogen fühlte. — Das Stück schildert einen Winterabend in einem größeren mecklenburgischen Bauernhause, wo die Familie des Bauern, sein Gesinde und ein junger Nachbar nach der Mahlzeit beisammen sitzen und sich mit Spinnen und häuslichen Arbeiten beschäftigen. Ihre Reden sind in der Mundart gehalten und durchsättigt von heimischen sprichwörtlichen Redensarten voll Humor und Lebensweisheit. Zwanglos ergiebt es sich nun aus den Wendungen, die ihr Gespräch nimmt, daß Märchen und Sagen erzählt, Reime aufgesagt, Lieder gesungen, Rätsel aufgegeben, Hochzeits- und Erntebräuche beschrieben, endlich ländliche Tänze getanzt werden. Dem überaus launig, herzlich und lebensvoll abgefaßten Stücke sind Abbildungen von Tracht und Brauch (nach den stattgefundenen Aufführungen) und die Melodien zu den vorgeführten Liedern und Tänzen beigegeben. Solche Veröffentlichungen und Veranstaltungen sind zweifellos dazu angethan, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Volkskunde auch wieder volkstümlich zu machen. Adolf Hauffen.

Dieckmann Aug., Aus der Sagenwelt. Sagen und sagenhafte Erzählungen in hoch- und niederdeutscher Sprache von Osnabrück und nächster Umgebung. Gesammelt, zusammengestellt und erzählt. Osnabrück, P. Hoppenrath. 40 Pf.

Nießen Heinr., Sagen und Geschichten des Saarthales. Saarlouis, W. Winkler. 1 M.

Sachsen. Sächsische Volkskunde. Unter Mitarbeit von J. Deichmüller, H. Dunger, H. Ermisch ꝛc. herausgegeben von Rob. Wuttke. 2. Auflage. Dresden, G. Schönfeld. 10 M.

Frost Gust. Adph., Illustrierte Chronik von Grünberg und Umgegend. Ein Beitrag zur Volkskunde Sachsens. Crimmitschau, Rob. Raab. 3.50 M.

Vogt Frdr., Schlesiens volkstümliche Weihnachtsspiele. Sammlungen und Studien der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 1. Band. Weihnachtsspiele. Leipzig, B. G. Teubner. 5.20 M.

Schmitz Ferd., Volkstümliches aus dem Siebengebirge (Zur deutschen Volkskunde. Nr. 5.) [Aus: „Rheinische Geschichtsblätter".] Bonn, P. Hanstein. 2 M.

Tirol. Baß Alfr., Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. Eine volkskundlich-sprachwissenschaftliche Untersuchung. Leipzig 1901, E. Lucius. 2.50 M.

Achleitner Arth., Tirolische Namen. Handbuch zur Namendeutung. Innsbruck 1901, Wagner.

Ruf Jos., Frau Sage in Todtmoos. [Aus: „Alb-Bote".] Waldshut (H. Zimmermann). 40 Pf.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Standessprachen. Mundarten. Metrik.

Allgemeines. Bause Jos., Überblick über die Entwicklung der deutschen Rechtschreibung. Meseritz (E. Haug). 60 Pf.

Kleinpaul Rud., Das Fremdwort im Deutschen. 2. Auflage (Sammlung Göschen. 55. Bändchen). Leipzig, G. J. Göschen. 80 Pf.

Waag Alb., Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Auf Grund von Herm. Pauls „Deutschen Wörterbuch" in den Hauptercheinungen dargestellt. Lahr 1901, M. Schauenburg. 3 M.

Wunderlich Herm., Der deutsche Satzbau. 2. Auflage. 1. Band. Stuttgart 1901, J. G. Cotta Nachfolger. 10 M.

Zaccaria Enrico, L'elemento Germanico nella lingua Italiana. Bologna, Fratelli Treves (Luigi Beltrami). 6 L.

Lexikographie. Merguet H., Über Lexikographie. Programm. Insterburg.

Müller M., Über Adelungs Wörterbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Dissertation. Berlin.

Grimm Jacob und Wilhelm, Deutsches Wörterbuch. Zehnten Bandes Vierte Lieferung. Seligkeit — Sicher. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, S. Hirzel.

Des X. Bandes 5. Lieferung (S) befindet sich im Druck.

Standessprachen. Kleuz Heinr., Die deutsche Druckersprache. Straßburg, K. J. Trübner. 2.50 M.

Inhalt: Die hauptsächlichsten Quellenschriften. Grundzüge der deutschen Druckersprache. Wörterbuch der deutschen Druckersprache. Beilagen (Gedichte).

Kluge Frdr., Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen I. Rotwelsches Quellenbuch. Straßburg 1901, K. J. Trübner. 14 M.

Mundarten. Müller J., Untersuchungen zur Lautlehre der Mundart von Aegidienberg. Dissertation. Bonn.

Schmidt Charles, Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart mit besonderer Berücksichtigung der früh-neuhochdeutschen Periode. Aus dem Nachlasse. Straßburg 1901, J. H. E. Heitz. 25 M.

Brandstetter Renward, Drei Abhandlungen über das Lehnwort. 1. Das Lehnwort in der Luzerner Mundart. 2. Das Lehnwort in der bug. Sprache. 3. Die Lehnwörter, welche der Luzerner Mundart und der bug. Sprache gemeinsam angehören. Programm. Luzern (Räber & Co.). 1.20 M.

Feist, Über die Mainzer Mundart und Dialektdichtung (in: Festschrift zum VII. Allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertag zu Mainz vom 21. bis 23. Juni 1900).

Kantel H., Das Plattdeutsche in Natangen. Programm. Tilsit.

Kisch Gust., Nösner Wörter und Wendungen. Ein Beitrag zum siebenbürgischen Wörterbuch. Bistritz (Leipzig, Buchhandlung G. Fock). 2.50 M.

Hoffmann Hugo, Die schlesische Mundart (unter Zugrundelegung der Mundart von Haynau-Liegnitz). Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Lautverhältnisse dargestellt. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 1.20 M.

Metrik. Ottmann Rich. Ed., Ein Büchlein vom deutschen Vers. Gießen, E. Roth. 2.40 M.

Fünfzehntes und sechzehntes Jahrhundert.

Heitz Paul, Pestblätter des 15. Jahrhunderts. Mit einleitendem Text von W. L Schreiber. Straßburg 1901, J. H. E. Heitz. 80 M.

Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. Straßburg, J. H. E. Heitz.

5. Wyß Arth, Ein deutscher Cisianus für das Jahr 1444, gedruckt von Gutenberg. 3 M.

6. Häbler Konrad, Der deutsche Kolumbus-Brief. 3 M.

Mey Curt, Der Meistergesang in Geschichte und Kunst. Ausführliche Erklärung der Tabulaturen, Schulregeln, Sitten und Gebräuche der Meistersinger, sowie

deren Anwendung in Rich. Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg". Leipzig, H. W. Th. Dieter. 10 M.

Bolte J., Die lateinischen Dramen Frankreichs aus dem 16. Jahrhundert. In: Festschrift Joh. Bahlen zum 70. Geburtstage gewidmet. Berlin, Reimer.

Werner Heinr., Die Flugschrift „onus ecclesiae" (1519) mit einem Anhang über sozial- und kirchen-politische Prophetien. Ein Beitrag zur Sitten- und Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters. Gießen 1901, J. Ricker. 2 M.

Drescher Karl, Arigo, der Übersetzer des Decamerone und der Fiore di virtu (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von Alois Brandl, Ernst Martin, Erich Schmidt. 86. Heft). Straßburg, K. J. Trübner. 6 M.

Inhalt: 1. Arigos Nationalität. 2. Arigo als Geistlicher. 3. Arigo und die Kanzlei. 4. Dialekt und Wortschatz. Entstehungsort der Decamerone-Übersetzung. 5. Arigo und Nürnberg. 6. Einzelnes. 7. Heinrich Leubing.

Eberlin von Günzburg Joh., Sämtliche Schriften. 2. Band. Herausgegeben von Ludw. Enders (Flugschriften aus der Reformationszeit XV. — Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 170—172). Halle, M. Niemeyer. à 60 Pf.

Inhalt: I. Wider die Schänder der Kreaturen Gottes. II. Wie gar gefährlich, so ein Priester kein Eheweib hat. III. Vom Mißbrauch christlicher Freiheit. IV. Klage der sieben frommen Pfaffen. V. Trost der sieben frommen Pfaffen. VI. Schöne und klägliche Historie Bruder Jacobs Probst in Antwerpen. VII. Wider den unvorsichtigen Ausgang vieler Klosterleute. VIII. Eine freundliche Vermahnung an die Christen zu Augsburg. IX. Ein Büchlein, worin auf drei Fragen geantwortet wird. X. Ein kurzer schriftlicher Bericht (Erster Brief) an die Ulmer.

Schmidt J. H., „Die 15 Bundesgenossen des Johann Eberlin von Günzburg. Dissertation. Leipzig.

Faust. The English Faust-book of 1592, edited with an introduction and notes by H. Logeman. Recueil de travaux publiés par la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Gand XXIV. Gand, Engelcke.

Mentzel E., Das Puppenspiel vom Erzzauberer Doktor Johann Faust. Tragödie. Nach alten Mustern bearbeitet und mit einem Vor-, Zwischen- und Nachspiel, sowie einer Einleitung versehen. Frankfurt a/M., Litterarische Anstalt. 2.40 M.

Hegler Alfr., Sebastian Francks lateinische Paraphrase der deutschen Theologie und seine holländisch erhaltenen Traktate. Tübingen 1901, G. Schnürlen. 3.20 M.

Reimann A., Pirckheimer-Studien. Buch I und II. Dissertation. Berlin.

Sachs Hans, Sämtliche Fabeln und Schwänke. 3. Band. Die Fabeln und Schwänke in den Meistergesängen, herausgegeben von Edm. Goetze und Carl Drescher (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 164—169). Halle, M. Niemeyer. à 60 Pf.

Vogelgesang Joh. (Cochlaeus), Ein heimlich Gespräch von der Tragedia Johannis Hussen. 1538. Herausgegeben von Hugo Holstein (Flugschriften aus der Reformationszeit XVII. Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 174). Halle, M. Niemeyer. 60 Pf.

Siebzehntes Jahrhundert.

Urban Erich, Owenus und die deutschen Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts. (Litterarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Jos. Schick und M. Freiherrn von Waldberg. XI.) Berlin, E. Felber. 1.60 M.

Mury Paul et Carlos Sommervogel, S. J., Jacques Balde. Notice et bibliographie. Strassburg (F. X. Le Roux & Co.). 1 M.

Sadil Meinr., Jakob Bidermann, ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts aus dem Jesuitenorden. Programm. Wien, H. Kirsch. 1.20 M.

Fleming Paul, Ausgewählte lateinische Gedichte. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von C. Kirchner. (Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes Nr. 1451—1453.) Halle a/S., O. Hendel. 75 Pf.

Bauer C., Paul Gerhardts Sprache. Programm. Hildesheim.

Groschupp H., Die Sprache Johann Christian Günthers. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Dissertation. Leipzig.

Schottelius Just. Geo., Friedens Sieg. Ein Freudenspiel. 1648. Herausgegeben von Frdr. E. Koldewey (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 175). Halle, M. Niemeyer. 60 Pf.

Achtzehntes Jahrhundert.

Steig Reinh., Maximiliane Brentano, geb. von Laroche. Reproduktion ihres Bildnisses im Besitze des Herrn Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Herman Grimm (mit begleitendem Text).

Püschmann Joh., Der Wandsbecker Bote Matthias Claudius. Lebensbild und Auswahl der schönsten Blätter aus seiner Botentasche. Dresden, Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften. 1 M.

Goethe. Blase, Eigenart und Bedeutung der Dichtung und der Persönlichkeit Goethes. Programm. Worms.

Bode Wilh., Goethes Lebenskunst. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2.40 M.

Bölsche W., Goethe im 20. Jahrhundert. Berlin und Bern, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. Joh. Edelheim). 1 M.

Die im Nietzsche-Stil gehaltene Festrede feiert Goethe als eine Offenbarung der Menschheit. In ihr gipfele die vorgoethesche Kulturentwicklung. „Inderweisheit, Griechenkunst, der Menschheitsgedanke Roms und des Christentums, Renaissancetrotz, die Naturforschung, die in den Sternen liest, und die Romantik des deutschen Gemüts. Aber diese Jahresringe der Kultur umgreift er mit einem letzten, äußersten Ring — dem letzten für uns, den wir geschlossen sehen; denn im nächsten stecken wir selbst als Rindenpunkte, die nicht über den Horizont der Krümmung hinwegschauen" (S. 21). In Goethe zeige sich die Menschheit auf der Stufe des auf sich selbst reflektierenden Bewußtseins. „Er selbst war der erste im ganzen Umfange des Wortes geschichtliche Mensch — geschichtlich nicht mehr bloß intuitiv als Erbe, sondern im Sinne dessen, der noch einmal das Ererbte im Bewußtsein neu erwirbt" (S. 25). Von hier aus wird der Übergang zu Goethes Entwicklungsgedanken leicht gewonnen. „Auf dem Entwicklungsgedanken steht Goethes Schuldbegriff. Auf dem Entwicklungsgedanken steht auch Goethes Idealbegriff" (S. 31), wie des Weiteren ausgeführt wird. Die Rede klingt aus in Zukunftsmusik mit Hegelschen und Häckelschen Leitmotiven. V. M.

Greiner, Ansprache zu Goethes 150. Geburtstage. Programm. Weimar.

Hehn Viktor, Gedanken über Goethe. 4. Auflage. Berlin, Gebr. Borntraeger. 9 M

Jardon, Goethe der Begründer der litterarischen Einheit Deutschlands. Programm. Münstereifel.

Jenny Ernst, Goethes altdeutsche Lektüre. Dissertation. Basel, R. Reich. 1.50 M.

Netoliczka O., Goethe und die Antike. (Sonderabdruck aus dem Programm des evangelischen Gymnasiums A. B.) Kronstadt.

Eine schöne, begeisternde Festrede über die Beziehungen zwischen Goethe und dem klassischen Altertum, die Netoliczka bei der Goethefeier des Honterus-

gymnasiums gehalten hat. In knappem Umriß wird Goethes Bildungsgang bis zur italienischen Reise gezeichnet, dann die lebendige Einwirkung der Antike auf Goethe in Italien eingehender geschildert und das Ergebnis mit den Worten zusammengefaßt, daß „diese gewaltige Umwälzung nur einer Selbstbesinnung auf Goethes eigenstes Wesen gleichkam, daß in Italien doch nur das Antike in Goethes Geistesanlage zum Durchbruch gelangte". Von diesem Standpunkt aus werden die „Iphigenie", „Hermann und Dorothea" gewürdigt und Goethes Wirken im Alter, von dem man nicht sprechen dürfe, „als ob es sich hier um eine Periode der Schwäche handle". Nicht in der Hingabe an das Altertum, sondern in der Universalität liege Goethes antike Natur. A. H.

Prem S. M., Goethe. 3. Auflage. Leipzig, E. Wartig. 5 M.

Roese C., Zu Goethes Gedächtnis. Programm. Stralsund.

Scherer Wilh., Aufsätze über Goethe. 2. Auflage. Berlin, Weidmann. 7 M.

Wetzstein Goethes geistige Bedeutung. Programm. Neustrelitz.

Schmidt Frdr., Goethes Vorfahren in Berka, Sangerhausen und Artern und des Dichters Beziehungen zu Artern, Allstedt, Tilleda und dem Kyffhäuser. Sangerhausen, Selbstverlag. 60 Pf.

Eckermann Joh. Pet., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Ausgewählt und systematisch geordnet, sowie mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Johs. Ohquist. Helsingfors, Verlagsaktiengesellschaft Otawa.

Schultze Siegmar, Falk und Goethe. Ihre Beziehungen zu einander nach neuen handschriftlichen Quellen. Halle, C. A. Kaemmerer & Co. 1.50 M.

Inhalt: I. Einiges über die Glaubwürdigkeit J. Falks in seinen Goethe-Erinnerungen. II. Falks erste Beziehungen zu Weimar. III. Falks Verkehr mit Goethe in den Jahren 1797—1803. IV. Goethe, Falk und die Prinzessin mit dem Schweinerüssel. V. Elysium und Tartarus. VI. Goethe und Falk am 14. Oktober 1806. VII. Napoleon und Goethe am 2. und 6. Oktober 1808.

Matthes A., Mignon. Goethes Herz. Ein Seelenaufschluß in 3 Teilen: Herzensaufschluß, Dichtungsaufschluß und Lebensaufschluß. Schkeuditz, W. Schäfer. 4.50 M.

Fischer Andr., Goethe und Napoleon. Eine Studie. 2. Auflage mit einem Anhang: Weimar und Napoleon. Frauenfeld, J. Huber. 4 M.

Montalbano Serafina, L'amicizia fra Goethe et Schiller: considerazioni psicopedagogiche. Fermo, tip. Properzi.

Goethes Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adf. Schöll 3. Auflage von Jul. Wahle. 2. Band. Frankfurt a/M., Litterarische Anstalt. 8.40 M.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlaus Nachfolger.

I. Abteilung. Band 49, 2. — 3.60 M. — Inhalt: Schriften zur Kunst 1816—1832. II. Abteilung. Mit den Lesarten zu beiden Abteilungen. Herausgeber O. Harnack, Redaktor Suphan. Ungedruckt: 1. Relief von Phigalia (S. 16—21), Elgin Marbles (S. 21—22), Elginische Marmore (S. 23—24); 2. Voigts Münzkabinett (S. 118—120), Toskanische Münze (S. 124), über Glas-, Emaille- und Porzellanmalerei (S. 136—138), Reinigen und Restaurieren schadhafter Gemälde (S. 141—144), Altertümer in der Provinz Rheinhessen (S. 158). Dazu: Nachträge zu Maximen und Reflexionen (S. 201) und eine größere Anzahl Paralipomena; unter ihnen die umfänglichen: Philostrat (S. 205—211), Zum Abendmahl des Leonard da Vinci (S. 220—227), Zum Triumphzug von Mantegna (S. 227—235). Ein kritisches Nachwort orientiert über die Gründe für Aufnahme und Ausschluß der anonym überlieferten Abhandlungen.

I. Abteilung. Band 50. — 4.80 M. — Inhalt: 1. Reinecke Fuchs (H. G. Gräf). Der Text beruht auf C^1; für den Apparat sind herangezogen N 1794 (echte Ausgabe N^1 nebst zwei Nachdrucken N^2 N^3; von N^1 giebt es in einzelnen Bogen abweichende Exemplare $N^1\alpha$ und $N^1\beta$), A, BB^1. Zwischen N und A

liegt nach Gräfs Ausführungen die von Geist geschriebene Handschrift (H), Abschrift nach einer diktierten Vorlage mit eigenhändigen Einträgen und Korrekturen. Sie mag 1800 gemacht und noch am 17. Januar 1802 mit Korrekturen versehen sein; doch kann und wird die Vorlage von H „aus der ersten Zeit der Arbeit an dem Gedicht", das heißt: aus den ersten Monaten des Jahres 1793 stammen. Es ist also zu erwägen und bedarf genauerer Untersuchung, inwiefern H die älteste Gestalt des Reinecke Fuchs repräsentiert. A beruht auf N^1, B auf A (über B^1 vgl. Weimarer Ausgabe 18, 388); beidemale ist H aber auch herangezogen, während es auf H^1 nicht gewirkt hat.

2. Herrmann und Dorothea (H. Schreyer). In die Textgeschichte giebt, abgesehen von zwei ersten Entwürfen geringen Umfangs (H^3 und H^4) vornehmlich H den echten Einblick, eine Abschrift Geists nach einer nicht mehr vorhandenen Urhandschrift, angefertigt vor dem April 1797, da sie noch die alte Einteilung in sechs Gesänge enthält. „Es fehlen nicht nur einzelne Verse, sondern auch eine größere Stelle, die Rede des Pfarrers über den Tod im 9. Gesang, Vers 46—54." Manche metrische Unfertigkeiten. Der Schluß der Dichtung wäre nach Schreyer erst Anfang Juni 1797 in die Handschrift eingetragen. Die ältesten Goetheschen Korrekturen in H, die in Humboldts Briefen erhaltenen Citate aus der verlorenen Handschrift H^1, nach der Humboldt den Druck von E^1 besorgte, und das Doppelblatt H^2 im Goethe-Archiv bilden dann den Übergang zu E^1 (1798). Die zahlreichen jüngeren Korrekturen in H lehren die mit Heinrich Voß (dem Jüngeren) 1804 begonnene Revisionsarbeit kennen, die indessen für den Text in A 1808 nicht verwertet wurde. Nur Goethes eigenhändige Korrekturen dieser Periode (als g^a von den älteren, g, geschieden) sind im Apparat durchweg verzeichnet, Vossens nur soweit Goethesche mit ihnen im Zusammenhang stehen. Die zwischen E^1 und A liegenden Einzeldrucke sind nicht herangezogen. Gegen Hewett (A Study of Goethe's Printed Text: Herrmann and Dorothea, Baltimore 1899) glaubt Schreyer S. 386 „den Nachweis geführt zu haben, daß uns — im großen und ganzen — in A nicht ein verderbter, sondern ein wesentlich verbesserter Text vorliegt". Geringer als zwischen E^1 und A ist der Unterschied zwischen A, B, C^1C.

3. Achilleis (Suphan in Verbindung mit J. Wahle und M. Hecker). An Handschriften sind vorhanden: die Niederschrift Geists nach Goethes Diktat (H^1), über deren Entstehung eine von den Herausgebern aufgestellte Tabelle unterrichtet, und Geists Reinschrift (H^2), die Grundlage für die weitere Entwicklung des Textes. Wertvolle Paralipomena, die noch genauere Erörterung verlangen.

4. Pandora (herausgegeben von E. Schmidt). Redaktor des Bandes: Suphan, für die Achilleis: Schmidt.

III. Abteilung. Band 11. — 4.60 M.: Tagebücher 1827. 1828. Bearbeiter Burkhardt unter Mitwirkung von Suphan und Wahle. Redaktor Suphan.

IV. Abteilung. Band 23. — 6.80 M.: Briefe Mai 1812 bis August 1813. Bearbeiter: Schüddekopf, Redaktor: Suphan. Ungedruckt 136 Briefe. Davon 19 Briefe an Christiane (Nr. 6327. 6328. 6332. 6337. 6339. 6348—6350. 6353. 6354. 6369. 6374. 6409. 6410. 6414. 6417. 6424. 6608. 6609) aus Karlsbad, Teplitz, Jena: Reiseschilderungen, über die Gesellschaft in den böhmischen Bädern, die Kaiserin, Beethoven (S. 45), über persönliche Bedürfnisse. Die grollende Bemerkung über die Arnims („die Tollhäusler" $51,_{21}$) ist schon von Walzel verwertet. Über Minchen Herzlieb S. 126 (vgl. $245,_{25}$. $289,_{12}$). Dazu fünf Briefe an August (Nr. 6344 über die Karlsbader Gesellschaft und die Huldigungspoeme; Nr. 6419 Ökonomisches; Nr. 6564 mit einer Abschrift der wackelnden Glocke als Beilage, Nr. 6579 Reisebeobachtungen, über den getreuen Eckart, Epilog zur Glocke. Belangloser Nr. 6573). Von den beiden neuen Briefen an den Herzog ist der eine ein Reisebericht (Nr. 6331), der andere ein „Vorläufiger unterthänigster Bericht" über die Jenaer Anstalten und Bad Berka

(Nr. 6421). Auch der Erbprinz erhält (Nr. 6418) einen „vorläufigen unterthänigsten Bericht wegen des Berkaer Schwefelwassers“. Höfische Gelegenheitsbriefe sind die Schreiben an die Herzogin (Nr. 6467) und die Erbprinzessin von Schwerin (Nr. 6343). Ein heiteres Schreiben wendet sich an Prinz Friedrich August von Gotha (Nr. 6469). Die Jenaischen Anstalten betrifft auch ein Brief an den Hofmarschall der Großfürstin Maria Pawlowna (Nr. 6432). Die acht neuen Briefe an Voigt tragen teils freundschaftlichen Charakter (Nr. 6360: Bericht über den Aufenthalt in Karlsbad und Teplitz; Nr. 6457: Dank für Autographen), teils betreffen sie geschäftliche Dinge (Nr. 6463: Berufungsangelegenheit; Nr. 6477. 6492. 6522: Medaillen für Serenissimum; Nr. 6479. 6607). Rein konventionell sind die beiden französisch geschriebenen Briefe an den Gesandten de St. Aignan (Nr. 6368. 6542) und das Schreiben an den österreichischen Geschäftsträger Merian in Dresden (Nr. 6445). In Goethes amtlichen Interessenkreis führen ferner noch die sieben Briefe an Lenz (Nr. 6395. 6398. 6435. 6454. 6481. 6495. 6527), an C. D. von Münchow (Nr. 6552, die Jenaer Sternwarte betreffend), an Kieser (Nr. 6381. 6472: Bad Berka; Nr. 6536). Theaterangelegenheiten werden mit Kirms verhandelt (Nr. 6429. 6423. 6478. 6498). Mit ihnen hängen auch die beiden Briefe an den Rittergutsbesitzer von Pirch zusammen (Nr. 6449ª. Nr. 6502), der, durch Goethe ermutigt, zwei Lustspiele eingesandt hatte, die sich dann doch als ungeeignet erwiesen, ferner die Briefe an Brizzi (Nr. 6357) und den badischen Intendanten Freihrn. von Ende (Nr. 6402). — Ein schöner nur teilweise bekannter Brief an W. von Humboldt (Nr. 6372) gedenkt der mit Humboldt über die Verbreitung der Sprachen geführten Gespräche und äußert sich über Niebuhrs römische Geschichte und F. A. Wolfs Eigenart. Für die naturwissenschaftlichen Studien sind die teilweise durch K. Fischer veröffentlichten Briefe an Thomas Seebeck (Nr. 6437. 6456. 6485. 6547) wichtig. Auch mit dem Grafen Buequoi, dem Besitzer bedeutender Glashütten, werden optische Fragen besprochen (Nr. 6602), Fragen der Mechanik wenigstens gestreift in dem Schreiben an Ritter von Gerstner, den Begründer des ständischen technischen Instituts in Prag (Nr. 6598). Ein an Bergamtsassessor F. A. Schmid gerichteter Brief (Nr. 6586) dankt für übersandte Fossilien; der Brief an Schelver (Nr. 6390) bespricht Schelvers Kritik der „Lehre von den Geschlechtern der Pflanzen“. Eine philologische Anfrage ergeht an Eichstädt (Nr. 6416). Inhaltsarm sind die acht Billets an Riemer (Nr. 6378. 6392. 6438. 6483. 6498. 6514. 6519. 6526). Künstlerische Interessen berührt die Mehrzahl der 14 an Heinrich Meyer gerichteten Briefe (Nr. 6359: Moses; Nr. 6384. 6441. 6450. 6453: Sebaldusgrab; Nr. 6464 mit Entwurf über Myrons Kuh; Nr. 6465. 6466. 6468. 6482. 6490: Nürnberger Gänsemännchen; Nr. 6512. 6524. 6544), übrigens auch ein Teil der Briefe an Seebeck. Mit D. Friedländer tauscht Goethe Kunstwerke und Medaillen (Nr. 6470. 6488). Über des Adressaten Schriften zur Kunstgeschichte und über das Grab der Tänzerin spricht der Brief an Chr. F. W. Jacobs (Nr. 6361). Eine von Jacobs übermittelte, an die Kaiserin von Österreich gerichtete Bittschrift zu Gunsten des verhafteten K. Z. Becker scheint dagegen von Goethe nicht befördert zu sein. Ereignisse in der litterarischen Welt — „Dichtung und Wahrheit“, Wielands Tod werden gegenüber Woltmann (Nr. 6503) berührt. Veranlaßt durch die Logenrede auf Wieland ist eine Reihe von Briefen und Billets an den Geheimen Kammerrat J. C. R. Riedel (Nr. 6505. 6506. 6509. 6511. 6513. 6517. 6520). Auf eine anscheinend sehr wunderliche briefliche Recension von „Dichtung und Wahrheit“ erwidert liebenswürdig vornehm der Brief an den ehemaligen Straßburger Kommilitonen Fr. Chr. Ehrmann (Nr. 6462). Jugendliche Freude und dankbare Rückerinnerung an gemeinsames Arbeiten und Forschen atmet zumal der erste der beiden an Trebra gerichteten Briefe (Nr. 6403. 6407). Aufträge Goethes führt unter anderen Hauptmann Verlohren in Dresden aus (Nr. 6340).

In Goethes Verhältnis zu seinen Untergebenen lassen die den erkrankten und wieder genesenen, dann verabschiedeten Diener Carl Eisfeld betreffenden Briefe an J. Chr. Starck den Jüngeren (Nr. 6386), den Jenaer Kommandanten von Hendrich (Nr. 6387. 6401) und an C. W. von Fritsch (Nr. 6400) hineinschauen. Die noch übrigen Briefe sind an den Frankfurter Landsmann H. Meylins (Nr. 6532), an Elise von der Recke (Nr. 6408), an die Gattin des Wiener Bankiers von Eskeles (Nr. 6434) und an unbekannte Persönlichkeiten (Nr. 6507. 6531) gerichtet.

Band 22 erscheint später. V. M.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 1. Band. Bearbeitet von Karl Heinemann. Bibliographisches Institut. 2 M.

Goethe, Gesammelte Erzählungen und Märchen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 3 M.

Schlösser Rud., Rameaus Neffe. Studien und Untersuchungen zur Einführung in Goethes Übersetzung des Diderotschen Dialogs (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Frz. Muncker. XV). Berlin, A. Duncker. 7.20 M.

Goethes ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Harnack. Braunschweig 1901, F. Vieweg & Sohn. 3 M.

Elegie, September 1823. Goethes Reinschrift mit Ulrikens von Levetzow Brief an Goethe und ihrem Jugendbildnis. Herausgegeben von B. Suphan (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von B. Suphan und Erich Schmidt. 15. Band). Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Ein wunderbar gelungenes Faksimile der von Goethe so sorgfältig verwahrten Reinschrift, woraus sich ergiebt, daß Goethe eine im Druck nicht festgehaltene Dreiteilung des Gedichtes beabsichtigte.

Gräf Hans Gerh., Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. 1. Teil. Die epischen Dichtungen. 1. Band. Frankfurt a/M., Litterarische Anstalt. 7 M.

Chuquet Arth., Études de Littéraire allemande. Première série. Goetz de Berlichingen — Hermann et Dorothée — Le Camp de Wallenstein. Paris, Librairie Plon. 3.50 M.

Herrmann Max, Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Entstehungs- und Bühnengeschichte. Nebst einer kritischen Ausgabe des Spiels und ungedruckten Versen Goethes. Berlin, Weidmann. 8 M.

Goethe, Egmont annoté par H. Bloch. Paris, Garnier.

Iphigenie. Koch Alb., Über den Versbau in Goethes Iphigenie. Programm. Stettin.

Vogeler A., Iphigenie im Drama der Griechen und bei Goethe. Programm. Hildesheim.

Fischer Kuno, Goetheschriften. 3. Goethes Tasso. 3. Auflage. Heidelberg, C. Winter. 6 M.

Faust. Goethes Faust am Hofe des Kaisers. In drei Akten für die Bühne eingerichtet von Johann Peter Eckermann. Aus Eckermanns Nachlaß herausgegeben von Friedr. Tewes. Berlin, Georg Reimer 1901. 2.40 M.

Aus der Vorrede erfahren wir, daß Eckermann in den letzten Jahren seines Lebens Gespräche mit Goethe über den zweiten Teil des Faust herausgeben wollte, wozu eine Einleitung und kleine Bruchstücke der Ausarbeitung sich erhalten haben. Eckermanns Tagebücher sind nach dem Tod seines Sohnes leider vernichtet worden.

Lichtenberger Ernest, Étude sur quelques scènes du Faust de Goethe. Paris, Hachette 1899.

Pospischil M., Erläuterungen zu Goethes Faust. 2 Teile. Hamburg, C. Kloß. 60 Pf.

Türck Herm., Eine neue Faust-Erklärung. Berlin 1901, O. Elsner. 1 M.

Gerstenberg Jenny von, Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf in Briefen und persönlichen Erinnerungen. Stuttgart 1901, J. G. Cotta Nachfolger. 2 M.

In der Geschichte von Goethes Familie sind für den weiteren Kreis der Nation noch viele dunkle Stellen vorhanden, die auch durch die vorliegenden abgerissenen und verschleiernden Mitteilungen nicht erhellt werden. Am wertvollsten scheint mir der ausführliche, kurz vor seinem Hinscheiden geschriebene Brief des Großherzogs Karl Alexander zu sein, der zugleich ein wertvoller Beitrag zu der Charakteristik dieses Fürsten ist. Vielleicht regt das Buch andere Freunde der Enkel zur Veröffentlichung ihrer Erinnerungen an. Über den Wiener Aufenthalt Ottiliens hat die verstorbene Freundin Grillparzers, Frau von Littrow-Bischoff umfangreiche Aufzeichnungen hinterlassen, die zu veröffentlichen ihre Erben aus unbekannten Gründen bisher leider unterlassen haben. In einem (im Stifte Tepl aufbewahrten ungedruckten) Briefe vom 5. März 1840 schreibt Ernst von Feuchtersleben an den Chorherrn und Professor J. St. Zauper: „Frau von Goethe (Ottilie) mit Walther und Alma — Sie kennen ja wohl Alle? — bringt ihren Winter bei uns zu. Ich finde sie innerlich anmutig und gebildet; doch hat sie als Frau mehr esprit als justesse d'esprit und ich gestehe, es ist die letztere, die mir den eigentlichen freilich seltenen Wert des Menschen auszumachen scheint. Ich weiß nicht, was etwa von der Zusammensetzung und Färbung ihres Wesens auf Rechnung des Schwiegervaters kommt; aber ich glaube an vielen durch Goethe Influenzierten oder Gebildeten wahrgenommen zu haben, daß die günstige Wirkung sich mehr in deren Betrachtungen als in deren Charakter ausspricht — wovon Frau von Arnim und Varnhagen auffallende Beispiele sind — und was ich mir auch gründlicher zu entwickeln und zu erklären getraute, wenn hier Ort und Zeit dazu wäre."

Gottsched. Reichel Eug., Ein Gottsched-Denkmal. Den Manen Gottscheds errichtet. Berlin, Gottsched-Verlag. 30 M.

Inhalt: Gottsched, Biographische Skizze. — Festrede. — Zu Gottscheds Gedächtnis. — Gottsched im Lichte des eigenen Wortes. 1—20. — Gottsched im Urteil seiner Schüler und Verehrer.

Reichel Eug., Kleines Gottsched-Denkmal. Dem deutschen Volke zur Mahnung errichtet. Berlin, Gottsched-Verlag. 2 M.

Reichel Eug., Gottsched der Deutsche. Dem deutschen Volke vor Augen geführt. Berlin 1901, Gottsched-Verlag. 12 M.

Reichel Eug., Gottsched. Biographische Skizze. Berlin, Gottsched-Verlag. 2 M.

Reichel Eug., Gottsched. Ein Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Serie. [XV. Serie.] 353. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.

Jerusalem Karl Wilh., Philosophische Aufsätze (1776). Mit G. E. Lessings Vorrede und Zusätzen neu herausgegeben von Paul Beer (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer. Nr. 89 und 90. Neue Folge Nr. 39 und 40). Berlin, B. Behrs Verlag. 60 Pf.

Jaeckh E., Studien zu Kotzebues Lustspieltechnik. I. Teil. Dissertation. Heidelberg 1899.

Ebner Thdr., Eine Fortsetzung von Lessings Nathan und ihr Dichter (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. [XV. Serie.] 351. Heft), Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 75 Pf.

Rautenstrauch Johann, Jurist und Bauer. Lustspiel in 2 Aufzügen (Allgemeine National-Bibliothek 276). Wien, C. Daberkow. 20 Pf.

Regeniter Rud., Karl Franz Romanus. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Lustspiels im 18. Jahrhundert. Dissertation. Berlin 1901, Mayer & Müller. 1.60 M.

Schiller. Braun P., Der Marbacher Schillerverein und die Hanauer Gymnasiasten. Programm. Hanau 1899.

Großheim Emil von, Lexikon zur Schiller-Litteratur. Biographisches Nachschlagebuch über diejenigen Personen, mit welchen Schiller vorzugsweise verkehrt, oder über welche derselbe in seinen Schriften ein Urteil gefällt hat und über die Schriftsteller, welche „über ihn" geschrieben haben. Quakenbrück, E. Eckhart. 1 M.

Müller Ernst, Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Mit einem kurzen Überblick über die gleichzeitige Litteratur. In tabellarischer Anordnung bearbeitet. Leipzig, R. Voigtländer. 4 M.

Weitbrecht Carl, Schiller und die deutsche Gegenwart. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1901. 1.80 M.

Inhalt: Eine Maifestrede. — Von der Größe I. II. — Schiller in der Gegenwart. — Schillers Lyrik an zwei Jahrhundertwenden. — Der junge Schiller und das moderne Drama.

Jonas Fritz, Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers. Berlin, G. Reimer. 2.40 M.

Kasch F. M. E., Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller. Dissertation. Greifswald.

Arnold Rob. F., Schillers dramatischer Nachlaß (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 270). Prag, F. Haerpfer. 60 P.

Schubart Chrn. Fr. Dan., Gedichte. Ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Heinr. Solger (Sammlung der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 1423). Halle, O. Hendel. 25 Pf.

Wieland. Schlüter F., Studien über die Reimtechnik Wielands. Dissertation. Marburg.

Martens A., Untersuchungen über Wielands Don Sylvio mit Berücksichtigung der übrigen Dichtungen der Biberacher Zeit. Dissertation. Halle 1901.

Seuffert Bernh., Der Dichter des Oberon (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 260—264). Prag, F. Haerpfer. 60 Pf.

Kerstен, Wielands Verhältnis zu Lucian. Programm. Hamburg, Herold. 2 M.

Neunzehntes Jahrhundert.

Klein-Hattingen Osk., Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines. Berlin, F. Dümmlers Verlag. 4.50 M.

Allmers-Buch. Eine Festgabe zu dem 80. Geburtstage des Marschendichters am 11. Februar 1901. Dichtungen, litterarische Studien und Zeichnungen von Allmersfreunden. Herausgegeben von Ludwig Bräntigam. Goslar 1901, F. A. Lattmann. 14 M.

Bach Frdr., Gedichte. Herausgegeben von Jul. Reinwarth (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 3. Band). Prag, F. G. Calve. 3 M.

Bachofner Heinrich, II. Teil. Aus seinem litterarischen Nachlaß. Mit Einleitung von Paul Bachofner. Zürich 1901, Dépôt der evang. Gesellschaft. 3.20 M.

Horner Emil, Bauernfeld (Dichter und Darsteller, herausgegeben von Rud. Lothar. V.). Leipzig, E. A. Seemann. 3 M.

Der Verfasser hat sich durch einige tüchtige Erstlingsarbeiten zur Geschichte des europäischen Lustspiels und der österreichischen Litteratur sehr vorteilhaft ein-

geführt. Man durfte daher von ihm eine erschöpfende Charakteristik des Dichters Bauernfeld und eine Entwicklungsgeschichte seiner Lustspiele erwarten. In dem vorliegenden Werke ist er uns beides schuldig geblieben, und die anschauliche Schilderung von Bauernfelds Leben kann uns diesen Mangel nicht ersetzen. Ich will aber nicht verschweigen, daß ich das Buch aus einem äußeren Grunde nur mit Widerwillen zu Ende gelesen habe, so daß ich den Autor vielleicht ungerecht beurteile. Es liegt nämlich eines jener unerträglichen modernen Bilderbücher vor, in denen der Text jeden Augenblick durch Illustrationen unterbrochen wird, die mit dem soeben Gelesenen meist in gar keiner Verbindung stehen, so willkommen sie an und für sich dem Kulturhistoriker sein mögen. Bis zur Besinnungslosigkeit wird man zwischen Wort und Bild hin- und hergeworfen und verliert an beiden den Geschmack. Den Bildern zuliebe mußte der Verfasser seine Arbeit so knapp anlegen oder so sehr kürzen, daß für das Wichtigste nicht genug Raum übrig geblieben ist. Es ist das umsomehr zu bedauern, als einer zweiten Arbeit über denselben Gegenstand der Weg vollständig verrammelt ist. A. S.

Wegener, P. Thomas a Villanova, O. S. Aug., Anna Katharina Emmerich und Clemens Brentano. Zur Orientierung in einer vielbesprochenen Frage. Dülmen, A. Laumann. 1.50 M.

Landsberg H., Georg Büchners Drama „Dantons Tod". Dissertation. Berlin.

Droste-Hülshoff, Freiin Annette Elisab. von, Gesammelte Werke, herausgegeben von Elisab. Freiin von Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlaß ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Wilh. Kreiten. I. Band. 2. Hälfte. Geistliches Jahr nebst religiösen Gedichten. 2. Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 2.50 M.

Droste Annette von, Eine Auswahl aus ihren Gedichten. Mit einer Charakteristik der Dichterin, herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Ebner-Eschenbach. Bettelheim Ant., Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Berlin, Gebr. Paetel. 5 M.

Necker Mor., Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert. Berlin, G. H. Meyer. 3 M.

Eichendorffs Gedichte. Mit einer biographischen Einleitung von Gust. Karpeles. Leipzig, M. Hesse. 1 M.

Eichendorff Jos. Freiherr von, Das Incognito. Ein Puppenspiel. Mit Fragmenten und Entwürfen anderer Dichtungen, nach den Handschriften herausgegeben. Oppeln, G. Maske. 2 M.

Weichberger Konrad, Untersuchungen zu Eichendorffs Roman. Ahnung und Gegenwart. Dissertation. Jena 1901.

Gustav Falke als Lyriker. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen, mit einer Einleitung von M. Spanier. Hamburg, A. Janssen. 2.50 M.

Diese Auswahl scheint durch den Verleger angeregt zu sein und ist von Falkes Freunden nicht ohne des Dichters eigenes Zuthun veranstaltet worden. So viel Schönes sie enthält, ich hätte sie ganz anders getroffen und vermisse viele der liebsten Stücke aus der Schatzkammer des größten deutschen Lyrikers der Gegenwart. Und so hätte die Einleitung vielleicht auch tiefer in Falkes Eigenart eindringen und schärfer darstellen können, was ihn von den übrigen zeitgenössischen Lyrikern unterscheidet. Als Kostprobe soll uns die Auslese immerhin willkommen sein. A. S.

Feis Jak., Eigenes und Fremdes. Poetischer Nachlaß. Straßburg 1901, J. H. E. Heitz. 2 M.

Servaes Frz., Theodor Fontane. Ein litterarisches Porträt. [Aus: „Pan".] Berlin, Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Görres. Schultz Franz, Joseph Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik. Dissertation. Berlin, Mayer & Müller.

Thesen: III. Für die Benennung eines Stückes als Tragödie oder Komödie bei Hans Sachs ist ein inneres Prinzip nicht zu ermitteln. III. Goethes „Geheimnisse" sind unmittelbar beeinflußt worden durch Wolframs Parcival in Myllers Ausgabe von 1784. — V. Die Unterscheidung zwischen ästhetisch psychologischer und philologisch-historischer Litteraturwissenschaft ist verfehlt.

Görres Jos., Charakteristiken und Kritiken aus den Jahren 1804 und 1805. Eingeleitet und herausgegeben von Frz. Schultz (Schriften der Görres-Gesellschaft 1900. 3. Heft). Köln, J. P. Bachem. 1.80 M.

Fuchs Karl, Martin Greif. [Aus: „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien".] Wien, C. Gerolds Sohn. 1 M.

Küchling H., Studien zur Sprache des jungen Grillparzer mit besonderer Berücksichtigung der „Ahnfrau". Dissertation. Leipzig.

Rob. Hamerlings Werke. Volksausgabe in 4 Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Mich. Maria Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Pet. Rosegger. 4 Bände. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 20 M.

Hamerling Rob., Ungedruckte Briefe. 3. Teil (Allgemeine National-Bibliothek. Nr. 252—259). Wien, C. Daberkow. à 20 Pf.

Halusa P., Tezelin, O. Cist., Robert Hamerling. Ein Litteraturbild aus Österreich (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von Joh. Mich. Raich. 20. Band. 4. Heft). Hamm, Breer & Thiemann 1901. 50 Pf.

Hauffs Werke. Textabdruck der illustrierten Prachtausgabe, herausgegeben von Cäsar Flaischlen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.

Hebbel Frdr., Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Rich. Maria Werner. 1. und 2. Band. Berlin, B. Behr 1901. à 2.50 M.

Inhalt: 1. Dramen I. (1841—1847). Judith. — Genoveva. — Der Diamant. — 2. Dramen II. (1844—1851). Maria Magdalena. — Ein Trauerspiel in Sicilien. — Julia. — Herodes und Mariamne.

Friedrich Hebbels sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitung und Anmerkungen von Emil Kuh. Neu herausgegeben von Herm. Krumm. Leipzig, M. Hesse. 4 M.

Frdr. Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Rich. Maria Werner herausgegeben. Nachlese in 2 Bänden. Berlin, B. Behrs Verlag. 8 M.

Aliskiewicz Andr., Fr. Hebbels ästhetische Ansichten. Brody (F. West). 1 M.

Waser Hedw., Ulrich Hegner. Ein schweizer Kultur- und Charakterbild. Halle, M. Niemeyer 1901. 8 M.

Rahmer S., Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte. Eine kritische Studie. Berlin, Georg Reimer 1901. 1.20 M.

Das Beste an dem Büchlein ist der Nachweis, daß Heines Siechtum nicht, wie mancher ehr.iche und sehr viele hämische Gegner des Dichters dem deutschen Publikum vorreden, eine Folge geschlechtlicher Ausschweifungen und liederlichen Lebens war, sondern ein großes Unglück, für das Heine nicht verantwortlich ist. Was er einst zu Alfred Meißner auf dem Krankenlager äußerte, wird sich im wesentlichen als wahr erweisen: Ich habe moralischer gelebt als die meisten der Menschen, die mich fortwährend der Immoralität zeihen." Der seiner ärztlichen Kunst sichere Verfasser zeigt, wie bei ererbter Disposition die Reizbarkeit der Nerven von Kindheit an bei Heine zunahm. Seine jahrelangen Kopfschmerzen stehen im Zusammenhang mit der sich daran anschließenden Erkrankung des Zentralnervensystems. Die unheilbare schwere Erkrankung aber begann im Rückenmark, die krankhaften Erscheinungen gingen dann vom sogenannten verlängerten Mark aus. An den Händen begannen die Lähmungen und führten im Verlauf

von etwa 16 Jahren zu einer völligen Paralyse fast des ganzen Körpers. Heine selbst berichtet dem Bruder Max, Arzt in Petersburg, im Jahre 1850, er leide Tag und Nacht an den entsetzlichsten Krämpfen, die seinen Unterleib bis zur Herzgrube ergriffen hätten, so daß er nur durch Morphium die Schmerzen erleichtern könne. Wahrscheinlich stellte sich durch den übermäßigen Gebrauch des Morphiums das Erbrechen ein, welches den Tod herbeiführte. Die ausführliche Darstellung Rahmers beleuchtet die Worte des Dichters, die er zu einem Wiener Arzte äußerte, in einer Ausstellung würden seine Nerven die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten. Bewunderungswürdig ist der Heldenmut, mit dem Heine seine Leiden ertrug, bewunderungswürdig die Frische und Kraft des Geistes, die ihm bis zum Ende eigneten. Von einigen unnützen Wiederholungen abgesehen, ist das Büchlein geschickt geschrieben und die Auslese aus den Briefen, worin Heine über seine Krankheit berichtet, sorgfältig. Im Anhang stehen zwei Briefe aus dem Jahre 1853, die zuerst im fünften Band der „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte" erschienen sind. D. J.

Heufenstamm Theodor Graf, Gesammelte Werke. I. Band. Lyrische Dichtungen. I.—VI. Band. Erzählungen. 2. Teil. Kritische Schriften. Reflexe und Reflexionen. Wien, W. Braumüller. à 3 M.

Heyse Paul, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Berlin, Besser. 6 M.

Deutsche Dichtung und Kunst. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 1. Prag, Fr. Härpfer. 80 Pf.

Inhalt: Einführung in die neue Reihe. — Wurzbach Wolfg. von, Uffo Horn. — Gellert im Karlsbade, Novelle von Uffo Horn.

Friedrich Herm., Ludwig Jacobowski. Ein modernes Dichterbild. Berlin, S. Cronbach. 1 M.

Kaltenbrunner Karl Adam, Gedichte. Mitgeteilt und eingeleitet von dessen Tochter Frau Hedwig von Radics-Kaltenbrunner in Laibach (Allgemeine National-Bibliothek. Nr. 274—275). Wien, C. Daberkow. 20 Pf.

Heinrich von Kleists sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Karl Siegen. Leipzig, M. Hesse. 1 25 M.

Körner. Wildenow Eug., Theodor Körners Grabstätte. Bestattung des Dichters in Wöbbelin, Geschichte seines Grabes und die Feiern an seinem Begräbnisplatze. Dresden, C. Heinrich. 1 M.

Zeiner E., Theodor Körner als Dramatiker mit besonderer Berücksichtigung Schillerischen Einflusses. Programm. Stockerau.

Zipper Alb., Theodor Körner (Universal-Bibliothek Nr. 4091. Dichter-Biographien. 4. Band). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Kürnberger Ferd., Quintin Messis. Schauspiel. — Die Sängerin von Augsburg. Ein mittelalterliches Frauenbild. — Der Schulmeister Krachenberger. Novelette. — Die Kinder der Vornehmen. Novelle. — Aug und Ohr. Novelle (Allgemeine National-Bibliothek. Nr. 260—265). Wien, C. Daberkow. à 20 Pf.

Ferd. Lasalles Gesamtwerke. Herausgegeben von Erich Blum. 4. Band. Leipzig, F. F. Pfau. 4 M.

Lauscher Herm., Hinterlassene Schriften und Gedichte. Herausgegeben von H. Hesse. Basel, R. Reich. 1.50 M.

Lindner Alb., Der Kurprinz von Brandenburg. Ein vaterländisches Schauspiel. Nach einem hinterlassenen Entwurf für die Bühne bearbeitet von Karl Grubbe (Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 1439). Halle, O. Hendel 1901. 25 Pf.

Otto Ludwigs Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Adf. Bartels. Leipzig, M. Hesse. 4 M.

Kühnlein Heinr., Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik. Leipzig, G. Fock. 1.20 M.

Kellermann Alfr., Dramatiker Ernst Meyer, gestorben zu Detmold, und seine Schöpfungen. Ein Gedenkblatt. Studie. Misdroy, R. Schück 1901. 50 Pf.
Heinemann Joh., Johann Meyer, ein schleswig-holsteinischer Dichter. Festschrift zu seinem 70. Geburtstage. 3. Band. Johann Meyer als dramatischer Dichter. Hamburg, C. Boysen. 4 M.
Mohr Johann Jacob, Gesammelte Werke. Leipzig. Friedrich. 3 Bände.
Reuß Eleonore Fürstin, Philipp von Nathusius. Das Leben und Wirken des Volksblattschreibers. Reinstedt am Harz. Greifswald, J. Abel.
Novalis' Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses von Ernst Heilborn. 2 Teile in 3 Bänden. Berlin, G. Reimer. 10 M.
Heilborn Ernst, Novalis, der Romantiker. Berlin, G. Reimer. 3 M.
Pichler. Prem S. M., Adolf Pichler, der Dichter und Mensch. Durchgesehener Sonderabdruck aus den „Innsbrucker Nachrichten". Innsbruck 1901, Wagner. 1 M.
Seemüller Joseph, Rede auf Adolf Pichler, gestorben 15. November 1900, gehalten auf dem akademischen Trauer-Kommers vom 27. November 1900. Innsbruck, im Selbstverlage.
Gaedertz Karl Thdr., Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden, auf Grund ungedruckter Briefe und Dichtungen mitgeteilt. 3. (Schluß-)Band. Wismar, Hinstorffs Verlag. 3 M.
Schneider Lina, Emil Rittershaus. Zur Enthüllungsfeier seines Denkmals in Barmen am 20. Juni 1900. Elberfeld, Baedeker. 1 M.
Sacher-Masoch Leop. von, Hinterlassene Novellen. 1. Band. Grausame Frauen. Dresden 1901, H. R. Dohrn. 2 M.
Schlichtegroll Carl Fel. von, Sacher-Masoch und der Masochismus. Litterarhistorische und kulturhistorische Studien. Dresden 1901, H. R. Dohrn. 6 M.
Scheffel Jos. Vict. von, Gedenkbuch über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino im Tridentinischen, Juli und August 1855. Stuttgart, A. Bonz & Co. 2 M.
Stiller Rich., Adolf Stern und seine dichterischen Werke. Eine Studie. Dresden, C. A. Koch 1901. 80 Pf.
Zelak D., Tieck und Shakespeare. Ein Beitrag zur Geschichte der Shakespeareomanie in Deutschland. I. Programm. Tarnopol.
Mendheim Max, Johann Ludwig Uhland (Dichterbiographien. 5. Band. Universal-Bibliothek Nr. 4128). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.
Vischer F., Faust. Der Tragödie 3. Teil. Treu im Geiste des 2. Teiles des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. 5. Auflage (Neudruck der 2. Auflage). Tübingen 1901, H. Laupp.
Bretschneider Herm., Franz Wisbachers Leben und Dichten. Vortrag. [Aus: „Sächsische Schulzeitung".] Leipzig (Salzburg, H. Dieter). 20 Pf.

Nachrichten.

Beneke Preisstiftung der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen für 1904. „Die Fakultät wünscht eine historische und beschreibende Darstellung der neulateinischen weltlichen Lyrik Deutschlands während des 16. und 17. Jahrhunderts und im Anschluß daran eine Untersuchung des Einflusses, den diese Lyrik auf die in deutscher Sprache verfaßte Dichtung des 17. Jahrhunderts ausgeübt hat. Die außerdeutschen Neulateiner, insbesondere der Niederlande, werden dabei ausgiebig berücksichtigt werden müssen; dagegen liegt die Epigrammendichtung und die rein didaktische Poesie nicht im Rahmen der Aufgabe."

Bewerbungsschriften sind in einer der modernen Sprachen abzufassen und bis zum 31. August 1903, auf dem Titelblatt mit einem Motto versehen, an uns einzusenden, zusammen mit einem versiegelten Briefe, der auf der Außenseite das Motto der Abhandlung, innen Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt. In anderer Weise darf der Name des Verfassers nicht angegeben werden. Auf dem Titelblatte muß ferner die Adresse verzeichnet sein, an welche die Arbeit zurückzusenden ist, falls sie nicht preiswürdig befunden wird. Der erste Preis beträgt 3400 M., der zweite 680 M. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 11. März 1904 in öffentlicher Sitzung der philosophischen Fakultät zu Göttingen. Die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigentum ihres Verfassers.

Die Universität Straßburg hat für die Preisausgabe der Lamey-Stiftung: „Die anakreontische Poesie des 18. Jahrhunderts in Deutschland in ihrem Verhältnis zur französischen Gesellschaftspoesie" die Einlieferungsfrist bis zum 1. Januar 1902 verlängert.

Der Züricher Stadtbibliothek ist die gesamte noch vorhandene Korrespondenz J. K. Lavaters, bestehend aus 7243 Briefen in 120 Mappen, überwiesen worden.

Eine Gesamtausgabe von E. T. A. Hoffmanns Tagebüchern und Briefen beabsichtigt der Schriftsteller Hans von Müller (Berlin, Dorotheenstraße 65) herauszugeben und bittet zu dem Zwecke alle Besitzer Hoffmannscher Autobiographien, ihm die Handschriften auf einige Tage zur Einsicht und Abschriftnahme zur Verfügung zu stellen.

Ludwig Geiger in Berlin beabsichtigt eine Sammlung der Briefe der im Jahre 1888 verstorbenen Schriftstellerin Fanny Lewald herauszugeben und bittet die Besitzer von Briefen der Genannten oder von solchen, die an sie gerichtet sind, ihm Einsicht in die Briefe zu gestatten und die Erlaubnis zum Abdruck derselben zu erteilen.

Berichtigungen.

7, 311 Zeile 26. 27. Nach J. Firmerys Mitteilung ist Jean Pauls Brief an Ahlefeldt bei Dietmar: Theaterbriefe von Goethe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul, Berlin 1835 S. 73 mit dem richtigen Datum 12. Juli 1801 gedruckt.

8, 33 Zeile 30. Statt: Einleitungen lies: Einteilungen.

8, 167 Zeile 2 von unten. Statt neudeutsch lies: niederdeutsch.

8, 263 Zeile 21. Lies: 28. November.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. April, im Satz am 27. August 1901.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Die niederrheinische Liederhandschrift (1574).

Von Arthur Kopp in Berlin.

Die sogenannte niederrheinische Liederhandschrift ist der Forschung nicht mehr ganz fremd. Heinrich Hoffmann, Böhme, Bolte haben die Geschichte volksmäßigen Sanges mit mancher Einzelheit aus dieser Fundgrube zu bereichern gewußt; doch es ist bei solchen gelegentlichen Benutzungen und vereinzelten Erwähnungen geblieben, eine litterarisch-kritische Durcharbeitung des gesamten Inhaltes fehlte bisher und soll nunmehr den Gegenstand der Aufgabe für folgende Blätter bilden. Wenn von dieser Aufgabe freilich einerseits nicht gesagt werden kann, sie sei besonders leicht und angenehm oder wichtig und bedeutsam, so wird sich anderseits doch zeigen, daß die Mühe dabei nicht völlig unbelohnt bleibt, und für die Kunde vom Geistesleben in deutscher Vorzeit förderlich ist es jedenfalls, alte Liederhandschriften, für die noch nicht einmal Inhaltsangaben vorhanden sind, genauer zu durchforschen.

Von der niederrheinischen Liederhandschrift befinden sich Original (Ms. germ. 4°. 612), aus den Sammlungen des Freiherrn von Meusebach, und allerdings recht unvollständige Abschrift von Hoffmanns Hand (4°. 716) im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Der lederne Band beim Original ist falsch gelegt, so daß die vordere Hälfte des Deckels nunmehr hinten und umgekehrt die hintere Hälfte vorn zu finden ist; legt man das Buch aufgeschlagen richtig vor sich hin, so kommen dabei die Buchstaben und Zahlen des Einbandes auf den Kopf mit dem oberen Ende nach unten zu stehen. Eingepreßt sind in den Deckel, außer mancherlei Schnörkeln und bedeutungslosen Verzierungen, auf der eigentlichen, ursprünglich dazu bestimmten Vorderseite folgende Buchstaben:

H B A M Z G
H G
E H
S W G M H H

und auf der eigentlichen Rückseite die Jahreszahl 1574. Jene bemerkenswert gestellten Buchstaben, die sämtlich, außer den in der obersten Reihe stehenden, mit ähnlichem Zusammenhang und entsprechender Anordnung innerhalb der Handschrift selbst wiederkehren, mögen, außer einem schönen Sinn-, Geleit- und Weihespruch obenan, wohl die Anfangsbuchstaben derjenigen Personen darstellen, welche dies Gedenkbuch oder, wie man in jüngeren Zeiten auch sagte, Poesie-Album zum Zeichen der Freundschaft oder Liebe stifteten oder anlegten; aber es will nicht gelingen aus diesen oder aus den innen im Hefte zwischendrein anzutreffenden Buchstaben und Namen oder aus einigen auffälligen, wie besonders den beiden gleich im Eingang sicher nicht absichtslos vorangestellten auf ein Liebespaar hindeutenden Akrostichis irgend welche Namen zu erschließen, mit denen man etwas anfangen könnte, um über Ursprung und Bestimmung der Handschrift weitere Thatsachen zu ermitteln.

Die Zählung nach Blättern und Nummern rührt nicht aus der Zeit der Anlage her, sondern ist viel später, augenscheinlich erst im 19ten Jahrhundert, hinzugefügt; die Zählung der einzelnen Lieder in der Handschrift ist ungenau; selbst bei Hoffmann, der mehrere Versehen berichtigt hat, stimmt die Numerierung nicht bis ans Ende. Die vordersten 125 von insgesamt 155 Blättern enthalten fortlaufend ohne Lücken — abgesehen von einigen ausgerissenen Blättern — in sorgfältigen, deutlichen und schönen Zügen von einer und derselben Hand geschrieben ohne Versabteilung unter besonders kunstvoller Ausmalung der ganzen ersten Zeile von jeglichem strophischen Absatz 69 Lieder mit reichlich eingestreuten deutschen und lateinischen Sprüchen; die letzten 30 Blätter weisen ordnungslos durcheinander meist sehr nachlässig hingekritzelte, schwer lesbare Namenseintragungen auf, nebst Jahreszahl und kurzen, dabei größtenteils nur durch Buchstaben angedeuteten Sprüchen, in ganz wenigen Fällen auch mit längeren Gedichten oder ein paar Strophen von solchen.

Die Handschrift ist im vorderen Teil gut erhalten, wird in der zweiten Hälfte hier und da schadhaft, vor allem durch die gar zu scharf und massig dick auf lockerem Papier ausgemalten Zierbuchstaben, durch die das Papier oft genug durchfressen ward und von denen Teile mehrfach auf den gegenüberstehenden Seiten, beziehungsweise nächsten Blättern festgeklebt sind, und hat im letzten Drittel nicht nur durch die stark ätzende, klebrige, gar zu derb aufgetragene Tinte, sondern auch durch Schmutz, Moder und Fäulnis recht erheblich, und zwar je mehr nach hinten desto mehr, gelitten. Der durch das Ausreißen einiger Blätter, die schon fehlten bei der Durchzählung, verursachte Schaden läßt sich schwer abschätzen, ist aber

wahrscheinlich verschwindend gering im Verhältnis zu dem Erhaltenen. In dem Hauptteil, der eigentlichen Liedersammlung, fehlt zwischen dem 9ten und 10ten jetziger Zählung ein Blatt, wodurch das entsprechende derselben Lage, das 5te, lose geworden ist und neu zu befestigen sein wird; zwischen dem 13ten und 14ten Blatt fehlen wahrscheinlich die beiden mittelsten Blätter der betreffenden Lage, sodann fehlt nur noch je ein Blatt hinter dem 18ten, dem 24ten, dem 32ten und dem 34ten. Weniger geschont ist der letzte Teil, der die Stammbucheintragungen enthält; da fehlt je ein Blatt hinter dem 127ten, dem 128ten, dem 130ten, dem 131ten, da fehlen vier Blätter hinter dem 135ten, eins hinter dem 137ten, zwei hinter dem 144ten Blatt. Es ist merkwürdig, daß durch den Wegfall der Blätter im vorderen Teil kaum ein Lied verstümmelt worden ist. Allerdings hat sich der Schreiber darauf eingerichtet, möglichst für jedes neu beginnende Lied ein neues Blatt und ausnahmslos eine neue Seite anzufangen. So sind mit den fehlenden Blättern höchstens ein paar formelhafte Schlußabsätze und einige Reimsprüche, die schon an sich minderen Wert haben als die Lieder, untergegangen. Im zweiten stammbuchartigen Teil könnten vielleicht gar nur unbeschriebene Blätter ohne jeglichen Inhalt und Wert abhanden gekommen sein. Doch läßt sich mit größerer Wahrscheinlichkeit die Mutmaßung aufstellen, daß die nunmehr fehlenden Blätter wegen anstößigen Inhaltes entfernt seien. Denn allen Anzeichen nach war das ganze Buch einer adligen Besitzerin von vornherein zugehörig, oder lange Zeit in Händen einer solchen, und es mag, wie meist in viel höherem Grade, so auch hier unter den Liedern und selbst bei den Stammbucheintragungen, für welche gleichfalls gern derbe Kernsprüche verwandt wurden, manches mituntergelaufen sein, was Augen und Sinne zartfühlender Wesen zu beleidigen im Stande war. In ihrer gegenwärtigen Verfassung stellt sich die Handschrift so wohlanständig und gesittet dar, wie schwerlich sonst eine Liedersammlung weltlicher Art um jene Zeit. Freilich nach dem Maßstabe des neunzehnten Jahrhunderts beurteilt, finden sich noch immer heikle Stellen genug; die Hand, die das Unkraut aus diesem dichterischen Blumenbeet auszujäten begann, war zu fein und einsichtsvoll, vielleicht auch zu schlaff und zaghaft, um ganze Büschel auszuraufen und mit Entfernung der häßlichen Auswüchse zugleich schöne Blüten zu beschädigen, sie hielt mitten inne, verrichtete nur halbe Arbeit, weil sie nur unwesentliches opfern, die Liederanfänge dagegen, bei deren Mangel die Lieder bis zur Unkenntlichkeit entstellt zu werden Gefahr laufen, unter allen Umständen schonen wollte. Nur so läßt sich die Thatsache deuten, daß bis Blatt 35 mehrere Blätter ausgerissen und Stellen, wo der weitere Verlauf bedenklich wurde,

sorgsam unterdrückt sind, während im Folgenden ein paar heikle Stellen, die nur mit starker Beschädigung oder Verstümmelung, wo nicht gänzlicher Zerstörung der voraufgehenden Lieder hätten sich ausmerzen lassen, in dieser ausnahmsweise wohlanständigen Handschrift sich unliebsam bemerkbar machen, wie wenn Blatt 63 B aus der Buchstabenschrift durch ein mittendrein gezeichnetes Vöglein zur Bilderschrift übergegangen wird, um einen anstößigen Ausdruck recht zart und sinnig anzudeuten, oder wenn Blatt 73 B durch Abkürzung „kt" eine Sache, für welche der Sprachgeist unerschöpflich viele Bezeichnungen hervorzubringen niemals müde wird, in einem noch nicht verschollenen, aus dem Westen Deutschlands auch nach Berlin verpflanzten Worte sich ohne Ziererei vorführt. Sieht man aber von solchen vereinzelten Ausdrücken und Wendungen ab, so läßt sich sagen, daß in der Handschrift alles Unsaubere und Pöbelhafte möglichst vermieden, beileibe nicht eigens hervorgesucht und mit Behagen zusammengeschrieben sei.

Die Jahreszahlen, die darin vorkommen, erstrecken sich von 1574, dem Datum des Einbandes, beziehungsweise 1576, der frühesten Eintragung des offenbar späteren stammbuchartigen Teiles, in diesem ohne größere Lücken und Sprünge bis 1591, worauf dann sehr viel später und ganz vereinzelt vom Jahre 1621 noch die Eintragung (Blatt 143 A) eines Hauptmannes J. H. v. Flans, der vielleicht um jene Zeit Besitzer der Handschrift war, vorkommt. Der vordere wichtigere Teil mit den Liedern und Sprüchen ist also wahrscheinlich 1574 begonnen und in demselben Jahre noch oder bis 1576 vollendet.

Die Handschrift ist bedeutend wertvoller und verdient eher eingehende Würdigung und Bearbeitung als manche anderen aus dem 16. Jahrhundert stammenden kleinen Handschriften, die schon längst in besonderen Abhandlungen der Öffentlichkeit vorgeführt und ausgeschöpft sind, wie die nicht unerheblich frühere Liederhandschrift der Herzogin Amalia von Kleve (Bolte: Zeitschrift für deutsche Philologie 22. 1890 S. 397—426), oder die spätere für Ottilia Fenchlerin von Straßburg (vom Jahre 1592. Birlinger: Alemannia 1. 1873 S. 1—59). Diese kleinen Handschriften verdanken die besondere Wertschätzung vor allem dem doch nur zufälligen Umstande, daß Uhland sie für seine noch immer verdientermaßen in kanonischem Ansehen stehende Sammlung alter Volkslieder verwertet hat. Was würde jedoch Uhland, der eigene große Liederfahrten unternahm und sich keine Mühe, keinen Weg verdrießen ließ, wo es galt, für seine Liederforschung möglicherweise brauchbaren Stoff zu finden, was würde dieser emsige, tiefgründige Forscher darum gegeben haben, wenn ihm die schönen und reichhaltigen Liederhandschriften, welche nunmehr in

der Königlichen Bibliothek zu Berlin seit Jahrzehnten sorgsamer Bearbeitung harren, bekannt und zugänglich gewesen wären! Der ganze handschriftliche Apparat Uhlands kommt schwerlich an Bedeutung nur den vier Berliner Handschriften: vom Jahre 1568 Mgf 752, vom Jahre 1569 beziehungsweise 1575 (von Helmstorffsche) Mgq 402 (Abschrift Mgq 715), vom Jahre 1575 Mgf 753, im Verein mit unserer niederrheinischen 1574 angelegten Handschrift, gleich, welche letztere hier zuerst in Angriff genommen ist, weil bei dem zwar langsam, aber beständig fortschreitenden Verfall Gefahr im Verzuge sein dürfte, ohne daß Hoffmanns Abschrift Ersatz zu bieten vermöchte.[1])

Daß unsere Handschrift sich an keine bestimmte Person anknüpfen läßt, daß sie demnach vorläufig, bis es vielleicht besonderem Scharfsinn gelingt, neue Thatsachen zu ermitteln, als namenlos gelten muß, dieser ganz äußerliche Nebenumstand sollte wohl die Wertschätzung der Handschrift am allerwenigsten zu beeinträchtigen imstande sein. Vor allem kommt es doch auf den Inhalt an; dieser nun läßt manche schöne Bereicherung, manchen fruchtbaren Ansatz erhoffen. Nicht nur für die Geschichte des volkstümlichen Liedes wird sich manches ergeben, sondern auch die Spruchweisheit, der für das ganze niederdeutsche Gebiet besonders kennzeichnende, fast in verschwenderischer Fülle bei jeder Gelegenheit angebrachte dichterische Zierat im Kleinen, ist sattsam in der Handschrift vertreten und soll im Folgenden nicht, wie fast überall sonst, beiseite geschoben werden, ohne daß nach Ursprung und quellenmäßigem Zusammenhang nur gefragt würde; ferner mag von den Eintragungen meist adliger Namen im zweiten stammbuchartigen Teil manches für die Genealogie brauchbar sein, und schließlich darf auch der Versuch zur Enträtselung der meist nur durch Anfangsbuchstaben angedeuteten kurzen Leitsprüche und Sinnworte nicht als leere Spielerei gelten, sondern auch dabei kann etwas Ersprießliches, Neues und Selbständiges geleistet werden.

Es würde nahe liegen, die Handschrift für die Zwecke mundartlicher Forschung vorzugsweise geeignet zu schätzen; wenn man aber genauer zusieht, so gewinnt man die Überzeugung, daß diese verwahrlosten Liederhandschriften, bei denen in Schreibung und Sprache die denkbar größte Verwilderung, Willkür, Fehlerhaftigkeit und

[1]) Die Handschrift ist im Juni des Jahres 1901 vollständig erneuert worden und hat gegen weiteren Verfall Schutz erhalten durch Einkleben der gefährdeten Blätter zwischen feines, durchsichtiges Pflanzenpapier; auch der Deckel ist nunmehr in die richtige Lage gebracht. Obige Beschreibung stellt den Zustand, in welchem die Handschrift vor der Ausbesserung vorgefunden wurde, dar und ist nun um so dringlicher nötig.

Buntscheckigkeit herrscht, ganz und gar untauglich sind, als Grundlage für sprachliche Forschungen irgend welcher Art zu dienen. Birlinger hat sich in dieser Hinsicht viele, jedoch wohl vergebliche Mühe gemacht, wenn er versuchte, die kleine Liederhandschrift der Fenchlerin für die Grammatik zu verwerten; größer könnte der Nutzen von seiner Veröffentlichung sein, wenn er alle Sorgfalt und alle Mühe lediglich an die litterarhistorisch-kritische Behandlung verwandt hätte. Neben sorgfältig gedruckten Büchern oder schriftlichen Denkmälern amtlichen Ursprungs oder von bewährten Verfassern können solche von ungebildeten Schreibern um Sold möglichst rasch ohne jedes Verständnis heruntergeschmierten Liederhandschriften, zumal wenn es sich dabei nur um volkstümliche, nach mündlicher Überlieferung oder schlechten Vorlagen aufgezeichnete, schon ohnehin grundverdorbene Fassungen handelt, kaum außer allenfalls bei dieser oder jener Einzelheit aushilfsweise in Betracht kommen. Die niederrheinische Sammlung besteht der sprachlichen Abstammung nach aus dreierlei Arten von Liedern; die darin vereinten Lieder waren im Anbeginn zum Teil hochdeutsch, zum Teil niederdeutsch, zum Teil flämisch. Zwar zeigt sich eine starke Neigung zur hochdeutschen Schriftsprache, jedoch ist von dieser nur ein gewisser äußerlicher Firnis entlichen, der ungleichmäßig und roh von schlecht geübter Hand den abstechenden Bestandteilen aufgetragen ist. Die Verhochdeutschung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, besteht mehr in einer gelegentlichen Paraphrase denn in einer folgerichtigen, wohlüberlegten Bearbeitung; Sprachrichtigkeit, Sinn und Zusammenhang, Versmaß und Strophenbau sind an keiner Stelle mit Verständnis und Sorgfalt beachtet. Schwerlich ist bei dem Zustandekommen der Handschrift jemand beteiligt gewesen, der die damalige Schriftsprache — zu jener Zeit noch nicht überall genügend fest gegründet und eingewurzelt — vollkommen beherrschte; inwieweit aber mundartliche Befangenheit mitgewirkt hat, und in genauerer Bestimmung welche Mundart etwa noch als vierte neben der hochdeutschen, der plattdeutschen, der niederländischen sprachlichen Einfluß geübt hat, das zu bestimmen könnte mit einiger Aussicht auf Erfolg nur jemand unternehmen, der über ein glänzendes dialektologisches Rüstzeug und die feinsten grammatikalischen Hilfsmittel verfügt. Heinrich von Veldeke, der nach Gottfrieds von Straßburg Ausdruck das erste Reis in deutscher Zungen impfte, stammte vom Niederrhein; wird er auch allgemein als Vater der höfischen oder ritterlichen im Gegensatz zur volksmäßigen Dichtkunst bezeichnet, so verrät er doch in seinem epischen Hauptwerk, seiner Aneide, und in seinen Minneliedern starke Neigung zu seiner heimischen Volksmundart, und scheinbar bietet sich in Heinrichs von Veldeke Gedichten eine

zuverlässige Grundlage zur Darstellung des niederrheinischen Dialekts. Aber obschon sehr gediegene Arbeiten ausgezeichneter Forscher darüber vorliegen, hat es nicht gelingen wollen, die sprachlichen Verhältnisse in den Werken des niederrheinischen Sängers auch nur einigermaßen zu klären; um wie viel schlimmer als mit einem Dichter, der in Bezug auf Sprache, Versechnik und Reim bestimmte, wahrnehmbare Grundsätze befolgte, ist man aber daran mit einer Handschrift, die von einem unbekannten Urheber aus abgeleiteten, minderwertigen Quellen ganz kritiklos entlehnt ist? Sprachliche Denkmäler aus niederrheinischer Gegend giebt es aus allen Zeiträumen in Fülle, die Liederhandschrift der Herzogin Amalia von Kleve gehört auch hierher; aber welche Merkmale kennzeichnen einen besonderen, in sich einheitlichen niederrheinischen Dialekt und berechtigen zu der Annahme eines solchen überhaupt? Jedenfalls wird ein aus einer niederrheinischen Landschaft stammender und in seiner heimatlichen Sprechweise befangener Schreiber, falls er nicht auf sprachlichem Gebiete sehr gründliche Schulung und sehr eingehende Kenntnisse besitzt, bei der Absicht, Schriftstücke verschiedener Herkunft und zweifelhafter Mischmasch-Mundart gleichmäßig nach der Schriftsprache zu modeln und einzurichten, sich oft genug vergreifen und vielleicht einen mundartlichen Ausdruck oder eine landschaftlich begrenzte Wortform durch solche aus anderen Dialekten als vermeintlich eher schriftmäßige ersetzen. Dadurch ist in der Handschrift eine verwirrende Dialektmischung entstanden, in welcher alle einzelnen Spuren, da sie bald hierhin, bald dorthin deuten, trügerisch sind, während man die Handschrift als ganzes auch nach ihrer sprachlichen Beschaffenheit in das niederrheinische Gebiet zu verweisen vollkommen berechtigt ist. Weitere Beweise dafür, daß die Handschrift richtig als niederrheinische benannt ist, bietet das Lied (Blatt 109 B, Nr. 60) „Frisch und frölich so willen wir singen“, in dessen Schlußstrophe sich ein Student aus Düsseldorf als Umdichter nennt, und das Stammbuch, unter dessen Eintragungen Namen aus der niederrheinischen Ritterschaft bedeutend überwiegen.

Im vorderen Teil, der die Liedersammlung enthält, bekundet sich deutlich eine Vorliebe für studentisches Wesen. Sogleich beim Beginn als erstes Lied trifft man ein auf den Namen „Herrmannus“ gerichtetes Akrostichon, worin „ein zartes Jungfräulein“ ihrer Sehnsucht nach Studentenliebe munteren Ausdruck giebt, und in einem anderen Liede (Blatt 46 A Nr. 26) will ein Wirtstöchterlein ebenfalls nur einen Studenten zum Schatz haben; auch die beiden Liedern angehängten Sprüche sind studentisch. Außer diesen Bestandteilen, die schon Hoffmann 1819 in seine Bonner Burschenlieder aufnahm, enthält die Handschrift noch mehr Studentisches. Ein

Spruch), der sich an das „edle Studentenherz" wendet (Blatt 74 A), ist einem Liede (Blatt 71 B Nr. 39) beigefügt, „Ich hab groeß leidt und ungemach" beginnend, welches wieder nahverwandten Inhalt mit beiden soeben erwähnten Liedern aufweist, in welchem allerdings ein Mädchen nur einen jungen Mann überhaupt verlangt; daß jedoch das Lied besonders für Studentenkreise berechnet war, ist aus der ganzen Art ersichtlich, und merkwürdigerweise bilden ein paar Zeilen aus dem sonst ganz verschollenen Liede den ersten Keim zu dem bis auf den heutigen Tag fortlebenden Studentensingsang von David und Salomo, den großen Sündern. Mehrere Lieder, die nach sonstiger Überlieferung außer jeglichem Zusammenhang mit der Studentenwelt stehen, sind in dieser Handschrift eigens darauf übertragen, so (Blatt 50 A Nr. 28) „Es hat ein student ein medtlein lieff", was in einer nahverwandten Fassung beginnt „Es het ein meydlein ein renter holdt", so ferner (Blatt 81 A Nr. 44) „Nu schein du liebe sonne", wo sich in der allen sonstigen Fassungen fehlenden zu den anderen 7 noch zugefügten Schlußstrophe als angeblicher Dichter ein Student einführt, gerade wie in dem schon genannten „Frisch und frölich so willen wir singen" (Blatt 109 B Nr. 60) ein Düsseldorfer Student; für Nr. 2. 46. 53. 58. 61 wird in der Schlußstrophe gleichfalls ein Student als Urheber genannt. In studentischen Kreisen ist wohl auch das Lied, wovon in unserer Handschrift die älteste Fassung vorliegt, entstanden (Blatt 58 A Nr. 31) „Drei gesellen in einem weinhaus sassen", ein derbes, aber mit einem gesunden, tüchtigen Kern versehenes Lied, das im neunzehnten Jahrhundert wieder allgemein Verbreitung gewann. Auch an dieser Handschrift zeigt sich, daß kein anderer Stand so genaue Fühlung mit dem Volksgesange jemals hatte, als von Anbeginn die Studenten, daß Volkslied und Studentenlied stets in reger Wechselwirkung und lebendigem Austausch gestanden hat. Die fahrenden Leute, die sich unter das gemeine Volk mischten, verdankten der Studentenwelt ihre besten und hellsten Köpfe, und es waren nicht ausschließlich lernfaule, denkscheue, lüderliche Gesellen, welche von dem engen Universitätsgetriebe vorübergehend oder dauernd abschwenkten.

Wenn nun auch außer jenen von studentischem Treiben ausgehenden und beeinflußten Stellen die der Handschrift einverleibten lateinischen Verse den Ursprung des Ganzen in gelehrten Kreisen vermuten lassen, so kann derjenige, der die Lieder in vorliegender Gestalt niedergeschrieben hat, doch selbst einem gelehrten Berufe nicht angehört haben. Am wahrscheinlichsten läßt sich die Entstehung der Handschrift so denken, daß ein studierender oder — sei es bald nach Beendigung seiner Studien noch, sei es als Besucher einer gehobenen

Lateinschule schon — im studentischen Fahrwasser schwimmender Edelmann für seine Herzallerliebste diese Lieder durch einen berufsmäßigen Schönschreiber eintragen ließ. Ein der Gelehrsamkeit nicht ganz barer Schreiber hätte sich wohl nicht durchgehends so viele Versehen und Mißverständnisse zu Schulden kommen lassen. Und zwar scheinen die meisten Lieder nach geschriebenen Vorlagen, die nachlässig und undeutlich hingeworfen waren, deren Lesung mithin große Schwierigkeiten machte, buchstabengetreu nachgemalt zu sein ohne jede Rücksicht auf den Sinn der Worte. Auch scheint die Niederschrift, ungeachtet der schönen Buchstaben, in großer Eile vor sich gegangen zu sein; schlimme Verschreibungen sind fast nirgends gebessert, ja nicht einmal so viel Mühe, durch Versehen noch einmal geschriebene oder sonst überflüssige Worte durchzustreichen, ist angewandt. Keinesfalls ist das ganze sorgsam durchgesehen worden, sondern alles ist so stehen geblieben, wie es gerade aus der Feder kam.

In dem gegenwärtigen Zustande der Lieder stellt sich also nunmehr ein gänzlich regelloses Gemisch mannigfacher Wortformen, Schreibarten und Sprechweisen dar, so daß ein Versuch, durch einzelne Beispiele davon einen annähernden Begriff zu geben, vielleicht bedenklich erscheint.

Die Selbstlauter a, o, u zeigen sich sehr oft getrübt durch ein nachtönendes e: schlaen im Reim auf gahn, graes im Reim auf was, fraegen, spraech, laest, quaedt; loen statt lon (= lan) und laessen, groes, froem, loeb und loebesam, alsoe, doe statt do = da, woenen, schoes = schoß, gethoenn = gethan, hoelen und haelen statt holen; guet, muet, mues und moes statt muß oder mußt. Neben ach und nach finden sich unterschiedslos och und noch; für e steht bisweilen ei: steit für steht, weinigh für wenig; desgleichen ei für ie: spaceiren, theirlein, gezeiret, sey und sei; e für i: brengen, weder und wedernmb für wieder; ferner vernomen für vernahmen, uch für euch, uf für auf, raum statt ruhm und umgekehrt studen für stunden, struechelen für straucheln. Viel Unsicherheit in der Beurteilung der Formen entsteht auch durch den Mangel einer Bezeichnung für die Umlaute ö und ü; der Umlaut von a wird gewöhnlich durch e bezeichnet: fellen, kleffer, kremer; dagegen hornlein, huntlein. Da nun bisweilen auch die niederländische Schreibung eu für ö, oe für u mituntergelaufen zu sein scheint, so wird Aussprache wie mundartliche Zugehörigkeit bei sehr vielen Wortformen schwankend: schoen neben schon, groen neben gruen, koel neben kuel, moeder neben mutter, soeder statt sutter, roeff statt ruf im Reim auf erschueff, bloedt statt blüht, „mit bloede so roet" statt „mit blute so rot", soes statt fuß, thoer und thuer statt thür, boel statt bul, broederschaft und dergleichen.

Ebenso bedeutend wie beim Vokalismus erscheinen die Schwankungen bei den Konsonanten. Beim Verschmelzen von hochdeutschen und niederdeutschen Bestandteilen in mannigfachen Stufen und Übergängen werden vor allem die dem Gesetze der Lautverschiebung unterworfenen Konsonanten ausnahmsweise starken Schwankungen ausgesetzt sein; so gehen durcheinander moeder und mutter, danzen und tanzen, überwiegend aber dochter und dochterlein, ferner steden, seyden statt saiten, ja sogar in der Endung: wolden, und in solchen Entstellungen wie fetter statt feder, nitter statt nieder; so findet sich bein statt pein und umgekehrt pleiben statt bleiben, gelouffen statt glauben und umgekehrt thieb statt tief, ferner pand statt pfand, plaestertreder, appelgraes roeß; so steht gein oft für kein und umgekehrt kegen für gegen. Statt des Adjektivs lieb findet man auch lieff, auch leib und leiff, statt des Substantivs liebe nicht nur liebde liebte, sondern auch liefde liefte; für thut und thun liest man nicht nur thuedt thoidt thoendt, sondern auch doidt doet und dergleichen. Am Wortende, wo der Unterschied in der Aussprache zwischen media und tenuis namentlich bei d und t, aber auch bei g und k fast ganz verwischt ist, tritt in der Handschrift mit Vorliebe neben dem einfachen d oder t die Verbindung dt auf, nicht selten auch für g oder k allein zusammen gk, so: hoerdt, baldt, waldt, leidt, leudt, hundtlein, blindt, begindt, wirdt, seindt, redt, thedt, medtlein, freundtlich, jugendt, studendt; oder: jungk statt jung, sangk statt sank. Für g am Ende tritt auch oft gh ein: listigh, tagh, sangh, junghe; dieses gh vermischt sich dann wieder bisweilen mit ch, so daß magh für mach steht.

Das Übel sinnloser Buchstabenhäufung, in den Schriften damaliger Zeit eine wahrhaft leidige Sucht, wuchert auch an dieser Stelle in seiner ganzen Häßlichkeit. Die vielen ck und tz nach Mitlautern und langen Selbstlautern muß man Jahrhunderte lang bis tief zum achtzehnten hinein sich gefallen lassen und nimmt infolge dessen kaum noch Anstoß daran. Aber die vollständige Grundsatzlosigkeit in Verwendung der Doppelkonsonanz und des h, in derselben Wortform bald gesetzt, bald nicht, wirkt ungemein störend; da liest man: an ahn ann und ahnn, darvonn und darnahn, ohn und ohnn, wil und will, wol und woll, sol und soll, kan kahn kann und kahnn, spil spill und spiel, vil vill und viel, in inn ihn und ihnn, im und ihm (in dem), gelerneth und gelehrnet, nu und nhu, loen und lahnn, irst und ihrst, kauffmahn und kouffman, komen ohrdenn nott mall hir gahr warheit farth sonn (statt sohn) und andere Wortformen in kurzen Zwischenräumen willkürlich abwechselnd mit sonst üblichen Schreibungen.

Am Wortende sind auch s und ß minder leicht auseinanderzuhalten als beim Anlaut und Inlaut, die Bezeichnungen schwanken

demgemäß in der Handschrift ganz und gar; man findet preiß statt preis, weiß für weise, und umgekehrt fleis statt fleiß, lies für ließ, beschlues im Reim zu fluß für beschluß; hinter Wortformen wie roeslein roeßlein roslein roeß verbirgt sich bald ein Roß, bald eine Rose.

Die von der jetzt herrschenden verschiedene, damals allgemein verbreitete Behandlung und Anwendung der Buchstaben u v w, wonach der Vokal u im Anlaut durch v, im Diphthong durch w, dagegen innerhalb des Wortes der Laut v beziehungsweise w durch u bezeichnet wird (vnd, bouen, frewde, trawrich), vnuerachtt und dergleichen), ist eine häßliche, jedoch unschädliche Besonderheit der Schreibart. Seltener wechseln i und j, häufiger f und v. Statt ir findet man jr, statt gejaget geiaget; statt Grafe Graue, statt Veilchen feiel oder feil. Auch steht für k vereinzelt noch das altertümliche qu: quam für kam.

Der Handschrift eigentümlich ist die Verwendung der sonst in jener Zeit schon recht selten gewordenen Negationspartikel en, ferner die Bevorzugung der Form es für est in der zweiten Person Singularis bei Verben, wobei der Schreiber häufig die Endung als besonderes Wort abgetrennt schreibt, sodann auch die wegen ihrer Häufigkeit kaum zufällig zu nennende Setzung der starken Form beim Adjektiv in Verbindung mit der (der liebster). Außer ein paar auffälligen Kleinigkeiten lassen sich bei der Handschrift keine Besonderheiten hervorheben, weil in ihr zu geringe Folgerichtigkeit herrscht; im einzelnen stößt man fortwährend auf seltsame, bemerkenswerte Formen und Schreibungen, wobei nur meistens leider die Frage bleibt, ob dieselben auf sprachlichen Thatsachen beruhen oder nichts denn Fehler und Entstellungen flüchtiger und unwissender Laien bedeuten.

Den ganzen Bestand der Handschrift womöglich Wort für Wort und buchstabengetreu wiederzugeben, hätte wenig Zweck und wäre den Aufwand nicht wert. Zu Liedern, die bereits in zahlreichen besseren Fassungen bekannt sind, eine neue höchst unzuverlässige beizubringen, ist überflüssig; schwerlich verlohnt es sich, auch nur die Varianten zu geben in Fällen, wo die ganzen Lieder nicht aufgenommen werden; der Gewinn an sicheren Lesarten oder unzweifelhaften Verbesserungen würde sehr gering ausfallen. Welch eine Raumverschwendung dürfte man füglich darin erblicken, wenn lange Poeme wie das in deutscher Schwerfälligkeit plump unzüchtige, nennte Lied, das freilich neuerdings nicht wieder abgedruckt ist, das aber aus mehreren alten Einzeldrucken sich nachweisen läßt, mit seinen elf neunzeiligen Strophen, oder gar wie das in 19 achtzeiligen Strophen verlaufende Lied Nr. 21, das vielleicht schon öfter

abgedruckt ist, als es eigentlich verdient, wenn derartige Lieder vollständig hier aufgenommen würden! Wo jedoch an dieser Stelle vollständige Texte geboten werden, da bedarf es engsten Anschlusses an die Überlieferung. Wenn man eigens mit einer bestimmten, einzelnen Sammlung von Liedern sich beschäftigt, darf man sich der Überlieferung nicht so kühn gegenüberstellen, als wenn man auf Grund möglichst vieler ungleichwertiger, in allen Einzelheiten verschiedener Quellenschriften nach eigenem Plan und selbständiger Auswahl ein Originalwerk verfaßt. Wenn demnach Uhland und Hoffmann mit der Überlieferung frei verfuhren und vollkommen berechtigt waren, die Schreibart möglichst zu vereinfachen und einheitlich durchzuführen, mit Anlehnung an die besten Vorlagen gewissermaßen Idealformen der Lieder zu schaffen, so können ähnliche Freiheiten in diesem Falle nicht statt haben. Änderungen des Wortlautes dürfen und sollen demnach nur da vorgenommen werden, wo das Richtige sich unzweifelhaft ergiebt, und auch die Schreibung, ob noch so seltsam und inkonsequent, empfiehlt es sich zu schonen, wo lautliche oder sprachgeschichtliche Verhältnisse nur entfernt in Betracht kommen können. Wo jedoch nur sinnlose Buchstabenhäufung und häßlich vertrackte Sonderbarkeit wahrzunehmen ist, da muß es als erlaubt und wohlangebracht erscheinen, die Schreibart einfacher und gleichmäßiger zu gestalten. Wenn die Endung -en bald mit einem, bald mit zwei n geschrieben wird, womöglich in zwei Reimworten einmal so, einmal anders, da geht bei Weglassung des entbehrlichen Buchstabens nichts verloren, ebensowenig bei Vereinfachung des doppelten Konsonanten von Schreibungen wie mantell, edell oder soltt, waldtt oder vndt, banndt und in vielen ähnlichen Fällen, wogegen das übermäßig oft gesetzte dt, als in Schwankungen oder Unsicherheiten der Aussprache möglicherweise begründet, nicht ohne weiteres entfernt werden darf. Namentlich im Anfang bei den ersten Texten ist Wortlaut und Buchstabenbestand mit peinlicher Genauigkeit nach der handschriftlichen Vorlage zu geben für nötig befunden worden, im weiteren Verlauf, nachdem die regellose Schreibart der Handschrift bereits genügend zur Erscheinung gekommen ist, kann eher allmählich Vereinfachung und Gleichmäßigkeit durchgeführt werden.

Die Verse sind in der Handschrift nicht abgesetzt, aber durch Kommata, sowie große Anfangsbuchstaben freilich unzureichend und planlos gekennzeichnet; Anhalt für eine richtige, sichere und schnelle Versabteilung bieten diese Kennzeichen kaum in einem Liede und können meist unbeachtet bleiben.

Das benutzte Material an gedruckten und handschriftlichen Liedersammlungen ist im ganzen dasselbe wie das von mir in meiner Arbeit über „Die niederdeutschen Lieder des 16. Jahrhunderts",

Jahrbuch des Vereines für niederdeutsche Sprachforschung 26, 1—55, herangezogene.

Bl. 1 A, Nr. 1: Hoerdt moeder liebste moeder mein, Sprach sich ein zartz Jungkfrewlein fein ... 10 sechszeilige Strophen. Akrostichon „Herrmannus".

Nach der Fassung der Handschrift aufgenommen in die „Bonner Burschenlieder", herausgegeben von Heinr. Hoffmann 1819, S. 253, Nr. 112. Aus anderen Quellen hat derselbe Hoffmann das Lied noch zweimal abgedruckt: nach Paul von der Aelst „Blumm und Außbund" Deventer 1602, S. 171 (Nr. 175) im Jahrbuch der deutschen Universitäten von Heinr. Wuttke 1 (1842), S. 396 mit 10 Strophen und nach J. Staricius Liedern, Frankfurt 1609, Nr. 16, mit 9 Strophen unter Hinzufügung der bei Staricius fehlenden 10ten Strophe nach Paul von der Aelst und der niederrheinischen Handschrift in seinen Gesellschaftsliedern 2^2 1860, S. 69, Nr. 294. Ferner findet sich das Lied im Ambraser Liederbuch vom Jahre 1582, Nr. 65 mit 10 Strophen, bei M. Franck, Opusculum Etlicher Newer vnd alter Reuterliedlein 1603, Nr. 8 mit 9 Strophen, in Uhlands (jetzt Tübinger) niederdeutschem Liederbuch mit 10 Strophen unter Nr. 21, in einer Berliner Handschrift vom Jahre 1575, Ms. germ. fol. 753, Nr. 59, auch in der Kopenhagener vom Rostocker Studenten P. Fabricius aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts, Ms. Thott. 4°. 841, Nr. 126 in je 10 Strophen und öfter. Während alle sonstigen Fassungen in Reihenfolge der Strophen und Wortlaut übereinstimmen, weicht allein die Fassung der niederrheinischen Handschrift auffällig davon ab (Strophen 1—4 entsprechen I—IV, 5 = VII, 6 = V, 7 = VI, 8 = IX, 9 = VIII, 10 = X der sonstigen Fassungen). Die Veränderungen scheinen um des in der ursprünglichen Anlage nicht vorhandenen Akrostichons willen vorgenommen zu sein.

Bl. 3 B: Frisch froem froelich vnd frey
Ist aller Studenten geschrey,
Honieren jubilieren auff den gass[e]n,
Bei schoenen Junghfrawen sich finden laess[e]nn.
(Hoffmann a. a. O., S. 255.)

Schone Jungkfrawen vnd weyse bein | Kauffleuten | allein
Seindt den Studenten allein gemein | Gemeine schleif | Stein.

Im Ambraser Liederbuch liest man hinter Nr. 256 „Wolauf mit reichem schalle", einem Liede „von der hochlöblichen kunst der buchdruckerey", den Spruch:

Frisch, frey, frölich, freundlich und fromb
Ist aller buchdrucker reichthumb.

In einem Einzeldruck „Drey Schöne Newe Lieder" o. O. 1606 (Berlin Yd 7852. 14) findet sich nach dem ersten Liede ganz ohne Beziehung zum vorigen oder folgenden Liede der längere Spruch:

Falschheit, betrug erzeiget sich,
List, meyterey, gewaltiglich,
Gegen Studenten vberall,
Jhnen es doch nicht schaden sol,
Denn frisch, frey, frölich vnd auch fromb,
Bleibt wol der Studenten Reichthumb . . .

u. s. w. (noch 8 Zeilen).

Vgl. noch fliegendes Blatt Zürich, Stadtbibliothek Sammelband XVIII 2021, Stück 21 „Zwey Schöne newe Lieder. Das Erste. Auß frischem freyem mut . . ." Augspurg, Val. Schönigk o. J. Hinter diesem ersten Liede folgt der Spruch: Frisch frey frölich vnd auch frumb, | Bleybt wol der Studenten Reichthumb . . . 10 Zeilen.

Bl. 4 A, Nr. 2: Heimlich thet ich spacierenn, Zauber allein, Was thedt doch mich verwehrenn Ein medtlein klein . . . 8 achtzeilige Strophen. Akrostichon „Hertzgen".

Das Lied enthält folgender Einzeldruck: (Berlin Ye 1) Drey schöne newe Lieder | Das erste / Ein mal thet ich spatzieren, | sunderbar allein. Das ander / Von den | lieblichen Krentern vnd holdseligen blu=|men / so sich in jrer art vnd natur der liebe | vergleichen. Das dritte / Welcher | all pein / wil werden inn. | (Bildchen) (Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg / | durch Valentin | Newber. | 4 Bl. 8° o. J. Rückseite des letzten Blattes leer.) Diese gedruckte Fassung entspricht sonst nach Reihenfolge der Strophen und Wortlaut der handschriftlichen, nur daß im Druck von einem Akrostichon keine Spur zu finden ist. Wenn gerade die beiden ersten Lieder der Handschrift anderswo nicht vorhandene Akrosticha künstlich aufgepfropft zeigen, so läßt sich wohl annehmen, daß dahinter Personen stecken, zu denen die Handschrift in den engsten Beziehungen steht, wahrscheinlich ein Liebespärchen, für welches das Ganze geschrieben wurde.

Die Fassung des Einzeldrucks giebt wieder „Des Knaben Wunderhorn", 4. Band herausgegeben von Ludw. Erk 1854, S. 237. Aus einem anderen Einzeldruck, der, wie die zum Schluß beigefügten Buchstaben T B S darthun, von Thiebolt Berger in Straßburg stammt, giebt Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 1841, S. 853 unter anderen weltlichen Liedern, die geistlich umgearbeitet wurden, auch das Lied „Ein mal thet ich spatzieren" mit 15 Strophen, wovon die 7 ersten bei veränderter Reihenfolge der kürzeren Fassung entsprechen (Berger 1—3 = sonst I—III, 4 = VI, 5 = V, 6 = IV, 7 = VII), wogegen die folgenden Strophen dem Inhalte nach nicht sonderlich zu dem ersten Teil stimmen und eher ein selbständiges

Lied für sich darstellen könnten. Vgl. noch Wackernagel a. a. O., Nr. 688; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 641, Liederhort 3, S. 307 Nr. 1446, S. 703 Nr. 1999.

Ferner ist anzuführen ein Sonderdruck des Britischen Museums in London, Sammelband 11, 515 a 56, Stück 16: Zwey schöne | newe Lieder. | Das Erst: | Die newe Jagt genandt. | Mit lust vor wenig Tagen / einem | Jäger kam in Sinn / ꝛc. | (Bildchen) | Das Ander: | Ein mal thet ich spatzieren / sonderbar / ꝛc. | Im Thon: | Ein mal thet ich spatzieren / ein Weglein klein / ꝛc. | (4 Bl. 8° o. O. u. J. Rückseite des letzten Blattes leer.) Das erste Lied ist ein bekanntes Akrostichon, das auf den Namen „Margaretha" eingerichtet sein sollte, jedoch an dieser Stelle in Unordnung geraten ist, indem die Anfangsbuchstaben der 10 Strophen, aus denen das Lied hier besteht, M N F G A R A T A D ergeben. Das zweite Lied verläuft in 8 achtzeiligen Strophen wie die Fassung des Berliner Einzeldrucks.

Bl. 5 B: Bei schoene Jungkfrawen vnd koelen wein
Willen wir frisch vnd froelich sein.

Bl. 6 A, Nr. 3: Ach du heimlichs leidenn Wie krenckestu mich so haerdt ... 4 neunzeilige Strophen.

Fliegendes Blatt (Yd 7850. 2) Zehen Schöner Lieder. Das erste: Es hett ein Meidlein ein Reutter hold ... Das sibendt: O du vil heymlichs leyden ... (Gedruckt zu Augspurg, bey Mich. Manger. O. J.) Wegen des ersten Liedes siehe unten Nr. 28. Das siebente Lied entspricht, allerdings unter starken Abweichungen des Wortlauts bei Vertauschung der 3ten und 4ten Strophe, der Handschrift. Dasselbe Lied auch bei Görres, Alttentsche Volks- und Meisterlieder 1817, S. 130 ebenfalls mit 4 Strophen, nach Wortlaut und Reihenfolge der niederrheinischen Handschrift entsprechend.

Auf besonderer mit grün-gelben Verzierungen umkränzter Seite (Bl. 7 Vorderseite) enthält die Handschrift den Spruch:

Gott beheute dich, mein schoenes lieb vnd leben,
Bis dein mundtlein traeget wein reben,
Vnd die reben traegen wein,
Dan sall vnser beider lieb gescheiden sein.

Dieser Spruch blieb in lebhaftem Gebrauch bis ins 18. Jahrhundert hinein; an Stelle des handschriftlichen „Mündleins" findet man dabei seltsamerweise, wohl infolge Mißverständnisses, einen Mühlstein als Rebenträger, so Paul von der Aelst, De arte amatoria 1602 und öfter als Leitspruch:

Wenn dich Gott so lang ließ leben,
Biß Müllnstein trügen Weinreben,
Vnd biß dieselbig trügen Wein,
Sollst du allzeit mein Liebste seyn.

Ebenso Paul von der Aelst, Blumm und Außbund 1602, S. 10. J. Petrus de Memel, Lustige Gesellschaft 1656, S. 132; 1660, S. 102 bietet den Spruch folgendermaßen:

Läßt, Hertzlieb, Gott dich so lange leben,
Biß ein Mühlstein trägt Weinreben,
Und die Reben tragen Wein,
So soll unsre Liebe geschieden seyn.

Im späteren Volksgesange kommen ähnliche Zeilen sogar als Teile von Liedern, deren Zusammenhange fest einverleibt, vor, so in der Crailsheimschen Handschrift vom Jahre 1747: Kopp, Volks- und Studentenlied S. 137. 139. 173.

Bl. 7 B, Nr. 4: Froelich so wil ich singenn, Froelich auß freiem muedt ... 4 achtzeilige Strophen. Bergreihen Nr. 12 mit 6, Görres S. 16 mit 5 Strophen, wovon die 4 ersten der beiden gedruckten Fassungen untereinander und mit der Handschrift nach Reihenfolge und Wortlaut übereinstimmen, wogegen die der Handschrift fehlenden Schlußstrophen wie sehr oft willkürlich zugesetzt zu sein scheinen und zumal in den Bergreihen ganz außer Zusammenhang mit den ersten 4 Strophen stehen.

Bl. 8 A: Ade ich soll vnd mueß nu scheiden
Von der hertzallerliebster mein.
Es mueß gescheiden sein.

Die Rückseite des 8ten Blattes enthält wieder eine Umkränzung aus grünen Ranken auf gelbem Grunde, oben in den Ecken die Buchstaben

H H (schwarz)

unten in den Ecken Herzen (gelb). Auf der durch diese farbig verzierte Einfassung besonders hervorgehobenen Seite stehen folgende Spruchzeilen (in der Handschrift die drei ersten Reimpaare zu je einer Zeile zusammengefaßt):

Ich trag in meinem hertzen
groeß leidn vnd schmertzen,
Das will ich verborgen tragen
vnd will es keinem auff erden klag[e]n,
Sonder Gott dem herren allein,
Dan der menschen trost ist gar klein,
Vnd wil meinen sin mit hoffnung stercken,
Das kein mensch auff erden sol merckenn.

Bl. 9 A, Nr. 5: Man singt mir von schoenen Junghfrawenn vill. Jr lob ich allzeit preysenn will ... 4 sechszeilige Strophen.

Forster 3 (1552), Nr. 52 (vgl. 5, 1556, Nr. 7); Bergreihen 2 (1574), Nr. 18; Liederbuch 1582 A 75, B 118; Fliegendes Blatt

(Yd 7850. 3) „Zehen Schöne Weltliche Lieder“ an vorletzter Stelle — stets mit 5 untereinander entsprechenden Strophen. Berliner Handschrift vom Jahre 1575, Mgf 753, Nr. 63 ebenfalls mit 5 entsprechenden Strophen. Vgl. noch Nicolai, Almanach 2, Nr. 10; Görres S. 70; Mone, Anzeiger 7, Spalte 85.

Dahinter ist ein Blatt ausgerissen.

Bl. 10 A, Nr. 6:

1. Der maenet stehet an der hogesten,
Die sonne hatt sich nieder gethaen,
Mein Feinslieb stehet in noeten,
Reich Gott wie mach es ir gahn.
Es wehet mannicher kalter windt,
Reich Gott moecht ich sey troesten
In ellendt dar ich sey findt.

2. Mein Feinslieb wolte mich lehren,
Wie ich mich halten soll,
In zucht vnd auch in ehren,
Sey spraech es [all zu] woll:
Wer einen stedigen Boelen hatt,
Die lieb in in der maessen,
Das er kan abelon.

3. Feinslieb, ich woette dich bitten,
War du bey den Leuten bist,
Gedenke du meiner mit nichte,
Die welt ist voll argelist,
So gedenke du meiner mit keinem wort,
So will ich dich lieb haben,
Du bist meines herzen ein kroen.

4. Herzlieb, ich wolte dich bitten,
Du wolles meiner vergessen nicht,
Schlens mich vff dein herze,
Schlens mich herz lieb dar in,
Vergis meiner nicht, das bitte ich dich,
So will ich dich wederumb lieb hab[e]n
Bis vf das ende mein.

5. Der vns diß new liedtlein
Vonn new gesungen hatt,
Das hatt gethaen ein Rutther,
Gott gebe im ein froelichs jahr,
Er hatt aus grundt seines herzens gethaen,
Er stundt auff loesen worten,
Der liebster zu tausendt gueter nacht.

Häufiger findet sich ein vierstrophiges Lied, das mit vorstehendem in der ersten, sowie den vier ersten Zeilen der zweiten Strophe leidlich übereinstimmt, dann aber in einen anderen Gedankengang einlenkt: Forster 3 (1552), Nr. 19 „Der mon der stet am höchsten,

Str. II, Z. 1 feinß leib; Str. III, Z. 1 Feinß leib, Z. 2 denn leutenn; Str. IV, Z. 4 dar ihn; Str. V, Z. 6 wortlenn.

dson hat sich vnterthon"; Fliegendes Blatt (Yd 9570) „Vier schöner Lieder" an dritter Stelle; Ye 429 „Vyff lede" an vierter Stelle; niederdeutsches Liederbuch Nr. 3 und öfter. Vgl. Wunderhorn 3 (1808), S. 19; Uhland Nr. 86; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 263; Liederhort 2, S. 553, Nr. 748.

Bl. 11 A: Mein herz ist euch alzeit bereidt,
Zu euch ewig mein hoffen stehet,
Das mir Gott gahn,
Darmit wil ich mich gmegen lahn.

Bl. 11 B, Nr. 7:

1. Wie sült ich froelich wesen,
Vnd mich en lust eß nicht,
Ein vngemechlich scheiden
Vnd das ist mir geschiedt,
Ein vngemeglich scheiden
Das ist nicht guedt zu leiden,
Wiewoll es offt geschuet.

2. Och scheiden du bitter scheiden
Woll vonn der liebster mein,
Ich hatt mich zu ihr ergeben,
Als ich noch war ein kindt,
Ich hatt meinem liefsgen mein leidt geklagt
Vnd allen meinen sinn vf sey gestelt,
Jetz will sey meiner nicht.

3. Der Jaeger kundt wol jagen,
Er staeldt sein netz zu weidt,
Mit seinen loesen worten
Bracht er mich inn den strick,
Mit seinen loesen worten
Hatt er mich offt thoenn dollen
Zu deser sommer tzeit.

4. Ein schiffgen ist mir enttreben,
Der anker helt nicht [vast],
Mein Liebgen hatt mich begeben
Gleich wie ein vnnwerder Gast,
Vnd sey mich dan begeben,
Auff hofnungh will ich leben,
Ich hab nicht vill daruff gepast.

5. Ein boechelgen von der edler art
Darinne hab ich studieret,
Ich hab es nicht woll zu herzen genommen,
Ich hett es woll besser gterdt,
Woll in den loesen boechen
Do sall mahn inne seuchen,
Vntraw ist mir geschiedth.

6. Feinß lieb ich kan woll denken,
Vonn guedt seidt ihr so reich,
Nochtannich schlacht ir den Vercken,
Gewentzelt in den schleich,
Die diesteleu gehet ir lesen,
Ein roesgen laest ir wes[e]n,
Mich dunkt ir hatt vngeleich.

7. Jr meindt ir hette[t] inn henden
Herz sinn vnd all mein moedt,
Jr sultt mich kehren vnd wenden
Gleich wie mahn dem schleifstein thuedt,
Dasselb das solt ihr tegen,
Vnd ich will euch entfliegen,
Gleich wie der winter thuedt.

Zu der vierten Strophe vgl. Antwerpner Liederbuch 1544, Nr. 53 (Hoffmann, Horae Belgicae 11, S. 17. 77), Strophe 4 „Mijn schip is mi ontdreuen"; Lootens & Feys, Chants pop. flam. (= Annales de la société d'émulation ... de la Flandre IV 2. 1879) S. 137.

Str. IV, Z. 3 begebbenn; Str. VI, Z. 1 lies woll merken; Str. VII, Z. 1 Feinß lieb ir meindt ir hette es inn denn heunden 2 Hertz moedt vnnd all mein sinn.

Bl. 13 A: Herzlieb wolt alzeit gedenken,
Was doch mein herz mocht krenken
Vnd wilt meiner nicht vergessen,
Dan ein ist in mir besessen.

Bl. 13 B, Nr. 8: Nu hoer nu hoer zartz Frewlein fein,
Nu hoere was ich dir saege,
Mein Feinslieb hat mir vrlob geben,
Es kumpt mir nicht eben,
Kein vrlob will ich haben.

Sie beschiedt mich dar zur halber nacht,
Darinne woltt sey mich laessn,
Ich klopffett darahnn,
Ich was der mahnn,
Es war ein ander darinne.

Hier sind wahrscheinlich zwei Blätter, die mittelsten dieser Lage, ausgerissen; dadurch ist vorstehendes Lied wohl unvollständig geworden, vielleicht zufällig, vielleicht aber auch absichtlich durch Wegreißen der Blätter verkürzt, weil es im weiteren Verlauf gar zu schlimme Zoten vorgebracht haben mag.

Bl. 14 A, Nr. 9: Ein knab an einen morghenn Spaceirenn wolt er gahnn ... 11 neunzeilige Strophen.

In mehreren Einzeldrucken trifft man das Lied mit 13 Strophen, wovon die beiden letzten in der Handschrift ausgelassen sind: (Yd 7801. 17, von Nagler, offenes Blatt) Ein schones lied new gemacht. | In dem thon | Mit luft so wil ich singen ein tageweyß. | Ein knab het im fürgenummen, vnd | wolt spaciren gan ... (Neben dem Text links oben ein Holzschnitt, ein Ständchen darstellend, das von vier Erwachsenen und zwei Knaben einem mit nacktem Oberkörper sich zum Fenster heranslehnenden Frauenzimmer dargebracht wird.) — Yd 9621 Ein Schön Lied / Ein | Knab het im fürgenommen / vnd wolt | spacieren gan. In dem thon / | Mit luft so wil ich | singen. | (Holzschnitt, ein Pärchen darstellend) (Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg | durch Friderich | Gutknecht. | 4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten und letzten leer.) — Yd 9625 Ein hüpsch lied neüw | gemacht. In dem thon Mit | luft so wil ich singen. | (Holzschnitt ein Pärchen darstellend) Ein knab wolt spacieren gon. | (Am Schluß: Getruckt zu Straßburg. 4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten und letzten leer.) Anfang: Ein knab het im für genomen / vn | wolt spacieren gan ... — Zur Bezeichnung der Weise (Yd 7801. 32) „In der weiß ayn knab het ym für geonmen [so!] er wolt spatzieren gan. Ich het mich vnderwunden" ... (vgl. unten Nr. 42.) —

Basel, Universitätsbibliothek Sar. 151, Strophe 33: Ein hüpsche Tagewyß / | Ein knab hat im fürgenom-|men / vnd wolt spacie-|ren gan / ꝛc. | Ein ander Lied / Mir ist ein | kleins Waldvögelin /

geflo=|gen vß meiner ꝛc. (Bildchen. 4 Bl. 8° o. O. u. J.) Ein knab . . . 13 Strophen.

Nürnberg, Germanisches National=Museum L 1732: Ein schöns Lied | Ein Knab hett jm fürge=|nommen / vnd wolt spa=|tzieren gahn. | Jm Thon: | Mit lust so will ich singen / ꝛc. | (Bildchen) Am Schluß: Getruckt zu Augspurg / | durch Valentin Schönigk / | auf vnser Frawen Thor. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des letzten Blattes leer.) Ein Knab . . . 13 Strophen.

Zürich, Stadtbibliothek Sammelband Gall. KK 1552, Stück 42: Sechs schöne | newe Lieder / Das erst / Es | ist auff erden kein schwerer leiden / ꝛc. | Das ander / Ein Knab auff dieser Erden / ꝛc. | Das dritt / Mir liebt in grünen Meyen / ꝛc. | Das vierdt, Venus du vnd dein Kindt / ꝛc. | Das fünfft / Lieblich hat sich gesellet / ꝛc. | Das sechste / Ich bin zu lang | gewesen / ꝛc. | (Bildchen) Am Schluß: Getruckt zu Basel / bey | Johann Schröter. | 1611. (8 Bl. 8° Rückseite des letzten Blattes leer.) Wegen des fünften Liedes vgl. unten Nr. 17. Ein Knab . . . 13 Strophen. Außer diesem weniger bekannten Liede sind im Züricher Sonderdruck lauter beliebte Nummern enthalten, die z. B. sämtlich auch in niederdeutscher Fassung vorkommen: 1. Es ist auf Erden . . . niederdeutsches Liederbuch Nr. 49. — 3. Mir liebt . . . Nr. 91 (beziehungsweise 77). — 4. Venus du . . . Nr. 34. — 5. Lieblich hat . . . Nr. 46. — Ich bin . . . Nr. 33.

Bl. 16 B: Hertzlieb ich vertraw euch bonen allen maessen,
Ich hoff ir werdt mich nicht verlaessen,
Ich will euch in mein hertz mueren,
Das soll so lang ich leb[e] dueren,
Vnd wan ich sterb noch nit vergahn,
Fast wil ich bey meinen worten stahnn.

Bl. 17 A, Nr. 10: Noch groener farben mein hertz verlangtt, Dar ich alleine was . . . 7 neunzeilige Strophen. 1582 A 57, B 10 mit ebenfalls je 7 Strophen. In den niederdeutschen Liederbüchern, Hamburg 1883, S. 78, Nr. 108 beziehungsweise 92 mit 8 Strophen. Handschriftlich 1575 Mgf 753, Nr. 52 mit 7 Strophen. Görres S. 39 mit 4 Strophen. Danach Wackernagel 1841, S. 858. Vgl. Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 206; Liederhort 2, S. 321, Nr. 502; Hoffmann, Horae Belgicae 2, S. 85. Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 15 (1889), S. 18 und andere mehr.

Bl. 18 B: Hertzlieb allerliebste mein,
Zu mir kehr dein hertzlein fein,
Thuestu mich ahne wincken,
Dunck[t] mich daß ich ein Robin sehn blincken,
Thuestu mich fruendtlich antworten,
Geht auff mir mein hertz wie Leilgen blaeter.

Dahinter ist ein Blatt ausgerissen.

Bl. 19 A, Nr. 11 (Rheinische Rosen):

1. Ich ginck mit lust durch einen waldt,
Ich hoert drey Voegelen singen,
Die Droeschell vnd die Nachtegall,
Sey sungen all g[e]leiche woll,
Wie gern hoert ich sey singen

2. Vnd wie ich vur den gronen waldt quam,
Da hort ich der foegell keine,
Dar fandt ich nicht mehr als ein branns medtlein fein,
Ich baedt es vmb den willen fein,
Ein halb nach[t] bey im zu schlaiffen.

3. Bei mich zu schlaffen kumptstu nicht,
Bey mir salstu nicht schlaeffen,
Vnd werdt ich dan ein kindtlein traegen,
Inn aller schanden must ich staen,
Mein jungk hertz trawret sehre.

4. Vnd wurdestu dan ein kindtlein traegen,
Darfuhr darfsthu nit sorgen,
Ich stellen dir broedt, ich stellen dir wein,
Des kindtleins vatter will ich sein,
Ich will dir helfen zehen.

5. Ich nam das medtlein mit weisser handt,
Mit ihren schne weissen henden,
Ich furt es vnder die hagelen doern,
Das medtlein hatt seinn kraentzen verloern,
Es traweret vnd weinet sehre.

6. Nu schweigh, nu schweig[h] vnd nicht en schrey,
Vnd weine du nicht so sehre,
Nu ganck zu deiner Mutter heim,
Sprech du seis gewest ahm Rhein,
R[h]einsche roesen hasthu gebroechen.

Man wird an ein in vielen Volksliedersammlungen gedrucktes Lied mit ähnlichem Anfang erinnert, das noch immer allgemein bekannte und beliebte „Ich gehe durch einen grasgrünen Wald | Und höre die Vögelein singen, | Sie singen so jung, sie singen so alt | Die kleinen Vögelein in dem Wald, | Ich höre so gerne sie singen“ ... Auch die neue Fassung nimmt alsbald eine Wendung ins erotische Gebiet, doch ist sie viel zarter, lieblicher, schalkhafter und anmutiger als die Fassung der Handschrift. Wunderhorn 3, 1808, S. 83; Erk-Böhme, Liederhort 2, S. 390, Nr. 563. Vgl. auch Anfangsstrophe von Nr. 39 des niederdeutschen Liederbuches (Hamburg 1883, S. 24); Uhland, Volkslieder Nr. 22; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 190; Liederhort 2, S. 262, Nr. 443; Hoffmann, Unsere volkstümlichen Lieder, 4. Auflage von Prahl 1900, S. 131.

Die Rückseite des 20ten Blattes weist in grüner und gelber Farbe ringsherum Randleisten auf, in deren vier Ecken die Buchstaben

H M
S H

die sich auf der Vorderseite des ledernen Einbandes ebenfalls vorfinden, zu lesen stehen. Von der farbigen Einfassung umkränzt, füllen die Seite vier lateinische Distichen, die aus verschiedenen Stellen von Ovids Ars amandi zusammengestellt sind:

Ut potiare rogat, tantum cupit illa rogari,
Da caussam voti principiumque tui.

Str. II, Z. 1 waeldtt; Str. III, Z. 3 ich dan ich; Str. V, Z. 3 Er furt.

Pugnabit prius, at post te lascina inuabit,
Ad sua victrices membra venire manus.
Aspicies dominae victos amentis ocellos,
Langueat et tangi se vetet illa diu:
Oscula da tlenti, Veneris da gaudia tlenti,
Pax erit, hoc uno soluitur ira modo.

Vgl. Ovids Ars amandi I, 711. 712; II, 715. 716; II, 691. 692; II, 459. 460.

Bl. 21 A, Nr. 12:

Ein ſtediger beger ein Jungkfrewlein
Dſi]e hab ich mir außerleſen, [rein
Vmb keinen ſchatz iſt ſey mir feil,
Sey fuhrt ein puntlich weſen,
Sey iſt nicht altt,
Ganz woll geſtaltt,
Mit edler art gezieret,
Sey hatt mein herz
Mit gewaltighem ſchmerz
Mit Venus bandt gebunden.

Sei iſt meines gemuts ein troeſter
Kein mahn ſolt mir ſey leiden, [fein,
Wie gern ſo woltt ich bey ir ſein
Vnd nimmer von ir ſcheiden,
Woltt ſey mich hann
Vnd ſehen mich fruntlich ahn,
Sey geliebt mir bouen allen
Sey iſt allein
Vnd anders kein
Die mir kan leidt vertreiben.

Vmb liebte noch vmb leidt
Schwer ich keinen Eidt
Sey iſt mir wund worden
Die liebte iſt blindt
Wer ſey begindt
Fuhrt einen harden ohrden
Kumpſtu darihm
Du kumpts in pein
Du en darffs niemandts klaeghen
Du krengks dich ſehr
Wie langer wie mehr
Dein herz mues dir vertzaegen.

Der einß von der herzallerliebſter getroeſt moecht ſein,
Das wer vur tauſendt ſuchten mir ein medecin.
K. v. G. H.

Die drei vorſtehenden Strophen bilden ſicher nicht ein zuſammengehöriges Lied; die dritte Strophe ſtammt aus einem Liede, das man in einem Einzeldruck (Yd 9570) „Vier ſchöner Lieder" an zweiter Stelle hochdeutſch und in dem von De-Vouck gefundenen Liederbuch niederdeutſch (Hamburg 1883, S. 32, Nr. 50) antrifft, und bildet darin die Anfangsſtrophe; vgl. Görres S. 54. Die beiden erſten Strophen der Handſchrift gehören zu einem wenig bekannten Liede, das aus einer Weimariſchen Handſchrift vom Jahre 1537 (Weimariſches Jahrbuch 1, 104) durch Heinrich Hoffmann veröffentlicht worden iſt und zu welchem ſich aus Berliner Handſchriften entſprechende Faſſungen anführen laſſen: Mgf 752 vom Jahre 1568,

Nr. 32; Mgf 753 vom Jahre 1575, Nr. 128 mit je drei Strophen. Die niederrheinische Handschrift giebt davon die erste und die dritte Strophe, lenkt aber zum Schluß der zweiten Strophe, die der dritten der beiden anderen Handschriften entspricht, in die dort ebenfalls an zweiter Stelle befindliche ein.

Handschrift 1568, Nr. 32:

1. Jn stettiger beger ein frewlein fein
hab ich mir außerlesen,
umb keinen schatz ist sei mir nitt feil,
sei furt ein frundtlich wesen,
sei ist nitt alt,
recht woll gestalt,
vonn edler art gezieret,
sei hatt mein herz
mitt gwaltigem schmerz
mitt Venus pfill durchschossen.

2. Lieblich mitt irhen armlein weiß
kan sei mir frendtt erzeigen,
hochlich lob ich sei mitt steiß,
nymer von ir zu scheiden,
dweil ich leb,
mein traw ich ehr geb,
stette bei ir zu pleiben,
sei ist allein
und anders kein,
die mir kan leidtt verdreiben.

3. Sie ist meins herzen ein trosterin,
kein man mag sei mir leiden,
wie gern woltt ich [ir] dhiener sein,
in trauwen nitt zu scheiden,
woltt sei mich han
und sehen mich frundtlich ahn,
sei geliebt mir fur den anderen allen,
sei hatt mitt gwalt
ihr lob und gestalt
thuitt mir seher woll gefallen.

Handschrift 1575, Nr. 128:

1. Jn stediger begher ein frewlein fein
hab ich mir außerlesen,
in allen dingen recht woll gestalt,
sie fuhret ein freundlich wesen,
sie ist nitt alt,
recht woll gestalt,
von edler art getziret,
sie hatt mein herz
mitt gewalt und mitt schmerz
mitt Veneris banden durchstricket.

2. Lieblich bey ihr im ermlein weiß
kan sie mir freuwde vormehren,
glaubestu mir, freundleicher zirr,
ich kan nitt von dir keren,
dweiln ich leb
sie mir trost gibt
genßlich bey mir zubleiben,
sie ist allein
und anders kein,
die mir kan leid vortreiben.

3. Sie ist meins gemuts ein trosterin,
nemandt magh sie mich beleiben,
ach wie gern wolt ich ihr eigen sein,
nimmher meer von ihr zuscheiden,
will sie mir han
und sehen mir freundlich ahn,
sie geliebet mich vber alle,
sie hatt mitt gewaltt
ihr leben angestalt,
sie thut mir allzeit gefallen.

Bl. 22 A, Nr. 13:

1. Ich hab so langh geiaget,
Bis ichs gefangen hab,
Noch einer die mir behaget,
Ein Jungkfrewlein ist lobesam,
Jr traw hatt sey mir zugesacht
Das edle bildtlein rein,
Mein traw hab ich ir wederumb bracht,
Sey ist mir vntherthoenn.

2. Vnd das vernomen die Ritter,
Die Kleffer vnd die waren quaedt,
Vns freundtschaft wolden sey brechen
Mit ihrem falschen rath,
Vnein haben sey ausgegossen
Recht wie die serpenten thnen,
Es bleibt nicht vungerochen,
Ich hoff es soll werden geloendth.
< O werder mundt,
Meins herzen grundt,
Was leidt das herze mein,
Das ich dich feines lieb meiden mues,
Das ist mir ein schwere pein,
Freudt friedt vnd muet ist gar dahin,
Du krencks mir all mein sinn,
Wer ich bey dir allein,
Das wer der wille mein. >

3. Ich mach ir nit mißprisen,
Aller ehren is sey woll werdt,
Sey bloedt wie ein roesgen roedt,
Ein Jungkfrewlein ist woll geziert,
Jr mundtlein roedt ir augkein klar
Luchten als ein roedt rhobein,
Mocht ich bei ir ein frembkein sein,
Das were mir kleine pein.

4. Ich wil mein bloedt ausgeissen
Recht wie der Pellecain thuedt,
Mit seines selben bloed[t]e
Erquicket er seine Jungen vonn dem toedt,
Mit ihrem suessen gesange
Hat sey vmbfangen mich,
Nach ir trag ich verlangen,
Jnn was landen das ich binn.

5. Ich hab ir offt ergeben
Herz, muedt vnd all mein sin,
D[ie]weil ich hab das leben,
Solt ir mir die liebste sein,
Sey ist mir lieb zu aller stundt,
Sey ist mein lieb alleine,
Das nem ich vf mein himmelfart,
Das ich kein and[re] meine.

6. Schoens lieb laß dich gedenken,
Das ich nicht bey dir kan sein,
Laes mir die trawe nit senken,
Die ich dir hab geleistt,
Du bist mir ausserkoeren
Woll in das herze mein,
Mocht ich bey ir allein sein,
Das were der wille mein.

Diese Fassung ist so verwahrlost und fehlerhaft, daß ohne sonstiges Material an eine durchgreifende Besserung nicht zu denken ist.

Bl. 23 B: Ich hab Jagen noch einem Hiertz vf der Jagt,
Darnahe iagen ich tag vnd nacht,
Mucht ich des Hiertges geniessen,
Mein Jagen solt mich nicht verdriessen.

Ich hab geiagt,
Das mir b[e]hagt,
Got hat gefuegt,
Das mir g[e]nu[e]gt.

Künstlike Werltspröke 1562, Bl. J 1 Rückseite: „Jck hebbe ein Ree yn der yacht, | Darna hebbe ick geyaget dach vnd nacht, | Möchte

Handschrift Str. I, Z. 3 behagenn thuedt, <Z. 2 meines, Z. 6 muet alle mein sin, Z. 8 Mocht ich bey dir alleinn sein. >

ick des Rees geneten, | Min yagent scholde my nicht vordreten." | Ebenda Bl. G 4 Vorderseite: „Jck hebbe geyaget, dat my behaget, | Godt hefft genöget, dat my genöget." | Vgl. Schöne Künstlyke Werldtspröte, Hamborch 1601 Bl. 29 A und 34 A; Seelmann, Niederdeutsches Reimbüchlein S. 77 und 91. Paul von der Aelst, De arte amandi 1602, S. 102; 1610, S. 81: „Jch jag nach einem Hirsch Tag und Nacht, | Dasselb zurtappen [= zu ertappen] auf der Jagt, | O Gott möcht ich des Hirschs genieß[e]n, | Mein Jagt die würd mich nicht verdrieß[e]n." | In einem Einzeldruck (Yd 7850. 3) „Zehen Schöne Weltliche Lieder" steht hinter dem dritten Liede „Jch erschell mein Horn ins jammerthal" der Spruch „Jch hab gejagt, das mir behagt, | Vnd hab gestellt, das mir gefellt." | Unter den Sprüchen, die Bolte unter der Handschrift des Rostocker Studenten Fabricius (Anfang des 17. Jahrhunderts) mitgeteilt hat, befindet sich auch (siehe Alemannia 17, 254): Jch jag nach einem hirsch tag und nacht . . . 4 Zeilen.

Bl. 24 A, Nr. 14:

1. Eß reidt ein weidmahnn mit foe=
Durch einen groenen waldt, [gehnn
Was bgegenet im an der awenn?
Ein jungkvrewlein gar woll gestallt,
Vonn edlem stahm geboerenn,
Noch wunsch war ihr leib gstalltt,
Nhu sagh mir wolerzoegenn,
Was seusthu vur dem waldth?

2. Vernem [m]ich weidman eben
Vnd hoeren eines weibes klagt,
Vnd hatt nicht sehen schweben
Ein asell vur dem hag,
Aus frembtem landt gefloegen
Dem gesellen vf sein handt,
Las mir den falcken,
Darumb ich so trawrich binn.

3. Warumb solt ich nit trawren,
Es war ein junger mahnn,
Den ich in hoher ehren
Lieblich ausserwelett han,
Er hatt sich desses vermessen,
Ein azell wolt zehen [d]ahin,
[Von] hoher art gesessen,
Laes mir den valcken flegen.

4. Gesel ich raidt dir in trawen,
Laes mir die asell fahren,
Vff dich wilt sey nicht bawen,
Die lengt wirdt sey doch nicht sparen,
Darbey gedenk leib mein,
Wan sey ir loesheit zeunet,
Der eulen thoit sey schein.

Dahinter ist ein Blatt ausgerissen. Auch dieser Text ist so stark verdorben, daß ohne neue Hilfsmittel Besserungsversuche fast aussichtslos sind. Der Gedankengang läßt sich zur Not verstehen: ein Weibsbild, welchem ihr Liebster abtrünnig geworden ist, da diesem ein anderswoher zugeflogener Vogel sich ins Herz eingenistet hat, klagt einem Jäger ihre Not, der den jungen Gesellen vor der neuen Liebschaft warnt; mit welchem Erfolge läßt sich leider nicht ersehen, da wahrscheinlich der Schluß des Liedes fehlt.

Handschrift, Str. III, Z. 3 haben.

Bl. 25 A, Nr. 15:

1. Ich haben die zeit woll ehr gesehen,
War ist sey nhu gefahren,
Wir zwey wir wahren erfreuet sehre,
Doe wir beyeinander wahren,
Wir assen und wir drunken,
Wir machten ein guet zier,
War ist sey nhu gefahren,
Das ich sey nicht en sehen.

2. O werde suete liefsken,
Und was magh euch gebrechen,
Und habt ihr eur gerechtigheit nicht
Vonn drinken und auch von essen,
Mein herz wilt mir zerbrechen,
Ja wannehe ich von euch scheiden mues,
Mich dunkt ich sei durchstechen,
Ein ander des es euch thoedt.

3. Ich het wol durfen sagen,
Ja thausenndt eide schweren,
Mein leiffen hett keinn ander lieff
In dorferen noch in steden,
Vurzeiten war ich lieff,
Nhu binn ich worden leidt,
Wie magh ihr monndt gesprechen,
Das ihr hertzken nit en meindt.

4. O werde suete liefken,
Dis ist zu eurer ehren,
Ihr habt ein anderen vill lieber dann
Ich will mich von euch kehren, [mich],
Und alzeit freudt vermehren
Und liesen ein ander lieff,
Ade mein ausserweltes lieb,
Gein ander des ir meindt.

5. Der uns dis neu liedtlein samgh,
Er hatt es gar woll gesungen,
Frau Venus mit ihren furigen pfeil
Sey en hatt dar nit ahn gewonnen,
Ich mocht weder essen noch drinken,
So sehr wardt ich gequelt,
Darumb so will ich raeden,
Das niemandts uf der liebe en stahn.

1582 A, Nr. 104:

1. Ich han die zeit wol gelebt,
war ist sie nu gefaren,
wir zwey waren liebges,
als wir bey einander waren,
wir assen und trunken,
wir hatten ein gute zier,
war ist sie nun gefaren,
ich sehe sie nimmermehr.

2. O werdes schönes liebgen,
was euch nun gebrechen,
und hat euer bereif,
nit trinken und von essen,
mein herz wil mir zerbrechen,
das ich von euch scheiden mus,
mich dünkt ich bin vergessen,
es ist ein ander der mirs thut.

3. Ich hett wol dörfen wetten,
wol tausend eyd geschworen,
jhr hett kein ander lieb denn mich,
in dörfern und in stedten,
eins war ich lieb,
nun bin ich worden leid,
wie möcht euer mund gesprechen,
das euer herz nit meint.

4. Alle ist der rocken geraten,
er ist nicht abgesponnen,
all treibt mein lieb mit mir den spott,
sie hats nit all gewunnen,
sie hat jn vor gelassen,
[. . .]
all scheinen sie gut von aussen,
von innen sind sie quadt.

5. Alde mein werdes liebgen,
Gott wöll euch nun bewaren,
jhr habt einen andern viel lieber denn
ich wil mich von euch scheiden, [mich]
und wil mein herz vertrösten
[. . .]
jhr habt ein andern lieber,
alde ich sehe euch nimmermehr.

Bl. 26 A: Ach Gott wer magh schwaeren draegen,
Dann die suchten sonder klaegen,
Wannt es ist gein harder boeß
Dann der sein liebgen bei einem andern sehen vnd leid[e]n mueß.

Str. IV, Z. 1 sutte, Z. 3 Ich habt.

Bl. 26 B, Nr. 16: Ich hatte ein stedig medicken Gein schoener die dar lebt ... 7 achtzeilige Strophen. Antwerpner Liederbuch 1544, Nr. 98 (Hoffmann, Horae Belgicae 11, S. 147) ebenfalls mit 7 achtzeiligen Strophen. Auch in der Weimarer Liederhandschrift vom Jahre 1537, aus Zutphen stammend (Weimarisches Jahrbuch 1, 103) mit 7 Strophen, ebenso bei Paul von der Aelst, Blumm und Außbund, Deventer 1602, S. 179 (Nr. 182). Ein anderes Lied ist das niederdeutsche „Ick weth my ein zartes Leuekin, neen schöner weeth ick dat leeuet" (16 siebenzeilige Strophen. Hamburg 1883, S. 61, Nr. 88, beziehungsweise 74).

Bl. 28 A: Wer scheiden erstmall hat erdacht,
Hatt mannich jung herz in leiden bracht,
Scheiden ist ein groesse pein,
Die negst nach dem toedt mag sein.
Lieb lehrt leidt leiden,
So sei sollen scheiden.

In den beiden letzten Zeilen llll, ssss zu beachten.

In einem Sonderdruck: Basel, Universitätsbibliothek Sar. 151, Strophe 49: „Drey schöne newe Lieder" Basel bey Sam. Apiario (o. J.) folgt auf das erste Lied „Lieblich hat mein junges hertz" (Akrostichon auf den Namen Lucretia) der Spruch „Lieb lernt leydt leyden / | So sie sollen scheyden". Vgl. auch Berliner Handschrift vom Jahre 1575, Nr. 119, Strophe IV, Zeile 1 „Ach Leib du lerst leidt leiden".

Bl. 28 B, Nr. 17: Lieblich hat sich gesellet mein herz in kurzer frist zu einer die mir gefellet ... 4 siebenzeilige Strophen. Bergreihen 1531, Nr. 18 (Meier, Neudrucke 99/100, S. 38), 1536 und öfter Nr. 27, Liederbuch 1582 A 19, B 71 je in 4 entsprechenden Strophen; Gassenhauer und Reutterliedlein Nr. 6 nur erste Strophe, Nürnberger Druck von 68 Liedern Nr. 29 in 4 Strophen, Forster 2 (1540) und öfter Nr. 14, niederdeutsches Liederbuch, Hamburg 1883, S. 29, Nr. 46. — Fliegendes Blatt (Yd 9126) „Ein hübsch lied, Mein eynigs A ... Noch ein liedlein, Lieblich hat sich gesellet" ... Nürnberg, J. Gutknecht, 4tes von 5 Liedern, 4 Strophen. — (Ye 15) „Drey hübsche Lieder", Nürnberg, V. Neuber, an erster Stelle mit 5 Strophen, wovon die zweite sonst fehlt. — (Ye 16) „Drey hübsche Lieder", Nürnberg, V. Neuber, ebenfalls 5 Strophen. — Berliner Handschrift vom Jahre 1568 Mgf 752, Nr. 73; 1575 Mgf 753, Nr. 92 mit je 4 Strophen. — Nicolai, Almanach 2, Nr. 2; Wackernagel, Kirchenlied 1841, S. 856; Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 41; Goedeke-Tittmann, Liederbuch S. 25; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 131; Liederhort 2, S. 278, Nr. 456.

Sonderdrucke für dieses Lied finden sich in mehreren Bibliotheken, so in der Baseler Universitätsbibliothek Sar. 151, Stück 37 „Vier Hüpsche nüwe lieder" (o. O. u. J. 3. Lieblich hat sich gesellet . . . 4 Strophen), in der Züricher Stadtbibliothek, Gal. KK 1552, Stück 42 „Sechs schöne newe Lieder" (Basel, J. Schröter 1612. An fünfter Stelle „Lieblich hat sich gesellet" 4 Strophen. Dieser Druck enthält auch das Lied „Ein Knab auff dieser Erden" siehe oben Nr. 9), ebenda XVIII 2016, Stück 3 „Zwey hübsche newe Lieder" (o. O. u. J. 2. Lieblich hat sich gesellet . . . 4 Strophen) und öfter.

Die Rückseite des 29ten Blattes giebt, umschlossen von grüngelber Randverzierung, folgenden Spruch:

Mein feines lieb mich alzeit erfrewen thuedt,
Dein augelein braun, dein mundtlein roet,
Dein hoefflich wesen, dein schoenes gelaedt,
Das mir mein junges herz umbfang[e]n hatt,
Reich Gott mochtes du mir zu theil werden,
Nicht liebers wer mir vf dieser erden.

Bl. 30 A, Nr. 18:

1. Ich weiß mir einen garten,
Dar staennt der roeslein vill,
Sey seindt schoenn von farben,
Sey erfrewen das herze mein,
Nach dir mein herz allerliebsthe,
Nach dir stehet all mein sinn,
Freundtlich mit dir zu scherzen
Nach all dem willen mein.

2. Herzlieb wiltu mich nicht verlaessen
Mach mir ein krenzlein darnoen,
Darzu soltu faessen
Sieben roeslein seindt woll gethoenn
Die ich dir herzlieb wil nennen
So gar mit unterscheidt,
Wolt ir sey recht erkennen,
Mein herz ist euch bereidt.

3. Er, lieb, traw vnde stedicheit
Das seindt der roeselein vier,
Je lenger ie lieber vnd vergiß meiner nicht
Die staendt auch woll darbey,
Ein krant heist wolgemuedth
Das erfrewet das herze mein —
Das seindt die roeselein sieben,
Herzlieb gedenk an das krenzlein.

4. Ein krant das heist vntraw
Das setzet mir nicht darbey,
Vm aller trawen willen
Die ir versprechet mir,
Got geff dem klesser leider,
Darzu groes vngefall,
Der mich vnd dich vns beiden
Nicht scheiden soll.

Vgl. dazu Bl. 109 B, Nr. 60.

Bl. 31 Vorderseite grün-gelb umkränzt:

Ich hab ein roeßlein ausserlesen,
Darnon ich nimmer kan wesen.
Wann ich das roeßlein werdt verliesen,
Werdt ich nimmer ein ander kiesen.
Liebt vberwindt leidt,
Mein herz ist der allerliebster breidt.

Z. 5 mocht es = möchtest.

Str. I, Z. 3 lies „von arten"; Str. II, Z. 5 dich ich); Str. III, Z. 4 euch woll, Z. 5 und 6 wolgemuedth wolgemuedt das.

Bl. 31 B, Nr. 19:

1. Nu segen dich Gott mein schoenes
Wollt dich vnd mich behueten, [lieb,
Ich schlaif ich wach oder was ich mach,
Sey licht mir inn dem herzen.

2. Vnd wan ich dan zu dem danz soll
So sehen ich mich herumme [gahnn,
Nach der herzallerliebsten mein,
Ob sey dar nit enn stunde.

3. So springt sei fur mich ahnn denn
Recht wie der morgensterne, [danz
Mein herz ist jungk vnd erfrewet sich,
Mein augen sehen sey gerne.

4. Schwarze farb so dreget sey ahnn,
Schwarz so sehen ich gerne,
Mein herz ist jungk vnd frewden voll,
Mein augen sehen sey gerne.

5. Mocht ich ein winter langen tagh
Bey der herzallerliebster sitzen,
Vnd wer der winter schoen noch so kalt,
Vonn frewden so moist ich schwitzen.

6. Mocht ich ein winter lange nacht
Bey der herzallerliebster kuesen,
Vnd wehr der schne schoen kuees thieb,
Noch blueten vns die roesen.

(Hier ist wieder ein Blatt ausgerissen.)

Unter den Liedern des Freiherrn Friedrich von Reiffenberg (Nouv. souvenirs d'Allemagne 1, 1843, S. 230) findet man eines, welches beginnt: Nuhn wollt mihr gott mein feins lieb | in zuchten und in ehren behüten . . . mit 10 Strophen; davon fehlt in der Handschrift die zweite, sonst Reiffenberg 1 = Handschrift 1, II —, III und IV = 2 und 3, VI und VII = 5 und 6. Statt der handschriftlichen 4ten hat Reiffenberg viel besser folgende Vte Strophe:

Vatter und mutter seind mihr lieb,
dartzu auch alle meine freunde,
noch wolt ich sie alle fahren lahn
und behalten dich schönes lieb allein.

Görres S. 58 hat 6 Strophen entsprechend Reiffenberg I, II, VI, III, IV, V. Vgl. Erk-Böhme, Liederhort 2, S. 318, Nr. 497.

Bl. 33 A, Nr. 20:

1. Guet Henßlein vber die heidt vßreidt,
Er schoes nach einer taub[e]n,
Doe strauchelthe im sein appellgraes Roeß
Woll vber ein Eicheln Studen.

2. Och roslein laeß dein struechelen
Du moes mich weiters traegen, [sein,
Du moes mich vber die heidt austraegen
Zu meinem stedigen boelen.

3. Solt ich dich vber die heidt auß-
Zu deinem stedigen boelen, [traegen
Du satz mich neichten anendt in einen stall
Vngessen vnnd vngetrunckenn.

4. Satz ich dich nechten in einen stall
Vngessen vnd vngetruncken,
So geb ich dir auch kein foeder nicht mehr,
Es sey drey mall geschwungen.

5. Wie Henßlein vber die heidt ausreidt,
Doe begegenet im sein boelen,
Kehr weder kehr weder mein feines schon
Der windt der wehet so kuele. [lieb,

6. Der wint en wehet so koele nicht,
Mich hatt noch nie gefroeren,
Verloeren hab ich meine roesen kranz,
Denn will ich wederumb haelen.

Str. II, Z. 3 Ob die hertzallerliebsthe mein; Str. III, Z. 2 morgen sternn; Str. VI, Z. 2 hertzallerliebsther.
Str. III, Z. 3 sals und satz durcheinandergeschrieben.

7. Hastu verloeren dein roesen krantz,
Wiltu den wederumb hoelse]n,
Den sondagh komen die kremer in das
Die brengen vns woll newen. [landt,

8. Sei brengen vns die newen nicht,
Sey brengen vns die alten,
Setz vf Braunsmedtlein ein schleuerlein
Vnd laes es den lieben Gott walten. [weis

1582 A 193, B 43 mit je 7 einander entsprechenden Strophen, wovon die ersten sechs, bei Weglassung der das Zwiegespräch zwischen Reiter und Roß enthaltenden beiden, den handschriftlichen Strophen (1, 2, 5—8; 3, 4 fehlen in den Drucken) in derselben Reihenfolge dem Inhalt und Wortlaut nach entsprechen. Die der Handschrift fehlende Schlußstrophe lautet in 1582 A:

Der vns dis new liedlein erstmals sang,
Er hats gar wol gesungen,
Er hats den megdlein auf der lauten gespielt,
Die seyten sein jm zersprungen.

(1582 B Zeile 1 neue Liedlein sang 3 vnd hats dem Meydlein auff der Lautten geschlagen 4 seind jm entsprungen.)

Fliegendes Blatt (Ye 441) Zwey schöne Newe Lieder, Das Erste, Von dem Edlen Lindenschmidt. Das Ander, Trawt Hensichen vber die Heyde reit, ꝛc. (Bildchen) Ein Ander Schön Lied, Frend vnde mut fehrt gar dahin . . . (4 Bl. 8° o. O. u. J. Rückseite des letzten Blattes leer.) Hier hat das Lied 8 Strophen, wovon die 6 ersten den 6 ersten der beiden Liederbücher vom Jahre 1582 entsprechen, während die beiden Schlußstrophen also lauten:

Ach sol ich auffsetzen ein Schleyrlein weiß, das muß sich Gott erbarmen,
Hab ich doch nur ein halbe Nacht, geschlaffen an liebes Arme, ja Arme.

Der vns das Liedlein new gesang, von newem hat gesungen, Er singt vns das vnd noch vil mehr, Gott behüt all zart Junckfrawen, für allen falschen zungen, ja zungen.

London, Britisches Museum 11, 522 df 69: Vier schöne newe Weltliche Lieder. Das Erste: Laßt vns vnsere Tag genieſſen . . . Das Ander: Von deinet wegen bin ich hie . . . Das Dritte: Trawt Hänßlein vber die Heyde ritt . . . Das Vierdte: Gabelier hinder der Thür / ꝛc. (Bildchen) Gedruckt im Jahr, 1664. (4 Bl. 8° o. O. Rückseite des ersten Blattes leer.) „Trawt Hänßlein" 7 vierzeilige Strophen. Wegen des zweiten Liedes „Von dienet wegen" siehe unten Nr. 58.

Vgl. noch Uhland, Volkslieder Nr. 114 (nach Liederbuch 1582 A): Wunderhorn 4, S. 43 (ebendaher); Goedeke-Tittmann, Liederbuch S. 88 (desgleichen); Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 66; Liederhort 2, S. 256, Nr. 436.

Hinter diesem wie hinter dem vorigen Liede fehlt je ein Blatt, wobei das erstere ausgerissen, das zweite weggeschnitten ist; die Lieder scheinen deshalb doch unverkürzt geblieben zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.[1])

VI.

Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz.

1. Der Reveille Matin. 1575.

Über den deutschen Reveille Matin ist schon wiederholt ausführlich gehandelt worden,[2]) weshalb ich mich hier auf die Erörterung einiger noch unerledigt gebliebener Punkte beschränke. Vor allem fehlte es bisher an einem klaren Einblick in das Verhältnis der beiden ersten Drucke vom Jahre 1575. Die Verdeutschung des Reveille erschien zuerst in der Ausgabe A mit dem Titel:

REVEILLE MATIN:
Oder
Wacht frü auf.
Das ist.
Sumarischer /
vnd Wahrhafter Bericht
von den verschienen / auch gegenwertigen beschwerlichen händeln in
Franckreich / den Frantzosen vnd andern genachbarten Nationen zu gutem / Gesprächweis gestellet vnd
verfasset.
Durch
Eusebium Philadelpum (!) Cosmopolitam.
Jetzunder aber aus dem Frantzösischen ins
Teutsch gebracht
Durch
Emericum Lebusium
Gedruckt zu Edimburg / bei
Jacobo Jammeo.
ANNO MDLXXV.

Die gesperrt gedruckten Zeilen rot. 124 Bl. in 8° Sign. * — Piii. Exemplare Göttingen Hist. Gall. un. II 4886. Berlin Qw 8559.

Es ist ein schlecht korrigierter, augenscheinlich in der größten Eile hergestellter Druck, der mehrere Druckfehler (schon im Titel-

[1]) Vgl. Euphorion 3, 363 ff. und 705 ff.; 4, 1 ff. und 251 ff.; 5, 25 ff. und 226 ff.; 6, 663 ff.

[2]) Vilmar, Zur Litteratur Fischarts[2] S. 23—27; Besson, Fischart S. 268—277; Wendeler, Meusebachs Fischart-Studien S. 218. 318; Dederding, Zur Charakteristik Fischarts S. 19 und andere.

blatte: Philadelpum) und Auslassungen aufweist und die Fischartsche Orthographie jener Zeit nur in sehr inkonsequenter Durchführung zeigt. Dieser Druck war bald vergriffen und so konnte noch in dem gleichen Jahre ein zweiter Druck mit größerer Sorgfalt, mit Ausmerzung der Fehler und Versehen und mit konsequenter Durchführung der Fischartschen Orthographie hergestellt und veröffentlicht werden. Dieser Druck B weicht in seinem ebenfalls schwarzroten Titelblatte nur sehr wenig von A ab: Zeile 2 frü, Z. 8 wärtigen beschwärlichen, Z. 9 Frankreich — Franzosen, Z. 11 am Schluß bereits ver-, Z. 14 Philadelphum, Z. 15 Jzunder — Französischen, Z. 19 Getruckt.

Da dieser Druck kleinere Typen zeigt, hat er nur 112 Bl. in 8°. Sign. *„ — Nv. Exemplare in Berlin (Qw 8556, Qw 8557 und Qw 6146), Breslau, Darmstadt, Dresden und München (L eleg. m. 730).

Im Texte weichen diese beiden (zweifellos bei Jobin in Straßburg verlegten) Drucke, abgesehen von den schon erwähnten Korrekturen, so viel ich sehe, voneinander nicht ab. Auch die drei von Fischart dem Reveille beigegebenen Gedichte, die Kurz (3, 73–77) nach A und Vilmar (a. a. O., S. 23—24) nach B abdrucken, zeigen nur orthographische Verschiedenheiten. Eine Ausnahme bildet nur die Überschrift des dritten Gedichtes. Sie lautet in A „Die Gleicheit oder Sympathia des lebens der Catharinen vnd Jesabel sambt Vngleichhait oder Antipathia jres todts", in B hingegen „Vergleichung des lebens der Catharinen vnd Jesabel samt der vngleichhait jres tods." A stimmt hierin genau mit dem französischen Original überein (siehe unten S. 532), B weicht davon ab. Ein Beweis mehr dafür, daß B der spätere Druck ist, was sich ja auch aus der Art seiner Korrekturen ergiebt.

Der Verfasser des Originals, der sich Eusebius Philadelphus Cosmopolita nennt — wahrscheinlich ist es der französische Protestant Nicolaus Barnaud[1]) — schrieb sein Werk im Laufe des Jahres 1573, also unmittelbar nach den erzählten Ereignissen nieder und veröffentlicht es 1574 in lateinischer und in französischer Sprache. Beide Fassungen, die Dialogi ab Eusebio Philadelpho . . . und Le Reveille-Matin des François et de leurs voisins composé par E. Philadelphe[2]) erschienen mit der falschen Druckangabe Edimburg[3]) bei Jac. Jammaeus, die auch in der deutschen Über-

[1]) Vgl. Biographie universelle 3, 110.

[2]) Vgl. die Titel bei Adolf Schmidt im Centralblatt für Bibliothekswesen 10, 451 und Serapeum 19, 62.

[3]) Die meisten Hugenottischen Flugschriften der Zeit nehmen die Ortsangabe Edimburg an. Vgl. H. Martin, Histoire de France 9, 388.

setzung beibehalten ist. Die wirklichen Druckorte sind wahrscheinlich Basel und Genf. Die lateinische Fassung enthält eine Widmung an die Fürsten, Herren, Stände und das Volk von Polen, worin die französische Ausgabe erwähnt wird: hoc vero vobis Latino sermone adeo vulgari ac trito scripsi, quam est simplex et sine ulla affectatione Gallicus Reginae Angliae celsitudini inscriptus. Die französische Ausgabe bringt nun die eben erwähnte Widmung an die Königin Elisabeth von England, unterzeichnet am 20. November 1573, ferner eine Übersetzung der lateinischen Vorrede, worauf in einer Vorbemerkung des Druckers ausdrücklich hingewiesen wird: Vous trouverez . . . le double d'une letre Latine mise en Francois qu'il (l'autheur) a escrite aux Polonois leur dediant le mesme livre Latin. Daraus, wie aus den Worten des lateinischen Titels: quorum primus ab ipso auctore recognitus et auctus: alter vero in lucem nunc primum editus fuit, ergiebt sich, daß die lateinische Fassung die ältere ist. Beide Fassungen rühren also nach den Angaben in den Vorreden von demselben Schriftsteller her.

Diese Schrift besteht aus zwei Gesprächen, worin sich eine Reihe allegorischer Figuren über die konfessionellen Wirren Frankreichs unterhalten. Nur das erste Gespräch, worin Historiographus die Greuel der Bartholomäusnacht (1572) berichtet, wurde für den deutschen Reveille Matin von 1575 übertragen, und zwar aus dem Französischen. Das ergiebt sich deutlich aus der Übereinstimmung der Titel, aus der Beibehaltung der französischen Formen der Eigennamen und anderem, sowie aus den zahlreichen Stellen, wo der lateinische Text von den beiden anderen Fassungen abweicht. Wenige Beispiele dürften genügen: Le Reveille 19: He Dieu que la maison est malheureuse, quand la poule y chante plus haut que le coque! Übersetzung C 6ᵇ: „Hilf Got wie steht es so vbel im Haus, wan die Henn höher schreit oder krähet, dan der Han." Hingegen Dialogi 14 O domum infortunatam, in qua foemina viro praeit. Oder: Le Reveille 36: Souvenez vous, que c'est un article du foy resolu et arresté au Concile de Constance, qu'il ne faut garder la foix aux heretiques. E 1ᵃ: „Seit eingedenk, das auf dem Concilio zu Costenz ain artieul des glaubens aufgericht vnd beschlosen ist worden, das man nicht schuldig seie, den Ketzern glauben zu halten." Hingegen Dialogi 26: Sic habeto, caput esse fidei constitutum in concilio Constantiensi, non esse servandam haereticis fidem.

Als Übersetzer nennt sich Emericus Lebusius. Das ist wahrscheinlich ein Pseudonym, sonst wäre es kaum in der späteren Ausgabe des Reveille in Lebusinus umgewandelt worden, doch nicht

ein Pseudonym Fischarts. Der deutsche Reveille matin ist eine getreue, gute Übersetzung des französischen Originals, aber er zeigt durchaus nicht die Züge Fischarts. Wir finden eine gedrängte, knappe Ausdrucksweise. Fischart hätte sich Abschweifungen erlaubt, Zwischenbemerkungen, Anhäufungen von Synonymen, Umschreibungen in anschaulichen Bildern und Redensarten. Er hätte auch nicht die vielen Verscitate der Vorlage in Prosa wiedergegeben, wie es jetzt der Fall ist, sondern seiner Gewohnheit gemäß in Reimen. Er hat gewiß nur die Übersetzungsarbeit bei diesem Buche mit seinem Anteil begleitet, wie es seines Amtes bei Jobin war, die Korrektur gelesen und gelegentlich die stilistische Ausdrucksweise beeinflußt.[1])

Fischarts Anteil am deutschen Reveille besteht aber vor allem in den (oben erwähnten und allgemein bekannten) drei Gedichten. Das erste „An jdes Aufrecht Redlich Teutsch geplüt vnd gemüt", worin Fischart mit kräftigen Worten seiner Übereinstimmung mit der Tendenz des ganzen Werkes Ausdruck giebt, ist ein Originalgedicht, im Titel wahrscheinlich beeinflußt durch die im Original vor den einleitenden Versen stehende Überschrift: Aux vrais gentilhommes François. Die anderen zwei Gedichte sind Übersetzungen. Der Verfasser des Reveille hat angeregt durch Ronsards Franciade, aus der er S. 109—114 einige Stellen citiert, in zwei Gedichten die Königinmutter Katharina von Medicis mit zwei verbrecherischen Fürstinnen, mit Fredegonde, der Gattin Chilperichs und mit der Jesabel des alten Testamentes verglichen. Fischart hat diese Gedichte genau, nur mit Einschiebung einiger Wortspiele und derber Bezeichnungen der verhaßten Königin übersetzt. Seine Vorlagen Reveille S. 124—126 lauten:

1. Si France pure de loix,
Pleine d'equité et droiture
A souffert tout à la fois
Ruine et desconfiture
Par la royne Fredegonde,
Mastinant le François monde,
Avec son Landry infect,
S'elle a esté en effect
Foulee par Brunehaut
Jezabel, qui moins ne vaut
Et son estalon Gondy,
Qui de plein sault a bondy,
Plus haut, que nul de nos Princes.
Pourquoy parmy nos provinces
Maintenant, qu'il n'y a loy,
Ne coustume, qui se garde,
Maintenant qu'il n'y a foy,
Ny estats, qui les engarde,
Ne feront-ils de ravage,
D'oppression et carnage?
Parle, qui parler voudra.
Tant que Jezabel voudra,
Mais que dy-ie Jezabel,
J'entens dire Catherine.
Qui la grand tour de Babel
Confusion et ruine
De la maison de Valois
A basty comme tu vois
Aux quatre coings de la France
Et qui est mille fois pire.
Ainsi que tu m'orras dire,
Que ne fut onc Jezabel,
Qu'il soit vray, le fait est tel.

[1]) Bessons Bemerkungen S. 275 über angeblich nassischartische Wendungen sind schon von Englert in der Alemannia 19, 123 berichtigt worden.

2. Sympathie de la vie de Catherine et de Jezabel avec l'antipathie de leur mort.

S'on demande la convenance
De Catherine et Jezabel,
L'une ruine d'Israel,
L'autre ruine la France.
Jezabel maintenait l'idole
Contraire à la saincte parole,
L'autre maintient la Papauté
Par trahison et cruauté,
L'une estoit de malice extreme,
L'autre est la malice mesme,
Par l'une furent massacrez
Les prophetes à Dieu sacrez,
L'autre en a fait mourir cent mille
De ceux, qui suyvent l'Evangile.
Jezabel pour avoir son bien
Fit mourir un homme de bien,
L'autre n'est encor' assouicie,
S'elle n'a les biens et la vie,
Enfin le jugement fut tel:
Ses chiens mangerent Jezabel
Par une vengeance diuine,
La charongne de Catherine
Sera differente en ce poinct.
Les chiens mesmes n'en voudront point.

Erst im Jahre 1593, also nach Fischarts Tod erschien die dritte Ausgabe des deutschen Reveille Matin (Titel und Beschreibung im Centralblatt für Bibliothekswesen 10, 451. Exemplare in Berlin, Darmstadt, München, Schaffhausen, Wien [Hofbibliothek] und Wolfenbüttel). Sie enthält erst die Verdeutschung des zweiten Gesprächs von Lebusius, das minder fesselnd als das erste allgemeine Erwägungen über die konfessionellen Verhältnisse Frankreichs, Englands und Schottlands vorträgt. Fischart hat keinen Anteil daran. Seine Gedichte sind in der dritten Ausgabe wieder abgedruckt, nur mit geringen orthographischen Abweichungen.

Anhangsweise seien noch zwei deutsche Schriften, die entferntere innere oder äußere Beziehungen zum Reveille Matin zeigen, kurz besprochen.

Ein Jahr vor dem deutschen Reveille Matin erschien die Schrift: „Grundtliche vnd Warhaffte beschreibung | Wie die reformierte Religion in Franckreych . . . verfolget worden. . . . Aus den Dialogis Eusebij Philadelphi Cosmopolitae. | vnd anderen historien gezogen . . . 1574." Nach Hoffmann (vgl. Mensebach S. 318) sollte diese mit einigen Reimen versehene Zusammenstellung von Fischart herrühren. Ich habe nun das Breslauer Exemplar eingesehen. Da die Schrift zumeist aus dem ersten Gespräch des Reveille schöpft, deckt sie sich im Inhalt zum großen Teil mit dem deutschen Reveille. Es ist nicht einzusehen, warum Fischart und sein Verleger die gleiche Arbeit zweimal hätten besorgen sollen. Nichts spricht in der ganzen Schrift für Fischarts Verfasserschaft und Jobins Verlag. Wir streichen sie daher aus der Reihe der möglicherweise Fischart zukommenden Schriften.[1])

[1]) Die Schrift schließt mit einem Bericht über die kurze Regierungszeit und Flucht des polnischen Königs Heinrich III. von Anjou und fügt am Schlusse folgende Spottverse hinzu:

Goedeke (Grundriß 2, 494 f.) warnt vor der Verwechslung mit einem anderen deutschen Reveille Matin. Diese Schrift hat den Titel:

Reveillematin, | Das ist: | Morgen Weckerlin, | Von dem | Jetzigen traurigen zustande im Elsaß | Vnd Bistumb Straßburg, Allen Stenden der | Teutschen Nation zur auffmunderung, wahrnung, | vnd besserung, gerichtet. | Nutzlich vnnd nothwendig in diesen letsten zeiten | zu hören vnd zu betrachten. | (Bibelsprüche. Signet). Anno Christi 1592. | (Darmstädter Hofbibliothek).

Der Anfang des Textes lautet:

An die gantze werde Teutsche Nation.

Hoert, hört, Ihr Teutschen was ich sage,
Es hat die letste Stund geschlagen,
Das Weckerlin euch mahnt behendt,
Auff auff, es laufft jetzt zu dem endt,
All vnglück macht sich vmb euch här,
Ah, laßts euch nicht so sein ein mehr,
Schlummert vnd schlafft doch nicht so tieff,
Hört, wie ich mich schier henser rieff.

25 Quartseiten. Deutsche Reimpaare. s. l. et a.

Diese Schrift bezieht sich auf den Straßburger Bischofsstreit, der nach dem Tode Johanns von Manderscheid 1592 ausbrach, erzählt die Greuel, welche die Truppen des katholischen Kandidaten im Elsaß ausübten. All dies sei eine Strafe der allgemeinen Sittenlosigkeit in Deutschland. Und nun wird ein Bild von den Lastern und Unsitten aller Stände entworfen. Der Dichter ermahnt seine Zeitgenossen zur Besserung und Buße, warnt sie vor den Gefahren der Gegenreformation und ermahnt alle evangelischen Stände, Fürsten, Herren, Bürger und Bauern zum einmütigen Zusammenstehen wider den gemeinsamen Feind, „die römische Rotte". Es sind Fischartische Gedanken, die hier ausgesprochen werden, aber die Dichtung konnte gemäß den Begebenheiten, die sie erwähnt, erst einige Jahre nach Fischarts Tode entstehen.

2. Öffentliches Ausschreiben der übelbefriedigten Stände in Frankreich. 1575.

Diese Schrift liegt in drei Ausgaben vor: A: „Offentlichs Außschreiben" Schwarzer Titel. Am Schluß die Sonette Fischarts.

Gleich wie der Pfaw zum pracht geneigt,
Sein gfider spieglet auff vnd zeigt,
Also König Heinrich zog inn Poln
Mit grossem prangen vnverholn,
Darin er nicht gewesen frey,
Sondern glebt wie ein Pappagey,
Jetzunder scheidt er wider auß
Mit wüssen, wie ein Fledermauß.

B: „Offenlichs Außschreiben" Schwarz und roter Titel. Am Schluß die Sonette. C: Titel wie B. Ohne Sonette.

Wir müssen vorerst das Verhältnis der sehr verschiedenen Fassungen A und C zu einander kennen lernen, ehe wir die eigentümliche Stellung von B prüfen können. Der Titel von A lautet:

Offentlichs vnd
inn warheit wolgegründts
Außschreiben / der vbelbefridigte Ständ in
Franckreich, die sich Mal Content
nennen: Inhaltend.
[kleiner Druckerstock.]
Die Wunderlich Beschrei-
bung des Lebens / verhaltens / thun vnd wesens
der Catherine von Medicis /
der König inn Franckreich
Mutter.
[Stern]
Darinnen gründtlich weiß vn weg /
dardurch sie sich in die Regierung des Reichs
eingeschleiffet / auch solche noch alleweil zu verderb vnd
vntergang desselbigen statt vnd wolfahrt /
vnrechtmäßig vorhält / be-
schriben wirdt:
[kleiner Druckerstock.]
Auß dem Frantzösischen ins
Teutsch gebracht
durch
Emericum Lebusium.

o. O. u. J. 71 Bl. in 8°. Sign. Au—Jv. Die gesperrten Worte sind mit großen Lettern gesetzt. Exemplare von A befinden sich in Berlin, Breslau (H. Gall. II. Oct. 100), Darmstadt, Dresden, München (Gall. g. 73), Wien (Hofbibliothek, beigebunden dem Reveille matin 1593) und Wolfenbüttel.

Die Ausgabe C führt den Titel:

Offenlichs vnd inn
warhait wolgegrünts Außschrei-
ben / der vbelbefridigten Ständ inn
Franckreich / die sich Mal Content nen-
nen: Inhaltend
Die Wunderlich Beschreibung
des lebens / verhaltens / thun vñ wesens der
Catherine von Medicis /
des neulich vnd nun Regirenden
Königs inn Frankreich Mutter.
Darinnen grüntlich weis vnd weg / da-
durch sie sich inn die Regirung des Reichs einge-
schlaifet / auch solche noch alleweil zu verderb
vnd vntergang desselbigen stat vnd
wolfart / vnrechtmäsig vor-

hält / beschrieben
würd:
Aus dem Französischen inn Teutsch
gebracht / durch
Emericum Lebusium.

o. O. u. J. 68 Bl. in 8°. Sign. An—Js. Die gesperrten Worte rot. Exemplare von C in Berlin (Qw 6146 und Qw 8557), Breslau (H. Gall. II. Oct. 99),[1] Darmstadt, Dresden, Wolfenbüttel.

Das Buch ist eine Verdeutschung der anonymen Schrift: Discours merveilleux de la vie, actions & deportements de la royne Catharine de Medicis ... Paris 1563. Diese Jahreszahl ist natürlich falsch.[2] Die Schrift ist geschrieben während der Regentschaft der Königinmutter, also nach dem Tode Karls IX. (30. Mai) und vor der Ankunft seines Nachfolgers Heinrich III. aus Polen in Frankreich (5. September 1574). Sie erschien also sicher im Herbste 1574. Die lateinische Ausgabe dieser Schrift: Legenda S. Catharinae Mediceae reginae matris, vitae actorum ... vera enarratio hat die Jahreszahl 1575.[3] Unsere drei deutschen Ausgaben erschienen ohne Jahresangabe. Man hat die Veröffentlichung dieser Übersetzung ins Jahr 1575 gesetzt. Es ist auch das einzig mögliche Datum wenigstens für die erste Ausgabe, denn als neue Zeitung und als Kampfschrift gegen die Regentschaft Katharinas durfte sie nicht später erscheinen. Vor 1575 aber kann ihre Veröffentlichung auch nicht angesetzt werden, weil Fischart in dieser Schrift, wie wir noch sehen werden, beeinflußt erscheint von dem 1575 veröffentlichten Reveille Matin.

Als Verfasser des anonym erschienenen Discours merveilleux wird allgemein Henricus Stephanus (Henri Estienne) bezeichnet.[4] Er giebt sich im Gegensatz zu Philadelphus als hugenottenfreundlicher Katholik. Während im Reveille die papistischen Personen des

[1] Dem erstgenannten Berliner Exemplar ist beigebunden der Reveille matin 1575, dem zweiten Berliner und dem Breslauer sind außer dem Reveille beigebunden die Schrift: Vita Amiralii, Warhafftige Beschreibung von dem herkommen und leben des ... Herrn Caspars Colygni. Auß dem Latein. o. O. 1576. Eine sehr sympathische Lebensbeschreibung des Admirals Coligny, bei der nebenbei gesagt nichts für Fischarts Autorschaft spricht.

[2] Es war damals in Frankreich üblich, politische Kampfschriften aus Vorsicht mit falschen Angaben des Druckorts und der Jahreszahl zu versehen. So erschienen z. B. des Junius Brutus Vindiciae contra tyrannos 1582 mit der Angabe 1579. Der Druckort dürfte auch nicht Paris, sondern Genf gewesen sein.

[3] Spätere Ausgaben mit den Jahreszahlen 1575, 1576, 1578 und noch aus dem 17. Jahrhundert zählt Weller auf im Serapeum 1858, S. 64. Ebenda erwähnt er eine englische und eine holländische Übersetzung.

[4] Biographie universelle 13, 114. — Besson S. 273—274 meint, der französische Reveille und der Discours rühren von demselben Verfasser her. Eine Ansicht, die ich nicht teilen kann. Vgl. Martin a. a. O. 9, 388.

Gesprächs sich „zu Gott bekehren", vertritt der Discours den Standpunkt, man hätte die Hugenotten nicht niedermetzeln, sondern durch Belehrungen zum alten Glauben bekehren sollen. Das mag eine Maske sein. Zweifellos ist der Verfasser den Katholiken nicht grundsätzlich feindlich gesinnt, sondern gehört zu der (nach der Bartholomäusnacht auch unter den Katholiken großen) Partei der Unzufriedenen, die eine Vereinigung aller national denkenden Männer beider Konfessionen zur Abschüttelung der tyrannischen grausamen Herrschaft der Königinmutter und zur endlichen Beseitigung der Bürgerkriege anstrebten.

Unter den vielen hugenottischen Kampfschriften, die nach der Bartholomäusnacht in französischer und lateinischer Sprache veröffentlicht worden sind,[1]) richtet der Discours die schärfsten Pfeile gegen die Königinmutter. Diese Schrift enthält eine haßerfüllte Beschreibung des Lebenslaufes der Königin. Das Geschlecht der Mediceer, die Jugend Katharinas werden möglichst abfällig geschildert. Namentlich aber werden alle die Ränke, gewissenlosen Handlungen und Verbrechen aufgedeckt, die sich die Königin seit dem eigentlichen Beginn ihrer Herrschaft (seit 1560) zu Schulden kommen ließ. Wie sie, die Fremde, über das Vaterland Unfrieden, Verderben und Verwirrung brachte, die beiden großen Parteien durch Wortbruch und Hinterlist gegen einander hetzte, um die Häupter des französischen Adels zu verwüsten. Wie es ihr nicht um die Wahrung des Katholicismus, sondern nur um die Festigung ihrer tyrannischen Herrschaft zu thun sei! Wiederholt wird darauf hingewiesen, daß sie ihre Praktiken und Kniffe den Lehren ihres florentinischen Landsmannes Macchiavelli verdanke. Nachdrücklich wird ihre persönliche Schuld an den Verbrechen der Bluthochzeit hervorgehoben. Zum Schluß fordert der Verfasser alle wahren Franzosen auf, die unrechtmäßige Regentschaft abzuschütteln.

Der Übersetzer der deutschen Ausgabe, also des Öffentlichen Ausschreibens nennt sich Emericus Lebusius. Die Verdeutschung des Discours, die sehr genau und sorgfältig ist, hat also wahrscheinlich derselbe uns unbekannte Mann besorgt, wie die Verdeutschung des Reveille. Fischart hat auch hier die Korrektur gelesen. Er scheint aber auf die Stilisierung des Öffentlichen Ausschreibens schon in der ersten Ausgabe einen sehr starken Einfluß genommen zu haben. Wir finden schon in A ausgesprochen Fischartische Redewendungen und Wortbildungen, den von ihm sehr geliebten Accusativ cum infinitivo, zweigliedrige Formeln (Fremd-

[1]) Vgl. Martin a. a. O. 9, 388 und Weller im Serapeum 19, 31—32. 46—48. 58—64. 78—80 und Weller, Die ersten deutschen Zeitungen (Bibliothek des litterarischen Vereins 111) S. 222 ff.

wort und Übersetzung), lange Reihen von Synonymen für wenige Wörter des Originals, kleine Abschweifungen und Zwischenbemerkungen, Sprichwörter und Vergleiche. Wenige Beispiele werden ja genügen.

domination tyrannique: [A 5ᵃ] „tyranney vnd Halsherrschung.“[1]) — lesquels j'estime devoir estre plutost choisis qu'aucuns autres. [A 7ᵃ f.] „welche ich vor anderen zum Exempel herauszulesen sein achte.“ — Mais si tost qu'il fust assis en la chaire Papale, estant monté là où il pretendoit, chascun commença à le mesconoistre et appercevoir la tromperie. Il sema ... [A 7ᵃ] „So bald er aber auff den Bäpstlichen Stuel gerieth vnd die langgesuchte Schlüssel merket gefunden sein, da erkandte man erst den vermummten Fuchs im Hünerhaus vnd merckt seinen gespielten trug. Dann er begunt gleich, da jhm die Schlüssel in der hand erwarmeten“ ... — maqueraux, boufons, flateurs et gens de semblables mestiers [A 7ᵃ] „leichtfertige Personen, Rufianer,[2]) Kuppler, Hurenwirt, Gauckler, Springer, Däntzer, Spillent, Schalcksnarren, Verräther vnd Schmeichler inn allerhand schandprofessionen.“ — brouillonne [B 5ᵇ] „Wirrewarrmacherin.“ — usurpation tyrannique [B 6ᵇ] eine tyrannische „eigenbewältigung vnd zubeeignung des Reichs.“ — la reine fit declarer Majeur le Roy son fils [C 8ᵇ] „laßt die Königin jhren Son majoren, das ist vberjärig vnd aus vogtbaren minderjaren manbar erklären vnd ausschreiben.“ — suivant le conseil du duc d'Albe, de prendre les saumons plutost que les grenouilles [D 2ᵇ] „da lag jr allzeit die schöne Lehr des Hertzogen von Alba im sinn, nämlich wie sie viel eher die Salmen als die Frösch möcht fangen, dieweil wie der alt Fischfresser sagt ein Salmenhaupt besser als neuntzig Frösch sein solt.“[3]) — qu'il se battroient en quelque rencontre [D 2ᵇ] „das sie, so sie zusammenstossen, einander gut Ding abklopffen vnnd das fechtin machen, jren damit ein lustig Schauspiel anzurichten.“ — traict, que cette femme à bien retenu de son Machiavel [F 6ᵛ] „welche erbar stucklin die Königin sehr wohl aus jrem Florentinischen authore Machiavelli hat behalten.“ — faire bonne mine ains au contraire on les y met à tous les jours, à tous mestriers, à tous hazars. [G 2ᵃ] „vnnd spiegelfechten zu treiben, sonder im gegentheil übt man den sorglichsten ernst, man führet sie tag für tag an zu aller bosselarbeit, zu den gefärlichsten wagstricken (C wagstüken).“[4]) — [H 3ᵃ] Zusatz: „Daß Hemmet ligt näher an, als der Rock.“

Auch in A sind schon viele Citate und Sentenzen des Originals in Versen wiedergegeben, und zwar die folgenden:

l'amour .... qui bien souvent mesme il couple les sceptres avec les houlettes qui joint les palais avec les cabanes? [E 4ᵃ] „Vnd wie einer reimet:

Die Lieb so wunderlich oft gefellt,
Daß sie den Scepter oft gesellt
Zum Hirtenstab vnd offt vermählt
Mit Strohütten eins Königs Gzelt.“

---

[1]) Vgl. Ehezuchtbüchlein S. 147 und unten S. 548.

[2]) Vgl. Praktik (Braune, S. 12), Armada Vers 217.

[3]) Diese Erweiterung ist echt Fischartisch. Im Bienenkorb 137ᵇ teilt Fischart den gleichen Ausspruch mit.

[4]) Hier mehrere Ausdrücke, die Fischart liebt, z. B. „Bosselarbeyt“ Ehezuchtbüchlein S. 216, „spiegelfechten“ Eulenspiegel Vers 417, vgl. auch Vers 354 und andere.

Or à qui veut faire mourir quelqu'un, ne manque jamais occasion [H 3ᵇ] „Da gehts wie man ſagt:

Wann man kurtzumb einen Todt will haben,
Kan man bald ein vrſach von Nägeln ſchaben,
Vnd welcher ſchlagen will ein Hund;
Bald ein Stecken fund."

(Erſt in C in vier Zeilen abgeſetzt.)

Ainsi que souvent les sages faignent de donner liberalement à quelques personnes ce qu'ils ne leur peuvent oster [J 1ᵃ] „wie man dann ſpricht:

Geſcheid Leut ſtellen ſich offt eben,
Als ob ſie eim gutwillig geben,
Drauß ſie ein nicht mehr mögen heben."

Ce qu'il promettoit en intention de le tenir, personne ne le pouvoit plus croire.

[A 8ᵃ] „Das daſſelbig, was er in meinung zuhalten verhieß,
Niemand in meinung zuglauben zuließ."

Qui a le corps prisonnier ne peut avoir la langue libre.

[J 1ᵇ] „Deren Leib gfänglich ſind bezwungen,
Können nicht haben freie Zungen."

Bref elle nous fait payer la corde, dont elle pretend nous pendre ci apres. [J 3ᵇ] „Kürtzlich

Sie zwingt vns zuzalen den Strang,
Daran ſie vns darnach hang."[1])

Und aus der Vorrede zwei Sprüche, die in C abgeändert worden ſind. Ce seroit une pauvre vengeance pour tant de maux qu'elle nous a fait. A [A 3ᵃ] „ach das wer, wie einer reimet eine elende rach für jhre ſo vielfaltige vbelthat vnd ſchmach."

C [A 3ᵃ]. „Dann wie einer reimt:

Sind wort ain onmächtige rach
Gegen mächtiger gwaltſamer ſchmach."

Suivant le dire du Poëte. Que le naturel est caché au terroir. A [A 3ᵇ] „Dieweil nach des Poeten Spruch: inn eim jeden Land vnd jeder Erd: Steckt ſein ſondere art vnd geberd: Vnd ein Land artet die Leut / Wie das Roß die Weid."

C [A 3ᵇ] „In aim jden Land vnd Erd
Steckt ſondere Art vnd geberd
Vnd ain Land artet die Leut
Gleich wie das Roß die Waid."[2])

Noch ſichtbarer erſcheint Fiſcharts Anteil an den Textänderungen der Ausgabe C. Das „Offenlichs Ausſchreiben" iſt zweifellos bei

---

[1]) Die lateiniſche Faſſung weicht hier und anderwärts vom Deutſchen und Franzöſiſchen ab: Denique funem et vincula volt a nobis persolvi, quibus aliquando manus nostras et colla vinciri iubebit. Vgl. unten S. 540 Anmerkung 4; das beweiſt natürlich, daß die franzöſiſche Faſſung die Vorlage war.

[2]) Die Einführung dieſer Sprüche geſchieht ganz in der Art, wie ſonſt bei Fiſchart, ſo im Troſtbüchlein, im Ehezuchtbüchlein und anderwärts.

Jobin erschienen. Es zeigt dieselben Typen und die Fischartische Orthographie, deren sich dieser Straßburger Verlag damals bediente. Das ist bei A nicht der Fall, womit ich aber nicht behaupten will, daß A anderwärts erschienen wäre.[1]) Fischart hat für diese Ausgabe den Text noch einmal durchgesehen und in vielen Einzelheiten geändert. Aus der Art der Änderungen ist C ganz zweifellos als die spätere Ausgabe zu erkennen.[2]) Der Wortlaut ist nun noch viel Fischartischer geworden. Seinem Hange zu Erweiterungen giebt er hier, wenn auch in bescheidenem Ausmaß, in Beiwörtern, Zwischenbemerkungen, Redensarten, zwei- und dreigliedrigen Formeln u. s. w. nach, statt des Pronomens setzt er nun gerne einen bezeichnenden Ausdruck, namentlich drastische Scheltwörter für die bestgehaßte Königinmutter.

Ich wähle wieder nur wenige Beispiele für die Varianten von A zu C aus.

[A 4ᵃ] A „spitzfündigkeit"] C „dückischer Art." — A „das Toscanerland" C fügt hinzu: „oder Hetrurien." — A „der etwas guts zusamenbracht"] C „raspelt." — les massons un marteau ou une truelle, les tailleurs des ciseaux et ainsi des autres. (Die Handwerker wählen sich ihre Merkzeichen) A „als die Maurer ain Hamer oder Mörtelkell, die Zimmerleut ein Achßt oder Richtscheit, die Bader Schrepffhörnlein, die Schnitzer vnnd Steinmetzen setzame Vögel vnnd andere jhrer Gattung gezeug."] C „stainhamer . . . Grotteschische Vögel vnd sonst grillen."[3]) — Jamais matin n'aima levrier. [A 5ᵃ] A „Vnd derwegen so nach gemeinem sprichwort der Baurenrüde nimmer nicht dem Jagwind hold ist."]

C „Der Baurenrüde allzeit neidet
Den Jagwind vnd in nicht wol leidet." —

Ceste finesse ne se peut appeller vertu, dautant que les actions vertueuses n'on autre but que la vertu et perdent ce nom incontinent qu'elles visent ailleurs. [A 6ᵃ] A „Das kan man kein tugend nennen: wie es etliche auff Machiavellisch[4]) gern wolten beschönen: Dan tugenthaffte thaten sehen auff kein ander forhaben dan die tugend: Vnnd verlieren den Namen gleich als bald sie zu eim andern zweck gericht werden.]

[1]) Die Unterschiede in der Orthographie beider Ausgaben zeigen die nachstehenden Beispiele.

[2]) Im „Offentlich Ausschreiben" sind aus dem Original nur einige Blätter am Schlusse weggelassen, nämlich der Vergleich zwischen Katharina und Brunhilde, wahrscheinlich deshalb, weil schon im Reveille ausführlich davon die Rede war. Der Übersetzer sagt hierfür nur [J 4ᵃ]: „dann sie (Catharina) hat auch die aller berhümbteste an bösen stucken, die Brunhildin vbertroffen, wie der, so sie gegen einander hellt, leicht mag spüren vnnd auffs nechst nicht soll vergessen werden jhr gäntzliche vergleichnung hie anzuhencken." Die gesperrten Worte fehlen in C, das dadurch auch als jüngere Ausgabe bezeugt wird.

[3]) Vgl. dazu „Die Grille Krottestisch Mül" von Fischart und „grillische, grotteschische trüg" Geschichtklitterung 17.

[4]) Von Machiavelli ist knapp vorher, und zwar nur im französischen Text die Rede.

C „Weil Rechte thugend wird erkent,
Wan sie sich, wie sie anfangt, end.
Dan wan sie sich auf laster lendt,
Ist schon ir nam gewendt vnd gschänt."

[A 6b] A „da sie ein jeder besser, als vnter verwirten zerrüttungen einer Satt schauen mag, sind auffgestellet vnd erhöret worden."] C „da sie aim jden besser, als vnter auflauf des Pöfels im gesicht vnd for augen stehn, sint u. s. w." non arbitrati, Catharinam posse aliquando in Regiam familiam nubere, illam urbi suae exitio et excidio fore. | n'imaginans pas qu'elle deust jamais estre mariée si haut, pensoyent qu'elle deust estre occasion de la ruine de leur ville. [B 2b] A „jhnen nit wol einbilden konten, das sie jhr leben lang solt hoch verheurat werden, vermeynend sie möcht ein vrsach werden verderbens jhrer Statt."] C „dieweil das vorgesagt vnglück so bald vber jr stat vnd Vatterland gehn möchte." — A [B 7b] „daß sie schwerlich daraus zuentsetzen weren"] C „aus dem sattel zuheben weren." — A [E 4a] diß] C „libthat." — A [E 8b] „sie"] C „die giftthex." — A [F 1a] „Die Königin nimet sich an"] C „die Königin wust dem ast bald ain beihel, nimet sich an." — A [F 1a] „sie"] C „vnser Crocodilin." — C [F 7b] Zusatz: „Fraw Regentin von Butzgnaden." — A [H 3b] „sie"] C „die schöne Plutzrichterin." — Und so mehrere.

Ich verfolge diese Varianten nicht weiter, sondern gebe nur noch die eingestreuten Verse, die C aus sentenzartigen Äußerungen von A neugebildet hat. Diese und die schon früher citierten Reime des „Offenlichs Ausschreiben" müssen zu den bisher bekannten gereimten Sprüchen Fischarts hinzugefügt werden. Nur einige wenige Sprüche aus A hat Kurz (in seiner Ausgabe 3, 78—81) veröffentlicht. Die in A unübersetzt gebliebenen Citate des Originals hat Fischart für C nicht übertragen, weil er überhaupt bei dieser Revision nicht wieder zum Original zurückgegriffen hat. Ich gebe nun die weiteren Reime Fischarts aus C:

Für: dont le proverb demeura, que son Pontificat demeuroit encor apres sa mort C [A 7b] „davon das sprüchwort kam

Das seine Bäpstliche macht
Auch nach seim tod noch wacht."

mais il estimoit sottise de tenir sa foy, si on n'y avoit du profit.

C [A 8a] „Kinderwerk sei zu halten glauben,
Wan man daraus kain nuz mag klauben."

suivant le dire des anciens, qu'au gouvernement, plus qu'en aucune autre chose, on connoit le naturel d'une personne.

C [B 4b] „Nichts offenbart ains Menschen art
So klar, als wan er gewaltig ward."

qu'elle voulait (à la mode de son pais) se monstrer bonne mesnagere en peu, pour derober chose d'importance. C [B 5a] „das sie nach jres Landsfitt:

In wenigen wolt sein sehr sparsam
Das sie in vielem mehr abtrag gwarsam."

qu'il estoit plus aisé et plus à propos de luy en fermer la porte, que de l'en chasser quand elle y seroit entrée.

C [B 5b] „Das leichter sei for aim das thor zugschlossen
Als, so er drein kommt, ain draus zustosen."

mais nous boirons toujours d'un mesme vin. C [J 2b] „so wird doch nur

Das Gift geändert sein
Aber eben sein der Wein,
Oder ein anderer Wein
Und eben das Gift sein."

Höchst merkwürdig ist es zweifellos, daß Fischart in diese sicher von ihm revidierte und von Jobin verlegte Ausgabe C seine sieben Sonette, die in der ersten Ausgabe A mit seinem Pseudonym „Huldrich Wisart" versehen erschienen waren, nicht wieder aufgenommen hat.

Die Ausgabe B nun zeigt ganz genau (auch typographisch) den gleichen Titel wie C, dieselben Typen und wie C Fischartische Orthographie dieser Zeit, jedoch nur bis zur Mitte, bis zum Beginn des Bogens E. Im Wortlaut hingegen stimmt sie nicht mit C, sondern durchaus wortwörtlich mit A überein, und bringt auch die Sonette. Alle die oben erwähnten Abweichungen der Ausgabe C, die neu eingefügten Verse u. s. w. hat B nicht. Es zeigt an allen diesen Stellen den Wortlaut von A. Die Ausgabe B (o. O. u. J. 72 Bl. in 8°. Sign. A ii — J v), die also eine merkwürdige Zwischenstellung zwischen A und C einnimmt, befindet sich, so viel mir bekannt ist, in Berlin (Qw 8559), München (L. eleg. m. 730)[1]) und in Wien (Hofbibliothek SA 59, F 87).

Ich kann mir das Verhältnis der drei Ausgaben zu einander nur folgendermaßen erklären: zuerst erschien A noch im Jahre 1575 unter Beteiligung Fischarts an der Verdeutschung, mit seinen Sonetten, und zwar möglicherweise nicht im Verlage Jobins. Die Schrift wurde ihres aktuellen Inhalts wegen viel verlangt und so entschloß sich Jobin rasch zu einer neuen Auflage B mit neuem Titel und mit Fischarts Orthographie. Der Druck aber wurde mit solcher Eile hergestellt, daß man sich von Bogen E ab gar nicht mehr die Zeit und die Mühe nahm, die neue Orthographie durchzuführen. Bald wurde eine neue Ausgabe notwendig C und da für deren Herstellung mehr Zeit vorhanden war, entschloß sich Fischart zu einer einschneidenden Redigierung des deutschen Wortlautes. Die Sonette aber wurden jetzt weggelassen. Der Grund hierfür wird schwerlich sicher anzugeben sein. Hatten sie ihres heftigen Tones wegen Anstoß erregt, oder hat sie Jobin, dem es nur um die neue Zeitung zu thun war, als überflüssig fallen lassen?

[1]) Beide Exemplare sind zusammengebunden mit dem Reveille matin von 1575, das Münchener Exemplar außerdem mit mehreren anderen Schriften.

Diese sieben Sonette Fischarts, die ja allgemein bekannt sind,[1]) bilden eine Art Sonettenkranz und geben die Tendenz des „Öffentlichen Ausschreibens" in Kürze wieder. Namentlich das 7. Sonett mit der Aufforderung an die Franzosen, die widerrechtliche Regentschaft eines Weibes abzuschütteln, schließt sich unmittelbar an die letzten Absätze des übersetzten Werkchens an.[2])

Aber auch vom Reveille Matin hat Fischart Anregungen für seine Sonette erhalten. Er bezeichnet hier die Königinmutter mit Anspielung auf den gallischen Hahn als Henne, die mit ihrer Herrschsucht ausgehe, alle Männer auszurotten oder zu Kapaunen zu entmannen. Das Bild lag ja natürlich sehr nahe. Aber der Anfang seines ersten Sonettes:

In dem Hauß, spricht man, stehts nicht wol
Vnd muß gewiß was böß gemanen,
Wann die Henn kräht vber den Hanen

folgt wörtlich dem Satz aus dem Reveille Matin S. 19: He Dieu que la maison est malheureuse, quand la poule y chante plus haut que le coque. Was nun die angewendete Form des Sonettes betrifft, so ist es bekannt (vgl. Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung S. 57—62, wo auch eine genaue Beschreibung der Form von Fischarts Sonetten gegeben wird), daß, abgesehen von dem einen Sonett Christof Wirsungs (einer Übersetzung aus dem Italienischen 1556), Fischart den ersten Versuch gemacht hat, diese aus Italien stammende Form in Deutschland einzubürgern. Es war naheliegend zu vermuten, daß er hierbei französischen Mustern gefolgt ist, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts reichlich vorliegen. Ich kann aber jetzt unmittelbar auf jenes französische Sonett hinweisen, das ihm die Anregung geboten hat, diese Form zu einem litterarischen Angriff auf Katharina zu verwenden. Im Reveille Matin, und zwar nur in der französischen (nicht in der lateinischen) Ausgabe wird S. 126 f. ein Sonett citiert, das fünf Jahre vorher auf die Königinmutter gedichtet worden ist. Es lautet:

[1]) Abgedruckt bei Schade, Weimarisches Jahrbuch 2, 61—63 nach A. Bei Hauffen 1, 399—402 nach B. Beide Fassungen weichen voneinander nur in geringen orthographischen Verschiedenheiten ab.

[2]) Die Aufforderung des 7. Sonettes: „Erweist, das jhr von Teutschen kommen | Von Francken frey, den alten, frommen" erinnert an die Bezeichnung „Teutschen Francken vnnd Franck-Teutschen" in der Geschichtklitterung S. 31. Fischarts Verse im Anti-Machiavell (vgl. Euphorion 6, 674) berühren sich wörtlich mit diesem 7. Sonette. Vgl. zu den eben citierten Versen Anti-Machiavell: „Jr hießt wol etwan Francken frey | Weil euch bejocht kein Tyranney." Ferner Sonett VII, Vers 11 f.: „Dann so kein frembden Han jhr duldet, der euch herrsch . . ." und Anti-Machiavell: „Kein Han kein frembden leidt im Hauß."

Lors qu'un zele bastard, enfant de l'ignorance
Ton Henry furieux incitoit à pour suyvre
Par feu, sang et tourmens, ceux qui desiroyent vivre
En la crainte de Dieu sous son obeissance,

Lors d'une voix commune on bruyoit en la France,
Que (du monde caduc ta pensee delivre)
Des mains, des yeux, du coeur, sans ceste au sacré livre
Tu recerchois de Dieu la vraye cognoissance:

Mais ayant savouré par ton libre refuage,
L'imperieux honneur, nay de ton mariage,
Il ne faut s'estonner (aussi n'est-il estrange)

Si lon ta soudain veu deschoir de telle grace,
Car la truye a de propre et tient cela de race,
De retourner au baing de se premier fange.

Dem Übersetzer Lebusins erschien die Nachbildung dieser Form zu schwierig und er hat es darum (L 6[b]) nur in der folgenden schlichten Prosafassung übertragen:

Zu der zeit, als dein Ehegemal König Heinrich durch ain vnrechten eifer vnd aus vnwissenhait getriben warde mit Fewer vnd mit Schwert diejenigen heftig zuverfolgen, die nach Gotes Wort begerten zuleben vnd doch jhrem König allen gehorsam zulaisten, da gienge ain gemain geschrai in Frankreich, das du, Catharina, die zergängliche Welt hindan gesezt, mit allem ernst vnd one vnterlaß nach der waren erkantnis Gotes in seiner hailigen Schrift von herzen thetest forschen. Nach dem du aber durch deinen Witwenstand zum Regement komen vnd der Ehrgeiz dich besessen, so bistu widerum von gemelter gnaden abgefallen: welches gleichwol nit zu verwundern noch selzam ist, dan dises ist der Sáu natur vn aigenschaft, das sie sich nach dem Bad widerum im Kat walzen.

Fischart, der das Original des Reveille gesehen hat, ist sicherlich dadurch angeregt worden, die ersten politischen Sonette in deutscher Sprache zu verfassen.

3. Le vray Patriot. Das ist Getrenes Ermahnen 1579 und andere Flugschriften aus den Niederlanden.

Ehe ich diese Gruppe der niederländischen Flugschriften bespreche, erscheint es mir erforderlich, wenigstens die wichtigsten der ihnen zu Grunde liegenden geschichtlichen Ereignisse in möglichster Kürze in Erinnerung zu rufen.

Als der Nachfolger Albas, der spanische Oberstatthalter Requesens y Zuniga, unter dessen Regierung die Unabhängigkeitsbewegung der nördlichen holländischen Provinzen durch Wilhelm von Oranien große Fortschritte gemacht hatte, am 5. März 1576 gestorben war, übernahm der Stadtrat von Brüssel die provisorische Regierung. Die verwilderten und herrenlosen spanischen Truppen aber, denen man den Sold schuldig blieb, gingen nun allmählich zu offener Meuterei und den ärgsten Ausschreitungen über. Alle ihre

Schreckensthaten überboten sie durch die greuelvolle Verwüstung und Plünderung der Stadt Antwerpen am 4. November 1576. Diese Ereignisse drängten auch die südlichen Provinzen zu entschiedener Gegenwehr. Und so vereinigten sich denn in der Genter Pacifikation vom 8. November 1576 alle siebzehn niederländischen Provinzen zur Abschüttelung der spanischen Herrschaft.[1])

Der neue spanische Oberstatthalter Don Johann von Österreich wurde thatsächlich genötigt, April 1577 die spanischen Truppen wegzusenden, und war zunächst außer Stande, die Regierung auszuüben. Die Einmütigkeit der Generalstaaten aber wurde bald gelockert, da die südlichen französischen Provinzen der Niederlande von der Übermacht des calvinistischen germanischen Nordens eine Schädigung ihres Katholizismus befürchteten. Als nun der Prinz von Oranien auch zum Gouverneur (Ruwart) von Brabant ausgerufen wurde, berief der zwar antispanische, aber streng katholische Adel der südlichen Provinzen (Oktober 1577) insgeheim den jungen Erzherzog Matthias, den Bruder des Kaisers Rudolfs II., ins Land. Matthias hielt im Januar 1578 seinen Einzug in Brüssel. Oranien ließ es zu, daß der Erzherzog zum General-Gouverneur oder Oberstatthalter der Niederlande gewählt wurde, behielt aber als dessen General-Lieutenant thatsächlich die Macht in der Hand. Matthias, vom Kaiser in Stich gelassen, konnte auch nur seine Person und seinen Namen bieten, darum mußten sich die Niederländer, sobald die Verhältnisse wieder ernster wurden, um anderweitige Unterstützung umsehen.

Anfang 1578 ergriff Don Johann mit den zurückgekehrten spanischen Truppen wieder die Offensive und besiegte die Verbündeten am 31. Januar in Gembloux. Als nun der Prinz von Oranien gegen Don Johann deutsche Hilfstruppen unter Johann Casimir Pfalzgraf bei Rhein herbeirief, wollten die südlichen Provinzen dem eine Hilfsleistung von mehr katholischer Farbe zur Seite stellen und in ihrem Namen forderte Graf Lalaing den Herzog Franz von Anjou und Alencon auf, in die Niederlande zu kommen. Der Herzog, der seit dem Paix de Monsieur, Mai 1576, ein großes Gebiet in Frankreich mit fast souveräner Gewalt beherrschte und sich auf eigene Hand in auswärtigen Angelegenheiten bewegte, erschien gegen den Willen seines Bruders, des französischen Königs, doch nicht ernstlich von ihm behindert, mit 10.000 Mann in Mons und schloß mit den Generalstaaten am 15. August 1578 einen Vertrag, wonach er

[1]) Diese Ereignisse schildert eine bei Jobin veröffentlichte Schrift: „Antorfische Zeitung. Grüntliche vnd kurze Beschreibung der Vrsachen der Niderländischen Empörungen . . .“ 1577, die, wie bereits Englert (in der Alemannia 19, 116 f.) gezeigt hat, von Fischart oder doch unter dessen Mitwirkung aus dem Französischen übersetzt worden ist. Ich gehe darum hier nicht weiter darauf ein.

zum Schirmherrn der niederländischen Freiheit wider die Spanier erwählt wurde. Doch bei der allgemeinen Verwirrung und Unklarheit, bei dem gegenseitigen Mißtrauen der verschiedenen Parteien kam es zu keinem größeren Unternehmen gegen den gemeinsamen Feind, hingegen zwischen den katholischen Wallonen und den protestantischen Vlämen zu blutigen Zerwürfnissen. Nur einige unbedeutende Festungen gewann der Herzog von Anjou den Spaniern ab und nachdem Don Johann gestorben war, kehrte er im Januar 1579 mit seinen Truppen nach Frankreich zurück.

Auf diese Ereignisse beziehen sich eine Reihe von politischen Schriften, die in den Niederlanden zumeist in französischer Sprache veröffentlicht worden sind. Vor allem die Flugschrift: Le vray Patriot aux bons Patriots. Ecclesiastic 4 vers 33 Comba . . . ennemis. A Mons. De l'imprimerie de Joos Hoste. 1579. 8°. 40 numerierte Seiten. Am Schlusse: Fin. (Exemplar in Zürich Gal XVIII 190). Sie ist also zu Bergen im Hennegau gedruckt und rührt von einem protestantischen Vlämen, wahrscheinlich einem Genter her. Der ungenannte Verfasser wendet sich vor allem gegen die südlichen katholischen Provinzen, welche die durch die Genter Pacifikation hergestellte Einmütigkeit der Niederlande wieder gestört und gebrochen haben. Er antwortet insbesonders auf ein verläumderisches Ausschreiben des hennegauischen Adels und verteidigt im Einzelnen gegen weitere Anwürfe aller Art die freiheitliebenden protestantischen Landschaften und Stände, vor allem die Stadt Gent, die sich innerhalb der Wirren zu einer Art selbständiger Republik entwickelt hatte. Er macht den Gegnern bittere Vorwürfe, daß sie wallonische Meuterer gegen die flandrischen Städte ausgeschickt und daß sie den Herzog von Anjou zur Hilfeleistung herbeigerufen haben. Er spottet über die kläglichen, ergebnislosen Unternehmen des Herzogs und warnt auch in Hinkunft vor diesem Schirmherrn der Freiheit, der in seinem Vaterlande sich durch Treubruch und tyrannische Grausamkeit verhaßt gemacht habe. Er wirft den katholischen Landsleuten vor, daß sie den Spaniern in die Hände arbeiten, denn die römische Religion wieder aufrichten, hieße Tyrannei und blutige Verfolgung einführen. Er ergeht sich in den heftigsten Ausfällen wider das Papsttum und meint unter anderem, das Bilderstürmen der Genter gegen die unempfindlichen Götzen von Stein und Holz sei doch lange nicht so schlimm gewesen, wie das Martern von Tausenden lebender Ebenbilder Gottes durch die spanischen Priester. In flammenden Worten ermahnt er seine Niederländer zu einmütigem kräftigen Widerstand gegen den spanischen Erzfeind.

Wie berechtigt die Warnungen des anonymen Verfassers waren, sollten die nächsten Jahre erweisen. Johanns Nachfolger, der Statt-

halter Alexander von Parma, zog bedeutenden Nutzen aus der Gegnerschaft der nördlichen und südlichen Provinzen, die sich in der Union zu Utrecht und in der Gegenunion zu Arras 1579 gesondert hatten. Er vereinigte sich mit den Wallonen und sein erster großer Erfolg war die Eroberung der Stadt Mastricht, die nach langer Belagerung am 29. Juni 1579 unter entsetzlichem Blutvergießen eingenommen wurde. Um sich zu retten, sahen sich die nördlichen Provinzen genötigt (trotz dem Widerstande Gents), den Herzog von Anjou zu ihrem Fürsten unter bestimmten Bedingungen zu wählen. Der Herzog nahm im September 1580 an und zog ein Jahr darauf abermals mit einem Heere in die Niederlande, doch statt entscheidende Schritte gegen die Spanier zu thun, versuchte er seine Macht auszunützen, um sich (zumal nachdem Matthias, Herbst 1581, nach Wien zurückgekehrt war) zum unbeschränkten Herrn der Niederlande aufzuwerfen. Sein blutiger Handstreich am 16. Januar 1583 mißlang infolge der Tapferkeit der Antwerpener. Um alles Ansehen gebracht, mußte der Herzog nach Frankreich zurück, wo er bald danach (10. Juni 1584) starb. Die Niederlande waren abermals den Spaniern ausgeliefert.

Die französische Schrift Le vray patriot ist ganz getreu ins Deutsche übertragen worden und zwar, wie wir mit Bestimmtheit sagen können, von Fischart. Denn am Ende der deutschen Ausgabe steht sein Wahlspruch Alors comme alors, der nicht, wie vermutet wurde, aus dem französischen Original stammt, sondern erst vom Übersetzer hinzugefügt worden ist. Sie zeigt ferner ganz und gar die Orthographie Fischarts, wie sie sich seit 1579 ausgebildet hatte (neben den früheren Kennzeichen nun ey statt ai für mittelhochdeutsch ei) und eine Fülle von Fischartischen Eigentümlichkeiten im Stil.

Der Titel dieser deutschen Ausgabe lautet:

Le vray Patriot &c.
Das ist:
Getreues Ermanen vnd
Außschreiben / deren inn den Niderlanden /
vm das gemeyn Heyl des Vatterlands sorgtragenden
vnd Eiferigen Stände / vnd sonderlich deren zu Gent inn Flandern / vnd anderer jrer Benachbarten.
Gestellt vnd außgangen auß sonderer wolmeynung an alle vnd jede liebe Auffrechte vnd Treuhertzige Mitlandsleut vnd Mit Stände: auch an jedermänigklich / so der Niderlanden gemeynen Wolstand gern
gut sehen vnd förderten.
Darinnen gründlich das vilfaltige verschreien vñ verleumden etlicher abgewichener oder Trenniger vermeynter Stände der Niderlanden / widerlegt / vnd die vnschuld der Flandrischen /

vnd anderer / welche nach der vnfälbarn Regul des Euange-
lij zureformiren begeren / offentlich dargethan wird.
Auß Frantzösischem treulich vertentschet.
Ecclesiast. 4. Vers. 33.

Kämpff für die Wahrheyt biß inn tod / vnd beschirme das Recht für deine Seele / vnd Gott der Herr wird alsdan für dich deine Feinde bestreitten.

Anno MDLXXIX.

(Die gesperrten Worte mit großen Lettern) o. O. 16 Bl. in 4° Sign. A II — D III. Dresden. Am Schlusse des Textes: Ende. Alors comme alors. Exemplare in Zürich (Gall. XVIII, 71.) Dresden, Berlin, Halle (Marienbibliothek). Ein zweiter Druck (Exemplare in München 4° Liturg 487 und Dresden) zeigt den gleichen Satz und weicht nur in orthographischen Einzelheiten ab. Dieser Druck B hat im Titel Zeile 3 Ermahnen. Zeile 6 in, Zeile 14 etlicher, Zeile 15 noch: vnd ande- Zeile 16 noch: -lij zu reformiren. (Vgl. Mensebach, S. 322.)

Aus der Übertragung seien einige für Fischart bezeichnende Beispiele angeführt: c'est Antechrist de Rome C 2ª „disem Antichrist vnd Oelgötzen von Rom". — la boutique D 4ª „Verrahtkammer vnd Gifftkuchen" (dazu die Randbemerkung): „Französisch verrhatkammer für Rahtkammer". — la superintendence A 4ᵇ „die Oberhand vnd superintendentz". — Espagnols ou Espagnolisez D 4ᵇ „Spanier oder Verspagnolisierte". — nids des Tyrannes D 3ᵇ „die Tyrannennester vnd Trotzdenburger". — ces petits Tyranneux C 2ᵇ „dise junge kleyne Halsherrlin, Tyrannlein vnd Landzwingerlin". — vouleurs, brasqueteurs et assasins D 1ᵇ „Räuber, Gartenläuffer, Meuchelmörder vnd Nasse buben". — un peu chatoullieux D 2ᵇ „zu nahe rühret vnd das Würmlein inn die Nase pringen möchte". — Zusatz A 3ª „vnd wie man im Sprüchwort sagt, eyn andere Nase bekäme". Der Übersetzer nennt die römische Kirche C 2ª eine „Ertzhur" und „schöne Dirn", die katholischen Priester C 4ᵇ „gezeychnete, geschorene vnd geschworene geschöpff vnd köpff" und erinnert wiederholt, und zwar unabhängig vom Original an die Bartholomäusnacht, z. B. für ambitieux ecervelez, massacreurs François B 3ᵇ „taube wansinnige vnd gewinnsüchtige Frantzösische Mörder oder Bartholomeische Henckersbuben" und Randbemerkung B 2ᵇ „Parisische Bartholomäusschinder".

Der französische Autor setzt kurze Inhaltsangaben an den Rand. Fischart übersetzt sie, fügt aber außerdem Sprichwörter an den Rand z. B. A 2ª „Aufrecht heyßt dem arglistigen vnrecht". A 3ª „Eym Hafen sucht man eyn schwerern Deckel". „Was man der Gottseligkeyt schaffet, gehört auch der Vatterlandschaft" und zahlreiche Reimsprüche. Einige davon hat schon Weller (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1857 S. 8) mitgeteilt. Die dort fehlenden teile ich hier mit.

A 4ᵃ. Wo man auß neid in eym Schiff streit,
Da ist das ersauffen nit weit.

B 2ᵃ. Wer sein hauß stürmet
sehr übel eyns anderen schirmet.

C 1ᵃ. Des Wolffs schutz ist dem Schaf nichts nutz.

C 1ᵇ. Der Römischen Religion zwang
ist eyn neue Inquisition traug.

C 2ᵃ. Was schwächet man natürlichs Recht,
das man das vnnatürlich abergläubig Recht erfecht.

C 2ᵃ f. Teuffels Reich zumehren
wil man Gotts reich zerstören.

D 1ᵇ. Die sindt nit werd des Adels namen,
Die jr Vaterland beschamen.

D 3ᵃ. Das Vaterland vergleicht sich eym Krancken,
Wer recht nach gsundheit tracht
kein bitterkeyt der Artzeney acht.
Wust muß nur von eym mit vnlust.

D 3ᵃ. Kein frem̃t bedencken
Soll ware Patrioten sich zufristen abschrecken.

Von der Belagerung der Stadt Mastricht durch die Spanier 1579 war bereits die Rede. Auch diese Belagerung wurde in einer Zeitung beschrieben, die Fischart seinen Landsleuten vermittelte. Er that dies in der folgenden Publikation:

Neue Wunderzeitungen auß Franckreich
vnd den Niderlanden

I

Von dem schrecklichen hoh-
schädlichen abgeloffenen Gewässer / welchs
zu Pariß / inn den Vorstätten S. Marcells den neun-
ten Aprilis / dises MDLXXIX Jars / vnerhörter
schrecklicher weiß ist vrplötzlich eingefallen / vnd
mit vnsäglichem verlust abgangen.
Auß den glaubwürdigen / vnd mit Permission zu Pariß
getruckten Frantzösischen Zeitungen vertentschet.

II

Von der Ernsten Beläge-
rung der Wehrhafften Statt Mastricht: was
sich von anfang der Belägerung darvor: vnd darin-
nen für Angriff / Stürm / Vntergraben / Außfäll / Schar-
mützel / vnd ander Feindliche thaten biß auff den 9.
Junij gegenwärtigens 79. Jars haben
zugetragen.
Alles auß gewissen kundschafften vnd Schrifften zu-
samen gezogen vnd ordentlich beschriben.
ANNO MDLXXIX.

7 Bl. in 4° Sign. A_2—B_2 München (4° Liturg 487). Nürnberg. Zürich.

Daß diese Schrift von Fischart herrührt,[1]) läßt sich erschließen aus der Schlußbemerkung Alors comme alors und wohl auch aus stilistischen Gründen. Die erste Zeitung ist aus dem Französischen übertragen, die zweite, wie es scheint, aus mündlichen und geschriebenen (wahrscheinlich holländischen) Berichten zusammengestellt.

Die Vorlagen sind nicht bekannt. Es scheint aber, daß Fischart hier nicht einfach übersetzt hat, sondern daß er selbständiger vorgegangen ist. Zunächst mußten die Ereignisse der beiden Zeitungen, die miteinander nichts gemein haben, in einen inneren Zusammenhang gebracht werden. Dies geschah durch den folgenden einleitenden Satz: [A 2ᵃ] „Wie kan doch diſe Wanwitzige Welt noch eynige entſchuldigung heut fürwenden, das jren Gott nicht gleich ſo wol, als der welt vor der Sündflut genugſame Warnungen vnd deitliche Vorbottſchafften ſeiner Jüngſten Zukonfft thue: da ſie doch beinahe täglich bei ſich vnd vmb ſich herumb durch die vilfaltige ſchreckliche . . . wunder vnd zeychen augenſcheinlich vnd greiflich auffgemuntert ermanet vnd trenlich gewarnet wird . . . Vnd damit man anderer geſchweige: will man inn gegenwertigen zuſamen geordneten Waren zeytungen alleyn zwo von Chriſto eygentlich benente Vorbottſchafften jetzumal vorſpigeln: Als nämlich die vngewonliche Waſſergüß vnd die abſcheuliche Krieg vnd Blutvergüß.“ Diesen warnenden Worten, die wir ähnlich auch sonst von Fischart vernehmen,[2]) folgt eine kurze (in mehrere kleine Abschnitte zerfallende) Schilderung der Überschwemmung in Paris und der Opfer, die sie gefordert. Auch mit augenscheinlich selbständigen Zusätzen. Den Bericht über die Franziskaner-Nonnen, die sich durch S. Claudii Paternoſter von der Wassernot befreit haben, eröffnet er mit den Worten: „Aber gewißlich hat derjenig Fratz, ſo inn offentlichen truck folgende lächerliche Lugentenmäßige Fabel hat dörffen außſtrayen, keyn rechtes mitleiden mit den armen leuten gehabt. Dieweil er mit ſeim gedicht gleichſam der guten Layen inn jren Nöten ſpottet, vnd jnen die heyligkeyt etliches eingeſpertes Geyßlichen Kloſterfleyſches verweiſet vnd fürwürffet. Dann er ſchreibet (vielleicht vmb eyn Kloſterſupp darzu beſtellet das n. ſ. w.).“ Auch hier denkt er wieder des „Pariſiſch Hochzeitlich Blutbad“ und der „Bartholomäusſchinder“ ohne direkte Veranlassung.

Die zweite Zeitung beschreibt die vielmonatliche Belagerung der Stadt Mastricht, die vielen vergeblichen Versuche der Spanier, die Stadt zu erobern, reicht aber nur bis zum 9. Juni und schließt

[1]) H. Helbig hat diese Schrift gefunden und als Fischartisch erkannt. Vgl. Bulletin du Bibliophile Belge 20 (1864) S. 408—411.

[2]) So z. B. in der Vorrede zur „Wolfiſcherent Auffmunterung“. 1588. Vgl. Euphorion 3, 28.

mit der Hoffnung auf einen baldigen Entsatz durch deutsche Truppen und auf den Abzug der Spanier. An Fischart gemahnt Einzelnes in diesem kurzen Bericht, Wortspiele wie A 4ª „welche sich auff Guad auffgeben aber Spanische Misericordi mit Corden erfahren". Redensarten wie B 1ª „aber gleichwol kleyne Seiden darbei gespunnen".[1]) Ausführungen gegen „die Spanische Moranenköpff". A 4ᵇ „Darauß die Teutschen wol abnemmen können, wie die Vortheilsüchtige Spanier sie für Narren brauchen vnd an vergiessung des Teutschen bluts jren lust sehen."

In der Zeit, da Fischart als Schriftsteller wirkte, sind im allgemeinen zahlreiche Zeitungen, die sich auf die Niederlande beziehen, aus dem Französischen, Vlämischen oder Holländischen ins Deutsche übertragen worden: neben Schilderungen von Schlachten und Belagerungen, Beschwerden, Reden, Verträge, Kampfrufe, politische Erörterungen der Lage, Vorstellungen und anderes. Ich nenne in den Anmerkungen kurz Titel und Fundort der mir bekannt gewordenen Schriften.[2]) Nur eine darunter möchte ich neben den oben beschriebenen und schon lange als Fischartisch erkannten niederländischen Zeitungen auch noch Fischart zuweisen. Es ist die folgende Schrift:

[1]) Vgl. z. B. Eulenspiegel Reimensweise Vers 4339 „Mit fressen wilt kein seiden spinnen".

[2]) Bekentnus der durchleuchtigsten . . . Herrn Wilhelm Printz zu Vranien sampt anderen jrer F. G. Mitverwandten Defension und Nothwehr wider des Duca de Alba Vnchristliche vnnd vnerhörte verfolgung gegen alle Stendt der Niderlanden Tyrannischer weise geübet. 1568.

Königlich Edict . . . die durch den Hieronymum de Roda angemaste Regierung der Niderlanden betreffendt. Auß dem Niderlendischen Exemplar . . . in Hochdeutsche sprach gesetzt 1576.

Königlich Edict . . . vber die Rebellion, meuterey vnnd auffruhr des Spanischen Kriegßvolcks im Niderlandt . . . Auß dem Niderlendischen . . . in Hochdeutsche sprach verdolmetscht 1576. (Die genannten Schriften alle im Münchener Mischbande. 4° Belg 186 c.)

Eigentliche vnd ordenliche vnparteiische beschreibung des jetzigen Niderlendischen Kriegs vnd anpörung zwischen Duc de Alba vnd dem Printzen von Vrania . . . Augsburg 1572.

Warhafftige Puncten vnd Artickln von wegen der Friedshandlung zwischen den allgemeinen Stenden der Niderlanden vnd dem Printzen zu Vranien . . . publicirt binnen der Statt Brüssel am 8. tag Nouembris 1576. Item Summarische . . . Beschreibung der grossen Verrätterey so vber Mastricht vnd Antorff ergangen, Alles . . . durch Georg Wendeln von Bruck auß dem Munde deren die selbst darbey gewesen in Truck verfertiget. (1577).

Wachtgeschrey der betrangten Vnderthanen in den Niderlanden . . . Auß Flämischer Spraache inn hoch Teutsch gebracht zu Gent 1579. (Die genannten Schriften befinden sich neben Übersetzungen holländischer Edikte und ähnlichem im Münchener Mischbande 4° Liturg 487.)

Verzeichnus Aller Sachen so sich inn Niderlanden insonders . . . jüngst zwischen dem Hertzogen Alanson vnd der Statt Antorff zugetragen . . . auß Italiänischen, Frantzösischen, Teutschen Missiuen gezogen. Köln 1583.

Vnterthänigs Schrifftlichs Anſuchen
vnd Suppliciren
Ane (!) Seine Fürſtliche
Durchleuchtigkeyt / als General Gu
bernatoren ꝛc Vnd die Herren des Raths Ge-
meyner Niderländiſchen Ständ
Von den Einwonern vnd Landſaſſen der
Niderlanden / welche Proteſtiren vnd bedingen
hinfortan nach der Reformation des Evangelij zu le-
ben beſchehen / den zwey vnd zwantzigſten
Junij / 1578.
Auß Frantzöſiſchem treulich im
Hoch Teutſch gebracht.
Psal. 2.
Erudimini qui judicatis terram.
Getruckt zu Straßburg.

10 Bl. in 4°. Sign. A₂—C. (München 4° Eur 342 34).

Dieſe Schrift hat am Schluß das bezeichnende Alors comme alors, ferner durchwegs die Fiſchartiſche Orthographie dieſer Zeit; ſie iſt in Straßburg, und zwar den Typen nach zu urteilen, bei Jobin gedruckt. Sie iſt alſo wohl von Fiſchart ſelbſt oder doch ſicher unter deſſen Beteiligung aus dem Franzöſiſchen übertragen worden. Im Stil iſt auch Manches bezeichnend z. B. A 3ᵃ „die Jeſuiter vnd andere dergleichen Fratzen". A 3ᵇ „Compatrioten vnd Mitlandsleute". A 4ᵃ „vnterſchiren, nehren vnd im braud halten". A 4ᵇ „wie man ſpricht, haar auf haar zu machen". B 2ᵇ „anſchläg vnd practicken". C 2ᵃ „das ſie diſes jr abgehörtes vnderthäniges Anſuchen vnd demütiges Suppliciren begnädiget vnd begönſtiget erhalten vnd erlangen mögen". Das Original iſt mir nicht bekannt, aber es ergiebt ſich aus dem Texte leicht, daß es ſich nur um eine ſchlichte und genaue Überſetzung handelt und ſo hat dieſe im Jahre 1578 erſchienene Flugſchrift auf keinen Fall eine beſondere Bedeutung innerhalb Fiſcharts ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit.

Dieſes Anſuchen iſt gerichtet (wie es ſich aus der Überſchrift des erſten Blattes ergiebt) an den Erzherzog Mathias, der ſeit Beginn des Jahres 1578 als Oberſtatthalter in den Niederlanden weilte (vgl. oben S. 545). Die Proteſtanten erklären hier, daß ſie von ihrem Bekenntnis, dem ſie trotz der vieljährigen blutigſten Verfolgungen treu geblieben ſind, niemals ablaſſen werden. Sie erſuchen den Erzherzog und die Stände, ihnen überall freie Ausübung ihrer Religion zu gewähren, wie ſie ihrerſeits jedes feindſelige Vorgehen

Warhafftige vnd Eigentliche beſchreibung Von der Geburt, Leben vnd Sterben des Printzen von Oranyen ... 1584. (Die beiden Schriften im Münchener Miſchbande 4° Gal. XVIII 71.)

Viele andere „Zeitungen" ſind verzeichnet bei Weller, Die erſten deutſchen Zeitungen S. 201 ff.

gegen die Katholiken zu unterlassen versprechen. Im Anschluß an die Genter Friedensartikel sollten die Verhältnisse so geordnet werden, daß beide Bekenntnisse als gleichberechtigt nebeneinander anerkannt und das beiderseitige Mißtrauen behoben würden. Dann könnten Don Johann und die Feinde nicht mehr, wie bisher die religiöse Entzweiung der Niederlande, ausnützen, um das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes zu untergraben.

4. Die merkliche Französische Zeitung vom neugestifteten Ritterorden vom heiligen Geist. 1579.

In dem gleichen Jahre, da die Ereignisse in den Niederlanden Fischarts Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten, beschäftigte ihn doch auch wieder eine innere französische Angelegenheit: die Gründung des Ritterordens vom heiligen Geist.

Aus dem Bestreben des Königs Heinrich III., den für ihn so gefährlichen Unternehmungen der Guisen neue Trutzmittel entgegenzusetzen, erwuchs unter anderem der Ende 1578 begründete l'ordre du saint Esprit. Der König weihte den neuen militärischen Orden dem heiligen Geiste, weil diese göttliche Person an ihren Pfingstfesten Heinrich auf zwei Throne, den von Polen und den von Frankreich berufen hatte. Der Orden sollte aus höchstens hundert ritterlichen und neun geistlichen Gliedern bestehen. Die letzteren hatten den Glauben und die Sitten der ritterlichen Kandidaten zu prüfen. Alle Ritter mußten von altem Adel sein und sich verpflichten, im katholischen Glauben zu leben und zu sterben. Vor allem aber übernahmen sie die Aufgabe, sich mit allen ihren Kräften, Thaten und geheimsten Gedanken völlig dem Dienste ihres Großmeisters, des Königs hinzugeben, auch nur von diesem und von keinem anderen Fürsten oder Prinzen Jahrgelder anzunehmen. Heinrich hatte auch die Absicht, dem Orden große Privilegien und Einkünfte zu sichern, um auf diesem Wege zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten und auch Anhänger der Guisen an seine Person zu ketten. Die neue Schöpfung aber hat die Hoffnungen, die der König darauf gesetzt, beiweitem nicht erfüllt und wurde auch in Frankreich ein Gegenstand des Spottes.[1])

Am 1. Januar 1579 fand in der Augustinerkirche zu Paris die Stiftungsfeier und die Aufnahme der neuen Ritter statt, die der eitle, prunkliebende und auf strenge Etikette achtende König mit großen Ceremonien durchführen ließ. Dieses Fest wurde in einer französischen Schrift beschrieben, die alsbald, noch 1579, in einer deutschen Übersetzung bei Jobin in Straßburg erschien. Der buchhändlerische Plan und Auftrag ging hierbei zunächst nur darauf aus,

[1]) H. Martin a. a. O. 9, 473—475.

den deutschen Lesern die interessante Zeitung rasch zu vermitteln. Die schlichte Verdeutschung, die wahrscheinlich nicht von Fischart herrührt, wurde auch zunächst ohne weitere Beigaben veröffentlicht.[1] Diese kurze Schrift rühmt den König außerordentlich wegen seiner neuen Schöpfung und verheißt ihm als Lohn eine dritte Krone dereinst im Himmelreiche. Dann folgt die genaue Schilderung des Schwures und der feierlichen Bekleidung der neuen Ritter mit Mantel und Ordensgeschmeide am Vorabende und der gemeinsamen Messe und Kommunion am Neujahrstage, eine Beschreibung aller ordensmäßigen Ceremonien, der Ordenstracht und ein Verzeichnis der ersten 26 Ritter.

Da dieser Geistorden seine Mitglieder zum katholischen Bekenntnisse verpflichtete, sie zu gemeinsamen kirchlichen Übungen heranzog und da er mittelbar auch zur Bekämpfung des Protestantismus in Frankreich dienen sollte, waren für Fischart genug Gründe zu einer ablehnenden Haltung vorhanden. Er hat darum einer neuen (im gleichen Jahre) veröffentlichten Ausgabe der Merklichen Zeitung eine Anleitung und ein Gedicht beigegeben, um seine Gesinnungsgenossen über die wahre Bedeutung des neuen Ordens aufzuklären. Im Ton und der Auffassung weichen nun natürlich die eigentliche Schrift (die verdeutschte Zeitung) und Fischarts neue Beigaben bedeutend voneinander ab. Diese zweite Ausgabe, die für uns allein in Betracht kommt, hat folgenden, auf die hinzugekommene Anleitung ausdrücklich hinweisenden Titel:

Merckliche Frantzösische Zeitung /
Von den herrliche Solen
niteten vnd Ceremonien / so bei dem erst
Neugestifften Ritter Orden vom H. Geyst
gebraucht vnd gehalten.
Sampt den Namen der Ritter vnd Herrn /
welche inn solchen Neuen Orden / den ersten dises 79.
Jahrs getretten vnd auffgenommen worden.
Ergangen bei Regirung deß Aller Christlichsten Fürsten Henrichen deß dritten dises Namens / Königs inn Franckreich vnd Polen / als deß Oberhaupts dises Kriegischen Geystordens / inn der Augustiner Kirchen zu Pariß.
Darzu eyne Notwendige Anleytung / den geheymnußen dises Vergeysteten Ordens etlicher masen nachzusinnen / ist vorgethan worden.
Auß Frantzösischem treulich inns Teutsch gebracht.
(Nun die Abbildung des Ordenskreuzes: rechts die Vorderseite mit der Taube, links die Rückseite mit einem „bewehrten Engel".)
1579.
12 Bl. in 4° Sign. A 2—C 3. (Zürich. Mischband Gal. XVIII 173.)

[1] Weller beschreibt im Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit 4, 9 die erste Ausgabe der Merklichen Französischen Zeitung ohne Fischarts Beigaben und im Serapeum 21, 350 f. die zweite Ausgabe mit Fischarts Beigaben. Vgl. auch Weller, Annalen 2, 381 Nr. 36ª und Die ersten deutschen Zeitungen 255 f.

Dem Titel folgt sogleich die Anleitung als eine Vorrede, worin Fischart auf die Gefahren verweist, die aus der Ausbreitung der machiavellischen Lehren, aus der heiligen Liga und nun aus dem Orden vom heiligen Geiste, denen von der Religion, das heißt den Hugenotten erwachsen. Der neue Orden, der nur aus Italienern und Italienisierten (das heißt Anhängern der ränkevollen Politik der Königinmutter) bestehe,[1] alle protestantisch Gesinnten hingegen ausschließe, werde nur eine Leibwache zur Erhöhung der persönlichen Macht des Königs bilden, werde nicht dem Gemeinwohl des Landes dienen, sondern den kaum erreichten konfessionellen Frieden in Frankreich untergraben. Immer sei die Errichtung neuer Orden ein schlimmes Anzeichen. Wie den heimlichen römischen Bündnissen überhaupt, so müsse man auch diesem neuen Orden mit Mißtrauen begegnen.

Da diese Anleitung nach Gesinnung — man beachte den Ausfall gegen Machiavell und die Jesuiten —, Stil und Rechtschreibung zu urteilen nur von Fischart herrühren kann und noch nirgends veröffentlicht ist, gebe ich sie nach dem einzig vorhandenen Exemplar mit Streichung eines Abschnittes hier wieder:

„Notwendige Anleytung inn die folgende Beschreibung deß Neuen Ritterordens was derselbige für gefährliche weitrürige Pactichen (!) auff im trage.

Es will leyder, wie wir täglich erfaren inn Franckreych keyn End gewinnen die Land vnd Reichverterbliche vbung vnd fortsezung der Heyllosen Machyngfälli-schen[2] Florentinischen oder Italianischen böser Policei lehren, das man nämlich, wann man eyn Tirannisch eygenwilliges Regiment einführen oder erhalten wölle on vnterlaß vngwillen, neid, mißtrauen, vneynigkeyt vnd Partialiteten zwischen den vnderthanen einstreyen, pflantzen, hägen vnd vnterhalten müse. Auff welches vorhaben vnd zweck dann diser Neue Kriegsorden (wie die Geystlerherrn den nennen) auß sonderem geheimem Machiavellischem Geyst ist angesehen, erdacht, aufgebracht vnd gestifftet worden.

Dann zu mehr erkantnuß deß Geystlichen verstands dises Geystlichen Ordens vom H. Geyst ist zuwissen, das angeregte faction, sönderung vnd trennung mit dem Ordens Namen deß H. Geystes erstlich von etlichen vngruhigen Prelaten vnd Herrn inn Burgund vnd sonderlich vom Herrn von Tavanes im dritteregten innerlichem Frantzösischem Krieg sei allgemach erwachssen, auffkommen vnd entstanden. Vnd von der zeit her hat sich der Orden zu jedem mal, wan neue Practicken zu frischen empörungen vorhanden gewesen, herfür gethan vnd gereget. Dermaßen, das so offt man disen Geyst Orden oder La Saincte Ligue, das ist die heylige Bündnuß (welche man vorzeiten alleyne wider die Saracenen, Türcken vnd Vnglaubige anzustellen pflegte) vmbgehen oder nur nennen hat gehöret, darauß alsbald alle Liebe Patrioten abzunemmen gewüßt, das nach disem plitzen bald das Tonnern vnd Hageln mit aller macht folgen wirde.

Gleich wie auch mmzumal da diser vngewiß vnd Vncanonisiert Orden herlich sich sehen laset, gleichmäsiges vngewitter steht zubesorgen.

[1] Die Merkliche Zeitung nennt unter den neuen Rittern thatsächlich mehrere italienische Namen.

[2] Natürlich Wortspiel mit Machiavellisch. Fischart hat sich in dieser Zeit eingehender mit Machiavelli beschäftigt. Vgl. Euphorion 6, 672 ff.

Inn erwegung das diser Neue Orden, welcher jederzeit vor disem, ehe er also statlich gemacht worden, eyne abgesagte feindschafft wider die von der Religion vnd andere fridsame Landsleut erzeuget hat vnd [A 2b] geübet, auch von wegen seiner blutgierigen Anschläg selbst den Römisch Catholischen verhaßt gewesen, nun-zumal da er auff die hie vnden beschribene weiß so herlich ansehlich mit sondern Ceremonien vnd Solennitäten offentlich in der fürnemsten statt auff den H. Jarstag inn eyner Kirchen mit Messen, Einsegnungen, Gelübden vnd Statuten inn beiwesen fremder Potentaten Gesanten, von Königlicher Würde selbs ist bekräfftiget, ja den König selbs zu eym Haupt deß Ordens oder Ordensbruder hat bekommen vil mehr sich erheben vnd herfür thun vnd allerley Practicken vnd hochmut wider seim fürgesetzte Feind fürnemmen vnd mit gewalt hindurchzutringen wird vnterstehn.

Bevorab jezunder, da die hertzen zu beyden theylen ir lang verschlagenes mißtrauen allbereyt mit thätlichem fürnemen widerumb auff eyn neues außschütten vnd mercklich an tag geben: Auch dieweil niemand inn den Orden auffgenommen worden, dann dise, welche entweder Italianischer oder Italianisirter oder sonst außländischer art sind oder den Neid vnd die vnruhige art von iren vorfahren ererbt vnd gesogen oder inn den vorigen Kriegen erholt vnd darmit sich gleichsam durchbeytzet: Vnd deßhalben die Fürsten vnd Hern deß Königlichen vnd Landlichen Geblüts vnd andere fürneme Landgeborne Herrn vnd Adelspersonen, welche die vilfaltige meyneydige Fridprüch vngern sehen, außgelassen vnd gleichsam außgeschlossen haben.

Das ich jetz der Ordens Articul, darauff die Ordensgenossen schweren geschweige, welche dermasen geschaffen, das sie vil mehr eyne verbündnuß vnd heymlichen verstand etlicher weniger zu turbirung eynes gantzen Stands (welcher dieweil er on diß baufällig vnd sehr inn die Decadentz sinckhafft leichtlich mag erweget werden) als eyn vereynigung zu erhaltung der kaum auffgerichten Rhue vermögen vnd vorhalten: Auch mehr auff behauptung eyner vnregnlierter vollmacht eyner eyntzigen person, als zu handhabung vnd förderung Gemeynes wolstands angesehen sein. Vngeacht das inn den Articuln deß Alten Ordens von S. Michel nach welchem doch diser Neu hat sollen gemustert werden, ordentlich die gemeyne Wolfart deß Reichs vorbestimmt vnd einbedingt ist: Auch statuirt vnd gesetzt, das man keynen, der sich Ritterlich erweiset von demselbigen Orden auß eygen haß, Neid, Gonst, verwandtschafft, verstand oder auß anderer gelegenheyt außschliessen solle.

[A 3a]. Zugeschweigen auch der vngereimten vergleichung deß H. Geystes eygenschafft vnd werck, welches innerlich inn bekehrung vnd streit deß innerlichen Menschen bestehet mit dem vorhaben dises Weltlichen scheinbaren Kriegischen Ordens, welcher mit fleyschlichem Arm oder gewalt die Menschen auff seinen vertobten vorgefaßten won gedenckt zu zwingen.

Welches sich eben reimet wie der Nam Jesu zu dem Neuen Päpstlichen geschöpff deß Priesterordens von Sophisten, welcher sich heut inn die fürnemste statt einflicket vnd daselbs entweders, wann sie die alten besitzer aus dem Nest gebissen andrer faulerer Orden Klöster jm incorporiret oder Neue köstliche Collegia wie Fürstenhäuser auffbanet, darinnen die Jugend auff iren schlag vnd verlobte Päpstliche leibeygenschafft zubünen vnd zubeytzen: Oder flicket sich inn der Potentaten vnd Fürsten Höff, daselbs sich für Lermenschlager vnd Anhetzer gebrauchen zulasen. Welche stuck mit vnsers Erlösers Namen vnd Ampt (welches er mit keinen participiret noch gemeyn hat) sich eben reimen, wie der Götz Dagon zu der Bundsladen Gottes vnd der Höllische zum H. Geyste.

Aber man erwig alleyn die Politische Vermerckung der Policeiverständigen vnd Historibelesenen personen, welche wargenommen, das gemeyniglich solche Partialische Orden alsdan seien erdacht vnd auff kommen, wann es inn Regimenten am aller mißlichsten vnd gefährlichsten gestanden, wann alles mißtrauen vnter den Oberhern vnd vnderthanen sich erhalten, wann man etlichen fürnemen personen zutrotz andere geringeres stands herfürgezogen, wann die Regenten wider etliche

mächtige Landhern, jnen einen Anhang schöpffen vnd also gleichsam zur sicherheyt jrer person eyne Leibsgwardi auß den allergeheymesten vnd vertrautesten die sich am besten nach jren anmutungen vnd selsamer weiß schicken vnd einrichten, haben wöllen ordenen. (Es folgen nun einige Beispiele aus der Geschichte: Gründung des französischen Sternordens, des burgundischen Ordens vom goldenen Vließ, der Ritterorden im gelobten Lande, des Michaelordens, der durch Verschlenderung heute geradezu verächtlich geworden sei.) Auch geschweige, das nicht alleyn mit den Weltlichen Kriegischen, sondern auch den Geystlichen Orden also geschaffen, das die Religion nimmer gröser gefahr vnd Not gelitten, dann wann neue Mönchsorden vnd Priesterorden sein auffkommen. Derhalben billich auch dise Neue Geyst Ritterschafft, demnach sie bei heutiger gefährlicher mißtrauiger zeit, da allerley heymliche Römische verbündnußen vmbgehn, ist auffkomen, groses nachdencken vnd auffsehen verursachet, das nicht auch dergleichen änderungen, wie die oben angeregt, im Königreichen, Fürstenthummen, Landen, Stätten vnd Herrschafften besorglich vorstanden.

Derwegen dann dise Anleytende Erinnerung allen Trewhertzigen Patrioten bester meynung ist vorgeschickt worden: Gott der Herr gebe, das man sich zu forderst zu jm bekehre vnd nicht auff die Menschen zu trauen wol lehre.

Ende der Anleytung."

Nach dieser Einleitung folgt die schon oben besprochene Verdeutschung der französischen Zeitung von der Ordensstiftung, dann Fischarts Alors comme alors und auf dem letzten Blatte Fischarts kurzes Gedicht „Eyn Abgeführts auff die Geystbrüder vnd Jesebelliter". Dieses bekannte und öfters neugedruckte Gedicht[1]) wiederholt einen Gedanken der Anleitung in drastischer Form. Die Geistritter, so spottet der Dichter, haben den Geist für sich genommen, wie die Jesuiten den Sohn, darum bleibe den übrigen Christen nur der Vater. Doch wer den Vater behält, hat die ganze Dreieinigkeit. Die Hugenotten mögen deshalb nicht verzagen, der einige Gott werde die Geystiter, wie die Sauiter, die sein spotten, dereinst beschämen.

5. Die Friedensartikel zu Flex. 1581.

Den zahlreichen Bürgerkriegen, die Frankreich in den siebziger Jahren durchtobten, folgten verschiedene Friedensschlüsse und Edikte, die sich gewöhnlich keiner langen Geltung erfreuten, sondern bald durch neue Kriege und Verträge abgelöst wurden. Da diese Friedensartikel gewöhnlich auch Bestimmungen über die Religionsausübung der Hugenotten enthielten, erweckten sie natürlich bei den deutschen Protestanten großes Interesse und wurden darum gewöhnlich bald von deutschen Buchhändlern in Übersetzungen veröffentlicht. Auch auf diesem Gebiete war Fischart thätig.

König Heinrich III. hatte im Mai 1576 in dem Frieden, genannt Paix de Monsieur, den Hugenotten, die ihm, unterstützt von dem

[1]) Kurz 3, 298. In der Überschrift soll es heißen Jesebelliter für Jesebelliten, in Vers 2 han für haben.

Herzog von Alençon und deutschen Hilfstruppen unter Führung Johann Casimirs Pfalzgrafen bei Rhein, entgegentreten waren, große Zugeständnisse gemacht: freie Religionsübung im ganzen Reiche, gleiches Recht mit den Katholiken vor Amt und Gericht, einige feste Plätze zu ihrer Sicherheit. Diese Friedensedikte kamen 1576 bei Jobin in einer Verdeutschung heraus, die Fischart besorgt oder doch redigiert hatte.[1])

Von seiner Mutter beeinflußt, weigerte sich Heinrich III., den Reformierten die versprochenen großen Zugeständnisse zu halten. Schon im Jahre 1577 drängten ihn die Guisen zu kriegerischen Unternehmungen gegen die Hugenotten. Aber der König, der Ruhe wünschte, schloß bald die Friedensvereinbarungen zu Poitiers und Bergerac September 1577,[2]) worin die den Hugenotten neu gewährten Rechte zwar eingeschränkt, doch trotzdem die Bedingungen zu einem erträglichen Verhältnis zwischen beiden Bekenntnissen geschaffen wurden. Der Friede zu Bergerac bot die Grundlage für die späteren Verabredungen zu Nérac Februar 1579 und zu Fleix November 1580.[3])

Der letztgenannte Friede wurde abgeschlossen nach neuen Waffenerhebungen des Königs von Navarra, des Prinzen von Condé und eines Teiles der Hugenotten im „Guerre des Amoureux". Trotz der Erfolge seines Heeres war Heinrich III. zu einem billigen Frieden geneigt. Er haßte die Guisen zu sehr, als daß er die Vernichtung ihrer protestantischen Gegner zugelassen hätte. In seinem Auftrage leitete der Herzog von Anjou die neuen Vereinbarungen auf dem Schlosse zu Fleix en Périgord. Man beriet weniger über neue Bedingungen, als über die Mittel, die alten Vereinbarungen in

[1]) Sie erschien als Beigabe zu der von Fischart redigierten Schilderung der Ereignisse, die diesem Friedensschluß vorausgingen, also der „Aigentlichen Beschreibung des jüngst ergangenen Zugs in Frankreich" 1576. Vgl. das Nähere darüber bei Wendeler, Menschebachs Fischart-Studien S. 218 f. und Englert in der Alemannia 19, 114—116. — Das Original der Friedensedikte bei La Popelinière 2, 209—305. Beispiel der Übertragung: „désordres et excès faits à Paris et autres villes le 24 août 1572 et jours suivants au grand déplaisir du roi . . ." „Das vnordentlich vngeschitt wäsen vnd übermachte vnfür den 24 Augusti vnd demselbigen folgenden vnd nachthailigen anhangenden tagen zu Paris vnd inn andern Stätten, enden vnd gebiten vnsers Königreichs vorgangen, ist mit vnserm grosen vnwillen vnd mißfallen geschehen." Die Übersetzung wimmelt von zweigliedrigen Formeln: „Ranzon oder ledigungsgelt" und andere. Gleichzeitig erschien auch eine andere im Wortlaut abweichende Verdeutschung dieses Friedens: „Edict der Königlichen Würden in Frankreich / vber den Frieden / so von wegen der entpörungen / welche in seiner Kön. M. Königreich entstanden / gemacht worden. 1576 o. O. (Münchener Mischband Belg. 186c.)

[2]) Sie wurden abgedruckt in der Schrift: Ediet du Roy. sur la pacification des troubles. Lyon 1577 (Züricher Mischband Gal. XVIII 190).

[3]) Vgl. H. Martin 9, 498 f.

ihrer Durchführung zu sichern. Im wesentlichen erneuerte man im Vertrage vom 26. November 1580 in 46 Artikeln die alten Bestimmungen von Bergerac und Nérac. Dieser Friedensschluß gewährte den feindlichen Parteien in Frankreich auf wenige Jahre einen Waffenstillstand, während dessen sich neue schlimmere Stürme vorbereiten sollten. Gleichwohl konnte er Fernerstehenden, so den deutschen Protestanten, als ein wichtiger, zu langer Nachwirkung berufener Abschluß der französischen Bürgerkriege erscheinen.

Fischart hat darum die Fleixer Friedensartikel samt den kurzen Nachtragsbestimmungen von Contras (16. Dezember) bei Jobin im Jahre 1581 in einer schlichten Verdeutschung veröffentlicht. Der Titel dieser Ausgabe lautet:

Friedens Artieul
Angebracht / bewilligt vñ
beschlossen inn der Versamlung vnd Thädigung zu Flex bei der Statt Saincte-Foy / zwischen
dem Durchleuchtigen Fürsten vnd Herren / Hertzogen von Anjou / Königlicher May: eyntzigem Brudern / als inn krafft von Jrer May. habende Gewalts / vñ auch dem König von Navarr / samt beistand der Deputirten von den Fürgegebenen Reformirten Religion. Jm kurtz hinverschinenen Monat Decembri / zu hinlegung vñ befridigung deren in Franckreich eyn zeitlang
hero wärender Vnruhen vnd Kriegslastes / angesehen vnd publiciret
(Signet: Das französische und polnische Wappen).[1])
Auß dem Frantzösischen Exemplar treulich Teutsch gegeben.
Zu Straßburg / Bei B. Jobin.
MDLXXXI.

12 Bl. in 4°. Sign. A 2 — C 3. (Münchener Mischband 4°. Belg. 186[c] und Halle, Marienbibliothek.)

Auf dem letzten Blatte hinter „Ende" steht Fischarts Anagramm: „Jn Forchten Gohts Mittel". Die ganze Schrift zeigt Fischarts Orthographie und Sprache. Die Verdeutschung rührt also sicherlich von Fischart her. Jm Stil läßt sich bei einer genauen Übertragung wenig Bezeichnendes finden. Ich verweise auf einige Beispiele von zweigliedrigen Formeln, Häufungen und bemerkenswerten Wortbildungen. A 2[a] „Conferenz vnd Vnderredung". A 3[a] „willigen, billichen, bestättigen, ratificieren vnd approbiren". C 1[a] „Die Sachen mit den Vñschweyfenden Vnhaußhäblichen leuten belangend". Jm Titel und öfters „Thädigung" und anderes.

[1]) Die Angabe Mensebachs (Wendeler a. a. O., S. 326 „Das Französische und Navarrische Wappen" beruht auf einem Irrtum, worauf schon Englert a. a. O., S. 115 hingewiesen hat.

Eine zweite Ausgabe dieser Friedens-Artikel erschien 1581 zu Augsburg bei Michael Manger. Dieses Exemplar (Münchener Misch-band 4° Liturg 487) stimmt im Titel und Text wörtlich überein mit dem Straßburger Druck. Es enthält auch Fischarts Anagramm, zeigt aber einen neuen Satz und eine abweichende Orthographie. Es ist ein Augsburger Nachdruck, der das große Interesse deutscher Leser an solchen Übersetzungen erweist.

6. Der unvernünftige Bannstrahl Sixti V. 1586.

Am 21. September 1585 erließ der eben erst auf den heiligen Stuhl gelangte Pabst Sixtus V. eine Bulle wider den König Heinrich von Navarra und den Prinzen von Condé, worin er diese beiden hugenottischen Prinzen aus dem Hause Bourbon als Ketzer und Förderer der Ketzerei mit dem Banne belegte, sie aller ihrer Besitz-tümer und Rechte, vor allem aber ihrer Erbansprüche auf die Krone Frankreichs für verlustig erklärte. Dieser Bannbrief setzte die Welt in Erstaunen, und erregte in Frankreich die größte Entrüstung. Das Parlament wies die Bulle zurück, weil sie in die souveränen Rechte der französischen Krone eingriff; in großer Zahl wurden litterarische Entgegnungen verfaßt. Unter diesen polemischen Schriften erregte wohl das größte Aufsehen der Protest von Franz Hotman (Hotomannus 1524—1590),[1]) der noch im Jahre 1585 in lateinischer und in französischer Sprache veröffentlicht wurde. Diese Flugschrift bringt den Wortlaut der Bulle selbst und eine überaus breite Entgegnung, worin nicht nur die einzelnen Sätze des Bannbriefes widerlegt, sondern überhaupt die katholische Lehre und die Einrichtung des Pabsttums vom calvinistischen Standpunkt aus mit bitterer, derber Satire bekämpft wird.

Die lateinische Fassung: Brutum fulmen Papae Sixti V. adversus Henricum . . . regem Navarrae & . . . Henricum Principem Condæum. Una cum protestatione multiplicis nullitatis. s. l. et a.[2]) wurde ins Deutsche übertragen und im Herbste 1586 veröffentlicht unter dem (hier stark gekürzt wiedergegebenen) Titel: „Der Vnvernünfftige vnd Vnsinnige Bannstrahl des Römischen Antichristischen Bapsts Sixten des V., welchen der Hellische Statthalter wider den König Heinrichen zu Navarren vnd den Printzen zu Conde mit grewlicher Vngestümmigkeit geschossen. Mitt einer angehenckten Wolgegründten Widerlegung vnnd Erklärung desselbigen Bannbrieffs vnnd Entdeckung vieler Gottslästerungen vnnd Irrthummen der Bäpstlichen Religion. Allen Christlichen Potentaten

[1]) Vgl. Martin a. a. O. 10, 9 und Biographie universelle 50, 30—32.
[2]) Ein Exemplar in Berlin Qw 9843.

vnd Ständen Teutscher Nation zur trewen Warnung auß Lateinischer Spraach in die Teütsche gebracht. Durch Alonicum Meliphrona Theutofrancum der Wahren Christlichen Religion vnd Freyheit Studiosum." o. O. u. J. (Exemplare Berlin Qw 9858, Dresden, in G. Schads Sammlung, München, Wolfenbüttel und Zürich).

Mensebach hat Fischart für den Verdeutscher des Brutum fulmen gehalten. Doch es war nur eine Vermutung ohne Beweise oder einleuchtende Gründe.[1]) Seit der Zeit hat, so viel ich sehe, niemand den Bannstrahl eingesehen. Mit dem Original hat ihn überhaupt niemand verglichen. Ich habe es nun gethan und bin zu der Überzeugung gekommen, daß die Übersetzung nicht von Fischart herrührt. Das muß ich natürlich begründen.

Was zunächst das Pseudonym Theutofrancus betrifft, so finden wir diese oder eine ähnliche Form sonst nirgends in Schriften Fischarts. Sie könnte natürlich für Fischart als möglich angenommen werden, aber ebenso gut für viele andere Schriftsteller der Zeit. Sehr passend wäre diese Bezeichnung eines „Deutschfranzosen" für den ungenannten Autor des Brutum fulmen, für Franz Hotman, der einer schlesischen Familie entstammend, in Paris geboren wurde, jahrelang in Straßburg als Professor wirkte, der dann im Dienste des Königs von Navarra stand, die letzten Lebensjahre aber in Mümgelgard und in Basel verbrachte. Allerdings bezeichnet sich mit diesem Pseudonym ausdrücklich der Übersetzer.

Die Verdeutschung folgt genau dem lateinischen Texte. Sie verbreitert den Wortlaut, fügt aber keinen einzigen sachlichen Zusatz hinzu. Die wenigen scherzhaften Zwischenbemerkungen, auf die auch Mensebach hinweist, müssen nicht für Fischart zeugen. Fischart hätte hier wie sonst nicht mit größeren Zusätzen gespart. Zwei Stellen sind besonders hervorzuheben. Hotmann erzählt (in der deutschen Fassung S. 16 ff.) nach den Conformitates Francisci ad vitam Christi von Bartholomäus von Pisa und S. 25 ff. nach des heiligen Antoninus von Florenz Tres partes historiales die Legenden der Heiligen Franz von Assisi und Dominicus und entrüstet sich vor allem darüber, daß diese Ordensgründer von ihren Anhängern mit Christus verglichen, ja gotteslästerlicherweise über ihn gesetzt wurden. Ganz den gleichen Gegenstand hat Fischart, und zwar auch mit Benutzung der genannten Quellen in seiner Jugenddichtung S. Dominici Leben 1571 behandelt (vgl. insbesonders bei Kurz 2, 137. 250. 177 ff.). Hätte Fischart diese Stellen des Brutum fulmen verdeutscht, so hätte er doch ganz sicher auf sein Dominici

[1]) Wendeler a. a. O., S. 143 f. 254. 327. (Ebert stimmt der Vermutung Menschebachs brieflich zu, aber auch ohne Angabe von Gründen.)

Leben hingewiesen, wenigstens in den Randbemerkungen, wie er dies im Bienenkorb 1579 an so vielen Stellen, jedesmal, wenn von den betreffenden Legenden die Rede ist, gethan hat.[1])

Die Versitate des lateinischen Originals sind in der Verdeutschung in Reimpaaren wiedergegeben. Das ist nicht nur Fischarts, sondern der meisten Übersetzer Brauch in jener Zeit. Nun tritt aber hier der folgende Fall ein. Im Brutum fulmen sind aus dem Liber Ceremonialis Pontificalis lateinische Verse über das wächserne Lamm Gottes mitgeteilt; diese Verse sind im Bannstrahl in deutschen Reimen wiedergegeben. Die gleichen Verse finden wir aber auch schon, und zwar mit einer Übersetzung Fischarts im Bienenkorb. Hätte also Fischart den Brutum fulmen verdeutscht, so wäre es für ihn gewiß selbstverständlich gewesen, seine ältere Übersetzung hier nochmals zu verwerten. Es kann durchaus nicht angenommen werden, daß er nach einer Pause von wenigen Jahren die gleichen Verse noch einmal ganz anders, und zwar viel schlechter übertragen hätte.

Balsamus et munda Cera cum Chrismatis unda
Conficiunt Agnum, quod Munus do tibi magnum
Fonte velut natum, per Mystica sanctificatum
Fulgura de sursum depellit et omne malignum
Peccatum frangit ut Christi sanguis es angit
Praegnans servatur, simul et partus liberatur
Dogna defert dignis, virtutem destruit ignis.
Portatus munde de fluctibus eripit undae.

Bienenkorb:

Ein grosse gab ich dir hie send,
Die ist das Lämmlin Gotts genennt,
Ist von Jungfrauwachs, Balsam, Oel,
Von Chrisam rein bereit on fäl,
Reyn wie eyn Quell: vnd ist besegnet
Mit sondern worten, daß wans regnet
Vnd wittert sehr, es solchs veriage
Vnd gar abtreib all Teuffels plage,
Auch prech die sünd, wie Christi blut
Vnd schwangere Frauen halt inn Hut,
Pring auch die leibsfrucht von ihn leichtlich
Vnd sonst begab die würdige reichlich.
Desgleichen nimpts sein krafft dem Feur,
Vnd rett auß Wassern vngeheur,
Wann man es reinlich trägt bei sich,
Vnd solchs verehret würdiglich.

Bannstrahl S. 49:

Das Junckfraw Wachs vnd Balsamb safft
Sampt des Chrysams Wasser vnd Krafft
Würcken des Lämblein Gottes zart
Welches ich dir schenck zum Trost vnd Wollfahrt:
Das durch geheimnus des Wasserflutt
Dir ist geheiligt zum höchsten Gutt.
Die Donnersträhl löschet es auß
Vnd vertreibt all Vnglück auß'm Hauß.
All Todt Sündt es verlöschen thutt
Gleich als Christi Rosenfarbs Blutt,
Den Schwangern hilfft es in der Noth,
Vnd erlöst die Geburt auß'm Todt.
Den Frommen b'schert es Ehr vnd Gutt
Vnd vertilgt mit Krafft des Fewrs glutt.
Wer solchs reyn thut an hals hencken,
Mag kein Wasserssflutt ertrencken.

Die Randbemerkungen der deutschen Ausgabe bringen fast nur Inhaltsangaben und nicht Reimsprüche oder Sprichwörter, wie sie

[1]) Diese Stellen aus dem Bienenkorb sind zusammengetragen von Meusebach (Wendeler S. 192 f.).

Fischart gerne anbringt. Die Rechtschreibung weicht von jener Fischarts ab, Wortschatz und Stil sprechen nicht für ihn, die typographische Ausstattung dieses (am Schluß mit dem pseudonymen Druckort Paßfurth versehenen) Buches ist anders als bei den Jobinschen Drucken.

Bedarf es noch der negativen Beweise, so sei die Vorrede zum „Unvernünfftigen Bannstrahl" erwähnt. Sie enthält auf ihren sieben Seiten nichts, das deutlich und sicher für Fischart sprechen würde. Von sich selbst sagt der Übersetzer: „hab ich endtlich dieses Werck für die handt genommen (vnd angesehen, daß ich mit Leibsschwachheit höchlich bin behafftet gewesen) vnnd dasselbige nach meinem geringen Verstandt in gemein Teütsch vertolmetschet." Unterzeichnet ist diese Vorrede am 5. August 1586. Wenige Wochen danach am 1. September 1586 hat Fischart die Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Dämonomanie geschrieben (vgl. Euphorion 4, 251). Hier ist von der Arbeit an der neuen verbesserten Auflage die Rede, aber kein Wort von der Leibes Schwachheit. Wir wissen ferner, daß Fischart in den Jahren 1582—1587 keine größeren Arbeiten vollendet hat, weil er als Advokat in Speier und seit 1584 als Amtmann in Forbach weniger freie Zeit zur Schriftstellerei hatte. Es ist darum auch unwahrscheinlich, daß er knapp vor der Fertigstellung der zweiten Auflage der Dämonomanie eine so umständliche Arbeit, wie die Verdeutschung des Brutum fulmen (noch dazu in schwerkrankem Zustande) hätte fertig bringen sollen.

Kurz und gut. Es giebt keinen zureichenden Grund, der für, wohl aber viele Gründe, die deutlich gegen Fischarts Verfasserschaft sprechen. Wir müssen also den „Unvernünfftigen Bannstrahl" 1586 aus der Reihe der Fischart zugeschriebenen Schriften streichen.

Ganz dasselbe gilt für eine deutsche Übersetzung des gleichen Jahres und verwandten Gegenstandes, für die „Erklärung und Protestation des Königs von Navarra 1586",[1]) weshalb ich hier nur in aller Kürze einige Worte darüber anfüge. Auch hier liegt für Fischarts Autorschaft nur eine nicht begründete Vermutung Hoffmanns von Fallersleben vor (vgl. Wendeler a. a. O.,

[1]) Der Titel lautet in stark gekürzter Form: „Erklärung vnd Protestation Des Königs von Navarra vnnd des Printzen von Conde vnd des Hertzogen zu Mommerantz. Wider den friden mit dem Hauß Lotharingen, welche die Rädlinführer sein des Heyligen Bundts außzurotten, das Geschlecht der Könige inn Franckreich vnd alle die, so sich zur waren Religion bekennen. Auß Lateinischer sprach verdeutscht. Bergerach. Anno MDLXXXVI. (Halle, Marienbibliothek und Breslau.) Der Ortsname ist nicht als „Losungswort Berge-Nach!" zu deuten, wie Hoffmann a. a. O. meint, sondern nur die Verdeutschung des französischen Ortsnamens Bergerac.

S. 174 und 327). Die Schrift, um die es sich handelt, ist ein aus dem Lateinischen übersetzter Protest des Königs von Navarra, des Prinzen von Condé und des Herzogs von Montmorency.

Er richtet sich vor allem gegen die Guisen (das Haus Lothringen), die zu Beginn des Jahres 1585 mit Unterstützung des Königs von Spanien die katholische Liga von neuem ins Leben gerufen hatten zu dem Zwecke, um den König von Navarra von der Thronfolge in Frankreich auszuschließen und den Protestantismus in Frankreich und den Niederlanden auszurotten, und die ferner den schwachen König Heinrich III. zu dem Edikt vom 18. Juli 1585 genötigt hatten, worin alle in den letzten Jahren mit den Hugenotten abgeschlossenen Friedenserlässe wieder aufgehoben und die reformierte Religion bedingungslos verboten wurde.

Der Protest schildert nun die ränkevollen Umtriebe der Guisen seit dem Jahre 1560 und warnt den König vor diesen ehrgeizigen, nach der Krone strebenden Bundesgenossen und beschwört ihn, die religiöse Duldung und den Bürgerfrieden in Frankreich wieder herbeizuführen.

Die kurze, temperamentlose Vorrede rührt sicher *nicht* von Fischart her[1]) und auch die Übersetzung selbst zeigt nirgends Spuren seiner Mitwirkung. Übrigens bemerke ich noch, daß der *Bannstrahl*, wie die *Erklärung* und *Protestation* beide ausdrücklich aus dem Lateinischen übersetzt sind, Fischart aber pflegte immer, wenn ihm lateinische *und* französische Fassungen vorlagen, zur französischen zu greifen. Er hätte es also auch hier gethan.

[1]) Als Beispiel sei der Anfang der Vorrede hier abgedruckt.

Bericht an den Läser von
dem (Heiligen) Bundt.

Der heilige Bund, welchen die Papisten Sanctam Liguam (!) nennen, ist jm Concilio zu Trident erstlich gespunnen worden: wie solches die Historien vnnd schrifftliche vrkunden erweisen. Warumb aber die von Lotharingen desselben fürneme vrhäber gehalten werden, das sol man dem Läser inn kürtze vermelden.

Carolus der Cardinal von Lotharingen, als er Anno LXII von Trident wider inn Franckreich kommen: hatt er König Carolo dem 9. des Concilii Acta vnd handlungen vberreicht: die man doch auß wichtigen vrsachen nit angenommen. Dann der König hatte auff dasselb Concilium seine Legaten abgesant, verständige vnd weise Männer, mit solchem befelch vnd mandaten, so die *Sorbon* zu Pariß darfür erkant, das dieselben der rechten Lehrer meinung nit zuwider. Als aber des Königs gesandten inn dem Concilio zu Trident vmb eine Reformation vnnd verbesserung in Glaubens sachen acht monatlang emsig angehalten: vnnd aber vermerckten, das jhre mühe vergebens vnnd [A 4ª] vmbsunst vnd sie nur vmbgeführet würden: Haben sie ein Protestationschrifft wider dasselb Concilium offentlich außgehen lassen vnd sein darvon gezogen, haben auch nachmalen demselben Concilio biß zum end nit ferner beigewonet, noch desselben Acta vnd handlungen vnterschrieben. Derowegen dan auch das Parlament zu Paris, ob es wol zu mehrmalen darumb ersucht vnd angelangt worden, desselben Concilij decreta zu approbiren vnd für gut zu achten sich auch biß auff den heutigen tag bestendig verwideret hat.

7. Kurze Beschreibung des Einfalls in die Grafschaft Mümpelgard. 1588.

In engstem Zusammenhang mit den eben erwähnten Ereignissen steht der Einfall in die Grafschaft Mümpelgard (Montbéliard), dessen Beschreibung Fischart mit einer Vorrede bei Jobin 1588 veröffentlicht hat. Diese Schrift fällt aus dem Rahmen der in dieser Studie behandelten Publikationen Fischarts insofern heraus, als es sich hier nicht um eine Verdeutschung eines lateinischen oder französischen Originals, sondern um die Redigierung eines von Haus aus deutschen Berichtes handelt.

Vorerst die geschichtlichen Ereignisse, die dieser Veröffentlichung vorausgingen.[1]) Der König von Navarra begnügte sich nicht mit dem eben erwähnten Proteste, sondern er wandte sich auch um Hilfe wider den Treubruch des französischen Königs an die deutschen protestantischen Fürsten und Reichsstädte. Diese schickten nun an Heinrich III. eine Gesandtschaft ab, die ihn zur Wiederherstellung der Friedenserlässe gegen die Hugenotten bestimmen sollte. An der Spitze stand der Erbe des württembergischen Herzogtums, Friedrich der Graf und Statthalter von Mümpelgard. Er kam im August 1586 nach Paris, wurde aber vom Könige nicht empfangen. — Es kam zum Kriege. Zur Unterstützung des Königs von Navarra zogen deutsche und schweizerische Truppen unter Führung des Burggrafen Fabian von Dohna nach Frankreich, rückten durch Lothringen bis Chartres vor, mußten aber infolge mannigfacher Mißgeschicke im Dezember 1587 vor dem König kapitulieren und einen eiligen Rückzug antreten. Von dem Herzog von Guise und dem Marquis de Pont durch die Franche-Comté und über die Grenzen Frankreichs hinaus verfolgt, wurden sie bis auf wenige Reste aufgerieben.[2])

Die Truppen der Liga aber fielen noch außerdem, um die von den Deutschen in Lothringen verübten Frevel zu rächen und den Grafen Friedrich für die Führung der deutsch-protestantischen Gesandtschaft zu strafen, in die Landschaft Mümpelgard ein. Dieses im tiefsten Frieden liegende, wehrlose Ländchen, das damals dem Hause Württemberg gehörte, aber nicht einem deutschen Kreise, sondern der französischen Oberhoheit unterstand, wurde in den ersten Tagen des Jahres 1588 von den lothringischen Truppen und den fremden Söldnern der Liga in unmenschlicher Weise mißhandelt.

[1]) Vgl. Stälin, Wirtembergische Geschichte 4, 805 und H. Martin a. a. O. 10, 48 f.

[2]) Der Zug Dohnas wird uns noch unten im 10. Abschnitt bei Besprechung des Bucalvinisch Gegen-Badstüblein von Fischart 1589 beschäftigen.

Die deutsche Publikation nun, die unter Fischarts Mitwirkung über dieses Ereignis im Jahre 1588 veröffentlicht worden ist, hat folgenden Titel:

Kurtze beschreibung
Des Lottringischen vnd
Guisischen Feindlichen einfals in die Gra-
neschafft Mümpelgart / welcher zu endt des abgeloffe-
nen 1587. jahrs / vnd eingang dieses 1588. be-
schehen : sampt einer vorgehenden erma
nung ahn alle redliche
Teutschen.
Darinnen erkläret wirdt der grewliche /
vnmenschliche / vberbarbarische / jha vbernatürliche
muttwillen / welcher mit stelen / Rauben / Plündern / Mörden
vnd Brennen / in obgedachten Graneschafft gewal-
thätiglich geübet worden.
(Druckerstock)
M . D . L . XXXVIII.

s. l. 12 Bl. in 4°. Sign. A ii—C iii. Exemplare in Breslau, Darmstadt, Dresden, Zürich.

Der Druckerstock bezeugt Jobinschen Verlag. Diese Schrift enthält 1. eine Vorrede, 2. den Bericht über den feindlichen Einfall, 3. eine kurze Ermahnung in Prosa, 4. eine Ermahnung in Versen. Den Kern der Schrift bildet natürlich der Bericht. Wie diese Schrift zustande gekommen ist, läßt sich leicht erschließen.

Da die guisischen Truppen nach der Plünderung Mümpelgards sich von neuem sammelten, das Elsaß plündernd durchzogen und auch auf Straßburg ihr lüstern Augenmerk warfen, so kamen der bedrohten Stadt schon Anfang Januar 1588 von Amtleuten ihres Gebietes an der französischen Grenze genaue Berichte über das Vorgehen und die Pläne des Feindes zu. Straßburg sandte diese Berichte an den ebenfalls in Mitleidenschaft gezogenen Hof zu Stuttgart weiter. Gerade der in der hier besprochenen Schrift abgedruckte Bericht über Mümpelgard muß handschriftlich in mehreren Exemplaren verbreitet gewesen sein. G. Bossert hat in einem Aufsatze: „Der Einfall der Franzosen in Mömpelgard" (Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 3, 9—20), ohne Kenntnis allerdings von Fischarts Publikation aus dem Archiv von Öhringen einen handschriftlichen Bericht über den Einfall veröffentlicht, der fast wörtlich mit dem Texte bei Fischart übereinstimmt, und einige amtliche Briefe über das Ereignis mitgeteilt.[1])

[1]) Handschriftliche Berichte über den Einfall in Mümpelgard enthält auch die Stuttgarter Bibliothek. Vgl. W. von Heyd, Die historischen Handschriften der Königlichen Bibliothek 1, 88; 2, 8, 118 (übereinstimmend mit der Öhringer Fassung). A. Englert hatte die Freundlichkeit, mich darauf aufmerksam zu machen.

Der Bericht über Mümpelgard rührt natürlich nicht von Fischart her. Er war ja nicht Augenzeuge der Plünderungen und hätte sie nicht so genau schildern können. — Auch der Stil zeigt nicht seine Eigenheiten, sondern Fischart hat nur einen nach Straßburg gelangten amtlichen Bericht im Auftrag Jobins veröffentlicht und, da das Ereignis für die Stadt, nach der schon damals die Franzosen ihre Fangarme auszustrecken begannen, von vorbedeutender Wichtigkeit war, mit einer entsprechenden Vorrede und eindringlichen Ermahnungen versehen.

Der Bericht erzählt ausführlich, anschaulich und mit warmem Anteil an den dargestellten Leiden, wie die aus allen möglichen Nationen zusammengesetzten Söldnerscharen der Liga, nachdem sie durch die Herren von Bern genötigt wurden, von der Plünderung der Schweizer Grenzdörfer abzulassen, unter der Führung des Herzogs Heinrich von Guise und des Markgrafen (Marquis) de Pont in drei Haufen die Grafschaft Mümpelgard überfielen und den wehrlosen Landleuten, die ihnen nie etwas angethan hatten, sondern mit ihren französischen Nachbaren in den besten Beziehungen gestanden waren, ein entsetzliches Schicksal bereiteten. Vom 1. bis 6. Januar 1588 verwüsteten und plünderten die Feinde das ganze Gebiet — nur die Stadt Mümpelgard selbst widerstand ihnen — brannten alle Dörfer, Landgüter und Mühlen nieder, führten die Einwohner als Gefangene hinweg, quälten sie mit allen erdenklichen, bestialischen Martern, um ihnen Geld abzunötigen, erschlugen, erwürgten und ertränkten zahllose Menschen, überließen andere in qualvollem Zustande einem langsamen Tode, schändeten Frauen und Mädchen, mißbrauchten sogar Kinder, führten allen Hausrat, Früchte und Vieh hinweg, verderbten, was sie zurücklassen mußten, in grauenhafter Weise, öffneten die Gräber und beraubten die Toten. Für alle diese Greuel werden einzelne Beispiele aus bestimmten Ortschaften angeführt. Doch sei, so wird zum Schluß bekannt, der Not und des Elends zu viel gewesen, um alles aufzuzählen.

Diesen amtlichen Bericht hat Fischart ohne sachliche Änderungen, ohne wesentliche Kürzungen oder Erweiterungen abgedruckt. Sein Text weicht von der Öhringer Fassung höchstens hie und da im Wortlaut oder in der Reihenfolge der mitgeteilten Einzelheiten ab, wofür ein kleines Beispiel beigebracht sei:

Öhringen.	Fischart B 4ª f.
Viele wurden in der seltsamsten Weise gehängt, etliche in den Wäldern, etliche in ihren eigenen Häusern, etliche in den Rauch in ihren Küchen, welche sie ganz schrecklich gemartert, bis sie Geld	Viel haben sie auff mancherlei vnd seltzame weise gehenckt im Felde, in Wälden, in Häusern, manchen Haußnatter haben sie im seine eigne Kuchen in den Rauch gehenckt, viel unter den

nach ihrem Gefallen bekamen, oder haben sie dieselben hängen lassen. Wenn aber solch ein Unglücklicher von den einen freigelassen wurde, so sind gleich wieder andere gekommen, die haben ihn aufs Neue gefangen. Etliche wollte man lebendig in Stücke zerschneiden. Am Daumen der rechten Hand und an den großen Zehen des linken Fußes hängte man Einzelne. — —

Obwohl die Weibsbilder sich hin und wieder in die Büsche, Hölzer, Wälder, Felder und Höhlen der wilden Thiere verkrochen, so wurden sie doch durch die losen, nichtswürdigen Leute, wie das Wild durch die Jäger hervorgesucht.

gehencket haben sie grewlich zermartert, daß sie nuhr Gelt von jhnen brechten, viel haben sie auch in solcher Marter hangen lassen, so seind alßbaldt andere do gewesen, die den armen Leuten auffs newe wider marter angelegt haben. Etliche haben sie inn stück zerschneiden wöllen, darzu sie dann die hochgeplagten Leut an den rechten Daum vnd den lincken grossen Zeen auffgeheuckt haben. — — — — Vnd obwol die armen Weibsbilder sich hin vnnd wider in Höltzern, Wäldern, Büschen, Felsen vnnd hülen der wilden Thier verschlossen vnnd versteckt hat, sie doch das alles vor diesen des Teuffels jag vnnd Bluthunden nicht sichern mögen.

Der Bericht, der Fischarten vorlag, mag ja eine etwas abweichende Fassung gehabt haben. Es ist wahrscheinlich, daß er den Wortlaut seiner Vorlage redigiert und schärfere Ausdrücke, wie z. B. „des Teufels Jagd- und Bluthunde" eingesetzt hat.

Wie uns, so mußte auch Lesern des 16. Jahrhunderts bei diesem Berichte neben der sittlichen Verrohung der Ligasöldner, die gewiß durch die langwierigen Religionskriege verursacht worden war, vor allem die jammervolle Schwäche des Deutschen Reiches in die Augen fallen. Der Berner Mutz darf nur seine Tatze erheben und die feindlichen Horden müssen sich alsbald von der Schweizer Grenze wieder zurückziehen, das Deutsche Reich aber und die benachbarten deutschen Fürsten finden keine Mittel, eine friedliche Landschaft zu schützen oder doch deren schmähliche Mißhandlung zu rächen. Welche Folgen mußte solch eine Schwäche haben! Von diesem Gesichtspunkt aus hat auch Fischart das Ereignis aufgefaßt und darum dem Berichte folgende Betrachtung vorangestellt:

[A 11a]. Liebe Teutsche Brüder, wir seindt alle gewogen vnd bereit, wann in vnsers Nachpaurn behausung das Fewr zum dach außschlecht, daß wir zulauffen vnd zu löschung vnd dempffung desselben hülff vnd Rettung erzeigen vnd leisten: wie dann auch des Fewrs vmbfressende Natur vns, wann wir das vnser zu erhalten gemeint, darzu genugsam vervrsachet vnd bewegt vnd in solchen fählen zu vnser auffmunterung weder vieler langer predigen vnd vermanungen, noch andern grossem antrieb von nöten, sondern eines Wechters oder einigen Glockenzeichen zu solcher hülffleistung vns erwecken vnd vermögen.

Dannoch aber seindt deren wenig, welche dem grossen von der Liga Sancta inn Franckreich vnnd den Niderlanden angelegten vnd zum dach außschlagenden [A 11b] Fewr zusteuren vnnd demselbigen zeitlich zuuor vnnd ehe es weiter in vnser geliebtes Vatterlandt einreissen möcht zuwehren, sich eiferig erzeigen. Wiewol meniglichen bewußt, daß auch solch Kriegsfewr vnd Tyrannische verfolgungen, wann die an einem ort vberhand gewonnen, weiter einbrechen vnnd was sie antreffen verzehren.

Die vrsachen solcher sicherheit sein bey dem mehrern theil, wie sie sich bereden, die gute Kraiß vnd ander Reichsordnungen vnd Constitutiones, vnd dann auch der Teutschen dapffere Mannheit, welche mit dem blossen namen den Bapst vnnd alle seine Werckzeug abschrecken sollen. Vnd zwar, wann gute ordnungen mit des Haupts vnd aller Ständ zuthun vnd verwilligen auffgericht, vnd wie recht in achtung gehalten, denselben die schuldige folg geleistet, auch die Teutsche Mannheit in jhrer blüst vnnd kräfften blieben, so würden der Bapst, Spanier vnd Frantzosen, die Albaneser vnd Wallonen vns vnangezepfft lassen müssen vnnd sich viel mehr vor vns, dann wir vor jhnen fürchten.

Aber zur schwächung aller guten Reichsordnungen haben der Bapst vnnd seine letste Creaturen, die Jesuiter, inn diesen letsten zeiten viel samens von mißtrawen in Teutschland gesämet vnd mit dem darauß gewachsenen kraut, so allbereit an vielen orten, da es starcken Päpstlichen grund funden, vber Menschen [A 3a] höhe auffgewachsen, ein solche Trennung angezündet vnd geursachet, daß die gemeine Teutsche zusamensetzung mehrertheils gefallen, vnnd nunmehr ein theil dem Bapst vnd Spaniern, zu jhrem fürhaben zu jhrer Execranda Liga verfolgungen Päpstlicher Bänn vnd Practiken Execution sich mehr dann zuuiel gewogen erweisen.

Fürs ander, so hat der Geitz nunmehr der gestalt bey vilen vberhandt genommen, daß sie eins theils auch den außländischen Nationen zu jhres Vatterlands vnd Religionsverwandter beschwernuß vnnd nachtheil zu dienen kein schew haben vnd vnverschampt zusagen pflegen, Daß sie Meister Hemmerlein, wann er jhnen Gelt gebe, zuziehen wolten: einstheils aber zu ersparung etwas gelts alle hülff jhren angefochtenen vnd beleidigten Mitgliedern versagen.

Fürs dritt seind auch deren, bey welchen die Christliche lieb so gar erloschen, daß, obwol sie zu kurtzweilen, wollust vnd anderer vnnothwendigkeit nicht geringe vnkosten anwenden, jedoch sie nicht soviel, als die geringste brosamen, so von Tisch abfallen, zuhülff anderer beträngter Christlichen glieder anwenden wöllen, sonder gleichsam wie der Priester vnd der Leuit, Luc. am 10. Capitel für den beschedigten vorüber gezogen, also verlassen sie die beleidigte vnd beträngte Mitglider, denen sie doch vielmehr als der nachgefolgt Sa- [A 3b] mariter die hülffliche hand zubieten schuldig.

Diese gelegenheiten seindt dem Bapst vnd seinen gehülffen erwünscht: dahero erfolgt, daß vor wenig Jaren er der Italianisch Münch vnd Bapst des H. Römischen Reichs höchster Stände einen, nemlich Churf. Gebhardten zu Cöln, mit seinem Päpstlichen nichtigen Bann seines mutwilligen gefallens angriffen vnnd desselben Bann vollstreckung den Hertzogen von Parma vnd desselben Spanische hülff in das Churfürst. Stifft Cöln eingefürt, daselbsten sie nit allein ermeltes Stifft, sondern auch dessen Benachpaurte Teutsche Fürstenthumb Graff vnd Herrschafften, als nemblich Gülch, Cleve, Bergen, Marck, Bentheim, mit Mord, Brand, Plündern, Schendungen vnd dergleichen verhergt vnd verderbt auch andern benachpaurten mehr dergleichen angetrawet vnd zu besserer jhrer gelegenheit verners zuzufügen nicht vnderlassen werden.

Vnd weilen der ends kein sonderer widerstand beschehen, wie noch, so haben des Bapstes Bundsgenossen auch allbereit in die Grafschafft Mümpelgart vnd derselben zugehörungen ein einfall gethon vnd darinn ein prob gezeigt, wie sie mit den Teutschen zuhausen gesinnet, wie in dieser kurtzen beschreibung zusehen: lassen sich auch noch vernemen, daß es nit darumb angefangen, daß sies darbey bewenden lassen wöllen, benorab weilen sie ob angeregte gelegenheiten zuhaben vermeinen.

[A 4a]. Vnd werdet jhr, liebe Teutsche, in ablesung diser kurtzen Mümpelgartischen Historien solche vnmenschliche vnd mehr als Türckische Thaten, grausame Tyranney vnd Welschen muthwillen befinden, daß ein jeder wirdt bekennen müssen, das vermög des H. Römischen ordnungen vnd zu erhaltung Teutscher biß daher wolherprachter Reputation sich gepüren wölle, solche grausame Mörde, Brand, Schendungen, Verhergungen vnnd Verderbungen mit Teutschem eyfer vnd ernst

zurechen vnd die Bäpstliche Bundsgenossen also zu witzigen, das sie diese vnd andere ort im H. Römischen Reich zu ander mahln unbeleidigt lassen.

Vnd hat zwar ein jeder, auch Ringverstendiger, leichtlich zu erachten, das wann solches nicht beschehen, sondern dieser Welschen allhie inn der Graueschafft Mümpelgart vnd der Spanier im Ertzstifft Cöln geübter vbermuth, einfall vnd verhergungen also stillschweigendt vnnd ungerochen verstattet vnd gelassen werden solt, daß bey vnsern lieben Nachkommen die jhenigen, welche an gepürender hülffsleistung seumlich oder verhinderlich gewesen, derwegen kein rhum noch danck erlangen würden: es würde auch bey Gott schwerlich zuuerantworten sein, das wir für so vil verletzten, wie der priester vnd Leuit vorüberziehen vnd vnsern beleidigten Krancken mitgliedern alle hilff versagen, da doch vns das vermögen vnnd die fäust darzu von [A 4b] Gott bescheret sein vnd möchte auch zu vnser wolverdienten straff auff den fall solcher verlassung vnd stillschweigenden zusehens erfolgen, daß nach dem dem Teutschen Reich etliche glieder entzogen, den vberigen der last, so allenthalben sie in dem jrigen vberfallen köndte, allein zu ertragen viel zuschwer vnnd vnträglich sein würde.

Derowegen liebe Teutsche Brüder wöllet bey dieser vnser zeit die von vnsern lieben Voráltern seligen löbliche erhaltene Teutsche Reputation ein jeder nach seinem vermögen erhalten, daß vmbfressend Spanisch vnd Welsch fewr mit Raht vnd that zeitlich löschen vnd dempffen helffen vnd die vnserm Vatterlandt zugefügte schäden, schimpff vnd schand also rechen, daß wir vns vnd vnsern Nachkommen damit sichern beständigen frieden verschaffen vnd also den Rhum, so vnsere Vorfahren erlangt vnnd biß an vns erhalten auff vnsere Nachkommen fortpflantzen, damit auch vnsern hochbeleidigten mitgliedern ehferige schuldige hilff erzeigen wie wir wolten, daß vbernacht in Notfällen vns widerfahren solte vnnd alßdann auch wol widerfahren kan. Dem Allmechtigen Gott vns alle hiemit entpfehlende.

Die politischen Anschauungen und Gesinnungen dieser Vorrede erweisen schon deutlich Fischarts Verfasserschaft. Wie sonst, so rückt er auch hier das einzelne Ereignis in einen großen Zusammenhang. Er betrachtet die Verwüstung Mümpelgards nur als ein Beispiel der überhaupt gegen Deutschland gerichteten gefährlichen Absichten und Pläne der Liga und gemahnt die deutschen Machthaber, die entsprechende Lehre daraus zu ziehen. Die Liga habe in Frankreich und den Niederlanden ein großes Feuer gelegt. Wenn es aber beim Nachbar brennt, so bedürfen wir eines Wächters, der uns rechtzeitig zur Wahrung unseres eigenen Hauses gemahne. Dieses Bild hat Fischart auch schon im Reveille Matin angewendet (Kurz 3, 75):

Halt Früwacht tag vnd nacht,
Dan wans Nachbarn Haus prent vnd tracht,
So hab dains haus auch acht.

Die deutsche Mannheit in ihrer Kraft und Blüte müßte der gesamten römischen Partei Schrecken einjagen. Aber des Reiches Stärke und Einheit werde immer mehr erschüttert durch die Jesuiten, durch den Solddienst deutscher Krieger in fremdem Lande und durch unzulängliche Opferwilligkeit der deutschen Stände, welche die Grenze unbeschirmt lassen. (In der That mußte im Falle Mümpelgard der Herzog von Württemberg mit den Mitteln seiner Kammer Gegen-

wehr thun, weil der angerufene schwäbische Kreis sich der Landschaft nicht annehmen wollte.) Diese Schwäche des Reiches sei dem Pabst und seinem Gehilfen bekannt, darum durften 1584 in seinem Auftrag die Spanier das Stift Köln und seine Nachbargebiete, jetzt die Truppen der Liga die Grafschaft Mümpelgard ungestraft verwüsten. Bleiben diese Schandthaten weiterhin ungerochen, so würden dem Deutschen Reiche einzelne Teile vollständig entzogen werden, die altbewährte deutsche Reputation aber müßte empfindlichen Schaden leiden.

In diesem Sinne hat Fischart noch an den Schluß des Berichtes folgende mit größeren Lettern gedruckte Worte gesetzt:

Vnd also, ihr lieben Teutschen haben die Welschen mit ewern Brüdern das newe acht vnd achtzigst jahr angefangen, alle Dörfer obernanter Graff vnd Herrschafften vom ersten Januarij biß zum sechsten beraubt, geplündert, in grund vnd boden hinweg gebrendt, die armen Leute an Leib, Gut vnd Ehr geschendt vnd verderbt vnnd damit ein contrefactur vnd Muster fürgestelt, wie sie künftig gerne mit vns allen Teutschen vmbgehen wolten.

Derwegen dann alle guthertzige, welchen der Teutschen wolherbrachte Reputation vnd wolfahrt angelegen, mit zeitlichem eyfer vnd dapfferem ernst bedacht vnnd beholffen sein wollen, das die von vnsern lieben Voraltern biß dahero erhaltene rhum vnd Ehr des Teutschen Namens nicht von vns verlohren, sondern auff vnsere liebe Nachkommen fortgesetzt vnd den Welschen Practicken fürderlich also begegnet werde, daß sie dardurch wie jhre fordern vns vnnd vnser geliebtes Vatterland anzugreiffen scheu gemacht werden.

Auf das letzte Blatt der Schrift endlich setzt Fischart einige kräftige, gegen die Liga gerichtete Trutzverse, die schon von Hoffmann von Fallersleben als sein Eigentum erkannt und bei Wendeler S. 327—328 mitgeteilt worden sind.

Zur Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft.

Von Heinrich Borkowski in Königsberg i./Pr.

Die folgenden Briefe befinden sich im Fürstl. Dohnaschen Majoratsarchive zu Schlobitten (Ostpreußen) und stehen in engem Zusammenhange mit den im dritten Ergänzungshefte (1897) und im vierten Hefte des fünften Bandes dieser Zeitschrift veröffentlichten. Auch sie stammen aus dem Nachlasse desjenigen Mitgliedes, welches zu den ältesten und thätigsten, aber am wenigsten genannten[1])

[1]) Auch Krause: Ludwig, Fürst zu Anhalt-Cöthen, und sein Land (1879) gedenkt seiner nicht.

gehört, Christophs zu Dohna, des Heilenden, und beziehen sich auf denjenigen Zeitabschnitt der Fruchtbringenden Gesellschaft, von dem nur sehr wenig Nachrichten erhalten sind (1618—37).

Das erste Stück, ein kurzer Brief Christians II. von Anhalt an Christoph zu Dohna mit einem beigefügten Gedicht, legt Zeugnis von dem Widerstande ab, auf den die Bestrebungen der Fruchtbringenden Gesellschaft gelegentlich gestoßen sind. Ob Tobias Hübner, Ludwig von Anhalt, das Haupt der Gesellschaft, oder ein anderes Mitglied der Verfasser der Erwiderung auf die feindliche Satire ist, mag dahingestellt bleiben. Von Interesse dagegen ist, daß Opitz die Verse verbessert hat. Dieser hielt sich in der ersten Hälfte des Jahres 1625 bei und in der Nähe August Buchners, Professors in Wittenberg, auf und suchte durch dessen Vermittlung Fühlung mit den Gesellschaftern oder gar Aufnahme in ihre Reihen zu erlangen. Buchner schickt seines Freundes Gedichte an Hübner und dieser erwidert die Aufmerksamkeit durch Übersendung der eigenen Gedichte, der Ludwigs von Anhalt und Dietrichs v. d. Werder, nicht ohne Furcht vor den lyncei oculi des gefeierten Poeten.[1]) Wahrscheinlich wird auf diesem Wege auch die Antwort an den Verächter der Poeterey zu Opitz gekommen sein. Christian II lernt diesen persönlich erst 1629 kennen,[2]) doch rühmt er ihn schon jetzt neidlos als maistre de la poesie Allemande, während Hübners Eifersucht ihr Teil dazu beigetragen hat, den Dichter vorläufig ihrem Vereine fern zu halten.

Der zweite Brief Christians II. an Christoph zu Dohna führt uns in die Zeit der Entstehung der ältesten Stammrolle vom Jahre 1629 und der Wappenstickereien im Saale zu Cöthen. Der Beschluß scheint 1627 gefaßt worden zu sein, und Barthold hat mit seiner Bemerkung Recht,[3]) es sei als wahrscheinlich anzunehmen, daß dem ersten Gedanken sich nicht zugleich die mannigfachen Beziehungen, die Gesetzgebung und die Spielerei in Förmlichkeiten angeschlossen habe. — Christoph zu Dohna gehört zu den zwanzig Mitgliedern, denen die Ehre zu teil wird, 80 Thaler Beitrag für Herstellung der Stammrolle zu zahlen, doch Fürst Christian will sie für ihn bezahlen und ihm sogar das Stammbuch, wenn es fertig ist, schenken, das beste Zeichen von Dohnas Wertschätzung im Kreise der Fürsten von Anhalt. Denn obgleich des Fürsten Geldmittel im Jahre 1629 so knapp sind, daß er den Druck der Verdeutschung des „christlichen Fürsten" nicht bezahlen kann und ihn deshalb unterlassen muß,[4])

[1]) Buchner: Epistolae 3, 668. 670. 671. 23. Februar und 13. April 1625.
[2]) Vgl. das dritte Ergänzungsheft S. 7.
[3]) Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft S. 106.
[4]) Krause a. a. O. 3, 72.

scheint er diese Ausgabe für den Freund doch nicht. Auf die Ausführung des Versprechens bezieht sich wohl die Nachschrift eines Briefes vom 4. November 1629: Don Agesilan (Fürst Ludwig) a envoyé a Maneli (Christoph zu Dohna) de Lipsic un livre de la comp. Fructifere, esperant qu'il aura bien receu depuis le nombre s'en est augmenté jusqu'à 200. Opitz hatte soeben die Zahl abgeschlossen. Leider ist das Buch in der Bibliothek zu Schlobitten nicht mehr vorhanden, wie überhaupt keine der Druckschriften der Gesellschaft, die Christoph doch sicher besessen haben muß. Vielleicht sind sie beim Brande der alten Dohnaschen Bibliothek in Mohrungen 1697 vernichtet worden, doch müßten sie dann wenigstens in dem erhaltenen Kataloge verzeichnet sein. — Im übrigen scheint G. Neumark[1]) doch recht gehört zu haben, wenn er von einer Tapete berichtet, zu der die Wappen der Gesellschafter vereinigt wurden, und Krauses Zurückweisung unberechtigt zu sein.[2])

In dem letzten Briefe, der nach Zeit und Inhalt vor die entsprechenden im dritten Ergänzungshefte veröffentlichten zu setzen ist, spricht Fürst Christian von der bescheidenen, wohlgemeinten Zensur seines Oheims Ludwig, der sich alle Mitglieder ohne Weigerung fügten.

I.

Christian II. von Anhalt an Christoph zu Dohna.[3])

Bernburg 6 Juli 1625.

Monsieur.

J'ay a respondre a vos diverses lettres, et d'autant, que vous m'envoyastes une fois, des vers composèz par un contempteur de la poesie, qui nous ont fort scandalizè en la compagnie fructifiante, je vous envoye la responce la dessus, afin de la communiquer au dit faiseur de la Satyrique faillie, in materiâ et in formâ. Et iustement s'est rencontrè Mr. Opicius, maistre de la poesie Allemande, qui a corrigè les uns dignes de correction, et rembarrè les autres indignes de correction et inutiles, respondant bravement et succinctement. Vous le prendrèz en meilleure part. Et je suis, Monsieur,

Le vostre a vous servir

Christian, Prince d'Anhalt.[4])

---

[1]) Ausführlicher Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft. Anfang u. s. w. 1668, S. 65.

[2]) A. a. O., S. 19 Anmerkung.

[3]) Original Archiv Schlobitten $\frac{3}{75}$ 10.

[4]) Christoph zu Dohna schreibt auf die Rückseite dieses Briefes:

Des Waffen colera. des antwort rachgierkeit
Der sich lobt, andre spott, der muß sein voller neidt,
Zornig sein, thut nicht gut, rachgier nimbt ein böß endt,
Spott Frommen nicht gebhurt, all drey von dir abwendt.

Folgende darunter stehende Worte sind gestrichen: „Die letzte sylb im Wort colera ist sonst zwar kurtz, aber nach art des Worts Genua, da man die letzte sylb lang

Antwort auf den Verächter der Poeterey.

Nach andeutung vnd verbesserten maß seiner Vnuernehmlichen Reimen.

In grossem leidt
Zu trost der lent
Ist woll erlenbett
Daß vers man schreibett.
Manch hertze leicht
Dadurch erreicht
Daß es in trauren
Baß mög außdauren,
Man kan zugleich
Von lieb sein Reich
Vnd klag darneben
Wan in seim leben
Es mancher nicht
Dahin gericht
Soll er nicht schelten
Nochs lan entgelten
Poeten drüm
In seinem grim
Wan einen lachen
Sie etwan machen,
Geschichts zur Zeitt
Wan man hat freud,
Sonst ihre threnen
Sie gar woll können
Mit deen raußlan
Die trübnuß han
Ein auch zu trösten
Sie sich getrösten
Durch Gottes Wort
Den höchsten Hort
Wan nun ihr Reime
Man helt mit leime
Beschmitzt, allein
Drumb Närrisch sein
Vnd nützen wenig
So mag der König[1])
Der Gott zu ehr
Gesungen her,
Auch auff der Seiten
Zu manchen Zeitten,
Gespielet auff
Antworten drauff
Sampt viel poeten
Die selbst in Nöten
Drauß sie erret
Offt ihr gebet,
Vnd Danckgesänge
Han nach der länge
Gemeinlich fast
In maß verfast,
Diß mag genügen
Wems nit wil fügen,
Dem zum beschluß
Ich sagen muß,
Daß zwar Poeten
Schwer gantz zu retten
Von thorheit sein
Die in gemein
Weil lieben Herren
Von euch doch ferrn
Ist wie ich mein
Poet zu sein
So werd ihr müssen
Mit mir itz schlissen
Daß ider Jeck
Nicht lang zum Zweck
Vnd alle Narren
Was zu beharren
Ich woll vermein
Nicht drumb stracks sein
Vnd reiner treten
Wie die Poeten
Wolt ihr dan nit
Ein Narr sein mit,
So thutt mir gleuben
Ihr musset bleiben,
Derselb allein
Dan eben sein
Die erst, die rechten
Dies widerfechten.

---

gesetzt, soll es nunmehr lang sein.“ Christoph richtet sich nach einer Übersetzung der lateinischen Distichen, in Julium überschrieben:

Des Vatter Genua, des Mutter Griechenlandt,
Den selbst das Meer erzeugt, der muß sein voller schandt.
Ligurer trigen stets, die Grichen Lugner sindt
Dem Meer vertraut kein mensch: Bey dir all drey man findt.
(Vgl. Euphorion 5, 675.)

[1]) König David.

II.

Chriſtian II. von Anhalt an B. Chriſtoph zu Dohna.[1])

Ballenſtedt, d. 1/16. Decemb. 1627.

. . . . . .

Or pour passer des plaintes aux recreations, ie vous diray que Mgr. mon Oncle Le Prince Louys est tres-zelé a l'accroissement de la compagnie fructifiante, qui s'est desja augmentée, jusques a prés de 150 membres d'icelle. Nous avons trouvé bon, en plein conseil, que l'on fist faire leurs devises, emblemes, et noms, en taille donce avec les vers, qui sont fort gentiment approprié a chasque cavallier de l'academie, et pour cest effect, un chacun devoit contribuer quattre Reichstalers, dont i'ay eu commission solennelle par escrit soubs le grand sceau de la Compagnie datée a Cöhten, et soubssignée, de Mr. le Nourrissant mon Oncle le pr: Loys, au lieu de Grandmaistre, d'en solliciter vingt, qui feroyent 80. Dalers, et i'en ay obtenu la pluspart, mais pour vostre esloignement, ie n'ay peu vous requerir, car vous estes du nombre de ces vingt, et pour l'affection que je vous porte, ie payeray pour vous, et quand le livre sera faict, ie le vous envoyeray en don, m'asseurant qu'il vous contenteroit. Je croy, que Christofle le peintre scaura vos armes, car on les desire, pour mettre en broderie, en une belle tapisserie, ce qui nous sera a tous une memoire honorable et immortelle.[2]) quand toutes les armoiries des Academiques seront ainsy releveés. Quand il fera seur voyager (car il fait maintenant fort mal seur a cause des Crabates entre icy, et Bernburg, et aux environs) i'en avertiray le dit peintre, autrement en tout cas vous me ferez playsir de m'envoyer vos armes. Et je suis Monsieur, votre serviteur

il puoco stimato.

Je vous souhaitte un tres heureux nouvel an.

III.

Chriſtian II. an Chriſtoph zu Dohna.[3])

Ballenſtedt, 6. März 1629.

. . . Au reste ie croy que quand vous verrèz la modeste et bien intentionnée censure d'un prince sage et prudent, comme est Monsieur le Nourrissant, vous ne ferèz plus le cheval eschappè ni regimberèz contre l'aiguillon touchant les corrections, auxquelles nous autres Princes, Seigneurs, et gentilshommes nous soubsmettons tous tres volontiers, sans disputer, ou lascher la bride a nos propres passions mal assaysonnées, afin que nous ne nous privions nous mesmes, des libertèz et privileges d'une si noble compagnie, laquelle s'augmente de jour en jour, et arrive maintenant au nombre de 170 personnes, entre lesquelles, il y a le tiers de gens illustres. C'est ce que i'ay eu a vous dire, priant Dieu pour votre santé . . . . . .

---

[1]) Original Archiv Schlobitten $\frac{3}{70}$ 71.

[2]) Wie gut, daß ihre Unſterblichkeit ſich noch auf etwas anders als eine Tapete gründete, denn dieſe iſt ſpurlos verſchwunden.

[3]) Original Archiv Schlobitten $\frac{3}{72}$ 38.

Über die Behandlung des Reims bei Gellert.

Von Hartwig Jeß in Leipzig.

Über den Reim in der deutschen Verserzählung liegen noch keine näheren Untersuchungen vor. Speziell bei Gellert hat man sich mit der Bemerkung begnügt, daß er leicht und ungezwungen reime.[1] Das ist zweifellos richtig. Aber der Reim bedeutet, gerade bei Gellert, doch etwas mehr als bloß äußerlichen Schmuck: er gehört entschieden zu den Faktoren, die den Gellertschen Fabeln ihr eigentümliches Gepräge geben.

Betrachtet man zunächst die Reimstellung,[2] so findet sich, daß nicht nur paariger Reim a a, gekreuzter Reim a b a b und eingeschlossener Reim a b a b beliebig miteinander wechseln, sondern daß sich dazwischen noch andere Gebilde mit drei- und mehrfachem Reim schieben. Diese „Reimfiguren", wie ich sie nennen will, lassen sich in zwei Gruppen zerlegen, in „primäre" und in „sekundäre". Unter primären verstehe ich solche, die nicht durch einfache Aneinanderreihung selbständiger Elemente entstanden sind. Selbständige Elemente sind in diesem Falle die drei vorher erwähnten Reimarten. Die einfachste primäre Figur ist der dreifache Reim a a a; übrigens ist fünffacher Reim das höchste, was in primären Figuren vorkommt; derselbe muß natürlich, ebenso wie der vierfache Reim, in Verbindung stehen mit anderen Reimen, denn isoliert würden beide nicht hierher gehören z. B.: a x a a x a oder a b b a b b a b.

Im ganzen giebt es 37 verschiedene primäre Figuren. Dazu kommen noch 7 „erschlossene", die als selbständige Systeme nicht auftreten, aber aus „secundären" Figuren abstrahiert werden müssen.

„Sekundäre" Reimfiguren lassen die Elemente der Reihe nach erkennen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Elemente sind hier nicht nur der paarige, gekreuzte und eingeschlossene Reim, sondern auch primäre Figuren. Die primitivste Form ist der vierfache Reim: a a | a a. Unendlich viel Variationen sind hier möglich; Gellert verwendet 77 verschiedene Figuren dieser Art. Bald findet sich, wie bei den primären Figuren, der mehrfache Reim isoliert: z. B. sieben-

[1] Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. 7. Auflage (Berlin 1894) S. 402. — Eigenbrodt, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen (Berlin 1884) S. 65. — Handwerck, Studien über Gellerts Fabelstil (Dissertation. Marburg 1891) S. 30.

[2] In der endgiltigen Fassung der „Fabeln und Erzählungen" in drei Büchern.

facher (2. Buch): Die Bauern und der Amtmann, Vers 8 ff.); bald in Verbindung mit einem oder mehr Reimpaaren oder anderen Reimfiguren. Z. B. 9 + 3facher Reim mit 3 einfachen Reimpaaren. Schema: x a x a | y a y a a | z a z a | b b a b a (2. Buch: Das junge Mädchen, Vers 13 ff.). Mehr als 9facher Reim kommt nicht vor. Aus welchen Elementen sekundäre Figuren zusammengesetzt sind, bleibt oft zweifelhaft. Es ist aber ganz gleichgiltig, ob man eine Figur, wie z. B.: a a a x x a y a y (2. Buch: Die Fliege, Vers 7 ff.) sich so: a a | a x x a y a y oder so: a a a | x x | a y a y zerlegt. Von Bedeutung ist nur das mehrmalige Auftreten eines und desselben Reimes. Um diese Reimhäufung zu illustrieren, sei noch auf einige besonders umfangreiche Figuren hingewiesen. Man trifft doppelt-4fachen Reim, isoliert oder in Verbindung mit einem oder mehreren einfachen Reimpaaren, z. B. 2. Buch: Das Unglück der Weiber, Vers 41 ff.; 5fachen Reim in Verbindung mit einem oder mehreren einfachen Reimpaaren; z. B. 3. Buch: Crispin und Crispine, Vers 26 ff. (Einleitung nicht mitgezählt); ferner: 4 + 3 + 3facher Reim, z. B. 2. Buch: Das Unglück der Weiber, Vers 7 ff.; 5 + 4 + 3 + 3facher Reim, 3. Buch: Der wunderbare Traum, Vers 1 ff.; 6 + 3 + 3 + 3facher Reim, 2. Buch: Die beiden Schwalben, Vers 24 ff. u. s. w.

Alle Figuren, primäre und sekundäre, haben eins gemeinsam: zwischen zwei zu einander gehörige Reime (Reimwörter) schiebt sich nur ein heterogenes Reimwort x, ein einfaches Reimpaar x x oder ein dreifacher Reim x x x. Außerdem aber wird zweifellos auch ein durch 4fachen Reim getrenntes Reimpaar von Gellert und wir können hinzufügen, überhaupt als solches empfunden. Vier Reime bilden ebenso wie drei und zwei nur einen Klang. Isoliert tritt diese Figur übrigens nicht auf: x a a a a x siehe z. B. 3. Buch: Der Leichtsinn, Vers 5 ff.; ebenda Crispin und Crispine, Vers 28 ff.:

Dies ist vielleicht nicht selten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beispiel Thorheit lehren
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar!
Und dennoch ist's nicht selten wahr.

Der eine Teil des geschiedenen einfachen Reimpaares wird am Ende wiederholt und dadurch gleichsam gestützt. Ganz sicher scheint sich Gellert also schon bei dieser Trennung des Reims nicht gefühlt zu haben. Nun läßt sich die als Summe von 6 + 3 + 3 + 3 bezeichnete Figur (siehe oben) auch als Zusammensetzung von 6 + 6 + 3 Reimen auffassen. Das Schema ist folgendes: a b a b b |

a c c a c | a d d a d. Das Reimwort d ist nämlich dasselbe wie b und das erste d ist vom letzten b durch eine primäre Figur geschieden. Vom psychologischen Standtpunkt aus kann von einer Beziehung dieses ersten d auf das letzte b keine Rede sein, zumal da Reim d unmittelbar darauf weitergeführt wird. Ob Gellert trotzdem noch einen Reim hier empfunden oder sich gedacht hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht feststellen. Abhängig ist die Entscheidung von der Auffassung folgender Stelle, 3. Buch: Die Wittwe, Vers 70 ff. Das ergiebt dieses Schema: a b b c d c d a x a a x.

Hier ist das erste Reimpaar a a getrennt durch zwei Systeme, die im ganzen sechs Reihen oder drei Klänge bedeuten. Soll man das ganze Schema als eine in sich geschlossene Figur nehmen, oder das erste a als Waise stehen lassen? In sämtlichen Gellertschen Fabeln kommt aber eine Waise nur ein einziges Mal vor (1. Buch): Die Verschwiegenheit, Vers 53). Andererseits finden sich noch einige ähnliche Figuren, wo ein Reimpaar durch mehr als einen Klang geschieden ist. Z. B. 1. Buch: Die Widersprecherin, Vers 5 ff. Schema: a a a x x y y a a.

Wenn man will, kann man diese Art als Figuren dritter Ordnung bezeichnen. Bei Gellert dürfen wir sie indes kaum als solche gelten lassen; ihr Vorkommen hängt mit einer anderen, später zu erwähnenden Thatsache zusammen. Daß ich überhaupt darauf eingegangen bin, hat seinen Grund darin, daß solche Figuren vom Standpunkt der Behandlung des Reims in der deutschen Verserzählung überhaupt berechtigt und als einheitliche Schemas zu betrachten sind. In den Übersetzungen Lamotteſcher Fabeln durch Brockes[1]) stößt man öfters auf Reimpaare, die durch mehr als einen Klang geschieden sind; ebenso bei Mayer,[2]) der Fabeln desselben Franzosen ins Deutsche übertrug. Diese Reimtechnik ist überhaupt in der gesamten Fabeldichtung vor Gellert gang und gäbe.[3])

[1]) Irdisches Vergnügen in Gott, 1. Theil, Hamburg 1737 (6. Auflage), S. 537 ff.

[2]) Weichmanns Poesie der Niedersachsen, Zweyter Theil, Hamburg 1725, S. 344 ff.

[3]) Menantes, Akademische Nebenstudien ꝛc. (Halle und Leipzig 1713). S. 322 ff.: Übersetzungen aus Lafontaine, Nr. III, VI, VII, IX. — Haller, Gedichte, herausgegeben von Hirzel (Frauenfeld 1882). S. 188 ff.: Einige Fabeln. Aus dem „Versuch schweizerischer Gedichte", Nr. III (Moral; Fabel selbst in Prosa). — Willens, Poesie der Niedersachsen, IV. Teil (Hamburg 1732). S. 429: Die 152. Fabel von Mr. de la Fontaine; III. Teil (Hamburg 1726). S. 399: Die vierzehende Fabel des Äsop und „Wolf und Kranich" (nach Phaedrus). — König, Gedichte (Dreßden 1745). S. 323: Fabel. Im Namen des Herrn von M. ***; S. 448: Fabel. — Drollinger, Gedichte (Frankfurt a/M. 1745). S. 138 ff.: Fabeln und Übersetzungen. Nr. VI. — Herrn Houdart de la Motte Neue Fabeln. Aus dem Frantzösischen in Deutsche Verße übersetzt ꝛc. Franckfurt

Aus Hagedorns Fabeln und Erzählungen mögen einige besondere Beispiele angeführt werden. 1. Buch: Aurelius und Beelzebub, Vers 96 ff.:

Es springt Aurel um den bemerkten Platz,
Als ob er seinen Fund schon hätte;
Doch stößt er sich an einen Baum.
Aurel erwacht (denn alles war ein Traum)
Und von dem vorgestellten Schatz
Bleibt nur das Zeichen an dem Bette.

Schema: (a b c c a b)

Oder a. a. O.: Philemon und Baucis, Vers 68 f.:

Hier lebet, ohne Mißvergnügen,
Und durch die Heilungskraft der Zeit
Von alten Regungen der Eifersucht befreit,
Ein unbeerbt, zugleich veraltend Paar,
Dem, durch des Schicksals seltnes Fügen,
Der langen Ehe Joch nicht unerträglich war.

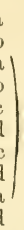
Schema: (a b b c a b)

Oder gar, a. a. O.: Der großmüthige Herr und seine Sklaven, Vers 1 ff.:

Auf dem Aegäermeer wird einst ein Handelsmann
Von einem schnellen Sturm ergriffen.
Er wendet sich, so gut er kann,
Und darf nur langsam weiter schiffen.
Allein es mehret sich die Noth,
Er und die meisten Sklaven klagen;
Die alten hoffen auf den Tod,
Die jungen melden sich, die Rettung noch zu wagen;
Nur hatten sie dafür um ihre Freiheit an,
Doch die wird allen abgeschlagen.

und Leipzig, Zu finden bey Gottlieb Siegert in Hirschberg 1736. Gervinus (5. Auflage 1873) 4, 111 nennt den Übersetzer nicht. Eigenbrodt a. a. O., S. 14 sagt, der Name des Herausgebers sei uns nicht überliefert. Beide haben das Buch nicht in den Händen gehabt. Der Übersetzer ist, wie aus dem Privilegbrief hervorgeht, Christian Gottlieb Glafey, Bürger und Handelsmann in Hirschberg. Er war dort ein kleiner Mäcen. Stoppe hat ihm den ersten Teil seiner Fabeln gewidmet. — Triller, Neue Aesopische Fabeln. Hamburg 1740, ein Teil zuerst in den „Poetischen Betrachtungen". Zweyter Theil, Hamburg 1737. — Stoppe, Neue Fabeln oder Moralische Gedichte. 2 Theile. Breßlau 1740. Goedeke, Grundriß 3^2, 352 führt diese Ausgabe nicht an. Der erste Teil erschien schon 1738.

Schema:



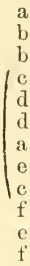
Noch weiter in der Anwendung solcher Figuren geht Lessing. Z. B. Gereimte Fabeln und Erzählungen: Die Brille, Vers 8 ff.

Dies Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild stand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in seinem Sinn
Der Freiherr: Und warum denn nur ihr Bild?
Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
Sie selbst steh' mit mir auf und geh' mit mir zu Bette.

Oder: Der Wunsch zu sterben, Vers 11 ff.:

Geschwinde! Wanderer, geschwind und rette dich!
Er läuft, der Bär läuft nach. Er schreit, will sich verstecken;
Der Bär, nicht faul, sucht ihn, bricht brummend durch die Hecken
Und jagt ihn wieder vor. Der ändert oft den Lauf,
Bald rechts, bald vor, bald links. Doch alle diese Ränke
Sind hier umsonst. Warum? der Bär hat auch Gelenke.
Gewiß, so eine Jagd wär' mir nicht lächerlich!
Jedoch zu was wird sich der Wandrer nun entschließen?
Er springt den nächsten Baum hinauf.
O! das wird niemand wohl das beste Mittel nennen.
Er mußte doch in aller Angst nicht wissen,
Daß Bäre gleichfalls klettern können.

Schema:



Bei Gellert kommen Reimpaare, die durch nur zwei verschiedene Reimwörter (Klänge) auseinandergerissen sind, in primären und sekundären Figuren nie vor und schon deshalb wird man Figuren dritter Ordnung, die auch der Zahl nach gegenüber der Masse der anderen wenig sagen wollen, kaum als solche anerkennen. Auf alle

Fälle aber bleibt die Thatsache bestehen, daß Gellert den auf diese Weise getrennten Reim gleich hinterher noch einmal gebraucht, das heißt eine Beziehung des geschiedenen Reimwortes nach vorwärts hin möglich macht. Hagedorn und Lessing thun das nicht. Mit anderen Worten: Gellert reimt für das Ohr, bei Hagedorn und Lessing und all den anderen treten uns Reime entgegen, die für das Ohr nicht existieren, nur das Auge sieht sie. Und wenn Lessing diese Augenreime verhältnismäßig oft und in komplizierter Form anwendet, so paßt das vortrefflich in das Bild seiner dichterischen Eigenart.

Gellert gebraucht, abgesehen von den Figuren dritter Ordnung, im ganzen also 114 verschiedene Reimsysteme. Man wird demnach geneigt sein, ihn für einen großen Reimvirtuosen zu halten. Zieht man nur die Reimstellung in Betracht, so mag das richtig sein. Im übrigen wie sieht es mit der Qualität des Reims aus? Vom Standpunkt der neuhochdeutschen Bühnensprache aus sind von den 143 Fabeln und Erzählungen nur neun mit durchweg tadellosem Reim. Am häufigsten, auch im einfachen Reim, ist die Kettung von Wörtern mit ǖ : i. Ich will jedesmal ein paar Beispiele als Beleg anführen:

Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
(1. Buch: Nachtigall und Lerche, Vers 3—4.)

Selbst des Nachbars Gastwirths Müh'
War vergebens bei dem Vieh.
(1. Buch: Der Hund, Strophe 2, Vers 5 und 8.)

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte.
(2. Buch: Die glückliche Ehe, Strophe 3, Vers 1—2.)

Ich seh', daß ihr's verdient, trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
(2. Buch: Der arme Greis, Vers 47—48.)

Er lehrt dich ohne Müh' sinnreich poetisiren,
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen.
(3. Buch: Hans Nord, Vers 48—49.)

O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen,
So zieh' es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen.
(3. Buch: Die Affen und die Bären, Vers 42—43.)

Fast ebenso oft wird ü̆ : ĭ gereimt. Z. B.:

O Jüngling, lern' aus der Geschichte,
Was für bejammernswerthe Früchte
[Die Liebe zu den Schönen bringt].
(1. Buch: Der Selbstmord, Strophe 1, Vers 1 und 3.)

O Thor, versetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
(1. Buch: Semnon und das Orakel, Vers 34—35.)

Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Denn Gott wird wol bald meinen Wunsch erfüllen.
(2. Buch: Der arme Greis, Vers 19 und 21.)

Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen.
(2. Buch: Das neue Ehepaar, Vers 33—34.)

Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.
(3. Buch: Das Glück und die Liebe, Vers 31—32.)

Wie, sprach der Alte ganz erhitzt,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
(3. Buch: Der alte Dichter und der junge Kritikus, Vers 9 und 11.)

Sehr oft auch eu (äu) : ei. Z. B.:

Liebst du mich und bist du treu,
O! so hole sie herbei!
(1. Buch: Der Hund, Strophe 6, Vers 1—2.)

Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?
(1. Buch: Die Wiedersprecherin, Vers 28—29.)

Ei, das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreu'n;
Das muß ein rechter Eh'mann sein.
(2. Buch: Das Hospital, Vers 58—59.)

Die Nacht ist keines Menschen Freund;
Und wenn's der Geist recht ehrlich mit mir meint ...
(2. Buch: Die Frau und der Geist, Vers 21—22.)

Flog hin, und tiefer im Getreide
Hört' ich den Ton der Lieb' und Freude.
(3. Buch: Wachtel und Hänfling, Strophe 2, Vers 3—4.)

Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er und sie zur linken Seite.
(3. Buch: Crispin und Crispine, Vers 85—86.)

Sehr oft ō : ē. Z. B.:

Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
(1. Buch: Nachtigall und Lerche, Vers 11—12.)

Das Volk bleibt vor Verwund'rung stehn,
Und schreit: Nun läßt der Hut erst schön.
(1. Buch: Geschichte vom Hute, Vers 14—15.)

Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stände, wo sein Christoph steht.

(2. Buch: Elpin, Vers 6—7.)

Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig,
Er fürchtet Gott mehr als den König.

(2. Buch: Herodes und Herodias, Vers 12—13. [Eingangsmoral nicht mitgezählt.])

Er reicht' ihr seine Hand: „Komm, göttliche Sirene!"
Doch welch' Entsetzen! Seine Schöne 2c.

(3. Buch: Schäfer und Sirene, Vers 5—6 von hinten.)

Verlor Alceste im Handel sein Vermögen.
Er saß bereits der Schulden wegen.

(3. Buch: Alceste, Vers 2—3.)

Seltener wird ŏ : ĕ gereimt. Z. B.:

Allein wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können.

(1. Buch: Die Verschwiegenheit, die beiden letzten Verse.)

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O wenn wir euch doch friedsam machen könnten.

(2. Buch: Die beiden Schwalben, Vers 18—19.)

Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle.

(2. Buch: Der Freigeist, Vers 41—42.)

Noch seltener (6mal) finden sich Reime mit ō : ŏ. Z. B.:

Daß es den Zwang gewohnen soll
Und stolz gefällt sich's selber wohl.

(1. Buch: Das Füllen, Strophe 2, Vers 6 und 8.)

Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wohl.
O seht! ein großer Topf von lauter Golde voll.

(3. Buch: Die Frau und der Geist, Vers 30—31.)

Häufiger ist Reim von ā : ă. Z. B.:

Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan,
So ruft sie doch den Herrn noch heut' um Keuschheit an.

(1. Buch: Die Betschwester, Vers 9—10.)

Und schnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab.

(1. Buch: Das Testament, Vers 50—51.)

Nichts, rief der Fürst, Ihr seid ein tapfrer Mann,
Ihr seid mein bester Unterthan.

(3. Buch: Der fromme General, Vers 12—13.)

Außerdem trifft man auf Reime, wie ū : ŭ. Z. B.:

Daraus zieh' ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sei Ihr fünfter Fuß.
(1. Buch: Fuchs und Elster, Vers 34—35.)

Das einem Hasen gleicht und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß.
(2. Buch: Die Mißgeburth, Vers 39—40.)

Ich hab's bald so, bald so versucht,
Ich lief, ich schlug, und doch half weder Schlag noch Flucht.
(3. Buch: Knabe und Mücken, Vers 23—24.)

ū : ŭ. Z. B.:

Hier, dacht' er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und ging einher mit steifen Füßen.
(1. Buch: Das Land der Hinkenden, Vers 7—8.)

Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse;
Uns Armen ist die Thorheit süße.
(2. Buch: Die beiden Knaben, Vers 29—30.)

Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Elmire that daher ein feierlich Gelübd'.
(2. Buch: Das Hospital, Vers 9 und 11.)

i : ŭ. Z. B.:

Bald dürft' ich mich zu was entschließen:
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
(1. Buch: Damötas und Phyllis, Strophe 6, Vers 2 und 4.)

Und Räthsel, die wir aufzuschließen,
Erst der Vernunft entsagen müssen.
(2. Buch: Der Freigeist, Vers 30—31.)

Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen
Und that, als wollte mich's verdrießen.
(3. Buch: Elmire und Selinde, Vers 33—34.)

ū : ĭ. Z. B.:

Sie giebt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füßen.
Sagt, Menschen, ist's kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?
(1. Buch: Semnon und das Orakel, die beiden letzten Verse.)

Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
(2 Buch: Der junge Drescher, Vers 39—40.)

Ich kann es Ihm durch einen Eid versichern,
Dank sei's der Tugend und den Büchern.
(3. Buch: Elmire und Selinde, Vers 21 und 23.)

Nicht viel besser sind Reime von i : ĭ. Z. B.:

Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.
(1. Buch: Das Schicksal, Vers 16—17.)

So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.
(2. Buch: Der Affe, die beiden letzten Verse.)

Wol mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Wol mancher, der bei einem Bauernzwist.
(3. Buch: Der Informator, Vers 26 und 28.)

Nur zweimal findet sich ein Reimverhältnis von ō : ĕ. Z. B.:

Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern.
(1. Buch: Die kranke Frau, Vers 62—63.)

Und du begingst vielleicht, wie er, das größte ...
Der Fürstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste.
(2. Buch: Herodes und Herodias, Vers 35 und 37. [Eingangsmoral nicht mitgezählt.])

Daß es an Reimen von ā : ĕ nicht fehlt, bedarf kaum der Erwähnung.

Dem Reim zu Liebe werden manchmal altertümliche Wortformen angewandt. Z. B.:

1. Buch: Der baronisirte Bürger, Vers 24—25: begonnte — konnte.
1. Buch: Das Schicksal, Vers 6 und 8: nicht — geschicht.
2. Buch: Der junge Drescher, Vers 32—33: Unterscheid — Schamhaftigkeit.

Je nach Bedürfnis werden Nominative oder Akkusative von Substantiven mit oder ohne Endungs-e gebraucht; ebenso „zurück". Z. B.:

1. Buch: Inkle und Yarico, Vers 27—28:
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke
Gefällt der Schönen wol, hält sie mit Lust zurücke.

Ebenda, Vers 77—78:
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.

1. Buch: Semnon und das Orakel, Vers 41:
Das ihm so günstige Geschicke 2c.

1. Buch: Der Maler, Vers 16:
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!

2. Buch: Der arme Greis, Vers 43:
Es ist ein gar zu großes Stück.

2. Buch: Der betrübte Wittwer, Vers 20:
Hielt es der Mann auch für ein Glück.

3. Buch: Schäfer und Sirene, Vers 32:
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke.

1. Buch: Lisette, Vers 32:
Steh, arme, kranke Frau! es ist dein großes Glücke.

3. Buch: Der großmüthige Räuber, Vers 16:
Zehn Pfund, und mehr noch — welch' ein Glück!

Daß Formen, wie „sehn" und „sehen", „gehört" und „gehöret", „sagt" und „saget" nebeneinander stehen, ist wieder selbstverständlich und bedarf nicht der Erhärtung durch Beispiele.[1])

Von allen Freiheiten, die sich Gellert hier erlaubt, erklären sich manche durch seinen sächsischen Dialekt, alle sind durch litterarische Tradition sanktioniert. Hagedorn allerdings ist im Reim korrekter als Gellert, aber gegenüber einem Triller, Stoppe, Glafey und anderen erkennt man doch einen großen Fortschritt, und eine gewisse Sorgfalt ist nicht zu leugnen. Diese zeigt sich auch in der Vermeidung konsonantisch unrichtiger Reime, die überhaupt in jener Zeit verpönt waren, wie es scheint.[2]) Einmal indes reimt Gellert (2. Buch: Das Unglück der Weiber, Vers 58. 59) „Schmuck" auf „genug" und an anderer Stelle findet man „schaden" auf „durchwaten" gereimt.

2. Buch: Die beiden Knaben, Vers 14 ff.:

Wir können uns ja sonst noch wol erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden
Und kindisch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein,
So hast du's da erst auszubaden.

Dialektisch ist gegen diesen Reim nichts einzuwenden. Sodann steht er in einem mehrreimigen System, und daß sich Gellert hier mehr erlaubt als sonst, werden wir noch sehen.

Auffallend bei Gellert ist das massenhafte Auftreten des rührenden (oder identischen) Reimes. Fast in jedem Gedicht. Aber so ganz willkürlich geht Gellert damit doch nicht um. Im einfachen Reim (im paarigen, gekreuzten und eingeschlossenen) macht er von dieser Lizenz keinen Gebrauch. Nur einmal wird ein Simplex auf ein homogenes Kompositum gereimt:

---

[1]) Über Synkope vgl. Köster, Schönaichs Neologisches Wörterbuch (Berlin 1900) Anmerkungen, S. 399, Z. 30 ff. — Bemerkenswert ist, daß klingender Reim ohne e in der letzten Silbe nur einmal vorkommt: 2. Buch, Herodes und Herodias, Vers 12—13 (Eingangsmoral nicht mitgezählt): wenig — König (!) vgl. Köster a. a. O., S. 484, Z. 47 ff.

[2]) Hagedorn hat solche Reime nie; auch Lessing nicht, der sonst in der Behandlung des Reims sehr sorglos ist.

3. Buch: Die Lerche, Vers 6 und 8:

Saß jetzt dem Spiegel gegenüber ...
Von schmetternden Gesängen über.

Neunmal stoßen uns außerdem die Präpositionen: an, auf, aus, im Reimverhältnis mit Orts- oder Zeitadverbien auf, deren letzter Bestandteil eins von den genannten Vorwörtern ist. Z. B.:

Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth darauf
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.
(1. Buch: Monime, die beiden letzten Verse.)

Die anderen Stellen sind:

1. Buch: Der süße Traum, Vers 6 und 8 (herauf: auf).
Der Maler, Vers 5 und 6 (aus: heraus).
Ebenda, Vers 27 und 28 (hinaus: aus).
2. Buch: Amynt, Vers 14 und 16 (hierauf: auf).
Der Jüngling, Vers 32 und 33 (hinan: an).
Cotill, Vers 12 und 14 (aus: hinaus).
3. Buch: Der gehoffte Ruhm, Vers 5 und 6 (voraus: aus).
Der reiche Geizhals, Vers 17 und 18 (auf: darauf).

Da hier überall der Bindungskonsonant n oder r zur letzten Silbe gezogen wird, sind diese Reime phonetisch einwandfrei.

Wirklich identische Reimwörter treten erst im drei- oder mehrreimigen System auf. Sehr oft schon beim dreifachen Reim. Leichtere Fälle findet man natürlich auch hier; z. B. Verbindung des Simplex mit homogenem Kompositum (zahlen — bezahlen und ähnliche) oder sogenannten grammatischen Reim (war: wahr) oder bei sonst verschiedenen Reimwörtern dieselbe Ableitungssilbe (z. B. Beredsamkeit: Schwierigkeit). Ich will nur einige Beispiele des echten identischen Reims geben:

1. Buch: Chloris, Vers 27 ff.:

Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus, nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin,
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn,
Zu Flügeln werden ihre Hände.

2. Buch: Das Unglück der Weiber, Vers 8 ff.:

Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrei'n,
Was muß das für ein Lärmen sein!
Ich zittre schon, wenn zwei nur schrei'n.

3. Buch: Der Knabe und die Mücken, Vers 13 ff.:

„Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut' euer Grab."
Erbittert bricht er Ruthen ab
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie finden nicht ihr Grab.

Man wird bemerkt haben, daß in den citierten Versen die identischen Reimwörter getrennt sind durch das entsprechende, aber heterogene. Und das ist in sämtlichen Figuren der Fall. Mit anderen Worten: eine Beziehung der identischen Reimwörter aufeinander ist nicht nötig.

Nehmen wir als Beispiel noch eine komplizierte Figur:

2. Buch: Die beiden Knaben, Vers 9 ff.:

..... „Was? Lust, hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen sein.
Versuch' es nicht und spring' hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wol erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein,
So hast du's da erst auszubaden."
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sich's wol in seiner Grube sein;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So sprang der Philosoph so gut wie er hinein.

Das Reimwort „hinein" kommt hier viermal vor; jedesmal kann es auf ein anderes Reimwort bezogen werden. Und so geht es überall. Nur zwei Ausnahmen müssen konstatiert werden.

1. Buch: Der Proceß, Vers 31 ff.:

Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herrn Glimpfen sprechen.
Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein.

und 3. Buch: Das Kind mit der Scheere, Vers 21 ff.:

So wär' es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an.

Hier liegt gewöhnlicher rührender Reim vor. Im übrigen aber darf man davon bei Gellert kaum reden. Thatsache ist nur das außerordentlich häufige Auftreten identischer Reimwörter. Damit rückt die Virtuosität Gellerts als Reimkünstler in eine andere Beleuchtung. Durch mehrfache Wiederholung desselben Reimwortes Figuren zu schaffen ist, reimtechnisch betrachtet, keine große Kunst. Und die große Anzahl der verschiedenen Systeme erklärt sich mehr durch Zufall als durch Berechnung. Größere Anzahl verschiedener Reimwörter in einer Figur erreicht Gellert nur mit Hilfe von bequemen Fremdwörtern.

2. Buch: Die Bauern und der Amtmann, Vers 8 ff.:

Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschändiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

3. Buch: Hans Nord, Vers 2 ff. der Moral:

Was braucht wol ein Hans Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat:
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur curiren,
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren,
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren,
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu conversiren,
Er lehrt dich ohne Müh' sinnreich poetisiren,
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren.

Wie Gellert manches von Lafontaine und Lamotte gelernt hat, so stammt auch die Anregung zu den Reimfiguren eben daher. Das zeigt sich negativ vielleicht schon in der Vermeidung von den sonst in der deutschen Verserzählung üblichen Reimstellungen. Diese mehr oder weniger weit und durch verschiedene Klänge auseinandergerissenen Reimpaare sind ein Erbe des 17. Jahrhunderts und haben ihren Ursprung wohl im Madrigal und ähnlichen Kunstformen. Daß gerade sie mit besonderer Vorliebe auch in der Fabel angewandt werden, ist gewiß kein Zufall: eine immerhin noch etwas papierene Litteratur mußte daran Gefallen finden. Lafontaine und Lamotte wenden derartige Reimstellungen nie an. Reimfiguren, wie sie Gellert liebt, treten indes massenhaft auf, namentlich bei Lamotte, in dessen sechs Büchern Fabeln[1]) ich deren über 400 gezählt habe, darunter sehr umfangreiche. Aber ein wesentlicher Unterschied macht sich hier gegenüber Gellert bemerkbar. Wiederholung desselben Reimwortes (bei identischer Bedeutung) gehört zu den größten Seltenheiten und findet sich z. B. bei Lamotte ein einziges Mal.

VI. 20: La Justice et l'Interest, a. a. O. S. 367:

Songe que les enfans sont tes premiers amis.
Théophile loin de les croire
N'écoutait pas seulement ses amis.

Häufiger ist bei beiden grammatischer Reim (z. B. point = non: point = punctum). Der französischen Sprache ist es

[1]) Oeuvres de Ms. Houdar (sic!) de La Motte. Paris 1754, tome IX.

ohne Zweifel leichter, mehrfachen Reim zu bilden. Soll man da nun von einer ungeschickten Nachahmung der Franzosen bei Gellert sprechen? Vom reimtechnischen Standpunkte aus ist diese Frage zu bejahen.

Hagedorn gebraucht im ersten Buch seiner Fabeln und Erzählungen in der Hauptsache nur Figuren mit dreifachem Reim, vier- und fünffacher ist selten. Wiederholt wird dasselbe Reimwort nie. Das ist bezeichnend für Hagedorn. Eigenbrodt[1]) hat Korrektheit als hervorstechende Eigenschaft des Dichters nachgewiesen. Die Behandlung des Reims, worauf Eigenbrodt nicht eingegangen ist, bestätigt das. Um so auffallender erscheint im zweiten Buch einmal der häufigere Gebrauch umfangreicher und komplizierter Figuren, sodann, gelegentlich, Wiederholung desselben Reimwortes. Z. B.:

Wolf und Fuchs.

Was wird wol unser Ende sein?
Fragt Isegrimm den Fuchs: mein Vater ward gehangen.
Und meiner starb an Gliederpein,
Ihn hatten Bauern grob empfangen,
Versetzt der Hühnerdieb. Aus Rache fiel mir ein,
Ein überflüß'ges Huhn, zu Zeiten, abzulangen,
Untreue Hennen aufzufangen,
Und in das Taubenfleisch grausam verliebt zu sein.
Ach! heult der Wolf, ich habe mehr begangen,
Ich brauche lange Zeit, mein Leben zu bereun.
Doch horch! ich höre Jäger schrein,
Und Hunde bellen dort. Nichts kann uns Rath verleih'n,
Und hätten wir die List der Schlangen.
Der Rath steckt in der Flucht. Wenn die uns retten kann,
Wo treffen wir uns wieder an?
Wo sonst nicht, sagt der Fuchs, beim Kürschner auf der Stangen.

In einer anderen Figur z. B. (2. Buch): Der Hänfling des Papstes Johannes XXIII.) reimt Hagedorn:

Kleinigkeit — Dreistigkeit — Zuverlässigkeit.

Das zweite Buch erschien erst 1750,[2]) also nach Gellert. Eigenbrodt leugnet entschieden einen Einfluß Gellerts darauf. Der Wechsel in der Technik beweist ihn aber;[3]) es finden sich sogar wörtliche Reminiscenzen, siehe: Der Hase und der Dachs (Moralische Gedichte S. 117):

[1]) a. a. O. Das Buch enthält eine Menge falscher Citate; angezeigt ist es von G. Ellinger in Zeitschrift für deutsche Philologie 17, 383 f.; mit wertvollen Ergänzungen von Seuffert im Anzeiger für deutsches Altertum 12, 68 ff.

[2]) In den „Moralischen Gedichten", Hamburg 1750, dort S. 145: Wolf und Fuchs; S. 161: Der Hänfling des Papstes Johannes XXIII.

[3]) Siehe S. 598.

Ein Hase wird vor Furcht und wachem Kummer grau,
Und, Eremiten gleich, durch strenges Fasten hager;
Nichts, als die höchste Noth, treibt ihn aus seinem Lager.
Sein fetter Freund, der Dachs, geht öfters aus dem Bau,
Und suchet Luft und Fraß bei jedem Frühlingsthau.
Kaum läßt sich ein Geräusch verspüren,
Kaum kann der hohe Storch zum Froschfang ausspazieren,
Kaum können Hasen selbst im Busche haselieren;
So wird auch jener gleich die Löffel ängstlich rühren.
Im Walde, Strauch und Rohr horcht niemand so genau.
Waldbruder, spricht der Dachs, du scheinest allen Thieren
Mit Recht beklagenswerth in deiner Furchtsamkeit.
Wer wollte doch den Muth verlieren?
Der Hase giebt ihm zum Bescheid:
Herr Nachbar, ohne Furcht ist keine Sicherheit,
Sieh' nur umher; der Fuchs ist nicht mehr weit.

Besonders: Der ruhmredige Hase, Vers 27 ff., a. a. O. S. 126 f.:

Wie? sagt der junge Herr. Den Tieger? den Barbar!
Den Fresser! Ach! das bringt Gefahr.
Mich däucht, man sollt' ihn noch sondiren.
Ist er uns wirklich feind? Befindet das sich wahr:
So sende man, statt ihn zu attaquiren,
Die Affen ab, ihn zu civilisiren.
Glückt dieses nicht und will er Kriege führen,
So macht sich meine Kunst alsdann recht offenbar:
So will ich schon capituliren.

Auf Gellerts Beispiel geht es auch zurück, wenn der bei Hagedorn anfangs durchaus vorherrschende Alexandriner im zweiten Buch oft mit kürzeren iambischen Zeilen wechselt.

Wie Gellert über Hagedorn geht Lessing über Gellert hinaus. Seine Figuren weisen eine starke Häufung des Reims auf bis zu elfmaliger Wiederholung (Der über uns, Vers 9 ff.). Identischer Reim findet sich auch im einfachen Reimpaar, z. B.:

Das Geheimnis, Vers 5 ff.

Der Pater hört' ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was sollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts und desto mehr vom Spiel;
Spiel ist ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.

Oder: Die eheliche Liebe, Vers 6—7.

Wer da? — Ein wackrer Christ. —
Was für ein wackrer Christ?

Über die Anwendung der Figuren bei Gellert.

Hier müssen die ersten Fabeln mit berücksichtigt werden, die Gellert in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes"

drucken ließ (Band 1—7, Heumonat 1741 — Herbstmonat 1744). Es sind im ganzen 34, darunter viele Erzählungen.[1]) Fast alle sind sie in Strophen oder fortlaufenden Alexandrinern mit paarigem Reim gedichtet. Wenn da eine Figur auftritt, so bedeutet das eine zufällige Wiederholung desselben Reimpaares. Es kommt einmal vor: Die Seemuschel und der Krebs, Vers 15 ff. (a. a. O. Band 1, Wintermonat 1741, S. 467 f.):

a Ruh
a du
x
x
a Ruh
a zu.

Handwerck hat die Frage nicht aufgeworfen, aber sie liegt auch hier im Wege: wie ist es zu erklären, daß Gellert trotz Lafontaine und Lamotte, trotz der auch schon in der deutschen Fabel üblichen loseren Form[2]) (Alexandriner mit untergemischten kürzeren iambischen Zeilen und ähnlich) den starren Alexandriner für seine Fabeln beibehielt? Er giebt uns selbst die Antwort.

Belustigungen, Band 4, März 1743, S 256 ff.:

Ode an Doris.

Strophe 9: Lies, was den Opitz ewig machte,
Was Flemmings Kunst in Ansehn brachte,
Und Besser aus dem Staube hob.
So lange Canitz dich noch führet,
Und Neukirchs Schäferlied dich rühret,
So lange steh' ich für dich ein.

Ebenda, May 1743, S. 460 ff.:

Sendschreiben an den jungen Herrn von H ....[3])

Vers 25 ff.:

Freund, merke dir mein Wort, der Dichtkunst ganze Kraft
Bestehet in Natur, Geschmack und Wissenschaft!
Wem eins von diesen fehlt, wird niemals göttlich singen;
Und wer dieß dreyes hat, dem muß sein Lied gelingen.
Vergiß die Alten nicht; sie lehren stets die Welt;
Der hat es weit gebracht, wem ein Horaz gefällt;
Und wer den Maro liest, und fühlt nicht Glut im Busen,
Dem steh' ich Alles zu, nur nicht die Gunst der Musen.
Lis, Freund, und bleibe stets bey starken Stellen stehn,
Bis dich der Neid erhitzt; ein solcher Neid ist schön,
Und wird dir unvermerkt ein neu Vermögen schenken,
Einst, wenn du dichten willst, im Dichten schön zu denken.

[1]) Siehe Handwerck, a. a. O. S. 5 ff.; Nedden, Quellenstudien zu Gellerts Fabeln, Dissertation Leipzig, o. J. (1899) hat das Verzeichnis noch einmal drucken lassen.

[2]) Brockes, Mayer, Triller, Stoppe ꝛc.

[3]) Holzendorf.

Auch, Freund, empfehl ich dir der deutschen Dichter Schaar;
Solang' ich nicht gewußt, wer unser Opitz war;
So lange Flemmings Geist mich nicht die Ode lehrte,
Mir Besser nicht gefiel, ich keinen Canitz ehrte;
Und Neukirchs reifer Witz mir nicht die Kunst verrieth:
So lange hab ich auch manch Blatt, durch manches Lied,
Geschmack- und regellos, bey feurig wilden Trieben,
Der Poesie zur Schmach, und mir zum Schimpf beschrieben.[1])
Erhitzt dich, wenn du list, des Dichters hoher Sinn,
So greife nach dem Kiel, und wirf den Dichter hin,
Und such, durch ihn gestärkt, ihn selber zu erreichen;
Wer nicht mit Helden ficht, lernt niemals Helden gleichen.
. . . . . .
Eh du die Laute lernst, muß manche Seite (sic) springen,
Wer niemals unrein singt, lernt niemals künstlich singen.
Ein Freund, bey dem Geschmack und Prüfung alles gilt,
Der mit Gewissen lobt, und nie mit Ungrund schilt,
Dem zeige jedes Blatt. Sey emsig im Verbessern,
Bis dir der Ausputz fehlt, das Schöne zu vergrößern.

Dazu: Ebenda, Band 5, Weinmonat 1743, S. 296 ff.:

An den H. Baron G. F. von S .... nach Schlesien.

Vers 17 ff.:

So glückt es, wenn ein Kopf, bey Witz und Fähigkeit,
Der stolzen Poesie den Witz nicht eher weiht,
Als bis er mit Vernunft die Wissenschaft begriffen,
Wodurch Athen und Rom sich den Verstand verschliffen.

Vers 25 ff.:

O Reimer, kann es seyn, so lernt es doch verstehn,
Weil ihr nicht sinnreich denkt; so singt ihr auch nicht schön,
Und seyd ihr nicht gemacht, die Klugen nur zu kränken,
So kehret vom Parnaß, und lernt erst bündig denken.
Gesteht's, wer war Homer, und wer war Sophokles?
Wer Pindar, Euripid, wer Aristophanes?
Wodurch gelung es doch, daß sie sich ewig machten?
Sie sungen! Dieß ist wahr; doch setzt hinzu, sie dachten!
Was macht Horazen schön; was giebt Virgilen Kraft?
Sie kannten die Natur und Kunst und Wissenschaft;
Sie schrieben nicht aus Lust, den Pöbel zu gewinnen,[2])
Und darum leben sie durch aufgeklärte Sinnen.
Um Juvenal zu seyn, sucht Juvenals Verstand;
Hätt' er und Boileau den Menschen nicht gekannt,
Wie hätten beyde wohl der Zeiten böse Sitten
So lebhaft aufgedeckt und so geschickt bestritten?
Hätt' Opitz nicht gewußt, was Kunst und Weisheit sey:
So wär's ihm nicht geglückt, die blinde Barbarey,

[1]) Demnach hätte man drei Perioden zu unterscheiden: 1. Die Zeit der stürmischen und regellosen Jugenddichtung, woran man bei Gellert schwerlich glauben möchte; 2. die Zeit der aristokratisch-klassischen Poesie, und 3. die Zeit der Fabeldichtung, mit der ausdrücklichen Absicht, das Volk zu belehren.

[2]) Also ganz im Einverständnis mit der Renaissance-Poesie und im Gegensatz zu später die Verachtung des „Pöbels" und seines Beifalles.

Als Orphens seiner Zeit, durch ein vernünftig Singen,
Vom deutschen Helicon auf einmal zu verdringen.
Verwünschtes Vorurtheil, verliehre dich einmal!
Wer nicht ein Weiser ist, schmückt nie der Dichter Zahl!
Liebt dich die Göttinn nicht aus Jupiters Gehirne,
So wohnet kein Apoll in deiner leeren Stirne!

Das Gedicht schließt mit den Versen:

Wir danken Schlesien den besten deutschen Schwan;
Schon zählt man hundert Jahr seit dieses Dichters Leben.
O möcht' es uns doch bald noch einen Opitz geben.

Die hier citierten Gedichte sind in die Sammelausgaben nicht aufgenommen und scheinen bisher nicht beachtet zu sein.[1]) Aber sie sind von nicht zu unterschätzender Bedeutung: sie beweisen unzweifelhaft, daß Gellert nicht nur, wie bisher bekannt,[2]) zeitweise unter dem Einflusse Günthers und Neukirchs, sondern daß er bis 1743 durchaus auf dem Boden der Opitzschen Schule stand. Und das beweist auch seine Praxis. Die Fabel, noch mehr die Erzählung ist ihm „ein kleines Epos" und für das Epos gilt ihm, nach alter Lehre, der paarweis gereimte Alexandriner als unanfechtbares Versmaß. Gellert steht also zunächst nur stofflich in der Fabeltradition. Die losere Form war ihm natürlich wohl bekannt, ja, wo sie nach altem Gebrauch erlaubt war, wendet er sie selbst an.

Belustigungen, Band 2, Brachmonat 1742, S. 566:

Auf einen Spieler.

Halb taumelnd von dem Wein, spielt Tomat durch die Nacht,
Bis ihn manch Paroli um Geld und Schlaf gebracht;
Jedoch der Tag ersetzt, was ihm die Nacht verlohren.
Sein gestriger Verlust giebt ihm den Kunstgriff an,
Wie man kein Setleva nie mehr verlieren kann;
O Spieler, lernts ihm ab! Er hat dieß Spiel verschworen.

Ebenda, Band 5, Hennonat 1743, S. 54:

Als Chloris sagte, daß sie die Laute lernte ꝛc.

Du lernst die Laute meinetwegen,
Weil Sanls Geist vor Saiten floh.
Mich wirst du leicht zur Lust bewegen,
Mich machen deine Töne froh;
Doch Kind, ich lernte gar auf jedem Instrumente,
Wenn ich den Flattergeist dir nur vertreiben könnte.

Erst mit dem Jahre 1744 beginnt leise die Auflockerung der starren Form für die Fabel. Die Biene und die Henne (a. a. O.

[1]) E. Schmidt, Allgemeine deutsche Biographie 8, 544; Muncker in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Gellerts Fabeln und Geistlichen Dichtungen (Kürschners Deutsche Nationallitteratur); Joh. Andreas Cramers Biographie des Dichters (Gellerts Sämtliche Schriften, Berlin 1867, Band 10).

[2]) Siehe Cramer, a. a. O. S. 161 f.

Band 6, May 1744, S. 461—463) ist in fortlaufenden iambischen Dimetern gedichtet und hier zum erstenmal wird die Reimstellung willkürlich gewechselt, dabei aber nur eine Reimfigur angewandt. Vers 31 ff.: ein — Schein — seyn a a a. Die letzte Fabel in den „Belustigungen": Der Unbedacht (Band 7, Herbstmonat 1744, S. 288) hat die später übliche Form, Alexandriner mit beliebig untergemischten kürzeren Zeilen. Aber der Alexandriner herrscht noch vor (15 : 5) und der paarige Reim ist beibehalten.

1746, im ersten Buch der „Fabeln und Erzählungen", ist Wechsel der Verszeilen und der Reimstellung durchaus die Regel. Nur die beiden ernsten Erzählungen „Inkle und Yarico" und „Monime" sind ganz in paarweis gereimten Alexandrinern gedichtet. Das lehrt uns den Ursprung jenes Wechsels. Der meist leichte Inhalt der Fabel mußte den Alexandriner und das Reimpaar als unbequeme Fesseln empfinden. Schon durch beliebige Anwendung des paarigen, des gekreuzten und des eingeschlossenen Reims in ein und demselben Gedicht läßt sich eine leichte Beweglichkeit erreichen. Solcher Gedichte giebt es im ersten Buch bei Gellert eine ziemliche Menge. Z. B. Der Kuckuck, Das Pferd und die Bremse, Die Biene und die Henne, Der glücklich gewordene Ehemann, Der grüne Esel ꝛc. ꝛc. Von Reimfiguren tritt vorwiegend nur der dreifache oder doppelt-dreifache Reim z. B. a a b b a b auf, vereinzelt vier- oder fünffacher. Dabei findet sich die Figur in der Regel am Anfang oder Ende der Fabel oder eines Absatzes; manchmal deckt sich Figur und Absatz. Am Anfang z. B.:

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrei'n.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte.

Damokles.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre.

Am Ende:

Der Zeisig.

Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht,
So schließt man bei dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perrücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Die Betschwester.

Als hättest du Nichts als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dieß kann nicht sein;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Figur deckt sich mit Absatz:

Die kranke Frau, Vers 30 ff.:

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bei Seite
Und fragt, was doch der Zufall wol bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
Das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen;
Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
Wenn sich die jungen Weiber klagen.

Die beiden Mädchen (dazu noch am Ende).

Ein Freier kam, man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt', und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn;
Kaum aber sah er Carolinen,
So blieb er vor Entzückung stehn.

Den Übergang zur willkürlicheren Anwendung der Figur bilden Fälle, wo sie über das Ende des Absatzes in den nächsten übergreift. Z. B.:

Die Reise, Vers 17 ff.:

Und Jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch Alle waren eins, daß man gehorchen müßte.

Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.

Die kranke Frau, Vers 64 ff.:

Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befrein!
Wer pocht? Es wird der Doctor sein.

Immer aber bleibt die Figur, weil sie nur einzeln auftritt, ein wirksamer, formeller Schmuck, eine Art Schnörkel, der deshalb mit Vorliebe am Anfang oder Ende gebraucht wird.

Ganz konsequent ist Gellert indes auch hier wieder nicht. Dreimal finden sich zwei Figuren unmittelbar hintereinander. Zuerst im „Tanzbären", Vers 9 ff. Die beiden anderen Ausnahmen stehen am Ende des Buches (Der arme Schiffer, Vers 1 ff.; Lisette, Vers 1 ff.). Doch werden auch hier die Figuren am Anfang, im ersten Fall zugleich am Ende gesetzt. Gegen Schluß des Buches geht Gellert überhaupt nicht mehr so sparsam mit den Figuren um. Sind

die Fabeln chronologisch geordnet,[1]) so würde sich schon hier die spätere Entwicklung leise anbahnen.

Zur Aufzeichnung der Figuren des ersten Buches habe ich sechs Blätter gebraucht, für das zweite und dritte waren dreißig nötig. Abgesehen davon, daß die Reimsysteme jetzt viel komplizierter werden, treten sie so massenhaft auf, daß man beinahe ebenso schnell die Zahl der einfachen Reime zählen kann. Dieser Wandel in der Reimtechnik setzt sofort mit der ersten Fabel des zweiten Buches ein (Die beiden Schwalben). Hier stehen neben viermal einfachem Reim drei Figuren, von denen zwei einander unmittelbar folgen. Mit einem Kreuzreim beginnt die Fabel, daran schließt sich Fig. a b a b a b + Fig. a a b a b, in der Moral die lange Figur mit 6 + 3 + 3 + 3fachem Reim (siehe S. 577). Diese Weise ist jetzt üblich. In der Erzählung Crispin und Crispine sind nicht weniger als 13 Figuren enthalten; davon werden in der Einleitung sechs gebraucht, denen nur ein Reimpaar gegenübersteht. Den Anfang bilden vier Figuren hintereinander: a b b a | a b b a + a b b a | b b + a b a a b + a a | b a a b. Nach dem Reimpaar folgen Figuren: a b b b b a a + a b a b a b | a a. Herodes und Herodias (2. Buch) enthält 12 Figuren. Also auch in die ernste Erzählung ist der Wechsel der Verszeilen und Reimstellung eingedrungen. Ein anderer Beleg hierfür ist Rhynsolt und Lucia im dritten Buch. Zur früheren Manier ist Gellert in den beiden Schwarzen (3. Buch) zurückgekehrt; das Gedicht ist ganz in paarweis gereimten Alexandrinern gehalten, doch die Moral wechselt mit dem Versmaß.

11 Figuren hat: Das neue Ehepaar (2. Buch).
8 „ „ Elmire und Selinde, Rhynsolt und Lucia, Die Wittwe (3. Buch).
7 „ „ Alceſt (2. Buch). Der Schäfer und die Sirene (3. Buch).

Manche Fabeln sind ausschließlich in Figuren gedichtet, z. B. Epictet (2. Buch), Der Leichtsinn (3. Buch).

Die Figuren greifen jetzt nicht nur öfters über einen Satz oder Absatz hinaus; der Reim, der in der eigentlichen Fabel Waise bleibt, wird erst in der inhaltlich getrennten Moral wieder aufgenommen. Z. B.:

Herodes und Herodias (2. Buch).

Gebeut, sprach seine Brunst, und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr,
In einem Laster alle siegen.

[1]) Wir besitzen leider keine kritische Ausgabe.

Epictet (2. Buch).

Doch Epictet, anstatt sich zu beklagen,
Fing ruhig an: Da sieht Er's nun!
Hab ich's Ihm nicht gesagt, Er würde mir's zerschlagen?

Dies, Mensch, kann Zenons Weisheit thun! ꝛc. ꝛc.

Dorant (3. Buch).

Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen,
So laß die Thüren offen stehn.

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön ꝛc. ꝛc.

Dieselbe Erscheinung findet sich zweimal auch im ersten Buch, aber hier ist die Moral einversig.[1])

Im ersten Buch sind neun Fabeln strophisch gedichtet, im zweiten und dritten zusammen nur sieben.[1])

Was den Gebrauch der Figuren im einzelnen betrifft, so wird man von einer bewußten Anwendung bestimmter Systeme kaum reden dürfen. Schon der Umstand, daß kompliziertere Schemas sich nie wiederholen, muß davon abbringen. Der Dichter ist sich selbst über die Gestalt der Figur nicht im klaren, sie wächst ihm unter der Hand. Nur die einfacheren Systeme prägen sich ihm ein, sie begegnen uns daher auch öfters. Weitaus am häufigsten ist die einfachste Figur: a a a, sie kommt rund 70mal vor. Seltener sind schon die anderen Figuren mit dreifachem Reim. 33mal wird gebraucht: Fig. a x x a a, 26mal Fig. x a x a a, 22mal Fig. a x a a x, 20mal Fig. x a a x a, 16mal Fig. a a x a x, 15mal Fig. a x a x a, 13mal Fig. a a x x a, 7mal Fig. x a a a x.

Häufiger ist sonst noch doppelt-dreifacher Reim. Fig. a b a b b a läßt sich 10mal belegen; Fig. a b a b a b 8mal.

Von den sekundären Figuren sind nur die einfach gebauten mit vierfachem Reim mehr als einmal nachweisbar. 7mal Fig. x a a x | a a, 6mal Fig. a x a x | a a, 5mal Fig. a a | x x | a a, 3mal Fig. a a a a.

Auffassung der Reimfiguren.

Gellerts Fabeln in den „Belustigungen" tragen, der Form entsprechend, einen durchaus epischen Charakter. Die Beschreibung herrscht vor,[2]) zu einer „natürlichen Erzählungsweise" finden sich

[1]) Bei Hagedorn bemerkt man diese Freiheit auch erst im 2. Buch (1750). Noch auffälliger ist darin, gegenüber dem 1. Buche, die Abnahme der strophisch geformten Fabeln (siehe S. 590).

[2]) Siehe Handtwerck, a. a. O.

nur schwache Ansätze.[1]) Ausgeprägt erscheint der Gesprächston 1746 und 1748. Alle Eigentümlichkeiten des typisch Gellertschen Fabelstils lassen sich im ersten Buch erkennen; im gesteigerten Maße weist sie das zweite Buch auf. Ich will mich auf einige Andeutungen dieser fortschreitenden Entwicklung beschränken. Das dritte Buch, das viele

[1]) Gellert konnte hierin Manches von seinem gepriesenen Canitz lernen. (Gedichte, herausgegeben von König, Leipzig und Berlin 1727.)

Z. B. die 1. Satyre, S. 85:

Ein Harpax, welcher sich zum reichen Mann gelogen,
Nur selten einen Spruch, ein Richter-Ammt gethan,
So er nicht, nach dem Werth der Gaben, abgewogen,
Den griff vor kurzer Zeit ein brennend Fieber an.

2. Satyre, S. 91:

Schaut dort den großen Mann, vor dem sich alles bückt,
Der scheint nicht weniger in dem Gehirn verrückt.
Wer? jenes weise Haupt? der Ausbund des Verstandes?
Ja eben jener Greiß, der Abgott unsres Landes,
Auf dessen Ja und Nein so manche Wohlfahrt ruht,
Durch dessen Länderey man Tagereisen thut,
Auf den der Reichthum schneit, in dessen Zimmern blincket,
Womit der König prahlt, da man den Tagus trincket,
Der lebte wohl vergnügt ... ꝛc. ꝛc.

4. Satyre, S. 106:

Glückseelig ist der Mensch, den ein begrüntes Feld,
Von Hochmuth und vom Geitz entfernt, beschlossen hält,
Und welcher in sich selbst kann ein Vergnügen finden,
Das er nicht nöthig hat an fremdes Glück zu binden,
Der Fürsten Gunst zwar hoch, doch Freyheit höher schätzt,
Und nicht des Pöbels Wahn zu seinem Richter setzt.

Das ist ganz das auch bei Gellert schon in den „Belustigungen" häufige Relativgefüge, das namentlich am Anfang auftritt. Auch andere Stileigentümlichkeiten der ersten Gellertschen Fabeln sind bei Canitz nachweisbar.

Z. B. 1. Satyre:

Der Anschlag geht nicht an, man muß zum Artzte schicken.
Der kommt; der Kranke spricht ... ꝛc.

2. Satyre:

Genug! Wer Wespen stört, kriegt Beulen ins Gesicht.

3. Satyre, S. 96:

Warum? Was ficht dich an? Was ist's? Was macht dich toll?
„Ein Wort" Was für ein Wort? „das hinten reimen soll."

Es läßt sich natürlich nicht entscheiden, ob Gellert hier direkt von den Franzosen (Lafontaine) oder von Canitz gelernt hat. Jedenfalls hatte er eine Autorität unter den für ihn maßgebenden Dichtern. Übrigens sind Canitz Satyren, wenigstens zum Teil, als Vorläufer der deutschen Verserzählung aufzufassen.

aus älterer Zeit stammende, nur umgearbeitete Fabeln enthält, lasse ich deshalb in Bezug auf Belegstellen unbeachtet.[1])

Reste epischen Details, die der aus dem Epos fließende Alexandriner mit sich geschleppt hat, findet man noch hier und da im ersten Buch. Dahin gehören, besonders auffallend, sorgfältig ausgeführte Vergleiche.

Die Widersprecherin, Vers 30 ff.:

So wie dem welschen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn im Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang auseinander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrei und Poltern aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.

Der Fuchs und die Elster, Vers 10 ff.:

So wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht,
Und seine Künste rühmt, bald vor- bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
Und strich an einem Zweig den Schnabel hin und wider,
Und macht' ein sehr gelehrt Gesicht.

Im zweiten Buch kommt einmal ein längerer Vergleich vor:

Der junge Drescher, Vers 44 ff.:

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schönen Namen
Nach einem tiefen Compliment
Das erstemal Herr Doctor nennt:
So wußt' auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.

Der Vergleich scheint hier eher angewandt zu sein zur Vermeidung als zur Unterstützung einer Beschreibung. Beschrieben wird im ersten Buch überhaupt noch mehr als später. Das zeigt sich vor allem in dem häufigeren Gebrauch konkreter attributiver Adjektiva. Z. B.:

[1]) Vgl. hierzu E. Schmidt, Zeitschrift 20, Anzeiger 2, S. 38 ff.; er charakterisiert insgesamt den Gellertschen Fabelstil, ohne auf eine Entwicklung Rücksicht zu nehmen.

Das Füllen, Vers 1 ff.:

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt ...

Jukle und Pariko, Vers 2:

Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt.

Ebenda, Vers 26 f.:

..... sein rund und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke ...

Das Pferd und die Bremse, Vers 1 ff.:

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und wie ein Mensch stolz von Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald,
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Bremse entgegen zog
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heißen Schaume,
Der heftig am Gebisse floß.

Man vergleiche damit den Anfang der Fabel „Das Kutschpferd" im zweiten Buch:

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker zieh'n,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wann, sprach es, und fing an, die Schenkel schön zu heben,
Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?

Schon vorhandene Eigentümlichkeiten erscheinen später gesteigert. Z. B. der beinahe typische Anfang einer Gellertschen Fabel, der sich, möglichst allgemein, dahin charakterisieren läßt, daß wir vor der für den Inhalt zunächst maßgebenden Thatsache erst alles Mögliche andere erfahren. Am häufigsten schieben sich zwischen dem zu Beginn stehenden Nomen oder Eigennamen und dem zugehörigen Verbum ein oder mehrere Relativsätze. Z. B.:

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte.

Gerne wird nach einem zusammengesetzten oder doppelten Relativsatz das Nomen wiederholt oder durch ein Demonstrativpronomen wieder aufgenommen.

Das Testament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz besaß
Und, andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß,
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgeh'n.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten,
Nie denken, ewig reden heißt,
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen,
Ein solcher Schwätzer trat herein.

Ganz vereinzelt steht der Anfang zu der Erzählung Der Hund, wo sich an den wiederholten Namen nochmals ein Relativgefüge ansetzt und das Nomen zum zweitenmale durch ein hinweisendes Pronomen aufgenommen wird:

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden,
Phylax, dem Livs Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

Die strophische Form, die der Auflösung des Stils entgegenarbeitet, ist hier nicht zufällig.

Eine Parenthese am Beginn der Fabel findet sich nur einmal:

Lisette.

Ein junges Weib — sie hieß Lisette —
Dies Weib lag an den Blattern blind.

Dagegen halte man die ersten Zeilen folgender Gedichte des zweiten Buches:

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht, weil gleich ihr Informator schlief,
Geriethen bald an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.

Der beherzte Entschluß.

Ein guter, ehrlicher Soldat,
Der (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward jetzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durch's Schwert davon zu tragen.

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bei seinen Büchern lebte
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt,
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm red'te,
Und Mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte.

Es werden jetzt also nicht bloß Relativsatz + Parenthese eingeschoben; auch nach dem endlichen Auftreten des Verbums, wo im ersten Buch ein entschiedener Ruhepunkt folgte, wird in der Aneinanderreihung abhängiger Sätze fortgefahren. Kein Wunder, wenn der Dichter dann ganz aus der Konstruktion fällt. Z. B.:

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bei Hofe war —
Bei Hofe? was? bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bei Hofe nöthig wäre? —
Was ein Poet bei Hofe nöthig ist?
Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärgert's, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch jetzt kaum in den Schulen liest.
Was ist's denn nun mit zehn Racinen?
Und Molièren? Nichts! gar Nichts! Der Eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der Andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen;
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.
Doch auf die Sache selbst zu kommen:
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bei Tag' im Louvre ein.[1])

Eine ähnliche Steigerung zeigt sich in der Anwendung der Parenthese. Im ersten Buch tritt sie nicht allzu häufig auf (7mal);[2]) immer ist sie ein einfacher, kurzer Satz. Z. B.:

---

[1]) E. Schmidt (a. a. O., S. 66) benutzt den Anfang der „Widersprecherin" (1. Buch) und von „Philinde" (2. Buch) als Belege hierfür; aber beide Fälle gehören nicht hierher, denn beidemal erfahren wir gleich die Hauptthatsache. Also:

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.

und:

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn.

[2]) Ich unterscheide „Parenthese" vom „eingeschobenen Satz"; mit dem ersten Namen bezeichne ich nur einen selbständigen Satz, der an irgend einer Stelle das

Das Gespenst, Vers 20:

Der Dichter — lauft geschwind — soll von der Güte sein.

Der Bettler, Vers 11:

Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen)
Allein auf ihre Gütigkeit.

Der glücklich gewordene Ehemann, Vers 8:

Und ging — was kann wohl Aergres sein? —
Ging, sag' ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein.

Im zweiten Buch findet sich Parenthese 16mal; dazu besteht sie oft aus einem längeren, zusammengesetzten Satz. Z. B.:

Die schlauen Mädchen, Vers 8 ff.:

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt)
Die wanden sich in ihren weichen Betten.

Der betrübte Wittwer, Vers 1 ff :[1])

In Poitou (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt)
In Poitou ließ einst ein Mann ein Weib begraben.

Potenziert erscheint auch, um nur noch eines zu erwähnen, der Verkehr des Dichters mit seinen Lesern und die persönliche Anteilnahme an seinen Geschöpfen; überhaupt Unterbrechung der einfachen Erzählung durch Reflexionen, Betenerungen und ähnlich (2. Buch: Der glückliche Dichter, Die Mißgeburth, Philinde, Calliste, Das Unglück der Weiber, Herodes und Herodias, Das Hospital ꝛc. ꝛc.).

Der Vortrag der Fabel ist also im zweiten Buch der „natürlichen Erzählungsart" in höherem Grade nachgebildet als früher. Nun treten, wie wir uns erinnern, erst hier die Reimfiguren in gehäufter Zahl auf. Diese Parallele zwischen Stil und Reim bringt uns auf den Standpunkt, von dem aus wir die sogenannten Reimfiguren zu beurteilen haben. Nicht eine rein technische Raffiniertheit ist es, mit der wir es hier zu thun haben. Das zeigt ja auch schon

Gefüge eines anderen Satzes durchbricht. Der „eingeschobene Satz" steht zwischen zwei Sätzen. Auch Einfügungen, wie „sprach er" und ähnliche gehören also nicht zur Parenthese; die Inversion bezeichnet das Einschiebsel als unselbständig.

[1]) Die Parenthese tritt jetzt wirklich „gern an den Anfang", wie E. Schmidt sagt; z. B. Das Unglück der Weiber, Pferd und Esel, Der beherzte Entschluß, Cotitt.

die Art der Figuren, wo von eigentlicher Reimverschlingung nichts zu finden ist. Gerade hiervon hält sich Gellert, wie gezeigt wurde, fern, im Gegensatz zu der gesamten deutschen Verserzählung vor ihm. Was beabsichtigt ist und was wirkt, ist stets nur die Wiederholung desselben Reims oder Reimwortes. Und durch diese Wiederholung wird der natürliche Gesprächston in hohem Grade unterstützt und deutlich gemacht. Der mehrfache und vor allem der rührende Reim ist eine selbstverständliche Folge dieser Vortragsart, und schon wegen seines häufigeren Auftretens im zweiten Buch dürfen wir von einer Steigerung des Stiles reden. Wie der gemeine Mann erzählt, mit dürftigem Wortvorrat sich wiederholend, weitschweifig und langatmig, das alles kommt durch den sich immer weiter schleppenden Reim wirksam zum Ausdruck. Man kann daher auch nicht von einer Entartung der Reimfigur sprechen: sie verliert eben ihre Eigenschaft als formeller Schmuck und wird zum stilistischen Hilfsmittel. Es ist die alte Geschichte. Für das bloß formell Künstlerische oder Künstliche hat der Deutsche keine Begabung; ihm erfüllt sich die Form unter der Hand mit Inhalt. Und von dem Augenblick an muß man zur Beurteilung einen anderen Maßstab anlegen als den nur formellen. Selbst wenn Gellert nachahmen wollte und die Kunst der gewandten Franzosen nur durch Wiederholung desselben Reimwortes erreichen konnte: so wie jetzt seine Fabeln vorliegen, muß man sagen, daß die Behandlung des Reims in ihrer Art gar nicht kunstvoller sein kann. Nicht das Wollen eines Dichters, seine Leistungen sind für die Litteraturgeschichte maßgebend.

Man ist deshalb auch nicht berechtigt, das Auswachsen der Reimfigur bei Gellert mit der Entwicklung des Barock- zum Rokokostil in eine sonst schon nahe liegende Parallele zu setzen. Aber ohne Bedenken darf man auch die deutsche Verserzählung der bildenden Rokokokleinkunst an die Seite stellen.[1]) Graziös hat denn auch Scherer die Fabel Gellerts genannt. Aber diese Bezeichnung scheint mir im ganzen doch nicht recht passend zu sein. Es ist ähnlich wie mit den Reimfiguren: dieselben Wendungen und Bewegungen kehren immer wieder und mögen sie an sich graziös sein; die Hand, die sie ausführt, hat sozusagen etwas plumpe Finger; die Grazie wirkt daher oft komisch, ebenso wie die häufige Anwendung desselben Reims manchmal ermüdend wird.

Nun kommt noch eines dazu. Fast in jeder Fabel läßt sich die Erscheinung beobachten, daß ein in der Figur gebrauchtes Reimwort

[1]) Die Beliebtheit der sogenannten Lafontaineschen Fabel in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, der Blütezeit des Rokoko in Deutschland, ist wohl nicht nur rein litterarisch zu erklären; sie findet ihre Begründung in der allgemeinen Geschmacksrichtung jener Tage.

in näherem oder weiterem Abstand davon wieder auftritt oder schon aufgetreten ist. Unter diesem Gesichtspunkte sind die Reimfiguren dritter Ordnung zu betrachten. Eine prinzipielle Scheidung zwischen Figur und Wiederholung desselben Reims ist nicht möglich. Aber die eben erwähnte Thatsache, verbunden mit der ganzen Reimtechnik Gellerts, zwingt uns fast, diese Art Figuren als solche auszuschalten. Die eine Waise, die wir dadurch erhalten, können wir dann getrost der anderen zugesellen.[1])

Beispiele für diese Wiederkehr desselben Reims oder Reimwortes lassen sich zahllos anführen.

1. Buch, Nachtigall und Lerche, Vers 30 ff.:

Soll euer Witz die Welt entzücken,
So singt, so lang ihr feurig seid,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt,
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh' ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

1. Buch, Der Bettler, Vers 1 ff.:

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, sprach er, kenn' Ihr christlich Herze!
Sie sorgen gern für Andrer Heil
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An Ihres Nächsten Elend Theil.
Ich weiß, mein Fleh'n wird Sie bewegen!
Sie seh'n, ich fordre Nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen)
Allein auf Ihre Gütigkeit.

In der Erzählung Das Unglück der Weiber (2. Buch) steht Vers 17 ff. eine Figur mit den Reimen: Leben — gegeben — Leben; neun Verse darauf folgt der Reim: Leben — gegeben; nach fünf Versen wieder kommt eine Figur mit den Reimen: Leben — geben — beben — hinzugeben.

In „Der Affe" (2. Buch) haben Vers 2, 4 und 5 die Reimwörter: ziehn — schien — ziehn; nach einem Kreuzreim setzt ein System ein mit: ziehn — ihn — ziehn.

[1]) Die Waisen haben sozusagen ihre historische Berechtigung; in der Fabel vor Gellert, bei Brockes, Stoppe und anderen treten sie weit häufiger auf.

Ein sehr treffendes Beispiel ist „Das Kind mit der Scheere" (3. Buch):

Vers 3, 6 und 7: an — kann — an.
Vers 21, 22 und 24: gethan — an — an.
Vers 31, 32 und 35: an — gethan — kann.
Ebenda. Vers 9 und 10: Scheere — wäre.
Vers 25, 27, 30, 32 und 33: Scheere — wäre — Scheere — Lehre — Scheere — begehre.
Ebenda. Vers 14, 15, 17 und 19: Land — Hand — Verstand — weggewandt.
Vers 28 und 29: bekannt — Hand.

Die Affen und die Bären (3. Buch).

Vers 14 und 16: tragen — Magen.
Vers 31 und 33: fragen — Magen.
Ebenda. Vers 32, 34 und 35: seid — Weichlichkeit — Zeit.
Vers 40 und 41: Zeit — Weichlichkeit
u. s. w. (siehe besonders noch: Epictet, Cotill [2. Buch]).

Und wie in der einzelnen Erzählung, so kehren überhaupt immer wieder dieselben Reime zurück. Ein Reimlexikon der Gellertschen Fabeln würde einen überraschend dürftigen Vorrat offenbaren. Dabei ist der Reim konventionell wie nur möglich. Fast in jedem Gedicht begegnet die Bindung: an: Mann (gethan), dir — wir (ihr), sein — ein (herein, hinein ꝛc.), gehen — stehen (sehen), Zeit mit einem Substantiv auf — keit oder — heit. Auf „Herz" wird unfehlbar „Schmerz" gereimt und auf Liebe: Triebe.

Daß auch die zuletzt erwähnten Punkte ihre Begründung und Berechtigung in dem natürlichen Gesprächs- und Erzählungston finden, liegt auf der Hand. Gellerts Wortvorrat ist ungeheuer beschränkt und seine Sprache nichts weniger als apart oder „poetisch". Und ich glaube, die Sprache keines Dichters ist so klangarm wie die Gellerts. Hierauf im allgemeinen einzugehen gehört in eine stilistische Untersuchung. Für den Reim kann man sich diese „Eintönigkeit" schon denken. Rechnet man dazu, daß in kürzeren oder längeren Partien sonst verschiedene Reime den gleichen Vokal haben, so hört man es schon. Belege hierfür sind zahllos. Z. B.:

1. Buch, Die Geschichte von dem Hute, Vers 1 ff.:

Der Erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen,
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Ebenda. Vers 63 ff.:

Und jedesmal ward die erfund'ne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt:
Das Außenwerk ward neu, er selbst, der Hut, blieb alt.

1. Buch, Der Hund, Strophe 1:

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden,
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

2. Alle Nachbarn gaben Rath,
Krummholzöl und Mithridat ꝛc.

1. Buch: Der Proceß, Vers 73 ff.:

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertrau'n gered't, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

1. Buch: Das Kartenhaus, Strophe 3 f.:

3. Die Mutter kann im Lhombrespielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel bangen Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind jetzt fühlt.

4. Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Außerdem in der fünften und sechsten Strophe noch der Reim besiegen — Vergnügen und hüten — gebieten; zerbricht — nicht.

1. Buch: Der Schatz, Vers 1 ff.:

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn, sprach er, um dich zu versorgen,
Hab' ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen
Er liegt — hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (so waren seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?

1. Buch: Die kranke Frau, Vers 10 ff. (vom Ende an gezählt):

So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.
Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee;
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.

2. Buch: Herodes und Herodias, Vers 38 ff. (Eingangsmoral nicht mitgezählt):

Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: Gebeut jetzt deinem Glücke,
Und bitte, was du willst; für meine Lieb' und dich
Ist Nichts zu groß und Nichts zu königlich
Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias und fragt: Was soll ich bitten?

2. Buch: Der Jüngling, die Moral:

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und sehn darauf nach ihren Lüsten
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück,
Und, auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.

Die ganze Erzählung „Philinde" (2. Buch) hat 17mal ein Reimwort auf e (ö), 4mal auf a und 1mal den Reim: seid — keit.

3. Buch: Der Informator, Vers 1 ff.:

Ein Bauer, der viel Geld und nur zwei Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übertragen Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ' Er sie treulich an;
Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben;
Und freilich wird er Mühe haben.

3. Buch: Elmire und Selinde, Vers 1 ff.:

Mit ihren Kränzen in den Haaren
Erschienen einst vor Charon's Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt Ihr gar zu Paaren?
Was hat Euch denn die Oberwelt gethan?
Vor Kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwa dem Galan?

3. Buch: Die beiden Wandrer, Moral:

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialektisch schön

Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

„Der Leichtsinn" (3. Buch) beginnt mit sechs Reimen auf a, dann folgt ein vierfacher i-Reim, darauf wieder acht Reimwörter auf a, und zum Schluß auf einen einfachen i-Reim, noch einmal ein Reimwort auf a. Ähnlich der Anfang der Eingangsmoral und eigentlichen Erzählung von „Crispin und Crispine" (3. Buch).

Die Sprache Gellerts erhält hierdurch nicht nur etwas Eintöniges, Farbloses, sie wirkt kraftlos, dünn. Und wenn man den Gellertschen Stil als die allerdings mit berechnender Kunst angewandte, natürliche Gesprächs- und Erzählungsart bezeichnet hat, so möchte ich hinzufügen, daß es die speziell sächsische Sprechweise ist, die uns hier entgegentritt. Und in sächsischem Dialekt muß man sich die Fabeln vorgetragen denken, um ihre Eigenart ganz zu verstehen. Die Behandlung des Reims unterstützt diese nicht allein, sie gehört wesentlich dazu und muß deshalb mit in Rechnung gezogen werden. Stil und Reim gehen bei Gellert innig zusammen, und beide sind bei aller anscheinenden Freiheit und Sorglosigkeit nicht ohne Kunst und Gesetz behandelt.

Quellen und Parallelen zu Lessing.

Mitgeteilt von Erich Schmidt in Berlin.

Die ersten Hefte von Paul Albrechts abgebrochenem Sammelwerk „Lessings Plagiate" finden auch bei eifrigen Erforschern der petite poésie noch immer nicht die Beachtung, die sie trotz dem Standpunkte des Spähers und trotz aller Spreu verdienen. Was ich aus seinem Nachlaß nicht ohne Mühe gesiebt habe, sei hier nebst ein paar eigenen Kleinigkeiten dargebracht. Alle Fundorte genau anzugeben war mir um so weniger möglich, als Albrecht sich das ganze Werk hindurch mit lauter „loco citato" begnügt, sein nur in einem zu frühen Korrekturabzug vorliegendes Litteraturverzeichnis aber höchst lückenhaft ist. Ich vermerke in Klammern den eigentlichen Gewährsmann und Albrechts gedruckte Belege.

Die Sinngedichte an den Leser (Lachmann-Muncker 1, 3; Martialis, Albrecht S. 145). Vgl. Janus Douza, Epigrammata 2, 2:

Ad Gerartum Falkenburgium.

tanta tibi primi fuerit cum cura libelli,
quis negat et carmen posse placere nouum?
illa vel haec mea sunt: sed laudas illa, Gerarte,
laudes illa licet, dum tamen ista legas.

An den Marull (1, 4; Martialis, Albrecht S. 147). Vgl. Jean Antoine du Cerceau, Épigrammes choisies IV:

A Cotta. L'option nécessaire.

Vous faites le mignon, vous faites le poli,
Vous voulez passer pour joli,
Et passer aussi pour grand homme:
Mais, Cotta, l'on vous avertit,
Que qui dit mignon, dit petit:
Comment voulez-vous qu'on vous nomme?

Der Gedanke kehrt noch im 57. Antiquariſchen Brief wieder (10, 437): „Die Höflichkeit ſey doch eine ſo artige Sache — Gewiß! denn ſie iſt eine ſo kleine!"

Auf das Jungfernſtift zu * * (1, 6; Eur. Cordus, Albrecht S. 161). Vgl. Balthaſar Kindermann, Der deutſche Poete, Buch III, Kapitel 1, § 43 (nach Zincgref): „Jener rühmet ein Nonnen-Kloſter, daß es eine ſehr geſunde Lufft hätte, weil in hundert Jahren keine Jungfrau daraus geſtorben; Aus welchem wir folgendes Gedicht machen:

Warlich dieſes Nonnen Kloſter mag von guter Luft wol ſagen,
Weil in hundert Jahren man keine Jungfer draus getragen.

Recueil von allerhand Collectaneis und Hiſtorien 1729 ff. 22. Hundert Nr. 25: „Claus Narr fuhr mit ſeinem Herren ein Nonnen-Cloſter vorbey, da rief er: In dieſem Cloſter iſt eine geſunde Luft, denn es iſt in hundert und mehr Jahren keine Jungfer draus geſtorben."

Auf den Mnemon (1, 7; Eur. Cordus, Albrecht S. 163). Vgl. François Gayot de Pitaval, Bibliothèque des Gens de Cour 2, 334: Pour faire voir la bonté de sa mémoire, il [Arlequin] dit qu'il se souvient d'avoir vû danser sa mère avant qu'elle fût mariée à son père.

Bars Gaſt (1, 7; Martialis, Albrecht S. 165). Vgl. Holberg, Jacob von Tyboe (in Dethardings Überſetzung 3, 278, Bramarbas oder der großſprecheriſche Officier) 1, 6: Schlaukopf. „Der Narr! Ich kann Sie verſichern, Herr Magiſter, daß mir die Schmäuſe, die ich bey ihm genieße, hoch genug zu ſtehen kommen: denn ich muß ſo viel närriſches und abgeſchmacktes Zeug hören, daß ich berſten möchte."

Auf einen adeligen Dummkopf (1, 8; Albrecht S. 169). Vgl. Pitaval, Bibliothèque 2, 445: Un homme d'esprit insulté par un Gentilhomme stupide qui se paroit de sa noblesse, lui dit: Je crois votre Généalogie plus ancienne que vous ne pensez vous-même. Votre première tige est devant Adam. Comment cela, lui répondit le Gentilhomme? C'est que vous descendez d'une bête, et les bêtes ont été créées avant Adam.

Auf eine würdige Privatperſon (1, 8). Épitaphe de Piron fait par lui-même:

Ci-gît . . . Qui? Quoi? Ma foi, personne, rien.
Un qui vivant ne fut valet, ni maître.

Die Flucht (1, 10; Gellius, Logau ſiehe Albrecht S. 175). Vgl. Butler, Hudibras III 3, 243 f.:

For those that fly, may fight again,
Which he can never do that's slain.

Pitaval, Bibliothèque 2, 314: Un homme qui avoit respiré l'air de la Garonne . . . prit la fuite dans un combat, en disant qu'il avoit pris ce parti-là pour se battre une autre fois. Holberg, Peter Paars I 3, S. 73:

Daß ich im Streit entfloh, das kann ich gern geſtehen . . .
Wer todt iſt, ſagt man ſonſt, darf ſich nicht ferner ſchlagen,
Das hab ich ſchon gehört in meinen erſten Tagen,
Und hätte mich der Feind ſchon heute todt gemacht,
So wär ich ungeſchickt zu einer neuen Schlacht.

Holberg, 29. Fabel (Moraliſche Fabeln S. 39): „Ein Haſe war beſchuldiget, er habe die Flucht ergriffen, bevor die Schlacht angegangen war" und vertheidigte ſich vor dem Kriegsrat: „Ich war geſonnen, mehr als einmal Dienſte zu thun, und ein jeder der dieſen redlichen Vorſatz hat, muß für ſeinen Leib und ſeine Glieder Sorge tragen: wäre ich nun in dieſer Schlacht umgekommen, ſo hätte ich ein andermahl keine Dienſte thun können."

Trutz an den Sabin (1, 12; Martialis, Albrecht S. 189). Vgl. Du Cerceau, Épigrammes choisies VII (faſt wörtlich gleich Rabutin):

L'Antipathie.

Vous me déplaisez, c'est un point
Dont je ne scais pas bien la cause;
Tout ce que je scais de la chose,
C'est que je ne vous aime point.

Pitaval, Bibliothèque 4, 98:

Je te hais, Sabidus, sans en savoir la cause,
Je te hais, et mon cœur ne peut dire autre chose.

Richardſon, Grandison I 17: By my soul, madam, this is wery comical:

I do not like thee, Dr. Fell;
The reason why, I cannot tell —
But I don't like thee, Dr. Fell.

Der Name „Fell" 1, 22.

An einen Lügner (1, 13; vgl. Albrecht S. 191). Vgl. Du Cerceau, Autres épigrammes III:

Contre un menteur.

Cléon, c'est un avis qu'il faut que je vous donne,
Vous avez beau habler avec autorité,
Vos discours désormais n'imposent à personne,
Et vous mentez sans nulle utilité.
Mais, Cléon, voulez-vous apprendre
Le vrai secret de nous surprendre,
Une fois pour le moins dites la vérité.

An die Dorilis (1, 17; Martialis, Albrecht S. 209). Vgl. das Epigramm des Johannes Secundus:

In Lydiam foedum amatorem auide amplexantem osculantemque.

ditis amatoris cur Curida basiet ora
Lydia, miratus saepius ante fui.
desino mirari, vidi cum pinguia nuper
nobilis ignaui lingeret ora canis.

Grabſchrift eines Unglücklichen (1, 17; vgl. griechiſche Anthologie, Albrecht S. 209). Vgl. Michel le Clerc, La Virginie Romaine 3, 1 Virginie:

N'est ce point iustement que ie cherche la mort
Puisque dans cet orage il n'est point d'autre port.

3, 4 Virginius:

vne mort
Qui me soustrait aux flots, et me conduit au port.

Auf eine marmorne Bildſäule des Amors (1, 18). „Einem franzöſiſchen Epigramme nachgebildet," ſagt Haug. Welchem? Vgl. des Hieronymus Angerianus Neapolitanus *ἐρωτοπαίγνιον* ad Joannem Jacobum Castilonaeum Mediolanensem patricium 9:

Amor marmoreus.

Quid spectatis? Amor sum saxeus; armaque fictus
ficta gero. Viues, Caelia, verus Amor.

Auf den Fell (1, 22; griechiſche Anthologie, Albrecht S. 229 ff.). Albrecht hätte den vielen Neulateinern und mehreren Franzoſen noch

beigeſellen können aus ſpäterer Zeit Schiebeler, Auserleſene Gedichte S. 296:

Unglücksfall.

Bedaure mich, mein Freund! den ſchwülſtigen Philet,
Ihn, den Olympier, der Hagedornen ſchmäht,
Hat jüngſt mein ſchöner Mops gebiſſen,
Ich habe meinen Mops ins Waſſer werfen müſſen.

und Thümmel 8, 63:

Geſpräch.

A. Warum ſo traurig, Freund! darf ich die Urſach wiſſen?
B. Mein toll gewordner Hund hat meine Frau gebiſſen.
A. Gott! und ſie ſtarb?
B. Pah, Pah, ſie iſt nur zu geſund,
Wer an dem Biß ſtarb, war der Hund.

An ebendenſelben (Trill 1, 24; als ancient saying im Merchant of Venice 2, 9, Albrecht S. 241). Vgl. Butler, Hudibras II 1, 839:

If Matrimony and Hanging go
By Dest'ny, why not whipping too?

und III 3, 685:

For Matrimony and Hanging here
Both go by Destiny so clear.

Auf den Sextus (1, 25: Martialis, Albrecht S. 245). Vgl. Sarbievius, Epigrammata 64 (der Pentameter Sarbiewskis ändert nur Martials Thais in mulus):

Ad Cosmicum de Quincto.

Mulum Quinctus emit sed caecum, Cosmice, mulum.
unum oculum mulus non habet: ille duos.

Auf den Bav (1, 25; Eur. Cordus, Albrecht S. 247). Vgl. den 103. der „Briefe die neueſte Litteratur betreffend“ (8, 229 ff.).

Auf die Magdalis (1, 26; Martialis, Albrecht S. 251). Vgl. Holberg, Der betrogene alte Freyer, deutſch von Laub 1, 7 Magdelone. „Das ſind lauter Narrenpoſſen, wär er 90 oder 100 Jahr alt, ſo könnte man noch eher etwas einwenden.“ — Perrille. „Wäre er 100 Jahre alt, ſo wäre deſto weniger einzuwenden, denn ſo hätte die Fräulein Hoffnung, deſto eher Wittwe zu werden.“ d'Ancourt, La femme d'intrigues 3, 12: Me. Thibaut. Elle a soixante ans. Monsieur le Marquis. — Le Marquis. Vous moc-quez-vous? je prends garde à l'argent, et non pas aux années. Soixante ans! je la trouve jeune, et si quelque chose me chagrine, c'est qu'elle n'en ait pas quatre-vingt.

Ihr Wille und ſein Wille (1, 27; vgl. Logau, Albrecht S. 253). Vgl. Antoine Bauderon de Senecé, Epigrammes V 1717 S. 243:

Que Pernette est contredisante.
Qu'il faut chèrement acheter
Cinq ou six cens écus de rente,
Que d'elle j'espère hériter?
A toute heure elle fait la moue
Et contrôle ce que je dis . . .
Un jour je lui disois, ma tante,
Tout vous déplaît, tout vous tourmente;
Quand aurez-vous contentement?
Quand? reprit-elle, au monument;
Et pour moi la mort est trop lente.
Lors lui prit un éternûment.
Sur quoi je lui dis bonnement:
Mais de grand cœur Dieu vous contente.

Auf einen unnützen Bedienten (1, 28; Lucian, Albrecht S. 259 ff.). Albrecht, der allein neun lateiniſche Varianten des Stephanus beibringt, hat Opitzens Überſetzungen vergeſſen, Gedichte 1641 S. 616 (ſiehe nun Rubenſohn, Griechiſche Epigramme . . in deutſchen Überſetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts 1897, S. CCXXIV und 48, der Albrechts Sammlungen nicht berückſichtigt).

Luciani, interprete eodem [Opitio].

Si propere comedis, si tarde incedis, amice,
Carpe cibum pedibus rectius, ore viam.

Auff einen Freſſer.

Du geheſt ſehr gemach, vnd friſſeſt überhauffen:
Jß mit den Füſſen doch, das maul laß lieber lauffen.

Umgebogen hat Georgius Sabinus das alte Epigramm: Es pedibus velox, es lingua tardior . . . In Leſſings Kollektaneen ein aus dem Engliſchen eingetragenes Sprichwort „Könnte er lauffen, wie er trinkt, er fänge einen Haſen" (15, 417).

Der Furchtſame (1, 28). Recueil de tous les plus beaux Airs Bachiques p. 107 (Je pense estre Fils de Bachus, Strophe 3):

La Caue est vn lieue assuré
Pour se garantir de l'orage:
Aussi de la peur altéré,
Dès qu'au Ciel je vois vn nuage,
J'y cours, en criant, ô bon Vin,
Tombeau de la mélancolie,
Je te boiray jusqu'à la lie.

Auf den D. Klyſtill (1, 30; Martialis, Albrecht S. 269). Vgl. Recueil von allerhand Collectaneis 9. 10. Hundert Nr. 44:

On dit d'un leste Capitaine qui quitta la profession des armes pour prendre celle de médecin, qu'il tua plus de monde étant médecin qu'étant Capitaine:

nullos ense necat, sed per mala pharmaca multos;
quod nequiit miles, pharmacopola facit.

Auf das Heldengedicht Herrmann (1, 36; Martialis, Albrecht S. 289; dazu Rubenſohn S. 46: Lukillios, Opitz). Vgl. Holberg, Peter Paars I 1, S. 337 (nach Bauderon de Senecé?):

vom Deukalion
Sing er alsdann, und auch vom Phaeton:
Denn jenen fraß die Fluth, der ſtarb an Sonnenhitze.
Nichts andres iſt ihm ja zu ſeinen Schriften nütze.

Nachahmung des 84ten Sinngedichts im 3ten Buche des Martials (1, 37). Vgl. Charles Collé, Chansons qui n'ont pu être imprimées et que mon Censeur n'a point du me passer p. 106:

Parodie d'un Menuet Anglois. 3.

Que pour elle et son couvent
Cette abbesse cherche un autre desservant,
Modère un peu ton chagrin;
Si tu quittes la nonnain,
N'étant pas ultramontain,
Que te reste-t-il, mâtin?
Ma main.

Auf einen elenden komiſchen Dichter (1, 38; Albrechts Parallele S. 295 iſt unnütz). Vgl. Pitaval, Bibliothèque 1, 398 Plusieurs Epigrammes sur un mauvais Auteur I:

La riante Prairie afflige son Lecteur,
Je me trompe, l'on rit; mais l'on rit de l'Auteur.

Auf des Herrn K* Gedanken ꝛc. (1, 41; vgl. d'Aceilly, Albrecht S. 297). Vgl. Holberg, Nicolai Klimii iter subterraneum XIII: physicus est, qui viscera terrae, naturam bipedum, quadrupedum, reptilium, ac insectorum scrutatur, quique omnia praeter se ipsum.

Doppelter Nutzen einer Frau (1, 43; griechiſche Anthologie, Albrecht S. 155 ff. viele Neulateiner; dazu Rubenſohn S. 49—115 unten — Opitz, S. 65 Schoch). Vgl. Hipponax, Choliamboi Nr. 25 Bergk:

δυ' ἡμέραι γυναικός εἰσιν ἥδισται
ὅταν γαμῇ τις κἀκφέρῃ τεθνηκυῖαν.

Recueil von allerhand Collectaneis 3. Hundert Nr. 69: Le mariage est une prison remplie d'amertumes et de dégoûts qui souvent n'a de bon que la porte par laquelle on y entre

et de consolant que celle par laquelle on en voit sortir son camarade. — Goldoni, Il Cavaliere e la Donna 3, 4: Donna Claudia. Sapete cose dicono gli uomini di noi? Che vi sono per essi due giorni felici. L'uno quando si maritano, l'altro quando muore ed essi la moglie.

Die große Welt (1, 45). Recueil von allerhand Collectaneis 19. Hundert Nr. 40: Le monde peut être comparé à une Balance où sont abaissées les choses de poids, et où les plus légères sont élevées. Pitaval, Bibliothèque 2, 339: On peut comparer le monde à une balance, où les corps qui sont de poids s'abaissent, et les plus légers s'élèvent. Un étourdi fera fortune, un homme de mérite sera dans le néant. Anders Logau (Lachmann-Muncker 7, 157):

Die Weltgunst ist ein Meer:
Darein versinkt, was schwer;
Was leicht ist, schwimmt daher.

Die Verleumdung (1, 45; Martialis, Albrecht S. 303). Vgl. Les Solitaires en belle Humeur 3, 113:

Vous voudriez nous faire croire
Que Farot sent le vin qu'hier on le vit boire,
Vous vous trompez, ma foi, c'est le vin d'aujourd'hui,
Car on boit jusqu'au jour chez lui.

Auf den Salzjunker von Döring (1, 51; vgl. Albrecht S. 307). Quelle wohl Holberg, Epigrammata 3, 64:

In Faustinum salis venditorem et virum fatuum.

Faustini domus ac caveae sale sunt cumulatae.
insalsus dominus, salsaque tota domus.

Grabschrift auf einen Gehenkten (1, 51, gehört aber gar nicht in Lessings Werke; vgl. Albrecht S. 307 f. und Schnorrs Archiv 9, 111). Vgl. Pitaval, Bibliothèque 1, 107: Un Gascon dont une potence termina le sort, fut ensuite suspendu à des fourches publiques; son cousin qui ne rougissoit pas de cette alliance, fit sur lui cette Epitaphe:

Ci-git mon cousin d'Avenas
Qui repose quand il ne vente pas.

Danach wohl der von R. Köhler, Archiv 7, 32 (Kleine Schriften 3, 88; der allkundige Herausgeber Bolte hat natürlich Albrecht erwähnt) citierte Blumauer, Epigramme 3, 37 „Grabschrift eines Spaniers für seinen gehenkten Vetter. Nach dem Französischen":

Hier schloß mein Vetter Raps die Augen zu.
O Wandrer, blick hier in die Höhe,
Und wünschest du dem armen Sünder Ruh,
So wünsche — daß der Wind nicht wehe.

In Armillum (1, 57). Seneca, de beneficiis IV 13: beneficium eius commodum spectat cui praestatur, non nostrum: alioquin nobis illud damus. Pitaval, Bibliothèque: Pensée de Sénèque. Il y a des personnes qui ne donnent que par vanité. *Ambitioni dedit*, dit Sénèque; *non mihi.*

Die Beredſamkeit (1, 66; vgl. Logau und Horaz. Albrecht S. 321). Vgl. Marivaux, La Réunion des Amours IV (3, 295): Mercure. Croyez-moi pourtant, allez vous préparer pendant quelques momens. — Cupidon. C'est parbleu bien dit; je vais me recueillir chez Bacchus: il y a du vin de Champagne qui est d'une éloquence admirable; j'y trouverai mon plaidoyer tout fait.

Die Haushaltung (1, 66; Nouveau recueil de chansons choisies und Hagedorns Bearbeitung, Albrecht S. 321 ff.). Danach Weiße, Der luſtige Schuſter 1, 1:

Die Männer zu bekehren,
Muß man die Männer lehren,
Daß oft das Weib den Mann vergißt,
Wenn er ein wilder Schwärmer iſt:
Denn rennt er ungezogen
Nach Spiel und Wein,
So ladet ſie den Nachbar ein:
Und er iſt am ärgſten betrogen.

D'Ancourt, Les Vendanges XII; Lucas ſingt:

Quand Margot fait la diablesse,
J'ai pour m'en garer au bon secret;
Je m'en cours droit au cabaret,
Où je n'engendre point de tristesse,
Et je n'entends point le bruit qu'alle fait.
Ah morgué l heureuse manière!
N'est-ce pas avoir bon esprit,
Que de savoir mettre à profit
Les défauts de sa ménagère.

Dem ſetzt L'Olive zum Beweis, daß jedes Ding zwei Seiten habe, die Parodie entgegen, die Margots Vetter für ſie gemacht hat:

Si-tôt que Margot querelle,
Lucas en mari discret,
Pour éviter noise avec elle,
S'en court tout droit au cabaret,
Et le galant vient voir la belle.
Lucas n'a-t-il pas un beau secret!
Il changera sa manière,
S'il m'en croit,
Une femme peut tout faire
Pendant que son mari boit.

Der Regen (1, 67; Vergier, Albrecht S. 327). Vgl. Recueil de tous les plus beaux Airs Bachiques S. 89:

J'approuue fort le deſſein,
Et trouue bon que l'on prie,
Afin d'auoir de la pluye,
Pour augmenter le Raiſin:
Qu'elle tombe ſur la Terre,
Mais jamais dedans mon Verre.

Non, ce perfide Element
N'eſt pas fait à mon vſage;
Pour eſtimer ce bruuage,
Faut eſtre ſans jugement:
Qu'elle tombe ſur la Terre,
Mais jamais dedans mon Verre.

Je ne veux plus conteſter,
Si l'eau nous eſt neceſſaire;
J'en admire le myſtere,
Mais je n'en veux plus goûter:
Qu'elle tombe ſur la Terre,
Mais jamais dedans mon Verre.

Die Türken (1, 68). Vgl. ebenda S. 224:

Quelle bizarrerie!
Bachus en eſt tout en courroux:
Quoy, ſouffrir parmy nous
L'ennemy de la vie?
Quelle bizarrerie!
Chaſſons d'icy ce perfide Ottoman,
Arrachons ſon Turban,
En dépit du Sultan;
Peſte de l'Alcoran
Que ſuiuent ces infames,
Contre l'ordre Diuin:
Quoy, trente Femmes,
Et pas — on neuid de Vin?

Chansons badines, Ronde de Table v. 23 ff.:

Souvent ma raiſon ſe ſoumet
A l'Alcoran de Mahomet;
J'en crois quelques paſſages:
Je crois à ſon chapitre dix
Qui nous promet paradis
Pavé de pucelages:
Mais je le crois un ſot enfant
Ce prophète quand il nous défend
De chanter: bon!
Que le vin eſt bon!
Et d'en boire à tout âge.

Die ſchlafende Laura (1, 82). Arioſtos berühmte Schilderung der Alcina enthält 7, 12 den Ausruf „Zwei ſchwarze Augen,

nein! zwei lichte Sonnen" — Leſſing, der ja im „Laokoon" dieſe Stanzen kritiſiert, ſchließt wohl abhängig von dem Italiener:

Schnell thaten ſich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that ſich auf.

Der Wunſch (1, 77; Albrecht S. 359, Reusner Argus is optat Centoculus fieri, aut totus is esse oculus). Die Pointe bildet Goeckingk nach 3, 265:

Beim Eintritt in die Salzthalſche [Salzdahlum] Bildergallerie.

Mich liebt ein Mädchen, reizend wie Cythere,
Doch nimmer fiel der Wunſch mir ein:
O mögt' ich Argus ſeyn!
Izt aber wünſcht' ich, daß ich's wäre.

Der Schiffbruch (1, 117; Albrecht S. 385 unnützes Allegat). Vgl. Janus Pannonius, Epigrammata (Rivinus, Anthologia S. 145):

De Frando.

Naufragus Eridani Frandus dum mergitur undis,
Siccine me miserum fata necatis? ait.
Si fueram liquida periturus morte, perissem
In latices potius, dulcis Iacche, tuos.

Der neue Weltbau (1, 127; vgl. Vergier, Albrecht S. 401). Vgl. Cyrano de Bergerac, Le Pédant jour 4, 8. Granger le jeune (yvre): Copernic a dit vrai, ce n'est pas le Ciel en effet, c'est la Terre qui tourne.

Die Diebin (1, 129; vgl. Boneſons und Ménage, Albrecht S. 407). Vgl. Holberg, Heinrich und Pernille (deutſch von Laub) 1, 6 „Heinrich: Ich komme hieher, um Sie wegen eines kleinen Diebſtahls zu actioniren. Pernille: Wie? ich habe einen Diebſtahl begangen? Heinrich: Ja. Sie haben mir mein Herz geſtohlen."

Damon, oder die wahre Freundſchaft (3, 193). Zu dem achtundſiebzigmaligen „Verſteh Er mich" und dem ſechsmaligen „Verſtehn Sie mich" des Oronte vgl. das zweiundzwanzigmalige figurarse der Margarita bei Goldoni, I rusteghi (Saal 7, 1 ff. „Verſteht ſie mich?" „Verſtehſt du mich?" „Verſteht ihr mich?"). Ähnlich Shadwell, The miser.

Damon (3, 200). „Die Wittwe: Damon! Damon! ich befürchte, ich befürchte, ich werde eiferſüchtig werden. Keines Frauenzimmers wegen zwar nicht, aber doch gewiß Leanders wegen!" Vgl. Goldoni, Il vero amico 3, 17 Rosaura: Signor Florindo, parmi tuttavia, che siate innamorato più dell' amico che di me.

Die alte Jungfer (3, 201). „Hr. Oronte: . . wie alt sind Sie denn? Wie lange ist es, daß ich Sie noch habe auf dem Arme herum tragen sehn? Wenn es 50, ein, zwei — ja nu — — etliche funfzig Jahr — — — Jgf. Oldin: Warum nicht achtzig gar? Wenn Sie mich für so alt halten, was reden Sie mir viel vom Heyrathen vor?" Vgl. Gellert, Die Betschwester 3, 8 „Ferdinand: . . Ich würde Ihnen nicht zur Ehe rathen, Frau Muhme, da ich weiß, daß Sie in sechzig sind. Fr. Richardinn: Warum nicht lieber in achtzig?" Vgl. Goldoni, Il Ginocatore 3, 15.

Die alte Jungfer (3, 216). „Clitander: . . Aber, nehmen Sie doch den Rock ein wenig in die Höh. Ich kan ja nicht sehen, was da unten vorgeht. Jgf. Oldin: Es ist wahr, der Rock ist mir ohnedem ein wenig zu lang . . (sie zieht ihn ein wenig in die Höh). Clitander: Der Teufel, was für ein Fuß!" Vgl. Regnard und Du Fresny, Les Momies d'Égypte (Gherardi, Théâtre italien 6, 32) Arlequin: Je crois que vous avez la jambe d'un beau volume: Souffrez que j'en voye un échantillon. Mad. Jacquemard: Fi donc! arrêtez-vous. petit entreprenant. Sans vanité, je ne l'ai pas mal tournée (Elle fait voir un peu sa jambe). Arlequin: Le joli petit balustre!

Der junge Gelehrte 1, 6 (1, 304). „Chrysander: . . Kannst du schweigen? Anton: Versuchen Sie es." Vgl. J. E. Schlegel, Der Geheimnisvolle 1, 3 „Abgrund: Hör an, Johann! Kannst du schweigen? Johann: Das werden Sie am besten wissen können, wenn Sie es versuchen wollen."

Der junge Gelehrte 2, 1 (1, 308). „Lisette: Hören Sie denn nicht, daß sie uns gern freye Hand lassen will? Sie macht es, wie die schöne Aspasia — — oder wie hieß die Prinzeßin in dem dicken Romane? Zwey Ritter machten auf sie Anspruch. Schlagt euch mit einander, sagte die schöne Aspasia; wer den andern überwindet, soll mich haben. Gleichwohl aber war sie dem Ritter in der blauen Rüstung günstiger, als dem andern — — Juliane: Ach, die Närrinn, mit ihrem blauen Ritter." Voltaire, Zadig, Chap. 13 Les Combats: Il fallut donc voir qui serait vainqueur d'Otame ou de Zadig. Le premier portait des armes bleues et or. avec un panache de même; celles de Zadig étaient blanches. Tous les vœux se partageaient entre le chevalier bleu et le chevalier blanc. La reine (Astarte, Königin von Babylon) à qui le cœur palpitait. faisait des prières au ciel pour la couleur blanche.

Der Freygeist 2, 4 (2, 73) „Lisette: . . die wahren Bilder ihrer Herren, von der häßlichen Seite!" Vgl. auch Piron, Les Fils ingrats, ou l'École des pères 2, 3:

> Du Maître, quel qu'il soit, peu, beaucoup, ou zéro,
> Le Valet fut toujours et le singe et l'écho.

Weiber ſind Weiber (3, 280). Vgl. Farquhar, The constant couple 1, 3: a woman is a woman; Congreve, The old Batchelor 1, 3: I think the woman's a woman, and that's all; Goldoni, L'Amore paterno 1, 11: Le donne poi sono sempre donne.

Die glückliche Erbin 1, 1 (3, 337 f.). „Pasquin: .. die Pasquine ſind, ſo lange die Welt ſteht, ehrliche brave Leute geweſen .. Wir ſind allezeit treu, verſchlagen, hurtig, und die allerergebenſten Liebhaber der Liſetten" u. ſ. w. Vgl. Destouches, Le curieux Impertinent 1, 2 Criſpin:

> De tout temps les Crispins, fins, dispos et grotesques,
> Furent fort amoureux sans être romanesques,
> Pour eux un bon morceau n'est jamais de rebut
> Et sans aucun égard ils vont droit à leur but.

Der Dorfjunker (3, 330). Die drei Perſonen ſammt ihren Verhältniſſen ſcheinen dem Bailli de Bezons Cinthio, der Angélique und dem Pierrot in Le retour de la foire de Bezons (Gherardi, Théâtre italien 6, 153 ff.) zu entſprechen.

Die Matrone von Epheſus Sc. 8 (3, 443). „Dromo: ... Wir haben itzt ein Armee [„Armee" ſehr undeutlich in der Handſchrift, vielleicht „braves"] Weib, das beynahe die ganze Compagnie ſchon zweymal auf und nieder geheyrathet hat." Vgl. Steele, The Funeral 4, 1 Kate Matchlock (how I am married into the Company again): Noble Captain, my Lord, I suppose Mr. Trimm has told your Honour about my Position, I have been a great Sufferer in the Service: 'tis hard for a poor Woman to lose nine Husbands in a War, and no notice taken: nay, three of 'em, alas, in the same Campaign, here the Woman stands that says it, I never stript a Man 'tell I first try'd if he could stand on his Legs, and if not, I think, 't was fair Plunder, except our Adjutant, and it was a Puppy that made my eighth Husband run the Gauntlet for not turning his Toes out. — Die vier Perſonennamen hat Leſſing mit Berechnung ihres Standes oder Weſens der römiſchen Komödie entlehnt: Antiphila meretrix im Heautontimorumenos, Mysis ancilla und Dromo lorarius in der Andria des Terenz, Philocrates in den Captivi des Plautus.

Miß Sara Sampſon 5, 10 (2, 349). Marwoods Brief: „.. vor Schrecken war ſie in Ohnmacht gefallen .. Ich ward gewahr, daß ſie ein Kordialpulver bey Seite legte, und hatte den glücklichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu vertauſchen." Vgl. Beaumont und Fletcher, The Knight of Malta 4, 1:

> Taking advantage of her in a swoon,
> Under pretence to give a cordial to her,
> I poison'd her.

Miß Sara Sampſon 5, 10 (2, 350). „Mellefont: .. die gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange.“ Vgl. Webſter, Appius and Virginia 5, 3 Icilius zu Virginius:

> Where was thy pity, when thou slew'st this maid,
> Thou wouldst extend to Appius? Pity, see
> Her wounds still bleeding at the horrid presence
> Of yon stern murderers, till she find revenge!
> Nor will these drops stanch, or these springs be dry,
> Till theirs be set a-bleeding.

Otway, The Soldier's Fortune 4, 2 Lady Dunce: Oh come not near him, there's such horrid antipathy follows all murders, his wounds would stream afresh should you but touch him.

Minna von Barnhelm 1, 2 (2, 174). „Juſt: Sein Diener! Wirth: Nicht doch, Herr Juſt! Juſt: Nun gut; nicht ſein Diener!“ Vgl. Steele, The Funeral 2, 1 Trim: My Lord, I am your Lordship's humble servant, und auf Lord Hardys Abwehr: I beg Pardon, dear Sir, my Lord, I am not your humble servant.

Minna von Barnhelm 3, 4 (2, 213): „Der eine Teufel hat ihn verlaſſen, aber es ſind dafür ſieben andere in ihn gefahren.“ Matthäus 12, 43; Lucas 11, 24.

Minna von Barnhelm 4, 6 (2, 236): „Und ein Vergnügen erwarten, iſt auch ein Vergnügen.“ Vgl. Bruneys, L'Important de Cour 2, 9: l'attente d'être heureux, toute charmante qu'elle est.

Minna von Barnhelm 5, 15. „Werner (der ſich die Augen wiſcht) . . . Franciska: Seh Er mich einmal an, Herr Wachtmeiſter. Werner: Ich kann noch nicht, ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.“ Vgl. Richardſon, Grandiſon IV 21: Once she (Clementina) rubbed her eye, and being conscious of observation, said something had got into it: So it had. The something was a tear.

Critik über die Gefangnen des Plautus (4, 131): „Mein Gegner zeigt überall eine wohlangebrachte Beleſenheit, welche ich, wie ſeine Einſicht in die Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt, nicht wenig loben würde, wenn er nicht mein Gegner wäre. Denn ſeine Gegner zu loben, iſt eine ſehr kützliche Sache. Alles Gute, das man ihnen beylegt, entzieht man ſich.“ Vgl. Destouches, L'Envieux Sc. 6: il est si avide des louanges, qu'il croit que tout le bien qu'on dit des autres, est un vol qu'on lui fait.

Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes, Dezember 1751 (4, 471—475). „Bey den itzigen Luſtbarkeiten, an welchen das Theater

den meisten Theil nimmt, wird es nicht unrecht seyn, dem Leser einige theatralische Anekdoten zu erzählen." Der Hempelische Herausgeber (8, 131) macht es sich mit einem bloßen Hinweis auf Danzel bequem, der die folgenden Füllsel für Reste von den „Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" erklärt und die Histoire du théâtre françois, depuis son origine jusqu'à présent, I Amsterdam 1765 (in den „Beyträgen" S. 371 citiert) als eine Quelle solcher Kenntnisse bezeichnet habe. Das stimmt jedoch gar nicht. Albrecht nun, dem wir auch neue Aufklärungen für die „Theatralische Bibliothek" verdanken, hat ermittelt, die unbedeutenden Bühnengeschichtchen seien aus den Anecdotes dramatiques übersetzt. Seine Ziffern lehren, daß er das so betitelte dreibändige Werk von 1775 vor sich hatte; also natürlich nicht die eigentliche Quelle, sondern, da es auch keine bloße Wiederholung oder Umarbeitung ist, eine der mir nicht auffindbaren, wortgetreu aufgenommenen Vorlagen des laut dem Avertissement 1, 3 kompilierten Werkes. Die zwei ersten Bände mustern in alphabetischer Folge die Stücke; der dritte die Dichter und Darsteller, mit dürftigen geschichtlichen Anhängen auch über das Theater anderer Völker, wobei das deutsche am kahlsten wegkommt.

1, 577 Mort de Néron, (la) Tragédie de Péchantré (im Katalog der „Beyträge" nur erwähnt) 1703. L'Auteur fut neuf ans à composer cette Piece. Il courut alors une histoire ou un conte au sujet de cette Tragédie. Péchantré avoit laissé sur la table d'une Auberge un papier, sur lequel il y avoit quelques chiffres, au-dessus desquels étoient ces paroles: Ici le Roi sera tué. L'hôte qui avoit déjà été frappé de la physionomie et de la distraction de notre Poëte crut devoir porter cet écrit au Commissaire du quartier, qui lui dit, que si l'Inconnu revenoit manger chez lui il ne manquât pas de le faire avertir. Péchantré revint en effet quelques jours après, et à peine avoit il commencé son dîné, qu'il se vit environné d'une troupe d'Archers. Le Commissaire lui montra son papier pour le convaincre de son crime. Ah! Monsieur, dit le Poëte, que j'ai de joie de retrouver cet écrit! Je le cherche depuis plusieurs jours: c'est la Scène où j'ai dessein de placer la mort de Néron, dans une Tragédie à laquelle je travaille. Le Commissaire renvoya ses Archers; et quelque temps après Péchantré fit jouer sa Piece.

Es ist nicht notwendig, die andern ebenso übersetzten Stellen abzudrucken: Montfleury als Orest 1, 73; Th. Corneilles Timocrate 2, 225; La Fontaines Astrée 1, 119; Racine über Dancourt 3, 138; Champmeslé 3, 98; Baron 1, 500 (nichts von der „Fastenzeit"); die Nachspiele seit dem Romulus 2, 144.

Dann macht Lessing einen bequemen Übergang: „Bis hieher die Anekdoten. Wir wollen denselben noch eine kurze Nachricht von dem Ursprunge des Französischen Theaters beyfügen." Der folgende Absatz „Nichts ist ungewisser" . . ist jedesfalls irgendwoher ausgezogen,

alles Weitere (4, 473, 23—475, 23) aus den Anecdotes françoises in den Anecdotes dramatiques 2, 561—563 steif genug übersetzt. Man bemerke: „sich ordentlich zu setzen“ établissement; „Geheimnisse“ Mystères, „moralische Handlungen“ Moralités, „lustige Stücke“ Farces, „Narrenpossen“ Sottises; „seine Ausarbeitungen finster und ernsthaft“ ses compositions lourdes. Nach dem Anfang: C'est à la piété de nos Peres, que nos Poëmes Dramatiques doivent leur naissance schiebt Lessing ein dreistes Wort ein: „Frankreich hat den Ursprung seiner dramatischen Gedichte der Andacht der Herrn Paters zu danken. Der größte Nutzen, welchen sie vielleicht in der Welt gestiftet haben.“

Neue Mitteilungen über Zimmermann.

Von Rudolf Ischer in Bern.

1. J. G. Zimmermann und Ludwig Eugen von Württemberg.

Zu den hervorragendsten Mitgliedern der helvetischen Gesellschaft in Schinznach und zu den bedeutendsten Bekannten Zimmermanns aus diesem Kreise gehörte der Prinz und spätere Herzog Ludwig Eugen von Württemberg, der Bruder des Herzogs Karl Eugen, in dessen Diensten der junge Schiller stand. Ludwig Eugen wurde geboren den 6. Januar 1731 als dritter Sohn des Herzogs Karl Alexander, unter dessen Regierung der Jud Süß zu seiner traurigen Berühmtheit gelangte, und der Maria Augusta, Prinzessin von Thurn und Taxis.[1]) Die sämtlichen eidgenössischen Städte und Orte sollen bei ihm Patenstelle vertreten haben.[2]) Mit zehn Jahren kam Ludwig Eugen an den Hof Friedrichs des Großen und wurde von diesem schon 1743, also zwölfjährig, durch den Titel eines Obersten der Reiterei und Chef eines Dragonerregimentes geehrt. 1749 trat er in den Dienst Ludwigs XV. und stieg zum maréchal de camp und Inhaber eines deutschen Reiterregimentes auf. Im Kriege zwischen Frankreich und England zeichnete er sich 1756 bei der Eroberung von Minorca aus und wurde zum Generallieutenant ernannt. Dann trat er als Volontair in österreichische Dienste über (1757) und kämpfte also auf Seiten der Feinde seines ehemaligen Herrn und Gönners, Friedrichs II. Er machte die Schlachten bei Prag und Leuthen, die Belagerung von Schweidnitz und die Schlacht

[1]) Vgl. Alberti in der Allgemeinen deutschen Biographie.
[2]) Vgl. Leu, Helvetisches Lexikon, 19, 608.

bei Torgau mit. In der letztgenannten wurde er verwundet (1760), quittierte den Dienst und vermählte sich mit Sophie Albertine von Beichlingen. Er lebte nun von 1762 bis 1768 in Lausanne, im Verkehr mit Rousseau, der sich bekanntlich zu Anfang dieser Zeit in Motiers-Travers aufhielt; der Prinz soll den Philosophen später über Erziehungsgrundsätze befragt und die Antwort erhalten haben, die mit dem Satze beginnt: „Si j'avais le malheur d'être né prince."[1] Auch mit Voltaire und Tissot verkehrte er. Durch Hirzels Buch „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers" (1761) wurde Ludwig Eugen auf den menschenfreundlichen Zürcher Arzt aufmerksam, knüpfte mit ihm einen Briefwechsel an und wünschte das Urbild von Hirzels „Kleinjogg" persönlich kennen zu lernen. Hirzel lud nun den Prinzen zugleich mit dem Bauern für die Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Schinznach im Jahre 1765 ein; beide erschienen und gestalteten durch ihre Anwesenheit diese Zusammenkunft zu einer der schönsten.[2] Der Fürst und der Bauer gingen Arm in Arm und besprachen sich wie gleich und gleich — für jene Zeit ein Ereignis. Wir haben einen zuverlässigen Bericht über ihre Unterhaltung von Hirzel selbst,[3] die, weil sie für beide höchst charakteristisch ist, hier folgen mag:

Prinz: „Es freut mich, Dich zu sehen, Kleinjogg, nachdem ich von Dir so viel gutes gehört." Kleinjogg: „Mich freut es auch, Euch zu sehen, Herr Prinz; es ist gar zu schöne, wenn große Herren zu uns armen Bauern heruntersteigen." Prinz: „Ich steige nicht zu Dir herunter, ich steige zu Dir hinauf, Du bist besser als ich." Kleinjogg: „Wir sind beide gut, wenn jeder von uns thut, was er soll. Ihr Herren und Prinzen müßt uns Bauern befehlen, was und wie wir handeln sollen. Ihr habt Zeit, nachzudenken, was für das Land das Beste ist; denn ist es an uns Bauern, Euch zu gehorchen und mit Fleiß und Treue zu arbeiten; erst dann machen wir zusammen einen ganzen Mann aus. Wenn Ihr noch so gut überleget, was für das Beste des Landes zu thun seie, so ist nur die Hälfte gethan, und das Gute geschiehet deswegen noch nicht: der Unterthan und Bauer muß erst Hand ans Werk schlagen, aber auch wir würden einander entgegen arbeiten, uns untereinander verwirren, und das Gute würde versäumt werden, wenn Ihr uns nicht in Ordnung halten würdet; also ist der Bauer nur ein halber Mann, und der Herr ist auch nur ein halber Mann, beide müssen ihre Arbeiten zusammensetzen, denn machen sie einen ganzen Mann aus, und das Werk gelingt." Prinz: „Himmlisch wahr ist, was Du sagst, und eben deswegen verehre und liebe ich Dich, weil Du Deinen halben Mann so gut vorstellst und Deine Pflicht mit so viel Treue erfüllst; wollte Gott, ich könnte es mit gleicher Zuversicht von mir sagen." Kleinjogg: „Ich sehe es, mein Prinz, aus der Art, wie Ihr mit mir redet, daß Ihr so gut an Eurem Ort das Eurige thut, als ich an meinem. Ihr könnt nicht glauben, wie mein Herz durch Euer Betragen erhöhet wird; meine Arbeiten sind mir jetzt doppelt lieb, da ich sehe, wie sie einem so guten Herrn gefallen, und Ihr

[1] Goethe, Ausgabe letzter Hand 25, 83.

[2] Morell, Die helvetische Gesellschaft, Winterthur 1863, S. 222.

[3] Hirzel, Wirtschaft eines philosophischen Bauers. Neue Auflage, Zürich 1774. Anhang, Brief an Gleim, S. 250.

könntet nicht so gegen mir handeln, wenn Ihr nicht gewohnt wäret, auf gleiche Weise gegen andere zu handeln. Ihr wißt nicht, wieviel Gutes Ihr mit Eurem Herablassen und Eurer Freundlichkeit ausrichtet." Prinz: „Ich wünschte, an Deiner Stelle zu sein; Du bist es, der mich zum Guten ermuntert; Du bist besser als ich." Kleinjogg: „Freilich ist es in Eurem Stand viel schwerer, recht zu thun, als in dem Stand der Unterthanen; wenn wir Fehler begehen und unrecht handeln, so seid Ihr vorhanden, uns zurecht zu weisen und zu strafen; aber wenn Ihr Herren fehlet, so habt Ihr niemand über Euch, der Euch zurecht weise und strafe; Euch und Eurem Gewissen ist es allein überlassen; aber ach! wie schwer ist es, sich selbst zu regieren." — Der Prinz nahm dann den Bauern mit sich auf sein Zimmer und unterhielt sich dort noch weiter mit ihm, und als Kleinjogg mit einem treuherzigen „Behüt' Euch Gott!" Abschied nehmen wollte, drückte er ihm ein Goldstück in die Hand. Aber Kleinjogg lehnte die Gabe ab. Er habe das nicht nötig, sagte er, und bekomme genug, wenn er arbeite. Die Versäumnis der Arbeit und die Unkosten der Reise ließ er nicht gelten und schloß mit den Worten: „Behaltet also Euer Geld, ich verlange keines als das, so ich mit meiner Hand verdiene. Sobald man durch andere Wege Geld sucht, ist man verloren." Der Prinz soll später gestanden haben, er habe sich in seinem Leben nie so arm empfunden, als in diesem Moment.[1])

Etwas Außerordentliches an sich lag nun nicht in diesem Gespräch, wie man sieht; außerordentlich war in erster Linie nur die Thatsache, daß sich der Fürst so mit dem Bauern unterhielt. Was den Inhalt ihrer Reden betrifft, so konnte doch wohl nur der enthusiastische Hirzel mit seinen gleichgestimmten Freunden dadurch in Entzückung und Rührung versetzt werden. Man war in jener Zeit mit dem Titel eines „philosophischen" Fürsten gleich bei der Hand, sobald man keinen Tyrannen und unnahbaren absoluten Monarchen vor sich hatte, und philosophisch hieß im „philosophischen" Jahrhundert auch jeder Gelehrte oder Berufsmann, der etwas Spekulation oder auch nur gesunden Menschenverstand zeigte, jeder, der überhaupt Gedanken äußerte, welche sich nicht auf der Heerstraße finden lassen. Darum wurde Jakob Guyer, genannt Kleinjogg, zum philosophischen Bauern gestempelt, und doch war er nur eine tüchtige, schlichte Natur und unterschied sich von der Masse seiner Standesgenossen höchstens dadurch, daß er über seine Handlungen Betrachtungen anstellte und seine Gedanken in vernünftigen Worten auszudrücken vermochte. Übrigens spielte er seine Rolle in dem kleinen Drama, das uns Hirzel vorführt, konsequenter als der Prinz, der mit seinem Geschenkversuch bedenklich aus der Rolle fiel. Man war zu sehr gewöhnt, den Bauern als eine untergeordnete Menschengattung zu betrachten. Daher kam nun die Begeisterung für Kleinjogg, als man in ihm einen denkenden Bauern fand. Der Prinz fiel unwillkürlich in diese geringe Meinung zurück, als er Kleinjogg Geld

[1]) Schuler, Die Thaten und Sitten der Eidgenossen. Zürich 1845. IV. 1, S. 217 ff. hat den genannten Brief Hirzels an Gleim ausgezogen. Lies übrigens daselbst 1765 statt 1766.

anbot. Die Begeisterung war übrigens nicht so allgemein, wie man nach Hirzels Bericht glauben könnte. Die Berner verhielten sich kühl.[1]) Für den Prinzen aber bleibt wichtig, daß sich sein Charakter bei der ganzen Angelegenheit menschenfreundlich und liebenswürdig zeigt.

Im gleichen Jahre 1765 wurde Ludwig Eugen ordentliches Mitglied der helvetischen Gesellschaft als erster Ausländer und verbat es sich ausdrücklich, daß man ihm im Verzeichnisse einen Ehrenplatz anweise, sondern wollte bloß unter dem Buchstaben W aufgeführt werden.[2]) Die meisten Mitglieder der Gesellschaft wie auch deren Freunde und Korrespondenten waren entzückt von der Liebenswürdigkeit des Prinzen. Hirzel selbst wollte „die Empfindungen der Menschlichkeit nie in so schönem Lichte gesehen" haben, „als in dem liebenswürdigsten Prinzen". Nicht minder erbaut war der Prinz von der Gesellschaft. Er schrieb an Hirzel unmittelbar nach der Versammlung, den 29. Mai 1765:

La societé de Schinznach a faite sur mon ame une impression profonde. Non je ne ferai plus aucune demarche sans me rappeller avant toutes choses que j'ai l'honneur d'être membre de cette assemblée auguste. Elle m'anime encore d'avantage à la vertu, et elle echauffe mon coeur d'un feu divin que le bonheur de tous allume de plus en plus, c'est au plus digne d'entre nous que le rang appartiendra et nous ne mesurerons plus les distances respectives que par celle qu'il y aura entre nos vertus et nos merites. Que le patriote indigne ne puisse jamais approcher des portes sacrées de ce temple auguste, et que celui d'entre nous qui se sera degradé par des actions viles ou suspectes soit banni d'entre nous comme un brebis infecte.[3])

Tissot schrieb an Hirzel den 10. Mai 1766:

Notre respectable Prince devroit être celui de tous les hommes honnetes. Touts ses moments sont marqués par une belle action. Nos maux lui ont fourni des nouvelles occasions de developper toute la grandeur de son ame. Il a été le consolateur des affligés, le nourricier des pauvres, le pere des orphelins, le medecin des malades. Il n'a pas encouragé le bien, il ne l'a pas fait faire, il a fait lui même, il a vecu pendant quatre mois dans nos chaumieres les plus obscurs et son arrivée en faisoit disparoitre les miseres.[4])

Ein Menschenfreund war also der Prinz sicher.

In Schinznach lernte Dr. Johann Georg Zimmermann aus Brugg den Prinzen kennen, und zwar gleich bei der denkwürdigen Zusammenkunft von 1765. Hirzel erwartete damals Kleinjogg in

[1]) Vgl. den Brief eines Berners an Zurlauben bei Morell a. a. O., S. 330. Die Anwesenheit Kleinjoggs wurde nicht einmal protokolliert. Morell, S. 222.
[2]) Morell, S. 329.
[3]) Hirzel, S. 241.
[4]) Hirzel, S. 240.

Zimmermanns Haus in Brugg und fuhr mit beiden nach Schinznach. Da wohnte nun auch Zimmermann der Unterredung zwischen dem Fürsten und dem Bauern bei; sein Interesse wandte sich dem Prinzen in hohem Maße zu, und er war überglücklich, daß der Fürst seine Aufmerksamkeit erwiderte. Die Liebenswürdigkeit Ludwig Eugens veranlaßte Zimmermann, einen Brief an den Prinzen zu richten, zwar in allgemeinen Höflichkeitswendungen und in der Überschwänglichkeit, welche die Briefe jener Zeit überhaupt, nicht bloß diejenigen Zimmermanns auszeichnet. Der Prinz antwortete in der freundlichsten Weise. Zimmermann schrieb dann noch zweimal im gleichen Jahre (1766), die Antworten Ludwig Eugens sind leider nicht erhalten. Seine erste Bekanntschaft mit dem Prinzen meldete Zimmermann seinem Gönner Haller mit den Worten (1. Juni 1765): „J'ai fait à Schinznach la connoissance d'un Prince-Philosophe bien digne de porter ce titre si peu merité par d'autres qui en sont decoré."[1] Aus einer späteren Briefstelle erfahren wir, daß auch der Prinz Zimmermann aus seiner Stellung in Brugg zu erlösen suchte. Am 31. Mai 1766 schrieb nämlich Zimmermann an Haller: „Msgr. le Prince de Wirtemberg auroit extremement desiré de me placer chez mon ami Tissot à Lausanne, mais j'ai bien senti que cela ne se pouvoit pas, et M. Tissot qui le desiroit autant que le Prince, sent pourtant que la chose est impossible."[2] Sonderbar ist es nur, daß Zimmermann in dem Briefe, den er am nämlichen Tage an den Prinzen schrieb, mit keiner Silbe auf einen derartigen Versuch Ludwig Eugens anspielt. Wahrscheinlich wußte er von dem Wunsche des Prinzen nur durch Tissot, oder dann war die Sache, vielleicht mündlich in Schinznach erörtert, schon als unmöglich abgethan, als er an Haller darüber schrieb.

Solange der Prinz in der Schweiz blieb, besuchte er die Gesellschaft regelmäßig, auch dann, als sie Anfechtungen von Seite der Regierungen zu erdulden hatte, was besonders 1767 geschah. Er wurde deshalb vom damaligen Präsidenten, Glutz von Solothurn, besonders begrüßt.[3] Zimmermann schrieb ein Jahr später (25. Mai 1768) an Lavater: „Ich habe der Schinznacher Gesellschaft nur einen Tag beiwohnen können, aber wirklich wenig dabei verloren. Der Prinz von Württemberg sagte letztes Jahr: La societé de Schinznach n'a point d'Esprit, ich bin geneigt dieses Jahr hinzuzusetzen: la societé de Schinznach n'a point d'âme. Der Enthusiasmus ist todt. Es würde sich der Mühe lohnen, eine Abhandlung über die

[1] Ungedruckt.
[2] Ungedruckt.
[3] Morell, S. 358.

Kunst zu schreiben, wie man der Schinznacher Gesellschaft eine Seele einblasen könnte."[1] Der Ausspruch, welcher hier dem Prinzen zugeschrieben wird, bildet einen sonderbaren Gegensatz zu den Äußerungen des Fürsten gegenüber Glutz, er möge dafür sorgen, daß alle trotz der Hindernisse nach Schinznach kämen,[2] und zu den Dankesworten der Präsidialrede. Ob Zimmermann von seinem Gedächtnis getäuscht wurde, ob er seine eigene Abkühlung durch das Beispiel des Prinzen begreiflicher machen wollte, das muß dahingestellt bleiben. Aber Thatsache ist, daß Ludwig Eugen auch nach seinem Weggang aus der Schweiz der Gesellschaft zugethan blieb, und daß ihn viele vermißten. So schrieb Lavater im ersten Briefe seiner an Zimmermann gerichteten Aussichten in die Ewigkeit (1768; 1, 2): „Der erhabene Menschenfreund, dessen bloßer Anblick zur Tugend begeisterte, und Ungläubige selbst von der Göttlichkeit der besten Religion, wenigstens einige Augenblicke, zu überzeugen vermochte — — unser theuerster Prinz (Ludwig Eugen zu Württemberg), auch der hat sich von mir entfernt."

Im Jahre 1768 verließ Ludwig Eugen die Schweiz und lebte nun abwechselnd in Wasserlos bei Hanau, in Paris und an anderen Orten, bis er am 24. Oktober 1793 als Herzog den väterlichen Thron bestieg. Seine kurze Regierungszeit suchte er dazu zu benützen, sein Land gegen die von Frankreich her drohende Gefahr in Verteidigungszustand zu setzen. Er wollte darum sparen, hob z. B. die Karlsschule auf und verbesserte die Wehrkraft Württembergs. Aber schon am 20. Mai 1795, ehe noch der große Angriff der französischen Heere begonnen hatte, starb Ludwig Eugen.

Als Fürst gehörte Ludwig Eugen also nicht zu den historisch bedeutenden Persönlichkeiten, aber seine philanthropischen Bestrebungen, seine Sympathie für die patriotischen Träumer von Schinznach machen ihn merkwürdig. Die Schinznacher Helvetiker ihrerseits thaten sich in aller Harmlosigkeit doch etwas darauf zugute, daß der Fürst so mit ihnen verkehrte, als wäre er ihresgleichen. Das schimmert deutlich in allen den Berichten durch, worin seiner Erwähnung geschieht. Zimmermann endlich hatte einen starken Zug zu allem, was vornehm und glänzend war. Ludwig Eugen war der erste Fürst, den er in der Nähe kennen lernte. Später trat er ja dann mit den verschiedensten Fürstlichkeiten, ja mit Königen und Kaisern in Beziehung. Auf seiner Seite war der Ehrgeiz die Haupttriebfeder, warum er mit dem Prinzen eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen suchte. Seine devote Haltung sticht dabei seltsam von der Einfachheit des Fürsten ab.

[1] Vgl. mein Buch „Zimmermanns Leben und Werke" 1893, S. 81.
[2] Morell, S. 356.

So mögen denn die Briefe hier folgen. Für Zimmermann bieten sie nichts Neues, aber die erste Veröffentlichung kann einen Irrtum berichtigen,[1]) und zu dem Bilde des Prinzen liefern sie einen neuen Beitrag und damit zur Kenntnis des litterarisch so wichtigen achtzehnten Jahrhunderts.[2])

1.

Zimmermann an Ludwig Eugen von Württemberg.

Monseigneur.

Je serois en effet le dernier des hommes, si l'impression profonde de tout ce que votre altesse a dit et fait à Schinznach, pouvoit jamais s'effacer de mon coeur. C'etoient les plus beaux moments de ma vie, j'y ai entendu de la bouche du meilleur des hommes ces paroles à jamais memorables, vous êtes dans mon coeur, et vous n'en sortirez jamais.

J'aurois été, Monseigneur, le plus heureux des hommes si je n'avois eu à Schinznach que le bonheur de vous regarder et de vous entendre. Vous m'y avez fait voir ce que je n'ai vû que peu, toutes les vertus sociales en action; vous m'y avez fait voir qu'il vous est aussi aisé de faire de grandes-choses que de les dire; vous n'y avez rien fait qui n'ait été l'expression de cette philosophie bien-faisante, touchante et sublime qui regne dans vos Ecrits, qui frappe l'ame tantot par des traits eternels, tantot l'enleve par les plus douces emotions.

J'eusse vû bien plus, si vous n'aviez pas daigné me parler si souvent, si vous ne m'aviez pas mis dans l'embarras horrible, de vous mentir sans cesse, c'est à dire de ne jamais employer avec vous ce language servilement prodigué au peuple des Princes et des Rois, et que vous seul meritez.

Quant je pense aux sentiments dont votre altesse a daigné m'honorer en particulier, je trouve que mon bonheur est aussi inexprimable que peu merité. Si j'avois pû mettre mon ame en dehors, si dans mon coeur j'avois pû vous faire lire, Monseigneur, ce que je sens pour vous, et ce qui y est gravé avec des caracteres de feu, vous n'eussiez point trouvé mes sentiments pour vous audessous de ceux que l'on doit concevoir pour un Prince, dont sans vous avoir vû, l'existence m'eut parû une fable. Mais j'ai eté interdit sans cesse, j'ai senti vivement, je l'ai senti au fond de mon ame, que les petites affections parlent, et que les grandes sont muettes.

J'ose supplier, Monseigneur, d'embrasser en mon nom deux hommes infiniment plus dignes que moi de vous aimer et d'être aimé par vous, Monsieur de Branles[3]) et Monsieur Tissot; j'ose encore, et avec une

---

[1]) Seinerzeit glaubte ich annehmen zu müssen, zu einer eigentlichen Korrespondenz sei es nicht gekommen (vgl. Fischer, „Zimmermanns Leben und Werke", S. 96). Nun hat also doch eine solche bestanden, wenn auch nicht lange.

[2]) Die Originalbriefe befinden sich auf der Stadtbibliothek in Aarau und stammen aus dem Nachlaß E. Dorers. Herr Seminardirektor J. Keller (†) in Wettingen hat mir seiner Zeit die Kopien mitgeteilt, wofür ich des Verstorbenen auch hier dankbar gedenken möchte.

[3]) Clavel, Abraham Daniel, Castellan zu Cuilly, Besitzer der Herrschaft Branles.

veritable elevation de coeur, vous dire que je suis avec le plus tendre respect Monseigneur

de votre altesse

Brugg ce 19 May 1766. le très humble et très obeissant serviteur

Zimmermann. D. M.

2.

Ludwig Eugen an Zimmermann.
(Reugger, 20.)

à Montrion ce 23 May 1766.

En m'approchant de Lausanne je trouvais au milieu du Jura, qui? mon Epouse adorée, et mes chers petits Enfants qui couraient de toutes leurs forces pour embrasser les genoux d'un Père, qui ne courait pas moins vite qu'eux, et qui repandait un torrent de larmes pretieuses arrachées par le doux sentiment de la joye. Je me precipitai dans les bras de ma chère moitié, nos larmes se réunirent, et se refondirent, et après ce premier moment de tendresse et de feu, elle me présenta de sa main charmante une lettre, de qui? de vous, mon cher ami. Que de plaisir à la fois; non je ne crois pas que jamais mortel ait éprouvé dans l'espace d'un instant si rapide plus de délices accumulées.

Ce que je vous ai dit à Schinznach, mon cher Zimmermann, je vous le repète aujourd'hui par ecrit. Non, vous ne sortirez jamais de mon coeur, et je vous aimerai toujours. Toutes les belles ames s'appartiennent de toute éternité, et si la mienne n'est pas digne encore d'une qualification si noble, et de ce titre le plus glorieux et le plus auguste de tous, du moins puis-je dire avec verité, qu'elle aspire à le meriter. Elle y parviendroit sans doute plutôt, si la votre étoit plus près des lieux qu'elle habite: car je pense comme Socrate qu'on devient sage avec les sages.

Je suis infiniment satisfait de Messieurs de Soleure. Leur Société nouvelle compte déjà neuf membres, et leur chaleur est bien digne du motif qui les anime.

Travaillez aussi de votre coté, mon cher ami, avec le digne Pasteur qui a le bonheur d'être votre voisin, et que je salue, à remplir des vues faites pour des ames comme les votres. Augmentez, s'il se peut, le nombre de vos associés. Je voudrois que tous les hommes ne composassent qu'une seule société morale.

Adieu, je vous embrasse et je vous dis sans façon que je vous honore et que je vous aime, et je me flatte que vous bannirez désormais de vos lettres ces titres ridicules qui ne servent qu'à refroidir les expressions de l'amitié.

Adieu, mille hommages à votre digne et charmante Epouse, que je n'ai pas le bonheur de connaître, mais que j'aime du fond de mon ame, parce qu'elle vous rend heureux.

3.

Zimmermann an Ludwig Eugen.

Monseigneur.

Ma lettre vous ayant été présentée par une main si chérie, et dans un moment si delicieux, elle ne pouvoit que faire une espèce d'illusion à votre coeur. Tout paroit agreable, quant l'ame n'est pour ainsi dire entourée que de sentiments agreables.

Je me trouverois infiniment heureux, Monseigneur, si dans ma petite sphere je pouvois faire entrer quelques personnes dans l'esprit d'une société de Morale, et parvenir par là à en établir une chez nous. Mais on ne devient pas moral tout à la fois, on a besoin de différents ressorts pour emouvoir des ames si differentes; il y en a un surtout qui me manque, c'est le credit. Jamais je n'aurois été en etat d'etablir ici une société oeconomique correspondante, puisqu'on n'auroit pas voulu se laisser diriger par moi, ou se laisser donner une espèce d'existence par un homme qui selon l'opinion courante n'en a point lui-même.

Pour lever ces difficultés, il faudroit que je puisse emouvoir les ames par la beauté du projet même, et que je puisse leur faire sentir que je n'y ai aucune part. Mais ce qui me paroit très important, manque jusqu'ici. Il faudroit pouvoir produire un imprimé, qui apprendroit à ceux auxquels on le montreroit, ce que c'est qu'une Societé de morale, ce que les societés morales existantes ont fait jusqu'ici, et ce qu'elles veulent et peuvent faire encore. Il faudroit ajouter à ceci un plan pour la formation des societés correspondantes, leurs prescrire ce qu'elles auroient à faire, et leurs proposer une espèce de reunion avec les societés primitives. De cette façon il seroit très aisé d'eclairer et d'emouvoir tout à la fois, ceux qui aiment la vertu pour elle-même, et ceux qui d'abord ne l'aimeroient que par vanité. Si ces mesures etoient prises pour le bien general, on pourroit allors faire des Essais partout; l'excellent Pasteur[1]) que j'ay eu l'honneur de vous presenter, Monseigneur, à Schinznach, et qui est infiniment sensible à votre gracieux souvenir, me seconderoit vivement, il engageroit d'autres à faire ce qu'il a fait depuis longtems, et nous trouverions souvent la vertu, où on ne la cherche point.

Je suis enchanté du bien que vous me dites de Messieurs de Soleure. Il est possible que j'y sois apellé, ma femme le desire; pour moi je crains un peu les prejugés relatifs à ma Religion. Mais je me livrerai toujours avec confiance à des hommes dont la morale seroit bonne.

Vous m'avez fait l'honneur, Monseigneur, de me parler l'année passée et à la derniere assemblée de Schinznach, de mon traité de l'Experience en Médecine. Cet ouvrage est un peu philosophique, mais il n'est pas moral. Je l'ay ecrit dans des années de souffrance, dans une situation qui sans endurcir le coeur nous apprend à dire la verité en grondant. Je hasarde neantmoins de vous presenter ce foible Essai que je fais partir avec cette lettre. Le premier volume est très ennuyant, le second est un peu plus supportable.

Je reponds fort tard à la lettre dont vous m'avez honoré, Monseigneur, puisqu'etant passée par Zurie je ne l'ay reçue que le septieme Jour; elle me sera à jamais precieuse. Vous y avez daigné me parler de ma femme, que j'enverrai au mois d'aout à Lausanne pour y chercher sa santé chez mon ami Tissot, et qui est la personne du monde avec laquelle je trouve le plus de plaisir à m'entretenir de vous, puisqu'elle sent avec toute la chaleur d'une belle ame — ce que je n'ay pas la force de vous exprimer.

J'ay l'honneur d'être avec le plus tendre et le plus profond respect

Monseigneur

Votre très humble et très obeissant
serviteur
Zimmermann.

Brugg ce 31 May 1766.

[1]) Pfarrer Rengger von Gebenstorf bei Brugg.

4.

Zimmermann an Lavater.

Der Prinz hat mir schon den 6. Junius einen abermals ungemein gütigen Brief geschrieben, den ich aus Furcht ihm beschwerlich zu fallen, noch nicht beantworten wollen; er hat unendlich bessere und nöthigere Sachen zu thun, als Briefe von mir zu lesen und an mich zu schreiben. Er weiset mich an Euch für das Institut de la société de morale de Lausanne, und für den Plan pour la reunion des societés morales, ich bitte also, mir dieses zu übersenden. Aber um des Himmels willen, wie soll ich mich doch aus der Noth winden, in die mich der Prinz versetzet hat? Er nöthigt mich ganz entsetzlich eine societé de morale hier zusammen zu treiben, und will Einwürfe nicht anhören. 1. Weiß ich die Leute durchaus nicht zu finden. 2. Habe ich unmöglich Zeit etwas von dieser Art über mich zu nehmen. 3. Ist mein Gewissen bei diesem Refus gleichwohl ruhig. — Meine größte Ambition wäre ein wirksames Mitglied von einer societé de morale einer Catholischen Stadt zu sein: ich mache mir hievon einen sublimen Begriff.

1. Juli 1766.

5.

Zimmermann an Ludwig Eugen.

Monseigneur.

Je reponds fort tard à la lettre que Vous m'avez fait l'honneur de m'ecrire le 6 Juin. Trop heureux d'avoir la permission de vous ecrire, je ne voudrois pas en abuser.

Je n'ay reçu que hier au soir l'Institut de la societé morale de Lausanne, et à premier coup d'oeil j'y ai vû l'ame de son auguste fondateur. Une reflexion qui me paroit de la derniere evidence, m'y a extremement frappé, c'est qu'il seroit plus difficile de faire un bon citoyen d'un Sibarite que d'un Catilina. Mais s'il est difficile de trouver chez des hommes dissipés, voluptueux et frivoles des ames fortes, elevées et sensibles, il est bien plus difficile encore de les trouver chez des hommes bornés, hebetés et roides. Je conviens que sur le chemin de la vertu il ne faut point craindre les obstacles; mais vous conviendrez aussi, Monseigneur, qu'il ne faut rien faire contre nature, qu'il ne faut point demander au cerisier des pommes ni la parole à un caillou.

Avant que de chercher des associés pour une societé de morale, je tacherai moi-même à devenir moral. Je ne le suis point assez, je ne suis point vertueux, et j'avoue cependant puisque j'y suis forcé que la seule idée de l'existence de ces societés de morale m'a deja fait quelque bien. Je me suis representé souvent, si à présent tu avois à rendre compte à une pareille societé de ce que tu vas faire dans cet instant, ne serois-tu pas tenté d'agir tout autrement que dans cet instant tu parois incliné? Allors sur l'instant même j'ay fait ce que sans cela je n'aurois point fait. Il est triste qu'ayant comme chretien des motifs infiniment plus sublimes, je me sois rendu à des motifs infiniment plus petits; mais il est beau qu'il y ait des societés etablies pour engager les hommes à faire ce qu'ils ne font pas, et ce que tous devroient faire.

Je n'ay point reçu encore, Monseigneur, le plan que vous avez dressé pour la reunion des societés morales, mais j'ay reçu hier la lettre infiniment amicale que vous avez ecrit à Lavater et dans la quelle vous dites que le Moniteur a fort deplû à Berne, et qu'une feuille qu'on m'attribue y a fait l'impression la plus forte. J'ignorai profondement tout cela, j'ignore

encore à cette heure de quoi on m'accuse, et que je suis comme un prisonnier de l'inquisition forcé de m'accuser moi-même. Je n'ay en tout fait que deux feuilles pour le Moniteur, l'une est le recit d'un songe sur l'etat de l'ame après la mort, que nos Theologiens ont condamné comme heretique; l'autre est le projet d'un catechisme de moral pour les petites villes. On ne sera sûrement pas tombé dans Berne sur cette derniere pièce, puisque le projet d'un catechisme pour les petites villes n'est point le projet d'un catechisme pour les Capitales. Ce seroit le comble de l'imbecillité si on y etoit tombé sur mon songe, et par cette raison même, je suis sûr qu'on ne l'a point fait. Vous voyez donc, Monseigneur, à quel point j'ignore le crime dont on m'accuse? Il est vrai qu'on est assez accoutumé dans Berne à porter de ces coups fourrés, on n'y donne jamais le mot pour l'attaque, on n'y veut point de defense; on y craint le duel, que je ne crains point —, il est plus prudent d'assassiner.

Je serois l'homme du monde le plus heureux, Monseigneur, si je pouvois vaincre les craintes hypocondriaques de ma femme, qui l'ont empeché jusqu'ici à ceder à mes instances pour le voyage de Lausanne proposé. Les raisons même pour lesquelles je voudrois l'envoyer à mon ami Tissot, l'empechent de prendre une resolution.

Je pense, Monseigneur, que vous aurez reçu mon ouvrage que j'ay osé vous envoyer, par le coche le 28 May; et que vous aurez très bien jugé par cet ouvrage même, combien il est necessaire de mettre de l'eau dans mon vin.

J'ay l'honneur d'être avec la plus tendre veneration

Monseigneur

Votre très humble et très obeissant
Brugg ce 12 Juillet 1766. serviteur
Zimmermann D. M.

2. Urteile über Zimmermann aus dem Briefwechsel zweier seiner Freunde.

Wie mit Iselin, so wurde Zimmermann auch mit dem Basler Johann Rudolf Frey in der Schinznacher Gesellschaft näher bekannt. Frey, 1727 in Basel geboren, trat schon 1742 in französische Dienste, erhielt 1756 eine Kompagnie, wurde 1783 Major mit Oberstlieutenantsrang und starb 1800. Er interessierte sich sehr für Litteratur und Wissenschaft, übersetzte Hirzels „Wirtschaft eines philosophischen Bauers" unter dem Titel „Socrate rustique" ins Französische und führte mit Iselin einen lebhaften Briefwechsel, der, soweit er sich auf Zimmermann bezieht, merkwürdig ist durch die verschiedenartige Beurteilung des gemeinsamen Freundes. Die wichtigsten dieser Stellen sollen nun im folgenden gegeben werden, da sie zur Beleuchtung von Zimmermanns Charakter von Bedeutung sind, während die Briefe bisher nicht veröffentlicht wurden.[1]) Sie ergänzen

[1]) Die Briefe Iselins an Frey und die meisten Antworten befinden sich in Basler Privatbesitz und wurden Herrn Dr. K. Geiser zur Benutzung überlassen. Herr Dr. Geiser hat mir freundlichst gestattet, die auf Zimmermann bezüglichen Stellen auszuziehen.

zugleich den kleinen Ausschnitt aus dem Bilde der helvetischen Gesellschaft, der in vorstehenden Blättern gegeben wurde.

Die erste Erwähnung Zimmermanns findet sich in einem Briefe Freys an Iselin vom 30. Dezember 1763 und lautet: „Je suis fort curieux pourtant d'en faire la lecture [de Montesquieu] ainsi que de la nouvelle production de votre cerveau brulé de Zimmermann." Die Stelle bezieht sich auf Zimmermanns Werk „Von der Erfahrung in der Arzneikunst" und zeigt sofort Freys Meinung von dem gemeinsamen Freunde. Einige Jahre schweigt dann der Briefwechsel von ihm. Erst 1767, als Zimmermanns Buch „Von der Ruhr unter dem Volke" erschienen war, schrieb Frey über dieses Werk an Iselin (13. Juni 1767):

J'ai lu avec grand plaisir l'ouvrage de l'ami Zimmermann qui porte bien l'empreinte du genie. J'avoue qu'il est souvent trop fougueux, mais on voit pourtant que c'est bien moins par animosité personelle que par zele pour la verité et pour la gloire de son art. — Le livre de notre ami est très utile pour presque tous les ordres de la societé, et je regarde comme très heureux qu'il soit ecrit de ce stile piquant qui le fait lire avec plaisir et avec interet.[1])

Iselin antwortete (23. Juni 1767):

Je lirai aussitot que je pourrai tout l'ouvrage de notre ami Zimmermann. Je le regarde par ce que j'en ai vu en le repassant à la hate comme un des plus interessants, plus encore par les choses qu'il traite accidentalement que par son objet principal. Je souscris à toutes les observations que vous faites au sujet de cet ouvrage. Vous serez bien faché mon cher Frey ou du moins vous aurez bien du regret d'avoir eté absent de chez nous quand vous apprendrez que notre cher Esculape de Brougg a eté ici la semaine passée. Nous ne l'avons possedé que deux jours, mais s'etoient deux jours bien agreables pour nous. Notre ami voulut garder l'incognito — mais il n'a pu echapper —.

Zeigen diese ersten Stellen noch freundliche Gesinnungen der beiden Korrespondenten für Zimmermann, so machte sich später von seiten Freys eine gewisse, immer unverhohlener zu Tage tretende Abneigung geltend. Als Zimmermann nach seiner Übersiedlung nach Hannover von Heimweh und trüben Stimmungen geplagt wurde und seinen Freunden und Bekannten mit Ausnahme Hallers und Tissots gar keine Nachrichten zukommen ließ, damit sie seinen Zustand nicht merken sollten, da schrieb Frey an Iselin (30. April 1769):

Etes-vous toujours sans aucune reponse de l'ami Zimmermann? Vous voyez mon bon ami qu'avec toutes les raisons du monde d'être très content de son sort, il a le malheur de ne pas l'être.

Später (26. August 1771) berichtete Iselin ausführlich an Frey über Zimmermanns bekannte Operation durch Meckel in Berlin.

[1]) Die Stelle könnte inhaltlich sich auch auf das Buch „Von der Erfahrung" (1763/4) beziehen, aber die Zeit entscheidet für das Buch „Von der Ruhr".

Die Reise, welche Zimmermann 1775 in die Schweiz unternahm, veranlaßte die Freunde wieder zu Äußerungen. Iselin schrieb an Frey (24. Juli 1775):

Zimmermann a passé de l'autre coté du Rhin. Il a fait son voyage fort rapidement. Il a evité de s'arreter à Mannheim ou à Carlsruh. Vous le verrez apparemment à son retour. J'ai passé des heures bien delicieuses avec lui, je ne puis pas dire des jours. Car nous avons eté presque toujours assiegés par des visites. M. de Vergennes nous l'a enlevé un jour entier, notre ami a resté trois jours à Basle Il m'est impossible de vous depeindre combien je l'ai trouvé le même qu'il fut auparavant, et combien je l'ai trouvé changé. Le fond en est le même; le même feu, le même enthousiasme, le même esprit, la même gaieté; mais tout cela exalté, poli, adouci d'une maniere inconcevable. Notre ami a conservé toute l'energie de son ame [— — —?], mais cette ame a pris un lustre, une dignité exterieure qui rendent beaucoup plus frappante sa valeur intrinsèque. Il pretend au reste qu'on est plus libre à Hanovre qu'en Suisse et qu'il ne fait pas tant de ceremonies avec un ministre d'etat que je ne fais avec un bourguemestre:

Frey antwortete (1. August 1775):

Je vous fais mon compliment, mon cher ami des heures delicieuses que vous avez passées avec l'ami Zimmermann, et vous me donnez bien des regrets de ne pas avoir eté à portée d'en profiter. Malgré l'eloge pompeux que vous m'en faites, il n'a pas laissé à tout le monde une idée bien avantageuse ni de sa politesse ni de sa reconnaissance: moi-même je ne sais pas trop comment l'excuser à cet egard. Il devoit se rappeller je pense que lorsqu'il passa dans notre ville avec tout son train, pour se rendre à Hannovre, mon Beau-frère s'etoit donné bien des peines pour lui arranger sa marche de la maniere la plus avantageuse et la plus commode; qu'il l'avait muni de très bonnes lettres de recommendation sur tout son passage, d'une entre autres à son commissionaire Preye de Francfort qui non seulement lui rendit gratuitement bien des services, mais de plus le fèta chez lui avec toute sa suite; en un mot, mon Beau-frère parce qu'il le savoit mon ami et le votre, n'en auroit pas pu faire davantage pour moi en pareille occasion qu'il n'en fit pour ce grand Zimmermann. Dans toutes les cours du monde, dans toute Monarchie, comme dans toute republique, il semble que cela auroit bien valu que le grand-homme sortit un moment de sa sphère pour aller faire une petite visite de politesse et de remerciment à l'honnete citoyen qui l'avoit obligé, et auquel il n'avoit pas donné le moindre signe de vie à son arrivée à Hannovre ainsi que mon Beaufrère s'y attendoit et qu'il me le fit sentir dans le tems. Je pus alors l'excuser un peu, en lui alleguant tous embarras et qu'il devoit être accablé à son arrivée, mais que voulez-vous que je dise à present pour le justifier? Une petite visite même à moi n'auroit peut-être point eté si fort hors de sa place. Qu'est-ce que cela prouve après tout? Ou que les regles recues parmi les hommes civilisés de la classe ordinaire ne sont pas faites pour les hommes extraordinaires, ou que ces astres lumineux ont aussi leurs eclipses.

Frey war durch den Stolz Zimmermanns — denn dafür sah er es ausschließlich an — sehr gekränkt, wie man sieht, und wohl nicht mit Unrecht, wenn man auch zugeben muß, daß Zimmermann,

als Berühmtheit zum erstenmal wieder in der Heimat, in der beschränkten Zeit unmöglich allen Wünschen alter Freunde gerecht werden konnte. Zudem war Frey nie sein intimer Freund.

Iselin suchte Zimmermann zu entschuldigen, wenn er auch zugab, der Freund habe nicht der Regel gemäß gehandelt. Er stellte zu Zimmermanns Verteidigung den Satz auf (6. August 1775): „Un homme de genie ose manquer à la bienséance. Il ne manque pas pour cela à son devoir."

Frey gab sich damit nicht zufrieden. Er schrieb zurück (13. August 1775):

Quant à l'ami Zimmermann que vous excusez de votre mieux je ne saurois l'absoudre. En manquant comme il a fait à des hommes qui ne savent pas les prerogatives de la classe des genies du premier rang où vous placez peutêtre un peu gratuitement cet homme grand qui pourroit bien n'être plus precisement qu'un grand homme, on leur ote l'envie d'obliger.

Daraufhin wurde Iselin der Sache müde. J'abandonne aussi l'apologie de l'ami Zimmermann (20. August 1775).

Zimmermanns Propaganda für Lavaters Physiognomik veranlaßte Iselin zu den Worten (13. Mai 1776):

J'ai ecrit à Zimmermann, et je lui ai dit que l'idée de Pandemonium avec lequel il compare Zuric dans un imprimé de sa façon, et dont il s'applaudit tant avoit fait plus de tort à notre ami [Lavater] que toutes les satyres auroient pu lui faire.

Zimmermann war empört darüber, daß sich Iselin in den „Ephemeriden" ungünstig über die Physiognomik geäußert hatte. Iselin fand, Zimmermann habe Lavater durch sein Auftreten mehr geschadet. Wo Zimmermann diesen Ausdruck gebraucht hat, war mir nicht auffindbar. Der leidige Streit über die Physiognomik zog sich von 1772 bis 1779 hin. (Vgl. mein Buch „Zimmermanns Leben und Werke", S. 297—305.)

Freys Abneigung gegen Zimmermann wurde mit den Jahren immer heftiger. Am 11. März 1781 schrieb er an Iselin:

Zimmermann est un sophiste, et je vous exhorte fort, mon très cher ami, à ne point vous laisser eblouir par ses raisonnements capticux que tout coeur sensible à la vraie amitié doit rejetter par instinct. Je crois l'esculape de Hannover un egoiste du premier ordre, et je n'oublierai jamais le fameux mot qui lui echappa d'abondance de coeur à Schinznach. Ainsi, mon ami, sans être trop exigeant l'un envers l'autre, ni nous piquer d'une ponctualité genante, ne prenons point de ses almanachs et n'admettons pour regle à cet egard que ce que nos coeurs et une amitié de 35 ans qu'aucun nuage n'a jamais offusqué nous dictera, j'espere jusqu'à notre dernier soupir. Qu'est-ce que c'est que les „Versuche in anmutigen und lehrreichen Erzählungen ꝛc." du dit Zimmermann? Vous ne m'en avez jamais parlé.

Jselin antwortete (5. April 1781):

Votre sortie contre l'ami Zimmermann et votre prétention sur de longues lettres m'ont tellement effrayé que je n'ai pas eu le courage de mettre depuis la plume à la main pour vous écrire. — Je ne connais point Erzählungen de notre Zimmermann. Elles seront de quelque autre écrivain synonyme.

Im letzten Punkte täuschte sich Jselin. Zimmermann hatte in der That 1779 seine Aufsätze aus dem Hannöverschen Magazin unter dem Titel „Versuch in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen, launigten Einfällen und philosophischen Remarquen über allerlei Gegenstände" in Buchform in Göttingen veröffentlicht, und die Laune darin war derart, daß er gerade durch diese Publikation einige alte Freunde unwiederbringlich verlor. Die zuletzt angeführte Briefstelle war Jselins letzte Äußerung über Zimmermann; denn der Verfasser der „Ephemeriden" starb am 15. Juni 1782. Bis an sein Lebensende bewahrte er Zimmermann treue Freundschaft, während Frey den ehemaligen Freund haßte und ihm, wie Zimmermanns litterarische Feinde es thaten, nur Selbstherrlichkeit, Eitelkeit, Undank und Egoismus und Hang zur Satire anrechnete, ohne seine großartige Wirksamkeit als Arzt und sein glänzendes Schriftstellertalent in die andere Wagschale zu legen. Er vermochte eben Zimmermann nicht gerecht zu werden, wie denn Zeitgenossen selten zuverlässige Richter sind, und fühlte sich von den Schwächen mehr abgestoßen als von den Vorzügen angezogen. Als Frey seine harten Urteile über Zimmermann schrieb, war dieser noch ein allgemein gefeierter Mann und stand als Arzt und Schriftsteller in hohem Ansehen. Wie mag sich Frey gefreut haben, als später der allgemeine Sturm der Aufklärer über Zimmermann hereinbrach! Aber Frey überlebte Zimmermann nur etliche Jahre, und das unglückliche Ende des ehemaligen Freundes mag ihn in seinen späteren Jahren doch milder gestimmt haben.

Studien zu G. A. Bürger.

Von Bruno Kaiser in Schulpforta.

1. Des armen Suschens Traum.

Bürgers älteste Balladen werden nach der Zeit ihrer Entstehung in folgender Reihe geordnet:

1. „Laïs und Demosthenes", 1768.

2. „Europa", im ersten Entwurf schon Anfang 1771 fast vollendet,[1]) für den Druck aber erst 1776 bearbeitet[2]) und 1777 als Einzeldruck veröffentlicht.

3. „Ein Romanzchen", wegen der Beziehung auf Biester vor dem Herbst 1771 entstanden.

4. „Des armen Suschens Traum" oder „Ballade vom Trenring", nach Bürgers Angabe in der ersten Sammlung der Gedichte (1778, S. 99) im März 1773 gedichtet.

5. „Der Raubgraf", vollendet am 22. April 1773[3]) und am 24. April im Göttinger Hainbunde vorgelesen,[4]) aber erst 1776 mit Änderungen Boies[5]) im Lauenburger Musen-Almanach gedruckt.

6. „Lenore", in der zweiten Hälfte des April 1773 begonnen,[6]) im August desselben Jahres vollendet.[7])

Von diesen Balladen gehören die beiden ersten der von Gleim begründeten, von Schiebeler fortgebildeten Romanzendichtung an. Der Stoff ist aus dem klassischen Altertum überliefert und wird mit einer possierlichen Traurigkeit und sichtlichem Wohlgefallen am Gemeinen erzählt; die Form ist dem Bänkelsange entliehen. Die Originalität des Dichters tritt hinter der Nachahmung seiner Muster noch entschieden zurück. Aber bald machte sich Bürger vom Banne der herrschenden Schule frei; wie er in seiner Lyrik über die Anakreontik mit ihren „goldpapiernen Amors und Grazien" (Goethe in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom 13. November 1772) hinauswuchs, so überwand er allmählich die Gleimsche Art der Romanze. Die Anfänge dieser Wandlung reichen noch in die Göttinger Zeit zurück; denn in Göttingen wurde Bürger mit den Tendenzen der Geniezeit bekannt, hier wurde er, besonders durch Boie, auf Herder und die englische Litteratur hingewiesen, hier las er zuerst Pereys Reliques. Der früheste Beweis der dadurch veranlaßten Entwicklung des Dichters ist „Ein Romanzchen". Der schlichte Stoff ist für ein reizendes Gedichtchen wie geschaffen; aber Bürger vermag ihn noch nicht zu reiner Wirkung zu gestalten; noch stören triviale Wendungen, in denen die Person des Dichters sich ungebürlich hervordrängt, noch spielt die klassische Mythologie mit ihrem geflügelten Amor hinein, noch erinnert die langatmige, scherzhaft gemeinte Überschrift an die schrecklichen Titel Gleimscher Ro-

[1]) Boie an Gleim, 28. Januar 1771; Strodtmann 1, 22.

[2]) Bürger an Boie, 15. September, 17. Oktober, 19. Dezember 1776; Strodtmann 1, 339 f. 346. 381.

[3]) Bürger an Boie, 22. April 1773; Strodtmann 1, 105.

[4]) Redlich in Zachers Zeitschrift 6, 359.

[5]) Boie an Bürger, 12. Juli 1775; Strodtmann 1, 236.

[6]) Bürger an Boie, 19. April 1773; Strodtmann 1, 101.

[7]) Bürger an Boie, 12. August 1773; Strodtmann 1, 131.

manzen oder an die marktschreierische Ankündigung der „Europa". Ein Jahr später, in Gellichausen, wurde sich Bürger der Umwandlung bewußt, die in ihm vorging. Wir sehen ihn in innerer Gärung: die alte Art zu dichten genügt ihm nicht mehr, aber auch ein neues Ideal hat sich ihm noch nicht klar gestaltet; in nebelhaften Umrissen erst taucht das Ideal edlerer Volkstümlichkeit in ihm auf.[1]) So recht der Typus dieser Übergangszeit ist „Der Raubgraf". Der Stoff ist dem heimischen Sagenschatze entnommen, wie Herder in den „Fragmenten" gefordert hatte, wie Bürger selbst es als notwendig empfand, wenn er an der Schaffung einer nationalen Dichtung mitarbeiten wollte; aber der Ton der Volksballade ist noch nicht getroffen; noch hat der unselige Begriff possierlicher Traurigkeit seine Rolle nicht ausgespielt und verleitet zu travestierender Behandlung und unpassender, wenn auch witziger Beziehung auf die Gegenwart; noch verletzen einzelne Roheiten im Ausdruck, noch begegnet selbst eine Anleihe bei dem unglücklichen Schiebeler.[2]) Erst in der „Lenore", die unter dem Eindruck des Herderschen Ossian-Aufsatzes und des „Götz von Berlichingen" entstand, ist die Gleimsche Romanze überwunden und Bürgers eigener Stil ausgeprägt.

Wir finden also in den bisher besprochenen Gedichten eine lückenlos fortschreitende Entwicklung von dem burlesken Schwank „Laïs und Demosthenes" bis zur „Lenore". Diese schöne Reihe aber wird gestört durch die „Ballade vom Treuring", sofern wir ihr den Platz zwischen dem „Romanzchen" und dem „Raubgrafen" lassen. Denn hier hat Bürger erreicht, was ihm dunkel und unbestimmt als Ideal vorschwebte und was dann in Herders Schrift so begeistert gepriesen wurde: er hat den wahren Ton des Volksliedes getroffen in dem Ausdruck wehmütiger Trauer um verlorenes Liebesglück, in der „traumhaft verschwebenden Unbestimmtheit des Gedankens", in der schlichten, jedes Mißtons baren Sprache. Die Ballade gehört zu dem Schönsten, was Bürger geschaffen; jedenfalls bedeutet sie gegenüber dem Raubgrafen einen gewaltigen Fortschritt, und nur ein unantastbares äußeres Zeugnis würde uns bestimmen können, sie trotzdem für älter zu erklären als diese Romanze.

Ein solches Zeugnis aber ist nicht vorhanden. Denn der Brief an Boie, den Strodtmann (1, 96) mit Recht als Begleitbrief zur

---

[1]) Bürger an Boie, 2. November 1772; Strodtmann 1, 75; vgl. an Boie, 18. Juni 1773: „Der Ton, den Herder auferweckt hat, der schon lang auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt ... Welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder, eben das von der Lyrie des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte."

[2]) Siehe Bergers Ausgabe der Gedichte S. 408.

Übersendung unserer Ballade erklärt hat, ist undatiert, und Bürgers eigene Angabe in der Gedichtsammlung von 1778 ist nicht ohne weiteres annehmbar. Denn Bürger selbst sagt in dem bekannten Brief an Boie vom 6. April 1778:[1] „Du wirst manchmal über das Datum lächeln, das über jedem Stücke steht. Ich konte mir nicht helfen; ich muste bisweilen lügen, oder nach blossem Ohngefähr dasselbe bestimmen, weil ich die Stücke, wovor Kupfer zu stehen kommen, verhältnismässig durch das ganze Werk vertheilen muste. Indessen sind sie doch ohngefähr gröstentheils in der Ordnung verfertigt, wie sie da stehen. Wer kan mich, ausser dir, gros Lügen strafen? Wir wollen uns nun an den ästhetischen Narren belustigen, die aus dieser Chronologie den Fortschritt meines Geistes darzuthun sich bemühen werden."

Ein zwingender Grund, die „Ballade vom Treuring" vor den „Raubgrafen" zu setzen, fehlt also. Dagegen läßt sich die Bezeichnung „Ballade" vielleicht für die spätere Entstehung geltend machen; denn erst im Mai 1773 entschloß sich Bürger auf Boies Rat, als Ballade die rührende, als Romanze die scherzhafte Erzählung des Volksliedes zu bezeichnen, während er vorher dem umgekehrten Sprachgebrauch gefolgt war.[2]

Der Brief, mit dem Bürger dem Freunde die Ballade übersandte, läßt sich unschwer an einer späteren Stelle des Briefwechsels unterbringen. Vom 27. Mai bis zum 18. Juni findet sich eine Lücke in dem Briefwechsel Bürgers und Boies; daß aber der briefliche Verkehr in dieser Zeit nicht geruht hat, sondern daß uns nur die betreffenden Briefe verloren sind, beweist der Inhalt des Briefes vom 18. Juni 1773 (Strodtmann 1, 122 f.). Wir können also jenen undatierten Brief unbedenklich in diese Zeit setzen und geraten damit in die unmittelbare Nähe der „Lenore". Die Ballade ist also ein Erzeugnis derselben Stimmung, aus der diese größte Schöpfung Bürgers erwuchs. Dafür, daß sie zu einer Zeit besonderer dichterischer Begeisterung geschrieben ist, spricht auch die Thatsache, daß sie Bürger gegen seine sonstige Gewohnheit in einem Guß vollendete.[3]

Für die späteren Gedichte fällt die chronologische Ordnung nicht mehr zusammen mit der ästhetischen Ordnung; der verkehrte

[1] Strodtmann 2, 268.

[2] Anmerkung Vossens zu Bürgers Brief an Boie vom 22. April 1773; Strodtmann 1, 105; Boie an Bürger, 28. April 1773; Strodtmann 1, 110. Noch in dem Briefe Bürgers vom 22. April 1773 wird „Lenore" als „rührende Romanze" angekündigt; seit dem 6. Mai 1773 wird sie dagegen „Ballade" genannt (Strodtmann 1, 110).

[3] Boie an Bürger, 19. April 1776; Strodtmann 1, 301 f.

Begriff der Popularität, den Bürger sich gebildet hatte, ließ ihn vielmehr immer wieder in die ältere Art der Romanze zurückfallen und ließ ihm selten noch eine ganz reine Wirkung gelingen.

2. „Von der Popularität der Poesie".

Aus Bürgers Nachlaß veröffentlichte K. Reinhard zuerst in G. A. Bürgers vermischten Schriften, Berlin 1823—1824, 5, 266—276 die Fragmente „Von der Popularität der Poesie". Sie gelten noch bei Grisebach (G. A. Bürgers Werke, 5. Auflage, Berlin 1894, S. 496) für das deutsche Konzept eines lateinischen Pamphletes De Popularitate Poeseos, mit dem sich Bürger im Jahre 1784 den Kuratoren der Universitäten habe empfehlen wollen. Indessen ist diese Bestimmung durch nichts gesichert. Die Annahme, daß eine jener 1784 geplanten Universitätsschriften de Popularitate Poeseos handeln sollte, geht lediglich auf eine Mitteilung H. Dörings (Bürgers Leben 1826, S. 146) zurück, während der Briefwechsel nichts darüber enthält; und wenn sie trotzdem richtig sein sollte, so wäre es doch noch nicht selbstverständlich, daß unsere Fragmente gerade zu jener Schrift gehörten. Denn wir wissen, daß Bürger zu den verschiedensten Zeiten seines Lebens daran gedacht hat, seine poetischen Anschauungen in längeren oder kürzeren Aufsätzen niederzulegen.

Eine andere Datierung der Fragmente versucht Julius Sahr in dem Aufsatze: Gottfried August Bürger und sein Wilder Jäger (Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1, 1887, S. 122 f.). Sahr hält sie für die Überreste eines ausführlichen poetischen Glaubensbekenntnisses, das Bürger im Herbste 1778 niederschrieb; Bürger habe darin die Betrachtungen noch mehr ins einzelne ausgeführt, die anfangs vor der Sammlung der Gedichte stehen sollten; manches davon sei später in die Vorrede von 1789 übergegangen.

Sahr ist mit dieser Ansicht der Wahrheit ziemlich nahe gekommen; wir können indessen mit der Datierung unserer Fragmente noch um ein halbes Jahr weiter zurückgehen. Wir brauchen sie nicht mit einer Arbeit in Zusammenhang zu bringen, von der uns jede nähere Kenntnis fehlt; es läßt sich vielmehr beweisen, daß uns in ihnen nichts anderes als Bürgers Aufzeichnungen für jene ausführliche Vorrede selbst erhalten sind, mit der er 1778 die erste Sammlung der Gedichte einzuleiten gedachte, die er schließlich aber unterdrücken mußte, weil das Subskribentenverzeichnis zu viel Platz beanspruchte.[1]) (Es füllt 28 Seiten!) Die Fragmente gehören danach in das Frühjahr 1778; denn obwohl Bürger schon im Juli 1777 entschlossen war, seiner Sammlung ein poetisches Glaubensbekenntnis

[1]) Bürger an Boie, 23. März 1778; Strodtmann 2, 254 f.

vorauszuschicken,[1]) so begann er mit der Ausarbeitung doch erst im Januar 1778.[2]) Fertig ist „die lange projektierte Vorrede" niemals geworden.[3])

Über ihren Inhalt unterrichten uns besonders die Briefe an Boie vom 5. Januar und 9. März 1778[4]) und an Göckingk vom 29. Januar 1778.[5]) Was uns hier aus ihr mitgeteilt wird, findet sich aber alles, bisweilen mit denselben Worten, in unseren Fragmenten wieder. Es ist das ein erster Beweis für unsere Behauptung.

Ich setze die Parallelstellen her:

1. Bürger an Boie 5. Januar 1778: „Geliebt es Gott! denke ich in dem Prodromus vor meinen Gedichten dem Fasse vollends, mit großem Geprassel, den leidigen durchlöcherten Boden, der nirgends Wasser hält, einzustoßen. Das soll eine Niederlage seyn in das Archiv meines Zeitalters, für die Nachwelt, ohnbekümmert um den Ab- oder Beyfall meiner Zeitgenossen". 9. März 1778: „Meine Vorrede handelt den Satz ab: daß alle Poesie, insofern sie den Nahmen nach einem Volke führet, volksmäßig seyn müsse. Ich nenne sie selbst eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters für die Nachkommen, ohne Rücksicht auf den Ab- oder Beifal meiner Zeitgenossen, die noch im ganzen viel zu sehr unter dem gelehrten Schuljoch seufzen." — Fragmente (S. 342 Grisebach): „Dies, gesagt schon, oder noch ungesagt, geglaubt oder bezweifelt, sey eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters. Schon längst wollte ich mich hierüber meines Glaubensbekenntnisses, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner Zeitgenossen, entledigen".

2. Bürger an Boie, 9. März 1778: „Aber aber! In was für ein Wespennest werd' ich stören, wenn alles so stehen bleibt, wie es zum Theil schon hingeschrieben wird".[6]) — Fragmente (S. 341): „Dennoch ahndet mir, daß ich in ein Wespennest stören werde. Hu! was wird's zu brummen, summen und stechen geben".

3. Bürger an Göckingk, 29. Januar 1778: „Ich schreibe jetzt an meiner geharnischten Vorrede vor meine Gedichte, worin ich

[1]) Bürger an Boie, 17. Juli 1777; Strodtmann 2, 97.

[2]) Bürger an Göckingk, 29. Januar 1778; Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3, 108.

[3]) Boie an Bürger, 26. Juni 1778; Strodtmann 2, 291: „Unter deinen Papieren hast du wohl nichts vollendetes Prosaisches?" vgl. Bürger an Boie, 10. September 1778; Strodtmann 2, 302.

[4]) Strodtmann 2, 203. 245.

[5]) Vgl. Bürger an Boie, 9. März 1778: „Ich trage mich nun schon seit Jahren mit diesem Gedanken."

[6]) Denselben Gedanken enthielt ein verlorener Brief Bürgers an Boie, den dieser am 9. März 1778 beantwortet: „Mit der Vorrede hüte dich nur, daß du nicht scheinest dich auf Kosten aller übrigen Dichter erheben zu wollen. Sonst hat's mit dem Wespennest keine Not." Strodtmann 2, 244.

will's Gott! den durchlöcherten Boden des klassischen Fasses, das nirgends Wasser hält, ziemlich vollends einschlagen werde. Wenn alles so rund heraus geht, als rund ichs im Kopfe auch wieder den allerdurchlauchtigsten grossmächtigsten Klopstock habe, so solt Ihr mal Euer blaues Wunder hören, sehen, schmecken, fühlen, und riechen." Bürger an Boie, 9. März 1778: „In welch ein Wespennest [werd' ich stören], wenn ich Klopstocks Sponda u. s. w. aus dem Gebiete der Poesie hinaus ins Reich der Abhandlung stoße, oder sie für halb darstellendes halb abhandelndes Zwitterwerk, das weder auf dem Lande noch im Wasser leben kan, erkläre!" — Fragmente (S. 342): „Lieber, du kannst Klopstocks Sponda das Bürgerrecht im Reiche der Dichtung nicht erfechten. Sie, wie alle ihres gleichen, ist Abhandlung, durch Darstellung aufgeputzt. Dies Verfahren hat er selbst für Zwitterwerk erklärt." Ebd. S. 343: „Ich habe nichts wider Sponda's Inhalt; aber alles wider Sponda, als Werk der Darstellung betrachtet. Und nur um einer Frühlingsfeier willen kann ich Klopstocken wissenschaftliche abhandelnde Oden verzeihen."[1])

Die gedruckte Vorrede giebt statt des ausführlichen Glaubensbekenntnisses nur eine kurze Formulierung der poetischen Grundsätze, die Bürger befolgte; die Polemik gegen Klopstock ist (auf Boies Rat)[2]) unterdrückt; statt dessen sind einige Dinge besprochen, über die Bürger den Leser von vornherein aufzuklären wünschte, vor allem die Rechtschreibung.[3]) Natürlich muß diese Vorrede sich in denselben Gedankenkreisen bewegen, wie die ursprünglich beabsichtigte: daß sie nun thatsächlich in allen wesentlichen Stücken zu unseren Fragmenten stimmt, ist ein zweiter erwünschter Beweis für die Identität derselben mit der älteren Vorrede.

Ich stelle wieder die betreffenden Stellen zusammen:

1. Der sechste Abschnitt der Vorrede (S. VI der Original-Ausgabe) beginnt: „Ich war erst Willens, mein ausführliches Glaubensbekäntnis hierüber an diesem Ort in das Archiv meines Zeitalters, unbekümmert um den Ab- oder Beifal meiner gelehrten verskünstelnden Zeitgenossen, für die Nachkunft nieder zu legen."

[1]) Deutliche Anklänge an die „Fragmente" enthalten auch die Worte über den „Wilden Jäger", die Bürger in demselben Briefe vom 5. Januar 1778 schreibt, in dem er Boie die erste Mitteilung über den geplanten „Prodromus vor seinen Gedichten" macht. An beiden Stellen spielen die Begriffe Darstellung, Urbild der Natur, Nachbild der Kunst eine wichtige Rolle.

[2]) Boie an Bürger, 12. März 1778; Strodtmann 2, 250

[3]) Bürger gedachte diese anfangs in einem besonderen Museums-Aufsatz zu behandeln, der vor der Sammlung der Gedichte erscheinen sollte, „damit das Publikum darnach nicht zu sehr frappirt würde." Bürger an Boie, 22. Januar 1778; Strodtmann 2, 213.

Das sind fast dieselben Worte, wie sie auch im Briefwechsel und in den Fragmenten stehen.

2. Die Definition der Poesie als darstellender Bildnerei ist den Fragmenten und der Vorrede gemeinsam.

3. Die Vermischung von Volk und Pöbel wird an beiden Stellen mit den gleichen Worten abgewiesen: „Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel" (Fragmente); „das ganze Volk — worunter ich mit nichten den Pöbel allein verstehe —" (Vorrede S. V f.).

4. Das poetische Glaubensbekenntnis schließt an beiden Stellen mit denselben Worten: „Gleichwohl, was ich auch diesen Gegenstand schon erwogen habe und noch immer erwäge, so wird doch der Satz meinem Geiste stets gewisser: Alle Poesie soll volksmäßig seyn; denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit" (Fragmente). — „. . . Die Wahrheit des Artikels, woran ich festiglich glaube, und welcher die Axe ist, wohernm meine ganze Poetik sich drehet: Alle darstellende Bildnerei kan und sol volksmässig seyn. Denn das ist das Siegel ihrer Volkommenheit" (Vorrede S. VI).

Noch andere Umstände kommen hinzu, um die Gleichsetzung der „Fragmente" und der projektierten Vorrede zu unterstützen: Der beträchtliche Umfang der „Fragmente", der trefflich für ein ausführliches Glaubensbekenntnis paßt, wie es Bürger geben wollte; ihr unfertiger Zustand, die angewandte Rechtschreibung. Uber diese hat sich Bürger viel Kopfzerbrechens gemacht; zuletzt nahm er Boies Vorschläge[1]) an, beseitigte das „undeutsche" y, das Dehnungs-h, das „fatale", „alberne" ß in den meisten Fällen und schrieb Doppelkonsonanten nur noch im Inneren der Worte.[2]) In den Fragmenten sind diese Regeln noch nicht befolgt, sofern Grisebachs Abdruck ein Urteil darüber erlaubt, während sie in der gedruckten Vorrede beachtet sind; folglich sind jene älter als diese und vor Anfang April 1778 geschrieben.

3. „Zur Beherzigung an die Philosophunculos".

Im Januar 1777 übersetzte Bürger die Hexenscenen aus Shakespeares Macbeth, im Februar dazu noch die Rede der in eine Hexenkönigin umgetauften Hekate aus dem dritten Akte. Die Arbeit war für Schröder bestimmt, der damals mit seiner Truppe in Hannover spielte und nach dem schönen Erfolge der Hamlet-Vorstellung sich auch zur Aufführung des Macbeth entschlossen hatte.

Die Bearbeitung der Hexenscenen ging Bürger schnell von der Hand und regte von neuem sein Interesse für das Theater an. Nur

[1]) Boie an Bürger, 15. und 26. Januar 1778; Strodtmann 2, 209. 218.
[2]) Bürger an Boie, 22. Januar und 6. April 1778; Strodtmann 2, 213. 268. Vorrede S. XV ff.

wußte er nicht, ob er seine Kraft lieber an einem selbständigen Werke — an das er schon seit dem Herbste 1773 dachte — oder an der Übersetzung eines Shakespeareschen Stückes versuchen sollte. Zuletzt entschloß er sich, gewiß auf Zureden Boies, den er im Februar und März 1777 auf 4 Wochen in Hannover besuchte, zunächst den Macbeth zu verdeutschen. Im August begann er die Arbeit, wurde aber erst im März 1782 fertig; im folgenden Winter wurde das Stück von Dieterich gedruckt.

Aus diesen Studien erwuchs als Parergon ein „Traktätlein über die Hexenmaschinerie im Macbeth".[1] Es wurde Anfang 1778 entworfen und war in den ersten Tagen des März schon in Hannover in den Händen Boies; zur selben Zeit wußte auch Schröder in Hamburg davon. Beide waren sehr damit zufrieden und rieten zum Druck.[2] Aber der Aufsatz blieb liegen; am 1. Oktober schrieb Bürger, in einem Augenblick des Lebensüberdrusses, daß er ihn überhaupt nicht veröffentlichen werde.[3] Später versprach er dann wieder, durch Boies Bitten bewogen,[4] ihn bei guter Gelegenheit für das Museum fertig zu machen;[5] doch bei dem Versprechen ist es geblieben.

Trotzdem ist uns das „Traktätlein" nicht ganz verloren; ich glaube es in dem kurzen Aufsatz wiederzuerkennen, der mit der Überschrift: „Zur Beherzigung an die Philosophunculos" in unseren Ausgaben als drittes der Bruchstücke „Aus Daniel Wunderlichs Buch" mitgeteilt ist.

In ihm bekämpft Bürger „die weisen ästhetischen Fliegen, die auf Shakespeares göttliche Stirn sich setzen, ihren Rüssel putzen, und nie wieder wegfliegen, ohne ein kleines Denkmal ihrer Unart hinterlassen zu haben", die Shakespeares „abenteuerliche Zauber- und Gespenstergeschichten mit der Barbarei seines Zeitalters" glauben entschuldigen zu müssen, da sie doch „für unser erleuchtetes philosophisches Zeitalter" nur abgeschmackt und lächerlich wirkten. Bürger fragt dagegen, weshalb diese aufgeklärten Herren dann nicht auch die antiken Götter „mit all ihren Schulfüchsereien" aus ihren Gedichten vertrieben? Wenn aber ja, wie Säuberlich-Nicolai fürchte, Shake-

[1] Bürger an Boie, 9. März 1778; Boie an Bürger, 9. März 1778 (Antwort auf einen verlorenen Brief Bürgers); Strodtmann 2, 245. 244.

[2] Boie an Bürger, 9. März 1778; Schröder an Bürger, 19. März 1778; Strodtmann 2, 244. 253.

[3] Bürger an Boie, 1. Oktober 1778; Strodtmann 2, 305 f., vgl. Boie an Bürger, 3. Oktober 1778; Strodtmann 2, 307.

[4] Boie an Bürger, 30. Oktober und 10. Dezember 1778; Strodtmann 2, 316. 327.

[5] Bürger an Boie, 3. Dezember 1778 und 25. Januar 1779; Strodtmann 2, 324. 341.

speares Hexen- und Gespenstergeschichten den alten Aber- und Köhlerglauben wieder auf den Thron helfen könnten, dann müßte sicher auch durch die Vorliebe für die griechischen Götter das Heidentum in Berlin längst wieder in Schwang gekommen sein. Nach diesem höhnenden Ausfall gegen seinen Berliner Widersacher wird Bürger ernster; er schildert den mächtigen Eindruck, den das Gespenst im Hamlet, Bankos Geist und die Hexen im Macbeth auf ihn machten, und sucht zu beweisen, daß der Glaube an solche Erscheinungen durchaus nicht widersinnig sei. Wem dennoch sein Verstand verbiete, an Shakespeares Zauber- und Gespensterscenen zu glauben, auch dem brauchten sie darum nicht lächerlich zu sein. Denn „Gottlob! des Menschen Herz ist stärker, als seine Vernunft. Trotz allen Philosophemen eures Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchschauert es alle eure Gebeine, wenn ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt. — — —" Hier bricht das erhaltene Fragment plötzlich ab. Der Aufsatz ist sichtlich unvollendet.

Für seine Identifizierung mit jenem Anfang 1778 geschriebenen, gleichfalls nie vollendeten[1]) Traktätlein spricht zunächst die Verwandtschaft des Themas, besonders die wiederholte Beziehung auf den Macbeth; dann die chronologische Bestimmung, die sich aus der polemischen Wendung gegen den 1777/78 erschienenen „feynen kleynen Almanach" Nicolais und genauer aus der doch wohl authentischen Überschrift „Zur Beherzigung an die Philosophunculos" ergiebt; denn die Bezeichnung „ästhetische Philosophunculi" begegnet auch in einem Briefe an Bertuch vom 18. Januar 1778[2]) und wird, da Bürgers Briefe ein treuer Spiegel dessen sind, was ihn in jedem Augenblick beschäftigte, dadurch als dem Anfang des Jahres 1778 zugehörig erwiesen. Auch der Ausdruck „Schulfüchsereien" ist Bürger in dieser Zeit geläufig; vergleiche die Briefe an Boie vom 5. Januar 1778[3]) und an Göckingk vom 29. Januar 1778;[4]) freilich findet er sich (nach Hamanns Vorbild) auch schon früher[5]) und mag deshalb ohne Beweiskraft sein. Endlich wird unsere Gleichsetzung durch eine auffallende Beziehung zu der Vorrede der Macbeth-Bearbeitung von 1783 unterstützt, in die doch wohl einiges aus dem „Traktätlein" übergegangen ist; vergleiche den vorletzten Abschnitt (S. 7 der Original-Ausgabe), der beginnt: „Von den Zauberscenen nur noch ein einziges Wort"; auch hier ist mit bitterem Hohne gegen

[1]) Bürger an Boie, 25. Januar 1779; Strodtmann 2, 341.
[2]) In der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer", November 1883, S. 167.
[3]) Strodtmann 2, 203.
[4]) Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3, 108.
[5]) Bürger an Boie, 14. November 1776, 5. Dezember 1776, 9. Januar 1777; Strodtmann 1, 360. 370; 2, 6. Auch später gebraucht Bürger den Ausdruck.

das aufgeklärte Zeitalter von den ästhetischen Philosophunculi die Rede.

Ob der behandelte Aufsatz mit Recht den Bruchstücken aus „Daniel Wunderlichs Buch" hinzugefügt ist, läßt sich aus dem Briefwechsel nicht entnehmen; doch dürfen wir es wohl aus der Wendung: „mein freundgeliebter Vetter Daniel Sänderlich" erschließen. Jedenfalls ist er nicht jene Fortsetzung zu „Daniel Wunderlichs Buch", die Bürger im März 1778 schreiben wollte;[1] denn die Stellen im Briefwechsel, die sich darauf beziehen, können nicht auf einen Aufsatz gedeutet werden, der schon ziemlich fertig und den Freunden schon bekannt war; auch hat er nichts mit der Fortsetzung zu thun, mit der Bürger anfangs auf Nicolais Pamphlet zu antworten gedachte, da diese ein ausführliches poetisches Glaubensbekenntnis enthalten sollte.[2] —

Als Anhang sei noch ein Wort gesagt über das erste Bruchstück aus „Daniel Wunderlichs Buch": „Von der Einteilung des Schauspiels". Berger (Einleitung zu seiner Ausgabe S. 28) sieht darin einen Nachhall von Lenzens „Anmerkungen über das Theater"; richtiger ist es wohl, Bürgers kleinen Aufsatz an Herders Shakespeare-Aufsatz von 1773 anzuknüpfen. Bürger vereinigt zwei Gedankenreihen desselben: er nimmt die Polemik gegen die Unterscheidung einer Unzahl dramatischer Gattungen wieder auf und verbindet damit den Satz, daß das Schauspiel ein Abbild der Natur sein müsse. Vergleiche besonders Herders sämmtliche Werke, herausgegeben von Suphan, 5, 221. 229—231.

4. Bürgers erste Aufsätze über die Verdeutschung Homers.

Als der Studiosus Bürger sich am 11. Februar 1769 um die Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft in Göttingen bewarb, fügte er seinem Gesuche eine Probeschrift bei des Inhaltes: „Etwas Ueber eine deutsche Uebersetzung des Homers." Sie ist von A. Kluckhohn wieder aufgefunden und mit einleitenden Bemerkungen in Schnorrs Archiv Band 12, 1884, S. 61—83 mitgeteilt worden; sie bietet nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Litteraturgeschichte jener Zeit, die in der Übersetzung Homers eine ihrer größten Aufgaben erblickte, sondern ist (mit Kluckhohns Worten) auch „ein nicht unwichtiges Actenstück zur Charakteristik des werdenden Dichters".

Denn sie zeigt zum ersten Male Bürgers Individualität in scharfen Umrissen, und sie läßt dabei einen Blick in die Lektüre des

[1] Bürger an Boie, 23. März 1778; Boie an Bürger, 26. März 1778; Strodtmann 2, 256 f. 261.

[2] Bürger an Boie, 31. Oktober, 14. November, 5. Dezember 1776; Strodtmann 1, 353. 361. 372 f.

angehenden Dichters thun, trägt also bei zur Erkenntnis der litterarhistorischen Voraussetzungen seines Schaffens.

Bürger hat auf ausführliche Litteraturangaben verzichtet; außer wenigen Ausländern nennt er nur Klotz und Riedel gelegentlich, dazu im Epilog Herder, diesen aber nur, um dem Leser mitzuteilen, daß er die Kritischen Wälder noch nicht gelesen habe, mit ihnen also nicht wetteifern wolle. Dagegen ist gerade derjenige nicht erwähnt, dem Bürger das meiste verdankt; das ist J. J. Breitinger, der Verfasser der „Kritischen Dichtkunst". Bürgers Aufsatz ist ein neues Zeugnis für den tiefgehenden Einfluß, den jenes Buch auf die Entwicklung der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts geübt hat.

Schon Kästner, damals „Aeltester" der Deutschen Gesellschaft, wies zu einer Stelle der Bürgerschen Probeschrift auf die Abhängigkeit von den Schweizern hin (S. 72); indessen scheint dieser Fingerzeig bisher nicht beachtet zu sein; es soll deshalb gezeigt werden, wie Bürgers Ausführungen fast Abschnitt für Abschnitt voll sind von Erinnerungen an die „Kritische Dichtkunst".

Sehen wir von der burschikosen Einleitung (S. 70—72) ab, so beginnt die Abhandlung mit dem Satze, daß eine deutsche Ilias „nach Alterthum schmecken" müsse; der Übersetzer solle „die Illusion beym Leser bewirken, in welcher er vergißt, daß er eine Uebersetzung vor sich habe, und in den süßen Wahn eine Zeit lang hineingezaubert wird, daß Homer, der alte Homer in eben derselben Sprache gedichtet, in der die Uebersetzung abgefaßt ist" (S. 72). Bürger sagt damit nichts anderes, als was Breitinger wollte, wenn er schrieb: Ein guter Übersetzer muß „zuwegebringen, daß seine Uebersetzung das Ansehen, und den Character eines Originales bekömmt" (Kritische Dichtkunst 2, 156), oder: Die Übersetzung soll „einen gleichen Eindruck auf das Gemüthe des Lesers machen" wie die Grundschrift (ebenda 2, 139 ff.; vgl. auch 2, 11 f.).

Um nun den gewünschten Eindruck zu erzielen, empfiehlt Bürger als vornehmstes Mittel, „sich der Sprache entwichener Zeiten zu bedienen, welche sich durch eigene Wörter und deren besondere Zusammenfügung, von der unsrigen merklich unterscheide". Es gebe solcher Wörter viele, die „das undankbare Schicksal, ungebraucht almählig abzusterben, wegen ihrer Güte gar nicht verdient hätten"; diese werde der Übersetzer mit guter Wirkung wieder hervorsuchen, nur müsse er sie auch „geschickt anbringen" (S. 72 f.). Der Einfluß der Kritischen Dichtkunst auf diese Gedanken kann nicht verkannt werden; eindringlich wird von Breitinger dem Übersetzer zur Pflicht gemacht, verschollene Wörter unserer Sprache zu retten; vgl. 2, 50 ff., besonders 60 f.: „Insbesondere würden die Uebersetzungen von nachdrücklichen Grundschriften Anlaß geben, viele Wörter von dieser

Natur, die mit ihren Bedeutungen und Begriffen unter dem Schutt der Vergessenheit begraben liegen, an das Licht hervorzuziehen. Mithin wäre zu wünschen, daß unsre heutige deutschen Uebersetzungen in diesem Stücke fleissiger ausgearbeitet würden." 2, 211 f.: „Folglich sind geschickte Scribenten und Uebersetzer, welche die Sprachen als Hülffs-Mittel zur Fortpflantzung der Weißheit und Erkenntniß besorgen, verbunden, sorgfältig zu verhüten, daß keine gute alte Wörter, die eine gemessene Bedeutung haben, durch ihre Nachläßigkeit zugleich mit den Begriffen sich aus einer Sprache verliehren, oder in Abgang kommen. Dieses aber wird geschehen, wenn sie mehr als hiebevor beflissen seyn werden, in ihren Schriften und Uebersetzungen, statt der so gewohnten matten und seichten Umschreibungen, die Begriffe mit nachdrücklichen deutschen Wörtern kräftig auszudrücken, und dieselben aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen." Auch die Mahnung, daß der Uebersetzer solche Machtwörter „auf eine geschickte Weise" verwenden müsse, ist in der Kritischen Dichtkunst wiederholt ausgesprochen.[1])

Doch will Bürger bei dem Gebrauche solcher veralteten Wörter gewisse Regeln beachtet wissen: 1. sie dürfen „nicht schon gar zu alt und bereits unverständlich seyn"; 2. sie dürfen nicht „eine zu große Aehnlichkeit mit dem heutigen platdeutschen haben"; 3. sie müssen „durchgehends edel seyn, sonst würden sie, anstatt die Würde der Rede zu erheben, und die Fäden zur Webung eines antiken ehrwürdigen Gewandes zu seyn, zu läppischen Lappen ausarten und ein eckelhaftes Arlekinskleid hervorbringen. Daher prüfe man sie ia erst genau, . . . ob sie nichts komisches, niedriges, pöbelhaftes und schmutziges im Gebrauch an sich haben" (S. 73). — Auch diese Gedanken sind in der Kritischen Dichtkunst vorgezeichnet. Der erste Satz wird als selbstverständlich von Breitinger allerdings nur gelegentlich gestreift (2, 69 f.: Dem Übersetzer muß man „erlauben, aus dem gantzen Schatz der Sprache alles zusammenzusuchen, was ohne Abbruch der Deutlichkeit dienen mag, den mehr als menschlichen Nachdruck ihrer [das heißt der erhabenen Geister und Menschen] Rede zu befördern"; der dritte Satz dagegen wird ausführlich behandelt, da ja die Würde des Epos einen wichtigen Bestandteil der Ästhetik bildet; vgl. 1, 371: „Vor einen Poeten gehöret os magna sonaturum; er muß mehr als gemeine, wunderbare Dinge sagen; die stärcksten, zärtlichsten, und keinesweges pöbel-

[1]) Vgl. ferner 2, 66. 70 ff. 83. 146 ff. 200 f. 203 ff. 350 f.; dazu alle jene Stellen, an denen Breitinger im allgemeinen fordert, daß sich die Sprache des Dichters von der Sprache des gewöhnlichen Lebens entfernen müsse; an einer dieser Stellen (2, 67 ff.) wird gerade Homer gefeiert, weil er von der gemeinen und gewohnten Art zu reden abgehe.

hafte Ausdrücke brauchen;" ferner 1, 298. 2, 69. 72 ff. 199—246 („Von der Würde der Wörter"), besonders 201: Der Gebrauch der Wörter ist „so unbeständig und wankelmüthig, so daß öfters Wörter, die in ihrer ersten Vereinigung mit gewissen Gedancken und Bedeutungen für neu, schöne, und edel gehalten worden, mit Verlauff der Zeit, entweder durch den täglichen Gebrauch oder durch eine Entweyhung in dem Munde des verachteten Pöbels ihre Würdigkeit und ursprüngliches Ansehen beynahe gäntzlich verliehren; oder durch die figürliche Anwendung bey possierlichen, verächtlichen und schandbaren Dingen, selbst etwas verächtliches, possierliches, oder gar verhaßtes und eckelhaftes an sich nehmen, das sich unzertrennlich an ihre Bedeutung anhängt: oder endlich gar veralten, und aus der Sprache verdrungen werden. Diesem zufolge werden die Wörter und Ausdrückungen in alte und neue, in edle und pöbelhafte, unterschieden; darum hat auch in dieser Absicht eine geschickte Wahl unter denselben Platz". 2, 294 ff. 430. Insbesondere verteidigt Breitinger die Würde und Hoheit Homers gegen die Angriffe der Franzosen 1, 93 ff.; 2, 240 ff.; 2, 243 gebraucht er auf das Bild vom Arletinskleide (bei ihm „Pickelherings Rock") in der Kritik von Perraults Übersetzung der Odyssee; denn Perrault gehört ihm zu „den französischen Scribenten", die durch ihre „vermehrten und mit verächtlichen Neben-Ideen angesteckten", durch ihre „niedrigen, unreinen und befleckten" Wörter Homer „verringern und schänden". Nur die Warnung vor dem Plattdeutschen ist Bürger eigentümlich; sie ergab sich aber für den norddeutschen Dichter von selbst aus der Forderung, daß er die Sprache des gemeinen Volkes vermeiden müsse.

Vor neumodischen Wörtern glaubt Bürger warnen zu sollen; dagegen sieht er einen schönen Schmuck der Rede in den Wörtern, die der Dichter neu schafft: „Wie allen und sonderlich epischen Dichtern, ists auch meinem Uebersetzer erlaubt, neue Wörter zu machen, indem der fremde Klang derselben, eben die Wirkung wie die alten unbekanntern thun kann. Nur das versteht sich, man muß die Regul des Horaz beobachten, und Signatum praesente nota producere nomen" (S. 74). — Auch mit diesen Bemerkungen steht Bürger auf dem Boden der Kritischen Dichtkunst; vgl. 2, 75 f.: „Nun kan man neue und ungewohnte Begriffe nicht mit gewohnten und gebräuchlichen Redensarten, anderst als durch matte und weitläuftige Umschreibungen zu verstehen geben. Und in diesem Fall neue Wörter nach der Analogie zu erfinden und zu gebrauchen, ist allezeit erlaubt gewesen." 2, 62: „Ich kan auch von etlichen neuen Verfassern mit Grunde sagen, daß sie sich diese Vorsorge für die Vermehrung der deutschen Sprache (nämlich „mit Erfindung und Einführung neuer Wörter") mehr haben angelegen seyn lassen, als die Verhütung des Abgangs

so vieler nachdruckreicher Wörter; so daß ihr Verdienst um die Sprache in diesem Stücke nicht geringer ist, als die Schuld, welche ich ihnen in jenem beygemessen habe." Vgl. weiter 2, 66 ff. 212 ff.; 271 ff. 350 ff.; 1, 360. Der von Bürger angeführte Vers des Horaz (de arte poetica Vers 59) ist in der Kritischen Dichtkunst 2, 223. 351 in gleichem Zusammenhange citiert; Bürgers allgemeiner Grundsatz, daß die Wahl der Wörter durch die beabsichtigte Wirkung bestimmt sei, ist Critische Dichtkunst 2, 230 kurz und bestimmt ausgesprochen: „Diesemnach kömmt es in der Wahl und dem Gebrauch der Wörter und Redensarten lediglich darauf an, daß man beständig diejenigen vor andern erwehle, welche sich vor die Sache, die man dadurch vorstellen will, am besten schicken, und bey andern eben denselben Eindruck hervorbringen, den der Scribent selbst aus der Vorstellung der Sache bey sich empfindet."

Außer den einzelnen Wörtern rät Bürger „die ältern Wortfügungen und RedensArten" nachzuahmen. „Denn," schreibt er, „ich stimme denenjenigen bey, welche sagen, daß die Wendungen der ältern deutschen Sprache mehr original sind, und daß unsre neumodischen vielfältig aus fremden Sprachen in die unsrige geschlichen sind." Da die Sprache in engster Beziehung zum „deutschen Original-Genie" steht, teilt sie alle die Vorzüge, die dieses besitzt; das herrlichste Muster dafür ist Luther; Luthers Sprache soll deshalb der Übersetzer fleißig studieren und „den Ton seiner Uebersetzung nach diesem feyerlichen Ernste stimmen". „Vielleicht vermeidet er am ersten auf diese Art den verdrüßlichen Fehler der Franzosen, seinen Homer in ein Gewand des achtzehnden Jahrhunderts zu hüllen" (S. 74 f.). — Der Zusammenhang dieser Anschauungen mit der Kritischen Dichtkunst ist leicht zu finden; vgl. 2, 220 ff. gegen die Verunreinigung der Sprache durch Anleihen aus fremden Sprachen; 2, 42—90 („Von den Macht-Wörtern)[1]) 144 ff. über die Sprache als Ausdruck „des Originalcharakters einer Nation"; 2, 71 (46) Empfehlung der Sprache Luthers; 1, 93 ff. 457; 2, 240 ff. gegen die französischen Übersetzer und Beurteiler Homers.

Im zweiten Teile seines Aufsatzes behandelt Bürger die Frage, welche Form für einen deutschen Homer am meisten geeignet sei. Er verwirft den Hexameter; denn dieser schwere Vers „lege dem Übersetzer einen Zwang auf, dem man auf Unkosten des Originals nur gar zu oft nachgeben müsse", sodaß eine hexametrische Übersetzung „uns keinen Homer, in seiner wahren und unverunstalteten Gestalt, und statt ihn, den Uebersetzer darstellen" würde. Was sei es zudem

[1]) 2, 46. „Gelehrte Männer, die sich bemühet haben, den Ursprung der Sprachen mit einer critischen Einsicht zu ergründen, haben auch wahrgenommen, daß sich der Originalcharakter einer Nation der Sprache selbst eingepräget habe."

„mit der Harmonie des Hexameters oder irgend eines langen Verses in einem so langen Gedichte? Eine langweilige Monotonie werden sie verursachen, die zwar ein Dichter von Genie, wenn er was eignes singet, durch den Schwung einer erhitzten Einbildungskraft hinlänglich abändern kann, welches aber einem gefeßelten Uebersetzer versagt ist". Und weiter: „Wenn auch außerdem die Verse noch so rein und fließend wären, so würden sie doch selten den Takt und den Gang haben, den der Inhalt des Originals verlangt und daher denen musikalischen Stücken zu vergleichen seyn, wo zwar mehrere wohlklingende Accorde zusammengesetzt sind, die aber keine Leidenschaft oder sonst etwas ausdrücken, bey denen sich daher nichts denken und empfinden läßet." Bürger entscheidet sich deshalb für eine Übersetzung der Ilias in Prosa. (S. 75 f.) — Für diese Polemik gegen den Hexameter beruft er sich auf Riedel und Klotz[1]) als Gewährsmänner; doch weicht er von ihnen darin ab, daß diese auch von einer Übersetzung Homers in Prosa nichts wissen wollten;[2]) mit der Empfehlung der Prosa steht er dagegen wieder auf dem Boden der Schweizer. Auch Breitinger rät dem Übersetzer, sich der Prosa zu bedienen, um „dem Joche des deutschen Verses und der Reimen" zu entgehen, das oft hindere, „daß man nicht alles sagen könne, was man wolle, oder es so sagen, wie man gerne wollte"; die „vorsichtigen Übersetzer" könnten „vielen Vorrückungen allerley kleiner Verstossungen vorkommen, auf welche unsre heutigen Kunstrichter am liebsten herzufallen pflegten, wenn sie ihre Uebersetzungen in ungebundener Rede fasseten". Kritische Dichtkunst 2, 157. 461 ff. 173 ff. Zu den letzten Gedanken Bürgers läßt sich Kritische Dichtkunst 2, 462 vergleichen: „Das schlimmste ist, daß dadurch (das heißt durch den Reim, allgemeiner durch den Vers) die Gedancken und die Rede in einen bestimmten Raum eingesperret werden; welches neben dem Ueberdruß, den die immerwährende Gleichförmigkeit der Abschnitte in die Harre verursachen muß, uns der Freyheit beraubet, die Gemüthes-Bewegungen und Sachen auf so verschiedene Weise vorzustellen, wie es in einer Nachahmung der Natur seyn soll." Überhaupt sind Breitingers Einwände gegen den Alexandriner Bürgers Gründen gegen

[1]) Denkmal Meinhards S. 43. 59—61, von Klotz in der Deutschen Bibliothek, 3. Stück S. 5—8 wörtlich ausgeschrieben; Riedel, Theorie S. 66. 209.

[2]) Riedel, Denkmal Meinhards S. 60: „Und wie soll denn Homer übersetzt werden? In Verse? Dies ist unmöglich. In Prosa? So muß der epische Dichter, man sey auch ein Ebert, allemahl verlieren. Poesie in Prosa übersetzt, bekommt ein schwulstiges Ansehn, welches schon den Eindruck vermindert; oder man verdünnt die Stärke der Dichtkunst, und wird wäßerig; oder man paraphrasiret, wo man nicht übersetzen kan und wird — das was die französischen Dollmetscher sind. Neid ist es nicht gegen meine Landsleute, wenn ich ihnen einen deutschen Homer nicht wünschen will; es ist Patriotismus: sie sollen ihn griechisch lesen."

den Hexameter nahe verwandt; vgl. 2, 447: „Wenn das Ebenmaaß in einem Verse eben dasselbe ist, wie in dem andern, so muß die Harmonie selbst, die sich in einem oder etlichen Versen fand, in einem langen Werck in eine widrige Monotonie verwandeln."

Bürger stellt aber hohe Anforderungen an die Prosa einer Homer-Übersetzung, die „gewiß kein Kinderspiel" sei. „Es ist nicht genug," lesen wir, „wenn er (der Übersetzer) den Verstand des Originals richtig, rein und mit edlen Worten in unsere Sprache überträgt, sondern er muß seiner Prosa einen Wohlklang geben, vor dem man Verse gern mißen wird, weil sie ihn zu erreichen nicht fähig sind. Daher muß er die Wörter, wie bey Versen bald hier bald dorthin werfen, sie auf mancherley Arten zusammenfügen, nicht aber, wie bey ienen, einen leeren Schall und Accord, sondern um die Bewegungen der Natur auch im Gange der Periode auszudrücken . . . Die Seele, sagt der große Homer,[1]) fällt mit einem schwehren Körper, fließt mit einem Flusse, steigt mit dem Feuer im Rauche. Die Sprache, die Dollmetscherin der Seele also, muß iene Bilder so ausdrücken, daß man schon an dem äußerlichen, ohne durch den Verstand der Worte es erst zu erfahren, den Fall des schwehren Körpers, das brausende oder sanfte Hinfließen des Flußes oder das wallende Aufsteigen des Rauches fühlen könne." Drei Beispiele sollen das klar machen (S. 76—78). — Bürger verlangt also eine freiere Behandlung der Sprache, als die Grammatik für wissenschaftliche Prosa vorschreibt, und sieht ihre höchste Leistung in der onomatopoetischen Nachahmung des geschilderten Vorganges. Er ist auch damit wieder in die Schule der Schweizer gegangen. Vgl. 2, 411: „Diese poetische Mahlerkunst in dem Ausdruck machet demnach mehr einen Poeten als der Reim und der Abschnitt, so gar, daß auch nach Horatzen einer, der in ungebundener Rede schreibet, ein Poet seyn kan, wie hingegen mancher, der seinen Vortrag in Verse bindet, nur ein Prosaicus ist." 2, 463: „Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die deutsche Sprache von der ordentlichen und üblichen Construction in keinen Weg abweichen könne; ohne daß eine lächerliche Rede herauskomme." 2, 354 ff.: „Die Eigenschaft dieser Sprache (das heißt der Sprache der Leidenschaft) bestehet demnach darinnen, daß sie in der Anordnung ihres Vortrags, in der Verbindung und Zusammensetzung der Wörter und Redensarten, und in der Einrichtung der Rede-Sätze sich an kein grammatisches Gesetze, oder logicalische Ordnung, die ein gesezteres Gemüthe erfodern, bindet; u. s. w. Die Natur ist die Lehrmeisterinn, bey welcher man in die Schule gehen muß, wenn man diese natürliche Sprache erlernen will." Von der

[1]) Verschrieben für (Henry) Home, dessen „Grundsätze der Kritik" Meinhard 1762 deutsch herausgab.

onomatopoetischen Schönheit der Rede handelt der Abschnitt von dem Wohlklange der Wörter, 2, 14 ff.; hier wird S. 25 Virgil gelobt, weil man in seinen Versen „den Hagel auf den Dächern rasseln, das Wasser über die Kißlinge rauschen, den Hufschlag eines im Galoppe laufenden Pferdes" vernehme; S. 28 ff. wird aus demselben Grunde Homer gerühmt, dessen Schönheit „Virgil nur mit schwachen Zügen nachgeahmet habe".

Bürger hat damit im wesentlichen gesagt, was er über eine Übersetzung Homers zu sagen hatte. Die letzten Seiten seines Aufsatzes füllte er mit einer Polemik gegen die Franzosen, die von vielen Stellen im Homer behaupten, „daß sie das feinere Ohr und die Artigkeit unserer Sitten beleidigten", und mit dem Versuche, einige „verdorbene Stellen" des Textes zu bessern (S. 78—81). Der Epilog ist unwesentlich. Auf Breitingers verwandte Beurteilung der französischen Homerübersetzer ist schon hingewiesen.

Wir sehen also, daß Bürger durchweg mit Gedanken arbeitet, die ihm in Breitingers „Kritischer Dichtkunst" wohl zubereitet vorlagen. Nur erhalten diese Gedanken dadurch, daß er sie einheitlich unter den Gesichtspunkt des Homerübersetzers stellt, eine neue Verknüpfung und gelegentlich auch eine etwas andere Wendung; so wird der originelle Charakter der homerischen Gedichte als altertümlich bestimmt (vielleicht nach Anregungen, die Bürger von Klotz empfangen hatte[1]) und dann Breitingers allgemeine Empfehlung altertümlicher Wörter und Wendungen sowie sprachlicher Neubildungen auf den besonderen Zweck bezogen, dem deutschen Homer den Geschmack des Altertums zu geben; so werden Breitingers Ausführungen gegen den deutschen Alexandriner mit Riedels Bemerkungen gegen den Hexameter verknüpft und damit auf diesen Vers übertragen. Doch kann das nicht darüber hinwegtäuschen, daß Bürger in allen wesentlichen Stücken durch die Schweizer beeinflußt ist, daß er als junger Student und angehender Dichter die „Kritische Dichtkunst" fleißig gelesen hat.[2] —

[1]) Vgl. Riedel, Denkmal Meinhards S. 59: „Wenn nur aber Homer so könnte übersetzt werden, daß er im Deutschen noch der alte Grieche, mit seiner antiken Miene, wäre!"

[2]) Auch sonst hat die Kritische Dichtkunst auf Bürger einen tieferen Einfluß geübt, als bisher erkannt zu sein scheint. Gewiß ist Breitingers Zurechnung der Poesie zu den artes populares, „welche ihre Absichten auf den gemeinen Haufen gerichtet haben, weil durch ihren Dienst Tugend und Wahrheit allgemein gemachet werden" (1, 9; vgl. 1, 125), für Bürgers Ideal der Popularität ebenso wenig bedeutungslos gewesen wie die oft wiederholte Lehre, daß die Poesie „eine Lehrerin der Weißheit und Tugend" sei (1, 103; vgl. Bürgers Brief an Boie, 2. November 1772, Strodtmann 1, 75). Bis zu den Fragmenten „Von der Popularität der Poesie", in denen die Poesie als „Bildnerei" bestimmt und mit der Malerei in Parallele gestellt wird, ließe sich die Einwirkung der Kritischen Dichtkunst verfolgen.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, ob auch Herders Schriften schon damals, im Februar 1769, Bürger bekannt waren. Eine Antwort darauf erscheint um so nötiger, als gewöhnlich viel zu früh eine Einwirkung Herderscher Ideen auf Bürger angenommen wird. [1])

Sicher beweist Bürger im Epilog zu seinem Aufsatze (S. 81 f.) eine hohe Achtung vor Herders überlegenem Geiste; aber das ist noch kein Beweis dafür, daß er seine Schriften schon gelesen hatte. Diese Schätzung Herders läßt sich vielmehr hinreichend aus der Wirkung erklären, die seine „Fragmente" gleich bei ihrem Erscheinen geübt hatten; es scheint ein ganz verständliches Vorurteil, daß derjenige ein hervorragender Geist sein müsse, der einen solchen Sturm des Beifalls und des Widerspruches entfesselt hatte, und besonders der blutjunge Student, der von litterarischem Ruhme noch träumte, mußte auch ohne nähere Kenntnis voller Bewunderung zu dem wenig älteren Schriftsteller aufschauen, von dem schon alle Welt sprach. Eine Bestätigung dafür liegt in Goethes Verhältnis zu Herder: auch dieser begegnete ihm von Anfang an mit der größten Achtung, obwohl er vor seiner persönlichen Bekanntschaft noch nichts von ihm gelesen hatte. [2])

Bedeutungsvoller ist es, daß in Bürgers Probeschrift unzweifelhafte Anklänge an die „Fragmente" vorhanden sind, die hier allein von Herders Schriften in Betracht kommen können. Die Ablehnung des Hexameters, die Empfehlung einer freier behandelten Sprache, der Hinweis auf Luthers vorbildliche Bibelübersetzung, die Verachtung der französischen Übersetzer, das alles findet sich hier wie dort. Aber eine engere Anlehnung an Herder ließe sich doch nur aus dem Tadel gegen die Franzosen herauslesen, als deren Vertreter bei Herder wie bei Bürger Bitaubé gegeißelt wird, der die Altertümlichkeit Homers vernichtet und dem griechischen Sänger das Gewand des 18. Jahrhunderts aufgezwungen habe; [3]) sonst stimmen Bürgers Ausführungen in jedem Stücke mehr zu denen des Schweizers als zu denen Herders. Bürger bleibt im Banne dessen, was die „Kritische Dichtkunst" lehrt, Herder, der ihr gleichfalls wertvolle Anregungen verdankt, geht darüber hinaus, vertieft und erweitert die Gedanken der Schweizer und

[1]) Vgl. Berger, Einleitung S. 11: „Die Beurteiler (der Probeschrift) fanden mit Recht im Stile Nachwirkungen Hamanns, wie sich auch die Lektüre von Herders „Fragmenten" verrät."

[2]) R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinem Wirken 1, 409.

[3]) Indessen sind gerade diese Gedanken auch Klotz und Riedel geläufig; siehe oben S. 654. Man vergleiche außerdem, wie viel anders Bürger denselben Gedanken da ausdrückt, wo er nachweislich die „Fragmente" benutzt hat: „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer," S. 195 (Grisebachs Ausgabe); siehe unten S. 658 f.

eröffnet neue fruchtbare Gesichtspunkte. Es wäre doch aber nicht recht einzusehen, warum Bürger die Herdersche Fassung der Gedanken miede, wenn er sie gekannt hätte; warum er z. B. die Prosa, für die er sich entscheidet, nicht mit Herder als „schöne Prosa" bezeichnete, wiewohl doch diese Bezeichnung, sowie der Zusammenhang, in dem sie steht, sich mit großem Vorteil hätten verwerten lassen; vor allem wäre es unverständlich, daß er gegen den Hexameter sich auf die recht nichtigen Einwendungen Riedels beriefe, wenn er die weit besseren Gründe Herders gelesen hätte; oder daß er an Herders Vorschlag, für den griechischen Hexameter im Deutschen Jamben einzusetzen, achtlos vorüberginge; daß er endlich die von Herder behauptete Unmöglichkeit, den echten Homer in deutscher Sprache wiederzugeben,[1]) mit keinem Worte erwähnte.

Hätte Bürger schon damals die „Fragmente Ueber die neuere Deutsche Litteratur" gekannt, so wäre sein erster Aufsatz wohl ungefähr so ausgefallen, wie die zwei Jahre später geschriebenen „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer" (1771). Daß er es nicht ist, beweist, daß Bürger von Herders Lehren 1769 noch unbeeinflußt war.

In diesen jüngeren Aufsatz sind nur noch wenige Abschnitte der ungedruckten Probeschrift übernommen; die meisten sind gestrichen zu gunsten der neuen Erkenntnisse, die Bürger aus der Lektüre Herders gewonnen hatte. Vor allem ist jetzt die Prosa aufgegeben; dafür wird unter Berufung auf Herder (Fragmente 1, 66 ff. 121 ff.) und mit seinen Gründen der Jambus für das einzige zur Eigenart der deutschen Sprache stimmende Versmaß erklärt. Wenn früher ohne Angabe von Gründen behauptet wurde, daß ein deutscher Homer „nach Alterthum schmecken" müsse, so wird diese Auffassung jetzt mit Herder (Fragmente 2, 280 ff.) damit begründet, daß „der heutige Deutsche" einen deutschen Homer von demselben Standorte betrachten müsse, „aus welchem der Grieche des blühenden platonischen Zeitalters seinen originellen Homer ansahe". Mit Herder (1. Kritisches Wäldchen S. 186) wird eine gute Übersetzung Homers als eine patriotische That bezeichnet, mit Herder (Fragmente 2, 265) aber auch behauptet, daß dieses Werk, wenn es gelingen solle, das ganze Leben eines Gelehrten ausfüllen müsse. Es ist überflüssig, noch Einzelheiten beizubringen, um Bürgers Abhängigkeit von Herder zu beweisen; nur auf zwei Stellen sei noch hingewiesen, wo er wörtlich oder fast wörtlich aus Herder abschreibt. In der Einleitung wünscht

[1]) Fragmente 1, 71. „Wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde: so beklage ich die, so den Homer in einer Uebersezzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in seiner Poetischen Sprache unnachahmlich sagte."

er von einem Genie eine Übersetzung, „über welche man schreiben könnte: Der Nachwelt und der Ewigkeit heilig"; ebenso ersehnt Herder einen deutschen Homer, der „die Aufschrift verdienet: Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!" (Fragmente 1, 73).[1]) In der Bekämpfung der französischen Übersetzer schreibt Bürger: Der Übersetzer „soll den alten Mann nicht jung zu schminken trachten: er soll ihm seinen langen Bart lassen, ob man gleich itzt keinen mehr trägt; er soll sein Haar nicht à la France kräuseln, viel weniger ihm, statt seines altväterischen, aber anständigen und ehrwürdigen Gewandes, ein Kleid nach französischem Schnitte, den Meister Bitaubé nenlich erfunden, anlegen; sondern er soll ihm, so viel es nur möglich ist, Alles, was er eignes hat, bis auf die kleinste Falte lassen". Das Bild stammt aus den Fragmenten 2, 266 f.: „Und die Uebersezzung? Beileibe muß sie nicht verschönert seyn, wie noch jetzt die neue Bitaubésche als ein Greuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: sich seinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen lassen: Französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmackes, wollen ihn sehen, wie er ist."

Bürger ist also in dem zweiten Homer-Aufsatze zum Schüler Herders geworden. Doch ist damit die Einwirkung Herders auf ihn als Übersetzer Homers nicht abgeschlossen; ein noch weiteres Eingehen auf seine Ideen beweist das Schreiben „an einen Freund über seine deutsche Ilias" (1776); in diesem erscheint auch der Einfluß des „Briefwechsels über Ossian und die Lieder alter Völker".

Sechs Briefe Heinrich Christian Boies.

Mitgeteilt von L. L. Schücking in Münster.

Die nachfolgenden Briefe des Hainbundbegründers, die ich der Güte von Fräulein M. Michelsen in Göttingen verdanke,[2]) sind an

[1]) In dieser Einleitung spielt Bürger auch auf Herders Behauptung an, es sei unmöglich, den unverfälschten Homer in deutscher Sprache zu geben.

[2]) Fräulein M. Michelsen ermächtigt die Redaktion zu der Mitteilung, daß sie ihrerseits die Briefe Herrn Dr. Emil Suardicani verdanke, der sie ihr vor ungefähr zwanzig Jahren zur litterarischen Benutzung überlassen und der auch zu der gegenwärtigen Veröffentlichung bereitwilligst seine Zustimmung gegeben hat. A. S.

einen guten Freund und Landsmann Boies, den „Kabinettsprediger“ Jessen zu Augustenburg, gerichtet. Es ist leider keine vollständige Folge, einige von ihnen scheinen verloren gegangen zu sein, aber die Reihe der vorliegenden genügt für ein getreues Spiegelbild der Persönlichkeit des Schreibenden und da jener in ungewöhnlichem Maße seine Umwelt hat auf sich wirken lassen, ein Spiegelbild auch dieser. Personen, die mit ihrer Umgebung in solchem Maße durch ihr Interesse verkettet sind, wie wir es von Boie sehen, pflegen ihr selten geistig weit überlegen und deshalb ihrer Zeit im Urteil voran zu sein; so dürfen wir auch aus den nachfolgenden Briefen keine neuen Schlaglichter und Anschauungsweisen erwarten; nichtsdestoweniger wird manches Persönliche und mancher frische Eindruck aus jenen Tagen dem Freunde dieser Vorfrühlingszeit unserer großen Litteraturperiode nicht ganz ohne Interesse sein.

Auf dem Gebiet des Persönlichen kommt zunächst die Figur des Schreibers selbst in Frage. Er ist eine harmonische Natur, seine langen Einleitungen verraten die naive Freude an der Form; die nüchterne Klarheit seiner Ausdrucksweise, der die feste Deutlichkeit seiner Schriftzüge entspricht, geht bei allgemeinen Betrachtungen freilich gar zu leicht ins Gemeinplätzliche über; die bescheidene Gutmütigkeit, mit der er seine zierlichen Komplimente an den Adressaten drechselt, scheint uns darin kühler denkenden Menschen von heute bisweilen die Grenzen zwischen einem Freundes- und einem Liebesbriefe zu verwechseln, aber sein kritisches Urteil, mag es auch oft unter seinem Wohlwollen leiden, ist doch im wesentlichen dasjenige der Nachwelt geblieben. Freilich, die Milde, mit der er Geister wie Klotz und die Karschin beurteilt, ist uns nicht mehr recht verständlich, aber die Verehrung für Lessing, die Begeisterung für Klopstock zeigen, wie er gelernt hatte, das Große in seiner Zeit zu erkennen. Das Entzücken über Wieland und gar über dessen Idris ruft ein leises Lächeln auf unser Gesicht, wenn wir uns die Scene sieben Jahre später in Göttingen vorstellen, in der Boie einer Tafelrunde von jungen Leuten präsidiert, die den Hut auf dem Kopfe dasitzen, mit Fidibussen aus Wielands Idris sich ihre langen Pfeifen anstecken und schließlich beim Punsch warmgeworden „den Wollustsänger“ Wieland selbst im Bilde und seine Idris verbrennen. Damals war Boie durch die Gründung des Hainbundes an jenes Ziel gekommen, von dem er schon in unserem zweiten Briefe (1769) schreibt: „Ich träume schon lange von einer genaueren Vereinigung der guten Köpfe unsers Vaterlandes.“ — Charakteristisch für unsern Dichter, den Sohn eines Pfarrhauses, ist auch seine Verachtung für die Orthodoxie und seine Verehrung für Basedow. Die allgemeine thatkräftige Unterstützung aber, die der Idealist Basedow fand und

von der unsere Briefe so deutliche Spuren zeigen, läßt die Größe des sittlichen Wollens, das jene Zeit überhaupt beherrschte, jenes Streben nach allgemeiner Besserung, oder um im Stil jener Tage zu reden „Aufnahme" der Moral, in glänzendem Lichte erscheinen. Es ist schließlich der Boden, auf dem ein Schiller erwuchs! Und eigentümlicherweise führt aus der Welt dieser Briefe auch wirklich ein Weg zu Schiller: ihr Adressat war der erste Lehrer jenes Friedrich Christian, dessen Großmut dem Schillerschen Genius für eine kurze kostbare Weile die schwerste Last von den Flügeln nahm. — Die vorwiegend ethische Wertung aller Erscheinung, wie sie unsere Briefe bringen, führt freilich am Ende nach unserem Geschmack zur Übertreibung, und nur mit Erstaunen lesen wir das Endurteil über den Eindruck, den Herder auf Boie gemacht (unten S. 675). Wenn sich nichtsdestoweniger Boie einen „geläuterten, wahren Epikureisten" nennt, so zwingt uns dies wiederum zum Lächeln: dieser „konsequente Egoismus", in dem jede kleinste Handlung nach dem Reflexe auf das Wohlbefinden des Handelnden voraus erwogen wird, ist niemals im Leben Boies Sache gewesen. Daran hat ihn schon die große Menschenliebe gehindert, die wir überall aus seinen Briefen aufleuchten sehen, jene Gemütstiefe, ohne die er nicht der Schöpfer des goldigen Liedes geworden wäre, das von seiner Kunst allein noch lebendig ist:

Von Allen den Mädchen, so blint und so blank
Gefällt mir am besten die Lore.

Charakteristisch für seine Zeit ist es, daß in Boies Briefen Politik und Liebe gar keine Rolle spielen.

1.

Flensburg 5ten Decemb. 1768.

Mein sehr lieber Freund.

Es sey nun Lust zu plaudern, es sey Liebe zu meinem Jessen oder Begierde ihm einen stillschweigenden Verweiß wegen seines überlangen Stillschweigens zu geben; genug Sie erhalten die früheste Antwort von mir und auf Ihr Briefchen einen langen ungeheuren Brief. Ob Sie damit zufrieden seyn werden .... Das muß ich sehn! Ob Sie's für Strafe ansehn werden .... Das wäre mir noch lieber!

Erst zu dem uns Beyden wichtigerem — — Einfällen und Nachrichten von der Gelehrsamkeit. Es sind nur Außenlinien und Schalen; der Kern ist für keine Flensburger. Von allen neuen Sachen hat mich nichts mehr vergnügt, als die beiden unsterblichen Gedichte von Wieland,[1] nichts mehr gerürt als Gerstenbergs Ugolino[2] und nichts mehr belehrt als Lavaters Briefe[3] und Zimmermanns neue

[1] Musarion und Idris, 1763 erschienen.
[2] Gleichfalls 1768 erschienen.
[3] Aussichten in die Ewigkeit in Briefen an J. G. Zimmermann 1768 9.

Ausgabe seiner Gedanken vom Nationalstolze.[1]) Noch voll von den Ideen des Agathons schrieb Wieland seinen Musarion; ich habe nie mehr wahre Philosophie in einem erzählenden Gedichte gefunden. Der geläuterte wahre Epikureismus ist mir die Philosophie, wornach ich strebe und die ich des denkenden und fühlenden Menschen am würdigsten halte. Aber stille damit bey unsern seufzenden schwarz und grauröckigten Barbaren! Mir kocht das Blut, wenn ich an sie denke. Idris ist nach meiner Empfindung das Meisterstück seines Verf. und eins der trefflichsten Werke, die noch je ein deutscher Kopf gebohren hat. Ich lese es jetzt mit dem Ariost. Und der Italiener, mit seiner mahlerischen glühenden Fantasie, ist, dünkt mich, nicht über den Deutschen. Mein lieber Riedel[2]) macht mir wenig Hoffnung zur Vollendung dieses bezaubernden Gedichtes; aber er wird nichts unterlassen, den Verfasser, einen seiner liebsten Freunde, dazu zu bewegen. W[ieland] ist jetzt Kanzeleydirektor in seiner Vaterstadt Biberach, nicht viel über dreißig Jahr und mit einer liebenswürdigen Gattin verheirathet. Er hat noch viel gearbeitet: am meisten sind das Land der Ideen und Endimions Traum, davon Sie im neuesten Stücke der klotzischen Bibliothek[3]) schon ein Fragment lesen können, der Herausgabe nahe. Riedel giebt uns eine Biographie der deutschen Dichter, und vielleicht schon auf Ostern eine Probe davon. W[ielands] Leben wird eins der ersten seyn. Ugolino wird noch manchen unsrer französirenden Kunstrichter den Kopf schütteln machen, aber gewiß länger leben als seine baufälligen Regeln. Die Hallischen Areopagen,[4]) am allerwenigsten von allen fähig, über ein Drama zu urtheilen, haben schon ihr Anathema darüber ausgesprochen. So schrien einst aus einem Mund alle Kunstrichter über Klopstoks Tod Adams und Salomo und beyde lieset und bewundert der wahre Kenner, der nicht den Geist seines Zeitpunktes, seiner Nation, sondern Gefühl für das wahre Schöne hat, das es trotz aller Regeln und alles Wiederspruchs bleibt.

Ich habe jetzt über dies Stück mit einem meiner besten Freunde eine controversirende Korrespondentz: mein Freund hat alles, was zum Urtheilen erfodert wird, aber zu viel Vorurteil für das in Kleinigkeiten fehlerfreye französische Drama. Shakespears Geist ruht auf Gerstenberg. Die Bibliothek der elenden Scribenten[5]) ist das ohne Zweifel zu weit getriebene Spiel einiger guten Köpfe, die ich Ihnen nicht nennen darf. Ihr Spott, wenn er nicht Bosheit ist, gränzt gewiß sehr nahe dran. Zuweilen witzig, öfter witzelnd, meistens trivial und doch für den Kenner der neueren Litteratur so ziemlich unterhaltend, nur da beißend wo der Ton höchstens spöttelnd seyn sollte, das ist so ungefähr der Charakter der Brochüre. Sie wird vielleicht mehr Lerm machen als sie verdient. In unserm Städtchen, wo die Litteratur wahrhaftig nicht zu Hause ist, liest sie ein jeder, weil unser Rektor[6]) (ein Mann den ich nicht charakterisire, weil er leider! mein Lehrer gewesen ist,) unter die Pränumeranten gesetzt ist. Wie er zu einer so unverdienten Ehre kömmt, weiß ich nicht; ich aber, das mögen Sie mir auf mein Wort glauben; bin gewiß

[1]) 4. Auflage. Zürich 1768.

[2]) Unter andern einer der späteren Teilnehmer an der wenig ehrenhaften Begründung des Leipziger Konkurrenzunternehmens zum Boieschen Göttinger Musen-Almanach; vgl. Karl Weinhold, H. Chr. Boie, Halle 1868, S. 234 ff.

[3]) Klotzens Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, Halle 1768.

[4]) Gemeint ist Klotz und sein Anhang.

[5]) Eine Schrift, deren erstes 1768 erschienenes Stück aus der Klotzischen Schule stammt und sich gegen den Antikritikus (siehe Seite 663 Anmerkung 4) richtet. Schon mit dem zweiten Stück aber (1769) erschien diese Waffe gegen ihren Verfertiger Klotz und dessen Anhang gekehrt. Noch zwei Stücke voller Bosheiten und Schimpfereien folgten (1769 [London und] Halle). Allerlei ähnliche Schriften liefen nebenher.

[6]) Olav Heinrich Moller, Rektor der Flensburger Gelehrtenschule.

nicht Schuld daran. Indessen hält mich ein jeder hier für den V[erfasser]. Ich lache und ärgre mich darüber eins ums andre. Ich möchte um Alles meinem Lehrer, so sehr wenig ich auch Ursache habe, mit Achtung von ihm zu reden, nicht diesen Verdruß gemacht haben. Wenn ich ihn nicht loben kann, so schweige ich wenigstens. Das ist Pflicht. Wenn ich von unsrer Litterargeschichte etwas für diese Bibliothek hätte schreiben sollen; Ihr theurer Adam[1]) hätte oben ansiehen müssen. Das ist ein Mann, der es verdient, wenn man über ihn lacht, je größer er in seiner Einbildung und bey denen, die ihm opfern, seyn mag. Er unterhält die Dummheit in unsern Landen, wenn sie sich nur fromm stellt, und ist ein gebohrner Feind aller aufgeklärten Geister; aber genug davon. —

Unsre ganze litterarische Republik gefällt mir immer je länger, desto weniger. Es ist ja jetzt beinah eine völlige Anarchie darin. Mein Trost ist, wenn das Uebel am höchsten steigt, so fällt es desto eher. Klotz hätte ohne alle Kabale groß werden können und wäre es geworden, wenn er nur ruhig in der Stille sich selbst, anstatt andere, hätte critisiren wollen. Ich fürchte, er wird von seiner ziemlich in die Höhe geschraubten Höhe, merklich wieder sinken. Ich kann nicht läugnen, daß mir die lessingischen Briefe[2]) sehr gefallen, wenn ich sie gleich an manchen Stellen nur zu spitzfündig finde. K[lotz] wird sie förmlich wiederlegen: ob er es kann, muß die Zeit lehren. Hagedorn, Oeser, Lippert[3]) sollen gar nicht lessingisch seyn, ob Lessing aber darum Unrecht haben muß, weiß ich nicht. Die Herren von der Kl[otzischen] Sekte begegnen Nicolai gar zu hämisch. Warum muß man ihm auch bei den geschicktesten Gelegenheiten eins versetzen? Mich dünkt der Ton in dem man von der A[llgemeinen] Bibl[iothek] spricht, scheint mir auch nicht so ganz das Bewußtsein einer guten Sache zu verrathen. Der Antikritikus[4]) ist mir auch nicht so ganz zum Wegwerfen. Ich verstehe die theologischen Rez[ensionen] nicht, die philosophischen dünken mich oft lächerlich, aber unter den historischen fand ich eine über die Hausensche Bibliothek,[5]) die gewiß Grund hat. In den Comment. de libris minoribus[6]) steht ein drolliger Brief, den der Antikritikus soll und muß geschrieben haben. Ohne Lachen wird ihn kaum einer lesen

Ich habe mich, wie Sie, geärgert, daß kein Deutscher die Lobrede des würdigsten Deutschen[7]) gehalten hat. Die riedelsche Bibliothek habe ich noch nur geblättert; lesen will ich sie erst, wie seine Briefe über das Publikum,[8]) wenn der V[erfasser] sie mir schickt. So viel kann ich sagen, daß mir der Ton in manchen Rezensionen vorzüglich gefallen hat, und daß ich manche wegwünsche. Die Buben Reiher und Merkel[9]) z. B. hätte er immer ohne Standrede nach Rußland reisen

---

[1]) Adam Struensee, damals Generalsuperintendent von Schleswig, der Vater des unglückseligen dänischen Staatsministers.

[2]) Briefe antiquarischen Inhalts (1768—1769).

[3]) Professor für antike Kunst an der Akademie der Künste zu Dresden seit 1764, berühmt durch sein Gemmenwerk.

[4]) 1—15 Stück 1768 und 1769 zu Lübeck erschienen eine Replik gegen die Vielkritisiererei, zum großen Teil gegen Klotz gerichtet, voller Zänkereien auch mit Riedel.

[5]) Allgemeine Bibliothek der Geschichte und der einheimischen Rechte, Halle 1767—1768. Herausgegeben vom ordentlichen Professor der Geschichte und Bibliothekar an der Universität Frankfurt a/O. K. K. Hausen.

[6]) Eine unter Klotzens Auspizien erscheinende Zeitschrift. Vgl. Allgemeine deutsche Bibliothek, Band 8, 2. Stück 1769, S. 18.

[7]) Gemeint ist wohl der am 8. Juni 1768 in Triest ermordete Winckelmann.

[8]) Jena 1768.

[9]) B. G. Reyher schrieb: Ökonomische Verbesserungsgedanken, Katharina II. gewidmet; ähnlich Chr. V. Merkel, Verbesserungsvorschläge für Rußland. Bei

lassen können. Schlossers Lustspiele[1]) sind freylich nicht viel mehr als mittelmäßig; aber ich halte sie immer bemerkenswehrt, weil Ihr V[erfasser] deutsche Sitten auf die Bühne brugt. Aus dem Grunde lobte sie Lessing. A propos Lessing geht auf Ostern nach Italien um die Werke der Kunst im Originale zu studieren, und seinem Vaterlande Winkelmanns Verlust zu ersetzen.[2]) Er kann es, aber es bleibt immer die Frage, ob wir Layen in der Kunst nicht lieber wünschen mögen, daß er beym Theater bliebe. Aber der Deutsche will ja kein deutsches Theater. Leyder! alle Hoffnung von dem Hamburgischen ist jetzt dahin. O! meine Nation! blind für eigne Vorzüge, heiß für ausländische Possen![3]) — — Gewiß mein allerliebster Freund, Difficile est satiram non scribere! Ich bin ganz warm für das basedowische Projekt,[4]) und ich freue mich nicht wenig, daß doch in Deutschland noch einige Edle sind, die es unterstützen wollen und können. Beinah 3000 Thl. hat er jetzt beisammen. Er rühmt besonders den Beytrag der Stadt Basel und der Regierung von Osnabrück. Ich habe den Brief des H[errn] Mendelssohn in Berlin an Basedow mit vieler Rürung gelesen; Sie finden ihn im ersten Stücke der vierteljährigen Unterhaltungen, davon neulich das zweite Stück erschienen ist. Es ist eine Schande für unser Vaterland, daß unter uns keiner an einem so edlen Unternehmen Theil nimmt. Ich setze mich dem Gelächter unsrer Thoren aus, da ich es wagen will unserm Addreßcomtoir unsre Mitbürger dazu aufzumuntern. Die beinah gewisse Vorstellung, daß ich nichts ausrichten werde, soll mich nicht abhalten, doch den Versuch zu wagen. Sollten Sie bei Ihrem Hofe nicht etwas ausrichten können? Wer nur einen Funken von Wohlwollen und feinerer Empfindung in sich fühlt, dünkt mich, muß das seinige beitragen, daß ein so sehr zu Ehre der Menschheit dienender Vorschlag nicht zu Wasser wird.

Ich mag heute nicht weiter schreiben. Nur das muß ich Ihnen noch sagen, daß Sie ja nicht unterlassen Lavaters Aussichten in die Ewigkeit zu lesen. Eine neue Ode von Naulern über die Vermählung des Printzen Friedrich von Braun-

---

beiden verdeckte die angenommene Wissenschaftlichkeit schlecht den aus den byzantinischen Vorreden hervorleuchtenden Zweck, durch diese Dedikationen auf allerhöchste Privatschatullen einzuwirken.

[1]) Bremen 1768.

[2]) Diese Hoffnung zerschlug sich bekanntlich.

[3]) 1767 hatte Boie in Hamburg Lessing aufgesucht, schon aus dieser Zeit findet sich eine fast gleichlautende Klage in einem Briefe Boies an Gleim. Vgl. Weinhold, a. a. O. S. 15 ff.

[4]) Um Ostern 1768 trat Basedow zuerst mit seinen Reformplänen: „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß auf die öffentliche Wohlfahrt, mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntnis“ hervor. Er drang darin auf Abänderung und Verbesserung der bisherigen Lehrmethode und Lehrbücher, empfahl die Errichtung einer Musteranstalt und versprach ein Elementarbuch. Er verlangte dazu vom Publikum einen Vorschuß von 2000—2500 Thaler. Seine „vierteljährlichen Unterhaltungen mit Menschenfreunden“ warben für die gute Sache. Die Regierung von Osnabrück, vielleicht auf Mösers Anregung, gab 50 Thaler, der Kanton Basel 150 Thaler, die Juden von Berlin durch Mendelssohn 240 Thaler, andere Gönner wie der Minister von Münchhausen 30 Thaler, die Kaiserin von Rußland gar 1000 Thaler. Vielleicht ist der unter den Spendern aufgeführte „ungenannte regierende Herzog“, der 100 Thaler schenkte, Jessens Landesherr. Binnen kurzem waren 15.000 bis 16.000 Thaler zusammen. Im Jahre 1770 erschien nun zuerst das „Methodenbuch“, 1774 das fertige „Elementarwerk“. Der großdenkende Fürst von Dessau ermöglichte es dem Pädagogen dann bekanntlich, in Dessau das „Philanthropinum“ zu begründen und damit einen Teil seiner Pläne zu verwirklichen.

schweig mit der Prinzessin von Würtemberg blos[1]) schreibe ich an die andere Seite. In soweit erfülle ich heute Ihren Wunsch. Wenn Sie zu mir kommen (und das müssen Sie ehe ich Flensburg verlasse, wenn Sie anders meine Gnade behalten wollen, kann ich Sie mit mehreren unterhalten. Sagen Sie H[errn] Clausen und seiner würdigen Frau so viel Gutes, als Sie verantworten können, und Sie können recht viel verantworten. Ich sehne mich recht nach einem Brief von Tandflet.

Näher ist wohl wenigen der Tod des Kammerherrn von Bähr gegangen als mir; und habe vielleicht auch sehr viele Ursache, ihn zu bedauern. Unsre Reise muß ja wohl vor sich gehen, wenigstens würde ich sehr unzufrieden seyn, wenn nichts daraus würde.[2]) Ich bin des Dinges hier herzlich müde und sehne mich sehr nach einer Gelegenheit, wo ich weniger von Vorurtheilen und Dummheit umgeben bin und meine eigenen immer mehr in dem Umgange aufgeklärter Gelehrten ablegen kann. Wir werden hoffentlich bey dem braven H[errn] Professor Heyne wohnen. Ich habe deswegen an ihn geschrieben.[3])

Antworten Sie mir bald wieder, wenn Sie anders so lange Briefe, wie diesen, zu lesen sich nicht fürchten. Sie müssen nach Fl[ensburg] kommen, das sage ich Ihnen nochmals und bey mir müssen Sie abtreten, sonst sollen Sie lieber garnicht kommen. Ich umarme Sie und damit Gott befohlen!

Boie.

2.

Flensburg d. 4. Febr. 69.

Sie wissen die Zerstreuungen, worin ich jetzt bin, zu gut, mein allerliebster Freund, als daß ich mich wegen meines langen Stillschweigens auf Ihren lieben Brief sehr zu entschuldigen brauchte. In etwas verdiene ich gewiß Nachsicht, wenn gleich nicht ganz. Ihre Güte und Ihre Freundschaft für mich wird vergeben, was etwan zu vergeben wäre und wenigstens glauben, daß nicht Mangel an Zärtlichkeit die Ursache meiner Nachlässigkeit ist.

Ich bin acht Tage in Schleswig bey meinen lieben Tarvel gewesen, der sehr Ihr Freund zu werden wünscht, und nicht wenig zufrieden bey der Hoffnung ist, die ich ihm gemacht habe, daß er Sie künftigen Sommer kennen lernen wird. Ich träume schon lange von einer genauern Vereinigung der guten Köpfe unsers Vaterlandes, und ich würde ein bischen stolz seyn, wenn ich sie wenigstens zwischen zweyen meiner Freunde veranlaßt hätte, die beide so sehr darunter gehören. Zwey Tage bin ich auch mit unsern Friis bey dem alten Ackermann in Glücksburg gewesen, und erst seit zweien Tagen bin ich wieder hier.

Sie glauben nicht, wie froh ich bin, daß es meinem lieben Jessen ein wenig bey uns gefiel. Mein Vater ist so sehr Ihr Freund, als Sie's wünschen können, und er verspricht sich noch viel Vergnügen aus ihrem fortgesetzten Umgang. Wir erinnern uns Ihrer alle in Freundschaft, und ich nur bin traurig bey dem Ge-

---

[1]) Das Wort blos ist fraglich. Die „Hymne an die Liebe" findet sich auf der anderen Seite des Briefes, sie stimmt mit der in Ramlers poetischen Werken (I. Teil, Berlin 1825, S. 103) überein bis auf Vers 2 Lieber unter Lauben, Vers 3 Als Palläste . . . und aus Vers 4 Und auf . . . und auf Vers 18 Und an Reitz und Liebreitz, Vers 20 Bald mit Amoretten ihn beglücken soll. Dazu die Anmerkungen Strophe 4: „In französischer, italienischer und deutscher Sprache haben wir von dem Printzen Werke des Witzes, der Staatskunst und der Weltweisheit." Zu Viadrinen: Nymphen des Oderstroms. Überschrift: Breslau im August 1768.

[2]) Im Frühjahre 1769 kam sie (nach Göttingen) zustande.

[3]) Vgl. hierfür auch den Briefwechsel zwischen Boie und G. B. Köhler in der Zeitschrift für Schleswig-Holsteinische Geschichte 22, 305 und 339.

danken, daß ich Sie in langer Zeit nicht umarmen soll. Vielleicht — aber nein, weg mit dem Gedanken! er macht mich zu traurig. Ich habe meine Abreise schon erwartet, aber noch weiß ich nichts gewisses. Die Frau Kammerherrin wird wohl so lange in Apenrade zu bleiben wünschen, als es nur angeht. Das Reisen im Winter mit so kleinen Kindern ist ein wenig schlimm. Man sagt mir hier als wenn H. Grauer Hoffnung hätte, nach Norburg zu kommen. Von ihm selbst weiß ichs nicht und ich zweifle auch sehr daran.

Man sagt mir in Schleswig, als wenn H. Feddersen[1]) nach Magdeburg käme. Das wäre so was. Sie müßten alsdann seine Stelle wiederhaben und ich besuchte Sie in Ballenstädt ... O! ein schönes Projekt! Dann eine niedliche Frau — eine Braut haben Sie ja so schon auf Augustenburg, wie mir H. Valentin letzt sagte, oder unser Eibel wird auf allen Fall für Sie sorgen. Was denken Sie? Er hat Sie bey der A. schon sehr empholen, die Werberey wird nicht weit mehr seyn. Man sollte kaum denken, daß man den Mann so zum Ball brauchen könnte. Grüße hab ich an Sie von ihm Schockweise zu bestellen.

Sie haben von Korte neue Sachen bekommen. Ich habe Ihr Exemplar von Riedels Briefen gelesen. Eins hatte er nur. Sie gefallen mir bis auf einige Nachlässigkeiten und einige Scherze recht wohl. Ich hatte vorige Woche einen langen und angenehmen Brief von ihm, worin er mir viele Nachrichten giebt, aber für Sie hab ich eben keine gefunden. Sie kennen doch das gütige Männchen in Zwätzen? Nun, dieser ist aus diesem Leben gegangen, um Löph. Rosnk [?] Wichmann,[2]) der an der Gelbsucht laboriert, das Quartier zu bereiten. Das ist die wichtigste Neuigkeit von Jena, die ich weiß. Allerley über die elende Bibliothek werden Sie in H. Klausens[3]) Briefe, den ich Ihnen anschließe, lesen können. Ich habe jetzt auch den Ringulph[4]) gelesen und bewundert. Ich kenne den Verf. und ein solches Stück von ihm ist mir unerwartet.

Klotz ist noch in Ruhe. Er agirt offensive und defensive. Das erste hat er neulich wieder in der Vorrede zu ...[5]) des V. Bandes der Actorum gethan und das letzte wird er noch oft thun müssen.

I bone, quo tua te fata trahunt

H. Raspe in Kassel[6]) hat ihn neulich fast noch heftiger angegriffen als H. Lessing. Er schließt mit den Worten: „Wenn man auf die Art seiner Anmerkungen über „den Tyrtäus, Horaz und Homer durchsichten wollte, es müßte nie eine beschämtere „Krähe vor der Sonne gestanden seyn. Zwar was sag ich Scham? Scham und „gewisse Leute gehen auf so verschiedenen Wegen, daß sie sich nie begegnen."

Sie mögen sagen was Sie wollen, ich mag heute nichts weiter schreiben, als daß ich bin

Ihr Freund Boie.

NS. Früs und die Meinigen grüßen Sie sehr. Meinen Gruß an diejenigen, die sich meiner auf A(ugustenburg) noch erinnern!

---

[1]) Jak. Fr. Feddersen, Prediger und Liederdichter, Kabinetsprediger des Herzogs von Holstein-Augustenburg, dann Pfarrer und Hofprediger zu Ballenstedt, 1769 Prediger zu Magdeburg, gestorben 1788 als Hauptpastor und Konsistorialrat in Altona.

[2]) Gottfr. Joachim Wichmann 1736—1790, Pfarrer zu Zwätzen und Löbstädt bey Jena, später seit 1789 Superintendent zu Grimma.

[3]) Vielleicht Chr. Clausen, Prediger zu Bau in Schleswig.

[4]) „Gesang Rhingulphs des Barden, als Varus geschagen war," von K. F. Kretschmann, 1769.

[5]) Lücke, ein Wort fehlt.

[6]) Professor R. E. Raspe, Verwalter der Kunst- und Münzsammlung zu Kassel, zu Moralpredigten wie der angeführten wenig berechtigt, brannte Veruntreuungen halber nach England durch (Weinhold a. a. O., S. 72).

3.

Göttingen 1. Sept. 1769.

Oft werd ich Ihnen nicht schreiben können, war meine Zusage bey unsrer letzten Umarmung, aber desto längere Briefe schreib ich Ihnen dafür. Sie, bey einer unläugbar größeren Muße, schreiben nur aber nur ein Briefchen. Soll ich das rächen? Nein, mein theurer Freund, ich will es nicht thun, weil ich dafür ein andermal einen desto längeren Brief von Ihnen erwarte und Sie sollen, wenn auch mein Brief kürzer ausfiele, als er zugeschnitten ist, es auch nicht für Rache halten. Blos das Vergnügen, das Sie über meinen letzten Brief bezeugen, wäre hinreichend mich oft schreiben zu machen. Wer macht denen nicht gern Vergnügen, die man liebt und hochschätzt! Sehen Sie, ich stelle mich nicht einmal, als wenn ich für Kompliment hielte, was Sie mir schreiben!

Ich lebe hier in Allem, was von mir selbst abhängt, recht glücklich. Wenn ich es in anderer Hinsicht nicht ganz bin, so tröstet mich das Bewußtseyn, daß nichts in der Welt von jeder Seite glücklich ist. Hofmeister seyn ist nicht der glücklichste Zustand, so viel seh ich jetzt um und zu beneiden bin ich in keiner Absicht, das können Sie denen nur ins Ohr sagen, die im Vaterlande nicht begreifen konnten, wie ich bey so wenigen Verdiensten eine solche Stelle hätte erhoffen können. Gern säh ich irgend einen sittlichen, steifen, aesthetischen Candidaten in meiner Stelle: er würde sie zufriedener und anständiger ausfüllen als ich. Aber kein Wort mehr von Unzufriedenheit! Ich rede ja mit meinem Jessen, wie kann ich mich einer andern trüben Empfindung überlassen, als der, daß ich nicht in seinen Armen bin.

An der Begebenheit, die ich Ihnen letzt von H. Lavatern schrieb[1]) hat H. Füßli und H. Heß, der V. der Abhandlung von philosophischen und moralischen Predigten[2]) Antheil gehabt und alle drey haben darüber ihr Vaterland verlassen und haben sich eine Zeit lang bey H. Spalding, der damals noch Prediger in Barth war, aufgehalten. Ich habe hier neulich einen jungen Schweitzer kennen lernen, der einen Edelmann von vieler Hoffnung führt, und einer von Lavaters besten Freunden ist.[3]) Meine Liebe zu den großen Schriftstellern der Schweitz hat uns zu Freunden gemacht. Von diesem weiß ich viele große Züge von allen Treyen. Lavater hat eine Gedächtnißrede auf Heß gehalten, die Sie lesen müssen und ist beschäftigt, sein Leben für die Gesellschaft zu Schuznach[4]) zu schreiben. Vielleicht schick ich Ihnen bald eine Probe seines Gedichtes über die Ewigkeit, die mein Freund mir versprochen hat. In den hiesigen Anzeigen sollen Sie bald eine Beurtheilung lesen, die H. Michaelis zum V. hat.[5]) Die Feldzüge unsrer kleinen und großen Geister haben mich eine Zeitlang um die Wette belustigt und geärgert, jetzt bemerk ich kaum etwas mehr davon. Im Laden sah ich vor einigen Tagen den vierten Theil der Bibliothek der el. Scrib. Wenn Pierot und Scapin sich auf dem Theater zerprügeln, sieht man eine Weile mit zu und lacht, aber wenn die Prügeley vier Akte durch dauert, so wird auch der geduldigste Zuschauer verdrüßlich. H. Klotz hat freylich mancherley Ursache stille zu werden und er sorgt noch immer für seinen Ruhm, wenn er es bleibt und jetzt anfängt zu studieren und bescheiden

---

[1]) Es handelt sich wohl um die Folgen von Lavaters Schrift gegen die Übergriffe des Landvogts Grebel (1762), durch die sich Lavater den Haß der Züricher Aristokraten zuzog. Er wanderte damals mit seinem Freunde H. Füßli aus seiner Heimat zu Spalding.

[2]) J. F. Heß, Diakonus zu Zürich: Prüfung der philosophischen und moralischen Predigten 1767.

[3]) Findeisen?

[4]) Siehe S. 669 Anmerkung 2.

[5]) J. D. Michaelis, 1717–1791 Orientalist und Theologe zu Göttingen.

zu werden. Gleim ist äußerst unzufrieden mit ihm. Er schrieb mir jüngst, daß er alle die Streitschriften, die er nie angesehen, mit Unwillen und Verachtung weggeworfen, seitdem er sie kenne. Schierach[1] ist jetzt Klotzens einziger Trost. Aus Riedel kann ich nicht recht klug werden. Es scheint, daß er einzusehen anfängt, wie gefährlich und unsicher der Weg war, auf dem er bisher so sorglos ging, aber mich dünkt doch noch nicht, daß er überzeugt ist, wie sehr er von dem Gedanken seiner Größe zurückkommen müsse, ehe er etwas werden kann. Es geht hier ein Gerücht, als wenn er Erfurt verließe. Ich kann es aber nicht glauben, da sein letzter Brief an mich nichts davon sagt.[2] Wittenberg[3] ist des Aergernisses und der Bemerkung nicht wehrt. Ich bin recht aufgebracht über Jacobi, daß er sich mit dem Nichtswürdigen einläßt. Wenn etwas Gutes in seiner Zeitung steht, das ist sicherlich nicht von ihm.

Was sagen Sie zu Hermanns Schlacht?[4] Oder haben Sie das Meisterstück unsers größesten Scribenten noch nicht gelesen? Ich laß es mit dem würdigen Heyne zuerst, dem Mann der ein solches Stück hier am meisten und vielleicht allein ganz fühlt. Ich bin noch erstaunt und entzückt darüber. Wie groß wäre unsre Nation, wenn wir uns vieler so originalen Gesänge rühmen könnten! Aber getrost, der Sänger Hermanns wird uns mehrere schaffen. Ich lese nichts als Klopstock. Mit seinen Messias bin ich noch nicht fertig. Langsam muß man so etwas lesen, um es ganz zu genießen.

Von Gleims Werken werden wir nun bald die so lange gewünschte Ausgabe erhalten. H. Jacobi besorgt sie und sie wird auf Subscription gedruckt.[5] Ich schicke Ihnen den Plan, sobald er heraus ist, für Sie und für die wenigen unsrer Gegend, die unsern Gleim zu lesen würdig sind. Von einem neuen allerliebsten Gedichte an H. Jacobi über den Amor, den ein Kritikus aus seinen Gedichten wünscht,[6] können Sie bey meiner Schwester eine Abschrift bekommen. Mit Jacobis Nachtgedanken[7] bin ich nicht so allerdings zufrieden, aber mit seiner Winter Reise[8] in den meisten Stücken ganz ungemein. Fast niemand vor ihm hatte so wohl klingende deutsche Verse gemacht. Und sie müssen ihm so wenig Mühe kosten. Von den leichten Dichtern der Gesellschaft und der Freude haben wir aus Berlin noch einige zu erwarten, und Sie werden erstaunen, wenn ich hinzusetze, daß es Grafen und Geheime Räthe sind.[9] Auch sie wurden durch Gleim erweckt.

Ihre Gedanken über Basedow haben meine Hochachtung für Sie um ein großes vermehrt. Sie wären in Aller Absicht der Mann dazu gewesen.[10] Warum

[1] Schierach, ein Kritiker vom Schlage Klotzens, gab das „Magazin der deutschen Kritik" zu Halle heraus, in dem auch Boie später boshaft und einseitig kritisiert wurde.

[2] J. J. Riedel, der 1768 Professor der Philosophie in Erfurt geworden war, ging 1772 als Professor nach Wien.

[3] Albrecht Wittenberg, ein „litterarischer Klopffechter" (Goedeke 4, 57), zankte sich mit dem Übersetzer J. J. Dusch herum. Siehe Allgemeine deutsche Bibliothek Band 7, Stück 2, S. 303.

[4] Von Klopstock, erschien 1769.

[5] Gemeint ist wohl die Ausgabe: Sämtliche Schriften. Neue vermehrte Auflage. Amsterdam (Berlin) 1770—1771.

[6] „An den Herrn Can. Jacobi als ein Kritikus wünschte, daß er aus seinen Gedichten den Amor herauslassen möchte." Berlin 1769.

[7] J. G. Jacobi, Die Nachtgedanken. Halberstadt 1769.

[8] Derselbe, Die Winterreise. Ein Gedicht in Prosa und in Versen. Düsseldorf 1769.

[9] Vgl. S. 673 Anmerkung 4 über den Geheimen Rat Beyer.

[10] Basedow fand einen glänzend veranlagten Gehilfen in Wolke.

giebt es aber nicht mehr junge Männer von so edler Denkungsart? Oder warum sind die Wenigen nicht alle in Umständen, daß sie ihren edlen Trieben folgen können? Einen Mann der aus Enthusiasmus für Tugend und Wahrheit sich aufopfern kann, muß Basedow haben, wenn er einen Gehülfen finden soll. Wer nur nach Lohn frägt, für den ist eine solche Stelle nicht. Ich hätte den guten Basedow hier erwartet und ihm alsdann gewiß einen Zuschuß und vielleicht einen nicht unansehnlichen verschafft. Er scheint aber von Hanover gerade wieder nach Hamburg gegangen zu seyn. Sein Einfall, das Latein blos durch Hülfe des Lehrbuchs zu lernen,[1]) gefällt mir so wenig als Ihnen. Er würde ohne Zweifel der wahren Gelehrsamkeit schädlich werden, wenn er ausgeführt werden könnte, und Gelegenheit geben, daß die so sehr vernachläßigte Lektüre der Alten noch mehr vernachläßigt würde. Aber er wird, wie das meiste, was der gute brave Mann sich vorsetzt, wohl der Traum eines Patrioten bleiben Wenn Basedow auch nicht mehr ist, als der Johannes, der vor der großen Revolution geht, und sie zubereiten hilft, verdient er schon den ganzen Dank seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. H. Iselin[2]) nimmt sich seiner sehr an. Er hat in einem gedruckten Bogen die schinznachische Gesellschaft und alle Patrioten seines Vaterlandes aufgefordert, Theil an einer so sehr zum Ruhme der Nation und des Jahrhunderts gereichenden Unternehmung zu haben.

Der Verf. der Betrachtungen über Geschäfte und Vergnügungen ist H. Spalding. Es hat jemand von ihm lettres sur les disputes de religion übersetzt, davon ich das Original nicht kenne. Ich fürchte daß der zweyte Theil von Jerusalems Betrachtungen[3]) sobald noch nicht erscheint. H. Eschenburgs Gedicht[4]) scheint mir besser gemeint als gemacht. Ich finde nicht genug Empfindung und Außerordentliches darin. Seine Comala,[5]) die am Geburtstage der Erbprinzessin aufgeführt ist, gefällt mir besser. Was sagen Sie zu Feders[6]) neuer Logik? Er ist in der braunschweigischen Zeitung sehr mitgenommen. Das unverschämte übertriebene Lob der Hall. Zeit. worüber er selbst erröthete, hat ihm diese harte Züchtigung zugezogen. Sie ist mehr beleidigend als gründlich.

H. von der Lühe[7]) empfiehlt sich Ihnen. Antworten Sie bald und glauben Sie, daß ich nie aufhören kann, Ihr Freund zu seyn. Boie.

Mein Freund Bruns[8]) schrieb mir vor einigen Tagen aus Oxford. Er ist da Fellow of Exeter College geworden und thut mit künftigem Jahr zum Behuf

---

[1]) Basedow reiste, um sich seines Elementarbuchs halber mit den besten Köpfen Deutschlands in Verbindung zu setzen, 1768 im Dezember nach Berlin und nahm den Rückweg nach Altona über Dresden, Leipzig, Halle, Braunschweig, Hannover und Bremen, war also Göttingen zeitweise nahe. Boies Bemerkung über Basedows Stellung zum Lateinischen ist nicht ganz durchsichtig. Basedow war ein Freund der Lektüre der Alten, nur strebte seine Methode des Lateinisch-Lernens größere Resultate mit praktischeren Mitteln an. Er betrieb vor allem das Lateinisch-Sprechen und wollte es in einem einzigen Lehrjahre zur Beherrschung der Sprache bringen — wie seine praktische Thätigkeit zeigte, nicht ohne Erfolg.

[2]) Ein Schweizer, Mitbegründer der patriotischen Gesellschaft zu Schinznach, Ratsschreiber zu Basel, gestorben 1782.

[3]) J. F. W. Jerusalem: Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion Braunschweig 1768, Fortsetzungen 1772, 1773, 1774, 1779.

[4]) Die Operette Lucas und Hannchen. Braunschweig 1768?

[5]) Comala. Ein dramatisches Gedicht. Braunschweig 1769.

[6]) Feders Logik und Metaphysik im Grundriß erschien Göttingen 1769 in erster, 1794 in achter Auflage.

[7]) Boies Schutzbefohlner in Göttingen.

[8]) H. J. Bruns, Prediger zu Schwabstädt in Schleswig, gestorben 1822 (?).

des kennikotischen Bibelwerks[1]) eine Reise durch Frankreich, Italien, Schweitz, Holland und Deutschland, vielleicht auch durch Spanien. Er kann mir die Freundschaft des Bischofs v. Oxford, des Dr. Lowths nicht genug rühmen. Sie wollen die erfurtischen Zeitungen gern lesen: ich schicke sie an H. Ambrosius, von dem Sie sie fordern können. Um Ihre Ungeduld zu vergnügen, schick ich mein Exemplar, ob es gleich ein wenig schmutzig ist. Es ist ja nur eine Zeitung, die nur einmal gelesen wird. Sie mögen mit A. mit H. Clausen, seinem Vater und andern abreden wie Sie sie halten wollen und ob ich die Göttingischen auch schicken soll.

4.

Berlin 14. Jan. 1776.

Aus Berlin? .. Ja, mein bester Jessen, aus Berlin schreibt Ihnen Ihr Freund Boie, und ist mitten unter den deutschen Musen noch so sehr Ihr Freund, als er es je gewesen ist. Ich erhielt Ihren angenehmen Brief vom 10 dec. erst vor einigen Tagen, und eile gleich, ihn zu beantworten. Meine Antwort sey aber zugleich an unsern würdigen Freund, den H. Past. Clausen gerichtet, von dem ich kurz vor meiner Abreise von Göttingen einen Brief erhielt. Ich habe diesen in meiner damaligen mündlichen Zerstreuung verworfen und könnt ohnedem in meiner jetzigen nicht viel kleineren keine zwey große Briefe schreiben. Aus Göttingen hohl ich gewiß meine Versäumniß nach. Heute will ich Ihnen nur kurze Nachricht von meinem Ergehen geben. — — Von meiner höchst unangenehmen Geschichte[2]) will ich Ihnen nur so viel sagen, daß Ihr Freund noch immer so würdig ist, Ihr Freund zu seyn, wie er's je gewesen seyn mag, und vielleicht noch etwas würdiger, denn, warlich, mein Freund, das letzte Jahr hat ihn ein wenig läutern können. Ich kann und werde nie Alles sagen. Da ich nun einmal bestimmt bin zu leiden, so will ich nicht Andere mit dem Geschwätz aussetzen, denen es mehr schaden könnte, als mir. Ich sehe mein Vaterland vors erste gewiß nicht wieder und beruhige mich, wenn nur die wenigen, die mich kennen, wissen, daß ich kein leichtsinniger, böser, betrügerischer Mensch bin. Ihre Gründe, mein bester, die mich antreiben sollten, meine Stelle nicht zu verlassen, sind sehr gut und waren die meinigen, wenn es nur möglich gewesen wäre, mich zu erhalten. Aber wer kann mit einer Fr. v. B. auskommen? Über die ersten, äußerst niedrigen Vorwürfe schrieb ich ihr wie ein ehrlicher Mann. Das ist meine Denkungsart [schrieb][3]) ich, nach der werd ich handeln; billigen Sie sie nicht, so ist es am besten, daß wir uns trennen. Anstatt einer Antwort darauf erhielt ich einige gleichgültige Briefe, die von der Sache nichts sagten und mußt indeß zwey bis drey der vortheilhaftesten neuen Anträge aus der Hand gehen lassen. Endlich, da ich mir nichts weniger versehe, erhalt ich meinen Abschied, den ich freilich annehme. Indeß trägt sich eine Sache zu, der sich kein Mensch versehen hätte und die uns nöthigt, Göttingen zu verlassen. Von dem, was ich dabei gelitten, sag ich nichts, denn ich hatt es nicht verdient. Unverdiente Beschuldigungen erheben die Seele statt sie nieder zu beugen. Ein Onkel meines gewesenen Eleven verlangte,[4]) daß wir zu ihm nach Berlin reisen sollten. Hier sind wir seit vier Wochen, und bleiben es noch bis Ende des

[1]) Das Werk des englischen Bibelkritikers Benjamin Kennicott.

[2]) Frau von der Lühe, die Mutter von Boies Zögling, hatte gegenüber den eingereichten Rechnungen über die Auslagen des Hofmeisters Mißtrauen geäußert und ihn der Unredlichkeit verdächtigt.

[3]) Lücke im Original.

[4]) Es scheint, daß danach die Stelle bei Weinhold a. a. O., S. 24 zu verbessern wäre: „Er legte natürlich seine Stelle sofort nieder, verlangte aber, daß er seinen Pflegling selbst zu dessen Oheim, dem Geheimen Rat von Lützow in Berlin bringen und vor diesem sich rechtfertigen müsse."

Monats. Ich fand in dem Onkel einen edeldenkenden Mann, der weiß, daß ein Bürger auch nicht allemal eine Sklavenseele hat, und daß man sehr in das Unglück anderer verwickelt seyn kann, ohne dazu beygetragen zu haben .... Mein hiesiger Aufenthalt kommt mir vor, wie einem, der lange mit Sturm und Ungewittern gekämpft hatte, und jetzt in einem Hafen einläuft Er würde sich nur mehr freuen, wenn es der Hafen wäre, aus dem er auslief, und die wiedersähe, von denen er sich vorhin mit Schmerz trennete. — — — — Mein Brief muß Ihnen notwendig sehr räthselhaft vorkommen, aber ich kann nur das sagen. Auch das wenige dürfen nur meine Freunde wissen. Den kleinen Seelen meines Vaterlandes sey ich künftig wie ein Gestorbener. Ich weiß wie manche über meinen Fall sich erheben werden. Aber das Lachen derer soll mich nicht ärgern, deren Beyfall mich nicht stolz gemacht hätte. Ich bedaure nur die Wenigen, aber, Gottlob! sie sind von meiner Unschuld überführt .... Was ich ins künftige will? Das weiß ich selbst noch nicht, Hofmeister werd ich vors erste kaum wieder. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Andre Aussichten, mit denen ich prahlen könnte machen, sind noch zu ungewiß, als daß ich davon schreiben möchte. Ich denke, daß ich diesen Sommer mein eigner Herr bleiben werde, und vermuthlich in Göttingen. Ich muß doch mir nichts vorzuwerfen haben, da ich nach dem Ort wieder zurückkehre, der mich unglücklich gemacht hat. Wie traurig ist's, daß ich sowenig Hoffnung habe, meine alten und wahren Freunde vors erste wiederzusehen. Sie antworten mir doch bald wieder; aber ich zweifle doch, daß mich Ihre Antwort hier noch treffen möchte. Schicken Sie nur die Antwort an Ihren Freund, den H. Past. Feddersen in Magdeburg. Ich werde bey dem vorsprechen, wenn ich Berlin verlasse und Ihre Freundschaft soll mir ein Recht auf die seinige geben. Schreiben Sie ihm doch ein Wörtchen von mir, aber vor allen Dingen, lassen Sie mich nur bei ihm einen Brief vorfinden! — — Trotz meinem Zustand machte mir doch das so ungewöhnlich lange Ausbleiben Ihrer Antwort Unruhe. Sie sind also krank gewesen? Wie bedaure ich Sie, und wie froh bin ich, daß Sie es nicht mehr sind! Den unverzeihlichen Fehler meines Freundes D.[1]) wußt ich schon von Andern, aber ich zweifelte noch. Wie betrübt mich die Bestätigung aus Ihrem Munde! O daß ein so gutes Herz, wie das seinige immer war, sich dereinst einen solchen Fehler vorzuwerfen haben muß! Ein Leichtsinn war er immer, aber ich dachte nie, daß er soweit gehen würde. Welch eine Warnung für die besten Seelen! Denn just die sind den Eindrücken der Freude und der Liebe am offensten Mir hat er seit unsrer Trennung auf zwey sehr freundschaftliche Briefe keine Silbe geantwortet. So thut auch die Wollust der Freundschaft Abbruch Er war mein Freund. Es kostet mir immer Thränen, wenn ich einen verliere. Ich habe mich schon so manchmal durch die Außenseite betrogen sehen müssen. Aber dieser war mein Freund. Aber ich sehe Sie schon ungeduldig, daß ich so lange habe schwatzen können, ohne noch alles dessen mit einer Silbe zu gedenken, wovon ich wissen muß, daß Sie am ersten darnach fragen werden. Geduld mein Freund! Ich komme. Doch ich muß erst die Feder etwas weglegen, um die traurigen und wehmütigen Empfindungen etwas zu vergessen, in die ich mich durch diesen ganzen Brief versetzt habe. — — —

Da ich schon so lange hier bin, werden Sie leicht vermuthen, daß ich die großen Männer von Berlin jetzt wenigstens dem Ansehn nach kenne und meinen Freunden allerley von ihnen sagen kann, das Sie noch nicht wissen. Ich bin würklich so glücklich. Ich kenne nicht allein die meisten der hiesigen Gelehrten, sondern ich bin auch fast beständig in ihrer Gesellschaft, und diese verhindert mich nur, daß ich noch nicht alle kenne. Von allen seh ich H. Ramler, Nicolai, Spalding und Moses am öftersten und lerne sie desto mehr hochschätzen und verehren

[1]) Vielleicht der in Brief 2 erwähnte „liebe Tarvel" in Schleswig?

ie öfter ich sie sehe. H. Ramler ist besonders mein Held. Sie wissen, wie groß ich immer von dem Dichter dachte; ich denke von dem Menschen jetzt noch höher. Einen Mann der so entfernt ist, klein von Andern zu denken, müssen Sie nicht leicht gesehen haben. Er liebt die Kritik gar nicht. Die öffentliche, aufzeigende neulich, die in unserm lieben Vaterlande noch immer zuviel Lerm macht. Aber in der Privat und freundschaftlichen Kritik ist er desto strenger. Wie vieles hab ich durch ihn minder schätzen lernen, das ich vordem für vollkommen ansah! Wie wenig kennen wir auch noch Ramlern, den Dichter! Welch eine Menge der trefflichsten Oden und andern Gedichte verwahrt er nicht in seinem Pulte, die ihn gewiß einige Staffeln höher stellen würden, als er noch steht! Ich höre fast alle Morgen ein neues Stück von ihm. Und wie liest er! Gewiß man schämt sich, jemals vorgelesen zu haben, wenn man ihn hört! Wir bekommen einen zweiten Theil von Liedern der Deutschen, der weit mehr unbekannte Stücke enthält, als der erste. Unvergleichliche Sachen werden Sie besonders von dem unbekannten Verfasser der Laura[1]) darin antreffen! Ich habe seine Werke zum Theil gelesen, die sobald noch nicht gedruckt werden, aber unter die liebenswürdigsten Sachen gehören, die Deutschland noch hervorgebracht hat. Der V. lebt im Dunkeln und verläugnet mit Fleis den Ruhm, den er erhalten würde, wenn er sich nur einmal sehen ließe. Wie viele würden das thun können! H. Nicolai ist gar nicht der Mann, für den man ihn halten würde, wenn man in ihm nur blos den Critikus kennt. An der A. Bibl. arbeitet er auch viel weniger, als man glaubt. Der gefälligste, freundschaftlichste Mann, dem ich beynah alles Vergnügen danken muß, das ich in Berlin habe und ein Mann von großer und tiefer Einsicht in vielen Sachen. Ich kenne durch ihn viele der wichtigsten Mitarbeiter der A. Bibl. und unter ihnen Männer, die einst auch durch Originalwerke groß seyn werden. Sonst aber Nahmen, die zum Theil noch sehr unbekannt sind. H. Moses ist ein außerordentlich würdiger Mann. Mir ist das Urtheil über die neuern Gesänge des Messias, das Sie ihm zuschreiben, kaum glaublich, da ich mehr als einmal mit ihm mich darüber unterhalten habe. Er liesst wenige deutsche außer den Klopstock. Über Hermannsschlacht ist man hier sehr uneinig und ich habe mehr als einmal mit Glück die Vertheidigung eines der größten Originalwerke unternommen, die ich kenne. H. M. denkt eben so groß davon. Am wenigsten aber kann ich mit H. Sulzer einig werden. Die immer geringer werdende Handlung, die man den neuen Gesängen des Messias vorwirft, mag ein Fehler seyn, aber es ist ein Fehler der ersten Anlage, ein Fehler, der vielleicht bey dem Süjet nicht zu vermeiden war. Er sollte nicht zu viel und nicht zu wenig sagen. Wie hat dies erstaunende Genie den Mittelweg immer so glücklich gehalten! K. der so tief sieht, hätte gewiß vermieden, was man ihm vorwirft, wenn es zu vermeiden gewesen wäre. Bald erhalten wir seine Oden. H. M. scheint ganz ein Jude zu seyn, und immermehr, je mehr Aufsehn er jetzt unter seiner Nation erregt. Sie wissen doch schon von dem merkwürdigen Brief, den er an H. L. geschrieben? Man billigt hier den Schritt des H. L.[2]) gar nicht, und H. Spalding, der sonst mit der größten Achtung von ihm redet, am wenigsten. L. hat neulich einen sehr vortrefflichen Brief an M. geschrieben, worin er ihn um

[1]) Aus dem ersten Teil. Von Redlich als J. N. Götz angesprochen.

[2]) Die Stelle behandelt die bekannte Episode in Mendelssohns Leben: Lavater gab 1769 eine Übersetzung von Bonnets „Beweisen für das Christentum" heraus, eignete sie Mendelssohn zu und forderte ihn öffentlich auf, das Buch zu widerlegen oder zum Christentum überzutreten. Mendelssohn bekannte sich dem gegenüber offen als Jude der Überzeugung nach und wehrte Lavaters Anfinnen mit solcher ruhigen Bestimmtheit und so überzeugenden Gründen ab, daß dieser selbst um Verzeihung bat. Vgl. das bekannte Buch: Die Familie Mendelssohn 1729—1847 von S. Hensel, 6. Auflage, Berlin 1888.

Vergebung bittet, wenn er ihn etwa durch seinen Eifer beleidigt hätte. Ich wünschte ihn gedruckt, damit man sähe, wie edle Seelen sich verhalten, wenn sie zu weit gegangen sind. Ich hoffe, daß die Sache dableiben soll. L. wird wohl hier stehen bleiben, ob aber H. Bonnet auch, das ist die Frage. Und sollt auch M. genöthigt werden, den ihm so höchst unangenehmen Schritt zu thun, wird er nie wider das Christenthum, sondern nur wieder Bonnets Gründe schreiben. Die beyden Kantaten die der Anekdotenkrämer Schmid[1]) von M. bekannt gemacht hat, sind Hebräisch geschrieben und nur übersetzt. In dieser Sprache hat er auch neulich einen Commentar über den Prediger Salomonis drucken lassen. Kennen Sie eine kleine Schrift: Pope der Metaphysiker[2]) und wissen Sie, daß Lessing und Moses die V. davon sind? Die müssen Sie lesen. Meine Hochachtung für H. Lessing wird hier immer größer. Wie reden hier die größten Männer von ihm! Er ist doch Mitglied der hiesigen Akademie. Ein großes Wunder! Der Erbprinz v. Br[aunschweig] hat sich selbst durch die Ehre geehrt, die er ihm gegeben hat. Er hat ihn in seinem Zimmer besucht. Sein Bruder, ein junger liebenswürdiger und genievoller Mann ist sehr mein Freund geworden.[3]) Er geht vielleicht mit mir zurück nach Göttingen. H. Spalding habe ich noch nur einmal reden gehört. Sein Anstand ist [ebenso] liebenswürdig als sein Ausdruck. Der Raum fehlt mir Ihnen alles von dem großen Mann zu sagen, was ich Ihnen sagen möchte. Er begegnet mir mit vieler Gefälligkeit. H. Meil, der liebenswürdige Kupferstecher, gehört unter die angenehmsten und einsichtvollsten Männer Berlins, so wie der vortreffliche Maler Rode, ein Künstler, dem seine außerordentliche Bescheidenheit bei seinen Zeitgenossen nur schadet. Den Kupferstecher Schmid kenn ich noch nicht. Es soll ein wunderlicher Mann seyn. Die Frau Karschin war schon meine Freundin eh ich nach Berlin kam. Unter der erstaunenden Menge Gedichte, die sie macht, müssen freilich viele schlechte seyn. Aber auch das schlechteste ist kaum ohne einen guten Einfall. Alle Mitwoch Abend bring ich besonders in einer beneidenswürdigen Gesellschaft zu. Ich darf Ihnen nur die Männer nennen, die sie ausmachen. Ramler, Quanz, Nicolai, Meil, der Geh. R. Beyer, einer unsrer liebenswürdigsten Dichter, Lessing, Krause[4]) und andre Männer von Genie und zum Theil von Stande machen Sie aus .... Der Raum fehlt mir, Ihnen mehr von Berlin zu sagen. Nach der innigsten Empfehlung an H. Clausen und seine würdige Gattin, bleibt kaum noch so viel übrig, daß ich meinen Nahmen hinschreiben kann. Boie.

Lassen Sie sich von Ambrosius eine neue Ode Ramlers geben, die ich ihm geschickt habe.

5.

Göttingen den 24ten Jenner 1771.

Ich entschuldige Ihr Stillschweigen gern, mein liebster Jessen, ob es mich gleich um eines meiner liebsten Vergnügen gebracht, Briefe von Ihnen zu lesen. Die Krankheit und der Tod einer so vortreflichen Fürstinn mußte Ihr fühlendes Herz nothwendig sehr angreifen. Ihre Rede, für deren Mittheilung ich Ihnen meinen ganz[en] Dank sage, macht Ihrem Herzen so viele Ehre, wie Ihrem Genie. Ich habe sie mit dem größesten Vergnügen gelesen, und mir immer Sie selbst dabey gedacht. Die Briefe der Fürstinn haben mich ungemein gerührt. Seltenes

---

[1]) Die eigentliche Seele des oben erwähnten mit allerhand klatschhaften Anmerkungen ausgezierten Konkurrenz-Almanachs.

[2]) Pope ein Metaphysiker! Danzig 1755.

[3]) Karl Gotthelf Lessing 1740—1812, zuletzt Münzdirektor in Breslau.

[4]) Quanz ist der berühmte Flötenspieler, den Geheimen Rat Beyer nennt Boie auch an anderer Stelle (Weinhold, S. 26) den „Verfasser einiger der süßesten Lieder in den Liedern der Deutschen", Krause war Advokat und Komponist.

Beyspiel bey einer in den und für die Vergnügungen der Großen Welt erzogene Person! Ich wünschte um ihrer Vortreflichkeit und des guten Beyspieles wegen, das sie bekannter würden. Und das ließe sich ja wohl thun. Da ich zwey Exemplare habe, werd ich eins an H. Nikolai senden. Vielleicht kann er Ihnen Platz in der A. Bibl. anweisen. Durch die Erziehung der Kinder müssen Sie sich ein[1] neues Verdienst um das Haus und auch um die Welt machen.[2] Woran ist ihr wohl mehr gelegen als an der frühen Bildung derjenigen; deren gutes oder böses Beyspiel so vielen Einfluß in der allgemeinen Glückseligkeit hat. Sauer ist dies Amnt, ich fühle es; aber was ist dem edlen Mann alle Mühe, wenn er sich bewußt ist, dadurch für viele nützlich zu werden. Ich möchte Sie auffordern, ja Ihr Geschäft keinem abzutreten, wenn Sie die Hände nicht sicher kennen, in welche Sie es übergeben. Ich wüßte Ihnen keinen vorzuschlagen, der dazu nur halb so geschickt wäre als Sie selbst. Ihren Einfall, daß ich dazu hätte brauchbar seyn können, sehe ich als eine Eingebung der Freundschaft an. Ich kenne die Wichtigkeit des Amntes, die Forderungen, die man dazu mit Recht macht, und meine eignen Kräfte zu wohl, als daß ich mich leichtsinnig entschließen könnte, es zu übernehmen, wenn auch meine gegenwärtige Lage mir erlaubte, daran zu denken. Ich wäre mir nichts bewußt als guten Willen. Indeß, wenn mir nach einigen Jahren, wenn ich die Gelegenheit, die Welt zu sehen, die ich itzt hoffen darf, genützt und mir Kenntnisse eingesammelt hätte, auf die ich itzt noch keinen Anspruch machen darf, eine solche Stelle angeboten würde, dürfte ich vielleicht weniger Bedenklichkeit dabey finden. Man gewinnt bey seinem Studieren ein Großes, wenn man voraus weiß, wozu man bestimmt ist. Der Beyfall, mit dem Ihr Herzog Gellerts Moral[3] liest, und die Nahrung, die er für sich darin findet, erhöhet den Begriff, den ich immer von seiner Denkungsart gehabt habe.

Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen auch nicht viel zu sagen. Wenig ist erschienen, und wenn ich ehmals zu viel gelesen habe, lese ich wohl jetzt zu wenig. Wenn man, wie ich, täglich sechs Stunden mit Unterricht, und eben so viel mit Rechnungen, Gesellschaft und Zerstreuungen verlieren muß, fällt das Lesen und Studieren so ziemlich weg. Dazu kommen diesen Winter die Herausgabe des Almanach[4] und einige Übersetzungen, wozu ich mich anheischig gemacht hatte, mit einer sehr ausgebreiteten Correspondenz. Die wenigen Stunden, die ich übrig habe, wende ich fast ganz zum Studio der englischen Sprache, und zur Übung im Schreiben an. Ich möchte es gern im letzten weit bringen, denn ich habe so meine Absichten damit. Den Almanach werden Sie nun schon gesehen haben. Ich hätte Ihnen denselben schicken sollen, und es auch gerne gethan, wenn ich nur nicht glaubte, daß Sie ihn schon hätten. Aber ich muß so viele Exemplare an die Verfasser abgeben, daß mir kaum eins für mich selbst übrig bleibt und für meine liebsten Freunde gar keines, wenn ich nicht kaufen will. Ich will mich indeß freuen, wenn Sie Ihrem Freunde ein Lächeln des Beifalls schenken wollen. Die A. Bibl. erhält sich, trotz des Geschreyes der Gegner, immer im Gange, und wird in mancher Absicht, dünkt mich, männlicher. Den Recensenten des Homer weiß ich nicht. Vielleicht ist es Herr Prediger Eberhard, ein junger Mann von großen Verdiensten, und von dem verschiedene, wichtige, philosophische Rezensionen herrühren. Aber lesen Sie die neue Bibl. nicht [?]. Die philosophischen Aufsätze (das sind sie mehr als Rezensionen) von Herrn Garbe[5] und Engel machen sie jetzt dem

[1] im Text: eines.

[2] im Text: gemacht.

[3] Moralische Vorlesungen, nach des Verfassers Tode herausgegeben von Joh. Ad. Schlegeln und Gott. L. Heyern, Leipzig 1770.

[4] Musen-Almanach für 1771, der zweite erschienene.

[5] Der bekannte Philosoph Garve, rezensierte Lessing und Herder in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften".

Freunde der Philosophie sehr wichtig. Von beyden haben wir vortreffliche Sachen noch zu erwarten. Sowie von einem gewissen Herrn Meiners,[1]) der erst neulich von hier abgereiset ist. Er hatte hier gewiß die tiefsten Einsichten in die ältere Philosophie. In der hier herauskommenden philologischen Bibl. und in der Allgemeinen finden Sie einiges von ihm. Riedels Bibliothek hat wohl ein Ende. Ein gewisser M. Sattler setzt sie fort. Ob er über oder unter seinem Vorgänger ist, weiß ich nicht. Sie werden sich mit mir freuen, daß Smiths Theorie der moralischen Empfindungen[2]) einem so guten Übersetzer als Rantenbergen in die Hände gefallen ist.

Herder hat Abbts Stelle in Bückeburg angenommen, und wird Ostern dahin gehen. Ob er ein Geistlicher bleibt weiß ich nicht. Lust hat er wohl nicht dazu, und es wär auch immer so gut, wenn er ganz seiner Neigung folgte. Wenn man seinen Verlust in Kiel nicht bedauert, so beweist man nichts dadurch, als daß man seiner nicht würdig ist. Aber wo man einen Weber[3]) für einen Mosheim,[4]) einen Chrysander für einen großen Theologen, und einen Hirschfeld[5]) für einen großen Mann hält, hat man, dünkt mich, nicht viel Recht, über einen Herder zu urtheilen. Er war für einen Geistlichen vielleicht zu lebhaft, aber ich habe fast noch keinen Mann gekannt, dessen Gesellschaft ich mir zu meiner Belehrung und meinem Vergnügen mehr wünschte. Ich habe einige Abende mit ihm zugebracht[6]) wo er ganz sich selbst gelassen war, und, bey der größten Munterkeit nichts sagte, was ein vernünftiger Sittenlehrer verdammen könnte. Wir haben ein wichtiges Werk über die Künste von ihm zu erwarten. Leibnitz ist durchaus sein Held. Er ist itzt krank in Strasburg. — Unsers Clausens Aussöhnung mit dem Herzog hat mir die lebhafteste Freude gemacht.

Sie sagen, daß ich keine Entschuldigung hätte, wenn ich nicht antwortete. Um Ihnen Gelegenheit zu geben, mir diesen Brief ein wenig anzurechnen, und um Ihnen zu zeigen, wie angenehm mir der Ihre gewesen ist, muß ich Ihnen sagen, daß dies der dreißigste Brief ist, den ich binnen acht Tagen schreibe, und lange nicht der weitläufigste, so weitläufig er auch gerathen ist.

Jetzt denk ich an nichts eifriger, als eine Subscription für Thomsen[7]) zu machen. Ich verspreche mir etwas davon. Sie sind doch ein Collekteur? Ich umarme Sie mit der wärmsten Freundschaft. Der Ihrige Boie.

---

[1]) Chr. Meiners 1747—1810 zuletzt Professor der Philosophie zu Göttingen.

[2]) Adam Smiths Theorie der moralischen Empfindungen, übersetzt von Chr. G. Rantenberg 1770, erschienen zu Braunschweig, wo Rantenberg Prediger an der Martinskirche war, gestorben 1776. Rantenberg hatte früher schon H. Homes Gründe der Sittlichkeit und natürlichen Religion aus dem Englischen übersetzt.

[3]) A. Weber, seit 1750 ordentlicher Professor der Philosophie zu Göttingen, 1770 als gleicher und außerordentlicher Professor der Theologie nach Kiel berufen.

[4]) J. L. von Mosheim, seit 1719 Beisitzer der philosophischen Fakultät zu Kiel, ein Mann von großem Ruf, 1723 ordentlicher Professor der Theologie zu Helmstädt, gestorben als Kanzler und Professor honorarius der Theologie zu Göttingen 1755.

[5]) Ch. H. L. Hirschfeld ward 1763 Lehrer der Prinzessin Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Gottorp, spätern Herzogin von Südermannland, dann zweier Prinzen desselben Hauses. 1769 außerordentlicher Professor der Philosophie in Kiel, 1773 ordentlicher Professor, gestorben 1792.

[6]) Im Herbst 1770 zu Göttingen.

[7]) J. H. Thomsen, der von Boie als Dichter entdeckte Schulmeister in der Landschaft Angeln zu Kins an der Schlei, für den sich Boie nicht ohne Erfolg sehr ins Zeug legte.

6.

Meldorf den 16ten Aug. 1787.

Mein Bruder hat mir mit dem freundschaftlichen Gruß von Ihnen viel Vergnügen gemacht, so wie die Nachricht, daß Sie an Ihren Augen leiden, mich nicht wenig schmerzt. Er sagt mir, daß Sie mit dem von Göckingk im Museum[1]) empfohlenen Augenwasser einen Versuch zu machen wünschen. Ich freue mich nicht wenig, daß ich Sie, liebster Freund, gleich in den Stand dazu sezen kan. Der edelmütige Besizer, Herr von Pfuel, hat mir mit einem Gläschen ein Geschenk gemacht, von welchen ich Ihnen einen Theil, so viel Sie ungefähr brauchen werden, mit der zugleich von ihm erhaltenen Anweisung zum Gebrauche sende. Gebe nun der Himmel, daß auch Sie den Nuzen davon verspüren mögen, den so viele empfunden haben! zum Danke bäte ich mir dann eine kleine Nachricht davon aus, um auch dem edlen Geber eine Freude damit machen zu können. — Gott hat mich, sonderbar und unerwartet, in mein Vaterland zurückgeführt, und mich an einen Posten gestellt, wo ich manches Gute wirken kan.[2]) Von ihm erbitte ich die Kraft und den Segen dazu, wie ich gewiß den Willen habe. So hab ich nun wieder mit den Freunden meiner Jugend Ein Vaterland, das ich immer geliebt habe und dem wieder anzugehören ich stolz bin. Aber obgleich ihnen näher, wie weit bin ich doch noch von den meisten getrennt! Wie weit von Ihnen! Ich werde zu Ende dieses, oder in den ersten Tagen des nächsten Monats ein Paar Tage in Flensburg sein und Sie nicht sehen! Indeß ist es meinem Herzen noch immer lieb Sie gesehen zu haben. Leben Sie wohl, grüßen Ihre liebe Frau, und behalten mich so lieb, als ich Sie habe. H. C. Boie.

Eine Quelle von Schillers Räubern.

Von Spiridion Wukadinović in Prag.

Unter den Dramen Shakespeares, die auf Schillers „Räuber" einwirkten, hat man der Komödie „The two gentlemen of Verona" einen wenig beachteten Platz angewiesen. Schiller hatte sie auf der Akademie aus Wielands Übersetzung[3]) kennen gelernt, die ihn mit einem Schlage gewaltsam in den Bannkreis des großen Engländers zog. Aber die meisten Forscher, die sich mit der Quellenfrage der Räuber beschäftigt haben, gehen achtlos an ihr vorüber oder erwähnen sie nur ganz nebenher. Selbst Minor, der alles, was auf Schillers Erstlingsdrama auch nur im entferntesten einge-

[1]) Es ist die von Boie gegründete vom 1. Januar 1776 ab erschienene Zeitschrift: Das deutsche Museum, die den Wettkampf mit Wielands Merkur aufnahm. Sie hatte „eine monatliche Unterhaltung aus allen Fächern der Wissenschaft" zum Ziel.

[2]) Boie war im Frühjahre 1781 Landvogt von Süderditmarschen zu Meldorf geworden.

[3]) Die hier vorkommenden Citate aus den Veronesern sind sämtlich der Wielandschen Übersetzung entnommen, die mir durch B. Seuffferts Güte zur Verfügung stand.

wirkt haben konnte, mit peinlichster Sorgfalt verzeichnet, zieht aus den Veronesern außer der Erwähnung von „Robin Hoods dickwanstigem Mönch" nur folgende Übereinstimmung heran: „In Shakespeares ‚Edlen von Verona' nimmt Valentin, welcher durch seinen Jugendfreund Proteus bei der Geliebten ausgestochen worden ist (?), die Hauptmannschaft einer aus verbannten Edelleuten bestehenden Bande unter der Bedingung an, daß sie keinen Schimpf an schwachen Frauen und armen Reisenden üben" (Schiller, 1, 315).

Und doch scheint es mir bei näherer Betrachtung, daß die Veroneser dem Dichter mehr als bloße Reminiscenzen und kleinere Züge (wie dies etwa bei König Lear oder Richard dem Dritten der Fall ist) geboten haben. Vielmehr konnte hier Schiller fast alle wichtigeren Motive beisammen finden, in denen er über seine Hauptquelle, Schubarts Anekdote „Zur Geschichte des menschlichen Herzens", hinausgeht oder von dieser abweicht. So zunächst das Motiv der gemeinsamen Liebe zu demselben Mädchen. Franz liebt Amalien und will sie „diesem Karl aus dem Herzen reißen". Dies ist für ihn mit ein Grund, Karl vom väterlichen Hause entfernt zu halten und so die Liebenden für immer zu trennen. Er ist es daher, der die Verbannung seines Bruders vom Vaterhause mit unredlichen Mitteln betreibt, hingegen ist es in letzter Linie bei Schubart „ein unglückliches Duell, das ihm die Gunst seines Vaters entzog". Von einer eigentlichen Intrigue des Bruders ist erst später die Rede. Anders bei Shakespeare. Dort liebt Proteus heimlich Silvia, die Geliebte seines besten Freundes Valentin, aber der glückliche Nebenbuhler steht ihm im Wege. Er geht daher darauf aus, die Liebenden zu trennen, und die Art und Weise, wie er dieses Vorhaben ausführt, zeigt auffallende Übereinstimmungen mit dem Gegenspiel Franzens in den Räubern. Zunächst wird Valentin beim Herzog, dem Vater Silvias, angeschwärzt. Um sich selbst aber nicht in ein schlechtes Licht zu rücken — denn Valentin gilt bei Hofe für Protens' besten Freund — heuchelt er einen Konflikt zwischen Liebe und Pflicht. „Mein gnädigster Herr, was ich entdecken soll, befiehlt mir das Gesetz der Freundschaft zu verhehlen; allein wenn ich mir die Gnadenbezeugungen zu Gemüt führe, womit ihr mich, so unwürdig als ich bin, überhäuft habt, so treibt mich meine Pflicht euch etwas zu eröffnen, das sonst alle Vorteile der ganzen Welt nicht aus mir herausziehen würden" (III, 1). Ähnlich motiviert auch Franz seine verleumderischen Enthüllungen: „Ich sollte schweigen auf ewig — denn er ist euer Sohn: Ich sollte seine Schande verhüllen auf ewig — denn er ist mein Bruder. — Aber euch gehorchen ist meine erste traurige Pflicht — darum vergebt mir" (I, 1). In beiden Fällen gelingt der Anschlag. Valentin wird aus den Augen

des Herzogs verbannt, Karl darf den heimatlichen Boden nicht mehr betreten. Bei Shakespeare wie bei Schiller ist es der Anstifter selbst, der unter der Maske heuchlerischen Bedauerns die Unglücksbotschaft ausrichtet. Nun erst beginnen Protens wie Franz mit ihren Liebeswerbungen hervorzutreten, beide mit dem gleichen Erfolge, denn tiefste Verachtung wird ihnen von dem betreffenden Mädchen, das ihre Ränke durchschaut, entgegengebracht. Auch die Mittel, mit denen sich die beiden das Herz der Geliebten erringen wollen, sind in beiden Stücken die gleichen. Protens sagt: „Der kürzeste Weg wäre, den Valentin bey ihr zu verlästern, und ihn der Untreue . . . zu beschuldigen“ (III, 5). Und eben dieses ist der erste Kniff, den Franz anwendet, um Amalie von Karl loszureißen (II, 1). Als alle Künste nicht verfangen wollen, erzählt Protens der erzürnten Silvia: „Ich höre, Valentin sey . . . todt“ (IV, 2). Und ebenso sagt Franz: „Die Liebe meines Vaters mußt Du in seinen Söhnen belohnen, und Karl ist todt“ (III, 1). Von diesem Kunstgriffe Franzens, seinen Bruder für tot auszugeben, weiß Schubart gleichfalls nichts zu berichten. Auch die Person, deren er sich zu diesem Zwecke bedient, ist bei Schubart nicht erwähnt, findet sich dagegen bei Shakespeare. Hermann nämlich, den Franz dazu anstiftet, die Todesbotschaft zu überbringen, ist ein ehemaliger Verehrer Amaliens, der sie jetzt noch heiß liebt, aber seinerzeit von Karl recht unsanft behandelt worden war. So tritt auch bei Shakespeare zu den beiden Verehrern Silvias als dritter Thurio hinzu, der aber ebensowenig Glück mit seinen Anträgen hat als Protens, und sich von Valentin so manches gefallen lassen muß. Auch hier vereinigen sich die zwei Zurückgewiesenen gegen den Bevorzugten, doch ist Thurio wie Hermann, ohne es zu ahnen, nur ein Werkzeug in der Hand des schlaueren Bundesgenossen, der allerdings vorgibt, dies alles nur um Thurios willen zu thun, so wie Franz dem Hermann Amalien als Belohnung verspricht. Aber Protens kann ebensowenig wie Franz das Herz des geliebten Mädchens gewinnen, und so greifen beide zur Gewalt, beide mit dem gleichen Mißerfolge.

Noch ein zweites Hauptmotiv, dessen Schubart keine Erwähnung thut, konnte Schiller in dem Lustspiele seines großen Vorbildes finden — das Räubermotiv. Bei Schubart tritt der vom Vater verstoßene Karl unter die Fahnen Friedrichs und wird in der Schlacht verwundet. Schiller verwertete dieses Motiv für die Erzählung Herrmanns, den wahren Karl aber läßt er Räuber werden, wie Shakespeare den verbannten Valentin. Beide werden es wohl aus freiem Entschluß, aber doch durch äußere Umstände bestimmt. Sie folgen dem Antrage anderer, ihr Hauptmann zu werden (vgl. Veroneser IV, 1. Zweiter Räuber: Habt ihr Lust unser Anführer zu

sein? — Räuber I, 2. Schweizer: Du sollst unser Hauptmann sein). In der Ausübung ihres neuen Berufes werden sie von den gleichen Anschauungen getragen. So nimmt Valentin das ihm gemachte Anerbieten nur unter der Bedingung an, „daß ihr schwache Weibsbilder und arme Reisende nicht mißhandeln sollt" (IV, 1). Und ähnlich sagt Moor zu Kosinsky (III, 2): „Hast du dein Fechten nur darum gelernt, arme Reisende . . . niederzustoßen oder Weiber hinterrücks in den Bauch zu stechen?" und II, 3: „O pfui über den Kindermord! den Weibermord — den Krankenmord!" In beiden Stücken wird endlich die Geliebte von den Räubern eingefangen und vor den Hauptmann geführt, in dem sie zu ihrer Überraschung den Gegenstand ihrer Sehnsucht und ihren Retter erkennt. Daß die Lösung in den beiden Stücken eine verschiedene ist, versteht sich bei ihrem gegensätzlichen Charakter von selbst. Doch wurde die plötzliche Wendung der Dinge in dem Lustspiele Shakespeares oft genug als willkürlich und nicht aus der Handlung fließend empfunden, und es fehlt nicht an Erklärungsversuchen, die diesen unorganischen Schluß Shakespeare entweder geradezu absprechen, oder doch wenigstens eine Lücke in der Überlieferung feststellen wollen.

Aber auch in geringfügigeren Motiven zeigen sich Übereinstimmungen zwischen Schiller und dem Shakespeareschen Stücke, die sich in den analogen Scenen oft bis zu wörtlichen Anklängen mit der Übersetzung Wielands steigern. So hat in den Räubern Amalia dem scheidenden Karl einen Ring als Pfand ihrer Treue gegeben. Franz erzählt nun (II, 1), Karl habe diesen Ring einer anderen geschenkt. In den Veronesern hat Proteus beim Abschiede von seiner Braut Julia einen Ring erhalten, den er später seiner neuen Liebe Silvia verehren will. Seine Werbung um Silvia nimmt den gleichen Verlauf, wie die Franzens um Amalien. Einiges, wie die Verleumdungsversuche und die falsche Todesnachricht wurde oben schon angeführt. Auch die Abweisung, die Franz und Proteus erfahren, sieht sich sehr ähnlich. Veroneser IV, 2. Silvia: Was ist euer Wille?

Proteus: Den eurigen zu erhalten.

Silvia: Ihr sollt euern Wunsch haben; mein Wille ist, daß ihr augenblicklich heim zu Bette gehen sollt.

Ähnlich in den Räubern I, 3: Amalia: Wenn du mich liebst, kannst du mir wohl eine Bitte abschlagen? Franz: Keine, keine! wenn sie nicht mehr ist als mein Leben. Amalia: O, wenn das ist! Eine Bitte, die du so leicht, so gerne erfüllen wirst — hasse mich! . . . Jetzt geh, und laß mich u. s. w.

Ferner Veroneser (ebendaselbst): Silvia: . . . Daß ich dich vielmehr von Herzen deswegen verachte, und mir selbst kaum verzeihen kann, daß ich nur so viele Zeit verschwendet habe mit dir zu reden.

Und Räuber (ebendaselbst): Amalia: Geh, sag ich, du hast mir eine kostbare Stunde gestohlen ... Ich verachte dich, geh!

Endlich braucht Proteus Gewalt (V, 4): Nun, wenn denn der sanfte Geist überredender Worte euer Herz auf keinerlei Art zu erweichen vermögend ist, so will ich euch auf Soldatenart lieben, und gegen die Natur dieser Leidenschaft mit Gewalt nehmen, was ihr mein Bitten versagt.

Damit vergleiche man Räuber III, 1, wo diese Worte in Schillers rhetorisches Pathos übertragen sind.

Amalia weist Franzens Zudringlichkeiten ab mit den Worten: „Geh, Lotterbube" (I, 3), und ebenso nennt Valentin seinen ehemaligen Freund, als er ihn bei seinen Liebesanträgen überrascht (V, 4).

Franz schreibt seinem Bruder die Verfluchung des Vaters mit den Worten: Du sollst hingehen, läßt dir der Vater sagen, wohin dich deine Schandthaten führen (I, 2). Und der Herzog verweist Valentin, indem er sagt: Geh, bringe deine liebkosenden Künste bei deines gleichen an (III, 1). Valentin wirft dem Kavalier Thurio die abgetragenen Röcke seiner Gefolgschaft vor (II, 4), Karl kränkt Herrmann in seiner Kavaliersehre, indem er ihm rät, sich seine Strümpfe flicken zu lassen (II, 1). Auch in den Räuberscenen fehlt es nicht an Anklängen. Veroneser IV, 1. Straßenräuber: Und wenn es zehn wären, so seyd unverzagt, und zu Boden mit ihnen! Vgl. Räuber III, 3. Roller: Und wenn die Hölle uns neunfach umzingelte ..., II, 3. Schweizer: Laß es fünfzig gegen meinen großen Nagel sein ... Veroneser IV, 1. Dritter Räuber: Beym Glaz-Kopf von Robie (!) Hoods schmeerbauchichem Bettelmönchen, dieser Bursche wäre ein König für unsre Bande! Vgl. Räuber III, 2. Moor: Hat dir dein Hofmeister die Geschichte des Robins in die Hände gespielt? Ebenda Schweizer: Ein ganzer Mordbruder für unsere Bande!

Veroneser (ebenda). Erster Räuber: Und um eines so kleinen Fehlers willen seyd ihr bannisiert worden? Valentin: Ja, und war noch froh über ein so gelindes Urteil. Vgl. Räuber III, 2. Kosinsky: Ich ward ... aus besonderer Gnade infam aus den Grenzen gejagt.

Veroneser ebenda: Zweiter Räuber: Und ich von Mantua [verbannt], weil ich in zornigem Mut einem Edelmann den Dolch ins Herz gestoßen. Vgl. die Erzählung Kosinskys, Räuber III, 2. Einer der Räuber bei Shakespeare heißt Moses. Sollte hier der Keim für den Palästinaschwärmer Moriz Spiegelberg zu suchen sein? Veroneser V, 4 bringen die Räuber, nachdem sie in der vorhergehenden Scene Silvia gefangen, den Herzog mit dem Rufe: Einen Fang! Einen

Fang! Einen Fang! In den Räubern V, 2 rufen die Räuber, die Amalia dem Hauptmann zuführen: Heysa, heysa! Ein Fang, ein superber Fang!

Zum Schlusse dieser Ausführungen möchte ich betonen, daß ich sehr wohl weiß, daß Schiller die einzelnen hier erwähnten Motive wo anders vielleicht schärfer herausgearbeitet und mehr dem Geiste seines eigenen Stückes entsprechend vorfand. Aber das Wesentliche für das Verhältnis der Räuber zu den Veronesern beruht gerade darin, daß fast alle Motive, die Schiller nicht aus Schubart hat, in diesem einen Stücke Shakespeares vereinigt sind, und das legt doch die Vermutung nahe, daß Schiller neben Schubart hier die erste Anregung geschöpft hat. Für die weitere Ausgestaltung der Motive, die er bei Shakespeare vorfand, kommen dann freilich andere Quellen in Betracht. Aber das sind eben nicht, wie man bisher annahm, ursprüngliche, sondern sekundäre Quellen. Sie weisen auf eine Dichtung zurück, die alle diese einzelnen Züge, wenn auch zu einem ganz anderen Bilde, vereinigt hat.

Zur Prosascene des Faust.

Von Otto Harnack in Darmstadt.

Von zahlreichen Faustforschern ist bekanntlich die Meinung ausgesprochen worden, der Mephistopheles des Faustfragments von 1790 sei ein ganz anderer als der des vollendeten ersten Teils. Besonders heftig hat Kuno Fischer diese Ansicht verfochten; weniger bekannt ist das Urteil Victor Hehns: „In den älteren Teilen ist Mephisto nicht das Prinzip des Bösen, der Negation, der Sünde, nicht eine metaphysische Potenz, sondern ein ironischer Weltmann, der dem schwärmenden Dichter Faust mit viel Verstand die Bedingungen der Wirklichkeit entgegenhält.“ Da dieser Weltmann aber doch unstreitig der Geisterwelt angehört, so machte man ihn zu einem indifferenten, nicht teuflischen Elementargeist, und neuerdings hat Morris in der Swedenborgischen Geisterlehre den Mutterschoß sehen wollen, aus welchem der Urmephistopheles hervorgegangen sei.

Mit dieser angeblichen Zweiheit der Mephistophelesgestalt steht in Verbindung die Annahme einer verschiedenen Verwertung des Gottesbegriffs in beiden Stadien der Dichtung. Nicht nur das persönliche Erscheinen des Herrn sei der ersten Stufe fremd, sondern auch die Vorstellung eines persönlichen Gottes spiele dort noch keine

Rolle. Faust, der in dem Erdgeist die höchste Potenz erblicke, sei philosophischer Freidenker, und erst in den Zusätzen der zweiten Periode sei diese Voraussetzung in verwirrender Weise verschoben worden: durch die Wirkung der Osterchöre, durch das theistische Bekenntnis vor dem alten Bauer, durch die Übersetzung des Neuen Testaments, durch die Beschwörung des Pudels mit dem Namen des Gekreuzigten. Für die Anschauungen des ursprünglichen Faust sei dagegen unbedingt maßgebend seine Erwiderung auf die religiösen Fragen Gretchens: „Gefühl ist Alles." Obgleich es nun höchst seltsam wäre, wenn Goethe um das Jahr 1800 seinem Werk die christliche Färbung gegeben hätte, die ihm damals viel weniger sympathisch war, als in den Frankfurter Jugendjahren, so wäre doch immerhin denkbar, daß er es aus objektiver Erwägung künstlerischer Notwendigkeit gethan hätte. Allein dem ganzen künstlich errichteten Gebäude solcher Annahmen ist der Boden entzogen worden, seitdem wir wissen, daß die Prosascene des ersten Teils, die im Fragment fehlt, doch schon dem ersten Stadium der Dichtung angehört, da wir sie in der Göchhausenschen Abschrift des „Urfaust" vorfinden. In dieser Scene, in welcher Faust dem Mephistopheles seine Entrüstung über den Untergang Gretchens entgegenschleudert, ist der Gegensatz zwischen der himmlischen und der höllischen Welt das Bestimmende, und in ihr ist weder Raum für den „Weltmann" noch für den „Elementargeist", noch für die Vergötterung nebelhaften „Gefühls". Es erscheint daher seltsam, daß nach der Auffindung des Urfaust jene irrigen Aufstellungen noch immer Verfechter gefunden haben, während es ja freilich auch an entschiedenen Gegnern nicht gefehlt hat. Es scheint mir nicht überflüssig, die Prosascene, die in ihrer Bedeutung für diese Fragen noch nicht ausreichend gewürdigt ist, schärfer zu beleuchten — selbstredend in der Fassung des Urfaust.

Ich will nicht darauf Gewicht legen, daß Faust hier von Mephistopheles „teuflischen Augen" spricht; denn die Gegner entnehmen aus solchen Stellen geradezu den Beweis, daß Mephistopheles *nicht* Teufel sei, weil es keine Veranlassung gäbe, dem wirklichen Teufel noch das Prädikat „teuflisch" beizulegen. Ich habe bisher allerdings geglaubt, daß man einem Menschen „menschliche Gesinnung" oder „menschliche Schwäche" beilegen könne, die „soldatische Haltung" von Soldaten rühmen und die „mannhafte" Entschlossenheit eines Mannes bewundern könne, ohne damit in Frage zu stellen, daß die Betreffenden „Menschen", „Soldaten", „Männer" seien. Auch von den „schwarzen Zauberpferden" will ich nicht reden, obgleich sie zu den realistischen Attributen des Teufels gehören; denn schließlich könnte Goethe sie auch einem Geist eigener Er-

findung zugeteilt haben. Auch auf den grobsinnlichen Zug des Beckens der „gefräßigen Zähne“ will ich nicht Gewicht legen, obgleich die volkstümlich derbe Teufelsvorstellung hier mit Händen zu packen ist. Aber entscheidend für jeden Leser, der ohne Voreingenommenheit und mit elementarer Kenntnis christlich-religiöser Vorstellungen die Scene aufnimmt, ist Fausts erschütternder Ausbruch: „Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elends sank, daß nicht das erste in seiner windenden Todesnot genug that für die Schuld aller übrigen vor den Augen des Ewigen. Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser Einzigen, und du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin.“ —

„Der Ewige“ das ist doch wohl der Gott, den Faust vor Gretchen bekennen soll, aber nicht bekennt, es ist doch wohl der „droben“, vor dem die Bauern „gebückt stehen“ sollen, von dem die „Offenbarung des neuen Testaments“ ausgeht. Und mit dem Begriff der „Genugthuung“ geht Faust auch von der allgemein monotheistischen Vorstellung zur spezifisch christlichen Gedankensphäre über. Entsprechend dem religiösen Gewande der ganzen Faustdichtung ist es nicht die protestantische Auffassung, die nur eine einmalige, für alle Zeiten giltige, absolute Genugthuung durch Jesus Christus kennt, sondern es ist die katholische, welche die Möglichkeit fortdauernder, sich wiederholender Opfer annimmt, deren Heilsertrag anderen Sündern zu gute kommen kann. — Nun, gegenüber diesem Ewigen, der nach Fausts Forderung Gretchen die Genugthuung der ersten Gepeinigten zu gute kommen lassen sollte, steht kein anderer als der Teufel, der denselben weiten Blick über das Menschenlos hat, aber „gelassen über das Schicksal von Tausenden hingrinst“; das ist der Gott der Hölle. Und wenn wir weiter lesen von dem „Schandgesellen“, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt, so ist besonders die letzte Bestimmung völlig im Einklang mit der Definition dessen, den man auch „Fliegengott, Verderber, Lügner“ heißt und der von sich selbst aussagt: „So ist denn alles was Ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, Mein eigentliches Element.“ Zwischen dem Mephistopheles der Prosascene und dem, der sich im „Studierzimmer“ zu erkennen giebt, ist kein Unterschied. Und die gesamte Prosascene ist ein vollgiltiger Beweis dafür (was freilich dem unbefangenen Leser des Urfaust überhaupt nicht zweifelhaft sein wird), daß von Anfang an die Hingabe Fausts an die Macht der Hölle und deren zerstörende Wirkung geschildert werden sollte.

Nicht vorbeigehen will ich aber zugleich an dem Religionsbekenntnis der Gartenscene, das von Vielen als das wahre Be-

kenntnis Fausts und zugleich als das Goethes[1]) betrachtet wird. Zunächst wäre zu sagen, daß auch hier anfangs von dem „Allumfasser“ und „Allerhalter“ geredet wird, und daß erst in der Folge die Linien des Bildes immer unklarer und schließlich ganz in Nebelwolken gehüllt werden. Denn es handelt sich hier in Wirklichkeit um gar kein Bekenntnis, sondern um eine Bethörung Gretchens, und zwar um eine solche, bei der sich Faust nicht etwa gläubiger, sondern ungläubiger zeigt als er ist. Er weiß sehr wohl, daß sobald er Gretchen offen eingestünde, daß er von der Existenz Gottes überzeugt ist, sie von ihm auch die Konsequenz eines gottgefälligen Wandels nach den Vorschriften der Kirche verlangen würde. Darauf eingehen aber kann er weder als Faust noch als Genosse des Mephistopheles. Umgekehrt kann er sich Gretchen auch nicht als Atheisten hinstellen; denn damit würde er sie sofort von sich scheiden. Und so hüllt er sich in jene poetisch so ergreifenden, inhaltlich aber so nebelhaften Hymnen ein, die neben den einfachen, schlichten Fragen Gretchens keine sympathische Wirkung thun. Man bedenke endlich, mit welcher Absicht Faust in dieser Scene in „Marthens Garten“ getreten ist: mit der Absicht, den entscheidenden Schritt zur Verführung zu thun, — und man wird leicht erkennen, daß seine Stimmung eben für ein Religionsbekenntnis wenig geeignet ist.

Wie steht es nun aber mit dem Unglauben Fausts, der doch selbst beim Klang der Osterchöre erklärt: „Mir fehlt der Glaube;“ und der, wenn er versichert, daß ihn „keine Skrupel noch Zweifel plagen“, damit doch nicht sagen will, daß ihm der Zweifel unbekannt sei, sondern daß er über ihn hinaus sei? Darauf ist zu antworten: Faust ist wohl im objektiven Sinne gläubig, aber im subjektiven ungläubig; gerade im subjektiven Sinne aber versteht die Religion das Wort „gläubig“. Objektiv ist ja sogar der Prometheus des Goetheschen Monologs gläubig. So wenig Prometheus an der Existenz des Olympischen Zeus zweifelt, so wenig Faust an der Existenz des Einen Gottes. Aber so sicher Prometheus kein Gläubiger ist, er, der die Frage emporschleudert: „Hast Du die Thränen gestillet je des Geängsteten?“ — so wenig ist es auch Faust, der einst „an Hoffnung reich im Glauben fest Mit Thränen, Seufzen Händeringen“ gedacht „das Ende jener Pest vom Herrn des Himmels zu erzwingen“? Er ist enttäuscht worden, — und kein inneres Band verknüpft ihn mehr mit dem Gott, der in unnahbarer Ferne thront. Und so

[1]) Die Frage, ob Goethe hier seine eigene Anschauung bekannt hat, kann hier nur gestreift werden. Eine gewisse Verwandtschaft ist wohl vorhanden, aber auch nicht mehr. Für Goethes realistisches Erfassen der Dinge ist jenes Bekenntnis viel zu unbestimmt. Viel wertvoller als das „Gefühl“ war ihm das „Gewahrwerden“ Gottes.

bricht auch mit zwingender Naturgewalt die Anklage hervor, daß nicht das erſte Geſchöpf „in ſeiner windenden Todesnot genug that für die Schuld aller übrigen vor den Augen des Ewigen!“

Ein Wort aber hat zu dieſer Anklage die Umarbeitung der Proſaſcene hinzugefügt. Im vollendeten erſten Teil leſen wir: „Des ewig Verzeihenden.“ In Fauſts Munde iſt dies Wort bitterſter Sarkasmus; aber nach dem Willen des Dichters iſt es zugleich ein Vorklang zu dem gnadenvollen Ruf, der in den Kerker dringt: „Sie iſt gerettet!“

Bemerkungen zu Grillparzers Bancbanus.

Von O. E. Leſſing-Dilg in Madiſon, Wis.[1])

Die Stimmen, welche gegen den Dichter der Tragödie „Ein Treuer Diener ſeines Herrn“ den Vorwurf erheben, er habe in Bancbanus den niedrigſten Serviliſmus verherrlicht, ſcheinen nicht verſtummen zu wollen, trotz allem, was Grillparzer ſelbſt, Männer wie Laube, oder in neueſter Zeit A. Sauer zur Würdigung des Dramas geſchrieben haben. So will Bulthaupt, Dramaturgie des Schauſpiels 3, 101 ff., Bancban die Führung eines Dramas und den Hauptplatz in der Mitte einer tragiſchen Verwicklung nicht zugeſtehen können und glaubt, daß es „niemand bedenklich gefunden haben würde, wenn er das ihm zugefügte Leid gerächt hätte“.

R. M. Meyer meint (Litteratur des 19. Jahrhunderts, S. 79), es ſei „männlicher, in ſolchen Momenten alles zu vergeſſen, ſelbſt die Pflicht“. „In dem alten dürren Männchen ſei auch alles ausgeſtorben, außer der eingewöhnten Unterwürfigkeit; man könne dieſes Ideal Grillparzers ſo wenig würdigen, wie die Lottergenies, die manche romantiſche Poeten als ihre Ideale zeichneten. Das Stück bleibe uns ſo fremd, wie ein Theſenſtück voller Paradoxie.“

[1]) Als das Manuſkript zu den vorliegenden Bemerkungen bereits abgeſandt war, lernte ich die Abhandlung Speiers (Euphorion 7, 541 ff.) kennen. Sie hat mich nicht überzeugt. Ich glaube, daß auch Speier auf die Vorgeſchichte des Stückes, auf die gleichzeitigen Gedichte und Tagebuchaufzeichnungen Grillparzers zu wenig Gewicht legt. — Man weiſt vielfach auf die Verwandtſchaft zwiſchen Erny und Emilia Galotti hin. Eine ausgeführte Parallele zwiſchen Leſſings Emilia Galotti und dem „Treuen Diener“ Grillparzers würde aufs deutlichſte zeigen, wie nicht nur einzelne Charaktere, ſondern die ganze Stimmung, die Technik und die Tendenz beider Stücke aufs innigſte miteinander verknüpft ſind. Das Verhältnis iſt ein ähnliches wie zwiſchen Don Carlos und Eſther. Im übrigen nochmals: die Dichtung möge für ſich ſelber ſprechen.

Sogar Volkelt (Grillparzer als Dichter des Tragischen S. 19) erwartet von dem Dichter, „er hätte entweder die Schranken und die Schuld des Helden in schärfere Beleuchtung rücken, oder umgekehrt ihm wenigstens einige Spuren von Trotz und Entrüstung über das Erlittene geben sollen". Und im Grillparzer-Jahrbuch 4, 20 schreibt Volkelt: „Banebans Nichtkönnen gegenüber den Aufgaben des Lebens rührt von seiner allzugewissenhaften, kleinlichen, unklugen Art der Pflichterfüllung her." „Seine moralische Entwicklung ist allzusehr in der Sphäre der Einfachheit, Stille und Enge stecken geblieben." Mit derartigen Urteilen und Begriffen wie „Weite und Freiheit", „Enge und Unfreiheit der Phantasie Grillparzers" wird zuviel in den Dichter hineintheoretisiert, statt daß er aus seinen Werken heraus interpretiert würde. Volkelt sollte doch in erster Linie seine eigene Bemerkung (Grillparzer als Dichter des Tragischen S. 21) beherzigen: „Zwischen dem, was Grillparzer in seinen Dichtungen will und beabsichtigt, und dem, was er anschaulich gestaltet, ist keine Kluft." (Doch vgl. Jahrbuch 10, 21 f.) Die Frage ist, was wollte Grillparzer? Von dem Dichter der Sappho, der Medea, des Ottokar, werden wir ohne weiteres voraussetzen können, daß er auch im „Treuen Diener seines Herrn" eine echt tragische Verwicklung darstellen und einen tragischen Helden, nicht ein kindlich schwaches Opferlamm zu deren Mittelpunkt machen wollte.

In seiner Selbstbiographie (Werke 19, 142) schreibt Grillparzer: „Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtischen Unterwürfigkeit sei; ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinn, der ein Heroismus ist, so gut als jeder andere. Im französischen Revolutionskriege ist die Aufopferung der Vendeer so erhebend als die Begeisterung der Republikaner. Banebanns hat dem Könige sein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält sein Wort trotz allem, was den Menschen in ihm wankend machen und erschüttern sollte. Seine Gesinnungen können übrigens nicht für die des Verfassers gelten, da Banebanns bei allen seinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich bornierter alter Mann geschildert ist." So urteilt denn auch Laube (Grillparzers Werke 6, 255): „Baneban ist ein treuer Mann, nicht bloß ein treuer Diener. Seine heiligsten persönlichen Interessen stellt er in zweite Linie, das Interesse der übernommenen Regierung stellt er in erste — das ist kein Servilismus, das ist heldenmäßige Tüchtigkeit." Sauer (Einleitung zu Grillparzers Werken 1, 54 und Jahrbuch 3, 19) hebt hervor, daß Grillparzer in dem Drama mit seltener Freimütigkeit einen Fürstenspiegel aufstelle und die Unsittlichkeit als Krebsschaden des Reiches geißle. Und Fäulhammer (Grillparzer, eine biographische Studie S. 111) giebt zu, daß das Stück

zum Teile auch eine Anklage gegen den Staat sei, der seinen treuesten Dienern so harte Proben auferlegte und sie so oft im Großen und im Kleinen schädigte oder wenigstens beirrte. Aber Laubes Bemerkungen im Nachwort zum Treuen Diener, so treffend sie teilweise sind, erschöpfen den Gehalt des Stückes nicht. Fäulhammer und Sauer werden dem Charakter Bancbans nicht ganz gerecht und weisen nicht deutlich genug nach, wie scharf Grillparzer in diesem Drama die Tendenz herausgearbeitet hat; sonst wären Urteile wie die Bulthaupts und R. M. Meyers nicht heute noch möglich.[1])

Wenn man sich über die Bancbantragödie ein Urteil bilden will, so muß man sich vor allen Dingen die Stimmung vergegenwärtigen, aus welcher heraus sie von Grillparzer niedergeschrieben worden ist. Für Ottokar, den großartigen Hymnus auf sein Vaterland, erfuhr der Dichter statt der verdienten Anerkennung die infamste Beleidigung. Das Stück soll böhmischen Chauvinisten zu Liebe verboten werden. Grillparzer verwahrt sich aufs entschiedenste gegen diese unrichtige Behandlung: „wenn E. E. meinen Ottokar verbiethen," schreibt er an den Polizeipräsidenten Sedlnitzky, „rauben Sie mir die Frucht jahrelanger Arbeit, meine Aussicht auf die Zukunft, vernichten mich ꝛc." (Jahrbuch 1, 253). Trotzdem bleibt das Stück über ein Jahr lang in den Akten begraben. Grillparzer ist in seinem Innersten verletzt und empört. Leidenschaftliche Erbitterung kocht in seiner Brust. „Ich hatte das Studium der Musik um die Zeit, als der Streit wegen der Aufführung des Ottokar und mein Mißmut darüber am lebhaftesten war, begonnen, und zwar hauptsächlich um meine Gedanken von einem Gegenstande abzuziehen, der mich unaufhörlich marterte, und worüber das Sinnen und Ärgern mich wohl, gar krank zu machen drohte" (Laube, Grillparzers Lebensgeschichte S. 53). Neuer Schimpf trifft Grillparzer, als die sogenannte Ludlamshöhle aufgehoben wird. Von Gendarmen wird Grillparzer morgens um 6 Uhr geweckt, seine Papiere werden rücksichtslos durchstöbert; der Dichter wird unter dem lächerlichsten Vorwande wie ein Verbrecher behandelt. Nach der sarkastisch trockenen Erzählung dieser Vorgänge folgen im Tagebuch am Ende April 1826 (Jahrbuch 1, 347) die Worte: „Wer mir die Vernachlässigung meines Talentes zum Vorwurfe macht, der sollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geist ermattet . . . wie kein Aufschwung möglich ist, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Censur anstößt, und

[1]) Betty Paolis vernünftige Bemerkungen, die im wesentlichen Grillparzers eigene ausführen, sind natürlich längst verschollen.

die Arbeit aufhört ein Vergnügen zu sein, wenn das Hervorgebrachte die Quelle tausendfältiger Unannehmlichkeiten wird, wie es z. B. bei meinem letzten Stücke Ottokar der Fall war, wo, nachdem ich mich ein volles Jahr mit der Censur herumgebalgt hatte, endlich vor und nach der Aufführung wohlbekannte Personen notorisch die böhmischen Studenten zur Unzufriedenheit als über einen der böhmischen Nazion zugefügten Schimpf, aufreizten." Grillparzer ist der Verzweiflung nahe. „Das Theater erregt mir Abscheu, und kömmt jemand auf das zu sprechen, was ich geschrieben, oder daß ich wieder etwas schreiben soll, so reißt sich ein so ungeheueres Gefühl in meinem Innern los, ich sehe einen so ungeheueren Abgrund vor mir, einen so dunkel leeren Abgrund, daß ich schaudern muß, und der Gedanke, mich selbst zu tödten, war mir schon oft nahe. Das sind nun freilich Läppereien, und so etwas zu thun wird Niemanden einfallen, aber der Gedanke daran ist schon arg genug" (Tagebuch) vom 17. Juli 1826, vgl. Jahrbuch 3, 162 und Laube, Grillparzers Lebensgeschichte S. 48 ff.. In der Selbstbiographie (Werke 19, 147) heißt es: „Jetzt erst erinnere ich mich, daß der Ekel über die bei dieser Gelegenheit (Aufhebung der Ludlamshöhle) erfahrenen Unwürdigkeiten ein Hauptgrund der Reise gewesen war, die ich unmittelbar darauf nach Deutschland unternahm." Vor der Abreise schon war der „Treue Diener" begonnen; das erste Manuskript datiert vom 10. März 1826 (Jahrbuch 3, 39). Nach der Rückkehr von Deutschland wird das Drama rasch vollendet: „die Reiseeindrücke . . . hatten meinem Stumpfsinn ein Ende gemacht, und in Wien angekommen, beschloß ich, sogleich an ein neues dramatisches Werk zu gehen . . . Es sollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem litterarischen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelheiten, obgleich nur im Kopfe, dramatisch gegliedert waren" (Selbstbiographie, Werke 19, 141). Grillparzer bezieht sich auf die Pläne zu Libussa, Hero, Jüdin von Toledo, Gisela und Bancbanns. In drei von diesen Stoffen handelt es sich — und das kann nicht stark genug betont werden — um Aufruhr gegen den König. In der Jüdin erheben sich die Großen des Reiches, weil das Wohl des Staates durch ein unziemliches Liebesverhältnis des Königs gefährdet ist. Nach der eben angeführten Bemerkung Grillparzers lag es jedenfalls schon in dem damaligen Plane, daß der König den Aufrührern verzeihen mußte. Und über den Plan zur Gisela schreibt Grillparzer: „Alles Licht wäre auf die Königin Gisela gefallen, die bei der Stillung des Aufruhres, wobei sie sich auch die Liebe des Volkes erwarb, eine ähnliche Rolle gespielt hätte, wie im ‚Treuen Diener' der Palatin Bancbanns." Also auch hier ein Auf-

ruhr, der nicht mit Gewalt, sondern durch versöhnliches Entgegenkommen der Herrschenden beschwichtigt werden sollte.

Grillparzer muß seine bestimmten Gründe gehabt haben, als er sich für die Ausarbeitung gerade des Banebanns entschied. „Daß ich vor allen denjenigen Stoff wählte, der mir die wenigsten Zensurschwierigkeiten darzubieten schien, war, nach den gemachten Erfahrungen, natürlich. Es war die Sage vom Palatin Banebanns, dem ‚treuen Diener seines Herrn', obwohl der Stoff mich vielleicht weniger anzog als die übrigen" (Werke 19, 111). Der angegebene Grund kann unmöglich der einzige gewesen sein. Denn wollte Grillparzer auf die Zensur besondere Rücksicht nehmen, so lag Libussa oder Hero viel näher. Aber weder zu dem einen noch zu dem andern konnte er die richtige Stimmung finden, wie wir aus seinem Tagebuch erfahren (Laube, S. 52). Diese Stoffe hätten ihm keine Gelegenheit gegeben, sich all die Bitterkeit, all den Groll, der ihn seit Jahren quälte, vom Herzen zu schreiben. Und wie konnte Grillparzer eine neue Epoche in seinem dichterischen Schaffen beginnen, sich wieder in Gebilde reiner Poesie versenken, ehe er sich innerlich frei gemacht hatte? Er mußte sich zunächst den Stoff wählen, in dem er sich trotz der Zensur am rückhaltslosesten über das aussprechen konnte, was ihn bewegte. Vom 31. Oktober bis 5. Dezember 1826 datiert das letzte Manuskript des Stückes; am 10. Oktober 1826 schrieb Grillparzer in das Album des Claviervirtuosen Moscheles das Gedicht: „Tonkunst, dich preis' ich vor allen, Höchstes Los ist dir gefallen, Aus der Schwesterkünste drei Du die frei'ste, einzig frei! — Denn das Wort, es läßt sich fangen, Deuten läßt sich die Gestalt, Unter Ketten, Riegeln, Stangen Hält sie menschliche Gewalt. — Aber du sprichst höh're Sprachen, Die kein Häscherchor versteht; Ungreifbar durch ihre Wachen Gehst du, wie ein Cherub geht. — Darum preis' ich dich vor allen In so ängstlich schwerer Zeit; Schönstes Los ist dir gefallen, Dir und wer sich dir geweiht." Sollte der Dichter zur selben Zeit seinem Unmut, seinen Schmerz über erlittene Mißhandlung, seiner Sehnsucht nach Freiheit Ausdruck verliehen und eine Verherrlichung des Sklavensinnes geschrieben haben? Grillparzer *kann* in der Stimmung, in welcher er sich seit Jahren befand, unmöglich *beabsichtigt haben* im Banebau den Servilismus zu verherrlichen. Daß er es in Wirklichkeit nicht gethan hat, wird aus dem Stück selbst hervorgehen.

Die wiederholte Bemerkung A. Sauers, der Dichter sei an den Stoff von außen herangeführt worden (Jahrbuch 3, 9 f.), die Personen des Stückes seien ganz von der Seele des Dichters losgelöst gewesen u. s. w. bedarf einer Einschränkung: die Einkleidung, die äußere Form der im Dichter vorhandenen, nach Gestaltung drän-

genden Ideen mag zufällig gewesen sein: „Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwicklungen findet," heißt es in der Selbstbiographie (Werke 19, 108). Daß das Stück selbst den Dichter nicht kalt ließ, dürfte aus folgenden, mit der Ausarbeitung gleichzeitigen Äußerungen hervorgehen: „Unter dem Titel: Ein treuer Diener seines Herrn, brachte ich eine ziemlich glückliche Anlage zustande, die mich sehr interessierte. Ich war schon so weit klar geworden, daß ich das Ganze eines Tages vom Anfang bis zu Ende mit allen Details Flury erzählte und war so begeistert, daß ich ihn gleichfalls hinriß" (Tagebuch vom 20. März 1826. Vgl. Jahrbuch 1, 321). Und Werke 18, 189: „ . . . mißfällt auch jetzt das Stück, so war es ja doch einmal anders. Als ich es schrieb — freilich kann das täuschen!" Wenn Grillparzer dann im Jahre 1853 die grämliche Bemerkung macht: „meine Freude über den Erfolg war nur mäßig, da das Stück bei mir kein inneres Bedürfnis befriedigte," so liegt die Erklärung dafür nahe genug: auf die Dauer befriedigten den geschworenen Feind aller Tendenzpoesie natürlich rein poetische Stoffe mehr. In diesem Sinne sagt Grillparzer schon 1826: „überhaupt hat mich nur zu zwei dichterischen Leistungen eine eigentlich innere Nötigung gezogen: Zur Sappho nämlich und zur Medea." Damit will Grillparzer sicher nicht behaupten, daß die Banbantragödie nicht ein psychologisch notwendiges Produkt seines Gemütszustandes vom Jahre 1826 gewesen sei. Man beachte nur auch Äußerungen, wie die im Tagebuch auf der Reise nach Deutschland, Werke 20, 29 ff.: „Alles hat hier (in Berlin) einen Anstrich von Großartigkeit, Geistigkeit und Liberalität, der einem armen Teufel von Oestreicher schon des Kontrastes wegen wohlthut" und andere.

Wie sehr der Charakter Banbans unterschätzt wird, haben wir gesehen. Freilich in Bulthauptschen Sinn ist Banbanus kein tragischer Held. Er haut nicht, was ihm entgegentritt in Stücke; auch erdolcht er sich zum guten Schluß nicht selbst, um in tragischem Pathos seine eigene Leichenrede halten zu können. Trotzdem hat er Eigenschaften genug, die ihn zur Führung eines Dramas und zum Mittelpunkt einer tragischen Verwicklung sehr wohl geeignet machen. Banban ist nicht die Fratze eines Mannes, sondern ein ganzer Mann. Verabscheut er auch jede Störung des Friedens, und macht er seinem Äußeren nach mehr den Eindruck eines Geschäftsmannes als eines Kriegers, unkriegerisch und schlaff ist er durchaus nicht. Von seinem Säbel ist er so unzertrennlich wie jeder Ungar. Er ist nicht leidenschaftslos und kalt. Trotz seiner 60 Jahre lodert ungarisches Feuer in seinen Adern: „Was Prinz?" — Diener: „Ich hab's gesehn!" — Banban (mit halb gezücktem Säbel): „Gesehen?

— Schuft! . . . Geh fort! — Muß ich hier toben wie ein Fant? Scheltwort' ausstoßen und — bei toll und unklug! . . . Geh, sag' ich, geh! Ich will nicht weiter sprechen." Wie glüht dieses Feuer durch die trockene Bitterkeit durch, mit der Banban die Möglichkeit einer Untreue Ernys entschuldigt, wie flammt dieses Feuer auf im Jubel über die Gewißheit ihrer Liebe! Banban: „Ich bin wohl alt genug, und du bist jung, ich lebensmüd und ernst, du heiter, blühend. Was giebt ein Recht mir, also dich zu quälen? Weil du's versprachst? Ei, was verspricht der Mensch!" — . . . Erny: „Banban! vor allem wisse: kein Gedanke von Unrecht kam in meinen armen Sinn, nur daß — o Gott! Mein Gott!" Banban: „Schämst du dich Kind! . . . Schäm dich an meiner Brust! . . . Und so laß sprechen uns. — Du guter Gott! Ich möchte singen, jubeln, jauchzen, schrein, daß sie mir blieb, daß ich sie nicht verlor." Allerdings weiß Banbanus auch, wie es seinem Alter geziemt, sich zu beherrschen, wo es nötig ist. Die tölpische Demonstration des fürstlichen Luftleins vor seinen Fenstern erregt in ihm nicht einmal Ärger: er straft sie mit der gebührenden Verachtung: Banban: „Hätt ich dies Haupt an sechzig Jahre aufrecht getragen unter Sturm und Sonne, damit ein junger Fant sich mutig fühlte zu mehr, als draußen zu lärmen vor der Thür?" (Auf seine Brust schlagend) „Sei ruhig, Kind, mein Wächter geht mit mir! — Ich also will nach Hofe. Du indes . . . zieh dich zurück ins Innere des Hauses . . . ermangelt Antwort, so wird der Poltrer seines Polterns satt und geht zuletzt von selbst." Ignorieren war dem bubenhaften Ringen gegenüber die einzig mögliche und die einzig richtige Waffe. Banbans ganze Haltung macht von Anfang an den Eindruck festen Selbstbewußtseins und kluger Einsicht. Der König wußte offenbar sehr gut, warum er gerade diesen Mann zum Reichsverweser einsetzte. Dem langerprobten Rate traut er die Fähigkeit zu, die Verwaltung des Reiches unparteiisch, treu und mit fester Hand zu leiten. In der That erledigt Banban die Regierungsgeschäfte ebenso umsichtig wie energisch. Der Dichter schildert ihn durchaus nicht so, als wäre er den ihm auferlegten Pflichten nicht gewachsen. (Dagegen Sauer, Jahrbuch 3, 24 und Volkelt, Jahrbuch 4, 20 f.) Den Kniff des Bittstellers, der die Abwesenheit des Königs dazu benutzen will, sich einen unbilligen Vorteil zu verschaffen, durchschaut Banbanus sofort.

Wo es die Sicherheit des Landes erfordert, greift er thatkräftig ein. Und der Willkür der Königin gegenüber macht er mit gelassener Bestimmtheit von seinen Befugnissen Gebrauch. Königin: „Sprach ich denn nicht schon: ‚Gewährt'?" Banban: „Gewährt? Gewährt? Lag diese Schrift nicht vor, so war nichts zu gewähren" . . . Königin: „Was also sind die Festlichkeiten, die —"

Otto: „Kommst du mit mir, so sollst du selber sehn.“ (Königin giebt ihm den Arm). Bancban: „Vorerst nur eines noch“ — Königin: „Das nenn ich lästig!“ Bancban: „Der Fall ist lästig, ja, und dringend auch. Landfahrer haben, höchst verdächtig Volk, bei Bihar sich gezeigt. Es wird nun nötig, zweihundert —“ Otto: „Säcke!“ Bancban: „Wie? — Es wird nun nötig, zweihundert —“ Otto: „Säcke!“ Bancban: „Reiter, gnäd'ger Herr, dahin zu senden. Wenn Eu'r Gnaden Bruder, der Herzog, nun nach Thätigkeit verlangt, so könnte man der Reiter Führung ihm —“ Otto: „Sehr gnädig, in der That!“ Königin: „Das ist zuviel!“ . . . Otto: „Beliebt's Euch Platz zu nehmen? Wie, oder dünkt Euch ein Spaziergang besser in freier Luft?“ — Bancban: „Ich bleibe noch; ich bin noch nicht zu Ende.“ Und als die Königin, statt ihren Regentenpflichten nachzukommen, zum Tanz geht und Bancban die lästigen Geschäfte überläßt: Bancban (zu einem Supplikanten): „Hat dich der König nicht schon abgewiesen? Nun glaubst du wohl, weil er vom Lande fern? Der König ist noch da. Hier, siehst du, steht er: und drinnen — (auf das Zimmer der Königin zeigend, vor sich hin) Nu, weiß Gott! drin hüpft und tanzt er.“ Kann man sich eine schärfere, treffendere Satire denken, als diesen zweiten Akt, diese knappe, schroffe Gegenüberstellung fürstlichen Leichtsinnes, fürstlicher Willkür und unerschütterlicher Beamtentreue? Zeigt sich Bancbanus unterwürfig? So wenig unterwürfig zeigt er sich, daß ihm manche Kritiker vorwerfen, er habe seine Pflicht zu kleinlich, zu pedantisch aufgefaßt, er hätte der Königin gegenüber sich höfischer, nachgiebiger benehmen sollen. Aber hofmännisches Benehmen war unter den Umständen wenig am Platz; vielmehr hätte sich Bancbanus einer Vernachlässigung seiner Pflichten als Reichsverweser schuldig gemacht, wenn er die Aufschiebung der dringendsten Staatsgeschäfte einem Ball zuliebe gutgeheißen hätte. Dem bodenlosen Leichtsinn der Königin ihrem Bruder gegenüber that Festigkeit vor allem not. Nicht das bißchen Pedanterie, das Bancbanus anhaften mag, ist schuld an dem hereinbrechenden Unheil, sondern die erbärmliche Gewissenlosigkeit des fürstlichen Paares. Wenn die Hofschranzen über Bancbanus spotten, weil er nicht merkt, wie seine Frau von dem Prinzen belästigt wird, so spotten wir nicht mit. Wir sehen den Reichsverweser in der Ausübung der übernommenen Pflichten und sind darüber empört, daß er nur Spott und Hohn dafür erntet. Der beißende Sarkasmus, mit dem Bancbanus zuerst den Prinzen, dann den Höfling abführt, genügt allein schon die Überlegenheit Bancbans zu kennzeichnen und die wahre Absicht des Dichters deutlich zu machen: „wenn der Herzog nun nach Thätigkeit verlangt, so könnte man der Reiter Führung ihm —“ und (Edelmann): „Seid Ihr der Pförtner,

Herr, des heut'gen Fests? Was zahlt man Eintritt?" Banchan: „Klugheit nicht; Ihr bliebt sonst haußen wohl!"

Wie kann man behaupten, Banchan versäumte seine nächste Pflicht, nämlich, die Ehre seiner Gattin zu schützen? War die Ehre Ernys in Gefahr auf dem königlichen Ball? Mußte Banchan nicht als selbstverständlich voraussetzen, daß seine Frau inmitten der ganzen Hofgesellschaft, in Gegenwart der Königin vor frecher Ungebühr sicher sei? Umso schlimmer für den Hof, daß Erny nicht sicher war! Wenn Banchanus lange an keine Gefahr glauben wollte, so mag man das naiv, unschuldig, eigensinnig, oder mit Grillparzer (Werke 19, 142) ziemlich borniert nennen, aber nicht pflichtvergessen. Die Handlungsweise Banchans ist vollkommen verständlich und notwendig. Der Prinz umschwärmt Erny, er tanzt mit ihr, er drückt ihr in auffallender Weise die Hand, mißachtet frech die gewöhnlichsten Regeln des Anstandes: Hätte nun Banchan seinerseits einen Skandal erregen, säbelrasselnd seine Frau aus der Hofgesellschaft wegführen sollen? Damit hätte er nichts besser gemacht. Wie leicht konnte es bei dem Charakter des Prinzen zu offenem Streit kommen! Der Reichsverweser mußte aber unter allen Umständen die Ruhe aufrecht erhalten. Als der zweite Angriff des Prinzen auf Erny ihn belehrt, daß diese wirklich in Gefahr schwebt, da trifft er auch sofort Vorkehrungen zu ihrem Schutz, wie er auch nachher, als Erny zu lange ausbleibt, mit Bewaffneten ins Schloß eindringt: „Nicht ich, es soll mein Weib nicht Unfried stiften! Ertrag und übersieh ihn. Kurze Frist, so send' ich dich hinaus auf eins der Schlösser, dann bist du seiner quitt." — Entfernte sich Erny mit dem förmlichen Urlaub der Königin vom Hofe, so war sie den Nachstellungen des Prinzen für immer entrückt. Banchan hatte die Ehre seines Hauses gewahrt, ohne irgend welchen Anlaß zu Mißhelligkeiten zu geben, ohne auch nur die Etikette zu verletzen. Tadellos und würdig das Verhalten Banchans und Ernys, im höchsten Grad erbärmlich das des Prinzen. Noch in Gegenwart ihres Gatten zudringlich und frech, muß er sich von ihr vor dem ganzen Hofe sagen lassen, daß sie ihn verachte. Wie ein unartiger Junge wirft er sich zur Erde: „mit den Händen greif' ich in den Grund. Nicht hören und nicht reden! Nase, stirb!"

Wie im zweiten Akt so im dritten Herren und Diener in schroffem Kontrast wie Nacht und Licht. Hat die Königin im ersten Akt in einer kleinlichen Laune den Reichsverweser durch Verweigerung des Handkusses beleidigt und so von vornherein die Sympathie des Zuschauers verscherzt, so wiederholt sich jetzt ein ähnlicher Vorgang: Auf bloße Vermutung hin macht die Königin über Erny die verächtliche Bemerkung: „Man sagt ja, Eure Schwester, sie geh' aufs

Land? — . . . Ohn' Urlaub und Begehr? Scheint's doch, sie lernt von ihrem Gatten Hofesbrauch und Sitte." Erny wartet aber bereits im Vorzimmer, um Urlaub zu nehmen. Die Lüsternheit des Prinzen, die das Glück zweier Menschen zu vergiften droht, gilt der Königin als Scherz: Königin: „Mein Bruder liebt, zu scherzen." Erny: „Scherzen, gnäd'ge Frau?" Königin (verächtlich): „So glaubt Ihr denn? — Wie, oder Gräfin, doch? Wär's etwa Ernst geworden? Ernst bei Euch? — Was sagt dies arme Herz?" Erny: „Wohl arm! Es schweigt!" Königin: „Und völlig ruhig denn?" Erny: „Vollkommen ruhig." Königin (sich von ihr abwendend): „Einfältig Volk! Nur stumpf, nicht tugendhaft. Und diese meint er, ihr gilt all sein Toben, wie schäm' ich mich an meines Bruders Statt. Harrt draußen, ob noch etwas zu befehlen." (Erny mit einer Verbeugung ab.) — Die korrekte, edle Haltung Ernys auf der einen Seite, auf der andern die hochnäsige Willkür, die frevelhafte Schwäche der Königin, die sich zur Kupplerin herabwürdigt, der läppische Prinz, seine lüsterne Frechheit, sein maßlos roher Übermut. — Leben und Glück edler Menschen, treuer Unterthanen erbarmungslos zertreten, einer fürchterlichen Laune geopfert. Wie vom Blitz getroffen stürzt Banchanus an der Leiche seines Weibes nieder. „In seinen Ausruf: ‚O Erny! O mein Kind, mein gutes, frommes Kind!' preßt sich sein ungeheurer Schmerz zusammen. Er hat sein Alles verloren, sein Glück, seine Zukunft, sein Leben." (Jahrbuch 3, 16.) Warum rächt sich Banchan nicht? Bulthaupt hätte es ja nicht für bedenklich gehalten, wenn er es gethan hätte. Und nach R. M. Meyer hätte Banchan gar moralischer gehandelt, wenn er seine Pflicht verletzt hätte und zur Rache geschritten wäre. „Wer tief genug in den Charakter Banchans hinabgestiegen ist, dem kann Banchans Handlungsweise in den folgenden Akten nicht mehr zweifelhaft sein," sagt Sauer (Jahrbuch 3, 16). „Die Königin hat die Freveltat selbst auf sich genommen. Niemand kann da richten und strafen, als der König selbst. Diesem wird die Meldung erstattet, seine frühere Rückkunft erbeten. Bis dahin muß Banchanus die Ruhe erhalten, die er dem Könige zu erhalten versprochen hat, Ruhe um jeden Preis." Banchanus ist keiner von den Märtyrern mit dem kalten Glorienschein ums Haupt. Der Dramatiker Grillparzer hat keine Legende im Stil des Corneilleschen Polyeucte geschrieben; er mutet Banchan nichts Übermenschliches zu. Banchan ist ein Mensch von Fleisch und Blut, dem der furchtbare Kampf zwischen Pflicht und menschlichem Gefühl nicht erspart ist; wir sind Zeugen dieses Kampfes, und der Dichter hat nicht verfehlt, uns den Sieg, den Banchanus über sich selbst gewinnt, glaubhaft zu machen. Der erste betäubende Schmerz läßt in Banchans Herzen zunächst gar keinen Raum für

Rachegedanken. Die Königin selbst macht sich für die Blutthat haftbar. Die Sorge für die Bestattung Ernys giebt Baneban Zeit sich zu sammeln, sich des Versprechens zu erinnern, das er seinem König gegeben hat. Sollte er, dessen höchste Pflicht es ist, im Lande den Frieden zu erhalten, zur Rache für den Tod der Einen, und war sie auch sein geliebtes Weib, das Zeichen zum Aufruhr geben, der vielleicht Hunderten das Leben kosten würde? War der König nicht nahe, der streng und gerecht richten würde? Der Übelthäter sollte nicht entrinnen (S. 218). Bleich, von Dienern gestützt, kehrt Baneban vom Leichenbegängnis nach seinem verödeten Haus zurück. Wer behauptet, in Banebans Brust hätten sich die heftigsten Gegensätze nicht entladen, wir seien nicht Zeugen seiner Seelenkämpfe, der höre die erschütternden Worte, mit denen er den Leidtragenden dankt, mit denen er seinen ungestümen Bruder zum Frieden ermahnt: „Euch andern Dank für diesen letzten Dienst, den ihr erwiesen mir und meinem Weib! Zur sichern Ruhstatt brachten wir sie hin, wo Gott sie hat, und hat sie — ach! — so lieb, daß er sie nimmer läßt. O, nimmer! Nie! (mit erstickter Stimme) Nun denn: dein Will' geschehʼ! . . . Wenn mein Weib sich auch eines Fehltritts, wie es heißt, vermaß, für den man sie so hart, ach, gar so hart bestraft, geschah's gewiß aus Übereilung nur, denn sie war ruschlich — o, mein Weib! mein Weib! mein Weib!" — . . . „Ich bin der Nächste, dem man sie geraubt, dem man sein Heil, dem man sein Glück getötet, mein Kind, mein Weib, mein alles auf der Welt. Wenn nun nicht ich, wer ist so kühn und redet?" . . . „Aufrührer, ich mit euch? . . . Mich hat mein König geordnet, seinen Frieden hier zu wahren. Ich in den Bürgerkrieg mit euch?" . . . Baneban findet kein Verständnis für seine Lage, gegen die eigenen Verwandten muß er sich, als gegen Aufrührer, wenden: „Ihr wollt nicht hören? Krieg denn wollt ihr? Habt ihn! Doch gegen euch mit meinem letzten Odem. Gebt mir mein Schwert! Mein Schwert, sag' ich! — mein Schwert!" — Es ist zuviel für seine Kraft; in den Armen seiner Diener sinkt er zur Erde. Den Ausbruch der Empörung hat er nicht verhindern können. Soll alles verloren sein? Es gilt das Leben der Königin und das Leben des jungen Thronfolgers. Für beide haftet Baneban. Er muß sich aufraffen, um zu retten was zu retten ist. Das Schloß ist von den Aufrührern umringt. Schon erschüttern Sturmböcke die Mauern. Der Prinz, verstört, von Gewissensbissen gefoltert, apathisch und feig, ist unfähig, sich oder die Königin zu schützen. Es ist keine Hilfe mehr möglich. Da erscheint Banebanus, um die Gefährdeten durch einen geheimen Gang in Sicherheit zu bringen. Ein einziger, kurzer Augenblick des Triumphs der Dienertreue über unwürdige Herren. Die hochmütige

Königin, völlig in der Hand des Mannes, den sie verachtet, beleidigt, zugrunde gerichtet hat. Königin: „Wer dort? Freund oder Feind?“ Baneban: „Nicht Feind, nicht Freund, ich bin's!“ — Königin: „Baneban!“ Wie niederschmetternd klingt dies eine: „ich bin's!“ Wie jämmerlich die Frage der Königin: „Führt Ihr Verbotnes nicht im Sinn?“ — Baneban: „Wollt Ihr mir folgen? Ins Freie bring' ich Euch“ ... Königin: „Banebanus! Sprecht Ihr Wahrheit?“ ... „Nach allem, was geschehn? — Mann! Ihr vergäßt —“ Baneban: „Nicht, daß mein Herr Euch meinem Schutz vertraut. Nehmt Euer Kind und folgt!“ Königin: „Mein Kind! — und dieser?“ (auf Otto zeigend). Baneban: „Dankt Gott, daß, als ich kam, ich seiner nicht gedacht. — Nehmt Euer Kind und folgt!“ Königin: „Banebanus höre! Du rettest alle drei uns oder Keines. Mit ihm den Tod, mit ihm auch nur befreit.“ Baneban: „Ich will nicht sehn, wer Euren Schritten folgt. Doch hüt' er sich, wenn draußen wir im Freien.“ Mit bewunderungswürdiger Kunst hat der Dichter in diese kurze Scene den Sieg Banebans über sich und seine Feinde, und zugleich allen Grimm, alle Bitterkeit, die das Herz des unglücklichen Mannes zerreißen, zusammengedrängt. Daß Baneban es trotz seines Hasses über sich gewinnt, den Prinzen zu retten, hat der Dichter wiederum völlig glaubhaft gemacht; es ist keine Märtyrerthat. Wollte sich die Königin ohne ihren Bruder nicht retten lassen, so blieb Baneban keine Wahl. Zum Überlegen, zum Hin- und Herreden war keine Zeit. Die Verfolger waren nahe. Jede Minute Verzögerung war höchste Gefahr. Draußen sollte sich der Prinz schon hüten! — Die Ereignisse wachsen Baneban über den Kopf. Der Prinz entkommt. Die Königin wird getödtet und findet so die verdiente Strafe. Kaum daß es Baneban gelingt, den kleinen Bela zu bergen. Baneban: „Der Ausgang ist besetzt und kein Entrinnen. Man kämpft, man ficht. Wo berg' ich meinen Schatz? Ei ja! duck dich, mein Herrlein! duck dich, Kind! Der Mantel da hat Raum für unser beide. Und rühr dich nicht und halt den Atem an.“ (Er legt sich zu dem Knaben am Boden hin und zieht seinen dunkeln Mantel über ihn und sich. — Das Gefecht, wieder nach vorn kommend, dauert fort.) So gewiß es im Sinne Grillparzers symbolisch ist, „wenn dem Herzoge am Schlusse von seinen Begleitern ein dunkler Mantel umgeworfen wird und mit ihm der Anstoß alles Übels gleichsam verhüllt und entfernt wird,“ so gewiß liegt eine tiefe Symbolik auch im Schlusse des vierten Aktes. Die Hoffnung und die Zukunft des Reiches ruht im Schutz der Unterthanentreue. Das Fortbestehen des Herrscherhauses ist abhängig einzig und allein von dem guten Willen des Dieners.

Ein ergreifendes Bild eröffnet den fünften Akt. „Banebanus kommt, auf einen Stab gestützt, den kleinen Bela an der Hand führend, von der rechten Seite. Herzog Otto, mit bloßen Füßen, unbedeckten Hauptes und zerrissenen Kleidern folgt ihm in einiger Entfernung.“ Mit genialer Kunst hat Grillparzer hier am Schlusse des Stückes die beiden Todfeinde in unmittelbare Nähe nebeneinander (von der übrigen Welt isoliert) gerückt. Banebau erschöpft, körperlich gebrochen, nur noch durch eiserne Willenskraft aufrecht erhalten. Hat sich Banebau am Schluß des dritten und im Verlauf des vierten Aktes nicht gerächt, weil die jähe Folge der Ereignisse, der ungeheure Schmerz und vor allem sein Pflichtgefühl es nicht zuließ — jetzt kann er sich nicht mehr selbst rächen. Er hätte nicht einmal mehr die physische Kraft, am Mörder die Strafe zu vollziehen. Der Mörder selbst ist im Zustand so trostloser Verzweiflung, daß sich in den Abscheu vor ihm schon das Mitleid mischt; und zugleich ist er der einzige Mensch, dessen Obhut der kleine Königsohn anvertraut werden kann. Und dann, ist der Gattin Banebans nicht, wie durch göttliches Gericht, im Tode der Königin schon ein blutiges Opfer geworden? — So hat Grillparzer diese Scene nicht nur ästhetisch möglich gemacht, sondern er hat gerade in der Verzweiflung des Prinzen, in der Hilflosigkeit Banebans mit packender Gewalt die ganze, fruchtbare Schwere des durch Übermut und Leichtsinn verursachten Unglücks noch einmal zur Anschauung gebracht. Dem menschlichen Empfinden, das aus Banebans Munde hören will, wie er seinen Feind haßt und verabscheut, geschieht jetzt Genüge (Bulthaupt scheint den Anfang des fünften Aktes nicht gelesen zu haben). Banebau zum Prinzen: „Ich dachte längst, sie hätten dich gefunden, geschlachtet, abgethan, wie du 's verdienst. — ... Du Wolf, du Hund, du blut'ger Mörder du!“ ...[1])

[1]) Wie oberflächlich Bulthaupt zu Werke gehen kann, ersieht man aus der Art, wie er citiert. Er erklärt das Stück als Schauspiel und meint, „Banebanus wird in seiner rührenden Beschränktheit weiter leben, ein ‚gutmütiger alter Kerl', wie Grillparzer selbst ihn im Gespräch mit R. Zimmermann genannt, und selbst die heftigsten Gegensätze werden in seiner Brust nie zur tragischen Entladung kommen“. Erstens hat Grillparzer gesagt: „mich hat man's entgelten lassen, was der Banebanus spricht und thut! Und wenn's wäre, was ist es denn? Der Banebanus ist ein alter gutmütiger Kerl, der an seinem gegebenen Worte festhält. Draußen hat man's geschimpft wegen seiner Loyalität und drinnen hat mirs der Kaiser Franz abkaufen wollen, damit's nicht aufgeführt wird“ ... Zweitens hat Grillparzer im selben Gespräch von „Sappho“ gesagt: „Sehen Sie, die Sappho, die ist so eine Fiakeridee, da heißt's: Gleich und Gleich gesellt sich gern!“ .... Wie kann man daraus, was Grillparzer im Jahre 1866, in seinem verdrossenen Alter, in tegerer Weise über seine Werke sagt, groß Kapital schlagen wollen? (Der „Treue Diener“ war Grillparzer nach Frau von Littrows Zeugnis überhaupt zuwider geworden.) Ist Sappho am Ende keine tragische Gestalt? — Und warum

Grell und schneidend bricht dieser Haß immer wieder durch die zärtliche Fürsorge um das Königskind. — Schweigend, demütig, zerknirscht, befolgt der Herzog die Befehle Banchans; er weiß es jetzt, wie unendlich tief er unter dem verachteten Dienstmann steht. Aber wenn er auch noch so bitter bereut, wenn er auch für die Rettung des Knaben sein Leben wagt, seine Schuld kann er nicht wieder gut machen. Der Dichter macht kein Zugeständnis an weichherzige Sentimentalität: Banchan gewinnt es nicht über sich, dem Mörder seines Weibes zu verzeihen und bleibt bis zuletzt ein wahrer Mensch und ein ganzer Mann. — König zu Otto: „Geht hin und fragt ihn, was ihn mag versöhnen!" Banchan: „Du guter Mörder, gib mir deine Hand! Und doch — war sie es nicht, die meiner Erny — Fort, Mörder, fort! und laß mich dich nicht schaun!" Und dem König gegenüber zeigt Banchan bei aller Ehrfurcht keine Spur von Unterwürfigkeit. Seine Antworten auf die vorwurfsvollen Fragen des Königs klingen so trotzig, er besteht so hartnäckig auf seiner Fürbitte für die Aufrührer, daß der König sich vor der moralischen Überlegenheit des Dieners beugen muß.[1])

Banchan hat den Thronerben gerettet, er hat mit Aufbietung seiner letzten Kraft die Aufrührer zum Gehorsam zurückgeführt und so das Land vor Bürgerkrieg und unabsehbarem Elend bewahrt. Kann der König angesichts solcher Treue anders als verzeihen, zumal da doch die Königin an dem Unglück so gut schuldig war als der Prinz? Konnte der König dem eine Bitte versagen, der so viel mehr verloren hatte, als er selbst? Dem König blieb Sohn und Reich — beides hatte er dem treuen Diener zu verdanken — Banchan hatte alles verloren. Banchan: „Beglückter Vater, sie bringen jubelnd dir den Sohn zurück. — Nie bringt ein Engel mir mein Weib. Beglückter Vater, siehst du deinen Sohn?" — Und doch kommt die Verzeihung nur zögernd und nur halb; denn die Grafen Simon und Peter, die berechtigte Interessen erledigt haben, werden durch Verbannung gestraft. Der Prinz, der Schuldige, wird ähnlich Marinelli mit guten Ermahnungen verabschiedet, für ihn ist die Entlassung in seine Heimat keine Strafe; er wird sich in nicht gar zu langer Zeit zu trösten wissen. Aber Banchanus? Ihm können auch die höchsten Würden und Ehren sein Glück nicht wieder bringen. Wie matt klingen des Königs Worte: „Wie aber soll ich dir die

läßt Bulthaupt in seinem Citat das Wichtigste weg, nämlich die Worte: „der an seinem gegebenen Worte festhält"?

[1]) Der Dichter stellt Banchanus dem Könige nicht bloß als Menschen gleich (Jahrbuch 3, 17), sondern entschieden über ihn, indem er den König eine ziemlich klägliche Rolle spielen läßt. Was ist die Gutmütigkeit des Königs der Aufopferung des treuen Dieners gegenüber!

Treue lohnen, zum Teile nur vergelten, was du thatst, was du erlittst im Dienste deines Herrn? Der Erste sei nach mir in meinem Reich, dein Wort dem Worte deines Königs gleich, und so ernenn' ich dich —" — für Banchan kommt Mitleid und Anerkennung zu spät. Der Mann, der das Reich und das Herrscherhaus gerettet hat, ist vernichtet. Er will sich nur noch überzeugen, daß sein Opfer nicht vergeblich gewesen, sonst hat er keinen Wunsch mehr, als zu sterben, begraben zu werden neben seiner Erny.

Muß nicht jedes Wort, mit dem Banchan von seinem Herrn und vom Leben Abschied nimmt, dem König als bitterer Vorwurf in die Seele schneiden? — Mußte nicht das böse Gewissen des Kaisers die Absicht des Dichters erkennen? War nicht Banchan Grillparzer selbst? War nicht Grillparzers treueste Vaterlandsliebe damit belohnt worden, daß man sein Heiligstes, sein Glück, die Bedingung seines Lebens, daß man seine Poesie vernichtete?[1]) Der eherne Zwang eines Regierungssystems, das erbarmungslos das Glück der Unterthanen in den Staub trat und gleichgiltig darüber wegschritt, konnte nicht schärfer verurteilt werden, als durch das Schicksal Banchans. Und wenn Grillparzer die Heiligkeit des gegebenen Wortes, die Treue bis zum Tode als höchstes Ideal aufstellt, so wird dadurch die Anklage nur verschärft: der Kontrast zwischen der hingebenden Treue des Dieners und der Selbstverständlichkeit, mit der ein Opfer hingenommen wird, wirkt mehr als die wortreichste Rhetorik. Und kommt nicht die Tendenz des Stückes in der zweiten Fassung der Schlußworte eindringlicher als in der ersten zur Geltung, gerade weil diese zweite Fassung gegenständlicher ist, weil die Warnung nicht breit ausgesprochen wird, sondern aus dem Hinweis auf die Treue des Dieners herausklingt? Die furchtbar ernste Warnung für die Herrscher: hütet euch! daß nicht die Zeit komme, wo keine Diener treue eure wankenden Throne stützt!: „den Diener acht als ein Spargut für die Zeit der Not. Gedenk als Mann der Zeit, da

[1]) Vgl. die Äußerungen Grillparzers: „Der Welt ward ein Dichter geboren und die Prosa hat ihn getötet" (31. August 1826. Werke 20, 25) und: „Der Despotismus hat mein Leben, wenigstens mein litterarisches zerstört, ich werde daher wohl Sinn für Freiheit haben" (Werke 20, 202). Gegen das Zeugnis, das in den angeführten Worten und im Stücke selbst enthalten ist, fällt die Bemerkung Grillparzers (Werke 19, 44): „Was dem Kaiser an diesem bis zum Übermaß loyalen Stücke mißfallen . . ist mir . . ein Geheimnis geblieben" kaum ins Gewicht. Denn in einem für die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften bestimmten Berichte, nach den Vorgängen des Jahres 1848, als zweiundsechzigjähriger Greis, wird Grillparzer kaum sich selbst, geschweige denn andern Personen gestanden haben, wie rebellisch sein Drama aus dem Jahre 1826 wirklich aufgefaßt werden könnte. Es würde übrigens ganz seiner diplomatischen Weise entsprechen, wenn er der Öffentlichkeit gegenüber hier absichtlich nur die eine Seite des zweischneidigen Schwertes hervorgekehrt hätte.

du ein Kind und hilflos lagst in eines Mörders Armen. Wie da der Aufruhr an die Pforten pochte und jeder Rat und jede Hilfe fern: da that ein alter Mann, was er vermochte. Ja nu! ein treuer Diener seines Herrn!" — Sauer (Jahrbuch 3, 37) führt das Urteil E. v. Feuchterslebens an: „Ich weiß wenige dramatische Werke, die so ganz dramatisch sind, wie dieses: wo alles so ganz sich selbst darstellt, alles Charakter, Handlung, Wirklichkeit ist — wo, mit der kunstvollsten Ökonomie, ohne rhetorische und lyrische Behelfe der ganze, reiche und tiefe Gehalt an Verstand und Empfindung in Ereignisse umgewandelt, ganz eigentlich verkörpert ist . . ." Damit ist das Wesen der Poesie Grillparzers in der That gekennzeichnet. Grillparzer selbst giebt uns in der Selbstbiographie (Werke 19, 152) über die Art seines Schaffens Aufschluß: „nicht was durch Erweisbarkeit Billigung; was durch seine bloße Existenz Glauben erzwingt, das schien mir die wahre Aufgabe der dramatischen Poesie zu sein." An diese Worte sollte man sich ganz besonders bei der Beurteilung des „Treuen Dieners" erinnern. Wie eng diese Art des poetischen Schaffens mit der innersten Natur Grillparzers verknüpft war, zeigt auch das Gedicht (Werke 1, 233): „ . . . Ach die Worte und die Bilder sind für selbstgemachte Leiden! Wer kann Flammen, wild und wilder, in Gewand verhüllend kleiden? Drum mein Wort, es sei der Aufschrei, nicht an Ton und Maß gebunden, und die Farbe, die mir gut deucht, hier! das Blut aus meinen Wunden!" Versteht es ein Schauspieler, sich so in den Charakter Vaubans hineinzuleben, daß er all die mühsam zurückgehaltene Erbitterung, den dumpfen Schmerz, den zähen Kampf zwischen natürlichem Gefühl und strenger Pflicht zur Anschauung zu bringen vermag, dann wird er im Zuschauer nicht sowohl Ärger über einen „bornierten Pedanten", sondern, im Sinne des Dichters, Zorn gegen den grausamen Despotismus wachrufen, der den treuesten aller Treuen schnöde in den Staub tritt.

„Nicht mehr als sechs Schüsseln".

Ein litterarhistorischer Scherz

von Richard M. Meyer in Berlin.

Unter der mehr durch Schillers zornigen Ausfall als durch den Beifall der Mitwelt der Vergessenheit entzogenen Ankündigung „Nicht mehr als sechs Schüsseln" wollte ich der Berliner Gesellschaft für Deutsche Litteratur ein paar „Trogalien zur Verdauung" des

Festmahls anbieten, nur eine leichte litterarhistorische Würze. Hat doch z. B. Kochholz auch schon drei Aufsätzchen über Gold, Milch und Blut (Pfeiffers Germania 7, 385) zu Einem Mahl vereinigt. Das kleine Schaugericht, das ein paar Beobachtungen und Vermutungen zur Geschichte einiger kulinarischer Motive in der neueren deutschen Litteratur, anspruchslos angerichtet, zusammenlegt, sei nun auch der größeren „Gesellschaft für Deutsche Litteratur", dem Leserkreis des „Euphorion", zur freundlichen Kostprobe angeboten.

1. Breite Bettelsuppen.

Faust I. (Weimarer Ausgabe Vers 2390—2394):

Mephistopheles (zu den Thieren). So sagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt ihr in dem Brei herum?
Thiere. Wir kochen breite Bettelsuppen.
Mephistopheles. Da habt ihr ein groß Publicum.

Die symbolisch-epigrammatische Bedeutung ist schon durch Goethes Brief an Schiller vom 28. Juli 1797 (Weimarer Ausgabe IV, 12, 205) festgestellt: „es ist so recht eigentlich eine Bettelsuppe, wie sie das deutsche Publicum liebt, diese Art Schriften sind an die Stelle der Gespräche im Reiche der Toten getreten, die auf unsere Wahrheit liebende Nation immer großen Eindruck gemacht haben." Düntzer (Deutsche Nationallitteratur 93, 103) und Schröer (2. Auflage 1, 149), die diese Stelle citieren, stimmen daher in der Deutung überein: breite, wässerige Armseligkeiten. Beide geben aber auch die gleiche Erklärung des eigentlichen Sinnes: „Bettelsuppen wurden den Armen in den Klöstern gereicht" (Düntzer); „mit Suppen, wie sie Bettlern an Klosterthüren verabreicht werden, vergleicht Goethe wässerige Schriftstellerei" (Schröer). Loeper bemerkt nichts zur Stelle, Calvin Thomas (1, 306) und Minor (1, 332) beschränken sich auf die symbolische Erklärung. Das Gleiche thut das Deutsche Wörterbuch (1, 1732).

Der Hinweis auf die Klostersuppen liegt nahe; aber bei näherer Betrachtung stellen sich Bedenken ein. Es ist kein Grund vorhanden, diese den Armen gespendeten Suppen, die doch immer den Abhub der nahrhaften Klosterkost bildeten, ohne weiteres „wässerig" zu schelten. Am wenigsten dürfte das gerade bei Goethe einfach anzunehmen sein. Wo er katholische Geistlichkeit schildert oder ihr Typen nachbildet — im „Pater Brey", im „Faust" I und II, in der „Natürlichen Tochter" stilisiert und in der „Italienischen Reise" realistisch —, da tritt an ihr viel eher ein gewisser wohlwollend gutmütiger Epikureismus hervor als ein geiziges Bedauern der Armut. Selbst der Pfaff, der Gretchens Schmuck konfisziert, vertritt (um an ein

bekanntes Gedicht Anastasius Grüns anzuknüpfen) mehr den Typus der „Dicken“ als der „Dünnen“. Goethe sah die katholische Geistlichkeit wesentlich unter dem Gesichtspunkt der Devise „leben und leben lassen“, recht im Gegensatz zu dem Eifer des protestantischen Klerus in seiner orthodoxen und rationalistischen Färbung („Der ewige Jude“; „Wilhelm Meister“, vgl. V. Hehn, Gedanken über Goethe S. 233) und zeigt Sympathie mit dem armen verkümmerten Geistlichen, den die Jesuiten erhielten (Italienische Reise: Hempel 24, 21). Kurz, die ironische Auffassung klösterlicher Wohlthaten, die sich in jener Meinung von den „wässerigen Klostersuppen“ ausspricht, scheint mir außerhalb der Anschauungen Goethes zu liegen.

Gegen das „große Publikum“ ist auch einiges einzuwenden. Gewiß wird auch eine schäbige Form der Wohlthätigkeit noch reichlich Abnehmer finden; aber sollte man sich um die Wassersuppe wirklich „wie in Hungersnot um Brot an Bäckerthüren“ reißen? Liegt nicht ein logischer Verstoß in dieser Verbindung: wenn eure Suppe nur recht dünn ist, wird es ihr an Liebhabern gewiß nicht mangeln?

Endlich, worauf ich mehr Gewicht lege: wie kommen die Tiere in der Hexenküche dazu, Klostersuppen zu kochen? Was sie sonst thun, ist Hexenwerk: Lotteriespiel, Siebzauber, Kroneneintrigen. Aber ein Ragout von anderer Schmaus ist doch keine Hexerei — „leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht!“

Nun kommt zu diesen allgemeinen Erwägungen eine prinzipielle. Ich habe den Grundsatz, bei jeder Anspielung, die sich in Goethes Werken finden, zunächst nach einem aktuellen Anlaß zu suchen. Er ist nicht immer zu finden, aber er ist fast immer zu vermuten. Auch in dieser Hinsicht ist seine Poesie „Gelegenheitsdichtung“ im höchsten Sinne. Nur gewisse Hauptthemata wie der Kampf gegen den Dilettantismus, wider die Newtonianer, für die Freiheit der Kunst von politischen und moralistischen Schranken sind ihm allzeit „gegenwärtig“. Sonst aber fehlt kaum je ein momentaner Anstoß für die polemische, satirische oder didaktische Anspielung.

Ich glaube ihn hier nachweisen zu können. Freilich sind Gleichnisse vom Küchenwesen bei Goethe ungemein häufig. Wir wiesen schon im Vorbeigehen auf einige hin und zögen wir insbesondere die Sprüche in Prosa und Versen aus, so ließe sich ein ganzer Goethischer „Physiologus“ herstellen, eine moralisch-allegorische Ausdeutung der lebenden Natur. Älteste Tradition — ich nenne nur den Namen Geilers von Kaisersperg — und muntere Lust an der Tafelfreude wirken da zusammen. Deshalb achtet der Dichter auch auswärts auf kulinarische Sitten, verweilt auf der Leidenschaft der Franzosen für das schöne Weißbrot („Campagne in Frankreich“) oder spottet über die Bratäpfel von Götzens Jungen. Wie er nun

nach Italien reist, notiert er sofort von Regensburg: „Das Obst ist nicht sonderlich. Gute Birnen hab ich gespeist; aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen." Gleich darauf aus München: „Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche als die ersten vortrefflich schmeckten. Aber das Obst überhaupt ist doch für den 48. Grad nicht besonders gut" (6. September 1786).

Bayern war damals ganz erfüllt von der Thätigkeit eines merkwürdigen Mannes. Benjamin Thompson Graf von Rumford war seit 1784 der eigentliche Regent des Landes. Aber erst am 7. Februar 1788 (Allgemeine Deutsche Biographie 29, 647) legte er in einer Denkschrift seine berühmten Reformpläne systematisch nieder und ging mit Karl Theodors Beifall an die Arbeit, die allerdings erst 1790 wirksam ins Leben trat. Hauptgesichtspunkt war die Abschaffung der zur Landplage ausgearteten Bettelei. Ihr trat er durch ein großes Armenhaus entgegen, in dem gearbeitet und zum Lohn gespeist wurde. Und zwar legte er besonderes Gewicht auf seine Maßregeln zur wohlfeilen Massenernährung (a. a. O. S. 649). Sein berühmtestes Mittel war die „Rumfordsche Suppe". „C'est à Rumford que l'on doit le premier établissement des soupes économiques" (Biographie Universelle 37, 82). Diese „Sparsuppe" war ein wichtiger Schritt auf dem Gebiet der Nahrungsmittelchemie: als der erste systematische Versuch kondensierter Nahrung erregte sie ungeheures Aufsehen. Noch 1834 benannte der Tiroler Landschaftsmaler Joseph Koch seine kunstkritische Flugschrift „Moderne Kunstchronik" mit dem Untertitel: „die Rumfordische Suppe, gekocht und geschrieben von Jos. A. Koch" (Allgemeine Deutsche Biographie 16, 391). Natürlich gab sein Name ihm Anlaß zu dem barocken Titel, der doch aber für Bauernfeinds Satz zeugt: „Die von Rumford aufgestellten Principien zur Bereitung wohlfeiler nahrhafter und schmackhafter Speisen, namentlich Suppen, haben allmählich ihren Weg in die Praxis gefunden und ihm ein dankbares Andenken in den unteren Volkskreisen namentlich Bayerns verschafft" (Allgemeine Deutsche Biographie 29, 649).

Als Goethe durch Bayern fuhr, muß ihm diese gärende Wirtschaft der Rumfordischen Massenernährung aufgefallen sein. Nun spielte bei der „Armensuppe" das Wasser eine Hauptrolle, wie wir aus Lichtenbergs ausführlicher und enthusiastischer Beschreibung (Werke 5, 126 f.) wissen. Aber der Physiker bemerkte nicht, wie die scheinbare Befriedigung des Magens täuscht, wenn er (a. a. O. S. 132) naiv schreibt (Lichtenberg konnte wirklich naiv sein!): „Rumford fand bald, daß die Kräftigkeit einer Suppe nicht sowohl von der Menge fester nahrhafter Theile in der selben, als vielmehr von einer schicklichen Auswahl derselben und der Behandlung des

Feuers dabei abhänge. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie wenig solide Nahrung nöthig ist, den Hunger zu stillen und Leben und Gesundheit zu erhalten, und mit wie geringem Aufwand der stärkste Mann und der thätigste Taglöhner bei der sauersten Arbeit gesättigt werden kann." Ich denke, da haben wir die „breite Bettelsuppe" in optima forma! Und wir haben auch in den Nachrichten Lichtenbergs (S. 132) das „groß Publikum". „Der solide Theil bestand aus Gerstengraupen, Erbsen, Kartoffeln, einigen gedörrten Semmelschnitten und dem nöthigen Salze; der flüssige Theil bloß aus Wasser und etwas Essig. So wird es auch begreiflich, wie man im Werkhause zu München 1200 Menschen täglich mit einer kräftigen Suppe hat speisen und sättigen können" . . . Über das „Sättigen" muß freilich Goethe, in Küchenfragen durchaus kein Neptunist, von vornherein anders gedacht haben.

Nun weiter. Lichtenbergs Aufsatz entging schwerlich der Aufmerksamkeit Goethes, dem der berühmte Göttinger Hofrat schon wegen der Farbenlehre wichtig war. Er erschien, durch die deutsche Übersetzung von Rumfords 1795 veröffentlichten „Essays" veranlaßt, im Göttinger Taschenkalender 1797 (Werke 5, 26). Im Juni hatte noch überdies Goethe Lord Bristol kennen gelernt, dessen „nationelle individuelle Einseitigkeit und Pedanterie mit den ausgebreiteten Kenntnissen, Weltbekanntschaft und vornehmer Liberalität" (Tagebücher, 10. Juni 1797) ihn wohl an den Schöpfer des Englischen Gartens in München erinnern konnte. Und so kommt ihm am 26. Juli 1797 wieder der Ausdruck „Bettelsuppe" in die Feder. Auf diese Weise sind die beiden Anwendungen aus der Villa Borghese 1788 und aus Weimar 1797 durch ein geistiges Band verknüpft.

Doch vielleicht gab auch schon die englische oder deutsche Ausgabe der „Essays" Rumfords Anlaß, sich mit ihnen zu beschäftigen. Denn in den Xenien von 1797 steht das Epigramm:

„Karl von Karlsberg".

Was der berühmte Verfasser des menschlichen Elends verdiene?
Sich in der Charité gratis verköstigt zu sehen.

Das witzige Wort Schillers spielt auf des Sokrates Antrag, im Prytaneion gespeist zu werden, an — waren doch die letzten Augenblicke des Sokrates durch Mendelssohns „Phädon" dem allgemeinen Interesse der Zeit neu genähert worden —; es meint doch aber zugleich: wer breite Bettelsuppen gab, soll sie wieder empfangen. Die Berliner Charité aber ist kein Kloster, sondern ein Spital; und von „Spitalsuppen" sprechen wir ja noch heute, wie von „Spitalpflanmen". Christian Gottlieb Selle, der Verfasser der berühmten „Medicina clinica oder Handbuch der medicinischen Praxis", der „ein großer

Freund der englischen Sprache war" (Allgemeine Deutsche Biographie 33, 684), wird wohl auch in seiner „ausgedehnten praktischen Wirksamkeit am Charitékrankenhause" (ebenda S. 683) die Rumfordsche Suppe eingeführt haben.

Direkt erwähnt wird Rumford von Goethe übrigens nur beiläufig in der Farbenlehre (Weimarer Ausgabe II, 1, 39. Eine zweite Stelle, die das Namenverzeichnis von Musfulus (S. 164) angiebt, konnte ich nicht auffinden, wie denn auch die angegebene dort falsch citiert ist: LII, 51 statt LII, 52: irrige Vermeidung einer Dittographie!).

Vielleicht scheint es nicht so vieler Umstände wert, ob Goethe an eine Kloster- oder eine Armenhaussuppe gedacht habe, und wir befürchten, daß unser Publikum — wie „groß" oder klein es immer sei — uns selbst beschuldigt, breite Bettelsuppen zu kochen! Aber es hängt doch an dem Ursprungsattest dieser Suppe mehr als man denkt: das volle Verständnis der Hexenküche.

Wenn die Tiere einfach „breite Suppen" kochen, so fällt das, wie schon gesagt, völlig aus dem Charakter der Scene. Faust soll verjüngt werden, indem ihn die Hexe zur Liebe zwingt. Nun aber liebt es Goethe, worauf ich schon früher (in meinem „Goethe", 2. Auflage, S. 93) hinweis, der Hauptperson ein verkleinertes Abbild, der Haupthandlung ein verkleinertes Nebenbild zur Seite zu stellen. Wie im zweiten Akt des zweiten Faust (ebenda S. 632) sich alles um „Entstehung" dreht, so hier um „Verjüngung". Der Kater will sein Vermögen, die Tiere alle wollen die Krone erneuert sehen. Wohl möglich, daß Goethe 1788 an Frankreich dachte, wo Neckers Berufung das Geld nicht einbringen konnte, das die nicht zu nennenden hohen Diebe (Weimarer Ausgabe, Vers 2416 f.) gestohlen, und wo es nicht gelang, die zerbrechende Krone zu leimen. Düntzer, Schröer, Calvin Thomas beziehen alle Vers 2450 lediglich auf die Puppenkrone Mephistos, die doch aber nur ein Gleichnis sein kann! Der strenge Monarchist mochte eben befürchten, daß die Krone Frankreichs mit den neuen Experimenten „in Teufelsküche kommen" möchte. Doch lege ich auf diese spezielle Deutung kein Gewicht; wohl aber auf die allgemeine. Um Verjüngung mit schlechten Zaubermitteln handelt es sich überall. Geld im Lotto gewinnen — wie gewonnen so zerronnen. Diebe mit dem Sieb herausfinden — man darf sie doch nicht nennen. Kronen mit Schweiß und Blut (einem etymologisch urverwandten Paar) leimen — sie zerbrechen doch mitten in all dem Reden und Sehen, Hören und Reimen. So denn also auch mit breiten Bettelsuppen ein groß Publikum ernähren: der Bauch wird gefüllt, aber es giebt keine solide Ernährung. Es ist pappiges, wässeriges Zeug. Es ist eine Suppe, mit der ein Hexenmeister in

München, der die Bettelei tilgen, die Finanzen bessern, die Verwaltung reformieren, die Krone befestigen will, doch nur den Magen betrügt. So stellt sich dann die eine Zauberei in den Kreis der andern. Auf das Kochen, auf Topf und Kessel, Sparherd und Feuer kam es ja auch bei jenem Vorläufer der Liebigschen Extrakte vor allem an. Für Goethes kräftigen Sinn aber war das alles „Sudelköcherei". Und so ist es denn wirklich dieselbe Verachtung des breiten philanthropischen, moralisch-sentimentalen Scheinwesens, das für Bild und Gegenbild das tertium comparationis abgiebt!

2. Göttinger Würste.

Erheblich einfacher läßt sich das Ursprungs-Zertifikat bei einer geschätzteren Delikatesse ausstellen, für deren Ruf wir Lichtenberg sicherer als für die poetische Verherrlichung der Rumfordschen Suppe dankbar zu sein haben.

Zu denjenigen Stellen aus Heine, die fast jedermann auswendig weiß, gehört der Anfang der Harzreise: „Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover . . ." (Elster 3, 15). Sie fand sofort Beachtung und wird in der Recension der Hallischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung besonders hervorgehoben, um seinen Haß gegen die Universität, die ihn relegiert habe, zu beweisen (Elster a. a. O., S. 11). Aber Heine hat hier wie in dem Fall der Lorelei nur in wirksamste Form gebracht, was andere erfunden hatten.

In Hübners „Realem Staats-, Zeitungs- und Konversationslexikon" (Neue verbesserte Auflage von Gottlieb Schumann, Leipzig 1760) heißt es (S. 858) unter Göttingen: „Stadt im Fürstenthum Calemberg an der Leine, welche ein gutes Gymnasium hat und dem Churfürsten von Hannover gehört. Das umliegende Land wird zum öfteren hiervon das Göttingische genannt. An diesem Orte hat der König von Großbritannien George II. eine Universität anlegen lassen, die Professoren haben zu Michaelis 1734 ihre erste Lectiones angefangen, und den 17. September 1737 ist sie eingeweihet worden. Die geräucherten Göttingische Würste werden auch stark verführet."

Ich denke mir, diese ganz naive Zusammenstellung der Kostbarkeiten Göttingens schwebte dem Göttinger Professor schon vor, als er (1773) gegen Lavater seinem „Timorus" schrieb: „das ist Verteidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen den wahren Glauben angenommen haben" (Werke 3, 89 f.). Die Mettwürste stammen nicht aus dem eigentlichen casus belli her, aus Lavaters Andringen an Mendelssohn; sie fielen Lichtenberg ein,

als er recht disparate Überredungsmittel neben einanderstellen wollte: „Als wenn Mettwürste nicht auch Beweisgründe wären" (a. a. O. S. 109, vgl. 115 f.). Dieses Zeugma ist jener Verbindung von „Universität" und „geräucherte Würste" wahrscheinlich nachgebildet. Allerdings hat Lichtenberg sich für wunderbare Würste auch sonst interessiert („Das war mir einmal eine Wurst. Ein Beitrag zur Theorie der Prozessionen". Werke 6, 147).

Wir haben auch ein direktes und sehr hübsches Zeugnis dafür, wie gern Lichtenberg mit der alten Verkoppelung von Wurst und Gelehrsamkeit spielte. Er sagt an einer Stelle, die Freusdorff (Hansische Geschichtsblätter 1900, S. 41) als charakteristisch für das alte Göttingen ausgehoben hat — doch ich will lieber den ganzen Anfang des Briefes an Amelung (Werke 7, 8) hersetzen:

Göttingen, den 6ten des Wintermonats
alias Mai 1784

Liebster Herzensmann!

Ein Päckel mit farciminibus Gottingensibus zur Probe folgt anbei; wenn das Zeug nur nicht verdorben ist, ich habe sie schon etwas lange in meiner Bibliothek hängen gehabt, weil da der Feind nicht hinkommt. Sollten sie abgestanden sein, so erfolgen mit erster Gelegenheit andere. Es ist besonders, wie diese Würste außerhalb in Credit sein müssen. Dieterich schickt alle halbe Jahr mit andern Geistesproducten wenigstens $^1/_2$ Centner davon nach Berlin. Die literarischen Producte und hiesige Mettbücher kommen zuweilen wieder zurück, aber man hat kein Beispiel, daß je eine Wurst wieder zurückgekommen wäre. Um den Handel recht in Aufnahme zu bringen, werde ich Nicolain rathen, einmal ein paar Pfunde in der allgemeinen deutschen Bibliothek recensiren zu lassen. Man hat hier ein altes Gedicht auf die Stadt, darin heißt sie:

Berühmt in allerlei Bedeutung,
Durch **Würste,** Bibliothek und Zeitung,
Compendien und Regenwetter,
Und breite Stein und Wochenblätter,

wo sie auch neben den Geistesproducten stehen.

Man beachte, wie sich bei dem Briefschreiber die Verbindung von Bibliothek und Wurst ganz realistisch ergiebt! Eben deshalb möchte ich bezweifeln, daß die citierten Verse einem „alten Gedicht" entstammen. Lichtenberg wird den wirklich alten Scherz selbst versifiziert haben. Dafür spricht die zweite und dritte Parallele: Compendien und Regenwetter, breite Stein (vgl. Freusdorff a. a. O., S. 410) und Wochenblätter. Auch steht sonst die Universität neben den farciminibus, nicht die erst später berühmt gewordene Bibliothek.

Daß der Satiriker von Göttingen sich an jene Notiz anlehnte, ist wahrscheinlich. Augenscheinlich wurde sie, wie viele solcher Lokalanekdoten, durch mündliche Tradition fortgepflanzt: Heines Worte

klingen noch merkwürdig genau an Hübners Artikel an. Und durch Weitererzählen mag die lustige Gruppierung denn auch zu Schiller gelangt sein. Wohl hat er von Lichtenberg mehr, als man bisher beobachtet hat. So lautet Xenion 288:

G. G.

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in Corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Nun steht in den „Bemerkungen vermischten Inhalts" bei Lichtenberg (Werke 2, 193): „Man wirft den Corporationen der City of London vor, daß sie aus Leuten bestehen, die meistens als Individuen sehr würdige Männer sind, aber in corpore gewöhnlich sehr auffällige Streiche machen. Gerade wie unsere Theologen." Natürlich kann das Schiller nicht bei Lichtenberg gelesen haben, denn die Vermischten Schriften kamen erst 1800 heraus; aber Lichtenberg kann eine mündliche Äußerung notiert haben, die von Göttingen nach Jena drang. Man weiß, wie hoch Goethe von Lichtenbergs „Späßen" dachte: es liege immer ein Problem dahinter verborgen. Nun bezieht sich Xenion 289 zweifellos auf Göttingen — warum nicht auch Vers 288 „Göttinger Gesellschaft" oder dergleichen lesen? Vielleicht liegt in irgend einer von ihr gestellten und im Xenion 287 verspotteten Preisfrage das Scharnier, in dem alle drei Epigramme zusammenhängen.

Nun hatte der „Timorus" großes Aufsehen gemacht: Ramler fragte gleich Nicolai nach dem Verfasser (Schüddekopf, Anzeiger für deutsches Altertum 1897, S. 361). Unmöglich also wäre es nicht, daß das ungleiche Paar „Beweisgründe" und „Würste" von hier auf Schiller übergegangen wäre. Wahrscheinlicher ist mir doch, wie gesagt, mündliche Tradition für Xenion 366:

Rhapsoden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weils ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn —

worauf noch durch vier Distichen der Scherz mit den Würsten getrieben wird. Freilich sind sie ja wirklich homerische Kost und Anatole France hätte in seinem ironisch-realistischen „Chanteur de Kymé" (Clio, S. 26 f.) dem Sänger, der der Könige Zwist sang, ebenso gut ein Stück mit Fleisch gefüllter Haut anbieten lassen können wie (S. 30) eine Portion Ochsenfleisch! Dagegen hat die Stelle nicht etwa einen Anhalt in einer besonderen Liebhaberei Heynes; sein Schwiegersohn bezeugt ausdrücklich: „Im Genuß von Speisen und Getränken war er äußerst mäßig. Es war nichts, was hier einen besonderen Reiz für ihn gehabt hätte, wenigstens nicht

auf die Dauer" (Heeren, Chr. G. Heyne, S. 409). Ebensowenig fand ich in Körtes Leben Fr. A. Wolfs eine hierher zu ziehende Notiz.

Bei Heine ist die Abstammung des Witzes völlig klar. Und auf ihn und Lichtenberg gemeinschaftlich geht eine schwache Kopie Gutzkows zurück: „Der Verfasser der nachfolgenden Erklärung," heißt es in seiner Fortsetzung der Erklärung von Hogarths Kupferstichen (14. Lieferung; Lichtenbergs Werke 14, III), „gehört durch Geburt jenem norddeutschen Grenzlande an, welchem wir Rapssaat, leichte Friedrichsdore, Ölenschläger und anderes verdanken." So weit kann ein guter Witz herunterkommen!

Heine hat also eigentlich nur das Verdienst, die Würste vorangestellt zu haben. Ihre Zusammenstellung mit der Universität ward von dem Konversationslexikon naiv gegeben, im „Timorus" in freier Anwendung, in den Xenien und in der „Harzreise" in getreuerem Zurückgreifen auf die Tradition des alten Scherzes ausgeführt.

3. Senf nach dem Mittag.

Zu den Göttinger Würsten gehört der Senf. Freilich sagt Rumohr im „Geist der Kochkunst" (Ausgabe von R. Habs, S. 157): „Vom Senf enthalte ich mich zu reden, weil er so allgemein bekannt ist." Aber wir müssen doch „unsern Senf dazu geben", sei es auch nur in Gestalt einer allgemeineren Anmerkung.

Bei Sanders (3, 1078 c) wird aus Fichte citiert: „So lange nach dem Mittag mit seinem Senfe zu kommen!" Heute würde nun wohl niemand anders citieren als: „moutarde après dîner!" Die Redensart stammt wohl auch sicher aus Frankreich (das Dictionnaire de l'Academie 2, 139 führt sie ohne weitere Angaben an, bei Büchmann, in Nehrys Citatenschatz u. s. w. finde ich sie nicht). Ganz sicher ist es freilich nicht; die Anregung, die einst Heinzel (Stil der altgermanischen Poesie S. 18) gab, der Etymologie von ganzen Redensarten nachzugehen, zu prüfen, ob Übersetzung vorliegt oder „Urverwandtschaft", sie ist leider auf völlig sandigen Boden gefallen. Und doch würde sich bei der Ursprungsprüfung von Metaphern, Phrasen, Sprichwörtern (bei denen noch am ehesten Ansätze zu solchen Untersuchungen vorliegen) manches ergeben müssen, das von allgemeinerer Wichtigkeit wäre. Ich bezweifle z. B. nicht, daß unsere Redensart „sich schinden" aus der Schule stammt und von dem in jeglicher höheren Gymnasialklasse periodisch citierten Vers *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται* ihren Flug nahm — einem Vers, dem Goethe durch die Wahl zum Motto in „Dichtung und Wahrheit" vollends zu allgemeiner Beliebtheit verhalf. Von Leuteschindern sprach man ja schon in der Reformationszeit und das aktive „Jemanden schinden" ist mindestens ebenso alt;

es könnte sogar auf Zeiten zurückgehen, in denen noch die schaudervolle Wirklichkeit der Kriminalstrafe hinter der Metapher stand. Aber dies papierene, gar nicht zu realisierende mediale „sich schinden" nach „sich plagen" riecht nach dem Schulstaub!

Fremden Ursprung nehmen wir also auch für den „Senf nach dem Mittage" (was ganz und gar übersetzt klingt) an. Sonderbar nun aber, daß seit Fichte der Urtext die Übersetzung wieder verdrängt hat! (Einige ähnliche Fälle habe ich in meinen „400 Schlagworten" besprochen.) Noch sonderbarer, daß 1899 der alte Fontane den alten Stechlin („Der Stechlin" S. 323) schreiben läßt: „Die Würfel sind nun also gefallen (früher hieß es alea iacta est, aber so altmodisch bin ich denn doch nicht mehr)" . . .

Ich glaube, es läßt sich in der allgemeinen Geschichte der Citate, die durch Bernays' glänzenden Aufsatz (jetzt Schriften zur neueren Litteraturgeschichte 4, 255 f.) nur eben erst angebrochen ist, wiederholt beobachten, was hier die sich ergänzenden beiden Einzelfälle zeigen. Erst citiert man — natürlich — in der Ursprache: „Revenons à nos moutons!" Dann, wenn das Citat sehr gebräuchlich geworden ist, gilt das als affektiert; man übersetzt oder bedient sich einer beliebten Übersetzung: „Um auf besagten Hammel zurückzukommen" (vgl. Büchmann, 20. Auflage S. 296). Und dann, nach einiger Zeit, gilt der deutsche Spruch als trivial und man sucht ihn durch Rückkehr zu der fremdsprachlichen Fassung zu heben. Ich glaube, daß dieser psychologisch ja ganz erklärliche Wechsel (der sich auch mehrmals wiederholen mag) in einer ganzen Reihe von Fällen belegt werden könnte. Bei der Formel „Le roi est mort, vive le roi!" glaube ich z. B. den Umschwung selbst erlebt zu haben. Ebenso glaube ich jetzt wieder häufiger „to be or not to be" zu hören für das sonst beliebte „Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage" u. s. w.

4. Kartoffelkomödien.

Die „nährhafte Knollenfrucht" erfreut sich in der Poesie fast nur ironischer Beachtung, wie etwa in Hoffmann von Fallersslebens „Märkischer Nationalhymne" („Unpolitische Lieder" S. 57) mit dem doppelten Refrain „Essen wir Kartoffeln". Selbst Goethe, dessen poetisch-allegorischer Speisezettel doch (wie schon erwähnt) so umfangreich ist, fast so lang wie J. H. Voß' poetisch-realistischer Küchenzettel, hat wohl den Sardellensalat („Eins wies Andre", Hempel 3, 216) und den Gurkensalat („Neueste Farbentheorie von Wünsch", Xenion 175; ebenda 251), aber nicht den Kartoffelsalat der Bunten Schüssel unserer Poesie einverleibt. (Voß hat natürlich die Erdäpfel; hat er sich doch von dem herbsten Gegner seiner Über-

setzungsmanier, U. von Wilamowitz, sogar „Kartoffelphantasie" nachsagen lassen müssen: „Adonis" S. 46.) Dennoch hat die Kartoffel eine kurze Zeit lang sogar den Ehrgeiz befriedigt zu sehen, einer eigenen dramatischen Gattung den Namen zu verleihen. Die Antike besaß nur die Eine ἀποκολοκύντωσις Senecas; bei uns mußten sich eine Zeit lang alle möglichen Könige und Helden in Kartoffeln verwandeln. In der Litteratur ist zwar die „Kartoffelkomödie" meines Wissens nur durch das erste Stück der „Humoristischen Studien" H. Hoffmanns (Frankfurt a. M. 1847) und durch die prächtige Vorführung in Fontanes „Stine" (S. 46 f.; vgl. Herrmann Jahrmarktsfest von Plundersweilern S. 81 Anmerkung) vertreten; außerdem begegnet noch eine solche in einem wenig späteren Jahrgang des „Kladderadatsch", den ich aber nicht wieder auffand. Der Verfasser des „Struwwelpeter" giebt selbst an: „Die einfachste Art solche Scherze darzustellen, indem eine Kartoffel als Kopf der Polichinelfigur schnell und leicht hergerichtet wird, ist uns zuerst durch lebensfrohe Düsseldorfer Künstler bekannt geworden." Man steckt den Finger in die Kartoffel, hüllt ihn in ein Taschentuch und läßt nun die mit Schwarzbrotstückchen und dergleichen zugerichteten Kartoffelköpfe sprechen. Solche Spiele habe ich als Kind noch selbst angesehen und mitgemacht. Besonders lustig waren die Katastrophen auf der „Bühne"; so schneidet in jener Kartoffelkomödie des „Kladderadatsch" sich ein Selbstmörder „den Kopf scheibenweise ab".

Wäre über solch eine lustige Unterart des Puppenspiels eine kleine Notiz aus dem Altertum überliefert, so besäßen wir gelehrte Dissertationen mit Anmerkungen und Kontroversen darüber. Es sei deshalb verziehen, wenn ich auf die deutsche Kartoffelkomödie einmal hingewiesen habe. Die feierlichen historischen Berichte über die Düsseldorfer Kunst, Immermanns „Düsseldorfer Anfänge", Uechtritz' „Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben" (Festschilderungen 1, 58 f.), Wolfgang Müllers von Königswinter „Düsseldorfer Künstler in den letzten 25 Jahren" gehen natürlich an solchen Quisquilien großartig vorbei. Günther von Freiberg („Hildebrandt und Schirmer", Berlin 1871) erzählt von allerlei Possen und Künsten Eduard Hildebrandts, der vermutlich diese brotlose Kunst in Berlin einführte (S. 57), meldet aber nichts hiervon. So möge unsere kleine Notiz die Kartoffelkomödie für eine etwaige zukünftige Geschichte des Marionettentheaters (schon durch die Romantiker, Grabbe ꝛc. ein interessantes Thema!) „retten".

5. Die eßbaren Tische.

Zur Wurst mit Senf und den Kartoffeln gehört auch das Brot. Aber wenn man keines hat?

Von dem General von Kyau (1654—1733), dem letzten sächsischen „Hofnarren", wird erzählt: „Kyau war einst zur Tafel des Königs von Sachsen eingeladen, und da der König sehr heiter war, so wollte er sich mit demselben einen Spaß machen und hatte befohlen, Kyau keinen Löffel vorzulegen. Die Suppe ward aufgetragen, und da Kyau wohl einsah, daß man sich mit ihm einen Scherz machen wollte, so nahm er, ohne sich etwas darüber zu äußern (!), das Brot und schnitt sich davon einen künstlichen Löffel, aß damit seine Suppe und als er fertig war, wandte er sich lachend zu der Gesellschaft und sagte: ‚Ein Schelm, wer seinen Löffel nicht mit ißt', indem er den seinigen aß" (L. Spieß, Leben und Schwänke Kyaus, Berlin 1843, S. 180).

Ich untersuche hier nicht, wie alt diese auf Kyau gewiß nur übertragene Anekdote in dieser Form ist. (Sprichwörtlich verwendet die eßbaren Löffel aus Brot Gracian in seinem „Orakel der Weltklugheit" in Schopenhauers Übersetzung [bei Reclam] S. 121.) Aber ich möchte die Frage anregen, ob sie nicht aus der alten Sage von den gegessenen Tischen hervorgewachsen ist, die uns aus Vergil (Aeneis VII, 107 f.) geläufig ist. Die volkskundlichen Grundlagen der Geschichte — ursprünglich dient ja fast überall der Brotkuchen als Teller — hat R. Kleinpaul in seinen ungemein viel verwandten Stoff enthaltenden „Gastronomischen Märchen" (S. 69 f.: „Tische zum Anbeißen") klar gelegt und auch selbst schon das Mahl des Aeneas in diesen Zusammenhang gestellt (S. 82). Daß Vergil selbst das Orakel einmal der Harpyie Celäno (III, 253), das andere Mal (a. a. O.) dem Anchises zuschreibt (Ribbeck, Geschichte der Römischen Dichtung 2, 76) macht die Benutzung einer alten Sage doppelt wahrscheinlich. Und sollte diese nicht wieder mit dem so weit verbreiteten „Schlaraffenland" zusammenhängen? — Der Mühe lohnte es schon, einmal zu untersuchen, ob nicht die beiden Motive entgegengesetzter Richtung: daß im Land des Überflusses alles eßbar ist, und daß im Land der Not alles gegessen werden muß, auf Eine Wurzel zurückgehen.

6. Butter und Käse.

Wir servieren zum Schluß noch einen Gang Butter und Käse, den aber schon Meister Tieck angerichtet hat. — In der Novelle „Das alte Buch" (1835: Gesammelte Novellen 8, 1 f.) trägt der alte Romantiker (S. 19) eine ironische Geschichtsphilosophie vor, die darauf hinausläuft, der Genuß und sogar schon die Fabrikation von Butter nähre den revolutionären Geist. Offenbar liegt Spott auf irgend eine materialistische Geschichtsbetrachtung vor, etwa auf die Sismondis, der Nationalökonom und Geschichts-

forscher zugleich war und trotz seiner romantischen Grundfärbung bei Tieck auch sonst (Kritische Schriften 3, 76) mit Abneigung getadelt wird. Daß aber diese ironische Parabase zugleich auch litterarische Hintergedanken verbirgt, versteht sich bei einem Romantiker fast von selbst. Eröffnet nun aber Tieck seine Parade mit einem Hinweis auf die kleinen Waldkantone der Schweizer, so liegt es nahe, zu fragen, ob nicht Tells Tirade

in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt

den Ausgangspunkt bildet? Gegen die Deklamationen, die Schiller in seine Dramen öfters einlegt, hat ja vor Otto Ludwig sich niemand entschiedener erklärt als Tieck (Kritische Schriften 3, 56. 58). Hier konnte ihn noch besonders reizen, daß Hamlets Monolog sicherlich eingewirkt hat, dessen Grübelei dem Dänenprinzen so wohl ansteht, wenn er sagt:

Der angebornen Farbe der Entschließung
Ward des Gedankens Blässe angekränkelt —

während für den Schweizer Bauern solche Reflexion wenig paßt — „wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell"!

Gleich darauf hat dann Immermann in dem berühmten Eingangskapitel seines „Münchhausen" die Milch- und Butterromantik im entgegengesetzten, idyllischen Sinne (für den auch an Hegners Molkenkur und besonders an Claurens „Mimili" zu erinnern ist!) breit parodiert (vgl. dazu meinen Aufsatz Euphorion 3, 431 f.). —

Mein kleiner Speisezettel ist fertig. Es ist wohl auch einmal erlaubt, solch ein paar kulinarisch-litterarhistorische Kleinigkeiten zusammenzustellen; ist doch auch hier Entwicklung, auch hier Berührung der Gegensätze, auch hier die Möglichkeit, einen kleinen Blick durch den Thürspalt in die Entstehung von Kunstwerken zu thun. „Und wo Ihr's packt, da ist 's interessant." Man soll ja nicht immer „Pottkieker" sein; aber gelegentlich einmal werde uns doch verziehen, daß wir „die Straße gegangen sind und nach den Käsemüttern und ihren Brillen geguckt haben".

Miscellen.

Zu Fischarts Flöhhaz.

Der zweite Teil von Fischarts Flöhhaz, „Der Weiber verantwortung, Auff der Flöh verkleinerung", worin der Dichter als der von Jupiter bestellte Flöhkanzler die im ersten Teile vorgebrachten Klagen der Flöhe gegen die Frauen entkräftet und

dann das Urteil gegen die Flöhe fällt, ist nicht von Fischart frei erfunden, wie schon Wendeler[1]) bemerkt, sondern der Dichter ist dazu angeregt worden durch ein französisches Gedicht „Le Procès des Femmes et des Pulces, composé par ung Frère Mineur pèlerin", das um 1520 entstanden zu sein scheint, und das ein Streitgespräch zwischen einer Frau und einem Floh enthält. Die Streitenden rufen schließlich den Dichter selbst, der sich hier als frère Mineur bezeichnet, zur Fällung eines Urteils an; dieses lautet: la Pulce doit mourir sans en avoir quelque rémission. Zum Schluß teilt der Minorit den Frauen ein Rezept zur Vertreibung der Flöhe mit.

Dem zweiten Teil des Flöhhaz entspricht eigentlich, wie man sofort sieht, nur der Schluß des französischen Gedichtes, wo der frère Mineur die Entscheidung in dem Streite fällt. Das Urteil bei Fischart stimmt im wesentlichen mit dem französischen Gedichte überein: auch bei Fischart sollen die Frauen die Flöhe „zu tod kizeln". Aber Fischart fügt hinzu, daß die Flöhe an 3 (in B an 4) Stellen ungestraft die Frauen beißen dürfen. Eine weitere Übereinstimmung liegt in den Rezepten, die sowohl dem französischen Gedicht, als auch dem Flöhhaz angehängt sind, die in beiden Dichtungen in Prosa abgefaßt sind und die als „unfehlbar" bezeichnet werden. Namentlich das 13. Rezept bei Fischart stimmt mit dem von dem französischen Dichter mitgeteilten stark überein. — Neben diesen Übereinstimmungen scheinen auch andere Motive bei Fischart durch das französische Gedicht angeregt worden zu sein: z. B. Strophe 1_2 ces Pulces-cy feront-ilz tousjours guerre? vgl. Flöhhaz A (1. Auflage, 1573) 963. 1200; B (2. Auflage, 1577) 385. 1285. 2359. Strophe 2_3 klagt die Frau: a tous propos ilz me font tressaillir; vgl. A 1426, B 2793. Strophe 2_4: tous les grands Diables leur ont baillé naissance: Fischart bezeichnet die Flöhe oft als „teuflische" oder „höllische Brut". Strophe 2_6 klagt die Frau, daß die Flöhe sie im Schlafe stören; vgl. A 1258. 1546. 1624 und öfter. Strophe 13_5 werden die Flöhe als stinkend bezeichnet; B 281 verteidigen sie sich gegen diesen Vorwurf. Strophe 19_1 heißt es, daß die Flöhe nur bei Hunden und Katzen sein dürfen; vgl. A 1075. Die Erwähnung der von den Flöhen ganz besonders gepeinigten Bettelmönche im französischen Gedichte erinnert an B 4150.

Diese und andere Übereinstimmungen machen also eine Bekanntschaft Fischarts mit dem französischen Gedichte jedenfalls sehr wahrscheinlich.

Für die 1. Auflage des Flöhhaz (1573) hat P. Koch „Der Flöhhaz von Johann Fischart und Matthias Holtzwart" (Berlin 1892) den Nachweis erbracht, daß der erste Teil des Gedichtes, die Flohklage, überhaupt nicht das litterarische Eigentum Fischarts sei. Koch vergleicht die beiden Teile hinsichtlich der Metrik, der bei Fischart beliebten Reimspielereien, des Stiles; er findet die Fischartische Vorliebe für synonyme Ausdrücke und Häufungen, für Wortspiele und Wortbildungen, für Vergleiche und Exempel nur im zweiten Teil des Flöhhaz. Man könnte leicht noch andere Kriterien dafür beibringen, daß der erste Teil nicht von Fischart verfaßt wurde: das oft vorkommende ironische Pathos, wodurch der Dichter komische Wirkungen erzielt, findet sich nur im zweiten Teile, ebenso die zahlreich eingestreuten satirischen Anspielungen; selbst die im 16. Jahrhundert so allgemeine Vorliebe für Sprichwörter ist im ersten Teile ganz zurückgedrängt, während ich im zweiten Teile ungefähr 30 gezählt habe, die sich auch in Wanders Sprichwörterlexikon verzeichnet finden; endlich vermissen wir im ersten Teile den bei Fischart beliebten Reichtum an Alliterationen und Assonanzen. Es kann also wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß die Flohklage nicht von Fischart verfaßt wurde. Aber auch der Dichter, für den sie Koch in Anspruch nimmt, Matthias Holtzwart, scheint nicht der Verfasser zu sein.

---

[1]) Archiv für Litteraturgeschichte 12, 495.

Die bedeutenderen Werke Holtzwarts, „Lustgart Newer deutscher Poeterey“ und die „Tragikomödia von Saul“, zeigen eine ungeheure Weitschweifigkeit, eine große Vorliebe für Aufzählungen, Häufungen und allegorische Einkleidungen, und die überaus zahlreichen Exempel aus der Mythologie und Geschichte, sowie die häufige Berufung auf antike Schriftsteller verraten ein unverkennbares Streben nach gelehrter Darstellung. Schon daraus ergiebt sich ein bedeutender Unterschied gegenüber der kurzen, knappen Form der Flohklage. Kleine metrische Ungenauigkeiten und Verstöße gegen die Reinheit der Reime, die in der Flohklage und in Holtzwarts Werken vorkommen, und worin Koch einen Beweis für die Autorschaft Holtzwarts sieht, scheinen mir gerade für das 16. Jahrhundert nichts zu beweisen, wo sich solche Erscheinungen ja auch bei verhältnismäßig gut reimenden Dichtern finden. So kann man auch aus den alemanischen Verdumpfungen des a, i, e, ei zu o, ü, ö, öu, die sich bei Holtzwart und auch in der Flohklage finden, nichts sicheres schließen; denn diese Erscheinungen treten bei allen alemanischen Dichtern auf (z. B. bei Fischart selbst habe ich im zweiten Teile des Flöhhaz allein in den Reimen 77 solche Verdumpfungen gezählt). Auch Reime wie i : ei < ī, u : au < ū, i (ü) : eu < iu, welche beweisen, daß das Gefühl für die alten Längen noch lebendig ist, können die Autorschaft Holtzwarts nicht beweisen, da man diese alten Vokale statt der neuen Diphtonge bei allen Elsässern (so auch bei Fischart) findet. (Man vergleiche z. B. auch den „Schmachspruch eines Neidigen“ gegen Fischarts „Glückhafft Schiff von Zürich“). Andere Erscheinungen, die Koch anführt, wie die Apokopierung des Artikels (z. B. d'Belz), das Vorkommen des Enjambements, Vorliebe für volkstümliche Redensarten können nicht die Übereinstimmung der Werke Holtzwarts mit der Flohklage erhärten. Denn alle diese Erscheinungen finden sich fast ausnahmslos bei allen Dichtern des 16. Jahrhunderts. Endlich sind die Parallelstellen, die Koch anführt, und die sich meist nur auf ein einziges Wort beziehen, entschieden nicht beweisend, besonders wenn man erwägt, daß es sich hier um ganz geläufige, im täglichen Leben immerfort vorkommende Ausdrücke handelt.

Das lateinische Gedicht, das dem Flöhhaz vorangesetzt ist, enthält dann wahrscheinlich nicht, wie Koch meint, eine Widmung Holzwarts an den Leser, sondern wie schon Bächtold[1]) annimmt, eine Widmung an Holtzwart, wenn sich die dem Gedichte vorausgehenden Buchstaben M. H H. M. wirklich auf Matthias Holtzwart Harburgensis Magister beziehen, was allerdings nicht der Fall sein muß. Möglicherweise ist Fischart, von dem ja in der That der größere Teil des Flöhhaz herrührt, der Verfasser dieser lateinischen Verse. Erwähnt sei noch, daß es sonderbar wäre, daß Holtzwart, wenn er die Flohklage wirklich verfaßt hätte, seinen Autornamen unter den bloßen Initialen verhüllte, während er doch sonst auf alle seine Werke den vollen Namen setzte.

Über Fischarts Umarbeitung des Flöhhaz (1577), die sich naturgemäß besonders auf den ersten Teil bezieht, der in der 1. Auflage ja nicht Fischarts Eigentum war, handelt ebenfalls Koch.[2]) Auch hier ließen sich leicht noch mehrere charakteristische Eigenheiten Fischarts bei der Umdichtung anführen. Wir finden wieder die große Vorliebe für Sprichwörter (ich habe in der erweiterten Flohklage 61 gezählt), satirische Anspielungen, Häufungen synonymer Ausdrücke, Assonanzen und Alliterationen. Von der Hinzufügung neuer Motive, von den vielen komischen Flohnamen in B handelt Hauffen.[3]) Hinzuweisen wäre vielleicht noch auf die zahlreichen Ausdrücke, mit denen die klagende Floh die Frauen belegt: Belzklopferin, Belzpuppen, Flöhhenkerin, Flöhklauberin, Flöhmanserin, Flöhstürmerin u. s. w. (Ich habe im ganzen 28 solcher Namen gezählt.)

[1]) Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 369.

[2]) a. a. O., S. 31 ff.

[3]) Johann Fischarts Werke 1, S. XVI f.

Der letzten Auflage des Flöhhaz (1610) sind zwei Erweiterungen beigefügt, „Lob der Mücken“ und „Des Flohes Zank und Strauß gegen der Stoltzen Laus“. Während der erste Zusatz eine Überarbeitung von Lukians „Mückenlob“ ist, dürfte der zweite wahrscheinlich angeregt sein durch eine lateinische Schrift von Petrus Gallisardus „de pulice“,[1]) worin auch der Floh mit der Laus verglichen wird, hier allerdings zum Vorteil des Flohes, während in unserem Zusatz die Laus als höher stehend bezeichnet wird. Namentlich scheint mir eine Anekdote in unserem Zusatz zu beweisen, daß der Dichter desselben diese lateinische Schrift gekannt hat.[2]) Es ist dies die Stelle Vers 931—1012, zu der sich bei Gallisardus eine vollständige Parallele findet. Es handelt sich um eine Frau, die während eines Gastmahles einen heftigen Stich in die Seite fühlt; sie glaubt nun eine Gelegenheit gefunden zu haben, um die fade Stimmung, die unter den zechenden Frauen herrscht, zu beleben: sublata voce monuit convivas, ut spectarent pulicem, quem e sinu educebat, per mensam satiturum; caverentque singuli, ne in ipsos prosiliret. Id porro, quicquid erat, super quadram cum imposuisset, viderunt omnes, non sine impotenti risu, obesum et bene pastum pediculum. Tum illa subito suffusa rubore vehementer erubuit. Die Übereinstimmung mit unserem Zusatz erstreckt sich hier sogar bis auf wörtliche Anklänge; daher ist wohl höchstwahrscheinlich ein Zusammenhang mit Gallisardus anzunehmen. Wer der Verfasser der beiden Zusätze ist, läßt sich nicht sicher erweisen. Fischart ist es, wie Koch wohl abschließend gezeigt hat, nicht. Man ist auf Wolfhart Spangenberg verfallen und in der That ist eine gewisse Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen. Dieses aber als feststehend anzunehmen, ist entschieden zu gewagt. Wenigstens hat für mich eine sprachliche Vergleichung der beiden Erweiterungen mit Spangenbergs bedeutendster Dichtung, dem „Gauskönig“, kein sicheres Resultat ergeben. Wenn man ferner bedenkt, daß gerade in jener Zeit die Tierdichtung eine beliebte dichterische Gattung war, so wird man vollends die Unsicherheit dieser Hypothese zugeben müssen.

Zu einzelnen Stellen des Flöhhaz seien noch folgende Notizen gemacht: zu B 1780 f. vergleiche man ein Epigramm von Fridericus Taubmannus[3]), worin der Floh über die Verfolgungen klagt, die er bei einem Gastmahl zu erleiden hatte: Et mergor patera pleno stagnante falerno.

Bei den Versen A, Epilog 198—209 haben dem Dichter wahrscheinlich die Verse 222—230 des pseudovergilischen „Culex“ vorgeschwebt.

A, Epilog 96 ff. citiert Fischart einige Streitgedichte: Das Lied vom Streit des Schusters mit dem Schneider um eine Geiß[4]) (Fischart nennt auch das im Liede vorkommende „Rotweilische Gericht“), das Lied vom Säusack und Stockfisch[5]) (Fischart führt aus diesem Gedichte einige Verse fast wörtlich an: Strophe $3_{,3}$ f., Strophe $8_{,2}$ f., Strophe $11_{,4}$ f.) und das Lied vom Buchsbaum und Felbiger.[6]) Aus letzterem Gedichte teilt Fischart die ersten zwei Verse einer jeden Strophe wörtlich mit.

Prag. Josef Pohl.

[1]) Amphitheatrum Dornavii, S. 23 ff.

[2]) Über die Verbreitung dieses Motivs handelt jetzt Bolte, Montanus' Schwankbücher (Bibliothek des litterarischen Vereins 217) S. 610, ohne Gallisardus zu erwähnen.

[3]) Amphitheatrum Dornavii, S. 30.

[4]) Goedecke und Tittmann, Liederbuch des 16. Jahrhunderts, S. 374.

[5]) Bibliothek des litterarischen Vereines 12, 182.

[6]) Goedecke und Tittmann, Liederbuch des 16. Jahrhunderts, S. 83.

Nachträge zu den Kleinigkeiten.

4. Sieben lächerliche Geschnälz.

In der Frankfurter Stadtbibliothek befindet sich ein späterer Druck der sieben Geschnälze, und siehe da, nun tritt der litterarische Strauchdieb, der so lange wohl weislich im Hinterhalte gelegen hat, mit edler Dreistigkeit ans freie Tageslicht und giebt sich zu erkennen.

(Freyt. XXI 164) Sieben lächerliche Geschnälz Oder Giles gakes Ofenloch, Dille delle Häußle bauen, Vnd Neuer Grillnschwarmm oder Gemensch . . . Also zusammen geklaubt vnerlaubt, durch mich Herrn Hansen Steinbergern Pritzschenmeister, Lob- vnd Spruchsprecher, darzu ein guter Wein, vnd Bierzecher, ꝛc. (Bildchen, darstellend eine Kuh mit Brille auf der Nase, vor einem Lesepult, worauf ein geöffnetes Buch liegt.) Geld jhr Gevatter Lindel, es gicht gewaltig wol? Ja es ist waar Hans leck den Dreck. MDCXXXI. (4 Bl. 4° o. O.)

Unmittelbar daran (Freyt. XXI 165) schließt sich in der Frankfurter Stadtbibliothek ein anderes Machwerk desselben Pritschenmeisters Steinberger, der sich dabei wieder als dreisten Plagiator ausweist:

Audi Audi hör, horch, Veni Veni geschwind, geschwind Lauff, Lauff Ouid pro aliquid zu Teutsch. Hui Abermal ettwas Funckel-Spon-Feuer-Nagel-Neues. Das Erste wie Der Mayr sein Haußgesind, Knecht vnd Mägd pflegt auffzuwecken. (Bildchen, darstellend einen Hasen, der auf einer Schnecke reitet.) Das ander. Sindt Schöne Handwercks Regeln vnd Sprüch, Wie auch sonsten schöne Reymen. Durch den Sinnreichen, mehr sind man seins gleichen, Herrn Hanns Steinbergern Britzschenmeister, Spruchsprecher, darzu ein guter Wein vnd Bierzecher. Gedruckt vnter deß, wol vnter der Preß. MDCXXXI. (4 Bl. 4° o. O.)

Von dem armseligen Lumpenkram, der sich in den Sprüchen und Reimen darstellt, mag dieser oder jener Fetzen von Steinberger selbst verfertigt sein. Wenn er aber den Inhalt überhaupt als funkelnagelneu bezeichnet, so widerspricht es den Thatsachen, denn der in jeder Hinsicht ungereimte Scherz „wie der Mayr sein Haußgesind, Knecht und Mägd pflegt aufzuwecken", war längst bekannt und mehrfach schon im Druck erschienen, wie z. B. im Ambraser Liederbuch (vom Jahre 1582), wohin er allerdings nicht gehört, unter Nr. 233 und 234. — Bei dieser Gelegenheit mag darauf hingewiesen werden, daß das Britische Museum in London sowohl einen Druck der Geschnälze als auch Sonderdrucke des Meier-Witzes aufzuweisen hat: Sammelband 11,522 d 7. 4° Stück 6 „Sieben lächerlicke Geschnälz" o. O. u. J. — Sammelband 11,515 a 48 Stück 4 „Wie ein Mayer sein Hauß Gesyndt Auff Weckt" o. O. u. J. — Sammelband 11,515 a 56 Stück 19 „Der Meyer, Wie er sein Haußgesind, auffweckt." Joh. Schröter [Basel] 1620.[1])

Jetzt aber dürfte der litterarische Lumpensammler, der aus Kehrichthaufen und Rumpelkammer diese schmutzigen, anrüchigen Abfälle zusammenzuklauben und als eigenes Erzeugnis anzupreisen dummdreist aber nicht ekel genug war, hinreichend erkannt und bekannt sein, und so mag er abtreten.

5. Tabakspoesie.

Auch die litterarischen Verhältnisse jenes langen Tabaksgedichtes, das als Übersetzung des von Starter in seinem Lusthof gebotenen nachgewiesen ist, klären

[1]) Auf den Reichtum des Britischen Museums an diesen kleinen für die deutsche Volksdichtung unschätzbar wichtigen Jahrmarktsdrucken hat zuerst nachdrücklich aufmerksam gemacht Fräulein Dr. Mary Elizabeth Marriage in ihrem Aufsatz über „Alte Liederdrucke im britischen Museum", Alemannia 28, 248 ff. Den weiteren Veröffentlichungen der für deutsche Volksdichtung begeisterten und seit Jahren darin vertieften Lady darf man mit den besten Hoffnungen und Erwartungen entgegensehen.

sich mit Hilfe der Frankfurter Stadtbibliothek; dort finden sich folgende zwei Drucke:

(Sammelband Auct. Germ. L 522a, 24tes oder letztes Heft) Lustige Historia Woher das Tabacktrincken kömpt, etwas nach den Niederländischen beschrieben Durch Ascanium d'Oliva, 1642. (4 Bl. 4° o. O. Rückseite des letzen Blattes leer.) Rückseite des Titelblatts: „An den Nicot des Vulcanus Erben. Wer ist es der zu erst die Pfeiffen sahe fallen" ... 8 Zeilen, unterzeichnet: P. C. v. F. Vorderseite von Bl. 2: „Lustige Erfindung vom Tabacktrincken Etwas nach dem Hollendischen Durch Ascanium de Oliva. Der grosse Jupiter ward einsmals angebunden" ... (34 vierzeilige Strophen = 136 Zeilen).

(Freyt. XXI 168) Lustige Historia, Woher das Taback-Trincken kompt, Etwas nach dem Niderländischen beschrieben, Durch Ascanium d'Oliva, Gedruckt im Jahr 1643. (4 Bl. 4° o. O. entsprechend dem Druck vom Jahre 1642.)

Neumeister hat also nicht die namenlose, gleichfalls im Jahre 1642 erschienene Übersetzung im Sinne gehabt und auf Olearius bezogen, sondern eben diese zu Frankfurt befindliche; die davon abweichende, zu Berlin befindliche, beginnend mit den Worten „Der große Jupiter, im hohen Himmels-Saale, | Lud alle Götter ein zu einem großen Mahle" ... wurde später mehrfach mit der andern verwechselt und auf Olearius übertragen, mit dem sie nichts gemein hat. Diese zweite Übersetzung muß auf einen andern Urheber zurückgehen, und Lauremberg mag dafür der zutreffende Name sein.

6. Ein Zwillingslied.

Klippen, Felsen, hohe Berge.

Wenn im vorigen aus einer Berliner Handschrift von dem Liede „Klippen, Felsen, hohe Berge" eine Fassung mitgeteilt wurde, die wohl um einige Jahrzehnte älter ist als die sonst bekannten Texte, so ist es nunmehr vergönnt, aus einer Jenaer Handschrift das Lied in einer Aufzeichnung vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts und aus einer Münchner Handschrift gar den unzweifelhaft ursprünglichen Wortlaut — allerdings durch einen ungebildeten Schreiber gründlich und bisweilen überaus drollig entstellt — herzusetzen. Die Jenaer Fassung stimmt im ganzen recht genau mit der Berliner, nur hat sie die Schlußstrophe mehr, die nötig war, um den Grund all des grenzenlosen Jammers anzudeuten und in der Hoffnung auf glückliches Wiedersehn ein wirkliches Gedankenziel aufzustellen. Das Münchner Original verrät einen geistlichen Verfasser (vielleicht J. A. Poyßl?), und es ist hier Gelegenheit vorhanden, den Übergang aus dem etwas langatmigen, frommen zu einem kürzeren, weltlichen Lied genau zu beobachten.

Jena, Universitäts-Bibliothek Ms. Bud. f. 352. l. Bl. 73:

1. Klippen, Felßen, hohe Berge,
Fünstere Wälder, tiefe Thal,
Wilde Thiere, Wasserwogen,
Sterne, Lufft und Echo Schall,
Helf[e]t meinen Schmerz beweinen,
Schauet meinen Jammer an,
Helf[e]t Felsen, helf[e]t Steine,
Helf[e]t, wer da helfen kan.

2. Euch thu ich mein Unglück klagen,
Und bekenn es in der Still,
Daß mich gar zu sehr thut plagen
Und muß leyden viel ach viel!

Weil das Glück thut von mir wenden,
Sagt, wie kan ich frölich seyn,
Sagt mir, ob ein größer Leyden
In der ganzen Welt kan seyn.

3. Unglück spannet seinen Bogen,
Zielet auf mich seine Pfeil,
Hat die Schnur schon aufgezogen,
Will erschüßen mich in Eyl,
Und ich weiß von wenig Sünden,
Wenn ich all mein Thun betracht,
Weiß kein Ursach nicht zu finden,
Warum Unglück mich so plagt.

4. Andere haben große Freude,
Ich hab nichts als Traurigkeit,
Andre wißen nicht von Leyde,
Und ich weiß von keiner Freud,
Andre sind zur Freud gebohren,
Leben in Vergnügligkeit,
Ich zum Leyden auserkohren,
Und ersterb in Traurigkeit.

5. Doch was hilft es daß ich klage,
Möglich komt ein mahl die Zeit,
Daß sich endlich meine Plage
Wird verkehrn in lauter Freud,
Ach wenn werd ich doch mein Leben,
Dich mein Kind einst wiedersehen
Dir vor Lieb ich ganz ergeben,
Biß wir recht vergnüget stehen.

(Hinter einem Gedicht „Nun, Pohlen gute Nacht" „Febr. 1704.")

München, Hof- und Staats-Bibliothek Cod. germ. 4088. 4° Bl. 124 B:

Dolens Anima.

1. Klippen, felsen, hohe Schrofen,
Fünstre wälder, tiefes thal!
Tiger, Panther, hergeloffen,
Vögel, lüfft und eccho ichaal!
Helft mir meinen Schmerz beweinen,
Hört doch meine Thränen an!
Thüet das seufzen nit [ties: mit?] beweinen,
Tröst! sonst niemand trösten kan.

2. O ihr Geister auß den lüfften,
Lündert meine schmerz und pein,
Traurt ihr lüfften, klagt ihr klüfften,
Und durchtringet marckh und bein:
Antwort eccho! laß verstehen,
Was ich vor qual leiden mues,
Ganz betriebet mueß umbgehen!
Gar bestürzt! o große bues!

3. Eüch thue ich mein unglückh klagen!
Eüch eröffne ich die stimb:
Was mich tümmerlich thuet plagen,
Was mich truckhet, ach vernimb!
O ich mueß von hinnen schaiden,
Sagt, wie kan ich frölich seyn?
Ich mues weichen, völlig meiden
Allen trost, o grose pein!

4. Unglückh spannet hoch den bogen,
Zihlt auf mich mit seinem pfeil,
Hat die schnuer ganz zurükh zogen,
Will durchtringen mich in eyl!
Waisse doch von keinen sünden,
Wan ich all mein tag betracht,
Ach was ursach soll ich finden,
Daß ich allso bin veracht?

5. Jenen scheinen lauter freiden,
Mir begegnet alles leid!
Jene wüssen nichts von leiden,
Und ich waiß von keiner freid
Jene sind zue glückh gebohren,
Spieren höchste siessigkeit:
Ich wird presst mit lauter dor[e]n
Aller unglückseeligkeit.

6. Aller trost ist gar entwichen
Gleich dem rauch von schnellem wind,
Alle hoffnung ist abgstrichen,
Aller seits ich triebsaal find:
Alles seüfzen ist vergeben,
Alle thränen seind umbsunst,
All ergnikhung in mein leben
Ist verschwunden gleich dem dunst.

7. Ach! dem kreiz wolt mich ergeben
Wan gedult beygsöllet wär!
Dahin stöllte ich mein leben,
Hett ich trost von oben her!
Einmahl waiß ich kein trost finden,
Noch auf erd, noch sternen saal:
Kahler Toth! thue mich entbünden
Von dem last der pein und qual.

8. Zu mein tott hat schon geschworen,
Wie ich mörckh, die ganze welt,
Mich der kummer hat durchbohren,
Mir all trangsaal zugesöllt!
Will doch nit im leid verzagen,
Weil ich noch ein Tröster weis,
Der auch nur [lies: mir?] das kreiz wolt tragen
Zu vil sorgen, leid und schweiß.

9. Ach ihr beyde zäher quellen,
Flüesst doch auß den augen beyd!
Thüet eüch zu dem kreiz gesöllen,
So zuem trost ist eüch berait!
Nimbt zue herzen den, der hanget
An des kreiz schmerzvollen stamb!
Ihn allein im leid verlanget,
Seyt getröst in seinem namb!

10. Da verstesse deine schmerzen,
Ach in tott betrüebte Seel!
Schrey: o JESV! tüef von herzen!
Und bedenk die wunden quäll!
Der von ganzer welt verlassen
Keinen hier verlasset nit,
Ach so seys! thue ihn umbfassen
Und abweichen keinen schritt.

Bemerkt zu werden verdient noch, daß in demselben Münchner Cgq 4088 Bl. 142 B ein Lied anzutreffen ist, das den geistlichen Charakter noch deutlicher verrät als vorstehendes und unverkennbare Verwandtschaft damit aufweist: Ad B. M. Virginem Deip. 1. Fünstere wälder, braune schatten, | Angenembe anwen büsch . . . 8 achtzeilige Strophen.

Berlin. Arthur Kopp.

Müllner über seinen „König Yngurd" an Böttiger.

In Müllners Werken und in mehreren Zeitschriften aus den Jahren 1817 ist auch Beiwerk zu seinem Trauerspiele „König Yngurd"[1] enthalten. Hier teile ich weiteres aus seinen Briefen an Böttiger[2] mit.

Unterm 20. Februar 1817 schreibt er unter anderm: „Am Schlusse kann der Scalde nicht wieder auftreten, denn er ist nicht rein Mitakteur; aber Brunhildens letzte Tollrede ‚Es traut die Braut . . . .' muß auf jeden Fall, auf jedem Theater wegbleiben und das Stück mit dem ersten Vivatrufe schließen . . . . Oscar sagt absichtlich ‚Ceder', weil er in einer Stimmung ist, wo die Phantasie alle Bilder aus unserer täglichen Umgebung verschmäht und wo ihm die ‚Tanne', die er stets vor Augen hat, zu alltäglich dünken würde, den Yngurd damit zu vergleichen. Was die Schwäne anlangt, so hat die Naturgeschichte, wie die Weltgeschichte, ihre Fabeln, deren Gebrauch dem Dichter frei stehen muß . . . . Die Religion habe ich völlig generalisieren wollen, Satan, Walhalla sind bloß Wörter für die allgemeinen Begriffe aller Völker vom bösen Geist und vom Himmel . . . ." Am 13. April danach läßt er folgen: „. . . . Denken Sie sich diese Brunhilde, welche aus dem Arme einer geheimen Liebe (mit Egloff) gerissen und an die Seite eines alten Königs gefesselt wird. Neben diese stellen Sie an Ottfrieds Hofe die Irma, welche nach freier Wahl an den schönsten Ritter vermählt ist. Beide denken Sie in dem Verhältnisse einer jungen und schönen Stiefmutter zur Stieftochter. Denken Sie sich diese, welche in den Augen jener Lustbegier nach ihrem Gemahl entdeckt und nun, alles für ihr Glück fürchtend, auch alles, selbst die Verleumdung aufbietet,

[1] Erste Ausgabe bei G. J. Goeschen 1817. Spätere Auflagen weichen hiervon ab.

[2] Königl. ö. Bibliothek zu Dresden: Nr. 137. Man vergleiche die bezüglichen Artikel Böttigers in der „Abendzeitung" (1817).

eine solche Feindin aus Norwegen zu entfernen ....“ In dem neun Tage später geschriebenen Briefe heißt es: „1. Akt im 3. Akt auf der Bühne erscheint, hat er die Schlacht verloren gegeben; die Flucht in einen verständigen Rückzug zu verwandeln, ist seine Sorge und dabei gehört der Feldherr nicht an die Spitze des Nachtrabs, den Egröjsund führt. Er hat vollkommen Zeit zu der Verhandlung mit Irma und sein Bleiben motivirt er Sc. 4 durch die Worte

. . . . . Ich bin gern
Vor der Gefahr vom Heere scheinbar fern;
Des Königs Ankunft macht den Knecht zum Helden
Im Augenblick, wo's gilt.

Daß er unterrichtet werde, wenn seine Gegenwart im Handgemenge nöthig ist, dafür sorgt er sehr besonnen. Ich habe beiläufig gesagt, einen Helden [Napoleon I.] frühstücken sehen, während man sich $^1/_4$ Meile davon kanonirte.

2. Wenn man bedenkt, wie P. bete, so wird man seinen Uebergang zum Fluch nicht schroff finden. In seinem Gebet, besonders in den Schlußworten spricht sich schon all' der verwundete Heldenstolz aus, der ihn eine Minute später treibt, den Satan anzurufen, als Egröjsunds Verrath ihm den Gedanken aufdringt, daß der Himmel seine Sache aufgegeben habe. Er bittet nicht, er fordert vom Himmel die Tilgung des Zwanges, die Freiheit der Wahl, das ist sein Fall, er hat kein Vertrauen mehr zu der oberen Macht .....

3. Ich weiß gar wohl, daß die Mordscene am Ende des 4. A. den Spielern bequemer wäre, vielleicht auch den Zuschauern, aber darum erschüttert man die letzteren nicht, daß sie, ehe der Haupteindruck kömmt, sich wieder erholen sollen. Auch liefe es dem Zweck, die Spannung zu erhalten, ganz entgegen, den vorletzten Akt mit einer Scene zu schließen, die über den Untergang eines so interessirenden Wesens, wie Oscar sein soll, keinen plausiblen Zweifel mehr übrig läßt.

4. Brunhilde muß nicht eher, als mit den Worten abgehen ‚Der König ist todt — Todt, über und über, im ganzen Gesicht'. Diese Worte muß sie mit prophetischem Nachdruck sagen, wie ich in dem Abkürzungsplane vorgeschlagen habe ....“

Am 4. August desselben Jahres ereifert er sich in den Worten „Wo steht denn geschrieben, daß, während P. mit der Frau schwatzt, hinten nicht um Sein oder Nichtsein gekämpft wird? Die Schlacht ist verloren an der Küste und das Heer muß zurück. Das muß ein Ochs von General sein, der nicht im Voraus bedacht hat, was er in diesem Falle thun will. P. ist dergleichen nicht und sagt es dem M[ardu]ff ... im Vertrauen, daß Norweg lang ist und er den überlegenen Feind zu ermüden denkt, nämlich en battant en retraite, von Position zu Position. Er ging zurück mit seinen Schaaren, um, wie er zu Erichson sagt, für's Letzte sie zu sparen. Unter dem Letzten versteht er den letzten Versuch des heutigen Tages, den er — in dem Passe — nach der Hauptstadt noch machen will, um dem Feinde eins auszuwischen wenigstens. Er müßte aber wieder ein Esel sein, wenn er dies einem Ritter sagte, den er eben zu seiner Garde abschickt. Die Soldaten müssen stets glauben, es gilt alles. Dem Reichsheer, das nicht viel taugt, überließ er das Geschäft, den nachrückenden Feind zu amusiren, den Biörnelandsmännern gab er die Höhen zu besetzen und die Garde steht auf ihrem Fleck ohne sich zu schlagen, weil der Feind noch nicht nah ist. Der blinde Schrecken, der in das lausige Reichsheer und namentlich in die Truppen des Nös gerathen ist, locket ihn auf die Bühne, wo er die Flucht aufhält und das Gesindel (heutzutage Pulverfutter genannt) wieder vorwärts jagt, damit die Dänen was todt zu schlagen haben. Hier nun kommt Madam. Da er an der Spitze seiner Garde durchaus nicht eher was zu thun hat, bis die Dänen wurfrecht heran sind, so kann er das recht gut hier abwarten, denn bis zur Garde hin ist ein Katzensprung. Also läßt er denn die Frau anrücken, man kann nicht wissen, was sie will. Doch nimmt er seine mesures und Mardu[ff] wird beordert, den Fourier zu machen. Zum Ueberfluß

zieht Asla noch auf Schauwacht. Als sie ihm sagt ‚Mardusf kommt' und ‚die Dänen werden sichtbar' (das Mädchen hat helle Augen und unterscheidet besonders Uniformen auf $^1/_4$ Meile weit) geräth zwar die Mama in Angst; aber er ist dabei ganz ruhig und nimmt sich Zeit, noch ein paar Worte mit Gott zu reden. Nun kömmt der Mardusf mit der Nachricht von dem Versuch der Höhen und von Egrösunds Ueberlauf. Das ärgert ihn, nun wird's sogar bedenklich, in der Position, wo die Tapferkeit der Uebermacht gewachsen ist, ... noch einmal zu probiren, ob den Dänen nicht wenigstens der Triumph des Tages zu entreißen ist. M. räth ihm, den Rückzug zu befehlen. Da flucht er los. Soll er mit einem kurzen Schock tausendelement abrennen? Warum? Er will nicht attaquiren und die Feinde können noch nicht heran sein dazu, brauchen auch Zeit, sich zum Angriff einer festen Position zu rangiren. Nun bringt Kurl den wichtigen Gefangenen und die noch wichtigere Nachricht, das Freund Ourdal hinter den Dänen manövrirt. Da hat's nun vollends keine Eil, c'est à dire, um sich außer Athem zu laufen ...."

Die für die Berliner Aufführung von Karl Maria von Weber geschriebene Musik zu „König Yngurd" liegt gedruckt vor in Jähns Weber-Biographie (1871) Nr. 214 (S. 225 f.).

Blasewitz. Theodor Distel.

Nachtrag zu Euphorion 8. 350 ff.

Zu der Miscelle „Ein unbekannter Vorläufer Martin Opitzens" teilen mir die Herren Dr. W. Pleyte und Dr. P. Boeser in Leiden freundlichst mit, daß der Verfasser des Gedichts am 3. Juli 1617 als „Daniel Crompein Marchicus Briecnensis, alt 27 Jahr" in Leiden unter dem Rektorat Johannes Polyanders immatrikuliert worden ist. Ferner ist zu Vers 22 zu bemerken, daß Heinsius 1617 Ermgard Rutgersius, die Schwester des berühmten Janus Rutgersius, geheiratet hat. S. 352, Anmerkung 1 wäre besser zu emendieren „nochtans te vreden": Anmerkung 2 kann fortfallen, da watter im älteren Niederländischen mehrfach vorkommt.

Leipzig. G. Witkowski.

J. J. A. A. Frantzen in Amsterdam teilt mir gleichzeitig dieselbe Eintragung mit und macht darauf aufmerksam, daß am 30. Juni 1617 auch Caspar Kirchner als „Casparus Knichnerus Germanus Silesius 22 T" [das heißt 22 Jahre alt, Theologe] in Leiden inskribiert wurde und daß gleichzeitig mit Crombein und unmittelbar vor ihm vier bedeutend jüngere schlesische Adelige (Johannes Torlingius Brieslauus 22 T; Ernestus a Dier Eques Silesius 19; Wolfgangus Abrahamus ab Haunolz Eques Silesius 19; Casparus Jioslem Eques Silesius 19) in das Album der Universität eingetragen wurden, als deren Begleiter er wahrscheinlich nach Leiden gekommen war. In dem Gedichte schlägt Frantzen noch folgende Änderungen vor, die der Erwägung anheimgestellt seien: Vers 10 ist zu lesen: En daer getrocken ynn wie Vers 19; 14 ist offt richtig nach Ausweis der Silbenzahl; 19 lies Stoel anstatt Stuel; 41 lies bijster draven (eifrig rennen); 42 lies Rijckdom; 43 lies ben'k anstatt: ben (der Sinn ist: „alle diejenigen, welche so eifrig nach Reichtum und Gewinn rennen, halte ich nur für Sklaven; zufrieden mit dem meinigen, bin ich reicher als" ꝛc.). A. S.

Recensionen und Referate.

Otto v. d. Pfordten, Werden und Wesen des historischen Dramas. Heidelberg 1901, C. Winters Universitätsbuchhandlung. M. 3.60, geb. M. 5.60.

Die Bedeutung dieser klar und verständig geschriebenen Studie liegt in ihrem ersten historischen Teil. Der Verfasser polemisiert in treffender Weise gegen „das" Drama, das zu suchen nach den Ästhetikern die Empiriker übernommen haben, während es in Wirklichkeit verschiedene berechtigte Typen des Dramas giebt (S. 68, vgl. S. 76. 112). Insbesondere sieht er das antike Drama von dem durch Shakespeare begründeten modernen durch eine fundamentale Verschiedenheit getrennt: jenes sei durchaus lyrisch, dieses stark episch. In geistreicher Weise werden die epischen Rudimente in Romeo und Julia (S. 107 f.) aufgewiesen und Schillers Verdienst in einer zunehmenden Durchführung des neuen, strenger historischen, immer aber noch halbepischen Typus betont. Auch das ist wohl zu beachten, was der Verfasser über die Grundstimmung des Dramas ausführt und was er an der Wirkung von Wildenbruchs thatenlustigem „Optimismus" illustriert. — Weiter freilich vermag ich in der Zustimmung zu v. d. Pfordtens historischen Betrachtungen nicht zu gehen. Daß die Antike ein historisches Drama nicht besessen habe, scheint mir eine durchaus irrige Behauptung. Sie kommt nur dadurch zustande, daß der Verfasser an die Mythologie das Maß moderner Geschichtskritik anlegt. Für den Athener ist aber die Geschichte des Theseus oder sogar des Herakles „Geschichte" ganz in demselben Sinne wie für den Modernen ein Hohenstaufendrama ein historisches ist. Und gar die „Perser" werden trotz allen Ausführungen des Verfassers dadurch noch nichts anderes, daß sie sich naturgemäß dem „lyrischen" Stil der mythologischen Stücke anpassen. — Was v. d. Pfordten über Goethes „Egmont" ausführt, berührt sich mehrfach mit dem, was ich früher in einem

Aufsatz der Preußischen Jahrbücher („Ist Goethes ‚Egmont' ein historisches Drama?") darzulegen versucht habe, verfehlt aber meines Erachtens den eigentlichen Nerv der Frage.

Der zweite theoretische Teil ist weniger fruchtbar, doch sind die Untersuchungen über die Stellung des historischen Dramas zum Realismus, zur historischen Wissenschaft und zur Weltanschauung (S. 85 f.) wohl zu beachten und der Protest gegen den äußerlichen „Schwung" (S. 83), der in diesen Auseinandersetzungen nachklingt, ist bei einem Bewunderer Schillers und Verehrer Wildenbruchs besonders erfreulich. Den eigentlichen Kern dieses Teiles bildet die Auffassung des Begriffes „Handlung". v. d. Pfordten definiert sehr gut: „Handlung ist, was die Charaktere in spannende sich würde sagen: „in fruchtbare" Situationen bringt" (S. 127). Er veranschaulicht auch seinen Begriff gut an Romeo und Julia, Tell (S. 111 f.), Egmont; er betont (S. 123) glücklich die Einheit von Charakter und Handlung — und doch wird dies alles nicht recht lebendig, trägt nicht genug Frucht. v. d. Pfordten gebietet wohl auch außerhalb der dramatischen Litteratur über eine zu beschränkte Litteraturkenntnis. Neben G. Freytag spielt von den Theoretikern fast nur noch Volkelt bei ihm eine Rolle, gelegentlich Gartelmann, Avonianus und Andere; aber gerade mit Vischer, mit Otto Ludwig und mit dem Dramaturgen und Kritiker Schiller hätte er sich auseinandersetzen müssen.

Etwas dürftig ist der dritte, praktische Teil geraten, aus dem wir nur ein Selbstzeugnis (S. 172) als Dichterbericht hervorheben. Ganz einseitig scheint die Behauptung, nur aus einer Stimmung entstehe das Werk (S. 166 f.); daß eine Anschauung erregend wirken und daß sie bewegt sein kann, bezeugt unwiderleglich schon Otto Ludwigs berühmter Bericht über den Verlauf des dichterischen Prozesses bei ihm. — Die Anklage gegen die Berliner Kritik (S. 197), in der Form durchaus vornehm gehalten, ist ungerecht; das patriotische Drama als solches greift niemand an, Mißtrauen aber ist niemandem zu verdenken, so lange die Bretter, die die Welt bedeuten sollen, unter dem Zeichen Lauffs stehen.

Man wird das Buch nicht ohne Anregung und nicht ohne Widerspruch lesen; aber auch nicht ohne das Gefühl, daß der Verfasser zu viel nur eben anfaßt, wo tiefes Durchgreifen nötig ist.

Berlin. Richard M. Meyer.

Vischer Theodor, Shakespeare-Vorträge. Zweiter Band. Macbeth. Romeo und Julie. Stuttgart, Cottascher Verlag 1900. 6 M.

Dieser zweite Band von Vischers herrlicher Hinterlassenschaft an das deutsche Volk schließt sich würdig dem ersten an. Was zunächst den Macbeth angeht, so sticht Vischers formgewandte und zugleich gewissen

hafte Verdeutschung gegen die etwas unbeholfene, wenn auch im allgemeinen getreue Übersetzung von Dorothea Tieck in jeder Beziehung sehr vorteilhaft ab. Und wie feinsinnig ist die Einleitung und der Kommentar! Vischer vergleicht Macbeth mit Richard III., zum Unterschiede von welchem er nicht ein verhärteter Bösewicht ist, sondern eine groß angelegte edle Natur, in der ein phantasievoller Ehrgeiz von außen entzündet und geschürt wird, der ihn dann von Verbrechen zu Verbrechen treibt. Macbeth hat Gewissen vor und nach der That, und die Verletzung dieses Gewissens ist zugleich seine Strafe. Seine äußere Vernichtung ist nur die Kehrseite der inneren. Ebenso treffend charakterisiert Vischer die Lady Macbeth, die er gegen die Meinung vieler, die aus ihr eine Megäre machen wollen, verteidigt. Ehrgeiz und Liebe, verbunden mit einer raschen, vorstürzenden Phantasie bei sonstiger Enge und Dürre des Gemüts — das sind ihre Triebfedern. Merkwürdig, daß Vischer die vielen Parallelen nicht erwähnt, die dieser Charakter in der germanischen Sage und ältesten Geschichte findet! Nicht minder treffend sind Vischers Bemerkungen über die Hexe und die übrigen Personen, sowie über den Bau dieses vollendeten Kunstwerks. Was er über die Quellen und die Abfassungszeit des Dramas sagt, ist durch Professor Morsbach und den Herausgeber Professor Robert Vischer entsprechend dem Stande der heutigen Forschung ergänzt worden. Besonders geht Vischer auch auf die Abweichungen Schillers in seiner Bearbeitung ein und zeigt daran den Unterschied des Shakespeareschen realistischen lebenswahren Stils von dem Idealstil des deutschen Dichters. Es ist in der That ein hoher Genuß, sich an der Hand eines Meisters wie Vischer in die Schönheiten des großen Werkes zu vertiefen.

Bei Romeo und Julia lag eine weit bessere Übersetzung von Schlegel selbst vor, aber auch hier hat Vischer unermüdlich gefeilt und gebessert. Besonders hat er den Monolog Lorenzos (II, 3), den Schlegel merkwürdigerweise in gereimten Alexandrinern übersetzt hat, im Versmaße des Originals übertragen, während allerdings für das Gespräch Romeos und Lorenzos die gereimten Alexandriner leider beibehalten worden sind. Mit dem Texte ist er etwas frei verfahren, hat die zahlreichen Zweideutigkeiten und starken Eindeutigkeiten, sowie viele der stilistischen Schnörkel und Witzeleien, die dem Geschmacke der damaligen Zeit besser entsprachen als dem heutigen, ausgelassen, jedenfalls nur zum Vorteile des Dramas, obgleich manchmal unsere Pietät gegen den Dichter sich etwas verletzt fühlt.

Der Kommentar ist wieder so feinsinnig, folgt dem Dichter mit solcher nachempfindender Genialität, daß er uns das wunderbare Drama, an dem nach Lessings Wort die Liebe selbst hat arbeiten helfen, doppelt genießen macht. Da ist kein pedantisches Hineininterpretieren philosophischer und ethischer Gedanken, sondern das tiefste innigste Verständnis und Nachfühlen der Kunst des Dichters, aber, um mit Ben Jonson zu reden, „on this side idolatry", ohne falschen Götzendienst. Besonders beachtenswert

sind auch die Bemerkungen, in denen Vischer Shakespeares Stil mit dem klassizistischen Goethes vergleicht, und Romeo und Julia gegen Goethes Tadel verteidigt.

Myslowitz. Phil. Aronstein.

Shaksperes Macbeth. Tragödie in fünf Akten, übersetzt von Friedr. Theodor Vischer. Schulausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Professor Dr. Hermann Conrad. Stuttgart 1901, Cottascher Verlag. 1 M.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, Shaksperes Macbeth — Conrad schreibt in Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Forschung den Namen so — für den Schulgebrauch, wohl hauptsächlich an Gymnasien, herauszugeben. Auch war wohl kaum jemand berufener dazu als Professor Conrad, der als Shakespeare-Forscher schon lange rühmlich bekannt ist.

In einer eingehenden Einleitung erörtert er die Charakteristik, den Bau des Dramas, die Zeitrechnung, die poetische Form, die Handlung und ihre Quellen, die Abfassungszeit und Urheberschaft. Mit Bezug auf die Charakteristik lehnt er sich im allgemeinen mit Recht an Vischer an. Ich weiß nur nicht, warum er bei der Charakteristik von Macbeth unnötigerweise sich bemüßigt findet, Nietzsche einen „geisteskranken Sophisten" zu nennen und von der bestialischen Natur Cromwells zu sprechen, desselben Mannes, dem das englische Parlament noch vor kurzem beschlossen hat, ein Denkmal zu setzen.

Sehr gut sind die Erläuterungen über den Bau des Dramas und die Zeitrechnung in demselben, das heißt die souveräne Art, in der der Dichter im Interesse der Konzentration der Handlung mit der Zeit umgesprungen ist. Auch seine Darlegungen über das Versmaß, die Quellen des Dramas und die Abfassungszeit desselben, sowie die Unechtheit einzelner Scenen (I, 2 und vielleicht auch III, 5) stellen die Ergebnisse der heutigen Forschung in klarer, verständlicher Weise dar. Dem Texte folgen erklärende Anmerkungen.

Die Darstellung ist sehr gewandt und ansprechend; als störend ist mir das Fremdwort „Kontagium" (S. 12) aufgefallen. Es ist zu wünschen, und zu hoffen, daß diese Schulausgabe sich viele Freunde erwerben möge.

Myslowitz. Phil. Aronstein.

May Heinrich, Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma. (= Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker, XVI.) Berlin, A. Duncker 1900. 3.30 M.

Der Verfasser, ein Schüler Max Kochs, hat eine äußerst sorgfältige und auf umfassenden Vorstudien beruhende Untersuchung über die Geschichte des Stoffes von Einhart und Emma geliefert. Zu dem reichen Material, das er in wohlgeordneter Darstellung verwendet, dürften sich nicht viele Ergänzungen beibringen lassen. Es werden im Gegensatze zu Varnhagens Ergebnissen (Longfellows Tales of a Wayside Inn. Berlin 1884, und Archiv für Litteraturgeschichte 15, 1 bis 20 und 449 bis 451) nur zwei scharf unterschiedene Überlieferungen der Sage von der Liebe des Schreibers zu der Königstochter angenommen, die Lorscher Fassung und diejenige, die sich an den Ort Seligenstadt (Mülheim a. M.) knüpft. Nebenbei findet die nur durch den Namen des Helden und eine ganz entfernte Beziehung des Gegenstandes verwandte Geschichte im Volksbuche von König Eginhard Erwähnung. (Im Vorübergehen sei der neuesten Behandlung dieses Volksbuches Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 14, 120 ff. gedacht.) Ebenso wenig hat die Erzählung Boccaccios von Guiscardo und Ghismonda einen direkten Zusammenhang mit der Eginhard-Emma-Sage. Eine Vereinfachung erfuhr die bekannte Lorscher Fassung auf der Pyrenäenhalbinsel; hier fiel das Motiv von dem Tragen des Geliebten durch den Schnee aus einem naheliegenden Grunde weg. Mit den Bearbeitungen der verstümmelten Sage in spanischen und portugiesischen Romanzen beschäftigt sich der Verfasser zunächst. Des weiteren werden die sogenannten Nachtigall-Dichtungen besprochen, die in lüsternem Tone einen ähnlichen Stoff behandeln. Mit Recht weist May die Behauptung zurück, als ob das Märchen von Nureddin Ali und Maria der Gürtelmacherin aus „Tausend und einer Nacht" eine freie Bearbeitung der Geschichte von Eginhards und Emmas Liebe sei. Er zählt dann die Prosadarstellungen der Sage nach der Lorscher und der Seligenstädter Fassung auf und charakterisiert sie eingehend. Zu erwähnen sind namentlich Hofmannswaldaus Heldenbriefe, Omeis' Roman „Die in Eginhard verliebte Emma" und die umfangreiche, 1785 erschienene Erzählung von Benedicte Naubert, denen der Lorscher Text zu Grunde liegt, während die Seligenstädter Lokalsage in Niklas Vogt ihren ersten Meister fand, dem zahlreiche andere nachfolgten. In einem vierten Kapitel wendet sich der Verfasser den epischen Behandlungen in metrischer Form zu, würdigt Bearbeitungen durch Caspar Barlaeus (Ende des 16. Jahrhunderts), Jakob Cats (1700), Grécourt, Pfeffel (1776), Langbein, August Wilhelm Hauswald (1806), Millevoye, Alfred de Vigny (1831), Wolfgang Müller v. Königswinter (1851), Longfellow, Eduard Ziehen (Frankfurt a. M. 1860) und gedenkt auch des Fidulitätsliedes von Wilhelm Busch. Von der Seligenstädter Fassung kennt May folgende epische Dichtungen: zwei Volkslieder, die Romanze „Die Emmaburg bei Aachen" von Friedrich Rautert (1829), zwei Gedichte in Aachener

Mundart, Georg Michael Schulers Romanzenzyklus „Eginhard und Emma“ (Deutscher Dichtergarten, herausgegeben von Frenzel, 1865/1866, Nr. 12 bis 38 zum ersten, selbständig und wesentlich verändert, Dresden und Leipzig 1900 zum zweiten Male erschienen, aber bereits 1854 verfaßt), das Epos „Einhard und Emma“ von Julius Thikötter (Heidelberg 1885), „Eginhard und Imma“ (Berlin 1898) von Paul Albers, endlich die lyrische Behandlung durch Felix Dahn (Emma an Eginhard). Halten wir einen Augenblick inne, um einige kleine Berichtigungen und Zusätze zu den Ausführungen des Verfassers zu geben!

Die Brüder Grimm brachten die Sage in der Lorscher Gestalt 1818, nicht schon 1816. Es stimmt nicht, daß die „Deutschen Sagen“ die Geschichte von dem späten Wiederfinden der verschollenen Liebenden und von der nachträglichen Verzeihung des Fehltrittes nicht aufweisen sollen. Zu dem zweiten „Volksliede“ (S. 50) hatte sich der Unterzeichnete schon beim ersten Lesen ein Fragezeichen gesetzt, da es ihm durchaus nichts Volksliedartiges aufzuweisen schien. In der That gelang es, den Verfasser in Friedrich Kind (Gedichte, 2. Auflage, Leipzig 1817—1819, 4. Bändchen, S. 73 f.) zu ermitteln. Im Volksmunde ist dem hübschen Geschichtchen die erste Strophe verloren gegangen:

Wird ewig ein Vergehen gerochen?
Verbüßt es nimmer Reu' und Schmerz?
Was Lieb' und Jugendglut verbrochen,
Verzeiht es nie ein großes Herz? —

Weitere Abweichungen der von May mitgetheilten Form von der ursprünglichen sind folgende. Str. 1, Z. 3: „mit“ statt „in“; Str. 2, Z. 3: „Mit schüchternen, verschämten Wangen“ statt „Mit Zittern und mit heißen W.“; Str. 4, Z. 3: „froh“ statt „fromm“; Str. 5, Z. 4: „Perlentau“ statt „Silbertau“, Str. 6, 2: „freudenvoll“ statt „wehmutsvoll“, 3: „Kommt an mein Herz“ statt „An meine Brust“, 4: „Schmerz“ statt „Zorn“; Str. 7, 1: „nahm“ statt „schloß“, 3: „nannt'“ statt „hieß“. Das Gedicht des Freischützlibrettisten ist 1809 entstanden.

Eine treffliche Bearbeitung des Stoffes hat May übersehen, das Gedicht „Eginhard und Imma“ von Hermann Kunibert Neumann. Es findet sich in H. Neumanns Gesammelten Dichtungen, Neiße 1856, S. 339—351. Der Verfasser, geboren 1808 zu Marienwerder, gestorben 1875 zu Neiße, ist mit Unrecht nahezu vergessen, und nur beim 25. Jahrestage seines Todes (8. November 1900) haben einige Tagesblätter wieder auf ihn aufmerksam gemacht. Er lehnt sich an die Lorscher Fassung an, und zwar geht er auf Grimms Deutsche Sagen zurück. Mit den Versen: „Wo alles täuschet, Liebe täuschet nie, Und täuschet sie, so war es nicht die Liebe“ setzt er ein. Karl diktiert seinem Geheimschreiber Eginhard einen Brief an den griechischen Kaiser, in dem er dessen Werbung um Imma zusagend beantwortet. So muß der Liebende selbst das Todes-

urteil seiner Hoffnung vollziehen. Rasch entschlossen verlangt er Eintritt in Immas Gemach; er meldet ihr, daß beider Geschick besiegelt ist. Da läßt sie ihn ein: „Du nur empfängst, was Emma liebt zu geben.“ Es folgt ein herrliches Liebeslied. Die Fragescene wird wie in der Vorlage geschildert. An die Überlieferung schließt sich Neumann gelegentlich ganz wörtlich an. Die Bitte Eginhards um Entlassung aus kaiserlichen Diensten aber hat er mit richtigem Gefühl vermieden, weil sie den Liebenden in ungünstigem Lichte erscheinen läßt. Geschickt ist der Schluß:

Gott selbst befahl,
Daß der Verführer sei dem Tod verfallen.
Und also, Eginhard, ergeh' es Dir! — — —
Doch weil die Jungfrau dort Dich durch die Hallen
Getragen heute hochgeschürzt und willig,
So ist es auch vor Gott gerecht und billig,
Daß Du gerichtet werdest nur von ihr.

Mit der Trauung der Liebenden endet das Gedicht. Im Grunde episch, schweift es auch ins dramatische und lyrische Gebiet hinüber. Es lohnt sich wohl auch, auf eine ganz eng verwandte Sage zu verweisen, die O. Schell (Bergische Sagen, Elberfeld 1897, S. 445) aufgezeichnet hat und die sich an das Kloster Seligenthal an der Sieg knüpft. Eine sehr schöne Königstochter wird von einem Maler entführt. Die Beiden lassen sich in Seligenthal nieder. Im dreißigjährigen Kriege kommt der alte König in die Gegend. Er gewahrt ein blondlockiges Mädchen und bemerkt eine auffallende Ähnlichkeit des Kindes mit seiner spurlos verschwundenen Tochter. Darum fragt er es nach Vater und Mutter, erfährt, daß er seine Enkelin vor sich hat und versöhnt sich mit dem jungen Paare. „O selig das Thal, wo ich mein Kind wiederfand!“ ruft er aus und verleiht dem Orte so einen Namen. Schell giebt zu der Erzählung eine beachtenswerte Anmerkung. In Heinsius' Bücherlexikon wird erwähnt: Der durch die Liebe mit der Prinzessinn Emma glückselige Eginhard. 8°. Frankfurt a. M. 1749. Diese Darstellung bespricht May nicht. Noch unzugänglich blieb ihm die Novelle Felix Dahns, die erst Ende 1900 als dritte der unter dem Titel „Am Hofe Herrn Karls“ vereinigten Geschichten erschienen ist. Karl will seine jüngste, erst 16 Jahre zählende Tochter nicht dem König Eadburf von Northumberland zum Weibe geben, der um sie geworben hat, sondern läßt ihr die Wahl zwischen einem Herzog, einem Pfalzgrafen und einem Marschall. Es ist sechs Wochen bis Weihnachten, und an dem Feste soll schon die Hochzeit sein. Emma aber hat während der Stunden, wo sie mit Einhart Ovids Verwandlungen las, eine tiefe, schnell erwiderte Neigung zu dem jungen Gelehrten gefaßt. Um sich über ihr ferneres Schicksal mit dem Geliebten zu beraten, sucht sie ihn nächtlicher Weile auf. Beide beschließen, nicht voneinander zu lassen und am nächsten

Morgen mit dem Geständnis ihrer Neigung vor die Mutter Hildigard zu treten. Während sie so, einen Entschluß fassend, im Kämmerlein des Schreibers weilen, ist frischer Schnee gefallen. Das Mädchen muß fürchten, schimpflich entdeckt zu werden, wenn sie jetzt ihren Weg nach dem Frauenflügel des Palastes nimmt. Da will Einhart sie zurücktragen, doch das züchtige Mädchen erlaubt es nicht. So schreitet er durch den Schnee nach einem in der Nähe des Frauenbaues gelegenen Brunnen und heißt sie in seine Fußstapfen treten. Vom Brunnen aus kann sie dann mit einem Satze ihr Heim erreichen. Aber König Karl hat von seinem Schlafgemach aus die beiden beobachtet. Trotz der Bitten seiner Gemahlin will er strengste Bestrafung der Frevler vollziehen. Einhart soll als Mönch in ein neugegründetes Kloster zu Hamburg eintreten, Emma Nonne der heiligen Caesaria in Arles werden. Da naht Königin Hildigard dem zürnenden Gemahl; sie will die Verbannung Emmas teilen, denn in früher Jugend, als sie mit dem Frankenkönig verlobt war, habe sie sich schlimmer vergangen und Karl vorzeitig — auch durch den Schnee zu ihm wandernd — jeden Willen gethan. Ihre Tochter aber — auf deren Wahrhaftigkeit dürfe sie vertrauen — sei nur mit angsterfülltem Herzen zum Geliebten geschlichen, um mit ihm auf ein Mittel zu sinnen, wie sie dem drohenden Ehejoch an der Seite eines ungeliebten Mannes entgehen könnte. Wenn ihre Tochter für diesen Verstoß gegen die Sitte so harte Strafe erfahre, um wie viel mehr gebühre eine herbe Sühne der Mutter. Da wird Karl weich und verspricht, noch am folgenden Tag die beiden durch Liebesmacht Gefesselten zusammenzugeben. Wie man sieht, hat sich Dahn manche Abweichung von der Lorscher Fassung gestattet, er hat die Geschichte in Wirklichkeit um vieles harmloser dargestellt, dabei aber scheinbar Emmas Schuld verschärft, da sie ja nach seiner Gestaltung des Stoffes den Einhart aufsucht. Es wird damit eine Änderung der Lage vorgenommen, die in des gleichen Dichters lyrischer Scene (May, S. 60) bereits angedeutet war. Auf das Tragen des Geliebten durch den Schnee verzichtet er, offenbar, weil es ihm darauf ankommt, den Geschmack der Gegenwart zu treffen. Sprache, Stil, Lokalfarbe sind mit großer Meisterschaft behandelt. —

Kehren wir zu Mays Untersuchungen zurück! Das fünfte, dem Umfang nach größte Kapitel beschäftigt sich mit den dramatischen Behandlungen des Gegenstandes. Der Verfasser hat besonderen Fleiß auf diesen Teil seiner Arbeit verwendet. Er vergleicht zunächst den Stoff mit dem von Golo und Genovefa, eine Parallele, die auch Schell in der erwähnten Anmerkung angedeutet hat, und kommt zu dem gewiß unanfechtbaren Ergebnis, die Fabel sei zu wenig dramatisch. Hermann Flanders lateinische Schulkomödie Imma Portatrix (3. März 1625 in Tübingen aufgeführt) mit ihren zahlreichen Anklängen an Plautus,

Wend Telemanns Oper „Die lasttragende Liebe oder Emma und Eginhard“ (1728), Franz Kratters Schauspiel „Eginhard und Emma“ (1799) und namentlich Fouqués Dramatisierung der alten Sage (1811) werden sehr eingehend besprochen; dann wendet sich May dem fünfaktigen Drama von Heinrich Seidel (1837) und der gründlichsten Umänderung des Stoffes durch Scribe-Auber zu (La Neige ou Le nouvel Eginhard, 1823 auf der Bühne erschienen). Die Seligenstädter Fassung ist nur einmal dramatisiert worden, von Helmina v. Chézy (Urania, Taschenbuch für Damen, 1817), die nur ein sehr mäßiges Erzeugnis zustande brachte. Doch schließt May mit den Worten: „Es ist anzunehmen, daß gerade dieser Fassung, die in ihren erweiternden Zusätzen einige wirkungsvolle dramatische Motive enthält — die Verbannung und das Wiederfinden klingt leise an Genovefa-Motive an — die Zukunft der Sage gehört.“

Das jüngste Drama über den Gegenstand ist May entgangen. Der Unterzeichnete verdankt den Hinweis darauf Herrn Dr. Heinrich Zschalig in Dresden. Wolfgang Kirchbach hat im Jahre 1896 bei Pierson in Dresden, Leipzig und Wien ein fünfaktiges Schauspiel „Eginhardt und Emma“ erscheinen lassen. Es spielt nach dem Jahre 804. Am Hofe Karls ist als Abgesandter Harruns al Raschid dessen Sohn erschienen. Eginhardt, der am Kaiserhofe die Ämter des Baumeisters, Vorstandes der Hauspolizei und Geschichtsschreibers bekleidet, zeigt dem fremden Prinzen Karls Bibliothek. Dabei offenbart ihm dieser, er sei gekommen, um Emmas Hand zu erlangen, und bittet Eginhardt, ihm seinen Beistand nicht zu versagen. Dieser giebt, obwohl er selbst für die Kaiserstochter Neigung empfindet, jenem das Versprechen, bei Emma für ihn zu wirken. Harruns Sohn überreicht im Auftrage seines Vaters den Schlüssel zum heiligen Grabe und zur Stadt Jerusalem an Karl und erhält dafür die Zusage, jeder Wunsch solle ihm, soweit es in des Kaisers Macht stehe, gewährt sein. Da erbittet sich der Prinz die Hand einer der Töchter Karls. Emma, die den Eginhardt längst ins Herz geschlossen hat, weiß es zu veranlassen, daß durch ein Blumenorakel entschieden wird. So hofft sie dem Verhängnis, ihrem Eginhardt entrissen zu werden, entgehen zu können. Aber die Wahl des Prinzen fällt trotzdem auf Emma. In ihrer Not offenbart diese dem Eginhardt brieflich ihre Liebe. Wenn er sie zu Ehe wolle, möge er zur Nacht in ihr Gemach kommen, um mit ihr über die weiteren Schritte Beschluß zu fassen. Das Stelldichein findet statt. Nachdem Emma sich der Gegenliebe Eginhardts versichert hat, bittet sie ihn, sie noch in derselben Nacht zu seinem Weibe zu machen. Jedoch er weigert sich nachdrücklich; er will den Verfall von Zucht und Sitte, der am Hofe herrscht, nicht noch weiter treiben, nur mit väterlicher Zustimmung soll sie sein werden. Emma, die fühlt, wie viel edler seine Gesinnung ist als die ihre, liebt ihn darum nur noch

mehr. Die Frageſcene wird in der üblichen Weiſe behandelt. Der Kaiſer entdeckt das Liebespaar; er fällt die Entſcheidung, wenn Emma den ihr anverlobten Prinzen nicht heirate, müſſe Eginhardt ſterben. So entſchließt ſie ſich, dem Gebote des Vaters zu folgen. — Am Vermählungstage hält Karl Gericht über Eginhardt. Dieſer bezeichnet ſich ſelbſt als ſchuldig und erkennt ſich die Todesſtrafe zu, hat er doch jede Luſt am Leben verloren, ſeit er weiß, daß Emma mit dem fremden Prinzen als Gemahlin ziehen wird. Eginhardts Schickſal wird in Emmas Hand gelegt. Sie erklärt, ſie liebe den Kanzler, mit dem ſie nur keuſchen Umgang gepflegt, nicht mehr. Auf Grund ihrer Ausſage erhält Eginhardt die Freiheit wieder. In bitterer Aufwallung ſchmäht der eben Begnadigte den Kaiſer, der ſein eigen Fleiſch und Blut verderbe. Karl verbannt ihn wegen dieſes Frevels von Haus und Hof. Als aber die Trauung beginnen ſoll, ſtellt ſich die Kaiſerstochter ohnmächtig. Die Feier muß verſchoben werden. Inzwiſchen gelingt es Emma, zu entrinnen. — Sie erlebt im Odenwalde ein Wiederſehen mit Eginhardt, freilich ein anderes, als ſie erwartete.

Haſt Du nicht jenen fremden Mann entehrt,
Haſt Du den Vater nicht mit ungeheurer,
Mit unerhörter Frauenliſt betrogen?
Wer kann dem Weibe traun?

ſchleudert der Liebende ihr ins Geſicht. Er ſcheidet von ihr; in der Verzweiflung will ſie ſich töten, wird aber durch Abgeſandte des Kaiſers daran gehindert. Flehentlich bittet ſie um Schonung für Eginhardt, und dieſer kann ſich dadurch von ihrer Liebe überzeugen. Er verſöhnt ſich mit ihr. Eine alte Sachſenprieſterin Asdis traut das Paar.

Den letzten Akt eröffnet ein Idyll. Emma wiegt ihr Kind und ſingt es ein. Um des Kindes willen möchte ihr Gatte das Verhältnis zum Kaiſer geklärt wiſſen. Auf der Jagd kehrt dieſer bei der Tochter ein. Sie ſetzt ihm ſein Leibgericht vor. Dann bittet ſie ihn, das Kind zu ſegnen, und als das geſchehen iſt, giebt ſie ſich zu erkennen. Noch immer verdammt Karl ihre That und verlangt, daß ſie ſich von Eginhardt trenne; ſie aber will lieber dauernd von ihrem Vater ſcheiden. Würdevoll tritt Eginhardt dem Kaiſer entgegen:

Stolz zeig' ich Dir die Tochter,
Das Beſte, was in Dir war, großer König,
Ich ſchlug's heraus aus dieſer Frauenſeele,
Wie man das Gold aus Erdenadern bricht.
Und ſieh! wie ſtolz und ſchön iſt ihre Seele!
Und weil ich ſie ſo groß und lieblich fand,
Hab' ich Dich hergelockt zu dieſer Stätte,
Damit Dein Segen ſie und mich befeſtigt.

Der Kaiſer:

Wie wir geliebt, es wird
Veralten, höhern Stand der Seelen ahn' ich,
Wenn Eure Liebe einſt die Welt erobert.

Das Schauspiel bildet in seiner Geschlossenheit den Beweis, wie sehr die vereinigte Lorsch-Seligenstädter Form unter der Hand eines echten Dichters dramatisches Leben empfangen kann. Die Verknüpfung der ursprünglichen Sagenmotive mit litterarischer Tradition und frei Erfundenem ist außerordentlich geschickt, die Umgestaltung alter Züge manchmal meisterhaft. Eine gewisse Größe der geschichtlichen Auffassung durchweht das Stück; die Sprache erhebt sich gelegentlich zu hohem Schwung. Eginhardt und Emma sind mit gleicher Liebe gezeichnet. Das Bild des alternden Karl dürfte, trotzdem es wenig mit dem Typus gemein hat, historisch kaum anfechtbar sein. —

Die litterarischen Beziehungen zwischen den verschiedenen Behandlungen des Stoffes deckt der Verfasser mit sicherer Hand auf; er besitzt auch, wie schon hervorgehoben wurde, das Geschick der Charakterisierung. So bildet die Arbeit eine wertvolle Bereicherung der „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte."

Dresden. Karl Reuschel.

Hock Stefan, Die Vampyrsagen und ihre Verwendung in der deutschen Litteratur (= Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Heft XVII). Berlin, Alexander Duncker 1900. Einzelpreis 3.40 M., Subskriptionspreis 2.85 M.

Auch diese Arbeit bildet eine wertvolle Bereicherung der Munckerschen Sammlung. Sie beweist, daß eingehende, streng sachliche Behandlung auch einem von Natur abstoßenden Stoff angenehmere Seiten abgewinnen kann. Die Untersuchung zerfällt, wie der Titel verheißt, in zwei Hauptteile. Nur der zweite gehört in die Gattung von Schriften, deren Zweck die Verfolgung eines Themas innerhalb eines Litteraturgebietes ist. Die erste Hälfte der Abhandlung wird einer volkskundlich-mythologischen Untersuchung über Vampyrglauben und Vampyrsagen gewidmet. Mit großer Belesenheit verbindet Hock eine in mythologischen Arbeiten nicht immer anzutreffende Klarheit der Auffassung und Darstellung. Er versteht es, die Begriffe scharf abzugrenzen und weiß so die Vampyrsagen von verwandten Sagengebilden zu sondern. Vampyre sind wiederkehrende Verstorbene, die Lebende töten oder zu töten versuchen. In engster Beziehung zu den Vampyrsagen stehen die Alpsagen und die Sagen von wiederkehrenden Toten, „deren physiologische und mythische Grundlagen zugleich die Basis des Vampyrglaubens bilden" (S. 3). Mit dieser Begriffsbestimmung stellt sich der Verfasser in bewußten Gegensatz zu früheren Ableitungen des Vampyrglaubens. Schon Görres (vgl. Köhler, Sagenbuch des Erzgebirges S. 223) hat den Vampyrismus auf den Alpdruck zurückgeführt, und neuerdings leitet Höfler (Krankheitsdämonen, Archiv für Religionswissenschaft 1899, S. 121 ff., und in dem Vortrage „Der

Dämonismus in der Volksmedizin", Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899, Nr. 215), Ludwig Laistners Spuren folgend, den Vampyrglauben allein von dem Alptraum her. Seine Bemerkungen sind entschieden bestechend, und sie werden in ihrer Glaubwürdigkeit noch gestützt durch den Parallelismus, der sich zwischen nachzehrenden Elben (Vampyrn) und Mitessern zu ergeben scheint. Trotzdem dürfte Hock Recht haben; die Höflersche Annahme läßt das Menschliche, das den Vampyrn oder, mit Lothar (Volkssagen, 1820) zu reden, den mordenden Toten trotz ihrer Geisternatur noch immer anhaftet, zu wenig hervortreten. Die beiden von Hock als Quellen der Vampyrvorstellung bezeichneten Gruppen des Aberglaubens mit den aus ihnen hervorgegangenen Sagen verknüpfen sich oft und leicht miteinander. Den Alpsagen widmet der Verfasser einen kurzen Abschnitt, der aber den weitschichtigen Stoff nahezu erschöpft. Roschers Abhandlung über den Ephialtes (Schriften der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, 20. Band) ist noch nicht benutzt worden. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit den toten Gatten, zieht aber, wie verständlich, auch die Sagen von der Wiederkunft verstorbener Liebender in das Bereich. Dabei werden auch die Sagen von der im Grabe gebärenden Frau, also von Scheintoten, erwähnt. Es hätte noch auf Köhler, Sagenbuch des Erzgebirges Nr. 57 und auf Nr. 67 = Gräße, Sagenschatz des Königreiches Sachsen Nr. 453) hingewiesen werden können. Auch die sogenannten Erlösungssagen finden Behandlung. Geschichtlich erwiesene und sagenhafte Fälle von Nekrophilie erzählt der Verfasser S. 15—19 und gedenkt dabei der Vorliebe der Romantiker für derartige abscheuliche Stoffe. Merkwürdigerweise ist ihm sowohl die Studie von A. Pauls über den „Ring der Fastrada", Aachen 1895 (Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Band XVII), wie auch die höchst wertvolle Arbeit von Gaston Paris entgangen, die durch die obengenannte Veröffentlichung glücklicherweise veranlaßt worden ist (Journal des Savants, Nov.—Déc. 1896; vgl. Denusiann, Romania 25, 612 ff.). Die deutschen Sagen der Brüder Grimm, wo die Geschichte von Karls Leidenschaft für die tote Gattin oder Geliebte am bequemsten nachgelesen werden kann, wären wohl anzuführen gewesen. An poetischen Bearbeitungen des Stoffes hat Hock nur die Friedrich Schlegels erwähnt. Auch Friedrich Kind, Karoline Pichler, Longfellow, Widar Ziehnert, H. Neumann und Hermann Lingg haben die Erzählung dichterisch gestaltet,[1]) dagegen trifft Hocks Vermutung, Fouqué hätte in Erichsons Musenalmanach auf 1814 diese Sage in der Übertragung auf Harald Schönhaar zu einer Novelle verwendet, nicht zu, vielmehr ist die „Totenliebe" Fouqués anderen Inhalts. Den Schluß des Kapitels bilden Andeutungen über den mißverständlichen Gebrauch des Ausdrucks „Vampyr". Mit dem

[1]) Eine Untersuchung über die Geschichte des Stoffes ist von dem Unterzeichneten zu erwarten.

nächsten Abschnitt geht Hock nun zu seinem eigentlichen Gegenstande, dem Vampyrglauben, über. Es werden die Fragen: Wer wird ein Vampyr? und: Worin besteht das Wesen eines Vampyrs? beantwortet. Richtiger hätten sie in umgekehrter Weise gestellt werden sollen. „Zwei scharf geschiedene Sagengruppen" sind zu beobachten, „von denen die eine den wirklich blutsaugenden Vampyr kennt, während nach der anderen der „Nachzehrer" im Grabe sein Laken verschlingt und so durch rein sympathetische Wirkung seine Familie nachzieht". Dem die Überlieferung sorgfältig prüfenden Verfasser gelingt es, diese beiden Formen des Vampyrglaubens nicht nur aus verschiedenen Quellen abzuleiten (Traumvorstellung und Nachrichten über das Erwachen von Scheintoten im Grabe), sondern auch räumlich abzugrenzen und die erste, gewöhnlich als Eigentum der Südslaven, die andere als besonders den Nordslaven angehörig festzustellen. Die Sagen sind auch auf Nachbarvölker übergegangen. Was Liebrecht (Zur Volkskunde S. 197) bei der Leonorensage vom Mitbegraben der Witwen äußert, mag übrigens auf die Gestaltung des Vampyrglaubens nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein. Endlich zählt Hock noch die Mittel auf, durch die man sich vor der Vererbung des Vampyrismus und vor dessen Wirkungen zu schützen vermag. Das nächste Kapitel „Vampyrsagen" erörtert eine Reihe von mehr oder weniger beglaubigten Fällen von Vampyrismus.[1]) Zur Geschichte vom geraubten Totenlaken, die durch Goethes Totentanz berühmt geworden ist, wäre auch auf Strehlkes Anmerkung zu Goethes Gedicht (in der Hempelschen Ausgabe I), auf Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne, 2. Band, VIe partie, n° 11, und auf Wlislocki, Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner Berlin 1886, Nr. 33 zu verweisen. (Entfernter verwandt sind Sagen wie die bei Haas, Rügensche Sagen, S. 109.) Hock hat es sich nicht entgehen lassen, „die Stellungnahme des 18. Jahrhunderts" zu jenen damals bekannten Fällen in einem weiteren, stoffreichen Unterteil zu ermitteln. Zum Abschluß des volkskundlichen Abschnittes der Arbeit wird die Geschichte des nach dem Verfasser ursprünglich serbischen Wortes Vampyr[2]) in der deutschen Sprache verfolgt.

Die größere Hälfte der Abhandlung beschäftigt sich mit dem Vampyr in der schönen Litteratur. Gleich im Eingange muß der Verfasser zugestehen, daß der Vampyrstoff nur selten eine wirklich künstlerische Behandlung erfahren hat. Das liegt im Gegenstande selbst begründet. Den Anfang macht die Besprechung eines harmlos tändelnden Gedichtes von Heinrich

[1]) Über den bekannten Bergmann von Fahlun in Schweden, dessen Schicksal mehrfach dichterische Behandlung gefunden hat, spricht Hock S. 52 und Anmerkung 2. Nachträge zu Georg Friedmanns Berliner Dissertation „Die Bearbeitungen der Geschichte von dem Bergmann von Fahlun" (1887) erscheinen demnächst in Max Kochs „Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte".

[2]) Das jedoch (vgl. Polivka im 7. Jahrgang der Zeitschrift für österreichische Volkskunde S. 185) aus keiner slavischen Sprache zu deuten ist.

August Ossenfelder. Es wird darauf Entstehung und dichterischer Zweck von Goethes „Braut von Korinth“ beleuchtet und alsdann des jungen Arztes Polidori Novelle „The Vampyre“ besprochen. Polidori verlebte bekanntlich den Sommer 1816 mit Byron und Shelley am Genfer See. Dort war es, wo er von dem Plane des Childe-Harold Dichters, eine Vampyrerzählung zu schreiben, Kunde erhielt. Byrons Geisteserzeugnis blieb unvollendet, aber die Grundidee eignete sich der wenig gewissenhafte Polidori an. Sein Werk leidet an erheblichen Mängeln, doch entsprach es dem Geiste der Zeit in hervorragendem Maße und bekam eine unverdiente Bedeutung zugeschrieben. Das Motiv der Totenliebe lag gleichsam in der romantischen Luft, wie Hock an Gedichten und Novellen der bekanntesten Romantiker nachweist.[1]) Daß Polidori viele Nachahmer fand, darf also nicht verwundern. Eine noch im Erscheinungsjahr (1819) veröffentlichte französische Übersetzung begrüßte der „Führer der Vorromantiker“ Charles Emanuel Nodier mit Begeisterung und ließ sich durch sie zu einem eigenen traurigen Machwerk verleiten, das sich Polidori allzusehr zum Muster nimmt, trotz seiner Minderwertigkeit aber bald der Ehre einer deutschen Übersetzung gewürdigt wurde. Er behandelte den Vampyr mit Carmouche und Marquis als Melodrama und erntete großen Erfolg. Obgleich auch die Novelle Polidoris in mehreren deutschen Übertragungen Aufsehen erregte, machte das Melodram den Stoff noch viel beliebter. Es wurde von L. Ritter für deutschen Geschmack zugerichtet und diente in dieser mangelhaften Form den Textdichtern der Marschnerschen und Lindpaintnerschen Opern als Vorlage. Es traf sich, daß der unbedeutendere Tondichter den hervorragenderen Librettisten (C. M. Heigel) erhielt. Die beiden Opern erfahren eine allen Vorzügen gerecht werdende Beurteilung. Ein besonderes Kapitel widmet Hock dem weiblichen Vampyr in der Litteratur und bespricht darin einige traurige Erzeugnisse. Spindlers Novelle „Der Vampyr und seine Braut“ ist mit leichten Umwandlungen zu einem Drama umgestaltet worden. Auch parodistische Behandlungen des Vampyrstoffes hat man geschaffen. Sie werden in dem Abschnitte „Der falsche Vampyr“ aufgezählt und beurteilt. Die letzten Seiten gelten dem „Vampyr in der modernen Litteratur“. Es sind die Slaven, die den Gegenstand mit großartiger Auffassung zu gestalten gewußt haben: Turgenjeff und Mickiewicz. Von ihnen erweisen sich als mehr oder minder abhängig Max Haushofer (Die Verbannten), Ossip Schubin (Vollmondzauber) und Felix Dahn (Vampyr).

Damit ist der Inhalt des zweiten Teiles nicht völlig erschöpft. Hock erwähnt noch eine Reihe von Bearbeitungen. Allein es konnte hier nicht

[1]) Zu Zacharias Werners Märchen von dem Ritter aus Sidon ist als stofflich eng verwandt die Geschichte Nr. 40 in Wlislockis Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner zu stellen; in diesen Kreis gehört auch Fouqués „Totenliebe“ (siehe oben).

darauf ankommen, eine Aufzählung aller der poetischen und noch öfter unpoetischen Werke zu geben, denen Vampyrsagen zu Grunde liegen. Für Hock freilich war das eine Pflicht, und er hat sich keine Mühe verdrießen lassen, auch die unbedeutendsten Erzeugnisse, die in den Kreis gehören, aufzuspüren und zu besprechen. Für den zweiten Abschnitt der Arbeit dürfte es wirklich schwer sein, weiteren Stoff herbeizubringen. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, die übrigen Litteraturen auf Behandlung von Vampyrsagen hin zu durchforschen, auch ohne Rücksicht darauf, ob sie für deutsche Werke als Quellen in Betracht kommen. Erzählungen vom Schlage der Théophile Gautiers: „La morte amoureuse" giebt es in Frankreich und England gewiß in größerer Zahl.

Dresden. Karl Reuschel.

Wolff Eugen, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1. Band 1895, 2. Band 1897. 12 M.

Waniek Gustav, Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1897. 12 M.

Reichel Eugen, Gottsched. Ein Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung. Vortrag. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft (vormals J. F. Richter) 1900. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge, XV. Serie, 353. Heft.) —.60 M.

Derselbe, Kleines Gottsched-Denkmal, dem deutschen Volke zur Mahnung errichtet. Berlin, Gottsched-Verlag 1900. 2 M.

Derselbe, Gottsched der Deutsche. Dem deutschen Volke vor Augen geführt. Berlin, Gottsched-Verlag 1901. 12 M.

Wolffs Buch zerfällt in vier selbständige Teile: 1. Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache; 2. Gottsched im Kampf um die Aufklärung; 3. Gottscheds Stellung im Bildungsleben deutscher Städte; 4. Gottscheds Beziehungen zu Frauen und sein Einfluß auf ihr Bildungsleben. Der 1. Teil ist zuerst in der Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands erschienen, der zweite in der Zeitschrift für deutschen Unterricht, und hier auch der Anhang: Briefwechsel Gottscheds mit Bodmer und Breitinger.

Der Wert des Buches besteht zuvörderst darin, daß der Verfasser den Briefwechsel Gottscheds und derer, die mit ihm in Beziehungen traten, an vielen Orten (siehe Vorwort zu Band 2) durchgesehen hat und reichlich daraus mitteilt, Wichtiges und Unwichtiges. Ist nun ein Danzel durch die Fülle des Nachlasses zu einem wenig organisierten Buche ab-

geleitet worden, so wird man Wolff entschuldigen, daß auch sein Werk in disparate Kapitel und diese zum Teil wieder in nur äußerlich angegliederte Stückchen zerfallen, die etwas mühsam durch einen schönen Buchtitel zusammengeschweißt sind. Er sucht zwar in der Vorrede zum 2. Band durch eine prinzipielle Erklärung die, wie er doch selbst sagt, „durch äußere Einflüsse“ bedingte Gestaltung seiner Bände zu rechtfertigen: er halte die sprachliche, aufklärerische und kulturelle Bedeutung Gottscheds für erheblicher als seine litterarische. „So wirkten äußere und innere Gründe bei dem Entschluß [des Verfassers] zusammen, diese — zudem bisher am meisten vernachlässigten — Hauptzüge seiner Wirksamkeit herauszuheben.“ Es ist richtig, daß Gottscheds Sprachlehre und Philosophie genauere Erörterung verdienen; wie lange sie in Schulbüchern fortleben, bedarf der Beobachtung auch jetzt noch; denn darin liegt vielleicht eine ausgebreitetere „kulturelle“ Wirkung Gottscheds als in den „Gesellschaften“ und in der Anregung einiger Frauen zur Schriftstellerei. Aber all das, wozu man mindestens die Litteraturforschung Gottscheds hinzunehmen müßte, zeigt doch nur den Gelehrten, den Lehrmeister, den Vereinsmann, den Journalisten; und die Wirkung, die er als solcher übte, gründete sich auf seinen Ruhm als Dichter, dann auf sein Ansehen als Theoretiker der Dichtkunst, endlich auf seinen Ruf als Theaterreformer: hieran knüpfen Lob und Tadel der Zeitgenossen früh und spät, als Poet und Ästhetiker galt er nah und fern bei Freund und Feind. Nicht seine „Sprachkunst“ noch seine „Weltweisheit“ entschieden über seine Berühmtheit, seine Poesie und seine poetische Theorie machten ihn bekannt und verrufen. Ich halte es also für irrig, die Bedeutung Gottscheds nur oder überwiegend an jenen darstellen zu wollen; damit wird man weder seiner Person gerecht, die gerade in der imponierend konsequenten Anwendung des Grundsatzes der vernunftmäßigen Regelung der Sprache, der prosaischen und der poetischen Litteratur und jedes Teiles der Philosophie sich offenbart, noch seiner „Stellung im deutschen Bildungsleben“, für das seine Poetik und seine Theaterreform eine Hauptsache war. Ich halte es für durchaus richtig, daß Wolff auf das „agitatorische“ Auftreten Gottscheds Gewicht legt; er brachte die Kathedergelehrtheit gemeinfaßlich auf den Markt, er wollte die Theorie praktisch wirksam machen, aber ebensowohl in Gedichten und Theaterstücken, wie in Schulgrammatiken und philosophischen Lehrbüchern. Wolff sagt, allerdings wohl zumeist im Hinblick auf sein drittes Kapitel, aber doch in allgemeiner Formulierung: „Das Ideal einer Litteraturgeschichte zum mindesten für diese Zeit bleibt meines Erachtens eine Darstellung, die einen Querschnitt durch das geistige Leben aller deutschsprachigen Gaue wagt, um die sprachlichen, litterarischen, theatralischen, künstlerischen, philosophischen und wissenschaftlichen Zustände von Ort zu Ort zu verfolgen.“ Mein Ideal von Litteraturgeschichte ist das nicht; mich dünkt, die an die Wirtschaftsgeschichte sich

anlehnende Theorie der Historiographie, die der Masse den Vorrang vor der treibenden Person einräumen will, hat rasch abgehaust und ist im Gebiete der Kunst noch unzulänglicher als in dem des Staatsgebildes. Aber hätte Wolff doch sein Ideal erfüllt! dann hätten wir über die litterarische, theatralische und künstlerische Wirkung Gottscheds mehr als nur nebenher erfahren.

Doch, beschränken wir uns nun auf das, was Wolff geben wollte und gegeben hat.

Kapitel 1. Wolff meint, Gottscheds Eingreifen in die Entwicklung der deutschen Sprache sei es, was ihm eine führende Rolle in der geistigen Bewegung während des zweiten Viertels seines Jahrhunderts angewiesen habe. Nun ist aber Gottsched doch viel früher mit seiner „Redekunst" und seiner „Dichtkunst" vor der Öffentlichkeit erschienen als mit seiner allerdings, wie er behauptet seit 24 Jahren vorbereiteten „Sprachkunst". Das nicht zu beachten, war Wolff um deswillen in der Lage, weil er überhaupt nicht zusammenstellt, mit welchen Schriften Gottsched für das Deutsche eintrat, in welchen er seinen Standpunkt feststellte. Es fehlt geradezu der bibliographische Unterbau für Wolffs Ausführungen. Er beleuchtet nur, wie da und dort, früh und spät Gottsched als Sprachregeler bezeichnet und angegangen wird. Gewiß ist diese Wirkung nicht gleichgiltig, man sieht daraus, wie ihn etliche Zeitgenossen auffaßten; aber man hört nicht warum, und man nimmt keine Entwicklung wahr. Es fallen nur einige allgemeine Bemerkungen über Gottscheds Sprachstand, und es sieht aus, als ob er fertig und ohne Fortschritte gewesen. Erst S. 67 ff. und wieder S. 84 ff. bekommen die Darlegungen etwas Körper, man erhält Mitteilungen aus der „Sprachkunst", ohne daß jedoch das Werk ganz gekennzeichnet wird. Alles ist nur berührt, gestreift, zumeist wie es die Ausschöpfung des Briefwechsels anregte; und es hilft nicht, daß mit Rubriken und mehrfachen sauber bezeichneten Unterabteilungen der Schein der systematischen Behandlung erweckt wird. Wer Gottscheds „Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache" aufklären will, der muß fester anfassen und stärker durchgreifen. Albert Richter hat ja in den Grenzboten 1888 1, 341 ff., 399 ff. schon allgemein darüber gehandelt, aber solche Untersuchungen können überhaupt nur mit Beobachtung aller Einzelheiten zu einem gedeihlichen Ende geführt werden; das beweisen doch Arbeiten von Burdach, der bisher über Gottsched, den Bahnbrecher „einer fortschreitenden Entwicklung der Schriftsprache", freilich nur einige Winke gab (Verhandlungen der Philologenversammlung in Dessau, Leipzig 1885, S. 167 ff., Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für Hildebrand, Leipzig 1894, S. 322), von Jellinek, der die Behandlung des auslautenden e durch den „Sprachtyrannen" erörterte (Abhandlungen zur germanischen Philologie, Festgabe für Heinzel, Halle 1898, S. 93 ff.) und von anderen. Niemals aber sollte vergessen

werden, daß für Gottsched die Verbesserung der Sprache mitinbegriffen war in seiner höheren Aufgabe der Verbesserung des Geschmacks, und daß es sich bei den meisten, die sich um Gottscheds sprachliche Meinungen kümmerten, um Streben nach Allgemeinbildung handelte.

Viel gründlicher bearbeitet ist das 2. Kapitel. Auch es bleibt Eingangs an der Oberfläche. Der Satz (S. 93): „Besonders im deutschen Bürgertum, im Mittelstande, hat sie [die deutsche Philosophie der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts] Bildung und Kultur verbreitet und dadurch sowohl die litterarische Entwicklung aus den engen Banden des Gelehrtentums in die weite Arena des Volkstums hinübergeführt wie nicht minder die soziale Emanzipation des dritten Standes in unserem Vaterlande friedlich vorbereitet" ist kaum beweisbar; mich dünkt vielmehr, erst die Popularphilosophie näherte die Gebildeten dem Volke, führte, indem sie das Menschliche vor dem Gebildeten betonte, Gelehrte und Dichter ihm zu; und ich sehe auch in den Beispielen von einigen Chirurgen und Bauern, die sich um Philosophie kümmerten (S. 100), das Gegenteil eines Beweises für Wolffs Ansicht: es werden hier auffällige Ausnahmen von den Briefschreibern hervorgehoben. In welchem Stile Wolffs Ausführungen gehalten sind, möge folgende Probe (S 105) erweisen: „Beherrschte der Rationalismus nun auch noch während der zweiten Jahrhunderthälfte und selbst über sie hinaus weite Gebiete, so meldet sich doch im Laufe der vierziger Jahre immer ungestümer ein neuer Gast, der, zunächst als Kranker um Schonung flehend, sich in das Haus der weisen Mutter Aufklärung selbst einschlich, um alsbald seine ansteckende Krankheit weithin zu verbreiten. Der arme Kranke nannte sich „Herr Hypochonder" [die Anmerkung verweist auf Anastasius Grün, der den Ausdruck geprägt habe], — und die Aufklärung, die sonst für alles Irdische und Überirdische ihre Formel und ihr Rezept bereit hielt, wußte keinen Rat: denn das Übel steckte nicht im Verstande. Und als die Zeit um ein Menschenalter vorgerückt war, nannte man die Krankheit Empfindsamkeit und der große Doktor Goethe fand die rechte Medizin: keineswegs in Vernichtung, sondern in Ergänzung der Empfindungsfülle durch ein Leben der That. Verstand — Empfindung — That: diese drei Stationen hat das deutsche Leben in den letzten beiden Jahrhunderten durchlaufen. Herrliches haben alle drei [die Stationen?] auf ihrem Boden unserem Volke neu errungen" u. s. w. Das ist nicht nur eine für Wolffs Buch charakteristische Stilblüte, das ist eine Probe seiner Art zu denken. Und außerdem ist es mindestens mißverständlich, wenn nicht falsch. Nicht die grämliche, bittere Empfindung eines Lichtenberg, Zimmermann, des kränkelnden Gellert und des kranken Werther, sondern die religiöse, freundschaftsbedürftige und menschenfreundliche Empfindung Klopstocks, des gesunden Gellert, des hoffnungsvollen Werther löst die Aufklärung ab; und Goethes „Leben der That" mündete in das Evangelium der Entsagung.

Nachdem der Verfasser recht allgemein über das Verhältnis von Leibniz, Wolff, Gottsched gesprochen, kommt er S. 108 ff. endlich auf die religiösen und geistigen Zustände Königsbergs und S. 123 ff. auf die Leipziger zu sprechen. Und hier bietet er Auszüge aus Gottscheds philosophischen Schriften, bestimmt dessen Ansichten und neue Meinungen, beweist die Abhängigkeit von Thümmig, kurz er legt Untersuchungen mit greifbarem Inhalt vor. Ich bin in der Geschichte der Philosophie nicht fest genug, um überall nachzuprüfen, ich könnte mir einiges knapper und präziser vorgetragen denken, weiß aber auch, daß derartige Erörterungen und Darlegungen recht schwierig sind, und bin überzeugt, daß alle, die sich nicht für sich selbst in Gottscheds Philosophie gründlichst eingearbeitet haben, hier dankbar lernen werden. Der Ausblick auf die Kritische Dichtkunst S. 184 ff. dünkt mich zu flüchtig; die Betrachtung von Gottscheds persönlicher Stellung zu Theologen, zu Christian Wolff, Manteuffel, den Alethophilen S. 188 ff. ist wieder reichhaltiger.

Im 3. Kapitel giebt Wolff eine Übersicht über die deutschen Sprachgesellschaften, deren Charakteristik wenig ergiebig ist. Es werden die Zeitneigungen dargelegt, von denen auch Gottsched beherrscht sei, die er benützte, die er in seinem Sinne dann lenken wollte. Wichtiger, gut und neu, scheint mir der Nachweis S. 36 ff. zu sein, wie B. Menckes kritische Grundsätze in Gottsched fortleben. Daß Gottscheds Thätigkeit für Sprache, Litteratur, Theater, Gesellschaft und also seine Gesamtstellung nicht sowohl durch die Neuheit seiner Ansichten als durch seine Ausdauer und Geschäftigkeit bedingt war S. 44 ff., ist das verbreitete Urteil. S. 56 ff. erörtert Wolff das Verhältnis zu Zürich. Er erklärt den Briefwechsel wie einen diplomatischen Notenaustausch zweier Großmächte. Die Züricher haben nach dieser Auslegung Gottsched „für sich gewinnen oder doch neutralisieren" wollen, weil sie ihn als Haupt der sächsischen Litteraturkreise erkannten S. 62; er habe bei ihnen verloren, seit er mit der deutschen Gesellschaft zerfiel S. 68, also keine Gefolgschaft mehr zu haben schien; Gottsched habe 1736 beschlossen, die Schweizer ästhetisch gewähren zu lassen, wenn sie sich seinem Hauptinteresse, dem sprachlichen, unterordnen und ihn natürlich nicht direkt auf ästhetischem Gebiete angreifen wollten S. 65; Bodmer habe, „obschon eifrig interessiert, den Briefwechsel lebhaft zu erhalten", über dreiviertel Jahre verstreichen lassen, bis er sich von neuem meldete S. 63: das ist ein sonderbarer Eifer. Aus dem Briefwechsel Bodmers und Gottscheds, der ja nun im Anhang zum erstenmale vollständig vorgelegt ist, vermag ich so gespreizte Hintergedanken nicht herauszulesen. Die Schreiber traten sich anfangs sehr vorsichtig und noch etwas kriegerisch gereizt gegenüber, darum auch der Verkehr nicht recht in Fluß kam. Gottsched hatte in der Kritischen Dichtkunst die Züricher mindestens siebenmal mit Achtung genannt, damit waren die früheren Zwistigkeiten von seiner Seite erledigt und eine Anbahnung

ermöglicht. Daß anfangs die Züricher die Suchenden, Gottsched der Gebende war, entspricht dem Ansehen, das jeder Teil damals genoß. Von 1735 an waltete dann ein recht leidliches Verhältnis gegenseitiger ungekünstelter Anerkennung. Beide Teile waren froh, die jugendliche Fehde endgiltig abgeschlossen zu sehen, und es fehlte keinem an ehrlicher Achtung. Eine Differenz bestand in der verschiedenen Wertschätzung Königs, gegen den Gottsched lieber Gegner gefunden hätte, während Bodmer teils aus Anerkennung, mehr aus Furcht vor Königs Grobheit sich zurückhielt. Dazu gesellte sich 1739 ein Verdruß über die Konkurrenz der Opitzausgaben, der auf Seite Gottscheds um so berechtigter war, als er Bodmer nicht offen fand; er witterte mit Recht hinter dem Verschweigen Bodmers diesen und Breitinger als Herausgeber. Und auch Breitingers Brief vom Juni 1739 mußte ihn verwundern; Breitinger sagte, er habe Bodmers Feder und Namen gebraucht an Gottsched zu schreiben; Gottsched, des beliebten Versteckspiels der Züricher damals noch ungewohnt, nahm die nicht so ernst gemeinte Phrase übel auf: Breitinger habe nun die Larve abgelegt. Darnach ging, wie früher ein Brief Gottscheds, jetzt einer Bodmers verloren, und so endete der Verkehr mehr zufällig, als aus sachlicher Gegnerschaft. Ich könnte ihn im Ganzen nicht als „unehrliches Parlamentieren" bezeichnen, das den offenen Austrag der Litteraturfehde hinausgeschoben haben soll S. 72, und weder von „Honigworten" sprechen, die „aus einem erbitterten Herzen" flossen, noch mich zu dem niedrigen Vergleich entschließen (den allerdings Gottsched zur Hälfte anregt, aber für irgend einen Unbekannten): Gottsched habe den plumpen Hund durch Streicheln gewinnen wollen, daß er nicht beiße, die Züricher hätten den Kampf durch Schweifwedeln abwenden wollen, um ein paar Knochen oder Gräten zu erhaschen, die der Katze [!] beim Streicheln [des Hundes!] entfielen. — —

Ist nun hier die Deutung des Briefwechsels mindestens unsicher, so werden auch die anderen Charakteristiken Wolffs mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen sein, zumal ihre Quellen nicht überall zu Tage liegen. Immerhin ist es von Interesse, S 78 ff. von der „wachsenden Gesellschaft" in Zürich, S. 84 ff. von den Zuständen in Bern und S. 99 ff. von denen in Basel zu hören.

Recht Verschiedenartiges faßt das 4. Kapitel zusammen. Es setzt mit den unsicheren Nachrichten über Gottscheds lockeren Lebenswandel ein, bespricht die „Tadlerinnen" und Wochenschriften für Frauen, das Verhältnis Gottscheds zur Kulmus, zu Marianne von Ziegler, zur Neuberin, zu Mutter und Nichten, zu den Ehepaaren Böhme und Reiske, zu allerlei auswärtigen männlichen und weiblichen Bekannten, zur zweiten Gattin. Das Bild der Kulmus wird durch das Zusetzen vieler Strichelchen nicht voller und klarer, als es Schlenther gezeichnet hat; und wenn diesen auch die Komödie mehr interessierte als Frau Gottschedin, so sollte sein Buch

doch auch an dieser Stelle von Wolff erwähnt sein, und nicht nur nebenher an anderen (an einer mit einem recht unnützen Ausfall 2, 175). Die Zieglerin giebt Gelegenheit, den Prozeß ihres Vaters Romanus nach Akten zu erörtern, was für Gottsched ganz gleichgiltig ist und also nicht hieher gehört; nötiger wäre gewesen, das litterarische Bild der Ziegler mit etwas festeren Strichen zu zeichnen. Das Verhältnis der Dichtung der Neuberin zu Gottscheds Theorie ist gar nicht behandelt, eine empfindliche Lücke; ihr Brief an Bodmer ist im Archiv für Litteraturgeschichte 12, 318 doch schon beachtet (was S. 180 übersehen ist).

S. 127 ff. macht Wolff Mitteilungen von einem Scherzgedicht, das Gottsched an seine erste Frau 1740 gerichtet haben soll; es erschien unter dem Titel Der Prozeß 1774, von einem anonymen Herausgeber mit spöttischen Worten eingeleitet und begleitet. Dieser citiert die von einem C. N. N. mit Hohn edierten Neuesten Versuche in verliebten Gedichten 1766, drei Gedichte Gottscheds an seine zweite Frau, worüber Wolff S. 204 ff. berichtet. Er hält Gottsched für den Verfasser (siehe Goedeke 3, 361); da ich das Ganze nicht kenne, kann ich sein Urteil nicht nachprüfen. Über den Prozeß finde ich in der Allgemeinen deutschen Bibliothek 1775 Band 25, S. 495 f. den Zweifel ausgesprochen: „wenn das Gedicht wirklich von Gottsched ist, so ists doch nichts weiter, als ein Gelegenheitsgedicht.“ In Wielands Merkur 1774, Band 5, 1, 342 f. heißt es: der Herausgeber nenne sich einen Geweihten des Merkur und meine dabei den Gott der Handelschaft; „wir zweifeln nicht im geringsten an der Authencität, obgleich Merkur sonst auch ein Gott der Diebe heißt“. Chr. Heinrich Schmid nennt im Almanach der deutschen Musen auf 1774 S. 78 Johann Gottlieb Samuel Schwabe, Bibliothekar zu Weimar als Herausgeber: „der Herausgeber hat mir vermuthlich einen kleinen Spaß dadurch machen wollen, daß er mich nöthigte, noch im Jahre 1774 ein Werk von Gottsched anzuzeigen.“ Weder in Menzels Gelehrtem Deutschland 1798, 7, 398 und in den Nachträgen, noch im Neuen Nekrolog der Deutschen 1835, 13, 781 ff. ist das Schriftchen unter des Philologen Schwabe Werken genannt. Das beweist aber noch nicht gegen die bestimmte Behauptung Schmids, ebensowenig wie der Umstand, daß Wieland den Ortsgenossen nicht als Herausgeber kennt oder nennt. Schmids Angabe verliert, dünkt mich, auch dadurch nicht an Gewicht, daß der Herausgeber sich einen Handelsmann nennt, der bei einem Antiquar in Leipzig das Heftchen erworben habe; der Satiriker glaubte der Maske zu bedürfen. Schwabe war 1770—1774 an der Bibliothek in Weimar angestellt; sie besaß bekanntlich Gottscheds Bücherei; hat er hier das Manuskript gefunden? oder ist alles fingiert? Schwabes Autobiographie (Weimar, Programm 1820) kann ich nicht einsehen.

Nun möchte ich aber darauf aufmerksam machen, daß sich der Herausgeber des Prozesses einen „Zögling“ Gottscheds, seines „weyland Gönners“

nennt, der der Neuesten Versuche „einen Säugling der Gottschedischen Muse". Schwabe soll aber nur in Jena 1765—1770 studiert haben. Nimmt man noch hinzu, daß in der Mitte des Jahres 1766 Gottsched von einem Myrtill aus Jena (Wolff 2, 199) einen Spottbrief über seine Zuschriften an Damen erhält, so erwacht die Vermutung, daß alle drei Angriffe von einem und demselben herrühren, dem in die Privatbriefe und Familiendichtungen Gottscheds zu blicken irgend eine Verbindung ermöglichte. War es Schwabe, so müßte man wohl annehmen, daß dieser vorher in Leipzig als Student einen Zusammenstoß mit Gottsched hatte und durch den Mißbrauch seiner Beziehungen Rache dafür nahm; denn von dem Myrtill schreibt Gottsched: „Ich suchte einen plumpen Hund durch das Streicheln zu gewinnen, daß er mich nicht unversehens beißen sollte." Es lohnt kein weiteres Verweilen bei diesen Erwägungen, die eine Lösung der Frage, ob die Familiengedichte von Gottsched herrühren oder nicht, doch nicht bringen.[1])

Mit „dem deutschen Bildungsleben" haben diese Stückchen vollends nichts zu thun. Der zweite Band schweift davon noch weiter ab als der erste und ist noch ausschließlicher eine bunte Sammlung von allerlei wissenswerten und nicht wissenswerten, halb oder nicht verarbeiteten Notizen aus der Lektüre von Briefwechseln. Man würde sie geduldig über sich ergehen lassen, wenn Wolff nicht durch gleißende Phrasen und geschmacklose Wendungen die Lappen aufputzte. So citiert er z. B. 2, 131 aus dem „Prozeß" die Verse: „Wo Weisheit sich mit Anmuth paart, da ist die Lieb' erst rechter Art", verweist dazu auf Schillers „analog stilisierte Wendung" in der „Glocke": „Denn wo das Strenge mit dem Zarten" u. s. w. und fügt bei: aus dieser Zusammenstellung „springe der Gegensatz des Rationalismus zum Humanismus unserer klassischen Geistesperiode klar in die Augen". Mir nicht. — S. 196 wird die wichtige Thatsache mitgeteilt, an seinem Geburtstage 1764 (oder 1765?) habe Gottsched Gäste bei sich gesehen: „es wurde sogar getanzt! Man sieht, Gottsched ließ es sich auch im Alter wohl sein!" Dahinter möchte man noch ein paar Rufzeichen setzen, die dem Autor gelten, und fühlt sich versucht, seine Charakteristik Gottscheds (S. 197): „eine Mischung von Galanterie und Begehrlichkeit stand dem gravitätischen Gelehrten gar zu närrisch", mit einer leichten Variation ihm anzupassen. Denn er erschwert es dem Leser ganz unnötig, ihn auf die Dauer ernst zu nehmen.

---

[1]) Durch gütige Unterstützung des Herrn Geheimrats P. von Bojanowski in Weimar kann ich feststellen, daß sich weder in Schwabes oben erwähnter Selbstbiographie noch in seinem auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar erhaltenen Briefwechsel ein Hinweis auf diese Angelegenheit vorfindet. Aus ersterer geht aber zweifellos hervor, daß Schwabe nur in Jena und niemals in Leipzig studiert hat. A. Sauer.

Waniek's Buch, 700 Oktavseiten stark, hat einen bezeichnenden Titel: es giebt nicht nur die litterarische Biographie Gottscheds, es behandelt auch „die deutsche Litteratur seiner Zeit". Gottscheds Wirken ins Weite verlangt, daß sein Lager breit dargestellt werde. Darin liegt ein Teil der Schwierigkeit der Aufgabe, die sich Waniek gestellt hat, darin ihre unerquickliche Seite.

Über Gottscheds Individuum wird man sich der Hauptsache nach leicht klar, es offenbart sich bald deutlich genug, es macht keine inneren Kämpfe umbildender Wirkung durch, auch der äußere Lebenslauf ist nicht reich an Wechsel und veranlaßt keine tiefen Veränderungen des Wesens. Kurz man kennt die Person in ihren Hauptstärken und in ihren Hauptschwächen ziemlich schnell und verliert darüber den Anteil an ihr. Man freut sich nicht seines Emporsteigens, obwohl er es durch strenge Arbeit nach besseren Zielen vollauf verdient hat; man beklagt nicht seinen Niedergang, weil er nicht mit seiner Person seinen hohen Platz verteidigt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der Mann mit dem brennenden Ehrgeiz, dem nicht unbegründeten Selbstbewußtsein, der unermüdlichen, vielseitigen und im Ganzen fruchtbringenden Arbeitsenergie und propagandistischen Thatkraft, mit der immer wieder durchbrechenden Sinnlichkeit, also doch auch mit Leidenschaftlichkeit so wenig Sympathie erweckt. Er hat sich in dem Dienst einer anfangs gewiß guten Sache weit über den Durchschnitt abgemüht, er bildete sich Ideale, verkündigte sie unter Kämpfen und hielt sie unter Hohn und Spott aufrecht; auch dünkt es mich ausgeschlossen, daß er so viele Schildträger gefunden hätte, wenn ihm erwidernde Hingabe an die Getreuen ganz gefehlt hätte. Ich weiß nicht, ob er ein elenderer Charakter war als viele andere, mit denen wir trotzdem fühlen: zu seiner Zeit galt in manchem eine andere Moral; auch Liscow und Bodmer und Haller, selbst Lessing und Wieland erschrecken oder verblüffen uns durch Ränke oder Kniffe oder Seltsamkeiten, die später strenger beurteilt wurden. Trotz alledem: Gottsched macht uns seinem Wohl und Weh gleichgiltig zusehen.

Das wird wohl in eben dem begründet sein, was uns an seiner Poesie kalt läßt: sein Wesen und seine Dichtung entbehren die fühlende und selbstgefühlte Stimmung. Waniek, der Gottscheds Vorzüge und die Mängel seiner Leistungen ebenso wie die Licht- und Schattenseiten seines Charakters schärfer gezeichnet und gerechter eingeschätzt hat als irgend ein Vorgänger, betont mit Fug, daß es ihm an Tiefe und an Kraft des Gemütes gefehlt habe. So wenigstens muß es uns erscheinen, da er sich frühzeitig mit gelehrter und mit Standeswürde umhüllte und berechtigten Stolz, berechtigte Selbstzufriedenheit übertreibend, seine Person für die Sache ansah. Dadurch erscheint seine Person wie der stimmungsvollen Subjektivität entkleidet, die fühllose sachliche Theorie verschlingt alle Subjektivität.

Und noch ein anderes. Gottsched hat von Jugend auf und ohne Unterlaß fleißig gelernt; er hat seinen Gesichtskreis immer erweitert; er wächst an Kenntnissen bis zu seinen letzten Jahren; er besitzt kein geringes kritisches Urteil, er erwirbt sogar einigen historischen Sinn; er verfügt über eine nicht gemeine Fähigkeit, das Gelernte lehrhaft zu ordnen, auch aus negativer Kritik positive Sätze abzuziehen. Aber trotz aller vielen Produktion macht er nicht den Eindruck eines produktiven Kopfes. Er besaß Talente, aber, wie es scheint, keinen Funken von Genie. Sein Wissen — denn er hatte nicht nur Kenntnisse, sondern auch Wissen — gleicht einem ausgestatteten Museum, das im Ganzen mit Verständnis geordnet ist, wenn auch nicht jede Einzelheit ihren richtigen Platz erhielt, lehrreich und anregend für viele, für ihn selbst aber doch nur die Bethätigung eines rastlosen, sogar der Begeisterung nicht baren Sammeleifers. Gute und schlechte Beispiele aus Gegenwart und Vergangenheit aufstapeln, für sich und für andere mit kritischen Abzeichen versehen zur Empfehlung oder zur Warnung, hieraus Regeln für die Kritik anderer Werke und für die Neubildung aufzustellen, darin bestand so recht eigentlich sein Vermögen.

Es ist klar, daß die biographische Darstellung einer solchen Persönlichkeit besonders schwierig ist. Es fehlt das sichtbar leitende Band der inneren Entwicklung; die Veränderungen des Helden gehen ins Breite, ins Vielfache, aber es geschehen keine entscheidenden neuen Wendungen in seinem Wesen. Seine Person tritt vor seiner Wirkung zurück, sie verliert an menschlichem Interesse, auch wo sie an litterarhistorischem gewinnt.

Waniek hat ersichtlich darunter gelitten. Und er hat auch an der Fülle des gedruckten und ungedruckten Quellenmaterials schwer getragen. Es ist ihm als entschiedenes Verdienst anzurechnen, daß er sich von den berühmten zahlreichen Briefwechselbänden Gottscheds nicht ganz beherrschen und führen ließ; etwas mehr befingen ihn die zahlreichen Einzelschriften und Zeitschriften, die er aus dem Staub der Bibliotheken hervorziehen mußte. Und sie wirkten gewiß auf das Urteil ein, womit Waniek das Vorwort eröffnet: er sei durch die Beschäftigung mit Gottsched in die Niederungen der Litteratur gebannt gewesen. Das ist, litterarhistorisch gedacht, unzutreffend: eine Periode entschiedenen Fortschrittes, als welchen doch auch er Gottscheds Thätigkeit ansieht, kann man historisch nicht als Niederung bezeichnen. Hätte Waniek das dankbarere Feld genauer abgesucht, wo die weiter fortschreitenden Personen von Gottsched angeregt erscheinen, so würde er noch deutlicher gemacht haben, wieviel die Litteratur seinem Abräumen des Schuttes und seinem neuen Anbau verdankt. Die Bremer Beiträger und Lessing und Wieland, überhaupt alle, auch die Züricher, haben positiv und negativ unendlich viel von Gottsched gelernt, und ich glaube, daß dies eine viel umständlichere Darlegung gelohnt hätte,

als das Versammeln des ausgedehnten Kreises der Kleinen und Halben, die sich als Schwergewicht an ihn hängen, ihn niederhielten, ja ihn niederzogen. Hätte Gottsched nicht den Blick verloren durch diese Schaar der Zurückgebliebenen und Zurückbleibenden, die ihn umschmeichelten, für die er dauernd viel, ja das Höchste war, was sie begreifen konnten und was sie bedurften — es gab ja noch nach Gottscheds Tod im Westen und Osten Landstriche, die mit der Kulturarbeit bei ihm einsetzen mußten, — warum hätte er, der so viele neue Sachen aufzunehmen wußte, nicht auch neue Probleme und neue Meinungen begreifen sollen? Waniek hat ja überzeugend späte Änderungen seiner Ansichten klargelegt (S. 636). Und die schwärmerische Freude an Richardsons Grandison beweist, daß er im Alter sogar einen psychologischen Roman schätzen lernte. Es lastet auf ihm wie auf Bodmer der blendende, verblendende Fluch des Parteihauptes; er hatte eine viel größere Schule als Bodmer, eine zahlreichere Masse von gläubigen Anhängern; und sie schob ihn nicht, sie hemmte ihn. Er ward das Opfer seines Erfolges, seiner starken Wirkung. Auch dies muß zur Erklärung und zur Entlastung seiner Person gesagt werden. Alle Reformatoren, die eine große Gemeinde um sich sammeln, scheinen der Gefahr der Verknöcherung ausgesetzt zu sein. Auch Klopstock erstarrt, seit der Hain ihn zum Schulhaupt erkoren, obwohl die Gründung der Gelehrtenrepublik mißlang. Ein Lessing schüttelte die überholten Freunde rauh ab; Wieland entfremdete sich die Schüler mit beißenden Anmerkungen; Goethe hielt die Lenz und Klinger nicht an seiner Seite; sie lehnten die Parteibildung ab und wahrten sich freie Bewegung zu freier Entfaltung ihres Selbsts. Gottsched aber, teils weil er Neigung und Kraft zum Organisieren besaß, teils weil er durch die Verhältnisse früh und dauernd zum Gesellschaftsführer und Lehrer gesetzt worden war, verlor in der Masse seine Selbstbestimmungsfähigkeit. Es war für ihn ein Unglück. Aber seiner Zeit that gerade das not, was er ihr gab. Es that ein Wecken und Sammeln aller willigen Reformer, auch der unbedeutenden not. Nur so wurde die breite Basis gegründet, auf die dann Individualitäten mit Erfolg treten konnten. Waniek meint das kaum anders, aber er spricht es nicht scharf aus.

Seine Darstellung hat in den ersten Kapiteln die Vorgänge und Gottscheds Handlungen vortrefflich ausgenützt, die Charakterqualitäten und die Richtungen Gottscheds herauszuarbeiten: seinen Fleiß, seine Toleranz, seinen Patriotismus, sein Eindringen ins Antike und ins Französische, seinen Naturalismus und seine gelegentliche moralische Unzuverlässigkeit (zweideutiges Verhalten gegen Pietsch) u. s. f. Späterhin mangeln der Komposition des Buches derartige Gesichtspunkte und sie zerfließt. Freilich hat der Vorzug der Komposition nach anderer Seite den Kapiteln geschadet. Sie scheinen zu allgemein auf die Hauptgesichtspunkte eingerichtet und entraten manches erwünschten Details. Ich vermisse die Ausnützung

von Reickes Büchlein über die Königsberger Jahre Gottscheds und kann nicht finden, daß es über den Rahmen von Waniecks Buch hinausgehe, wie er im Vorwort behauptet. Ich halte diese Begründung für ebenso unzutreffend, wie die gleiche gegenüber Wolffs Arbeiten: mindestens für Gottscheds Philosophie hätte Waniek bei letzterem Bereicherung und Berichtigung seiner Darstellung gewinnen können und sollen. Es fehlt ferner eine sorgfältige Charakteristik der Gedichte, durch die Gottsched zuerst berühmt geworden ist; sie wird durch die spätere reichere Kennzeichnung der Odendichtung Gottscheds und der der deutschen Gesellschaft nicht ersetzt. Warum gefielen sie damals, mußten gefallen? und warum müssen wir dem Dichter heute jede poetische Begabung absprechen? Auch die Randfiguren bleiben so blaß, daß sie wie Abklatsche aus (zum Teil sogar veralteten) Litteraturgeschichten erscheinen; besonders Ulrich von König; Christian Weise ist mir (S. 3 und 68) zu nieder gestellt. sein „Naturelles" war gewiß ein Vorspiel für Gottscheds stilisierten Naturalismus, auch er hat den Inhalt über die Form gestellt; Henrici müßte weiter von ihm abgerückt werden als S. 68, wie er denn auch S. 107 zu König gesellt ist, und anderes mehr.

Gottscheds Redekunst wird S. 95 ff. etwas dürftig besprochen, obwohl sie als Vorläuferin der Dichtkunst ihren doppelten Wert hat und zwischen der philosophischen Schulweisheit und der Ästhetik Gottscheds vermittelt. Der Zustand der Bühne wird nur auf das hin erläutert, was Gottsched mittelbar oder unmittelbar davon bekannt geworden sein mag; darum wird der historisch wichtige Rückblick auf Velthen zu flüchtig gethan. Sehr feinsinnig ist S. 114 ff. auseinandergesetzt, wie Gottsched geistigen Gehalt, Idee für das Theaterstück fordert und dadurch es erhebt und die Zuschauer erzieht. Vielleicht ist die Behauptung, daß gerade dadurch das Bedürfnis nach Realismus erwachsen sei, etwas spitz, aber hier dringt Waniek tief in den Charakter und in den Gedankengang Gottscheds ein, mit großer Gerechtigkeit anerkennend und verwerfend.

Auch die Gesamtbeurteilung der Kritischen Dichtkunst halte ich für gelungen; auf Quellen wird verwiesen, gelegentlich auf Änderungen der späteren Auflagen. Waniek betont mit Recht (S. 129), daß Gottscheds Poetik keine aprioristische Deduktion der Dichtregeln aus der Vernunft ist, daß sie also nicht als Vervollständigung der Wolffschen Philosophie geplant sein könne, daß sie weder der Methode noch dem inhaltlichen Zusammenhange nach philosophischen Charakter habe. Dabei darf natürlich nicht die Beeinflussung einzelner Stücke durch die Philosophie bestritten werden, die ja auch Waniek nachweist. Aber sicher hat er Grund zu behaupten (S. 130), Gottsched sei vor allem Empiriker; er habe mit den durch seine litterarische Thätigkeit gewonnenen Vorstellungen sich aus den Quellen dasjenige zusammengerafft, was ihm eben zu passen schien. Soll das heißen: Gottsched habe sich durch seine eigene dichterische Beschäfti-

gung, durch die aufmerksame kritische Musterung vieler Dichtungen, und endlich durch ein umfassendes Studium der poetischen Theorien eine Summe von Kenntnissen und Meinungen erworben, so ist es richtig. Auch ist richtig, daß es bei ihm wie bei jedem Kompilator an Widersprüchen nicht fehlt (S. 129). Dagegen halte ich für übertrieben zu sagen (S. 129), es sei schwer, sich in den Gottschedischen Irrgängen einigermaßen zurecht zu finden; lästig sind allerdings Wiederholungen, die zum Teil ergänzen und die Ansicht etwas verschieben; der allgemeine Zusammenhang ist aber doch deutlich erkennbar. Wenn Waniek behauptet, ohne jeden durchsichtigen Einteilungsgrund habe Gottsched im zweiten besonderen Teil die einzelnen Dichtgattungen besprochen, so irrt er. Gottsched erklärt, er folge der Ordnung der Natur; das heißt diesmal: er beginnt mit dem, was ihm für älteste Poesie gilt, mit der gesungenen. Oden und Lieder sind als die „älteste Gattung“ voran gestellt (Kritische Dichtkunst 1. Auflage, S. 327; vgl. S. 59). Später traten an Stelle der Oden die Kantaten, daher gilt ihnen das zweite Kapitel. Das dritte setzt wieder beim Ältesten ein: unter den ältesten Oden und Liedern seien „gewissermaßen“ die „allerältesten“ die Schäfergedichte; darum behandelt er nun Idyllen, Eklogen, Schäfergedichte. Von da aus findet er den Weg zu den Elegien Kapitel 4; sie sind „von den vornehmsten Gedichten der alten Griechen und Römer;“ einen Teil davon bilden die Klagschreiben. Daher kommt Kapitel 5 auf die poetischen Sendschreiben zu sprechen, die wieder den alten Griechen und Römern eignen. Unter ihnen giebt es satirische. Daher Kapitel 6 Satiren. Daran reiht sich sinngemäß Kapitel 7 Sinn- und und Scherzgedichte. Auf die kleineren Gattungen folgen nun die größeren: Kapitel 8 dogmatische, heroische und andere größere Poesien. Von den heroischen größeren Poesien ergiebt sich der Übergang zu Kapitel 9 Epopee, die ja aus Lobliedern auf Götter oder Helden entstanden sei (S. 71). Der Epiker soll sich dem Tragödiendichter so viel als möglich nähern (S. 558) und das Trauerspiel hat einige Stücke mit dem Epos gemein (S. 571), deshalb folgt Kapitel 10 Tragödie. Jünger als sie ist die Komödie, sie wird im elften Kapitel angereiht. Noch jünger ist die Oper, sie schließt als das zwölfte Kapitel. Es ist richtig, daß teils chronologische, teils formale, teils inhaltliche Gründe die Reihenfolge bedingen, aber Gründe sind erkennbar, die Ordnung ist wohl überlegt. Und ebenso wahrnehmbar ist sie im ersten Teile. Die erste größere Hälfte betrifft das Wesen und den Inhalt der Poesie, die zweite in ebenfalls sechs Kapiteln die Form. Die Historie vom Entstehen und Wachstum beginnt, das Wesen des Poeten, der Geschmack des Poeten und der Genießenden werden danach erläutert; diesen drei Kapiteln folgen wieder drei zusammengehörige über den Inhalt der Poesie: Kapitel 4 die Fabel, 5 das Wunderbare, 6 einschränkend: das Wahrscheinliche. Die nächsten vier Kapitel: die Worte, die Redensarten, die Perioden, die Figuren,

werden im elften zusammengefaßt unter Schreibart; anhangsweise, gemäß der geringen Bedeutung, die Gottsched der Verskunst beimißt, wird im letzten zwölften Kapitel von Wohlklang und Metrik gehandelt. Gewiß ist es kein Zufall, daß beide Teile in je zwölf Unterteile zerfallen, aber die Gleichheit ist doch nicht gerade gewaltthätig erzwungen.

Waniek hat Gottscheds Ordnung verwischt. Er sucht zunächst den Begriff der Naturnachahmung an den Lehren von Wortwahl, Syntax ꝛc. zu erläutern. Ich halte das nicht für glücklich. Wenn so viel vom Titelblatt an über Natur und Nachahmung in der Kritischen Dichtkunst die Rede ist, ein einheitliches Problem hat Gottsched daraus nicht gebildet. Mit Recht betont Waniek (S. 137 f.), daß Gottsched die Dichtersprache ihrer inneren Natur nach von der prosaischen scheiden will, und hier war, glaube ich, der beste Ausgangspunkt für die Darlegung des Inhalts der Kritischen Dichtkunst. Aber Waniek wurde dabei irre. Gottsched bezeichnet die Dichtersprache als Sprache der Affekte, der starken Gemütsbewegungen, die auch den Leser muß entzünden können. In Verfolgung dieser Ansicht fordert er vom Dichter (Kritische Dichtkunst S. 120), daß er die innersten Schlupfwinkel des Herzens ausstudiere. Waniek nimmt an dem Ausdruck studieren Anstoß (S. 141) und verlangt das doch sehr moderne Nachfühlen; aber: „studiert" denn ein heutiger Poet nicht Charaktere, die ihm begegnen? das Nachfühlen thuts beim Künstler nicht allein. Jedenfalls wäre mit jenem Ausdruck nicht zu beweisen, daß Gottsched eine „gemütsarme Seele" war, wenn es nicht aus seiner Dichtung zu erweisen wäre. Und wenn Waniek weiter daraus ableitet: daher habe Gottsched niemals Verständnis für die individuelle Eigenart, für die Originalität der Dichtersprache haben können, daher habe er die Dichtungsarten streng gesondert, daher habe er die Gedanken und den dichterischen Ausdruck der Dichtungsarten geordnet und klassifiziert, so wird es mir unmöglich, seinen Gedankengang zu verstehen. Ich muß überhaupt bekennen, daß ich mich umsonst bemüht habe, die Disposition in Wanieks Erörterung der Kritischen Dichtkunst zu erkennen, auch mit Hilfe der Zergliederung in seinem Inhaltsverzeichnis finde ich mich nicht zurecht: „Sprachliches. Musikalisches. Reim. Poetischer Ausdruck. Einfachheit und Mannigfaltigkeit. Typen. Beiwörter. Wesen des Dichtergeistes. Bouhours. Anschauungsmomente. Ästhetischer Genuß. Gehalt der Dichtung, Nachahmung der Natur. Größe des Inhalts. Das Angenehme und das Nützliche. Das Sittliche. Arten der Nachahmung. Die Erfindung. Die Fabel. Der moralische Satz" u. s. w. Ich vermag den Faden nicht zu sehen.

Wie gesagt, wäre die Darlegung der Sache wohl übersichtlicher geworden, wenn an die Spitze gestellt worden wäre, wie sich Gottsched das Verhältnis von Poesie und Prosa denkt. Er sagt: Man hat eher in Versen als in Prosa geschrieben; die Poeten sind die ersten Erfinder der Perioden, die Prosaiker haben erst von ihnen gelernt (Kritische Dichtkunst

S. 235). Die Prosa hat den Zweck, die nackte Wahrheit zu sagen (S. 288). Nur wirklich Geschehenes aber giebt kein Gedicht; das Vermögen, Fabeln zu erfinden, macht erst den Poeten aus (S. 123 f.). Historien ohne Fabel sind ausgeschlossen von der Poesie (S. 543). Durch die Fabel wird ein Werk Dichtung, auch wenn es in der gemeinen Sprache erzählt wird (S. 128); denn die Verse machen das Wesen der Poesie nicht aus, viel weniger die Reime (S. 78). Versifizierte Stücke ohne Fabeln sind noch keine Gedichte, Romane und Dramen in Prosa aber sind Gedichte (S. 513). Die poetische Schreibart unterscheidet sich von der prosaischen nicht zuvörderst in Worten, sondern hauptsächlich in der Art zu denken (S. 283). Vernunftmäßiges Denken unterscheidet Poesie und Prosa nicht (S. 283 ff.),[1]) aber der Poet muß mehr Witz oder Geist haben als der Prosaiker (S. 285). Witz oder Geist ist für Gottsched eine Gemütskraft.

Nun ist ersichtlich, was Gottsched unter dem Poetischen versteht: Die Poesie hat ihren ersten Quell in den Gemütsneigungen des Menschen (S. 57). Die ersten Liederdichter wollten ihren Affekt so ausdrücken, daß er auch in andern eine gewisse (hier ist zu ergänzen: gleiche!) Gemütsbewegung erwecken möchte (S. 74). Die menschlichen Affekte wollen ohne Unterlaß vom Dichter gerührt sein (S. 558). Das Hauptwerk der Poesie ist die Fabel (S. 123. 138), das heißt eine unter gewissen Umständen mögliche, aber nicht wirklich vorgefallene (allegorische S. 549) Begebenheit, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liegt (vgl. S 548), „ein Stücke aus einer andern Welt" (S. 125). Man kann Fabeln auch zur bloßen Belustigung ersinnen[2]), aber da man Lust und Nutzen verbinden kann und der Poet ein rechtschaffener Bürger und redlicher Mann sein muß, so wird er seine Fabeln so lehrreich als möglich machen, ja keine ohne wichtige Wahrheit ersinnen (S. 131 f.). Nur durch die Bildung einer neuen Fabel erwirbt man den Dichternamen (S. 140). Durch die Betonung des Neuen, das zur Fabel eines wirklichen Dichters gehört, findet Gottsched den Übergang zum Wunderbaren: man bewundert lauter neue, seltsame und fürtreffliche Sachen (S. 141). Sowohl das Gute als das Böse kann wunderbar werden, wenn es nur nicht etwas Gemeines und Alltägliches, sondern etwas Ungemeines und Seltsames ist, ingleichen wenn es von großer Erheblichkeit zu sein scheint, was aus dem Einflusse zu beurteilen ist, den es in der Welt hat. Da nun die Poesie das Wundersame liebt, so beschäftigt sie sich auch nur mit lauter außerordentlichen Leuten, die es entweder im Guten oder Bösen aufs höchste gebracht haben (S. 155). Das Außerordentliche also und das Ungewöhnliche erweckt

[1]) Waniek hat die Bemerkung falsch gedeutet S. 129; es soll nur gesagt sein, daß der Poet auch vernünftig sein muß.

[2]) Es ist erstaunlich, daß Gottsched S. 132 und 139 die meisten Romane als nur zur Belustigung dienend erachtet, da die bekanntesten doch aufdringlich Geschichte, Politik, Moral und anderes lehren.

mehr Bewunderung als die allergemeinsten Sachen; das schlechthin Unmögliche jedoch kann keine Bewunderung erregen (S. 558). Immerhin kann eine an sich unglaubliche und unmögliche Sache durch den Zusammenhang mit anderen Begebenheiten und unter gewissen Umständen möglich, wahrscheinlich, glaublich werden (S. 167). Oft ist die Wahrheit selbst unwahrscheinlich, oft ist aber die Unwahrheit, ja selbst das Unmögliche sehr wahrscheinlich. Der Poet nun, der doch mit seiner Fabel Glauben finden will, muß lieber wahrscheinliche Dinge erzählen, gesetzt auch daß sie nicht wahr wären, als die Wahrheit sagen, wenn man sie nicht glauben würde (S. 558). So rechtfertigen sich die Idyllen aus dem goldenen Weltalter (S. 382). Die Wahrscheinlichkeit besteht darin, daß das Erdichtete dem ähnlich ist, was wirklich zu geschehen pflegt; soweit soll die Fabel mit der Natur übereinstimmen (S. 164); das Wunderbare muß noch allezeit in den Schranken der Natur bleiben, darf nicht zu hoch steigen (S. 158). Überhaupt betont Gottsched immer und immer das natürlich Schöne, die Anleitung der Natur und Vernunft, den natürlichen Ausdruck der Gedanken unter vernünftigen Leuten; das ist aber stets mehr gegen die Übersteigung des Phantastischen in Inhalt und Form, also gegen den Marinismus gerichtet, als positive Grundlage seiner Lehre.

Aus diesen Kennzeichen und Grundlagen der Poesie leiten sich die Vorbedingungen ab, die der Dichter erfüllen muß, und die Anweisung, worin seine Aufgabe besteht: Er muß die Gaben scharfsinniger Wahrnehmung und des Gedächtnisses besitzen, damit seine Einbildungskraft[1]) das früher Wahrgenommene bei entfernt ähnlichen neuen Fällen wieder rasch wach rufe. Das Vergangene wird in ihm durch Gegenwärtiges in Erinnerung gebracht, das Wirkliche führt zum Möglichen, das Empfundene (der Ausdruck ist unklar) zu Ähnlichem (S. 285). Daraus erwachsen Einfälle, und sie kennzeichnen den Poeten (S. 286). Zu dieser lebhafteren Gemütskraft des Dichters muß Geschmack treten. Der Geschmack hat es mit klaren, aber nicht ganz deutlichen Begriffen der Dinge zu thun; er unterscheidet Dinge von einander, die man nach der bloßen Empfindung beurteilt (S. 102). Der gute Geschmack, also das richtige Urteil (S. 104) kommt mit den Regeln überein, die von der Vernunft festgesetzt worden sind (S. 105). Die Regeln in den freien Künsten haben ihren Grund in der unveränderlichen Natur der Dinge selbst, in der Übereinstimmung des Mannigfaltigen, in der Ordnung und Harmonie (S. 103). Die natürlichen Dinge sind schön; wenn also die Kunst auch etwas Schönes hervorbringen will, muß sie dem Muster der Natur nachahmen. Das genaue Verhältnis, die Ordnung und richtige Abmessung aller Teile, daraus ein Ding besteht, ist die Quelle der Schönheit (S. 110). Ein Poet ist ein

[1]) Die Ähnlichkeit der Ausführungen Wielands in seinem ersten Brief an einen jungen Dichter ist auffallend.

geschickter Nachahmer aller natürlichen Dinge durch eine harmonische und wohlklingende Schrift. Er ahmt nach, was die Menschen zu thun pflegen oder wahrscheinlicher Weise gethan haben könnten oder thun sollten und würden, wenn sie in solchen Umständen befindlich wären (S. 82). Ein Poet ahmt hauptsächlich nach die Handlungen der Menschen, die von ihrem freien Willen herrühren und vielmals aus den verschiedenen Neigungen des Gemüts und heftigen Affekten ihren Ursprung haben (S. 90).

Gottsched unterscheidet drei Arten der Nachahmung, ich glaube aber nicht wie Waniek (S. 152) nach dem Objekt; nicht drei Gattungen des Nachgeahmten, sondern der Nachahmung selbst: 1. durch Beschreibung, die der Poet selbst giebt; 2. durch Worte, Geberden und Handlungen einer Person, die der Poet spielt; 3. durch die Fabel, das ist durch die erdichtete moralisierende Begebenheit. Die drei Abteilungen sind nicht gleichartig, noch gleichwertig. 1. und 2. bleibt im einfachen Realen befangen, es giebt das Reale in der Er- oder in der Ichform; 3. aber giebt statt des einfachen Realen ein Allgemeineres, das aus mehreren Realitäten konstruiert ist; es handelt sich also hier um ein Zusammenfassen einer Summe von Wirklichkeiten zu einer real so nicht vorhandenen, also erdichteten Wahrscheinlichkeit. 1. und 2. betrifft zuerst die Hauptformen der sprachlichen Nachahmung, die nur sekundär auf das Stoffliche wirken; 3. aber betrifft den Stoff unmittelbar, der nach 1. oder 2., das heißt episch oder theatralisch geformt werden kann (Kritische Dichtkunst S. 127). Waniek hat das Idealistische im dritten Punkte richtig erkannt, wie er denn überhaupt (S. 152 ff.) die außerordentliche Bedeutung dieses Fabelbegriffes besser und schärfer als andere herausgehoben hat.

Gottsched setzt später auseinander, daß die Personen der Dichtung gefallen, wenn sie gewisse Charaktere haben: alles muß eine gewisse Gemütsart zeigen (Kritische Dichtkunst S. 557); das knüpft an die vorher mitgeteilte Vorschrift der Nachahmung von Handlungen, die aus Gemütsneigungen bestehen, an. Die Gemütsart des Menschen wird bestimmt durch Natur, Heimat, Eltern, Vorfahren, Geschlecht, Alter, Vermögen, Staat, Erziehung, Zeitlage, Glück und Unglück, Umgang; aus solchen Ursachen muß der Poet den Charakter seines Helden als notwendigen erklären. Und nach ihrem Charakter muß die Person handeln (S. 560). Der Charakter muß von Anfang an erkennbar gemacht werden; durch besondere Umstände kann es wahrscheinlich gemacht werden, daß er sich sogar in der kurzen Zeit eines dramatischen Verlaufs „ein wenig“ ändert (S. 577 f.). Alles was nötig ist, die Handlung recht zu begreifen, ihre Möglichkeit und ihre Wirkungen aus ihren Ursachen einzusehen, das muß mit in die Fabel kommen, alles Übrige muß heraus bleiben (S. 552); es soll also nichts die Dichtung belasten, was nicht zur Erklärung der Charaktere und der aus ihnen entspringenden Handlungen dient.

Aus den vorgebrachten Ansichten, daß das Metrum das Wesen der Poesie nicht ausmache, daß der Dichter Witz und Geschmack haben müsse, daß er Affekte darstellen solle, daß er das Alltägliche in den Charakteren und Stoffen zu meiden habe, werden für die Schreibart der Dichtungen die gemäßen Schlüsse gezogen. Die wirklich poetische Sprache zeigt sich darin, daß sie poetisch bleibt, auch wenn man Rhythmus und Reim wegnimmt (S. 216). Es ist nicht die rechte Schönheit der vernünftigen Poesie, ganz natürlich zu reden (S. 214), der Poet soll nicht die gemeinsten, sondern die ungemeinsten Wörter gebrauchen (S. 191); verblümte Redensart macht schöner und geistreicher (S. 216). Ja der Eindruck des Poetischen entsteht geradezu durch die Häufung der verblümten Redensarten, durch lebhafte Beschreibungen, Gleichnisse und feurige Figuren, die den inneren Affekt des Poeten abschildern (S. 288). In den verblümten Redensarten zeigt sich der Witz des Poeten (S. 217); freilich ist geschickte Auswahl und guter Geschmack nötig (S. 233), und es giebt Gedichte, in denen das Natürliche mehr herrschen muß (S. 191); daß dies die Rollengedichte, die dramatischen sind, ergiebt sich aus dem besonderen Teil.

Schon für diese unvollkommene Übersicht über den ersten Teil der Kritischen Dichtkunst, die keineswegs vollständig sein, aber die Hauptsachen in einem faßlichen Zusammenhang geben will, sind Bemerkungen des zweiten Teiles verwendet, wie auch Waniek in seiner Darlegung gethan hat. Immerhin hätte er den speziellen Teil auch selbständig behandeln sollen. Es zeigen die von ihm angeführten Worte aus Goethes Dichtung und Wahrheit, daß gerade diese Hälfte sich den jungen Dichtern bequem erwies, weil in ihr kluge, praktische Winke in Hülle und Fülle ausgestreut liegen. Man lese nur beispielsweise, was im 1. Kapitel über das Verhältnis von Satzbau und Strophe zumeist recht glücklich gesagt wird. Und für die jungen Dichter hat ja Gottsched sein Werk in einer allerdings gelegentlichen und von Unsicherheit oder Bescheidenheit diktierten Bemerkung (Kritische Dichtkunst S. 185) ausdrücklich bestimmt. Aus dem allgemeinen Teil hebt Goethe nur die Lehre vom Geschmack hervor, die aber doch auch im besonderen immer wiederklingt. Wie denn überhaupt dieser auch allein verstanden werden kann.

Gottsched behandelt jede Dichtart historisch-kritisch und dogmatisch; die geschichtlichen Nachrichten erwähnt Goethe eigens, sie waren offenbar als Abriß der Weltlitteraturgeschichte willkommen. Gottsched schiebt die kleineren Gattungen voraus, geht dann zu den mittelgroßen und großen über; er hat eine Ahnung vom Formatunterschied, wie auch aus Bemerkungen über Episoden in Epos und Drama erhellt. Er erörtert bei den kleinen Arten die Gelegenheit, zu denen sie üblich und passend sind, und bei allen das Verhältnis von Inhalt und Form. Er erklärt die Gattungen sehr richtig zuerst aus den Formen. Jede Art und Gattung

hat eine andere Redeweise (S. 234). Er erkennt, daß in der Erzählung mehr Wunderbares zulässig ist, als in der theatralischen Vorstellung; er weist deshalb dem Epos unwahrscheinliche, dem Theater wahrscheinliche Fabeln zu (S. 127); er sieht, daß jenes einen gedehnteren Zeitlauf bewältigen kann, weil es gelesen wird und nicht vorgestellt (S. 551); daß im Epos die Handlung der Fabel wichtiger ist als die Person, so sie unternimmt (S. 552), während die Fabel des Dramas von den Charakteren ihr rechtes Leben bekomme (S. 577). Entscheidend ist für ihn das Gesungene der ursprünglichen Lyrik; ihr Inhalt war demgemäß nur Affekt (S. 332), und auch die neuere, veränderte Ode sollte darum von den Affekten sich inhaltlich und formal am wenigsten entfernen (S. 333). Dann scheidet er die Er- und die Ichform des Vortrags, also Epik und Dramatik, die er schon als Arten der Nachahmung ausgehoben hat. Auch innerhalb der kurzen Gedichte wird die epische und die dramatische Vortragsweise auseinander gehalten (z. B. S. 364. 392). Und er findet die letztere auch in den Epen (S. 554), ja er fordert geradezu, daß viele redende Personen hier eingeführt werden, dadurch werde die epische Erzählung „dramatisch oder wirksam" (S. 558). Es beleuchtet dieser Zusatz die hohe Vorstellung, die Gottsched von dem Eindruck der Sprechweise in Ichform hat. Entsprechend erklärt er die Tragödie für das (ernsthafteste und) beweglichste Stück der ganzen Poesie (S. 566); sie hat eine lebhaftere Gemütsbewegung als das Epos (S. 577). Was er unter beweglich hier versteht, ergiebt seine Begründung der Forderung, auch die epische Erzählung müsse beweglich sein, denn die menschlichen Affekte der Leser wollen gerührt sein (S. 558). Er spricht zwar der traditionellen Theorie nach, das Epos sei das Hauptwerk und Meisterstück der Poesie (S. 137 und 537), aber er sucht ihm doch gerade durch dramatische Mittel seinen Vorzug zu sichern, denn die Selbstvortragsweise entspricht zweifellos seinem poetischen Ideal am meisten. Und darum ist es bezeichnend, daß er vom Drama rühmt, hier könne sich der Sprecher mit Spielen des Witzes nicht aufhalten, hier müsse er auf die Sache selbst dringen, weil ihm das, wovon er redet, zu Herzen gehe (S. 580).[1]) Hier also gelangt er nicht nur zur Erlaubnis, sondern zur Forderung der geraden Ausdrucksweise des Gefühles, die er da, wo der Poet nicht in die Fabel verwickelt sei, also in den erzählenden Teilen des Epos, ausdrücklich verbietet. Das heißt also: wo der Poet als Poet spricht, hat er der alte Rhetorenzögling zu bleiben; Gottsched wagt nicht, auch hier Natürlichkeit zuzulassen. Darin sehe ich die Hauptschwäche seiner ganzen Dichtlehre und das am meisten Veraltete an ihr. Denn die gegen das Zotenwesen gerichtete Moralforderung fällt praktisch gar nicht so sehr ins Gewicht, und daß man die Kunst dem moralischen Urteil nicht ent-

[1]) So verlangt er auch, daß ein guter Komödiant bei sich empfinde, was er vortrage (S. 584).

ziehen kann, wird auch heute noch zugestanden werden müssen (siehe Spitzer, Euphorion 7, 476 ff.). Zu den von Waniek S. 176 f. zusammengefaßten Vorzügen der Kritischen Dichtkunst möchte ich noch rechnen, daß sie das Poetische auf die Affekte gründete, sowohl in Ursache als in Wirkung, daß sie die Einzelheiten naturalistisch beobachten heißt, das Ganze aber aus der wirklichen Realität zu einer möglichen, wahrscheinlichen gehoben haben will, daß sie die Gattungen und Arten aus der Vortragsweise zu scheiden unternimmt. Ich lasse dabei offen, wie viel Anregung ihm hiefür Vorgänger gaben; daß er diese Ansichten aufgriff, ist an sich ein Verdienst.

So gut ich mich von Waniek bis zu dem siebenten Kapitel über die Kritische Dichtkunst geleitet finde, so wenig verstehe ich von da ab seine Schritte. Kapitel 8 und 10 behandeln das älteste Tragödienrepertoire, den Kreis der Zieglerin, bringen eine Summe von Namen, ohne daß ihre Träger erkennbare Personen würden; greifbarer ist der Inhalt des Kapitels 9 gerathen, die Gründung der Beiträge zur kritischen Historie, es findet aber erst in 11 seine Ergänzung und Bereicherung. In Kapitel 9 erscheint Frau Gottsched schon als Mitarbeiterin des Gemahls, dem sie erst im zehnten angetraut wird. In Kapitel 10 schiebt sich zwischen die Frauenbilder der Ziegler und der Kulmus die zu knappe Betrachtung der Philosophie Gottscheds ein. Das elfte Kapitel mit der Überschrift Gottscheds sogenannte Diktatur will durch seine bunte Zusammenstellung von Gegenständen, Meinungen, Namen ein Bild der Vielseitigkeit, der Geschäftigkeit, der zahlreichen Beziehungen Gottscheds geben, verwirrt und ermüdet aber in seiner stets wechselnden Mannigfaltigkeit. Weder eine sachliche noch eine chronologische Ordnung schlägt durch, beide zu verschmelzen konnte nicht gelingen. Es ist das um so bedauerlicher, als Waniek wirklich, wie sein Vorwort verheißt, „tief aus den Quellen" geschöpft, und hier und noch mehr im Folgenden, bei Behandlung des Sinkens Gottscheds eine Fülle von Mitteilungen aus den entlegensten und seltensten Schriften ausgebreitet hat, wobei jeder ihm Unbekanntes lernen wird. Die Mühsal und Unerquicklichkeit dieser umfassenden und gründlichen Lektüre, die Waniek in die Lage setzt, streckenweise einen neuen litterarischen Grundriß, ein tüchtiges Stück Gelehrtheitsgeschichte darzubieten, muß dankbar gewürdigt werden. Es ist überaus schwierig, so „weitschichtiges Material zu sichten" und allzeit „nur diejenigen Einzelheiten mitzuverarbeiten, welche geeignet sind, unsere Anschauungen von dem litterarischen Leben und Wirken jener Zeit mit lebendigeren Farben und kontreteren Vorstellungen auszustatten" (Vorwort S. III). Das Letztere hat Waniek gewiß erreicht; ja er hat „noch zu viel an sich Minderwertiges aufgenommen" und soll also „den klassischen Dank für das, was er zurückbehielt", wie er sich erbittet (S. III), ausdrücklich ausgesprochen erhalten. Die „lebendigeren Farben" allerdings blieben, nach

meinem Eindruck, im Pinsel stecken, ich sehe sie nicht. Und zwar nicht etwa, weil Waniek zu den Namen keine biographischen Notizen fügte, die in Kompendien nachzuschlagen er den Wißbegierigen halb ironisch empfiehlt, sondern weil er viel zu wenig über den litterarischen Charakter, die geistige Art und Bedeutung „dieser alten Herrn" sagt, über die mir auch die Kompendien nichts verrathen, die er aber aus seiner Beschäftigung mit ihren Schriften müßte kennzeichnen können. Wie viel nützt es mich zu hören, was der und jener über Gottsched und seine Gegner sagt, wenn ich nicht zugleich erfahre, ob er ein berufener oder unberufener Sprecher war, ob man ihn anhörte oder nicht? Auch in diesem Streit entschied nicht die Masse, sondern die Person; die Namen der ihrem Werte nach Namenlosen konnten in einem bibliographischen Anhang[1]) verzeichnet werden, in der Darstellung von Gottscheds Ansehen können sie neben den wortführenden freundlichen oder feindlichen Individuen nur als vielstimmiger Chorus gelten.

Waniek hat offenbar für das Theoretische ein schärferes Verständnis als für das Dichterische und das Persönliche. Darum gelingen ihm die Bemerkungen über die Züricher Poetik sehr wohl, während die Betrachtung der Stücke der deutschen Schaubühne dürftig ausfällt. Nur über das Lexikon der schönen Wissenschaften, das denn doch an der Kritischen Dichtkunst und an Sulzers Theorie gemessen werden muß, weil es ein wichtiges Zwischenglied ist und weil es die Auffassung der Gottschedischen Lehre noch ein Menschenalter nach ihrem ersten Erscheinen fixierte, geht Waniek zu rasch hinweg, wie man denn eine zunehmende Eile des Verfassers gegen Ende des Buches überall bemerkt. Die Verdienste Gottscheds um die deutsche Sprache (Kapitel 17), die stilistischen Kämpfe (Kapitel 18), besonders seine Bemühungen um die Litteraturgeschichte und seine altdeutschen Studien verdienen die genauere Behandlung eines Philologen; bis jetzt ist nichts gewonnen als eine nützliche Übersicht. Kösters Arbeiten über Schönaich brechen die Bahn. Für die litterarhistorischen Aufgaben wuchs Gottsched nicht nur an Kenntnissen; das Maß seines Verständnisses muß sorgfältig mit dem Bodmers und anderer bis Myller verglichen werden, und er wird, wenn ich recht sehe, zwischen Morhof und Herder als der an Verdiensten reichste Mann erscheinen. Gerade durch die Würdigung dieser Leistungen kann nach meiner Überzeugung der Biograph diesem Helden einen guten Abgang bereiten.

Die Monographie Wanieks biegt in ihrem Verlaufe immer mehr und mehr zur Gelehrtengeschichte ab, die Person Gottscheds bildet, wenn auch immer den idealen, doch nicht überall den realen Mittelpunkt. Ich weiß nicht, ob man über den Lehrer Gottsched, die Art seines Unterrichts, den Inhalt und den Besuch seiner Vorlesungen nicht mehr in Erfahrung

[1]) Dieser mußte auch eine vollständige Bibliographie Gottscheds bringen, denn der Paragraph bei Goedeke genügt durchaus nicht.

bringen kann; es fällt auf, daß von der Berufsthätigkeit des Professors fast nicht und von seiner akademischen Stellung unter den Kollegen nicht viel die Rede ist. Auch hier müßte man der Persönlichkeit des Mannes nahe kommen können, falls irgendwelche Quellen fließen. Jedesfalls hätte sein nicht geringes oratorisches Talent aus seinen Festreden nachgewiesen werden können; wenn er so auch vom Katheder sprach, mußte er Eindruck machen.

Druckfehler, Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten in der Schreibung von Namen, in der Angabe von Daten und Thatsachen, lästige Abweichungen vom Schriftdeutschen und stilistische Sorglosigkeiten, Unvollständigkeit der benützten Litteratur, wunderliche Verwechslung und Zurückhalten der nötigen Kritik bei citierten Schriften wurden anderwärts nachgewiesen (Göttinger gelehrte Anzeigen 1898, S. 976 f., Zeitschrift für deutsche Philologie 31, 114 f. Anzeiger für deutsches Altertum 27, 67. Litterarisches Centralblatt 1898, Sp. 1554 ff.) und jeder kundige und aufmerksame Leser kann leider die Listen verlängern.[1]) Manche Unzier war so leicht zu vermeiden; sie erweckt nun, wohl ohne Grund, den üblen Eindruck der Unsicherheit da, wo der Leser die vergrabene Litteratur nicht auch ausgraben kann wie der Autor. Aber ich möchte das nicht betonen: bei einer so ausgedehnten Arbeit, einem so umfangreichen Werke kann niemand allen Mängeln und Schäden im Einzelnen und Kleinen entrinnen.

Empfindlicher ist mir, daß das mit so viel Aufwand von ehrlicher Arbeit und mit so viel geduldiger Hingabe geschaffene Buch äußerst ungleich ist. Bald steht der Verfasser ganz auf der Höhe seiner schwierigen Aufgabe, bald verliert er sich im Wuste; einmal spricht er so obenhin, als ob nur Handbücher benutzt wären, ein andermal schöpft er aus der Tiefe abgelegener Quellen; hier kämpft er mit schneidender Schärfe selbst gegen veraltete Meinungen, die keine Erwähnung verdienten, dort kombiniert er mit lässiger Kritik; zu feinsinnigen und gerecht abwägenden Urteilen gesellen sich schiefe und halbe; zu frischen Charakteristiken endlose matte Notizen; auf durchsichtig und wirksam komponierte Teile folgen wirre und unübersichtliche Stücke. Und so wird einem die volle Freude vergällt, die man an einer so mühsamen, kenntnisreichen, den Bestunterrichteten belehrenden Arbeit haben möchte.

Ich erwarte, nach dem Vorstehenden und nach dem, was ich vor Jahren bei anderen Anlässen über Gottsched geschrieben habe, eher für seinen allzu eifrigen Lobredner als für seinen Verächter zu gelten. Zu der überschwänglichen Bewunderung, zu der Eugen Reichel sich hingerissen fühlt, kann ich mich aber nicht mitreißen lassen.

[1]) Die Deutung des Strukaras S. 468, Anmerkung 2 war unnütze Mühe: siehe Euphorion 5, 81.

Sein Vortrag vom März 1900 preist Gottsched hauptsächlich als Vorkämpfer der Aufklärung, stellt ihn als Beispiel deutscher Mannesgröße auf, feiert seine wahrhaft große Seele, sein Faustisches Wesen, seine geniale Persönlichkeit. Da kann ich nicht mitthun.

Das kleine Gottsched-Denkmal schickt Reichel dem großen Buche: Ein Gottsched-Denkmal, nach, aus dem wieder die biographische Skizze unter dem Titel Gottsched abgedruckt ist. Zugleich hat er eine „Gottsched-Bewegung" angeregt, der sich anzuschließen er deutschen Frauen und Männern, deutschen Jungfrauen und Jünglingen als nationale Pflicht empfiehlt. Es ist etwas Schönes um warmen Enthusiasmus und es wird niemanden schaden, wenn er sich davon zu den meist idealen Ansichten und Absichten Reichels gewinnen läßt, obgleich für sie ein Mann als Verkörperung gewählt ist, der historisch von dem Guten und Großen nur Bruchteile und von manchem gar nichts besaß. Mir ist es ein psychologisches Rätsel, wie jemand von Gottsched, der doch weder Temperament noch Pathos genug besitzt, um den Leser nachhaltig zu packen, der zu wenig übertreibt, um zu Übertriebenheiten zu verführen, wie jemand von einem so gehaltenen, an sich haltenden Mann zu solcher Extase verzückt wird, daß er ihn zum „weltlichen Heiland" stempeln kann, daß er ihn zwischen Luther und Bismarck als einen der drei höchsten Gipfel des deutschen Geistes zu stellen vermag. Und so weit kommt Reichel im kleinen Gottsched-Denkmal.

Es setzt sich aus drei Aufsätzen zusammen, die schon in verschiedenen Zeitschriften ziemlich gleichzeitig zur Feier des 200. Geburtstages Gottscheds erschienen waren. Daraus erklärt sich, daß sich jeder mit dem andern berührt, daß Wiederholungen in Sachen, Behauptungen und Redewendungen sich einstellen, die nun in einem Buche lästig fallen. Den Gottsched-Citaten des zweiten Artikels fügen sich die Auszüge aus Gottscheds Prosaschriften und Gedichten an, die das Bändchen schließen. Die beredte, anstürmende Redeweise des Verfassers wie seine Geschicklichkeit in der Auswahl von Bruchstücken aus seines Idealmenschen Schriften verdienen Anerkennung. Mancher Satz scheint mir allerdings durch seine Isolierung unverständlich oder mißverständlich zu werden, z. B.: „In der Tragödie kommt der Poet gar nicht zum Vorschein" (S. 89): derlei ist eben nicht als Aphorismus gedacht und wird deshalb nur im Zusammenhang des Werkes klar. Ich bekenne aber auch, daß es mich erstaunt hat, wie viel Einzelsätze man aus ihrer Verbindung lösen kann, ohne daß sie sinnlos werden. Denn Gottsched war ein fortspinnender Denker, kein aphoristisch sprunghafter Mensch; er stellt keine blendenden Paradoxen auf, er hat keinen beißenden Witz, er hat keinen sprühenden Humor; und darum giebt eine Auslese kurzer Sätze von ihm ein falsches Bild. Ich leugne jedoch nicht, daß das Herausreißen von Gedanken aus ihrem Zusammenhang diesen oft ein unerwartet starkes Gepräge giebt, und darum für Reichels

Zweck sehr klug ist; nur weiß ich nicht, ob diese Wirkung für Gottscheds Kraft spricht, ob sie nicht vielmehr beweist, daß die Ausführung im Ganzen das Einzelne mehr abschwächt als stärkt. Auf die Leser des Büchleins werden gewiß die zwei Oden, die Reichel vorlegt, ernüchternd wirken gegenüber den vorher ausgehobenen Verszeilen.

Das dritte Buch, das vor mir liegt, in vornehmstem Großoktav, ließ Reichel unermüdet dem vom August 1900 datierten kleinen Denkmal am Weihnachtsabend des gleichen Jahres folgen. Der weitaus größere Teil bringt Auszüge aus Gottscheds Schriften, die in fünf Gruppen geteilt sind: sie bringen Äußerungen über Deutschtum im Allgemeinen, über Politik, über Kunst und Gelehrsamkeit, über Sprach- und Litteraturgeschichte, über die deutsche Sprache. Diese Zusammenordnung des Gleichartigen (im Innern der Gruppen könnte sie strenger sein) ist ein erheblicher Fortschritt gegenüber der früheren bunten Auslese; sie wirkt viel stärker, sie wirkt auch auf den, der in Gottscheds Schriften belesen ist. Daß Reichel die Sprache etwas erneuert, zuweilen vielleicht ohne Grund ungenau abdruckt, gelegentlich, wie ich an ein paar Proben prüfte, kürzt, kann mit Rücksicht auf seine populäre Absicht nicht mißbilligt werden. Für wissenschaftliche Litteraturgeschichte können ja ohnedies solche ausgemusterten Stücke nicht benutzt werden. Für sie ergiebt sich aber aus den größeren mitgeteilten Abschnitten doch das Eine recht deutlich als Aufgabe: der Prosaist Gottsched muß viel genauer gewürdigt werden, als das bisher irgendwo geschehen ist.

Die Einleitung zu diesem Buche ist im gleichen leidenschaftlichen Tone geschrieben wie die ersten Schriften und hat das Thema des Titels. Neben schon früher Gesagtem bietet Reichel etwas mehr historische Begründung der Stellung Gottscheds und betont seinem Zwecke gemäß besonders etliche aktuelle Äußerungen. Im Vorwort fällt er heftig aus gegen diejenigen, welche ihm nicht unbedingt zustimmten; in Zukunft mag er mich auch zausen. Dadurch wird seine gutgemeinte Sache sachlich nicht besser. Muß ich denn einen patriotischen Mann von der Perücke bis zur Schuhschnalle anbeten, um auch ein Patriot zu sein?

Man errichte Gottsched ein Standbild, wie und wo es Reichel wünscht; er verdient es so gut wie mancher metallene und steinerne Sockelheros. Aber zu Denkmälern Lessings und Goethes rücke man es nicht zu nahe, nicht weil Reichel diese zwei als böse Gegner anklagt, sondern weil Gottsched zu verständig wäre, in dieser Gesellschaft seine Größe nicht unbequem klein zu finden.

Graz. Bernhard Seuffert.

Wittekindt Wilhelm, Johann Christian Krüger, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Berlin, Mayer und Müller 1898. 3 M.

Wittekindts Monographie über Joh. Chr. Krüger bringt im Einzelnen manches Neue und für die richtige Würdigung des befähigten Dramatikers höchst Schätzenswerte bei, aber leider kann ihr der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie ihren Helden zu wenig im Zusammenhang mit den Bestrebungen seiner Zeit und seiner Umgebung betrachtet und infolgedessen zu einem fest umrissenen klaren Gesamtbilde nicht recht gelangt. Und doch war der Gesichtspunkt, von dem aus sich ein solches hätte entwerfen lassen, nicht allzu schwer zu finden. Der junge Krüger ist 1742 in Schönemanns Schauspielertruppe eingetreten und hat ihr bis zu seinem 1750 erfolgten frühen Tode ununterbrochen angehört. Daraus ergiebt sich zunächst, daß seine Werke im Zusammenhang mit dem Repertoire dieser Truppe zu betrachten waren, wie es Devrient in seiner Schrift über Schönemann (Hamburg 1895, Theatergeschichtliche Forschungen Band XI) mit dankenswerter Ausführlichkeit mitgeteilt hat; zweitens und hauptsächlich aber, daß dem Verhältnis Krügers zu Gottsched und seinen Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Dramas und Theaters eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden mußte. Alsdann hätte sich leicht zeigen lassen, wie Krüger unter dem vielseitigen Einfluß des „gereinigten" Spielplans als gläubiger Gottschedianer beginnt, um dann, gleich seinem Prinzipal Schönemann, mehr und mehr von dem Leipziger Gewaltigen abzurücken — ein wahrhaft klassisches Beispiel dafür, wie die deutsche Bühne der vierziger Jahre sich der Vormundschaft Gottscheds zu entziehen sucht. Das sind Dinge, die zwar Wittekindt hin und wieder berührt, in ihrer Bedeutung aber und der Folgerichtigkeit ihrer Entwicklung nicht voll gewürdigt hat.

Das Buch beginnt mit einem kurzen Lebensabrisse Krügers, in welchem das Wenige, was von ihm bekannt ist, mit löblicher Sorgfalt zusammengestellt und nach Möglichkeit nachgeprüft wird. Nützlich wäre es allerdings gewesen, wenn Wittekindt dies und jenes aus Eigenem hinzugefügt hätte. So scheint es mir höchst bedeutsam zu sein, daß gerade die Universität Halle es war, die der kaum den Kinderschuhen entwachsene Student der Theologie 1738 bezog: er hatte hier Gelegenheit, den Pietismus aus nächster Nähe kennen zu lernen, den er später in seinen „Geistlichen auf dem Lande" und den „Kandidaten" mit so ätzender Lauge übergossen hat. Das Thun und Lassen der Frommen im Lande muß demnach auf den nüchtern und kritisch veranlagten junger Berliner überaus abstoßend gewirkt haben, und man könnte sich wohl zu der Annahme versucht fühlen, daß Krüger in seinen späteren Semestern (1740—1741) häufiger in den Kollegien des eben nach Halle zurückgekehrten Christian Wolf als in denen seiner Fachprofessoren zu finden gewesen sei. Daß unter diesen Umständen die Dichtung Pyras und Langes ohne Einwirkung auf ihn blieb, scheint wohl begreiflich, zu bedauern ist es dagegen wohl, daß er mit dem jüngeren Hallischen Dichter-

kreis, dessen Mitglieder seine Studiengenossen waren, keine Fühlung gewann. Anlaß zu einigen erläuternden Bemerkungen hätte nicht minder Krügers Eintritt in Schönemanns Truppe (1742) geben sollen; daß wir über diese neue, für Krügers Entwicklung so überaus bedeutungsvolle Umgebung kaum etwas erfahren, geht doch nicht an. — Mit dankenswerter Kürze erledigt dann Wittekindt die Besprechung von Krügers Gedichten, die vorwiegend religiösen oder philosophisch-didaktischen Charakter tragen: er hebt ihre rationalistische Richtung ebenso wie ihren leicht pessimistischen Charakter gut hervor und weist etwas summarisch auf Gellert und Haller als ihre Muster hin. Auf die wenigen Fabeln haben Lafontaine, Gellert und Hagedorn gewirkt, welch letzterer auch Krügers Epigramme angeregt zu haben scheint. Der Beweis für diese Annahmen kann als erbracht gelten, obwohl er sich mehr auf einzelne Motive und Details als auf Stil und Charakter stützt. — Aus dem Troß der allegorischen Vorspiele zu Bühneneröffnungen, hohen Geburtstagen u. s. w., mit denen Krüger seinen Prinzipal versah, hebt Wittekindt ein 1744 in Königsberg gespieltes hervor, in dem der Verfasser sich stolz und freudig zu Gottsched und seinen Lehren bekennt: es gefiel dem Gefeierten so gut, daß er es sogar in den 6. Band seiner „Schaubühne" aufnahm. Leider beschränkt sich Wittekindt auch hier auf das Thatsächliche, ohne daraus die naheliegenden Folgerungen für Schönemanns und Krügers damaliges Verhältnis zur Bühnenreform zu ziehen.

Krügers eigentliche Bedeutung liegt in seiner Thätigkeit als Lustspieldichter. Er beginnt diese 1743 mit einem Stück, das nie das Licht der Lampen erblickt hat, und zwar aus sehr triftigen Gründen: seine „Geistlichen auf dem Lande" enthalten so scharfe und rücksichtslose Angriffe auf die zeitgenössische Theologenzunft, daß man sich hin und wieder geradezu an die alte Anna Owena Hoyers erinnert fühlt. Die starke Einwirkung des Molièreschen „Tartüffe" und der „Pietisterey im Fischbeinrocke" von der Gottschedin auf Krügers Komödie hat Wittekindt ebenso gründlich wie überzeugend dargethan, nicht minder verdient der starke Hinweis darauf, daß das Stück eigene Erlebnisse des Verfassers wiederspiegele, alle Beachtung. Eine andere Frage ist es, ob die Charakteristik des Stückes damit erschöpft ist. Mir scheint, es hätte zunächst betont werden müssen, daß es eines der allerersten deutschen Originallustspiele neuen Stiles ist, die wir überhaupt besitzen: erst gleichzeitig mit Krüger treten die Gottschedin und Elias Schlegel in der „Schaubühne" auf den Plan. Trotzdem können die „Geistlichen" verhältnismäßig für sehr vorgeschritten gelten: sie verraten deutlich die Einwirkung Gottscheds und des unter seinem Schutze eingeführten Komödienrepertoires. Sie sind offenbar nicht nur die Nachahmung einer lächerlichen, sondern auch, und in fast noch höherem Grade, die einer laster-

haften Handlung, sie verkörpern desgleichen einen moralischen Lehrsatz, der am Schluß auch deutlich ausgesprochen wird. Ungottschedisch sind freilich die Einteilung in drei Akte, die hin und wieder auftauchenden Monologe und die zahlreichen à parts, die den schauspielerischen Verfasser verraten; um so sorgsamer sind dafür die Scenenbindung, die Leerung der Bühne am Aktschluß und vor allem die Einheiten bewahrt. Weitere technische Eigenheiten, wie das unausstehliche vorherige Anmelden auftretender Personen und die Einführung neuer Gestalten zu Beginn des zweiten Aktes werden der französischen Komödie unmittelbar abgelauscht sein. Nicht verschwiegen werden darf allerdings, daß die „Geistlichen" bei alledem in der Figur des Bedienten Peter eine wahre Kapitalsünde gegen Gottscheds Katechismus enthalten. Er ist offenbar die gleiche Charaktermaske, von der Gottsched erst zwei Jahre vorher (Beiträge 28, 585) bei Gelegenheit erneuter Ausfälle gegen den Harlekin und seine Sippe bemerkt hatte: „Dieser [Peter] sonderlich, ist eine seltsame Erfindung einiger neuen Komödianten, die vermuthlich aus dem Pierrot der Welschen entstanden sein mag; außer daß man ihm anstatt der Pritsche Harlekins ein paar hölzerne Degen in die Hosentaschen gesteckt. Gewiß eine herrliche Verbesserung der Schaubühne!"

Was die beiden Vorbilder der „Geistlichen" anbetrifft, so ist es zwar gewiß, daß sie zunächst durch das Motiv — Bestrafung frömmelnder Heuchelei — an die Hand gegeben waren, immerhin bleibt es aber beachtenswert, daß die „Pietisterey" aus Gottscheds nächster Umgebung stammte und der „Tartüffe" zu denjenigen Stücken Molières gehörte, die trotz aller Bedenken gegen den großen Komiker vor den Augen des Leipziger Gewaltigen Gnade fanden („Biedermann" 2, 178 [wo der „Tartüffe" unter dem „Betrüger" zu verstehen ist]; Beiträge 28, 585). Übrigens hat neben diesen beiden Lustspielen noch anderes eingewirkt: so glaube ich in den Bedienten-Scenen deutlich den Einfluß der derberen Komik Holbergs erkennen zu können, dessen drei in Gottscheds „Schaubühne" aufgenommene Komödien 1743 bereits vorlagen und der infolgedessen auf Schönemanns Bühne kein Fremder mehr war (Devrient, Schönemann, S. 359); noch deutlicher verrät die erste Scene des zweiten Aktes mit ihrem verhohlenen und verstohlenen halbkoketten Liebesspiel das Vorbild Marivaux', der schon 1735 auf dem Spielplan der Neuberin figurierte (Reden-Esbeck, Caroline Neuber, Leipzig 1881, S. 107 ff.) und in Krüger seinen ersten deutschen Nachahmer gefunden haben dürfte. Daß bei der unvermittelten Mischung so verschiedenartiger Bestandteile ein seltsames Ganze entstanden ist, läßt sich leicht denken.

Krügers dramatische Satire konnte nicht verfehlen, bei den Zeitgenossen ziemliches Aufsehen zu erregen und es blieb denn auch eine Gegenschrift nicht aus. Sie betitelt sich: „Verbesserungen und Zusätze des Lustspieles Die Geistlichen auf dem Lande in zweien Handlungen samt

dessen Nachspiel" (Frankfurt und Leipzig 1744). Wittekindt weist die Vermutung Danzels und Cosacks, als seien diese „Zusätze" von Krüger selbst verfaßt, mit vollem Recht zurück; es ist schwer zu begreifen, wie diese Forscher nach einer auch nur halbwegs aufmerksamen Lektüre der Schrift auf einen so seltsamen Gedanken haben kommen können. Die zweiaktige Scenenfolge — von einer Komödie kann man nicht wohl sprechen — geht, wie Wittekindt richtig hervorhebt, in der Hauptsache darauf aus, die Tendenz des Krügerschen Lustspieles umzukehren: der Pfarrer ist hier in jeder Hinsicht ein braver und tugendhafter Mann und die unsaubere Rolle, welche bei Krüger die Geistlichen spielen, fällt den Rechtsgelehrten zu; daß hier kein Widerruf Krügers, sondern der rücksichtslose Angriff eines anderen auf den Verfasser der „Geistlichen" vorliegt, geht aus den Vorreden und einer Scene des Stückes selbst mit mehr als wünschenswerter Deutlichkeit hervor. Den Autor des seltsamen Machwerks wird man meines Erachtens im Hannöverschen zu suchen haben (vgl. S. 29. 35 f. 107: „Königliche Regierung"; S. 54: „König Georg", und besonders die Anmerkung S. 35). Er zeigt sich mit der dramatischen Technik ganz auffallend wenig, mit den moralischen Wochenschriften, deren einige er gelegentlich nennt (S. 59), dagegen sehr wohl vertraut und behandelt ganz in ihrem Geiste in seinen lose aneinander gereihten Auftritten oder besser gesagt Dialogen mancherlei Dinge, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben. Dabei läuft dies und jenes Litterarische mit unter: außer den von Wittekindt erwähnten antigottschedischen Bemerkungen über Rosts „Vorspiel" sind mir Anspielungen auf Gleims „Scherzhafte Lieder" (S. 77) und Hagedorn (S. 78), sowie auf Liskows Satiren (S. 126) aufgefallen. Anderes hat offenbar lokale und persönliche Bezüge, denen sich nicht mehr nachkommen läßt. Merkwürdig mißverstanden hat Wittekindt die Nachschrift des Pamphlets, die mit der Nachricht beginnt, daß „der Verfasser des Lustspieles" gestorben sei. Damit ist keineswegs der Autor der „Zusätze", sondern der Verfasser der „Geistlichen" selbst gemeint, dessen scharf satirisch gefärbte Biographie alsdann folgt. Der Witz, einen noch lebenden Gegner als tot auszugeben, ist von Liskow entlehnt, und dementsprechend wird denn auch am Schlusse in Bezug auf einen angeblichen Mitarbeiter an den „Geistlichen" die Hoffnung ausgesprochen, der „Philippische Geist" des Hauptverfassers möge auch auf ihm ruhen, bis „ein anderer Briontes" aufstehe. Wittekindt muß weder diese Anspielung noch den satirischen Charakter des Nachwortes verstanden haben, andernfalls könnte er nicht annehmen, die Nachschrift rede von dem Verfasser der „Zusätze" und dieser habe sie beigefügt, um zu verschleiern, daß er ein Geistlicher sei. Bei richtiger Auffassung der Dinge, das heißt bei der Annahme, daß die Nachschrift das Leben und den angeblichen Tod des Verfassers der „Geistlichen" satirisch behandle, erhalten wir auch einen wichtigen Wink

für das Verständnis der eigentlichen „Zusätze“: ihr Autor hatte keine Ahnung davon, daß Krüger der Verfasser der „Geistlichen“ war, sondern suchte diesen in einem Juristen, der ehemals Theologe gewesen. Dies ist auch ohne Zweifel der Grund dafür, daß die „Zusätze“ den verkommenen Geistlichen Krügers verkommene Rechtsgelehrte gegenüberstellen.

Welches Stück Krügers den „Geistlichen“ zeitlich folgt, steht nicht unbedingt sicher fest, da die Gewährsmänner in ihren Angaben über die Entstehung des „blinden Ehemanns“ auseinander gehen. Da jedoch die Behauptung Löwens, dieses Lustspiel sei bereits 1747 in Hamburg aufgeführt worden, durch Wittekindt widerlegt wird, da es ferner erst 1751 auf Kochs Theater und in der Schönemannschen Schaubühne erscheint, so dürfte Chr. H. Schmids Angabe, es sei 1749 entstanden, doch wohl zutreffend sein. Die „Kandidaten“, deren erste Aufführung am 21. Juli 1747 zu Hamburg stattfand, wären demnach vor dem „Ehemann“ zu behandeln gewesen. Sie werden auf dem Zettel zu eben dieser Aufführung ein dreiaktiges Stück genannt und die Aufzählung der Personen übergeht den scheinheiligen Pietisten Arnold. Wittekindt hält das für zufällige Versehen, aber gewiß mit Unrecht: man konnte dem Publikum doch unmöglich nach Voltaires „Mahomed“ noch ein Lustspiel von vollen fünf Akten vorsetzen und wird sich auch wohl gehütet haben, gerade in Hamburg den ersten Versuch zu machen, die Frömmelei von der Bühne herab zu verspotten. Die vollständige Fassung bot man daselbst erst 1751, nachdem sie 1748 in Schönemanns Schaubühne gedruckt war und wohl anderwärts schon die Feuerprobe bestanden hatte (Devrient, Schönemann, S. 192); trotzdem wurde die dreiaktige Fassung erst 1753 endgiltig aus dem Repertoire ausgeschieden (Devrient, a. a. O.).

Bei Betrachtung der „Kandidaten“ wird man zu beachten haben, daß inzwischen — seit 1745 — Schönemanns Beziehungen zu Gottsched ihr Ende erreicht hatten (Devrient, S. 104). Man merkt das Krügers neuem Lustspiel auf den ersten Blick kaum an, im Gegenteil scheint er sich einigen Gottschedischen Hauptforderungen erst jetzt zu bequemen: der harlekinartige Bediente ist durch einen „natürlichen“ Johann ersetzt, die Handlung in der offiziellen Fassung auf fünf Akte gedehnt, was Krüger dadurch zustande bringt, daß er nach dem Muster von Gottscheds Liebling Destouches (vgl. besonders dessen „Irrésolu“) jedem seiner drei Kandidaten einen Akt einräumt und erst mit dem vierten die Handlung in flotteren Fluß bringt. Dagegen haben sich aber die Monologe ins Ungeheuerliche vermehrt (Wittekindt, S. 92 f.) und die à parts durchaus nicht vermindert. Sehr bezeichnend ist es, daß der Verfasser in dem Stück den Bremer Beiträgern, mit denen er inzwischen in persönliche Beziehungen getreten war (Wittekindt, S. 5), ausdrücklich sein Kompliment macht (Wittekindt, S. 71): auch er dürfte demnach bereits von Gott-

sched abgerückt sein.[1]) — Als Quellen erweist Wittekindt glücklich und geschickt neben dem „Tartüffe“ Molières „Misanthropen“, ein Werk, das wieder recht nach Gottscheds Sinne war („Biedermann“ 2, 478; Beiträge 28, 585) und sogar im ersten Bande der „Schaubühne“ als Musterstück erscheinen durfte. Das Motiv, daß die Kammerzofe sich als Verwandte eines vornehmen jungen Herrn entpuppt, wird aus dem „Glorieux“ des Destouches stammen; vielleicht geht auch die Neigung des Stückes, hie und da etwas ernstere Töne anzuschlagen, auf das Vorbild dieses Dichters zurück. — Im Anschluß an die „Kandidaten“ bespricht Wittekindt eine von W. C. S. Mylius 1783 herausgegebene verkürzende Umgestaltung des Stückes, die ihrerseits auf eine noch kürzere Bearbeitung von Wagenseil zurückgeht; ich kann dem hinzufügen, daß ein handschriftliches Exemplar von Wagenseils Fassung aus dem Nachlaß des ehemaligen Hoftheaters in den Besitz der Gothaischen Bibliothek übergegangen ist (Chart. B. 1613). Demnach wird Wittekindts Vermutung (S. 122), die 1779 in Gotha „aus dem Manuskript“ gespielten „Kandidaten“ seien die von Wagenseil bearbeiteten, bestätigt. Mylius' Angaben über die Veränderungen, die er an Wagenseil vorgenommen, habe ich bei flüchtiger Durchsicht der Gothaer Handschrift als richtig befunden, nur dürfte bei Aufzählung der Scenen, die Mylius aus Krüger wiederhergestellt hat (Wittekindt, S. 70), an vorletzter Stelle IV, 3 statt IV, 2 zu lesen sein. Die Wagenseilschen Namen weichen von den Mylius'schen etwas ab: statt Braunsfeld hat Wagenseil Mansfeld, statt Stuckert Stucker, statt Steinert Strick. Im dritten Akt (vor der Scene V, 2 des Krügerschen Originals) findet Scenenwechsel statt.

Zwischen die „Kandidaten“ und den „blinden Ehemann“ schiebt sich ein kleiner Einakter ein, „Der Teufel ein Bärenhäuter,“ der 1748 zum erstenmal auf der Bühne erschien. Der lustige Schwank ist im Gegensatz zu Krügers früheren Arbeiten in Alexandrinern abgefaßt. Man darf sich dabei wohl des 1740—1741 ausgefochtenen Streites zwischen Straube und Elias Schlegel über die Zulässigkeit der Verskomödie erinnern, bei dem Gottsched mit seinem Herzen gewiß mehr auf Seiten Straubes stand, wie ihm denn Vers und Reim in der Komödie überhaupt mehr als etwas Zulässiges denn als etwas Wünschenswertes erschienen (siehe besonders Beiträge 10, 292 f.). Rückt Krüger demnach schon mit der Form seines Lustspielchens einigermaßen von Gottsched ab, so ganz erst recht mit dessen Inhalt: Diese Geschichte von dem Schulmeister, der sich in einen Teufel verkleidet, um als solcher geprellt und verprügelt zu werden, gehört ohne Frage zu den Stücken älterer deutscher oder italienischer Art, die Gottsched mit bitterem Hasse

[1]) Den deutlichen Beweis dafür bringt die Vorrede zum ersten Bande seiner Marivaux-Übersetzung 1767; siehe weiter unten.

verfolgt hat. Vom Théâtre italien stammt auch das gesungene Divertissement am Schlusse, das in Krügers folgenden Stücken wiederkehrt.

Ganz deutlich tritt dann der Abfall von Gottsched im „blinden Ehemann" (1749) zu Tage. Was wird der Verfasser der „Kritischen Dichtkunst", der der Komödie „das auslachenswürdige Wesen gemeiner Leute" als Arbeitsgebiet zugewiesen hatte, dazu gesagt haben, daß ein deutscher Dichter in seinem Lustspiele nicht nur einen Prinzen, sondern sogar eine Fee und als dritten im Bunde obenein den verhaßten Crispin auftreten ließ! Die Fee Oglyvia ist von ihrem Gatten, einem Sterblichen, hintergangen worden und hat aus Rache die Frucht seines Ehebruches, Astrobal, des Augenlichtes beraubt; sie vermochte dies aber nicht, ohne gleichzeitig ihre Schönheit zu verlieren. Um der Fee die frühere Gestalt und Astrobal das Gesicht wiederzugeben, muß nun dessen Gattin Laura höchste Treue bewähren, was sie auch thut, indem sie den Liebesanträgen des Prinzen, eines Sohnes der Fee, standhaft widersteht. Als Gegenspiel in den unteren Regionen sehen wir Crispin und seine Frau Florine erscheinen, die den Gatten mit dem stummen Diener der Fee, Marottin, hintergeht. Wittekindt glaubt — wie mir scheint mit Recht — in dem Gegenstand eine ins Moralische verschobene Fassung des alten Schwankes von dem Ehemann zu sehen, der über dem Ehebruch seiner Frau sein Augenlicht wiedergewinnt, und verfolgt diesen Stoff sorgsam durch die Jahrhunderte hindurch. Was Krügers Verarbeitung anbetrifft, so begnügt Wittekindt sich leider damit, nur ganz allgemein von der Einwirkung der französischen Feenmärchen und -Dramen zu sprechen, obwohl ihn die Lektüre von Krügers Übersetzungen leicht belehren konnte, daß insbesondere Marivaux und Saint-Foix es sind, die die Bühne des Théâtre italien gerne dazu benutzen, um aus der Nüchternheit des Alltags in irgend ein Wunderland und somit auch in das Land der Feen zu flüchten. Am beliebtesten war von diesen Stücken in Deutschland das „Orakel" von Saint-Foix (1740), das seit 1747 auf Schönemanns Bühne erscheint (Devrient, S. 361) und seit 1751 in einer Übersetzung von Krüger gegeben wurde (Wittekindt, S. 13). Es wundert mich, daß der Einfluß dieser Komödie auf den „blinden Ehemann" Wittekindt entgangen ist; die beiden Stücke sind nach Stil und Inhalt eng verwandt. Das Orakel, nach dem Saint-Foix' Lustspielchen seinen Titel führt, lautet dahin, daß Alcindor, der Sohn der Fee Souveraine, von großem Unheil bedroht sei, falls er nicht von einer Prinzessin geliebt werde, die ihn für taub, stumm und gefühllos halte. Um eine solche Prinzessin zu erhalten, hat die Fee einst Lucinden von einer Nachbarinsel entführt und in der Umgebung von lauter beweglichen Statuen aufwachsen lassen. Der Rest des Inhalts ergiebt sich von selbst oder mag in Gellerts Bearbeitung nachgelesen werden; die Beziehungen zu Krüger — dessen „blinder Ehemann" übrigens auch auf einer Insel spielt — brauchen wohl kaum erst dar-

gethan zu werden. Recht bemerkenswert will es mir scheinen, daß Gottsched von diesem „Orakel" mit größter Verachtung redete, noch ehe es in Deutschland Eingang gefunden hatte; die betreffende Stelle findet sich im 29. Bande der „Beiträge" (1742), S. 148. — Sehr dankenswert ist, was Wittekindt über die Herkunft des Crispin beibringt, und zwar um so mehr, als man leider nicht gewohnt ist, daß unsere Theaterhistoriker auf dergleichen achten. Der lustige Bursch, der bei Krüger zum erstenmal in einem deutschen Stück erscheint, war übrigens auf dem Theater längst kein Fremder mehr, sondern schon seit geraumer Zeit aus Frankreich herübergekommen. Aus dem Repertoire der Neuberin von 1737 (Reden-Esbeck, S. 107 ff.) haben ihn beispielsweise das „Obstacle imprévu" von Destouches und die „Métamorphose amoureuse" von Le Grand; auch bei Regnard, Marivaux, Fagan ꝛc. findet er sich öfters.

Krügers letztes und bekanntestes Werk, der gereimte Einakter „Herzog Michel" (erste Aufführung 19. Januar 1750) fügt dem Bilde seines Verfassers kaum einen neuen Zug hinzu. Bezeichnend ist, daß die Schlegelsche Fabel, die den Stoff hergab, in den „Bremer Beiträgen" zu finden war. Wie Krüger sie verwendet, zeigt Wittekindt wieder sehr hübsch, doch übersieht er, was den Anlaß gab, einen solchen Gegenstand zu dramatisiren. Offenbar ist hier wieder mit Marivaux zu rechnen, und zwar mit demjenigen seiner Stücke, dessen Übersetzung Krüger den schönsten Erfolg eingebracht hatte, mit dem „Héritier de village" (bei Schönemann seit 1747, Devrient, S. 362), der sich dem „Herzog Michel" nach Stoff und Charakter aufs engste verwandt erweist. — Der nachgelassene erste Akt des „glücklichen Banquerotirers" ist deshalb bemerkenswert, weil er an grober Komik alles Voraufgegangene übertrifft: man sieht, daß die Lossagung von Gottsched doch auch ihr Bedenkliches hatte.

Der Besprechung der Komödien läßt Wittekindt eine Untersuchung von Krügers Kunstmitteln folgen. Ich erkenne willig an, daß sie von guter Beobachtungsgabe und gesundem Geschmack zeugt; die Bemerkung, daß die zahlreichen und sorgsamen scenischen Angaben den Schauspieler verrieten, ist sogar recht feinsinnig. Aber auch hier wird wieder der Dichter viel zu isoliert betrachtet und auf die Zeitgenossenschaft nicht die genügende Rücksicht genommen. Ähnliches gilt von dem Abschnitt, der Krügers Übersetzungen gewidmet ist: Wittekindt scheint sich von den französischen Vorlagen und ihren Meistern — hauptsächlich kommt Marivaux in Betracht — kein rechtes Bild gemacht zu haben. Trotzdem findet sich auch hier manches Lehrreiche: so scheint mir der Versuch, den gesamten ersten Band der sogenannten Schönemannschen Schaubühne (1748) Krüger zuzuweisen, wohl begründet und ich würde mich Wittekindt unbedenklich anschließen, wenn nicht Gottscheds „Beiträge" schon 1741 von einer Übersetzung des „verheirateten Philosophen" in Versen sprächen (26, 295), die allerdings angeblich wenig Beifall fand, trotzdem aber oder vielleicht

gerade deshalb mit derjenigen in Schönemanns Sammlung identisch sein könnte. Nach der Äußerung Löwens, die Wittekindt (S. 101) mitteilt, liegt übrigens die Vermutung nahe, daß auch in den folgenden Bänden der „Schaubühne" manches auf Krüger zurückgeht. Interessant wäre es mir gewesen zu wissen, wie Wittekindt über den Verfasser der Vorrede zum zweiten Teile der Schaubühne denkt, die ich im vierten Bande dieser Zeitschrift (S. 344 f.) Schönemann abgesprochen habe. Nach dem Bilde, das ich aus der Lektüre von Wittekindts Buch und aus eigener Anschauung von Krüger gewonnen habe, glaube ich, daß diese Vorrede sein geistiges Niveau überschreitet und möchte daher nun bestimmter Ekhof für ihren Verfasser erklären. — Von großem Wert sind die beiden Vorreden zu Krügers Marivaux-Übersetzungen, die Wittekindt mitteilt. Die erste, 1747, zeigt besonders deutlich, wie Krüger von Gottsched losstrebt, ohne doch den rechten Mut zu reinlicher Scheidung zu finden. Ohne zu wagen, für den Harlekin, den er erst drei Jahre zuvor in seinem Königsberger Vorspiel so mannhaft bekämpft, ganz offen einzutreten, nimmt er doch wenigstens denjenigen des Marivaux lebhaft in Schutz, der wesentlich veredelt und zu einem rührend-liebenswürdigen Naturburschen geworden sei; man könne ihn, meint er, wohl dulden. Die Regel von der Notwendigkeit der fünf Akte bezeichnet er schon jetzt als „unnötig". Begreiflicherweise las ihm Gottsched dafür im „Neuen Büchersaal" gründlich den Text (Wittekindt, S. 107). Die zweite Vorrede (1749) fällt umgekehrt dadurch auf, daß trotz der inzwischen erfolgten Befreiung Krügers der Dichter noch immer die Gottschedischen Eierschalen mit sich herumträgt: es stört ihn offenbar, daß sich seinem geliebten Marivaux so wenig unmittelbarer praktischer Nutzen nachrühmen läßt, und so verfällt er schließlich darauf, ihn wenigstens als Lehrer des Anstandes und guten Tones zu empfehlen. Einige wenige, aber anscheinend wohlgewählte Proben seiner Übersetzerkunst, die Wittekindt beibringt, zeigen, daß Krüger in bedenklichster Weise mit der französischen Sprache auf dem Kriegsfuß stand. Darin aber, daß Krüger die Namen und Verhältnisse der Originale nicht verdeutschte, zeigt er ein richtigeres Gefühl als Wittekindt, der dies merkwürdigerweise von ihm verlangt. Nur der „Bauer mit der Erbschaft" erforderte eine solche Behandlung, die ihm denn auch zuteil geworden ist. Bei Gelegenheit der Dialektscenen in diesem Stück hätte vielleicht auf die „Pietisterry" der Gottschedin verwiesen werden können; allerdings ist schon Marivaux' Original mundartlich gefärbt, was dieser Dichter überhaupt liebt.

Mit großer Sorgfalt stellt ein letzter Abschnitt die Aufführungen von Krügers Werken auf den namhaftesten Bühnen zusammen, leider ohne die naheliegenden Ergebnisse daraus zu ziehen. Besonders bemerkenswert scheint es mir, daß der „blinde Ehemann" nicht einschlagen wollte — Gottscheds Geist war also doch wohl mächtiger als man annehmen

sollte. Auch „der Teufel ein Bärenhäuter“ hatte keine besonders glänzende Laufbahn. Über das Verschwinden der „Kandidaten“ und des „Herzog Michel“ vom Spielplan hätte sich Wittekindt aus dem 13. Hefte der „Theatergeschichtlichen Forschungen“ eingehender unterrichten können.

Um endlich einige Kleinigkeiten zu erwähnen, so habe ich mich von der Einwirkung des „Teufels“ auf Goethes „Mitschuldige“ ebensowenig überzeugen können wie von derjenigen des „Banquerotierers“ auf den „Tugendspiegel“ oder den „Triumph der Empfindsamkeit“ (S. 76 f. 88). Die Komödie „Das Gespräch im Reiche der Toten“ (S. 20) ist von J. U. König.

Je rückhaltsloser ich meine Bedenken gegen Wittekindts Buch vorgebracht habe, umsomehr fühle ich mich verpflichtet, am Schluß seine Vorzüge, die ich vor allem in der Gewissenhaftigkeit der thatsächlichen Angaben, den höchst lehrreichen Quellenuntersuchungen und einem gesunden ästhetischen Sinn erblicke, noch einmal in Erinnerung zu bringen. Die Arbeit ist gewiß nicht als abschließend oder gar vollkommen, wohl aber als sehr förderlich zu betrachten. Ich für meine Person wenigstens erkenne gerne an, manches daraus gelernt zu haben.

Jena. Rudolf Schlösser.

Morris Max, Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg. Berlin, Skopnik 1899. 1 M.

Kleists Würzburger Reise gehört zu den merkwürdigsten Problemen der biographischen Forschung. Merkwürdig deshalb, weil es nicht etwa der Mangel an Quellen ist, der sie bis jetzt in rätselhaftes Dunkel gehüllt hat. Ganz im Gegenteil — es giebt keine zweite Periode im Leben Kleists, aus der er in seinen Briefen, fast tagebuchartig, über jedes noch so geringfügige Erlebnis, jeden Spaziergang, jede Empfindung bei Betrachtung der Landschaft berichtet, und doch ist es bis heute nicht gelungen, den eigentlichen Zweck der Reise zu ergründen, über den sich der Reisende selbst nur in ganz allgemeinen und höchst geheimnisvollen Andeutungen ergeht. Erst ein Arzt mußte die Briefe lesen, um auf die Spur dessen zu kommen, was Kleist hinter diesen Andeutungen verbarg. Scharfsinnig kombiniert Morris zwei Thatsachen, die sich aus Kleists Briefen unwiderleglich ergeben. Kleist stand in Würzburg in ärztlicher Behandlung, machte aber erst nach seiner Rückkehr davon Mitteilung. Der geheime Zweck seiner Reise (die Heilung von einem Leiden) ist ein derartiger, daß eine Frau seine Vertraute nicht werden kann. Es handelt sich also ohne Zweifel um die Befreiung von einem Leiden, das ins Gebiet des Geschlechtlichen gehört, einem Leiden, das der ehelichen Verbindung Kleists mit Wilhelmine von Zenge im Wege stand. Morris hat somit den Gesichtspunkt gefunden, von dem man künftig bei Beurteilung der Würzburger Reise

auszugehen haben wird, — ob die endgiltige Lösung, bleibe dahingestellt. Denn nicht ganz auf so festen Füßen steht meiner Ansicht nach, was Morris weiter folgert. Er spielt nämlich als letzten Trumpf seiner Beweisführung jene Briefstelle aus, in der Kleist den schrecklichen Anblick des Kranken im Julius-Hospitale zu Würzburg schildert, den „ein unnatürliches Laster wahnsinnig gemacht hatte“. Diesen Kranken nun, meint Morris, habe Kleist wahrscheinlich überhaupt nicht, jedenfalls aber nicht so gesehen, wie er ihn schildere. Denn ein solches Krankheitsbild gebe es gar nicht. Das sei jenes wohlbekannte Schreckgespenst, wie es in den Köpfen geängstigter Jünglinge sein Wesen treibe. Gerade diese Schilderung aber biete die Lösung des Rätsels und bringe vollständige Klarheit in die Art des Kleistschen Leidens. „Es handelt sich um die wohlbekannte und überaus häufige psychische Impotenz, die bei nervösen, grüblerischen Jünglingen durch übertriebene Darstellungen von den Folgen solcher Fehler zu Stande kommt.“

Das alles klingt wahrscheinlich, und es liegt mir, dem Laien, nichts ferner, als dem Arzte Morris mit Argumenten der modernen Medizin entgegentreten zu wollen. Doch wird es dem Litterarhistoriker gestattet sein, auf Aussprüche und Zeugnisse eines Arztes hinzuweisen, der zu jener Zeit als unbestrittene Autorität gerade auf diesem Gebiete galt und über den Verdacht der Charlatanerie wohl erhaben ist. Ich meine Simon André Tissot. Dieser berühmte Gelehrte führt in seinem bekannten und mehrfach ins Deutsche übersetzten Werke über die Onanie eine stattliche Zahl von Fällen an, die mit dem von Kleist geschilderten große Ähnlichkeit aufweisen, ja zwei unter ihnen, die eigener Beobachtung entnommen sind, stimmen sogar teilweise wörtlich mit der bewußten Briefstelle aus Würzburg überein (Von der Onanie . . . Nach der dritten, beträchtlich vermehrten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt. Eisenach 1769. Besonders S. 34 und S. 49). Ein solches Krankheitsbild gab es somit wirklich, und die Behauptung, auf die Morris das größte Gewicht legt, daß nämlich Kleist nicht etwas wirklich Gesehenes, sondern gewissermaßen sein eigenes Zukunftsbild schildere, fällt damit zusammen. Dazu kommt, daß die Kur, die Tissot und alle von ihm citierten Forscher zur Beseitigung dieses Leidens einschlagen, in direktem Gegensatz zu der ärztlichen Behandlung Kleists in Würzburg steht, soweit wir über sie etwas erfahren, und daß die Zeit, die diese Kuren alle, auch in leichteren Fällen, erforderten, sich mit der kurzen Aufenthaltsdauer Kleists in Würzburg nicht in Einklang bringen läßt. Man erlasse mir, dies näher auszuführen und durch weitere Bedenken zu verstärken. Thatsache ist, daß dieses Argument in der Beweisführung Morris' nicht ganz festgegründet ist, und daß es sehr wohl eine andere Kombination neben sich aufkommen ließe, die mit dem Inhalte der Würzburger Briefe nicht im Widerspruch stünde und zugleich den oben ausgesprochenen Bedenken Rechnung trüge. Doch bleibt es

selbstverständlich dem Fachmanne überlassen, in dieser Sache das letzte Wort zu sprechen.[1])

Bevor ich dieses unerquickliche Gebiet verlasse — mit Übergehung verschiedener Bedenken, wie die Auslegung der bekannten Briefstelle „ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That", oder die Behauptung, Kleist habe sich nachträglich auch Ulriken entdeckt (auf Grund einer Briefstelle vom 5. Februar 1801) und anderes mehr — möchte ich nur noch auf einen Thatbestand hinweisen, der durch Morris' Ausführungen in ein ganz neues Licht gerückt wird. Es ist bekannt, daß Kleists Briefe an seine Braut Wilhelmine von Zenge nicht vollständig überliefert sind. Ihr Herausgeber Biedermann glaubt in den mangelhaften Posteinrichtungen jener Zeit und in dem Umstande, „daß im Jahre 1800, wo Kleist seine Reise nach Süddeutschland machte, gerade dort kriegerische Verwickelungen zwischen Österreich und Frankreich stattfanden," die Ursache zu finden, daß mehrere Briefe verloren gingen. Das mag bei einigen auf dem Wege nach Würzburg geschriebenen thatsächlich der Fall gewesen sein. Anders steht es aber bei den Briefen, die aus Würzburg selbst stammen. Hier schreibt Kleist am 10. Oktober 1800: „Du hast doch meinen letzten Brief, den ich am Anfange dieses Monats schrieb, und den ich einen Haupt-Brief nennen mögte, . . . — Du hast ihn doch erhalten?" Nun ist aber ein früherer Brief aus dem Oktober nicht zu finden, und Biedermann hilft sich darüber mit der Vermutung hinweg: „er scheint verloren gegangen zu sein" (Kleists Briefe an seine Braut, S. 97). Wie sehr Kleist daran lag, daß dieser auf uns nicht gekommene, aber zweifellos sehr wichtige Brief in Wilhelminens Hände gelange, ist daraus zu ersehen, daß er schon tags darauf (am 11. Oktober), trotzdem er unmittelbar vor seiner Abreise stand, einen neuen Brief absendet, den er (wohl mit Beziehung auf den Inhalt jenes verlorenen Schreibens) mit den Worten schließt: „Schreibe mir, ob Du mir verzeihen kannst, und schicke den Brief an Carln (gemeint ist Wilhelminens ältester Bruder), damit ich ihn bei meiner Ankunft in Berlin gleich empfange." Offenbar handelt es sich also um eine Beichte, und der verschlossene Kleist, den es gewiß nicht geringe Opfer kostete, sein Herz auszuschütten, ist nun ungeduldig, zu erfahren, welche Aufnahme sein Geständnis bei der Braut gefunden hat. Aber auch über dieses Geständnis giebt uns der Brief vom 10. Oktober einige Anhaltspunkte. Kleist selbst nennt den „Hauptbrief" „unverständlich" und fürchtet, daß er nur zu

[1]) Auch die Tagebuchnotiz von Brokes aus dem Jahre 1804, die Zolling (Kleists Werke 1, XIV) erwähnt, aber nicht abdruckt, wird nun wohl herangezogen werden müssen. — Hier sei auch erwähnt, daß die Zuverlässigkeit der Citate in Morris' Schrift viel zu wünschen übrig läßt. So finden sich nur im ersten Abschnitt allein nicht weniger als acht falsche Citate. Auch an sinnstörenden Druckfehlern mangelt es nicht.

Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Sein Bekenntnis scheint übrigens nur ein halbes gewesen zu sein. „Laß mir die Hoffnung, daß Du mir verzeihen wirst, so werde ich den Muth haben, Dir Alles zu bekennen.“ Erst müsse er wissen, wie die Braut den letzten Brief aufgenommen habe, dann könne er mehr von dem „Hauptgegenstande“ schreiben. Vorläufig ergeht er sich auch jetzt noch in dunklen Andeutungen. „Meine Abreise kann morgen oder übermorgen oder an jedem Tage erfolgen, der mir etwas Nochzuerwartendes überbringt. In der Folge werde ich mich deutlicher darüber erklären, laß das jetzt ruhen.“ Kleist meint damit wohl die Bewilligung des Arztes, die somit vorläufig noch Geheimnis geblieben wäre. Trotzdem aber hat dieses halbe Bekenntnis des Bräutigams ganz gewiß jenen heiklen Punkt berührt, denn in dem Briefe vom 10. Oktober führt er, gleichsam als Nachtrag hiezu, den Hauptgrund an, der ihn nach Würzburg geführt. Kleist hatte einst seine Braut gebeten, ihm aufzuschreiben, was sie sich von dem Glücke einer künftigen Ehe verspreche. Das erste Blatt dieses Aufsatzes nun habe ihn aus ihren Armen gescheucht und seine Abreise beschleunigt. „Es zog mein ganzes Herz an Dich, aber es stieß mich zugleich unwiderstehlich aus Deinen Armen.“ Und nun ergeht er sich — hier zum erstenmale in dieser Weise — mit der frohen Heiterkeit des Genesenen des Langen und Breiten darüber, wie er sich das Glück einer künftigen Ehe vorstellt. Er beschreibt die Gattin, die ihn „jetzt“ glücklich machen könne. Mit seinen irdischen Armen wird er sie umschließen. Wilhelmine möge den Gedanken wie einen diamantenen Schild an ihre Brust legen: „ich bin zu einer Mutter geboren!“ Er sehe nun stets nur ein einziges Bild vor sich: „Dich, Wilhelmine, und zu Deinen Füßen zwei Kinder, und auf Deinem Schooße ein drittes . . .“ Kein Zweifel also, in dem nicht auf uns gekommenen Briefe hatte Kleist seiner Braut Mitteilungen gemacht, die nicht alle Welt zu wissen brauchte. Dazu halte man nun den zartfühlenden Charakter Wilhelminens. Wir besitzen von ihr einen Brief — den einzigen — an eine Freundin, die sie um die Kleistischen Briefe für Tieck gebeten hatte. Hier erfahren wir, daß sie schon längst ersucht worden sei, Tieck einige dieser Briefe mitzuteilen. Doch habe sie sich dazu nicht entschließen können, da von ihr so viel darin die Rede sei. Auch jetzt willfahre sie dieser Bitte nur, weil sie wünsche, „daß die schrecklichen Urteile, welche man nach seinem Tode über ihn fällte, durch einen Blick in sein Inneres möchten gemildert werden“. Und in betreff der Auswahl, zu deren Übersendung sie sich endlich entschlossen hat, fügt sie hinzu: „Ich überlasse es Ihrem Zartgefühl, was Sie davon Herrn Tieck mittheilen wollen.“ Es liegt also wohl sehr nahe, zu vermuten, daß der in Frage stehende Brief Kleists nicht verloren gegangen, sondern von der Adressatin vernichtet worden sei. Das gleiche Schicksal dürfte ein aus Berlin datierter Brief vom 9. Jänner 1801 gehabt haben, auf den sich Kleist zwei Tage später

bernst, den er als „den letzten Ausbruch seiner Unzufriedenheit" bezeichnet und zu verbrennen bittet. Der Hauptgrund, warum wir über die Würzburger Reise Kleists so lange im Dunkel waren, scheint also der zu sein, daß Wilhelmine die zwei wichtigsten Dokumente, die über die Reise vollen Aufschluß zu geben vermochten, oder wenigstens auf eine sichere Spur führen konnten, vernichtet hat.

In einem zweiten Aufsatze „Das Käthchen von Heilbronn und Gothilf Heinrich Schubert" geht Morris von einer Arbeit aus, die ich vor sechs Jahren in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe. (1. Ergänzungsheft 1895, S. 17 ff.) Ich habe dort auf Schuberts im Winter 1807 auf 1808 in Dresden gehaltene, später in Buchform erschienene Vorlesungen über die „Nachtseite der Naturwissenschaft" als eine Quelle für das Käthchen hingewiesen und daran die Vermutung geknüpft: „In Dresden, wo Kleist gewiß Schuberts Vorlesungen besuchte, oder wenigstens dessen genanntes Werk studierte, und durch den persönlichen Verkehr mit diesem mystischen Naturphilosophen tiefgehende Anregungen empfing, die noch in späteren Dichtungen ihre Spuren hinterlassen — erst jetzt wurde Kleist dauernd für den Somnambulismus interessiert." Diese meine Vermutung wird nun bestätigt durch zwei Stellen aus Schuberts Selbstbiographie, die Morris beibringt, und in denen der persönliche Verkehr mit Kleist so wie dessen hohes Interesse für derlei Dinge ausdrücklich hervorgehoben wird. „Namentlich für Kleist," heißt es dort unter anderem, „hatten Mitteilungen dieser Art so viel Anziehendes, daß er gar nicht satt davon werden konnte und immer mehr und mehr derselben aus mir hervorlockte." — Als Schubert 1807 nach Dresden kam, fand er — wie ich in Ergänzung meiner früheren Ausführungen hier nachtragen möchte — den Boden für seine Bestrebungen bereits wohl vorbereitet. Der Hypnotismus war damals in Dresden in den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen schon mehr als ein Jahrzehnt Modeartikel. Ein Dresdener Arzt, Johann Nathanael Pezold, hatte erfolgreiche Versuche angestellt, deren Resultate er in Reils Archiv für Physiologie niederlegte (Band 2 [1797] S. 1 ff., eine Entgegnung hierauf in Biesters Berlinischen Blättern, Jänner 1798, S. 1 ff.). Aus diesem Aufsatze entnehmen wir unter anderem, daß ein Mann wie Graf Moritz Brühl, der Enkel des berühmten Ministers und nachmalige Intendant der Berliner Hoftheater, selbst derartige Heilexperimente ausführte. Und bei den Versuchen, die Pezold meist in „rauschender Gesellschaft" vorführte, finden sich unter den Medien und Zuschauern Namen wie: Gräfin Bethusi, Gräfin von Hagen, Hofmaler Graff und Frau, Kommandeur von Berlepsch, Kammerherr von Nesselrod, Graf Unruh und andere. Auch im Hause des englischen Gesandten Lord Eden produzierte sich Pezold in Gegenwart hervorragender Persönlichkeiten. Bei dessen Nachfolger Lord Elliot, der gleichfalls spiritistisch angehaucht war und zu Cagliostro in Beziehungen stand (vgl. Life and Letters of Sir

Gilbert Elliot 1, 385), hatte Kleist auf seiner Durchreise nach Würzburg zu thun (Biedermann, Kleists Briefe S. 48). Ob er auch Elliots Nachfolger kennen lernte — Elliot verließ Dresden 1802 — und ob dieser die Neigungen seiner Vorgänger im Amte teilte, weiß ich nicht. Doch rühmt sich Kleist bei seinem späteren Dresdner Aufenthalte seines Verkehrs in den „vortrefflichsten Häusern" (An Ulrike, 17. September 1807, Koberstein S. 131), und daß sein Freundeskreis, an der Spitze Adam Müller, dem Occultismus nicht ferne stand, ist bekannt. So ist es auch nicht zu verwundern, wenn Schubert erzählt, daß gerade von diesem Freundeskreise die Anregung für seine Vorlesungen ausging. Morris meint nun in Anlehnung an die von ihm aus Schuberts Selbstbiographie citierten Stellen, Schuberts Mitteilung gestatte uns, „die Anregungen, welche Kleist für seine Dichtung bei Schubert fand, nicht auf das gedruckt vorliegende Werk zu beschränken, sondern in viel höherem Maße in Schuberts mündlichen Mitteilungen zu suchen". Damit sagt Morris im Grunde nicht mehr als ich an der oben angeführten Stelle meines Aufsatzes. Aber er geht noch weiter. Er hält es für möglich, diese mündlichen Mitteilungen, wenn auch nur indirekt, wieder aufzubauen, und zwar — aus Schuberts späteren Schriften, besonders, wenn sich in solchen „ganz außerordentliche Übereinstimmungen mit Motiven aus Kleists Dichtung finden". So verlockend auch dieser Gedanke scheinen mag, Morris selbst muß am Schlusse seiner Ausführungen bekennen, daß es mißlich sei, „aus einer später erschienenen Schrift verklungene Gespräche zu reconstruieren". Ich will davon absehen, daß die Beispiele, die Morris speziell für das „Käthchen" aus Schuberts „Symbolik des Traumes" anführt, ganz und gar nicht jene „ganz außerordentlichen Übereinstimmungen" aufweisen. Über eine dieser Stellen, wo Schubert „allgemeine Vorstellungen von dem Verhältnisse zwischen Traum und Poesie" entwickelt, und aus der Kleist die Folgerung gezogen haben soll, „daß bei so naher Verwandtschaft von Traum und Poesie prophetische Träume auch der beste Gegenstand der Poesie sein müßten", glaube ich ohne weiteres hinweggehen zu dürfen. Ich habe in meiner oben citierten Arbeit nachdrücklich darauf hingewiesen, und es ist auch sonst genugsam bekannt, daß Kleists Käthchen mit seinen Streifblicken ins Gebiet des Occultismus ein Produkt der damaligen Zeit war, wie eben auch die von Morris angeführte Stelle bei Schubert ein Ausfluß jener Zeitrichtung ist. Wichtiger sind zwei andere Stellen, die Morris mit der Handlung im „Käthchen" in Zusammenhang bringt. Die eine erzählt von einem Doppeltraum, doch wird ausdrücklich betont, daß derartige sich vervollständigende Träume bei Menschen vorkommen, „die in ein und demselben Zimmer oder Hause schliefen", z. B. bei Ehegatten, oder Mutter und Kind. Doppelträume bei räumlicher Verschiedenheit sind also hier ausgeschlossen, und um einen solchen handelt es sich doch bei Kleist. Auch die zweite Stelle zeigt mit Kleists Drama nur eine ganz allgemeine Überein-

stimmung. „Eine ehrenwerthe, fromme Hausfrau, ... Mutter mehrerer Kinder“ erzählt dort, „ihr sei jedesmal, wenn sie sich verletzen oder ums Leben bringen wollte, eine weißbekleidete, gar lieblich aussehende Jünglingsgestalt erschienen, welche ihr die Hand gehalten, sie freundlich getröstet, sie zur Geduld, zum Vertrauen auf Gott ermahnt habe“. Morris glaubt hier die Quelle für den Cherub vor sich zu haben, der das Käthchen aus dem brennenden Schlosse rettet. — Wie man also sieht, sind die Übereinstimmungen in beiden Fällen ganz allgemeiner Natur. Ähnliche Beispiele hätte Morris nicht nur in Schuberts Schrift, sondern in allen derartigen Werken aus jener Zeit in Fülle finden können. Morris aber wagt angesichts der zuletzt angeführten Stelle sogar die Behauptung: „Wir dürfen wohl geradezu vermuthen, daß diese Geschichte zu den Mittheilungen Schuberts gehörte, von denen Kleist ‚gar nicht satt werden konnte‘“.

Doch, wie gesagt, ich will von all dem ganz absehen und begnüge mich damit, die Frage zu stellen: Ist es möglich, daß Kleist die in Rede stehenden Beispiele von Schubert schon früher auf dem Wege mündlicher Mitteilung erhalten hat? Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten. Die „Symbolik des Traumes“ ist 1814 erschienen, also drei Jahre nach dem Tode Kleists und sieben Jahre nach der Arbeit am Käthchen. Das wäre an und für sich kein Hindernis. Schubert mochte schon damals für sein späteres Werk Beispiele gesammelt haben, obwohl es wunderlich bleibt, warum er so prägnante Beispiele, wenn er sie damals wirklich schon gekannt hat, nicht für seine 1808 erschienenen „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ verwertet hat, die ja dasselbe Thema behandeln. Aber es ist gar nicht nötig derartige Möglichkeiten ins Auge zu fassen, und Morris hätte sich alle seine Kombinationen ersparen können, wenn er statt der 1821 erschienenen zweiten „verbesserten und vermehrten“ Auflage die erste citiert hätte, in der beide von ihm angeführten Beispiele sich überhaupt nicht vorfinden. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß Schubert diese beiden Fälle in der Zeit zwischen dem Erscheinen der ersten und der Umarbeitung für die zweite Auflage, also erst zwischen 1814 und 1821 bekannt geworden sind, und daher unmöglich, daß Kleist sie von ihm erfahren haben sollte.

Mit der Schlußfolgerung, die Morris aus Schuberts Bericht über Kleist zieht, ists also nichts. Doch ist eine andere Schlußfolgerung, wie mir scheint, ziemlich naheliegend. Kleist lockte, wie Schubert selbst mitteilt, immer mehr und mehr aus ihm hervor. Sollten da nicht seine Fragen in erster Linie auf die Litteratur gerichtet gewesen sein, die Schubert seinen Vorlesungen zu Grunde gelegt hatte? Kleist las leidenschaftlich gern und wird sich eine so günstige Gelegenheit, sich über ein ihn derartig anziehendes und damals schon nicht mehr ganz leicht überblickbares Gebiet zu orientieren, gewiß nicht haben entgehen lassen. Wenn wir

also die in Schuberts Schriften angeführten einschlägigen Werke, soweit sie nicht über 1807 hinausreichen, zu Rathe ziehen, sind wir, meine ich, auf einer weit sichereren Fährte, als wenn wir aus Büchern, die lange nach Kleists Tode erschienen sind, Rückschlüsse auf frühere Gespräche zwischen Kleist und Schubert ziehen. Ich habe einen ganz oberflächlichen Versuch mit einem Werke gemacht, das bei Schubert verhältnismäßig oft citiert wird und bei dem Aufsehen, das es bei seinem Erscheinen überall erregte, wohl auch Kleist nicht unbekannt geblieben sein dürfte, — Reils Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen. Bei flüchtigem Durchblättern habe ich mir vorläufig Folgendes notiert: S. 34. Während des Paroxismus wird . . . das sanfte Weib eine wüthende Megäre (Penthesilea 393: die rasende Megäre, 533: die Megäre. Vgl. übrigens auch Käthchen II, 3: die rasende Megäre). S. 35. Ein grausamer Instinkt reizt andere, wider ihren Willen, und ohne Verwirrung der Begriffe, gleich reißenden Tigern, ihre Wuth . . . in dem Blute ihrer Nächsten abzukühlen (Penthesilea). S. 67. Schlafreden, das dem Nachtwandlen sehr nahe liegt . . . S. 79. In dem Nachtwandler wirken sie [die Sinne] einzeln; sein Ohr ist taub, sein Auge blind, aber sein Gefühl ist so scharf, daß er durch dasselbe genauer als ein Wachender unterscheidet. S. 81 f. Die Nachtwandler sind sich meistens außer dem Anfall dessen nicht bewußt, was in demselben mit ihnen vorging; erinnern sich aber der Begebenheiten der vorigen Anfälle in dem folgenden (Prinz von Homburg). S. 82. Magnetische Somnambule . . . Sie weiß außer der Krise von allen dem nichts, was sie in derselben gethan und gesprochen hat u. s. w. (Käthchen. Hier hat auch Schubert mit wörtlichen Anlehnungen geschöpft). S. 104. Nachtwandler. S. 107. Zerstreuung und Vertiefung als Seelenkrankheiten. Die Vertiefung ist ein einstweiliger Zustand, der durch ein so festes Anheften aller Seelenkraft auf einen Gegenstand entsteht, daß außer demselben weder Sinneseindrücke noch Erinnerungen unserer Pflichtverhältnisse zum klaren Bewußtsein gelangen . . . S. 223. Die Vorbereitung zur psychischen Kur [der Vertiefung]: . . . Durch starke und schmerzhafte Eindrücke erzwingen wir des Kranken Aufmerksamkeit, gewöhnen ihn an unbedingten Gehorsam und prägen seinem Herzen das Gefühl der Notwendigkeit unauslöschlich ein. Der Wille seiner Vorgesetzten muß ein so festes und unabänderliches Gesetz für ihn sein, daß es ihm ebensowenig einfällt, sich demselben zu widersetzen, als wider die Elemente zu kämpfen u. s. w. (Ist es nicht, als ob der große Kurfürst am Prinzen von Homburg eine „psychische Kur" vollzöge?) S. 356 ff. Die Todesfurcht als pathologische Erscheinung (Homburg). S. 366. Es giebt Menschen, die einen unwiderstehlichen Drang zu irgend einer Handlung haben, z. B. sich zum Fenster hinauszustürzen (Käthchen). S. 372. In den milderen Graden wählt er [der Kranke] zuweilen Mittel zur Erreichung eines Zwecks mit

Überlegung, z. B. die Mittel zur Ausführung eines Mordes, aber die Handlung selbst ist ohne Bewußtsein eines Zwecks (Penthesilea). — Eine eingehende Durcharbeitung der Reilschen Schrift, die ich mir vorbehalte, wird gewiß noch reichere Ausbeute liefern. Jedenfalls aber scheint mir, daß mit Hilfe der oben angedeuteten Methode sich für Kleist noch manches wird finden lassen.

Ein dritter Abschnitt „Mord aus Liebe", geht, wie schon andere konstatiert haben, von der irrtümlichen Voraussetzung aus, daß Kleist der Verfasser der gleichnamigen Erzählung in den Berliner Abendblättern sei, einer Voraussetzung, die Minde-Pouet bereits 1897 in dieser Zeitschrift als unrichtig nachgewiesen hat (4, 539).

Prag. Sp. Wukadinović.

Klein-Hattingen O., Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1901. 4.50 M.

Der Gedanke, die Psychologie der Liebe durch Darstellung und Kritik des Liebeslebens hervorragender Individuen zu ergründen, hat trotz seines Alters noch immer etwas Bestechendes und bei möglichst genauer Bestimmung der Fehlergrenze — inwieweit sich das Gefühlsleben des großen von dem des Durchschnittsindividuums unterscheidet — zweifellos auch etwas Richtiges für sich. Der Psychologe wird der Ergänzung seines empirischen, sozialstatistischen und kriminalistischen Materiales von dieser litterarischen Seite her überhaupt nie entraten können, und für den Litterarhistoriker wie für den Litteraräftheten bieten solche Untersuchungen wertvolle documents humains, zugleich eine vortreffliche Schulung in der Verfeinerung der Methode und des psychologischen Taktes. Beide muß jedoch schon in reichem Maße besitzen, wer an eine derartige Arbeit herantritt. Wer nicht ein bißchen kongenial fühlen (da er schon nicht kongenial schaffen) kann, wessen Herz nicht wenigstens durch eine kleine Spalte allem so mannigfaltigen Schmerz selbst geöffnet ist — der hat Witz und Scharfsinn verschwendet, eine klingende Schelle statt tönendem Erz geschlagen.

An solch schwieriger Aufgabe (das Liebesleben Hölderlins, Heines, Lenaus zu behandeln) hat sich neuerdings ein Herr Klein-Hattingen versucht.

Wahl und Zusammenstellung gerade dieser drei Männer wäre an sich ein glücklicher Griff, da sie als lebendige Zeugen der Auffassung dreier aufeinanderfolgender Menschenalter von der Liebe gelten können, Auffassungen, die litterarhistorisch ihren Ausdruck gefunden haben in den drei Romanen Werther, Lucinde, Wally: hochgestimmte Sentimentalität, liederlicher, bis zur Apotheose der Frechheit sich versteigender Leichtsinn, unklarer sinnlicher Mysticismus, doch alle drei zusammenklingend in der

idealistischen Frauenverehrung: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan", gegen welche sich erst in der neuesten Litteratur da und dort Widerspruch erhebt. Herr Klein-Hattingen weiß hievon nichts: ohne geistiges Band, ohne vereinheitlichenden Gedanken stehen die drei Abschnitte seines Buches, noch dazu in der Reihenfolge des Titels, nebeneinander, zusammengeratene, nicht zusammengehörige Teile.

Ruft schon dieser Mangel an Durchdringung des Forschungsgebietes einen ungünstigen Eindruck hervor, so überrascht noch mehr eine Durchsicht der Litteraturangaben. Mit Befremden und Verwunderung nimmt man wahr, daß die Studie über Hölderlin einzig auf der jedesfalls ergänzungsbedürftigen Gesamtausgabe von Chph. Theodor Schwab und der trefflichen Lebensbeschreibung Litzmanns beruht; daß der Verfasser die große, höchst schätzenswerte Lenanbiographie von L. Roustan (vgl. Euphorion 6, 785 ff.) nicht kennt, geschweige denn die Masse verstreuter Lenanpublikationen der letzten Jahre; daß dem Abschnitt Heine nur eine ganz ungenügende Auswahl der allerbekanntesten Bücher und einiger weniger Zeitschriftenaufsätze zugrunde liegt, die nicht einmal aufmerksam durchgelesen wurden (wie z. B. die gründliche Einleitung Elsters zu seiner Ausgabe). Und Herr Klein-Hattingen lebt nicht etwa in einem litteraturfernen Winkel Deutschlands, sondern — in Berlin!

Mit sehr herabgestimmten Erwartungen schreiten wir an die Lektüre des Buches. Zunächst erquicken uns seitenlange Citate; denn der Verfasser läßt es sich nicht nehmen, das gesamte Rohmateriale — Briefstellen und Verse — vor seinem Publikum auszubreiten. Quellenkritik wird nicht geübt, allenthalben begegnen unbesehen übernommene Angaben wieder: begreiflich, daß infolgedessen dieses und jenes Gedicht aus einem Liebesverhältnis erklärt wird, mit dem es nichts zu thun, oder auf eine Person bezogen wird, mit der es nichts zu schaffen hat (so Lenaus „Ohne Wunsch" S. 110 auf Lotte Gmelin statt auf Karoline Unger; daß der Verfasser Kenntnis hat von den Beziehungen Heines zu seiner Base Therese, finde ich nirgends angedeutet).

Dann folgen in behaglicher Breite wenig behagliche Raisonnements. Werden die Belegstellen nur noch einmal wiederholt — welch ein Glück! Aber wehe uns, wenn sich Herr Klein-Hattingen verpflichtet fühlt, endlich doch auch selbst etwas zu sagen! Man lese und stanne:

(S. 16) „Das war ein Brief von Dir, liebe Seele!" Mit diesem Jubelruf, dem ein feines Ohr das absichtslos Gemachte (!), das Gezwungene wohl abhören kann, greift er zur Antwortfeder (!), und peitscht es sogleich hoch auf, das Meer der wonnigen Empfindungen, das zur Zeit noch, sobald (!) er der Vergangenheit gedenkt, in unergründlicher Tiefe in seiner Seele zu fluten scheint. Zwar ist es schon verräterisch, daß er über dem Briefe (!) der Geliebten Thränen der innigsten Freude weint; man kann wohl vor Glück weinen, aber hier (!) sind es Thränen

der Wehmut, ist es offenbar nur eine Wiederholung der Thränen des bittersten Schmerzens (!), wovon er am Schluß seines Briefes so tief rührsam berichtet . . ." (S. 27) „Aber das ist nicht das Lächeln des wohlmeinenden Freundes . . ., es ist das Lächeln des urewigen Ganners, der in kühler, schadenfroher Mitleidlosigkeit auf ein unglückliches Menschenkind herniederschaut"! (S. 39) „Gleichwohl war er (Hölderlin) kein Pantheist . . ., sondern huldigte einem im Grunde recht handfesten . . Gottes- und Unsterblichkeitsglauben." (S. 46) „Welch ein Selbstverrat eines Herzens, das über eine gewisse semmelblonde Harmlosigkeit niemals herauskommt!" (S. 79) „Hiernach scheint es nicht der Fall zu sein, daß Schiller, der Hölderlin auch ein strenger Kunstrichter war, der angeborenen unlenksamen Eigenart des jungen Kunstgenossen die musische Unergiebigkeit, das einseitige, subjektivische Ergebnis seines Dichtens hauptsächlich zuschrieb." (S. 81) „. . . (der Hyperion) etwas, das sozusagen nur ein Dichter von der bekannten traurigen Gestalt, mit weltverlorenem Blick, hohlen Wangen, mähnig flatternden Haaren und unerlaubt langen Armen und Beinen in die Welt gesetzt haben konnte." (S. 82) „. . . (jemand ist) unbrauchbar, mit seinem leidenschaftlichen, idealistischen Subjekt (!) schier in keinem Betriebe dieser Welt am Platze." (S. 147) „Manche Schuld, die einem armen Menschenherzen aufgebürdet wird, zerrinnt in nichts, sobald man die genauere psychologische Überlegung vornimmt." (S. 187) „Sie hatte sich — sit venia verbo! — in ihn seelisch — oder wenn man will: psychophysiologisch — ebenso verbissen, wie er sich in sie." (S. 190, der Schluß der Untersuchung über Lenau): „Entzückende Aussicht für den mühseligen Erdenpilger, daß eines Himmels Lust ihm einst der Erde Leid vergilt! Aber wie, wenn zur Erfüllung eines universellen, ewigen Gesetzes der Entwickelung, der irdische Dauermarsch der Mühsal auch in neuen Lebenswelten nur seine Fortsetzung findet? — Allewetter, wie wird die arme Seele sich dann umkucken!" (S. 235) „Das alles ergiebt einen Hoppelpoppel der Empfindung." (S. 239) „In diesen Worten liegt ein ganzes Kapitel zur Dämonie der sinnlichen Liebe." (S. 292) „. . . das Weib (Mathilde Heine), dem er (Heine), ein reiner Thor, sein Herzblut geopfert hatte" — und so fort, von Kleinigkeiten, wie „verrenkten Empfindungen" (S. 28), „gefühlischer Unebenbürtigkeit" (S. 37) und ähnlichem ganz zu schweigen.

Daß hier überall aber nicht bloße Stilfehler, sondern wirkliche Denkfehler vorliegen, daß sich hinter den großen Worten nur Verworrenheit und Unklarheit birgt, wird völlig augenscheinlich aus gelegentlichen konträren Urteilen in derselben Sache, wie z. B. über Lenaus Liebespoesie. „Ihr einen erheblichen Kunstwert beizulegen," heißt es S. 139 „ist allein aus dem Grunde untunlich, weil sich . . . die schmerzvolle Subjektivität des Dichters allzu unmittelbar, das heißt nicht in künstlerischer Bewältigung darbietet." Ihr biographischer Inhalt sei gering,

„das Bild Berthas und Sophies, das des thatsächlichen Erlebens des Dichters mit ihnen tritt nicht daraus hervor, es bleibt bei Allgemeinheiten. Individualitäten kommen nicht zum Vorschein". Dagegen erfahren wir S. 186 auf einmal: „Sein (Lenaus) Fehler ist, wie mir (!) schon an den Liebesgedichten sahen, daß er das Gefühl zu oft unmittelbar nennt, statt es im sinnfälligen Bilde zu geben, daß ihm die Fähigkeit des Idealisierens abgeht, so daß sich seine Poesien oft nur ausnehmen wie in wortreiche Verse gebrachte Wirklichkeit!"

Nach alledem wird man nicht staunen, daß die Ergebnisse dieser Untersuchungen gering, in ihrem Werte zweifelhaft sind. Hölderlins Liebe zu Diotima wird als heftige Leidenschaft geschildert, die nicht unerwidert geblieben sei: das erste ist gewiß richtig, für das letzte mangeln nach wie vor die Beweise. Zur Rettung Sophie Löwenthals wird alles Mögliche herbeigezogen, einmal das Liebesverhältnis der sittlichen Beurteilung überhaupt entrückt, dann wieder Sophiens sittliche Pflicht entdeckt, Lenau auf die härteste Probe zu stellen, schließlich ihr eine schonungslose, dämonische Wahrheitsliebe zugeschrieben, nur eine Kritik des einfachen Thatbestandes, auf den Rezensent schon längst und wiederholt an verschiedenen Orten hingewiesen hat, ängstlich vermieden. Verfehlt und ganz vergeblich erscheinen mir endlich die Bemühungen, Heine zum „reinen Thoren" zu stempeln, den sein Verhängnis zeitlebens nur sinnliche Liebe habe suchen und finden lassen: so weit darf die Theorie von der Unverantwortlichkeit des Individuums für seine ererbte Anlage denn doch nicht hinausgetrieben werden.

Es liegt mir ferne zu leugnen, daß Klein-Hattingens Buch nicht auch den einen oder andern vernünftigen und brauchbaren Gedanken enthielte. Aber sie sind unter wahren Schuttmassen des Dilettantischen und Abstrusen vergraben, die hinwegzuräumen nicht Aufgabe einer Besprechung, sondern nur einer neuen Untersuchung sein kann. Die ernste Forschung hat sich bloß entschieden dagegen zu verwahren, daß derartige Hervorbringungen als ihr willkommene Beiträge auf den Markt geworfen und einem sachgemäß urteilsunfähigen Publikum angepriesen werden. Vor seinem nächsten Buch lerne Herr Klein-Hattingen Methode und Hilfsmittel der Wissenschaft, der er dienen will, oder noch besser: er kündige ihr den Dienst.

Wien. Eduard Castle.

Kreiten Wilh., Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen. Zweite, nach den neuesten Quellen ergänzte Auflage. Mit dem Bildnis der Dichterin nach der Marmorbüste von A. Rüller und einem Faksimile. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh 1900. 2.50 M

„O, es wird mir Angst und Bange! Alle Welt schreibt jetzt über Annette!“ Dieser Ausruf Schlüters aus dem Jahre 1883 wird wohl verständlich, wenn man an das Schicksal der von ihm und Junkmann besorgten ersten Ausgabe ihrer Gedichte im Jahre 1838, an das langsame, ganz allmähliche Anwachsen des Kreises ihrer Verehrer und an die zahlreiche Litteratur denkt, die er gegen Ende seines Lebens sich an sie knüpfen sah. Bei der Sprödе ihres dichterischen Charakters hatte er einen derartigen Umschlag der öffentlichen Meinung wohl kaum erwartet, und in der That ist das Ansehen, das sie jetzt allseitig genießt und die verhältnismäßig doch große Verbreitung ihrer Werke in unserer Zeit einigermaßen auffällig, wenn auch sehr erfreulich. Daß Kreitens Gesamtausgabe in so kurzer Zeit vergriffen worden wäre, wäre vor 25 Jahren noch nicht möglich gewesen. Der erste Band der zweiten Auflage dieses Werkes ist es, dem ich hier eine Besprechung widmen soll; er enthält das Leben der Dichterin.

Der Verfasser hat es selbst wohl gefühlt, daß er keine ganz leichte Aufgabe vor sich hatte; schon in der Vorrede zur ersten Auflage hat er betont, daß er das Material weniger zu einer in jeder Beziehung erschöpfenden Geschichte, als zu einer allseitig getreuen Charakterschilderung der Dichterin „habe verarbeiten wollen, und dementsprechend hat er denn auch seine Arbeit auf dem Titel ausdrücklich als Charakterbild“ bezeichnet. Gegen dieses Verfahren wäre nun an sich freilich auch nicht viel einzuwenden, wenn es Kreiten nur gelungen wäre, seinen Willen auch in die That umzusetzen; daß das der Fall ist, kann ich aber leider nicht zugeben. Das Buch enthält viel Geschichte, auch interessante und dankenswerte, aber sogut wie gar keine Zeichnung; und diese ist doch zu einem „Bilde“ unbedingt erforderlich, Farben allein wollen's nicht machen! Wo der Verfasser den Boden der Berichterstattung verläßt, reiht er, oft seitenlange, Auszüge nicht nur aus ungedruckten, sondern auch aus gedruckten, jedermann leicht erreichbaren Schriften, einfach aneinander. Wenn er dieses Verfahren gewählt hat (wie er in der Vorrede ausdrücklich sagt), um den „objektiven Ton“ zu erreichen, so ist dagegen doch zu bemerken, daß es auf den „Ton“ sehr wenig ankommt, wirkliche Objectivität so aber ebensowenig erzielt wird wie ein anschauliches Charakterbild. Kreiten scheint den Übelstand selbst einigermaßen empfunden zu haben, denn seine kritische Homilie über das bekannte Sonett von P. Heyse überschreibt er in der neuen Auflage „Charakteristik“. Ein eigentümliches „Charakterbild“ fürwahr, dem eine „Charakteristik“ extra angehängt werden muß!

Doch rechten wir darüber nicht weiter, ob der Verfasser das wirklich geboten, was er bieten wollte, sondern nehmen wir das Gebotene, wie es vor uns liegt, und da ist zunächst zu betonen, daß dem Buche ein bedeutender Wert zugesprochen werden muß, den es wenigstens so lange auch behalten wird, als das darin verwertete ungedruckte Material nicht

in vollem Umfange allseitig zugänglich ist. Daß sich gegen die Verarbeitung dieses Materiales manches einwenden läßt, wird sich weiterhin zeigen, hier möchte ich zunächst auf einen Umstand hinweisen, der auf das Werk als Ganzes Einfluß gewonnen hat.

Kreiten bemerkt in der Vorrede, was Text, Einleitungen und Anmerkungen dem Kundigen auch deutlich genug verraten, daß ein äußerer Anlaß ihn der Dichterin näher gebracht und ihn erst der Auftrag zur Herausgabe ihrer Werke zu einem intensiven Studium derselben geführt hat; mit anderen Worten, ein langjähriges, ruhiges, durch kein Drängen nach Abschluß beirrtes Sichversenken in den Gegenstand konnte nicht voraufgehen. So konnte es denn kommen — was andernfalls unmöglich gewesen wäre — daß er durch ein paar ganz oder halb verfehlte Bemerkungen über die religiöse Stellung der Dichterin von Joh. Scherr und andern sich von dem geraden Wege ruhiger Geschichtsschreibung ab- in den äußersten Winkel der Apologetik hineindrängen ließ, wobei die Kirchlichkeit der Dichterin nicht nur energisch verteidigt wird — was meinen Beifall hat — sondern auch nichts von Ton und Farbe bleibt, der dem Katholizismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im allgemeinen und dem der Annette im besonderen nun doch eigen ist. Das ist ohne die größte Willkür nicht zu erreichen, und Kreiten hat denn auch z. B. bei manchen Stellen des „Geistlichen Jahrs" zu Deutungen gegriffen, die zu den üppigsten Blüten gehören, welche auf dem Gebiete der Exegese gezeitigt sind. Schaden ist dadurch freilich nicht angerichtet und wird nicht angerichtet werden, denn wer sich überhaupt ernstlich mit den Gedichten der Droste beschäftigt, wird auf alle Gängelbänder verzichten, mögen sie ihm von dieser oder jener Seite geboten werden. In den katholischen Kreisen aber hat Kreitens warme Verteidigung der Dichterin dieser viele Leser verschafft, und das kann nur begrüßt werden, wie denn auch die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Selte jener, bei denen „die Liebe größer ist wie der Glaube", ihm für den gebotenen Trost ganz besonderen Dank wissen mag.

An zwei Punkten hauptsächlich suchte Kreiten eine eigene Auffassung zur Geltung zu bringen: Bei der Beurteilung des „Geistlichen Jahrs" und bei der Stellung Annettens zu und zwischen ihren beiden Freunden Schlüter und Schücking. Was zunächst das „Geistliche Jahr" betrifft, so hatte man bisher allgemein geglaubt, daß Annette wenigstens die erste Hälfte dieser Gedichte mit ihrem Herzblute geschrieben habe und das Ganze durch und durch individuelle Stimmungen der Dichterin wiedergebe. Dem stellte Kreiten die mit großem Eifer verfochtene Behauptung gegenüber: „es ist durchaus verfehlt und für das rechte Verständnis des Büchleins irreführend, wenn man diese Lieder als poetische Selbstbekenntnisse auffassen und aus einzelnen Ausdrücken auf das Leben der Dichterin indiskrete, jedenfalls falsche Rückschlüsse machen

wollte." (Band 1, Abteilung 2, S. 8.) Es war eine böse Ironie des Schicksals, daß er für die Richtigkeit seiner Ansicht Annette selbst zum Zeugen anrief, indem er Stellen aus ihrer bis dahin unbekannten Widmung vor dem „Geistlichen Jahr" anführte, während die vollständige Veröffentlichung derselben durch Hüffer — Kreiten hatte sie von Schlüter nur unvollständig erhalten — ihn selbst davon überzeugen mußte, daß lediglich er in einem Irrtum befangen gewesen war.

Was die „Widmung" für Kreitens Auslegung des „Geistlichen Jahrs", das bedeuten die für verbrannt gehaltenen Briefe Annettens an Schücking für seine Darstellung des Freundschaftsverhältnisses zwischen diesen beiden. Auch hier hatte er sich bei dem berechtigten Widerspruch gegen den Versuch, die Rolle Schlüters in dem Leben der Dichterin als herzlich unbedeutend darzustellen, zu dem andern Extrem verleiten lassen und diesen in den hellsten Farben, Schücking hingegen grau in grau geschildert. Die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Annette und Schücking war ein wirksamer Protest, der gegen Kreitens Darstellung erhoben wurde. Was übrigens die Sache selbst anlangt, so kann sie nach meiner Ansicht nicht mehr verwirrt werden, als durch die Rufe: hie Schlüter hie Schücking! Man bringt dadurch auch die beiden Personen, was ihr Verhältnis zur Dichterin anlangt — und nur darauf kommt es an! — in einen Gegensatz, der thatsächlich nicht bestand, zumal im Leben nicht vorhanden war. Ich betone das hier ausdrücklich, weil eine Stelle in dem verhängnisvollen Briefe Schlüters an Annette vom 2. April 1846 [Kreiten S. 466: „Mag er laufen, ich werde an ihn schwerlich je wieder schreiben und womöglich auch nicht mehr denken"] das Gegenteil zu beweisen scheint. Aber Schlüter hat diesen Vorsatz (doch wohl weil er die Voraussetzung später als irrig erkannte) gar nicht ausgeführt! Wie sie vorher ununterbrochen in persönlichem und bei räumlicher Trennung in schriftlichem Verkehr miteinander standen, so blieb es auch später.

Ja selbst zur Zeit als Annette durch den alleinigen Verkehr mit Schücking völlig befriedigt an Schlüter gar nicht schrieb, korrespondierte Schücking mit ihm weiter und hielt ihn nicht nur über seine litterarischen Pläne, sondern auch über seine größeren und kleineren Familienereignisse auf dem Laufenden, und Schlüter nahm an alledem innigen Anteil. So sandte er, als 1855 Schückings Frau gestorben war, ihm einen langen Trostbrief, der mit den Worten schließt: „Ich reiche Ihnen die Freundeshand und drücke Ihnen herzlich die Ihrige." Das dürfte genügen, um falschen Vorstellungen über das persönliche Verhältnis der beiden zu einander die Daseinsberechtigung zu nehmen. Nur eine Thatsache sei noch erwähnt, weil sie von litterarischer Bedeutung ist. Für die erste Gesamtausgabe von Annettens Werken, die 1879 in drei Bänden erschien, hatte Schücking von Schlüter die drei ersten Gesänge des Walther erbeten und erhalten, außerdem noch zwei ungedruckte Gedichte und

„schätzenswerte Materialien". Bei der Rücksendung schickte er das Manuskript seiner biographischen Einleitung mit und bat Schlüter um „rückhaltloses Aussprechen" über sie. Dieser willfahrte sofort, und Schücking schrieb ihm dann zurück: „Habe fast alle Monita berücksichtigen und ändern können, selbst den bewußten Frühling, der doch ironisch gemeint war." Dieses Verhältnis Schlüters zu Schückings Einleitung zu kennen, ist von Wert, deshalb schon, weil Schlüter unstreitig ein treueres Gedächtnis besaß als Schücking.

Kehren wird nach dieser Abschweifung, wenn's eine solche ist, zum Ausgangspunkte zurück! Es liegt auf der Hand, daß die beiden obenerwähnten Veröffentlichungen die Biographie Kreitens hart trafen und deren gründliche Umarbeitung nötig machten, umsomehr als bald auch die gründliche und bis zur Kühle sachlich gehaltene Biographie der Dichterin von H. Hüffer erschien. Nimmt man aber ein Exemplar zur Hand, dann liest man zunächst auf dem Titelblatte staunend, daß diese zweite Auflage nur eine „nach den neuesten Quellen ergänzte" sein soll! Die gleiche Scheu vor dem Worte „berichtigt" atmet das Vorwort, in dem es heißt: „Haben wir selbstverständlich für diese zweite Auflage des vorliegenden Buches alle seit der ersten neu erschienenen Quellen zu nutzen gesucht, so konnten wir doch zu unserer Freude feststellen, daß unsere erste Darstellung eigentlich (!) nur in zwei wichtigen Dingen (Verhältnis Annettens zu der Rüdiger und zu Schücking) einer Berichtigung bedurfte." Daß durch die Veröffentlichung der Widmung endgiltig die These Kreitens von der Objektivität des „Geistlichen Jahrs" beseitigt ist, scheint er nicht zu den wichtigen Punkten zu rechnen!

Indes thut sich der Verfasser selbst zu kurz; seine bessernde Hand hat viel tiefer gegriffen, als es Titelblatt und Vorwort erwarten lassen: diese Auflage ist wirklich nicht bloß eine „ergänzte", sondern eine (teilweise sogar sehr stark) über- und umgearbeitete, berichtigte und verbesserte. Das würde noch viel mehr in die Augen fallen, wenn das Buch nicht zu einem großen Teil aus Quellenexzerpten bestände, die natürlich durch neue Quellen und Forschungen wenig oder gar nicht beeinflußt werden können. Zugleich verdeckt diese Thatsache aber auch wieder die Disharmonie, welche durch die an sich gewiß ebenso löblichen wie notwendigen Verbesserungen in die Darstellung gekommen ist. Früher durchzog das ganze ein einheitlicher, wenn auch einseitiger Gedanke, es war ein Werk aus einem Guße; jetzt wird, wer scharf zuhört, leicht wahrnehmen, daß die Glocke einen Riß bekommen hat, der schwerlich zu heilen sein wird.

Ich halte also die neue Auflage für eine verbesserte; schon die Sprache ist angenehmer geworden; Redensarten, die allzusehr an den Zeitungsstil der Kulturkampfjahre erinnerten, sind ausgerodet oder doch mit der Heckenschere begangen. Die Passatwinde der letzten Jahre haben

den Zeitenzeiger eben auf eine andere Minute gestellt! Schücking hat freilich seinen „seichten Liberalismus“ und „blasierten Unglauben“ beibehalten und nimmt sich darin neben den „geistreichen“ und „höchst geistreichen“ (!), in den weitesten Kreisen unbekannten frommen Damen merkwürdig genug aus. Ich gönne den letzteren die ihnen hier beigelegten Prädikate von Herzen, wenn ich auch froh bin, sie nicht vertreten zu brauchen; allein der Historiker hat mit gleicher Elle zu messen, und ein Verehrer Annettens und Schlüters sollte wenigstens bedenken, daß diese beiden ihm ihre Freundschaft gewährt haben, und mit derartigen Schlagern nicht Schücking allein getroffen wird. Im übrigen ist er (wie auch die Rüdiger) ziemlich rehabilitiert worden.

In Folgendem schließe ich mich der von Kreiten gewählten Einteilung des Stoffes an.

I. Kindheit und Elternhaus. S. 1. „Burg auf dem Hülshove“ kann man unmöglich sagen, es müßte wenigstens „auf der Hülshove“ heißen. Übrigens ist der Terminus technicus für derartige Gebäude weder „Burg“ noch „Wasserschloß“, sondern „Haus“, und so heißt es denn auch in dem Kaufbriefe „de Hulshove mit dem Huse ter Kulen“.

S. 8 und 9. Die Schlüsselgeschichte ist mit Unterlassung der Quellenangabe sogut wie wörtlich aus Schücking (Annette von Droste S. 26 f.) abgeschrieben, nur fehlt hier der letzte Satz Schückings: „so erzählte sie selbst“; statt dessen fügt Kreiten folgende nicht nur ganz überflüssige, sondern den Leser verwirrende Bemerkung hinzu: „Leider wird der weitere Verlauf dieser Schlüsselüberreichung und der sie begleitenden Erklärungen nicht ausdrücklich mitgeteilt — wahrscheinlich, weil sie zu — selbstverständlich sind.“ Kreiten hat Schückings ganz klare Erzählung offenbar nicht verstanden.

S. 23. „Ohne die ganz eigentümliche Geistes- und Gemütsanlage des Vaters hätten wir niemals Annette von Droste als die große Dichterin begrüßt.“ Dieses Dictum ließe sich noch erweitern!

S. 24. Das Ammenmärchen — es ist auch im eigentlichen Sinne ein Ammenmärchen — hätte keine Aufnahme verdient, wenigstens nicht der Satz: „In demselben Jahre (1839) traf alles ein.“ Nach einem vom Herrn Geheimen Regierungsrat a. D. Freiherrn von Droste-Hülshoff, dem ich auch noch für andere Mitteilungen Dank schulde, mir vorgelegten Totenzettel ist Victorine von Twickel nämlich erst am 22. Juli 1840 gestorben. Die Dichterin kommt auf ihren Tod in einem Briefe vom 12. Dezember 1840 (Kreiten, Gesammelte Werke 4, 302) selbst zu sprechen, ohne indes der Prophezeihung mit einer Silbe zu gedenken; schon das hätte stutzig machen sollen.

Mit dem Glauben der Dichterin an Spuk- und Vorgeschichten — um das hier gleich anzuschließen — ist es überhaupt eine eigene Sache.

Nach Aussage ihres Neffen, des bereits erwähnten Herrn Baron v. Droste, der selbst noch viele grauliche Geschichten aus ihrem Munde vernommen hat, war es ein besonderes Vergnügen für sie, die Wirkung derartiger Erzählungen auf ihre Zuhörer zu beobachten. Zum Schlusse hätte sie indes stets eine rationalistische Erklärung hinzugefügt. Im Gegensatz zu ihrer Umgebung sei sie viel zu aufgeklärt gewesen, um an derartige Dinge zu glauben. Ihre Kunst und Vorliebe für Erzählung von Spukgeschichten bezeugt auch ein Brief der Rätin Lombard, den ich im Anhange abdrucken lasse. Sie waren ihr Mittel zum Zweck. Dabei kann sehr wohl bestehen, daß sie von einem sehr intensiven Seelenleben und Seelenverkehr überzeugt war; diesen Glauben teilte sie nicht nur mit Schlüter, sondern auch mit Schücking. Wir wissen ja aus ihren Briefen, daß sie mit Schlüter eine Stunde verabredet hatte, in der sie täglich einander gedenken wollten; bei ihrem letzten Abschied von ihm erklärte sie, sie würde ihn nicht wiedersehen, er solle aber der erste sein, der ihren Tod erführe. Nach einer Mitteilung des Herrn Landschaftsmalers Schlüter in Düsseldorf hat sein Oheim mehrmals erzählt, daß es wirklich eingetroffen sei: in ihrer Todesstunde sei sie durch sein Zimmer gegangen, habe ihm über's Haar gestrichen und die Harfe gerührt, worauf er sofort auf ihren Tod geschlossen.

III. Sturm und Drang. Hier auf S. 51 kommt Kreiten zum erstenmal auf die körperliche Erscheinung der Dichterin zu sprechen; nach dem Inhaltsverzeichnis sollte sie auf S. 215 behandelt sein, während thatsächlich das Meiste darüber S. 193 zu finden ist! Eine Folge des Zettelklebens? Zur Sache vgl. den bereits erwähnten Brief der Lombard und meine Bemerkungen zum Nachlaß. Weiterhin berührt hier Kreiten zum erstenmal die Frage, ob Annette eine Jugendliebe gehabt habe oder nicht. Früher hat er sie mit einem entschiedenen „Nein" beantwortet und sich zu den unglaublichsten Deutungen der „Taruswand" u. s. w. verstiegen, um nicht eine doch so überaus natürliche Jugendneigung annehmen zu müssen, jetzt hat er indes, veranlaßt durch eine Angabe der Rüdiger, eingelenkt. Freilich stellt er sich zu ihrer Verlobung mit einem rheinischen Adeligen auf S. 69 ganz anders als auf S. 187, und wenn er S. 112 schreibt: „diese beiden so ähnlichen, dabei ebenso charakteristischen wie energischen Stellen (im „Walther" und im „Christian") sind das einzige in den Werken Annettens, was man etwa zur Stütze jener früher erwähnten Legende einer unglücklichen Jugendneigung beibringen könnte," so paßt das auch ganz und gar nicht mehr zu seiner jetzigen Ansicht. Allein hier haben wir nur etwas von der oben erwähnten Disharmonie vor uns, welche durch die mangelhafte Überarbeitung in das Buch hineingekommen ist.

Da die Frage immer von neuem wieder aufgeworfen wird, ihre richtige Beantwortung thatsächlich auch für die Auffassung einiger Ge-

dichte von Bedeutung ist, so will auch ich hier unter Beiseitelassung des Reinpersönlichen auf sie eingehen, zumal ich das Rätsel endgültig lösen zu können glaube. Es ist mir, wie ich gerne bekenne, der Schlüssel dazu an den Weg gelegt worden, so daß ich ziemlich leichtes Finden hatte.

Die selbständigen Gedichte, in denen man — durchaus mit Recht! — den Wiederklang einer Jugendliebe vernehmen zu können glaubt, sind „Kinderspiel," „Die Nadel im Baume" und vor allem „Die Taxuswand". Letzteres ist deshalb besonders wichtig, weil es Anhaltspunkte für die Bestimmung von Zeit und Ort gewährt. Örtlich scheidet es nämlich Hülshoff und Rüschhaus aus, denn hier steht noch jetzt keine Taxushecke, und dort war sie damals eben erst gepflanzt, also gewiß noch keine deckende „Wand". Auch würde eine so naturwahre Dichterin wie Annette war, auf dem in der Ebene liegenden Hülshoff niemals geschrieben haben:

„Als noch mein Ruf erschallte
Ein Hornstoß durch das Thal."

Vielmehr weisen diese Verse deutlich in eine gebirgige Gegend als Schauplatz der Jugendliebe. Die Dichterin vergleicht Einst mit Jetzt und giebt als zwischen beiden liegende Frist 18 Jahre an. Weiterhin darf man wohl auch aus der ganzen Stimmung schließen, daß sie während dieser Zeit an dem betreffenden Orte nicht mehr gewesen war und weder die „Taxuswand" noch die Erle mit der Nadel wieder gesehen hatte. Nun will Kreiten zwar die 18 Jahre nicht zu buchstäblich nehmen, aber solange nicht ein Beweis fürs Gegenteil erbracht wird, habe ich zu der absoluten Wahrheit ihrer Seelenbeichten dasselbe Vertrauen, wie zu der Wahrheit ihrer Naturschilderungen. Zudem sieht man doch auch gar nicht ein, weshalb sie, wenn sie nicht genau sein wollte, nicht zu der runden Zahl 20, sondern gerade zu 18 griff. Nur bei runden Zahlen hat man unter Umständen Versuchung, die Genauigkeit zu bezweifeln; an dieser ihrer bestimmten Angabe zu deuteln, halte ich deshalb für kritisch unzulässig. Welche gebirgige Gegend hat nun aber die Dichterin einmal nach so langer Pause wieder besucht? Das Paderbornerland! Dort war sie nachweislich 1820 zum letztenmal und dann erst wieder 1837. Dieser letzte Besuch ist nachgewiesen durch ein Gedicht, welches H(ubert) S(chuhmacher) im Münsterischen Anzeiger vom 18. März 1894 veröffentlicht hat, und das ich, um es jedermann zugänglich zu machen, im Anhang wieder abdrucken lasse. Die Liebesepisode fällt demnach ins Jahr 1819, als Annette 22 Jahr zählte, ein Alter, zu dem die Selbstschilderung in der „Nadel im Baum" sehr gut paßt:

Vor Zeiten, ich war schon groß genug,
Hatt' die Kinderschuh vertreten,
Nicht alt war ich, doch eben genug
Zu Sankt Andreas zu beten.

Von dem schönen, ohne Kommentar freilich nicht recht verständlichem, Gedichte „Kinderspiel" wissen wir nun bestimmt, daß es im Juni 1820 für Anna von Haxthausen gedichtet ist. Es setzt den Bruch des Verhältnisses bereits voraus und atmet leise Wemut. Ihre Jugendliebe fällt also in die Jahre 1819—1820. Demnach dürfen wir die Entstehung der 1842 (nicht 1844) zuerst gedruckten „Taxuswand" und zugleich die der „Nadel im Baum" in das Jahr 1837 verlegen. Bei dem damaligen Wiedersehen der Örtlichkeiten wurden die Erinnerungen, die sich daran knüpften, in ihr wieder lebendig, und es ist wohl zu beachten, daß auch die charakteristische Stelle in der „Schlacht im Loener Bruch" unmittelbar nach der Paderbornschen Reise im Jahre 1837 gedichtet ist. Wenn man annimmt, wogegen kaum etwas einzuwenden sein dürfte, daß das Verhältnis nicht erst im Jahre 1819 angeknüpft worden wäre, würde sich auch die betreffende Stelle in dem 1818 entstandenen Walther darauf beziehen lassen.

Jedenfalls hat sich sonst keine Kunde von einem andern Verhältnisse erhalten, und in ihren Dichtungen ist auch nichts, was zur Annahme eines zweiten nötigte. Was die Rüdiger darüber berichtet, muß auf einem Irrtume beruhen. Übrigens dürfte die Taxuswand in Driburg zu lokalisieren sein.[1])

Ob ihr indes der Bruch des Verhältnisses so nahe gegangen ist, wie die Rüdiger angiebt, kann man dahingestellt sein lassen; aus ihren Gedichten ist es nicht zu entnehmen; mehr als eine etwas elegische Stimmung, die auch anders wohl begreiflich ist, verraten sie nicht, und der „Taxuswand" fehlt nicht einmal der Humor.

VII. Rüschhaus. Die Beschreibung der Örtlichkeit ist teils Claassen entnommen, teils einem Briefe des alten Generals von Thielemann an Schlüter. Letzterer hat aber nicht bloß Personen wie Wilmsen und Stühler verwechselt (was Kreiten verbessert), sondern auch Rüschhaus mit Hülshoff und sonst allerlei (was unverbessert geblieben ist). Auch Claassen ist nicht zuverlässig. An einer Stelle hat Kreiten das selbst gemerkt und ihn korrigiert. Sein Gewährsmann bezeichnet Rüschhaus nämlich als „ganz im Stil eines westfälischen Bauernhauses erbaut". Kreiten, der dem dritten Bande der Gesammelten Werke eine Abbildung von Rüschhaus beigegeben, konnte zu dem Stilgefühle Claassens natürlich kein besonderes Vertrauen behalten, hat seine Kenntnis des westfälischen Bauernhauses aber nicht angezweifelt, denn er macht Rüschhaus zu einem „echt westfälischen Bauernhause, aber im Rokokostil mit herrschaftlichen Wohnräumen erbaut"! Wenn's wahr wäre, würde Münster in einem echt westfälischen im Rokokostil erbauten Bauernhause das achte Weltwunder

[1]) Deshalb behält es, auch wenn noch ein Besuch in Apenburg oder Bökendorf zwischen 1820 und 1837 nachgewiesen würde, mit den Zeitangaben doch seine Richtigkeit.

in seiner Nähe haben! Kreiten muß sich vor der dritten Auflage die Örtlichkeiten einmal selbst ansehen; eine Korrektur an dieser Stelle würde doch kaum zum Ziele führen.

S. 148 erzählt Kreiten etwas „höchst Seltsames": „Die letzte Kanonenkugel, welche im belgischen Aufstand 1830 abgefeuert wurde, riß dem Oberst von Galieris, seinem als Adjutant hinter ihm haltenden Sohne und 14 Dragonern je ein Bein ab." Glaubt denn Kreiten diese Münchhausiade selbst? Richtig davon — und das ist nichts Seltsames! — ist nur, daß jenem General am 1. August 1831 das rechte und seinem Sohn das linke Bein von einer Kanonenkugel weggerissen wurde, welches Ereignis auf einem Steindruck dargestellt und erzählt wurde.

Die hübsche Geschichte vom „Frölen vertellen" hat Kreiten auf Riehmanns Einwürfe hin allzu eilig aufgegeben. So wie von Oers Bild die Sache darstellt, kann sie sich freilich nicht ereignet haben; allein es sind nur Nebenumstände, die sich verschoben haben. Annette pflegte nämlich an den Sonn- und Feiertagsnachmittagen sich zu den „Völkern", Knechten, Mägden und was sonst sich aus der Nachbarschaft an Groß und Klein zugesellen mochte, an den Herd zu setzen und Geschichten zu erzählen, was sie ja überhaupt ebenso gern wie geschickt that. Nun verspätete sie sich aber manchmal, so daß sie von den unten am Herde Wartenden an das Fenster, durch welches sie sich direkt mit der Küche verständigen konnte, gerufen, und mit den Worten: „Frölen vertellen!" an ihre Pflicht gemahnt wurde.

VIII. Bonn. Die engen persönlichen Beziehungen Annettens zu den Häuptern der Hermesianer veranlaßt Kreiten, sie vor der Bezichtigung des Hermesianismus in Schutz zu nehmen. Damit hat er vollständig recht! sie war ebensowenig hermesianisch wie jesuitisch gesinnt, sondern eine abgesagte Gegnerin aller „Schulen" und Systeme. Das hat sie selbst oft deutlich genug ausgesprochen. Hätte sie mit den Antihermesianern verkehrt und deren Dispute angehört, sie würde sich dabei genau ebenso gelangweilt und nicht minder scherzhaft-scharf darüber ausgesprochen haben.

Doch darüber unten mehr! Hier will ich nur noch darauf hinweisen, weil es unbeachtet geblieben ist, daß ihre tolerante Gesinnung auch den Hermesianern gegenüber einen schönen Ausdruck gefunden hat, nämlich in dem prächtigen Gedichte auf den 14. Sonntag nach Pfingsten. Auch Kreiten hat die Strophe so gut gefallen, daß er sie sogar zweimal (S. 325 und S. 495) vollständig hat abdrucken lassen. Sie lautet:

Und wenn an Deines Tempels Thor
Steht einer einsam, ausgeschlossen,
Des Thränen doch vor Gott geflossen,
Des Seufzer doch erreicht sein Ohr:

Dem magst Du Deine Rechte reichen
Und deuten aufwärts nach dem Blau,
Wo allen glühn der Sterne Zeichen,
Für alle sinkt der milde Thau.

Das Gedicht hat eine scharfe und klare Disposition: es sind sechs verschiedene Gruppen von Brüdern, deren jede eine eigene Strophe enthält, was Kreiten nach der Verwendung der vorstehenden Strophe und seinen Anmerkungen zu dem Gedichte zu schließen, nicht beachtet hat. Er deutet sie nämlich auf die durch Geburt zu einer anderen Religionsgemeinschaft Gehörenden, während diesen doch die folgende Strophe gilt. Auch stehen doch die Protestanten weder „einsam" noch „ausgeschlossen" an den Thoren der katholischen Tempel, wohl aber thaten das die beiden exkommunizierten Bonner Professoren, ihr „sehr lieber Freund Achterfeldt" und „der gute Braun". Ihnen und Ihresgleichen hat die Dichterin in jener Strophe ein Sträußchen gebunden!

IX. Neue Freunde und neue Verluste. Bei einem Festessen zu Ehren der Gräfin Hardenberg sprach die Mutter der Dichterin dem damals 28jährigen Privatdozenten Christoph Schlüter gegenüber den Wunsch aus, daß er ihrer Tochter als litterarischer Berater zur Seite treten möge. Daß lediglich an einem litterarisch-schöngeistigen Verkehr dabei gedacht war, geht schon daraus hervor, daß die Sache sich vorläufig zerschlug, als Schlüter an dem „Walther" keinen Gefallen fand. Wie war nun die Mutter auf Schlüter gekommen, einen Philosophen, der noch nichts hatte drucken lassen und der nach Annettens Zeugnis auch später noch seine Verse so ängstlich geheim hielt, daß seine schönwissenschaftlichen Neigungen damals unmöglich allgemein bekannt sein konnten? Ich würde die Frage nicht aufwerfen, wenn die Antwort, die nach meiner Ansicht darauf gehört, nicht etwas mehr Licht auf die damaligen litterarischen Zustände Münsters fallen ließe, als es die von Kreiten herangezogene „Mimigardia" des alten Gleimianers Raßmann vermag. Schlüter selbst erzählt in der Einleitung zu seiner Ausgabe der „Briefe und Gedichte von Benedikt Waldeck" (Paderborn 1883), daß auf Betreiben Waldecks sich 1824 in Münster ein litterarisches Kränzchen gebildet habe, dessen sieben Mitglieder sich „nach den sieben Haimonskindern nannten".[1]) Fast alle haben es später zu angesehenen Stellungen gebracht und sich eines langen Lebens erfreut: Waldeck starb 1870 in Berlin, Funcke als Geheimer Justizrat 1883 in Köln, Wermuth in den siebziger Jahren als Landgerichtsdirektor in Arnsberg, Schlüter selbst 1884 in Münster, der 1852 aus politischen Gründen seines Amtes entsetzte Steinman 1875 in Münster, Brockmann als Landgerichtsrat zirka 1850. Der jüngste von ihnen war Mathias Sprickmann, geboren 1804, gestorben

[1]) Da der Haimonskinder nur vier sind, werden es anfänglich auch wohl nur vier oder, mit Haimon, fünf Mitglieder gewesen sein.

als vortragender Rat im Justizministerium 1852. Dieser nun war ein Sohn von Anton Mathias Sprickmann, dem ersten litterarischen Mentor der Annette. In dem Sprickmannschen Hause wo die Drostesche Familie aus und ein ging, wußte man also von dem Kränzchen und von Schlüters Neigungen, und deshalb wäre es sehr begreiflich, wenn der Vater Sprickmann, als er 1829 80jährig nach Münster zurückkehrte, selbst auf Schlüter als seinen Nachfolger bei der Annette hingewiesen hätte. So würde es sich auch am besten erklären, daß, als Schlüter sich weigerlich hielt, erst nach dem Tode Sprickmanns (1833) der Verkehr von neuem angebahnt wurde.

Unter den obgenannten „Haimonskindern" sind drei als Jugendfreunde von Heinrich Heine längst bekannt: Waldeck, Funcke und Steinmann. Auch Wermuth scheint mit ihm verkehrt zu haben, ebenso Schlüter, die, wie ihre Landsleute zu gleicher Zeit mit Heine in Göttingen studiert hatten; wenigstens rührt von jenem ein Scherzgedicht auf ein verunglücktes Rendezvous Heines her, und dieser hat zu dem zweiten Akt des „Affen Kees" (einer Nachahmung von Tiecks Gestiefeltem Kater), in welchem die Aufnahme des Kees in die Göttinger Burschenschaft behandelt wird und Heine mitagiert, einen ganz erheblichen Anteil beigesteuert. Beides wäre nicht recht verständlich, wenn Heine, dem damals ja noch der Ruhm mangelte, ihnen nur vom Hörensagen bekannt gewesen wäre. Auch Schlüter scheint eine Göttinger Liebschaft Heines gekannt zu haben, wenn ich anders folgendes Distichon richtig auffasse:

Schön sang Heine die Eine, die Feine, die Reine, die Kleine;
Eines vergaß er nur ganz, daß es die Kleine nicht ist! [1])

Doch wie dem auch sei, die Haimonskinder begeisterten sich für Heine wie für Goethe und Jean Paul, lasen, besprachen und kritisierten (meistens in Distichen) die neuesten Erscheinungen auf litterarischem Gebiete und planten sogar eine eigene Zeitschrift unter dem Titel „Samiel"

[1]) Beim Abschied von Göttingen schrieb Waldeck Heine folgendes Gedicht ins Stammbuch:

Die Professores lieben nicht Gesänge,
Ihr eignes Krächzen wollen sie nur hören,
Den Vöglein möchten sie das Singen wehren,
Der Laute nehmen ihre süßen Klänge.

Drum, trauter Sänger, heißen sie Dich ziehen
Weit, weit hinweg vom grünen Seinestrande,
Und in des kalten Nordens dürrem Sande
Soll Dir kein Frühling wunderschön erblühen.

Doch wenn auch nimmer dort der Frühling blühte —
Der Wiesen Schmelz, der Vöglein Melodien
Trägst Du in reinem dichtenden Gemüte.

herauszugeben, die außer Kritiken auch eigene poetische und prosaische Erzeugnisse bringen sollte.

Schon war das Material für mehr als einen Band bei einander, als Versetzungen den Verein sprengten; nur Schlüter und Waldeck blieben zurück und sargten den „Samiel" ein.

Die einzige Frucht dieser Bestrebungen, welche (anonym) ans Licht kam, war die Sammlung: „Münstersche Geschichten, Sagen und Legenden, nebst einem Anhang von Volksliedern und Sprichwörtern" (Münster 1825). Die 1883 von Schlüter als noch vorhanden bezeichneten „nicht ohne köstlichen Humor und Ironie" von Waldeck geschriebenen Annalen der Gesellschaft sind vielleicht nicht mehr vorhanden. Dagegen ist der „Samiel" zum guten Teil erhalten, und aus dem von Waldeck Beigesteuerten hat Schlüter in dem oben citierten Büchlein[1]) bereits eine Auslese mitgeteilt.

Waldeck fühlte selbst, daß er kein geborener Dichter sei (obwohl er viel bessere Verse als die allgemein bekannten gemacht hat) und sprach bei seinem Weggange von Münster nach Halberstadt (1828) in einem an Schlüter gerichteten Gedichte es auch deutlich aus, daß er von diesem das Gleiche dachte:

Gedenk ich, Freund, der wunderselig'gen Stunden
Vortrefflichen gemeinsamen Bestrebens,
Wie wir in frischem Jugendmut umwunden
Mit Liederkränzen den Koloß des Lebens:
Dann hab ich's oft in tiefster Brust empfunden
Daß alles war verloren und vergebens!
Kein Lorbeerreis wird unsern Scheitel winken,
Wir werden spurlos in die Grube sinken!

Den Pessimismus des letzten Verses hat sein Denkmal in der Reichshauptstadt nun doch lügengestraft! Auch hat er selbst zu dichten nicht ganz aufgehört; noch weniger ließ sich Schlüter beirren, dem nach mehr als einem halben Jahrhundert erst durch den Tod die Leier aus der Hand genommen werden konnte.

Auch Funcke, über dessen poetische Begabung Heine so günstig urteilte, hat sich sein beneidenswert heiteres Gemüt und seine Sangeslust bis ins hohe Greisenalter bewahrt, aber nie etwas drucken lassen.

Aus diesen wenigen Mitteilungen — den „Haimonskindern" gedenke ich gelegentlich einen eigenen Aufsatz zu widmen — wird man ersehen, daß die gang und gäben Anschauungen über die geistige Atmosphäre Münsters, in der Annette aufgewachsen, durchaus irrig sind. Raßmann und auch Sprickmann galten nur noch als Nachzügler einer längst über-

[1]) Es ist offenbar so gut wie gar nicht bekannt geworden, sonst würden wohl jene, die über Heines Verhältnis zu Waldeck geschrieben, sich darauf bezogen haben. Freilich ist darin von Heine merkwürdigerweise mit keiner Silbe die Rede!

wundenen Richtung. Dabei waren die Bibliothekverhältnisse ausgezeichnet. Da Ahrens in den Büchern der Dichterin Leihzettel gefunden, sie aber nicht unterzubringen vermocht hat, will ich hier kurz darauf eingehen. Schon für die Franzosenzeit sind wir darüber einigermaßen unterrichtet, und zwar durch Berghaus, der in seiner, Leipzig 1862 ff. (anonym) erschienenen „Wallfahrt durchs Leben" (3, 8 f.) schreibt:

„Theissing war durch seine Betriebsamkeit die Eselsbrücke geworden, über welche die Dichterwerke und die Schriften der schönen Litteratur der Deutschen auch in Münster und dem Münsterlande überhaupt, man kann wohl sagen eingeschmuggelt wurden, teils dadurch, daß er für diese Schriften Abnehmer und Käufer zu erwischen suchte, teils durch die Leihbibliothek, welche er errichtet hatte, und die von seinem ‚alten' ... Feldmann vortrefflich geleitet wurde." Diese Leihbibliothek bildete auch für die „Haimonskinder" ein „Gnadenhäuslein", wie man aus einem Gereim Steinmanns an Schlüter ersieht:

Dorthin wallfahrten buchandächt'ge Pilger
In Stiefeln, Schuhn, Pantoffeln und Kaloschen
Sich zu erbau'n für einen Gutengroschen,
Der Langeweile rüstige Vertilger.
Drum willst du schaun den Immermannschen Held an,
So eile hin zum Gnadentüster Feldmann.

Und wie die Haimonskinder, so hat auch Annette zur Befriedigung ihres Lesedurstes eifrig aus der Quelle an der Pferdegasse geschöpft! Die zeitgenössischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur waren ihr mindestens ebensogut zugänglich und bekannt, wie den übrigen Münsteranern, soweit sie sich dafür überhaupt interessierten, und deren hat's doch recht viele gegeben.

Während Sprickmann in der Vergangenheit lebte, erhielt Annette also in seinem Nachfolger Schlüter einen Freund, der mit der litterarischen Bewegung der Gegenwart wohl vertraut war, das war gewiß nicht ohne Wert für sie, zumal bei der universellen Bildung und Belesenheit, welche dieser besaß. Kreiten schlägt den Wert der neueren Bekanntschaft sehr hoch an, wie ich glaube, mit vollem Rechte, was ich seinen Gegnern gegenüber ausdrücklich betonen möchte. Aber ich kann anderseits doch auch nicht verkennen, daß er nicht das Geringste gethan hat, um die Persönlichkeit Schlüters seinen Lesern etwas näher zu bringen und sie zu seiner Ansicht zu bekehren. Was er Thatsächliches von ihm sagt, ist aus Raßmanns Münsterländischem Schriftstellerlexikon — und noch nicht einmal richtig! — abgeschrieben, alles andere aber sind leere Phrasen! Der Leser bekommt nicht einmal zu wissen, welcher Richtung denn dieser Philosoph angehört hat! Daß Schlüter „vielfach geforscht mit edelster und reinster Meinung", wird man doch wohl von jedem

Philosophen annehmen, den man nicht für einen moralischen Lumpen hält, und daß er „nicht selten geirrt", dieses Geschick teilt er mit allen ehrlichen Menschen ohne Ausnahme. Kreiten hat hier offenbar allerlei „im Sinn" behalten! Wenn ein harmloser Leser aus seinen Worten in Hinsicht auf die heutigen Zustände etwa schließen würde, daß ein als so fromm geschilderter Mann nur ein Neuscholastiker gewesen sein könne, so würde er damit in einen großen Irrtum fallen. Das war Schlüter nämlich gar nicht, und darin wird auch wohl Kreiten seinen Hauptirrtum sehen, obwohl von einem katholischen Philosophen, der in Göttingen „Theologie" studiert hat — diesen in die zweite Auflage glücklich hinübergeretteten Lapsus verschuldet indes Raßmann nicht! — auch sonst nicht gerade viel zu erhoffen sein mag! Was Kreiten anscheinend nicht zu einem offenen Worte kommen läßt, ist wohl der Umstand, daß Schlüter als ein Anhänger Baaders (und zeitweise Günthers) galt, ersteres gewiß nicht so ganz mit Unrecht. Wenn man ihn nämlich einer bestimmten philosophischen Gruppe zugesellen will, dann stellt man ihn am richtigsten zu den Theosophen: Plato und die Neuplatoniker, Skotus Erigena, Meister Eckhart, Tauler, Jakob Böhme, Angelus Silesius u. s. w. waren seine Lieblinge, und es ist charakteristisch genug für ihn, daß er nicht müde wurde, Ernst von Lasaulx zu einer Ausgabe Meister Eckharts anzutreiben, die dann Franz Pfeiffer erst 10 Jahre später unternahm. Im übrigen dürfte er seinen Standpunkt am richtigsten in einem Diktat vom Jahre 1882, das der Blinde, behutsam wie er war, „Paradoxon" überschreiben ließ, gekennzeichnet haben: „Der eigentliche, echte Philosoph ist kein Kantianer noch sonst ein Auer und Ist, der auf eines Meisters Worte geschworen und sich ihm mit Haar und Haut verkauft hat; er ist vielmehr Eklektiker und prüft mit Paulus alles und behält das Gute. Der Ist und Auer läßt einen andern für sich denken, glauben, ja wohl gar Gewissen haben. Der Eklektiker, weit davon entfernt, ist der eigentliche Selbstdenker. Nur beim Eklektiker ist die Originalität im Denken möglich; zugleich aber ist er vor dem schmählichen Vorwurf gesichert, ein Narr auf eigene Faust zu sein."

Baader gegenüber fühlte er sich übrigens auch zu persönlichem Danke verpflichtet: „Beten Sie doch für ihn," schrieb er am 28. Dezember 1838 an Luise Hensel, „der seit vielleicht vier Jahrzehnten so tapfer für die gute Sache gestritten und sie so glücklich verteidigt hat, der mir und vielen aus meiner Bekanntschaft wahrhaft die Religion wieder werth und theuer gemacht, indem er uns eine bisher unbekannte Idee von Ihrer Wissenschaft aufstellte, die er selbst mit so glänzendem Erfolg anzubauen begonnen, und uns Lust und Mut gab, deren Verteidigung und Verherrlichung all unsere Kräfte zu widmen."

Wie Schlüter seine Theosophie mit der strengsten Kirchlichkeit in Einklang brachte, lehrt ein Brief an Braun: „Soviel möchte ich ver-

teidigen: ist Dionysius Areopagita, gegen den die Kirche nie einen Verdacht ausgesprochen, kein Pantheist, so gilt dasselbe von Erigena, Meister Eckhart, Tauler und Silesius. Das Imprimatur seitens eines Ausschusses von Vätern der Gesellschaft Jesu hat ihn (Silesius) wohl bisher vor Angriffen seitens der Katholiken sichergestellt."

Ich werde vielleicht zu ausführlich, aber wenn in einem Buche über Annette von mehr als 500 Seiten diese Dinge mit keiner Silbe berührt werden, dann ist das doch gewiß ein Mangel. Wie soll der Leser es denn z. B. begreiflich finden, daß Schlüter der Annette die Aufgabe stellte, das System des Angelus Silesius in ein Gedicht zu bringen, wenn er dessen philosophischen Standpunkt nicht kennt und nicht ahnt, was er damit bezweckte? Schlüter war eine durchaus einheitliche Persönlichkeit; er bedurfte, wenn ich mich so ausdrücken darf, keiner doppelten Buchführung: seine Philosopie deckte sich vollständig mit seiner religiös-kirchlichen Überzeugung. Daher die Harmonie seiner Seele, sein innerer Friede. Er betrachtete alle Dinge sub specie aeternitatis, und das Einzelne hatte für ihn nur Bedeutung in Beziehung zum Allgemeinen, von dem er zum Einzelnen herunterstieg. Annette war von der entgegengesetzten Anlage; sie lebte ganz im Einzelnen, und zwar derart, daß sie dadurch rätselhaft und manchem sogar komisch erschien. Mit Schlüter stimmte sie darin überein, daß sie den Glauben ihrer Väter um keinen Preis aufgeben wollte, aber dieser ihr Glaube hatte nicht wie bei Schlüter seine Grundlage in einer durch eigenes Denken erworbenen Lebensauffassung, in einem philosophischen Systeme. Bei ihrem tiefgrübelnden Geist konnte daher ein derartiger kindlicher Glaube nicht ohne Erschütterung bleiben, und es war nur zu natürlich, daß er (wenigstens zeitweilig) von den Gedankenstürmen übel genug zugerichtet wurde. Die tiefen Wunden, welche ihr Herz darob empfing, sollte und wollte Schlüter heilen, aber das Mittel, welches er verschrieb, ertrug ihre Natur nicht. Sie that ihm zwar den Gefallen, das System des Angelus Silesius dichterisch zu gestalten, aber dabei blieb es auch: dem mystischen Gedankenkreise blieb sie innerlich so fremd wie den rationalistischen jeglicher Art, nur daß sie jenem den Vorzug gab:

Doch besser dumpf im Schachte stehn,
Als oben frech zum Himmel sehn!

Man braucht mit dem Gedichte auf den 9. Sonntag nach Pfingsten (dem obige Verse angehören) nur „Die Schulen" zu vergleichen, um sie in dieser Hinsicht ganz zu verstehen. Sie lehnte jede Spekulation ab, ging an den „kahlen Felsenhöhlen" wie an den „Schächten" vorüber und hielt sich im grünen Thale des Lebens, das heißt, sie bethätigte den Glauben praktisch; dadurch allein meinte sie auch gesunden zu können und schrieb diesem Verfahren, wie besonders Strophe 7 des Gedichtes auf

den 25. Sonntag nach Pfingsten deutlich zeigt, später auch ihre Genesung zu.

Bei dieser Grundverschiedenheit ihrer Anlage, die sich übrigens gar nicht allein auf religiösem Gebiete geltend machte, ist es auch wohl begreiflich, daß Schlüter seine Freundin nie ganz begriffen hat, obwohl sie ihn tief in ihr Herz hatte sehen lassen. Über das „Geistliche Jahr" hat er indes niemals so geurteilt wie Kreiten, wofür hier ein paar Zeugnisse angeführt werden mögen. Am 16. November 1851 schrieb er an Luise Hensel: „Gestern habe ich mit Junkmann die Correctur des Geistlichen Jahres, betrachtender Gedichte vom seligen Fränlein von Droste vollendet, die nächstens erscheinen werden. Sie gehören zu den merkwürdigsten der Art, was mir vorgekommen. Sie sind mit grenzenloser Offenheit, wie es scheint, verfaßt; der Kampf ist gewaltig, der Glaube im Dorngestrüpp des Zweifels ein grünend Keimchen, das jeden Augenblick ersterben will, ein kleines Fünkchen im dicken, erstickenden Rauch, oft ein erschreckendes, angstvolles Ringen und doch Nichtablassen. Zuweilen kommen mir die Gedichte überaus fromm vor, dann wieder scheint mir die Dichterin wie ein weiblicher Byron." Und in dem Vorwort zu den „Liedern der Nacht" von W. Schenk von Nydeck (Münster 1864) sagt er: „Die Lieder des Geistlichen Jahres sind mehr Lieder der Betrachtung und des Ringens nach dem Glauben mit seinem Frieden, während die „Lieder der Nacht" der unmittelbare Erguß eines bereits im Glauben befestigten Herzens sind."

Merkwürdig, daß gerade die Frauen besonders entzückt von den Gedichten waren. Das Urteil von Luise Hensel hat Schlüter abdrucken lassen.[1]) Und die Rätin Lombard, die ja etwas gespannt zu der Dichterin gestanden, schrieb: „Nicht so sagten ihm (ihrem Manne) die Gedichte der Fräulein von Droste zu, die mich so entzückt haben, daß ich keine Worte habe, meine Bewunderung darüber auszudrücken. Welch eine heilige, demütige Seele! Ich werde mir das Buch als Andachtsbuch anschaffen und in besonderen Weiheſtunden darin beten." Dagegen teilt Schlüter Luise Hensel mit, daß es „einige Fromme hier skeptisch u. s. w. finden wollten". Immer und immer wieder hat er selbst zu ihm gegriffen, und das letzte, was er kurz vor seinem Tode noch diktiert hat, waren Bemerkungen zu diesen Gedichten, welche in der Kreitenschen Ausgabe eben neu herausgekommen waren.

Die Abneigung Annettens gegen jede philosophische Betrachtungsweise der Dinge konnte gewiß kein Bindemittel zwischen ihr und Schlüter sein; sie trug auch wohl die Schuld an der Abneigung, welche sie gegen die Rätin Lombard hegte, eine hochgebildete Dame des Schlüterschen Kreises, die von allen Frauen am ersten das Prädikat „geistreich" ver-

[1]) Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. 2. Auflage, S. 231.

dient, aber von Kreiten nicht erhält. Annette floh philosophische und philosophisch-religiöse Gespräche, gleichviel, welcher Art und Farbe, und das meint auch wohl Schücking, wenn er sagt: „Sie ließ eben jedem ihren Glauben und redete darüber nicht, auch nicht unter Glaubensgenossen."

So fremd ihr also Schlüter als Philosoph blieb, so nahe standen sich die beiden in ihren politischen Anschauungen. Annette war aristokratisch konservativ bis ins Mark und Schlüter in seiner Weise ebenfalls. Als er 1852 zum erstenmal zur Wahl gewesen war, schrieb er ein Gedicht nieder, in dem es unter anderm heißt:

Und so soll an des Landes heilsamer Leitung
Und Regierungsbeschlüssen Teil ich haben,
Ich Einsiedler und Sünder? O, ihr Götter! . . .

Hängt sie auf an den Turm von St. Ludgeri
Oder hoch in den Turm von Überwasser,
Wo sie die Dohlen umkrächzen, die Verfassung!
An die Tanne der Dietburg die Verfassung!
In die Körbe der Wiedertäufer steckt sie,
An der Zinne des Turmes im Wind zu sausen!
Laßt in Regen und Schnee sie modernd bleichen!
In die Erbsen sie hängt als Vogelscheuche,
Die Nachtwächtern und Schustern gleiches Recht wie
Professoren und Lichtbereitern einräumt!

Und dabei rührte diese Verfassung, wenigstens soweit sie Schlüter mißfiel, von seinem eigenen lieben Freunde Waldeck her, zwischen dem und ihm allerdings, wie er es ausdrückt, „der Gegensatz der konservativen und der progressiven Denkart bestand."

Die gemeinsame Abneigung gegen jedes Rütteln an den überkommenen Zuständen im Staat wie in Kirche bildete das stärkste Band zwischen Annette und Schlüter. Während sie religiösen Meinungen gegenüber überaus tolerant war, konnte sie sich auf politischem Boden mit Andersdenkenden nicht abfinden und verharrte fest in den überlieferten Traditionen: Blut ist eben dicker als Wasser! Daher kam es denn, daß sie sich zwar zu Persönlichkeiten, welche wie sie die Dinge als solche unmittelbar auf sich wirken ließen, mehr hingezogen fühlte als zu Schlüter, dem die Außenwelt verschlossen und dessen Leben fast ausschließlich ein inneres war; daß sie aber, sobald es in der Welt zu gähren begann, und die im Leben stehenden Freunde mehr oder minder von dieser Gährung mitergriffen wurden, an Schlüters Seite flüchtete, dem der politische Sturm nicht einmal die Haarespitzen in Bewegung zu bringen vermochte. So wurde Schücking ganz und Junkmann halb aufgegeben, obschon beide im Grunde ihres Herzens alles andere eher als Revolutionäre waren; daher kam es ferner, daß sie die schmiegsamen Münsterländer in ihr Herz geschlossen hatte, dagegen die etwas steifnackigen Paderborner nicht leiden mochte.

Schlüter konnte ihr freilich für ihre Entwicklung nicht genug bieten, Junkmann und vor allem Schücking haben ihn glücklich ergänzt; anderseits gab er ihr auch etwas, was die andern nicht besaßen. Daß der briefliche Verkehr mit ihm keine so lebhafte Tonart annahm, lag zum Teil auch daran, daß ein Blinder sich in Briefen nicht ganz unmittelbar zu geben vermag, und anderseits seine Correspondentin stets Rücksicht darauf nahm, daß ihr Brief dem Empfänger von andern vorgelesen werden mußte. Annette wirft Schlüter Lässigkeit im Schreiben vor, aber nicht viele Sehende haben einen so ausgedehnten Briefwechsel geführt wie dieser Blinde; eben deshalb ist es auch wohl erklärlich, daß er, wenn sie mal schreiblustig wurde, nicht gleichen Schritt zu halten vermochte, auch kein so lebhaftes Bedürfnis dafür empfand wie sie, hatte er doch zu gleicher Zeit noch einen anderen Singvogel zu versorgen: Luise Hensel, mit der er Jahrzehnte hindurch eine lebhafte Korrespondenz führte. Merkwürdig und schade zugleich ist es, daß er, so leicht es gewesen wäre, die beiden nie zusammengebracht hat! Die Hensel hat es nach dem Tode Annettens sehr bedauert! Eigentümlich auch ist es, daß Schlüter, der kaum anders als von einem Kreise schöngeistiger Frauen umgeben, vorstellbar ist, sich gerade den beiden gegenüber anfänglich spröde verhielt — denn auch bei Luise Hensel war das der Fall — die als freundliche Genien ihn zwischen sich genommen und an dem Abgrund der Vergessenheit vorübergeleitet haben.

X. Stilleben. Die Überschrift führt irre; was in diesem Kapitel geboten wird, sind fast ausschließlich Exzerpte aus acht Briefen, welche Schlüter vom 10. Januar bis zum 30. Mai 1855 an den Bonner Professor Braun richtete, der eine (nicht zustande gekommene) Biographie der Dichterin in Angriff genommen hatte. Junkmann, der mit Braun zusammen sich damals als Abgeordneter in Berlin aufhielt, hatte den Vermittler gespielt und es fertig gebracht, daß Schlüter die sonst ängstlich gehüteten Briefe der Annette herausgab und Braun außerdem ausführliche Mitteilungen über die Dichterin machte. Diese sind von sehr hohem Werte, einmal weil Schlüter damals noch alles in frischer Erinnerung hatte und noch in voller Manneskraft stand, dann aber auch, weil er, ohne indiskret zu werden, doch vertraulich schrieb und nicht, wie in seinem Nekrolog auf die Dichterin (das einzige, was er über sie veröffentlicht hat)[1]) ständig Rücksicht auf die Öffentlichkeit nahm. Jedes Urteil, ja jedes Wort ist abgewogen, obwohl er bemerkt: „legen Sie nicht zuviel Gewicht auf meine Mitteilungen, da ich selber nicht hinlänglich gewiß bin, ob ich das Wahre überall getroffen. Combiniren Sie es mit Ihren eigenen Ansichten und vollenden Sie rücksichtslos auf einzelne Stimmen der Gegenwart, des Dankes einer unbefangenen späteren

[1]) Wiederabgedruckt als Einleitung zur Ausgabe ihrer Briefe.

Zeit gewiß, nur der Wahrheit und Freundschaft Rechnung tragend Ihr Werk." Hatte auch Braun nicht so tiefe Blicke in ihr Inneres gethan, wie er, so war sie ihm doch persönlich keineswegs fremd geblieben, wie auch oben bereits erwähnt ist. Schlüters Briefe bieten nun keine disponierte Schilderung, sondern die Aufzeichnungen sind, und das erhöht eher ihren Wert, als daß es ihn mindert, im ganzen so gemacht, wie die Erinnerungen in ihm sich aneinander schlossen. Insofern kann man es verstehen, daß Kreiten sich veranlaßt sah, Umstellungen vorzunehmen, wenn auch für die meisten Leser ein ganz unveränderter Abdruck mehr Reiz und Wert gehabt hätte. Aber das hätte man nun denn doch verlangen können, daß er die Umstellungen u. s. w. kenntlich gemacht und den Leser nicht zu dem Irrglauben verleitet hätte, daß im Manuskript alles so dastünde, wie es bei ihm steht. Das ist nämlich durchaus nicht der Fall! Z. B. muß jeder Leser annehmen, daß das auf S. 221 nach dem Absatze Folgende in gerader Reihenfolge aus Schlüter entlehnt ist. Aber weit gefehlt! In Zeile 5 des Absatzes schließt bei Kreiten der Nachsatz: „Begab sie sich wieder zu Bette (schrieb, las oder betete)." Das Eingeklammerte fehlt aber im Manuskript, das nach „Bette" einen Punkt hat, und unmittelbar darauf folgt der Satz „An den langen Winterabenden" (siehe Kreiten 222 Zeile 2 bis zum Absatze). Was bei Kreiten von diesen beiden Stellen eingeschlossen wird, stammt (bis auf die Worte: „schrieb, las oder betete") aus einem ganz anderen Briefe! Und so geht der Wirrwarr weiter! Man sollte angesichts einer derartigen Quellenmißhandlung auf den Gedanken kommen, daß Kreiten nur Exzerpte aus diesen Briefen in Händen gehabt hätte, die ihm dann unglücklicherweise durcheinander geraten seien. Aber das hätte er doch angeben müssen; die böse Erfahrung, die er mit der „Widmung" zum „Geistlichen Jahr" gemacht hat, hätte ihn schon dazu veranlassen sollen.

Noch etwas anderes muß ich rügen: S. 216 Zeile 8 von unten heißt es bei Kreiten: „Doch gestehe ich, daß ihr Inneres zum Teil bis auf den heutigen Tag mir ein nicht ganz begreifliches Rätsel geblieben ist, weil die Religion sie nicht innerlich [völlig] zu befreien und fröhlich zu machen schien." Das hier gar nicht unwichtige Wörtchen „völlig" entbehrt bei Kreiten der Klammer, obwohl es erst zirka 25 Jahre später von anderer Hand übergeschrieben ist, wahrscheinlich als Schlüter bei der letzten Revision seiner Briefschaften diese nach Brauns Tode zurückerhaltene Korrespondenz doch auf die Nachwelt kommen zu lassen sich entschloß. Ob man das Urteil des Achtzigjährigen oder das des Vierundfünfzigjährigen vorzuziehen hat, darüber mag man meinetwegen streiten, aber in Schlüters Brief an Braun hat das Wörtchen „völlig" nicht gestanden, und deshalb muß man es zum mindesten einklammern.

Im Übrigen habe ich mir die, wie man sich nach diesen Beispielen (die mir zufällig aufgestoßen sind) leichtlich vorstellen kann, recht ärger-

liche Arbeit, Kreitens Exzerpte durchgehends mit den Manuskripten zu vergleichen, auch wo ich dazu in der Lage war, gespart; müssen die Briefe ja doch früher oder später einmal im Zusammenhange vollständig abgedruckt werden. Wir werden aber sogleich genau dieselbe Arbeitsweise noch wiederfinden.

XI. Aus der „Landschaft des inneren Lebens". Der von Schlüter herrührende Terminus ist ganz hübsch, aber die Trennung dieses Kapitels von dem vorigen ist durch nichts anderes motiviert als dadurch, daß hier (von dem Abdruck der Schlüterschen Sonette an seine Freundin abgesehen) die Briefe Schlüters an Annette, dort die über sie exzerpiert werden — in meinen Augen kein hinreichender Teilungsgrund.

Von irgendwelcher Verarbeitung des Materiales kann hier wie sonst keine Rede sein; man wäre auch rebus sic stantibus schon zufrieden, wenn diese äußerlichste aller äußerlichen Arbeiten, das bloße Aneinanderreihen, nur korrekt gemacht wäre. Leider kann ich aber auch das nicht zugestehen! Beweis: S. 292 beginnt ein langes Exzerpt mit „In einem anderen Briefe schreibt er:" Thatsächlich ist es derselbe Brief, dem das vorige Exzerpt angehört, und zwar gehört dasselbe in die Lücke, die S. 231 Kreiten mit „einigen halb scherzhaften, halb ernsthaften Worten über Individualität" angefüllt sein läßt. Ein drittes mir aufgestoßenes Beispiel dieser Art steht auf S. 304, dort heißt es nämlich über einen Schlüterschen Brief: „Zum Schluß meldet Schlüter noch"... Auf der folgenden Seite Zeile 3 heißt es: „Dann schließt der Freund:" Was nun folgt, schließt aber nicht den Brief, sondern steht bereits vor der Mitteilung über Dr. Hub! Sapienti sat! .

XIII. Wir werden gedruckt. S. 288. Der Brief ist von Gründonnerstag 1837 nicht 1838.

S. 291. Zu den „Wiedertäufern" dürfte Schlüter die Anregung gegeben haben. Denn schwerlich ist Annette von selbst auf den ihr nicht zusagenden Stoff verfallen; Schlüter aber lag er nahe, da sich bereits die „Haimonskinder" mit ihm befaßten, und Waldeck Ideen zur dramatischen Behandlung der Wiedertäufergeschichte geschrieben hatte.

S. 295 Zeile 6 von unten: nicht Honthums noch Honthump (wie im Register steht), sondern Honthumb schrieb sich das Original.

S. 302/3 steht es wieder mit den Exzerpten böse (was ich bezüglich der folgenden Seiten schon an anderer Stelle gerügt habe).

XIV. Aus der Klause der Freundschaft. S. 324. Über die Toleranz der Dichterin, die hier zur Sprache kommt, habe ich mich schon oben geäußert; Kreitens Darstellung halte ich für schief, die Schückings, bis auf den einen mißverständlichen Ausdruck, für richtig.

S. 330 f. Schückings Erzählung mag im ganzen richtig sein, aber bei Einzelheiten ist die Phantasie ihm Herr geworden. Abgesehen davon, daß er das Haus Schenking mit Degener verwechselt, kann es auch mit

der „Gehörhallucination" sich unmöglich so verhalten haben. Wie hätte Schücking auch durch das verschlossene Wasserthor wieder fortkommen wollen, wenn wirklich bereits alles zu Bett gewesen wäre? So wie er da beschrieben steht, ist der Vorgang nicht möglich gewesen.

XVI. Besuche aus der Ferne. S. 288. Der hier wie sonst mehrfach erwähnte Schützling der Annette war der auch als Dichter bekannt gewordene Dr. Friedrich Wilhelm Tangermann, später Pfarrer in Unkel am Rhein, nach 1870 an der altkatholischen Kirche in Köln.

XIX. Die Trennung. Annettens Briefe an Schücking zeigen, daß sich die Freundschaft auf einer solchen Höhe unmöglich halten konnte; noch einen Schritt vorwärts und die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe wäre überschritten gewesen. Es gab nur ein Zurück, wobei das Tempo und der Haltepunkt ganz von den äußeren Umständen abhängen mußte. Daß ein plötzlicher und vollständiger Bruch erfolgte, daran wirkten mehrere Umstände mit. Zunächst das Erscheinen von Schückings Gedichten. Schücking überschickte ihr diese — hiernach ist Kreitens Darstellung zu berichtigen — nicht direkt, sondern ließ das für sie bestimmte Exemplar mit anderen am 28. November 1845 an Schlüter zur Weiterbeförderung abgehen. Welchen Eindruck sie von den Gedichten bekam, zeigt ihr Brief an die Rüdiger vom 30. Januar des folgenden Jahres: „Er tritt darin als entschiedener Demagog auf. Völkerfreiheit! Preßfreiheit! Alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neuen Schreier!" Das war ein Punkt, bei dem Annettens Toleranz völlig aufhörte, und es zeigt die ganze Stärke des Freundschaftsbandes, daß sie Schücking nicht jetzt schon ohne weiteres aufgab. Sie schwieg zunächst und als sie nach mehr als 2 Monaten die Antwort nicht mehr aufschieben konnte, unterdrückte sie ihr Mißfallen und hielt den früheren Ton leidlich bei. Fast unmittelbar darauf wurde sie aber von Schücking an derselben Stelle und um so empfindlicher getroffen, als sie durch die „Rittermürtigen" persönliche Unannehmlichkeiten zu kosten bekam. Das machte das Gefäß voll, und als nun gar Schlüter brieflich eine unvorsichtige Bemerkung über das „Klatschweib, das dem Pöbel des Zeitgeistes die Füße leckt", machte, kam der verhaltene Groll zum Ausbruch. Schlüter, der lange Zeit keinen Brief von Annette mehr erhalten hatte, konnte die Wirkung nicht ahnen, welche seine Äußerung haben sollte, er hätte sie, so sehr sie seiner eigenen Überzeugung entsprechen mochte, gewiß nicht gemacht! Daß Annette übrigens definitiv mit Schücking zu brechen beabsichtigte, beweist eine noch ungedruckte Stelle in dem folgenden Briefe (Schlüters Briefe S. 193); freilich ob sie den Vorsatz ausgeführt und nicht Schlüters Beispiel befolgt hätte, ist eine andere Frage. Daß sie aber an Schücking *geschrieben*, halte ich für völlig ausgeschlossen, ja es ist mir sogar sehr fraglich, ob diesem überhaupt je der Verlust zum Bewußtsein gekommen ist. Pausen in ihrer Korrespondenz waren ja die

Freunde wohl gewohnt, und da auch Schlüter nach 1846 keinen Brief mehr erhielt, ihre Kränklichkeit zudem wohl bekannt war, konnte ihr Schweigen ihm kaum zu einem richtigen Schlusse auf ihre Gesinnungsänderung Anlaß geben. Schlüter hat ihm die Aufklärung gewiß erspart, zumal das bei dem baldigen Tode der Dichterin keine schwierige Aufgabe war. Geradezu einen Beweis dafür sehe ich in ihrer unbefangenen Aussprache über die „Ritterbürtigen", bei der das Unheil, welches sie angerichtet, mit keiner Silbe berührt wurde. Ich lasse daher die interessante Stelle aus Schückings Brief an Schlüter hier folgen:

Sie haben mir unwissendlich durch Ihre lieben letzten Zeilen einen großen Schrecken eingejagt, durch die letzte Zeile nämlich, worin Sie sagen, daß Sie eine meiner alten litterarischen Sünden aus der Vergessenheit herausgeholt haben und sie lesen. Ich habe im vorigen Sommer den Roman: Die Ritterbürtigen, wieder zur Hand genommen und gelesen, und bei dieser Beschäftigung hätte ich mir, wie man in Darmstadt sagt, die Haare einzlings ausreißen mögen. In dem Buche ist alles Skizze, nichts ruhig ausgeführt, alles hat den Charakter flüchtigster Improvisation, die Composition ist fehlerhaft, und was die Urteile die darin vorkommen angeht, so herrscht darin mitunter jene Naseweisheit grüner Jugend, welcher die tiefen Räthsel des Lebens noch nicht entgegengetreten sind und die Schiller charakterisiert hat

Leicht fertig ist die Jugend mit dem Wort
Das schwer sich handhabt u. s. w.

Wieviel gäbe ich darum, könnte ich die Ritterbürtigen umarbeiten! Ich bitte Sie, lassen Sie das Buch liegen, mir zu Liebe, und wenn Sie was von mir lesen wollen, so lege ich Ihnen meinen neuesten Roman: „Die Königin der Nacht" bei.

Kreiten spricht S. 469 (Zeile 4 von unten) davon, daß Schücking Schlüter gegenüber „über all die Wirrnisse" sein Bedauern ausgedrückt habe; da wird wohl eine Angabe in Hüffers Biographie S. 310 mißverstanden sein: es ist, wie gesagt, mindestens sehr unwahrscheinlich, daß Schücking die „Wirrnisse" überhaupt gekannt hat. Annette aber hat schwer unter ihnen gelitten.

XXI. Zum Nachlaß. S. 506: „Was die ‚Letzten Gaben' anlangt, so wurden die betreffenden Gedichte in Abschriften, welche die Frau von Laßberg hatte anfertigen lassen, in einer Zusammenkunft meines Vaters und der Frau von Laßberg mit L. Schücking, an welcher ich passiven Anteil nahm, vorgelegt, von Schücking verlesen und zum Teil von demselben mit Zustimmung meines Vaters und meiner Tante nicht unerheblich abgeändert. Bei einem Gedichte erfolgte, wenn ich nicht irre, eine Strophenversetzung. Ich kann nicht sagen, welche Gedichte Änderungen erfuhren, und ob dabei von alten Drucken die Rede war. Friedrich Freiherr von Droste-Hülshoff."

S. 512. 1. Von den Manuskripten, die sich nach Kreiten im Hülshoffer Archiv befinden sollen, ist daselbst gar nichts vorhanden; vielleicht sind sie im Besitze von Kreitens Mitarbeiterin, Freiin Elisabeth

von Droste-Hülshoff; wenigstens soll diese sie seinerzeit in Besitz genommen haben. Kreiten muß darüber doch genau unterrichtet sein, und man hätte von ihm wenigstens keine positiv falsche Angabe erwarten sollen.

2. Das ganze „Geistliche Jahr" ist niemals im Besitze des Kaplans Happe gewesen, vielmehr nur die erste Hälfte. Diese, sowie der „Walther" und die Briefe an Schlüter befinden sich jetzt in meinen Händen.

3. Der zweite Teil des „Geistlichen Jahres" war nach Schlüters Tode nach dem Oldenburgischen gekommen, von wo ich ihn zirka 1887 zurückgekauft und dem Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst abgetreten habe.

4. Die „Gedichte" sind später aus dem Besitze der Schückingschen Erben ebenfalls in den Besitz des Provinzialvereins übergegangen.

S. 514. Bezüglich der Bildnisse kann ich, unterstützt vom Herrn Baron von Droste, Folgendes bemerken:

1. Das Jugendbild auf Hülshoff ist kein Original, sondern eine junge Kopie; das Original ist im Besitze des Fräulein von Laßberg. In der Familie gilt es als ein sehr ähnliches Jugendbild.

2. Das Ölgemälde, welches sich im Besitze der Familie Schücking befindet (Kreiten Nr. 3), steht dem Jugendbilde an Alter zunächst. Es ist oft vervielfältigt, gleichwohl der Familientradition nach wenig getreu, stimmt auch schlecht zu den Angaben, die wir über das Äußere der Dichterin haben. Vgl. auch den in Anhang 2 wiedergegebenen Brief der Rätin Lombard.

3. Das unter Nr. 2 aufgeführte, „nicht besonders gut getroffene" Bild hat Sprick nach seiner Rückkehr aus Italien anfangs der vierziger Jahre gemalt; Herr Geheimer Regierungsrat von Droste hat als Knabe das Bild entstehen sehen und hält es für sprechend ähnlich. Wenn man diese drei Bildnisse miteinander vergleicht, sieht man auch leicht eine enge Verwandtschaft zwischen Nr. 1 und Nr. 3, besonders in eigenartigen Zügen, während Nr. 2 ganz aus der Linie herausfällt und kaum etwas Auffallendes im Gesichtsausdruck bietet. Die Rüllersche Büste in Münster stellt einen idealisierenden Ausgleich zwischen den beiden Bildern dar. Daß Kreiten im Titelbilde jetzt diese wiedergiebt (die erste Auflage bot die Büste Hassenpflugs), ist zwar als Verbesserung anzusehen; allein in einem historischen Werke wünscht man zuerst und vor allem Treue, auch in der äußeren Erscheinung der Persönlichkeiten, und da genügt die Büste doch nicht. Ich will versuchen, ob sich das Sprickse Bild nicht auch farbengetreu irgendwo wiedergeben lassen wird.

Beilagen.

1. A. von Drostes Gedicht für den Grundstein des Vorwerks Helleſen im Paderbörnſchen.

Ich lege den Stein in dieſen Grund,
Und wie's im Land und in meinem Haus
Liegt und ſteht zu dieſer Stund'
Das ſoll er alles ſagen aus.[1]) —
Werner von Haxthauſen-Abbenburg heiß' ich
Und lege den Stein im kalten Jahr
Tauſend achthundert ſiebenunddreißig,
Wo der Maimond nicht beſſer war,
Als ſonſt ein milder Februar,
Wo die Blumen erfroren und wurden zu Heu;
Und iſt heute an dieſem zwanzigſten Mai
Der erſte gute und linde Tag,
An dem man dieſen Grundſtein legen mag.
In der Welt auch weht ein ſcharfer Wind,
Daß die wahre Treue man ſelten findt. —
In Portugal ſitzt eine Königin,
Nennt ſich da Gloria in ihrem Sinn,
Aber wie es mag mit der Gloria ſtehn,
Das werden die künftigen Zeiten ſehn;
Hat ſich genommen den zweiten Mann,
Daß ſie die Königin bleibt, ich glaube nicht dran.
Auch in Spanien herrſchte eine Frau:
Chriſtine, die iſt gar ſtolz und ſchlau,
Hält den Scepter für ihr Töchterlein,
Iſabelle, das arme Waiſelein klein;
Was es verbricht an Don Carlos, ſeinem Ohm und Herrn,
Das ahnet das Kind wohl nicht von fern.
So auch in Frankreich ein liſtig Geſchlecht
Hat verdrängt das gute und alte Recht:
Louis Philipp von Orleans,
Und ſoll er ſein kein böſer Mann,
Aber nicht rein iſt ſeine Hand,
Da er läßt darben im fremden Land
Heinrich, den wahren Erben, echt:
Gott helfe Jedem zu ſeinem Recht!
So lebe ich in einer ſchlimmen Zeit
Und ſehe viel Unheil weit und breit,
Und ſah noch vieles vor dieſem Tag,
Was ich nicht alles künden mag,
Außer daß ich ſah den Napoleon.
Der fand auf St. Helena ſeinen Lohn;
Und daß ich den letzten Kaiſer geſehn,
Mit dem das deutſche Reich mußte untergehn.
Gott gebe ihm eine fröhliche Urſtänd;
Er war gar ein frommer Herr bis an ſein End.

Und wie es geht in den großen Reichen,
In unſern Häuſern ſo desgleichen.

[1]) Der Druck hat „uns" ſtatt „aus".

Die viel und edlen Pfründen all,
Die der Adel gestiftet in diesem Land,
Muß ich sehen in Schutt und in Verfall
Und unser Gut gekommen in fremde Hand.
Darum denken eben mit Fleiß wir nach,
Wie wir wollen treten zusammen;
Ein Jeder soll thun, was er vermag,
Wieder aufzufrischen die edlen Flammen,
Zu sorgen für unser Geschlechte gut,
Daß nicht knechtisch werde ein adelig Blut;
Ein Schelm, der seine Sache verläßt!
Wir wollen halten, wie die Ringe an der Kette fest.

So will ich jetzt auch sagen aus,
Wie es steht mit meinem Geschlecht und Haus:
Meinen Namen, den nannt ich schon genau;
Elisabeth von Harff heißt meine Frau.
Maria mein einzig Töchterlein,
Das ist zehn Jahre alt und noch klein.
Die stehen jetzt beide an diesem Stein
Und legen jede ein Geldstück hinein. —
Vier Brüder hab ich außerdem,
Acht Schwestern, das ist mir gar genehm.
Theresia, die älteste zu dieser Frist
Des von Droste zu Hülshoff Witwe ist.
Und steht nun auch an dieser Stätt
Mit ihrer Tochter Anna Elisabeth.
Dorothea von Wolff-Metternich nicht fern hiervon,
Ferdinandine von Heereman-Zuydtwyk, eine Witwe schon,
Franziska den von Bocholtz-Asseburg zum Manne hat,
Anna von Arnswaldt in Hannover, der guten Stadt,
Drei Schwestern auch noch, die Jungfrauen sind:
Sophia, Caroline und zuletzt
Ludowine, so pflegt der Armen Kind
Zur Brede im kleinen Klösterlein,
Das ihr der Bocholtz-Asseburg räumte ein:
Das sind meine lieben acht Schwestern jetzt. —
Meiner Brüder der sind vier;
Moritz, der ist fern von hier
In Bonn am Rhein, der gelehrten Stadt;
Eine von Blumenthal zur Ehe er hat,
Die gab ihm zwei Söhne und ein Töchterlein,
Und diese sind jetzt ganz allein
An unserm Stamm das junge Grün;
Gott lasse sie gedeih'n und blüh'n
Und guter Sprossen werden froh;
Werner sie heißen, Marie und Guido. —
Mein Bruder Fritz hier bei mir steht,
Und Carl drüben in Hildesheim geht,
Wo diese alle Beid' vor Jahren
Des hohen Domstifts Glieder waren.
Desgleich ich in Paderborn,
Ehe dies auch brach des Schicksals Zorn.
August, der jüngste, in Berlin,

Gott erhalte ihn gerecht und kühn!
Sein König hört auf seine Kund,
Gott lege ihn das Rechte in den Mund! —
Zwei Brüder noch hatt' ich, die sind todt,
Das brachte mir viel Kummer und Noth;
Wilhelm dem Kaiser diente treu;
Den Fritz Wilm nahm Napoleon fort.
Nun sind begraben alle zwei,
Der Eine hier, der Andere dort:
An der türkischen Grenze Wilhelm liegt,
Fritz Wilm in Spanien ist versiegt.
Und wenn man auf diesen Grundstein bricht,
Sind wir alle beisammen, das zweifle ich nicht. —
So will ich denn legen diesen Stein
Und denken, es kommt noch mancher Tag;
Wie Gott es lenkt, so wird es sein,
Doch Jeder thue, was er vermag!

Wer dies geschrieben zu dieser Frist,
Das die Anna Elisabeth ist,
Der Witwe von Drosten, meiner Schwester, Kind
Die schrieb dies mit ihrer Hand geschwind.
Das wissen sollen unsere Sprossen gut,
Wie ihren Ahnen einst war zu Muth,
Als sie standen an diesem Stein
Und legten die alte Zeit hinein.

(Aus dem „Münsterschen Anzeiger" vom 18. März 1894.)

---

2. Aus einem Briefe der Rätin Karoline Lombard an Professor Christoph Schlüter.

Cöln, d. 3. November 1876.

Lieber Herr Professor.

Wie eine Taube mit dem Ölzweig, erschien mir das Buch,[1]) das ich Ihrer Güte und Freundschaft verdanke. Wenn ich auch den mangelnden Brief vermissen mußte, so glaube ich doch, aus der Güte schließen zu dürfen, daß ich freundlich in Ihrer Erinnerung fortlebe und Sie mir nicht zürnen ob meines letzten Schreibens an Sie, wo ich so gerade herausgesprochen und meinen Worten (über die päpstliche Unfehlbarkeit) kein Mäntelchen umgehangen habe. Wie es mit der darin besprochenen Angelegenheit steht, mögen Sie, lieber Herr Professor, aus der beigefügten Abschrift eines Briefes, von Professor Huber ersehen. Ich enthalte mich jeder weiteren Bemerkung über diesen Gegenstand, obgleich ich Bogen darüber anfüllen könnte; zuletzt wäre es doch nur Papier ohne Ende, wie wir Alle das Ende dieses Kampfes nicht erleben werden. Suchen wir den Frieden in uns! — Ich habe mich sogleich an die Lektüre des oben erwähnten Buches gemacht, insofern äußere Ruhe und Muße es mir gestatteten. Zuerst natürlich den Nekrolog der Briefstellerin. Man muß die Droste so genau gekannt haben, wie Sie das Glück gehabt, um ein so schönes Bild ihrer Persönlichkeit darstellen zu können. Sie war eine großartige, ganz eigenthümliche Erscheinung, wofür uns nichts Anderes einen Maaßstab gibt. Schon ihr Äußeres machte einen ganz abnormen Eindruck. Nie

[1]) Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff.

hatte man Jemanden gesehen, der mir entfernt an sie erinnern konnte. Bei den stets sprudelnden Geistes- und Gemüthsfunken schien sie in einer gewissen Periode, obgleich völlig ausgewachsen, in den Kinderschuhen stecken geblieben, während ihre Geistesfunctionen Riesenschritte gemacht hatten.

So hatte sie im Verkehr etwas Kindliches, Mädchenhaftes, Unbefangenes, worin man sich nicht sogleich hineinfinden konnte. So mochte es auch gekommen sein, daß die romantische Liebe sich ihr nie erschloßen und deshalb in ihren Poesien so gar wenig Berücksichtigung gefunden hat, die doch auch einen Funken in sich trägt, der bis zur Gottheit reicht, die uns ein Vorgefühl der Ewigkeit gibt, wo Vergangenheit und Zukunft schwinden und der arme Sterbliche, wenn auch nur auf Momente, eine alles verklärende, alles beseligende Gegenwart empfindet. Schwindet auch diese Empfindung, und kann ihr auch keine Dauer gegeben werden, so lernt doch der Mensch, daß es eine andere Seinsweise für uns, daß es einen Himmel gibt dem wir entgegen streben sollen, denn wir haben in diese Region geschaut, wir haben darin geweilt.

Die Droste war keine Schülerin des Plato, ihre Natur war an und für sich platonisch. Hier liegt, wie ich meine, der große Unterschied zwischen ihr und der Fürstin Galitzin. Bei letzterer war alles Sturm, Leidenschaft, Kampf. Bei der Droste Ruhe, Klarheit, Besonnenheit und aufrichtige, reine, klare, unbefangene Liebe.

In Allem spiegelt sich Unschuld. Es ist eine Liebe, die nichts Böses ahndet u. s. w. Sie verkehrt wie eine idealisirte Sappho mit dem Chor ihrer Dichterzöglinge gleichsam spielend, naiv.

Dabei besaß sie große Pietät und Unterwürfigkeit gegen ihre ganze Umgebung, namentlich gegen ihre Mutter, die gewiß ganz anders organisirt war. Geduldig mußte sie sich in Rüschhaus zurecht zu finden, wo es ihr bei ihrer schwachen Gesundheit unmöglich war, das Ziel ihrer Wünsche, Münster, und ihren einzig geliebten Freund Schlüter zu erreichen. Sie zeigt große Selbstverleugnung, und je mehr man sich in ihre Verhältnisse hineindenkt, je mehr muß man sie, gerade von ihrer schönen Gemüthsseite bewundern.

Sie kommt mir vor, wie ein in seinem Käfig eingeschlossenes, Vögelchen, das, statt gegen das Gitter zu flattern und sich abmühend die Stäbe zu durchbrechen, still und geduldig auf seinem Stäbchen sitzet und schöne Lieder sich und Andern zur Erbauung singt. Wird es mal aus seinem Käfig entlassen, dann flattert es fröhlich zu seinen Freuden und streckt die Flügel in der gegebenen Freiheit. Wenn ein Maler, durch ein einziges Bild, sich einen unsterblichen Ruhm erwerben kann, so meine ich, ihr Brief aus Eppishausen mit der herrlichen Naturschilderung müßte sie den ersten Dichtern zugesellen. Niemals habe ich die Natur so anschaulich geschildert gelesen. Der ganze Brief ist so schön, daß er mich in die tiefste Rührung versetzte und ich dabei weinen mußte. Er will mir gar nicht aus dem Kopf und aus dem Sinn . . .

Hier ist eine Unterbrechung eingetreten.

Lutterbecks[1]) Brief, den Sie, wie mich, mit der schönen Gabe erfreuten, macht mich darauf aufmerksam, daß in den Briefen der Droste auch meiner erwähnt wird. Es ruhte die Feder und ich las nun weiter.

Ich kann es nicht leugnen, daß die Schilderung, die ich von mir fand, mich etwas unangenehm berührte. Wäre ich dem Fräulein bei einer einzigen Begegnung im Münster so erschienen, so könnte ich es mir schon gefallen lassen. Wir hatten aber in Coblenz, wo sie bei der Generalin Thielemann, mit Fräulein v. Vinke, eine Zeit zu Besuch war, beinah täglich mit einander verkehrt. In allen Gesellschaften, die ihr zu Ehren stattfanden, wurde auch ich geladen. Damals umgab die Glorie der Dichtkunst sie noch nicht. Es wurde nur ihr Talent zu erzählen bewundert. Ich selbst versuchte mich auf ähnlichem Gebiete, die Gesellschaft zu unter-

[1]) Professor in Gießen.

halten. Während die Droste in Angst und Grauen zu versetzen verstand, wußte ich zu Thränen zu rühren, mehr durch die Biegsamkeit meines Organs, als durch eine kunstvolle, geordnete Rede. Damals mochten wir als Gleichberechtigte erscheinen. Während nun das Leben für mich eine traurige Richtung nahm und mich auf einen engen Kreis meiner Pflichten hinwies, konnte mein Äußeres und Inneres nicht davon unberührt bleiben; Frohsinn, Leichtlebigkeit wichen mit der Zuversicht an Glück auf immer von mir. Die Droste lebte in einem gesicherten Kreis von Verwandten und Stammesgenossen, die mitten zwischen der westfälischen Bevölkerung, gleichsam ein Volk für sich bildeten. Schweifte ihr Geist auch hinüber und durchbrach die sie umgebenden Schranken, Schutz und Sicherheit waren ihr doch garantirt. Es waren nur die Gebilde ihrer Einbildungskraft, denen sie Leben und Gestalt zu geben wußte, oder Nachbildungen der Wirklichkeit. Ich stand mitten in den Stürmen des Lebens allein, unbeschützt, wenn auch getragen durch treue, theilnehmende Freunde, die mir nicht mangelten. Wir trugen beide eine Glorie, sie die der gefeierten, berühmten Dichterin, ich die des Schmerzes und des zerstörten Erdenglücks.

Die Droste konnte mich nicht verstehen, ich aber wohl sie. Ich hatte alle Regionen des Schmerzes, die eigenen, und die fremden durchforscht, [besaß] für Jedes Leiden, Theilnahme und Mitgefühl und mußte oft ein tiefes Verkennen dagegen eintauschen. Die Lebensformen, die bei mir aus dem Herzen entsprangen, waren keine Scheidewand ... Lassen wir diesen unerquicklichen Gegenstand, der mich damals wenig berührte ...

Münster. Franz Jostes.

Siercks H., Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius und Tischer 1899. 4 M.

Bartels Adolf, Klaus Groth. Zu seinem 80. Geburtstage. Verlegt bei Eduard Avenarius in Leipzig 1899. 1.75 M.

Klaus Groth durfte noch seinen achtzigsten Geburtstag feiern, ehe er dahinging. Große Ehren wurden dem greisen Dichter zuteil, nicht nur die engere Heimat erwies sie ihm. Er war wieder modern geworden, man erkannte nun seine Bedeutung in und für die deutsche Litteratur gewissermaßen zum zweiten Mal wieder, denn es hatte ja schon eine Zeit gegeben, die fünfziger Jahre, wo sein Namen durch den „Quickborn" in vieler Munde war. Nicht lange nach seinem letzten Ehrenfest ist Groth gestorben.

Unter den zahlreichen Artikeln, den bekannten mit mehr oder minder Fähigkeit, Fertigkeit, Flüchtigkeit verfaßten Gedenkblättern und Festgaben, die der Geburtstag und der diesem bald folgende Todestag hervorrief, finden sich zwei größere Werke von Siercks und Bartels, für den achtzigsten Geburtstag des Dichters bestimmt. Der Standpunkt beider Bücher ist im wesentlichen derselbe, die Art der Behandlung des Gegenstandes aber eine verschiedene.

Siercks hat sein umfangreiches Buch geschrieben in der Absicht, dem Dichter, dem er unbedingte Verehrung zollt, eine Freude zu

bereiten; er sagt es selbst liebenswürdig offen in der Vorrede. Wie aber Begeisterung allein nicht ausreiche, um eine Biographie zu schreiben, habe er alles ihm irgend Erreichbare zu benutzen für seine Pflicht gehalten; auch dieser Standpunkt habe seine Berechtigung, die sichtende, richtende Kritik möge später ihres Amtes walten. Was Siercks bei der Lösung seiner Aufgabe zu statten kam und ein späterer Biograph zum Teil wird entbehren müssen, ist: der Verfasser ist ein spezieller Landsmann Klaus Groths, hat sein ganzes Leben mit einer dreijähriger Unterbrechung in seiner Heimat verlebt, ist in plattdeutscher Umgebung aufgewachsen, hat die Schöpfungen Groths von Jugend auf genau und viele Personen, die dem Dichter als Modell dienten, persönlich gekannt — er hat sozusagen stets in der Atmosphäre der Grothschen Dichtungen gelebt und durfte mit Klaus Groth selbst verkehren. All das ist nicht unwichtig, sondern bedeutsam. Zu bedauern ist nur, daß alle diese dem Verfasser erwachsenen Vorteile im Grunde so wenig ausgenutzt worden sind. Die Kritik hat dem Buch von Siercks gegenüber eigentlich kaum etwas zu sagen. Hervorzuheben ist der Fleiß, der das überall in Zeitungen und Zeitschriften weitläufig zerstreute Material sorglich gesammelt, alles, was an Lebensgeschichtlichem vorhanden: Müllenhoffs Skizze des Lebensganges Klaus Groths, die E. Wolff durch mündliche Mitteilungen des Dichters ergänzte und erweiterte, Hansens plämisch geschriebene Biographie und die in der „Gegenwart“ und der „Deutschen Revue“ veröffentlichten Erinnerungen Groths, gewissenhaft verwertet hat. Nicht an letzter Stelle standen des Dichters Schöpfungen selbst, aus denen Siercks manch kleinen treffend charakterisierenden Zug beibrachte. Des öfteren geht des Verfassers ergebene Pietät gegen seinen berühmten Landsmann allzuweit: unwichtigste Nebensächlichkeiten finden Erwähnung. Neues bringt das Buch nicht, es faßt nur das Bekannte zusammen. Ein abschließendes oder ein wissenschaftliches Werk gegeben zu haben, darauf erhebt nach seinen eigenen Worten Siercks keinen Anspruch; sein Vorhaben ging dahin, etwas zu schreiben, das für jedermann, auch für den, der sich einer litterarischen Bildung nicht erfreut, genießbar und zugleich doch geeignet sei, ein Bild der Persönlichkeit des Dichters zu geben und einen Blick in seines Schaffens Quelle thun zu lassen. Seine Absicht hat der Verfasser auch mit einer gewissen Umständlichkeit ausgeführt. Die Biographie nennt sich ein deutsches Volksbuch. Volksbücher pflegen aber gewöhnlich weniger umfangreich und auch billiger zu sein. Siercks Buch hat vierzig Kapitel und zählt vierhundertzweiundfünfzig Seiten, es ermangelt einer übersichtlichen Einteilung. Da die Fertigstellung des Manuskripts wie des Drucks aufs äußerste beschleunigt werden mußten, ergaben sich einige Wiederholungen. So konnte natürlich das Werk nicht ausreifen, das sich einer weitgehenden Objektivität des Urteils über Groths Dichtungen befleißigt: Siercks eigene Meinung tritt allemal dann bescheiden in den Hintergrund, wo nach

Groths Aussage Treffendes von einem Berufenen bereits gesagt ward. Darum ist etwas Unruhiges in dem Buche, etwas Zerrissenes. Wer nicht schon vorher sich über Groth im Klaren war, dem wird Siercks nicht dazu verhelfen. Eine gute Biographie muß ein künstlerisch abgeschlossenes Ganzes sein, das zu verlangen ist heute unser gutes Recht. Begeisterte Hingebung an den, dessen Leben man beschreiben will, und bis ins Einzelne gehende Kenntnis des Stoffes genügen durchaus nicht, sind vielmehr nur die selbstverständlichen Vorbedingungen. Das Entscheidende aber, das kunstvolle Formen des Rohstoffs, mangelt dem Buch von Siercks, deshalb bleibt es auch nur eine Materialsammlung.

Wenn in diesem Werke so ganz das persönliche Element fehlt, so giebt sich Adolf Bartels nach seiner Art sehr persönlich, fast zu persönlich. Sein dünnes Büchlein begnügt sich mit einem kurzen Lebensabriß des Dichters und geht dann auf Groths Werke ein, die es einer ausführlichen ästhetischen Analyse unterwirft. Auch Bartels kannte den Dichter persönlich und hat in dessen Arbeitszimmer, der „Kajüte", manch gutes Wort über seine eigenen Bestrebungen hören dürfen. Durch sein Buch nun wollte er Zeugnis ablegen, was ihm die Schöpfungen Groths und der hinter ihnen stehende Mensch bedeuten, was er beiden verdankt. Auch er gleich Siercks beruft sich darauf, daß er im Lande des Dichters durch Geburt, Erziehung, mit dem Herzen zuhause, aber er fügt hinzu, daß er auch vieler anderer Poeten Heimat kennen gelernt und erfahren habe, daß auch anderswo gut Hütten bauen sei. Stellt Siercks sich auf den Standpunkt unbedingter Verehrung dem Dichter gegenüber, erlaubt er sich nur ganz selten einen schüchternen Einwand, so ist bei Bartels Kopf und Herz im Gleichgewicht geblieben und was er gewollt, eine verhältnismäßig unparteiische ästhetisch-litterarische Würdigung Groths zu geben, ist ihm auch gut gelungen. Nach seiner Ansicht nimmt der Dichter noch nicht die ihm gebührende Stelle in der deutschen Litteratur ein; Groth ist ihm nicht nur ein bedeutender Dialektdichter, sondern einer der großen deutschen Lyriker. Der „Quickborn" als Gedichtsammlung steht ihm in deutscher Dichtung einzig da und auch die größeren epischen Dichtungen und die plattdeutschen Prosaerzählungen dürfen weit mehr Aufmerksamkeit beanspruchen als sie bisher fanden. Einen großen Teil der Jugendeinflüsse führt Bartels auf die Groth umgebende Natur zurück, mit feinem Verständnis legt er des Dichters Verhältnis zum Volk und zur Natur seiner Heimat, das für das Verständnis seiner Werke so wichtig ist, klar. Über den „Quickborn" ist ja schon unendlich viel gesagt worden, doch wird man Bartels Worte darüber gern lesen. Der Abschnitt über diese Gedichtsammlung nimmt, wie sichs auch für das Lebenswerk Groths gebührt, den größten Raum in dem inhaltreichen Bändchen ein. Hier zeigt er uns den Dichter als „einen selbständigen Entdecker einer neuen poetischen Welt, einen großen deutschen Lyriker, einen Volksdichter im Sinne

Schillers". Bartels tritt für die Prosaerzählungen Groths ein — „Detlef" stellt sich ihm stofflich dem Gehalt nach als die bedeutendste, „Trina" als die künstlerisch wertvollste dar, „Um de Heid" hält ihm zwischen ihnen die Mitte, ohne die eigentümlichen Vorzüge dieser beiden zu erreichen — besonders aber für die „Hundert Blätter", die Sonette. Er steht nicht an, Groth neben die größten deutschen Sonettisten zu setzen, weil er in dieser Kunstform alles schuf, was man darin schaffen könne; in den Sonetten habe er seine Weltanschauung niedergelegt, sie lehrten sein geistiges Leben kennen. Diesen Ansichten Bartels wird man beipflichten können im Allgemeinen, Abweichungen in mancher Hinsicht wollen wenig bedeuten. Gerade weil das Büchlein so stark persönlich gehalten ist, weil es ein Mann schrieb, der sich seine eigenen Meinungen gebildet hat, und an ihnen nun auch festhält, liest man es gern, es reizt manchmal zum Widerspruch, aber es regt an und solche Bücher pflegen immer was zu taugen.

Charlottenburg. Alfred Semerau.

Börne über Schikaneder.

Fast in allen Werken, die sich mit Schikaneder beschäftigen, findet man eine Bemerkung Börnes citiert: Schikaneder sei durch die Verbindung mit Mozarts „Zauberflöte" „unsterblich geworden wie die Mücke im Bernstein". Nirgends aber ist angegeben, wo in Börnes Werken dieser Ausspruch zu finden sei, und ich habe ihn auch bei Börne vergebens gesucht. Dagegen fand ich in der „Zeitung für die elegante Welt", Jahrgang 1801, Spalte 318 die folgende Bemerkung des Satirikers J. D. Falk citiert: „Gewiß wird die Nachwelt Herrn Schikaneder kennen, so, wie oft Mücken, Fliegen und andere Insekten, in durchsichtigen Bernstein eingeschlossen, fortdauern und als merkwürdige Curiositäten in Naturaliencabinetten vorgezeigt werden. Jeder, der die glänzende Masse bewundert, ruft voll Erstaunen aus: „aber wie in aller Welt kam denn das Ungeziefer hinein?" Diese Stelle steht in Falks „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire". Leipzig 1797, S. 165, und zwar als Anmerkung zu dem Gespräch zweier Bauern:

A.: „Der kleine Töffel reimt schon Sonn' und Wonn'."
B.: „Gewiß
Ein Gottsched oder doch ein zweiter Schikaneder!"

Es ist also wohl anzunehmen, daß Börnes angebliche Äußerung auf Falks Worte zurückgeht; wahrscheinlich aber wird sie Börne bloß irrtümlich zugeschrieben.

Wien. Egon von Komorzynski.

Bibliographie.[1])

Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Jahresberichte über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 22. Jahrgang. 1900. Erste Abteilung.

I. Schayer S., Luther J. und Gebhardt A., Geschichte der germanischen Philologie. A. Biographie. B. Encyklopädie und Bibliographie. — II. Böttticher G., B. Vergleichende Litteraturgeschichte. — V. Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. Bethge R., A. Grammatik. Sarau F., B. Metrik. Boettticher G., C. Litteraturgeschichte. — VIII. Schayer S. und Scheel W., Neuhochdeutsche Sprache. A. Grammatik. B. Wortkunde. C. Namenkunde. D. Geschichte der Schriftsprache und des Stils. E. Aussprache, Schrift, Rechtschreibung, Zeichensetzung. F. Unterricht. — IX. Bolte J., Neuhochdeutsche Litteratur. A. Litteraturgeschichte. B. Denkmäler.

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 8. Band (1897). 4. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. — I, 4. Fabian W., Kulturgeschichte. — I, 14. Werner R. M., Poetik und ihre Geschichte.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. — II, 1. Osborn M., Allgemeines.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — 1. Allgemeines. d) Stern A., Die deutsche Litteratur und das Ausland. 1897, 1898. (Nicht berücksichtigt sind hier die Beziehungen der deutschen Litteratur zu den slavischen Litteraturen. Unbesprochen blieb darum auffälliger Weise: Murko, Deutsche Einflüsse auf die slavische Romantik. I. 1897.)

9. Band (1898). 1. Abteilung. I. Allgemeiner Teil. — I, 3. Schwenke P., Schrift- und Buchwesen. 1896, 1897, 1898. — I, 5. Hauffen A., Volkskunde. — I, 6. Lehmann R., Die Litteratur in der Schule. — I, 7. Stötzner P., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens. — I, 8. Golther W., Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 1. Allgemeines. a) Stern A., Litteraturgeschichte. — b) Brandenburg E., Politische Geschichte. — c) Michels V., Memoiren, Tagebücher und Briefwechsel 1897, 1898.

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1901 zu ergänzen.

9. Band (1898). 2. Abteilung. IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 3. Fürst R., Epos. — IV, 4. Weilen A. von, Drama und Theatergeschichte. — IV, 5 a. Meyer Richard M., Allgemeine Didaktik. — IV, 9. Müller Ernst, Schiller. — IV, 10. Walzel O. F., Romantik.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 37. Jahrgang.

Possart E. von, Welches System der Scenerie ist am besten geeignet für die Darstellung verwandlungsreicher klassischer Dramen, insbesondere der Shakespeari-schen? — Tritt für die drehbare Bühne ein.

Brandl A., Ludwig Fulda, Paul Heyse und Adolf Wilbrandt über die Schlegel-Tieckſche Shakespeare-Übersetzung. — Wetz und Eidam (vgl. Euphorion 8, 200) sind für die Neubearbeitung der Schlegel-Tieckschen Übersetzung oder für deren Verdrängung durch eine bessere Verdeutschung eingetreten. Der Vorstand der Shakespeare-Gesellschaft wandte sich nun in dieser Angelegenheit an die oben genannten Dichter, die aber alle (gleich mehreren Vorstandsmitgliedern) sich auf das wärmste und mit einleuchtenden Argumenten für Schlegel-Tieck eingesetzt haben. Darum wurde beschlossen: „Der Vorstand der deutschen Shakespeare-Gesellschaft sieht die Aufgabe einer sachlichen Nachbesserung von Schlegel-Tiecks Text in der Hauptsache als bereits geleistet an. Um aber eine poetische Überbietung dieser klassischen Übersetzung zu organisieren, deren hoher Gesamtwert soeben in erfreulicher Weise neu an den Tag gelegt wurde, dazu fühlt er sich außer Stande."

Meyer R. M., Otto Ludwigs Shakespeare-Studium.

Friedländer M., Shakespeares Werke in der Musik. Versuch einer Zusammenstellung. — Die deutsche Opern- und Liedkomposition ist hier mit berücksichtigt.

Fischer R., Shakespeare und das Burgtheater. Eine Repertoirestudie.

Leitzmann A., Shakespeare in Platens Tagebüchern.

Spies H., Tycho Mommsen.

Conrad H., Immanuel Schmidt.

Volkelt J., Paulsen: Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles.

Sittenberger H., König Heinrich V. Wie es euch gefällt. Bühnenbearbeitungen von E. Kilian.

Dibelius W., Zeitschriftenschau.

Wechßung A., Statistischer Überblick über die Shakespeare-Aufführungen auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern. 1900.

Schröder R., Shakespeare-Bibliographie. II. Deutschland. Österreich. Schweiz.

Goethe-Jahrbuch. 22. Band.

Suphan B., Carl Alexander Großherzog von Sachsen.

I. Neue Mitteilungen. 1. Aus dem Goethe- und Schillerarchiv. 1. Homerisches aus Goethes Nachlaß. (Übersetzung von Odyssee VII, 78 ff., und Kommentar zu 8, 81 ff.) Herausgegeben von B. Suphan. — 2. Gedanken über Freiheit und Gleichheit. Herausgegeben von B. Suphan. — 3. Goethe und Carl Friedrich von Conta. 39 Briefe von Goethe, 15 von Conta. Herausgegeben von M. Hecker. — II. Verschiedenes. 1. Fünf Briefe Goethes 1790—1819. Mitgeteilt von L. Geiger. (An Göschen, den Maler Josef Hoffmann und an J. E. Hitzig.) — 2. Goethe-Blätter auf der Veste Koburg. Mitgeteilt von K. Koetschau. (Briefe und Blättchen von Goethe und ein Paralipomenon zu Faust. II. Teil.) — 3. Zum Goethe-Zelterschen Briefwechsel. Mit Beiträgen von E. von Bamberg und P. Weizsäcker. Herausgegeben von L. Geiger. — 4. Königin Luise in Weimar. Mitgeteilt von P. Bailleu. — 5. Goethe und Lili Parthey. Mitgeteilt von O. Harnack.

II. Abhandlungen. 1. Creizenach Th., Goethe als Befreier. Festrede gehalten in Frankfurt a. M. — 2. Valentin, V. Goethes Freimaurerei in seinen nicht freimaurerischen Dichtungen. Ein Beitrag zur Motiventwicklung bei Goethe. —

3. Morris M., Mephistopheles. — 4. Kilian E., Eine Aufführung des Götz von Berlichingen nach der Originalausgabe von 1773. — 5. Hildebrand Rud., Aus Vorlesungen über Goethe: Einleitung zu Goethes Liedern. Goethe und das Technische der Dichtkunst. Goethe und die deutsche Sprache. Mitgeteilt von J. Göbel aus seinem im Druck befindlichen Buche: Hildebrands Vorlesungen über Goethe. — 6. Stern A., Goethe und Dresden. II. — 7. Stieda W., Goethe und die Porzellanfabrik zu Ilmenau.

III. Miscellen. Chronik. Bibliographie. 1. Miscellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Funck H., Zu Goethes Briefwechsel mit Lavater. — 2. Schlesinger M., Clavigo in Wien. — 3. Sintenis F., Zum Erlkönig. — 4. Kahn F., Zur Mignon-Ballade. — 5. Leitzmann A., Zur Achilleis. — 6. Burghold J., Goethes rhythmische Prosa. — 7. Haupt H., Zu Werther. — 8. Distel Th., Zum ersten Drucke des Aufsatzes „Der Tänzerin Grab". 1812. — 9. Morsch H., Goethe und Gerhart Hauptmann. — 10. Waldberg M. von, Eine Goethe-Silhouette von 1784. — B. Nachträge und Berichtigungen. 2. Chronik. Koetschau K., Martin Schubart. — Meyer Rich. M., Friedrich Nietzsche. — Ziehen J., Veit Valentin. — 3. Bibliographie. Bericht der Redaktoren und Herausgeber der Weimarer Ausgabe.

Meyer Rich. M., Goethe als Psycholog. Festvortrag.

Mitteilungen aus dem **Litteraturarchive** in **Berlin.**

1900. Briefwechsel Varnhagens von Ense mit Troxler 1815—1818. 43 Briefe.

1901. Aus Süverns Vorlesungen über Geschichte 1807—1808. Die Litteraturarchiv-Gesellschaft besitzt das einzige vollständige Exemplar der von Joh. Wilh. Süvern 1807 und 1808 in Königsberg gehaltenen Vorlesungen über Geschichte, und zwar ist dieses Exemplar die Abschrift, welche Schessner der Königin Louise verschafft hat und welche von dieser selbst mit vereinzelten Bemerkungen versehen worden ist. E. Varrentrapp hat in der Historischen Zeitschrift. Neue Folge 45, 274—291 nähere Angaben über das Manuskript gemacht. Daraus sind die beiden Schlußvorlesungen (die 22. und 23. Stunde) abgedruckt. A. S.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.**

Band 32. Heft 4. Stiefel A. L., Eine Quelle Niclas Prauns. — Der Philotimo Collenuccios eine Quelle zu Prauns Dialog zwischen Kopf und Barett. 1542.

Friedrich W., Die Flexion des Hauptworts in den heutigen deutschen Mundarten. I.

Schöne A., Zur Lessing-Litteratur. — Consentius: Freygeister. Consentius: Wahrsager. (Widerlegt ausführlich Consentius' Hypothesen.) Borinski: Lessing.

Geiger L., Litterarische Nachlese zum Goethetage. Eine kritische Übersicht. (Schluß.)

Stiefel A. L., Drescher: Gemerkbüchlein des Hans Sachs. Drescher: Nürnberger Meistersingerprotokolle.

33. Band. Heft 1. Friedrich W., Die Flexion des Hauptworts in heutigen deutschen Mundarten. II. (Schluß.)

Jellinek M. H., Theobald Hocks Sprache und Heimat. — Kommt nach eingehender Untersuchung der Reime und des Wortschatzes zu dem Ergebnis, daß Hocks Sprache einen bayerischen Charakter trage. Hock ist wahrscheinlich zu Imbach in der Oberpfalz zu Hause. „Auch hier bestätigt sich, daß dem Oberpfälzer altbayerisch als eine Art Hochdeutsch gilt" sagt Jellinek mit einem Citat aus Hartmanns Volksschauspielen. Das ist noch heute so. Ich habe in dem vierten Bericht über meine Sammlung volkstümlicher Überlieferungen (Mitteilung Nr. VIII der Gesellschaft zur Förderung 2c. S. 2 f.) gezeigt, daß die Oberpfälzer in Westböhmen, wenn sie sich dem Hochdeutschen nähern wollen, bayerische Ausdrücke und in ihren Liedern bayerische Reime verwenden.

Heft 2. Kauffmann F., Tille: Yule and christmas. — Ablehnend.
Krumm H., Werner: Hebbels Werke.
Hauffen A., Blankenburg: Die Sprache Abrahams a S. Clara.
Bolte J., Richter: Der deutsche S. Christoph. — Mit Nachträgen.
Schlösser R., Golz: Genovefa.
Meier John, Böhme: Kinderlied und Kinderspiel. — Mit Nachträgen.
Meyer R. M., Arnold: Geschichte der deutschen Polenlitteratur.
Witkowski G., Ewart: Goethes Vater.
Miscellen. Kopp A., Noch einige Atrostichа. — Ruge S., Die Quellen von Fischarts Ehezuchtbüchlein. (Fügt zu dem Bekannten noch hinzu eine deutsche Übersetzung von Olaus Magnus. Straßburg 1567.)
Machule P., Zu Piccolomini. Vers 197.

Beiträge zur **Geschichte** der **deutschen Sprache** und **Litteratur.** 26. Band. 2. Heft.
Brieger A., Vom rhythmischen Zwischenaccent und Schlußaccent im deutschen Vers.

Zeitschrift für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 45. Heft 2.
Singer S., Die Werke des Pamphilus Gengenbach. — Gesamtübersicht Stellt fest, daß mehrere Gegenbach zugeschriebene Werke nicht von ihm herrühren, druckt einige bisher unbekannte Lieder und kürzere Dichtungen Gengenbachs ab.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** XXVII.
Heft 1. Michels V., Schriften über Hans Sachs 1894—1900.
Baesecke G., Jellinek: Zehens Adriatische Rosemund.
Baesecke G., Klenz: Nachels Satire „Das poetische Frauenzimmer".
Drescher K., Litteratur über Gottsched. — Über Waniels Monographie und Reichels Schriften.
Schultz F., Wibbelt: Görres als Litterarhistoriker.
Walzel O. F., Köster: Gottfried Keller.
Schröder E., Thiele: Luthers Sprichwörtersammlung. — Stellt das Verhältnis Luthers zu Agricola fest.
Heft 2. Strauch Ph., Goedekes Grundriß. 5. Band. 2. Abteilung. 6. Band. 7. Band. 1. und 2. Abteilung.
Seuffert B., Golz: Genovefa in der deutschen Dichtung. — Mit wichtigen Nachträgen.
Hoenig B., Eloesser: Das bürgerliche Drama.
Wackernell J. E., Harnack: Schiller.
Walzel O. F., Schweizer: Ludolf Wienbarg.
Schröder E., Zwei Briefe A. W. von Schlegels. — An 1. Lor. Diefenbach. 2. K. Lachmann.
Heft 3. Heusler A., Siecke: Mythologische Briefe. — „Die Mythenauslegung Uhlands ist, nicht in Einzelheiten, sondern im Kerne unhaltbar."
Seemüller J., Sütterlin: Die deutsche Sprache der Gegenwart.
Rieß John, Schiepek: Der Satzbau der Egerländer Mundart.
Strauch Ph., Ullrich: Robinson und Robinsonaden.
Arnold R. F., Meyer: Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts. — Mit Berichtigungen im Einzelnen.
Köster A., Laubmann-Scheffler: Die Tagebücher des Grafen Platen. — Tadelt den fehlerhaften Textabdruck.
Steinmeyer E., Schmidt: Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart. — Ablehnend.
Fischer H., Urban: Owenus und die deutschen Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.** 15. Jahrgang.

Heft 1. Zschalig H., Mundartliches aus der Rochlitzer Pflege.

Grünwald E., Die Montgomery-Scenen in Schillers Jungfrau von Orleans und ihr klassisches Vorbild. — Ilias 21. Buch.

Glöde O., Voigt: Die Dichter der Tannengesellschaft.

Heft 2. Vogel Th., Nüchterne Erwägungen über Goethes Spinozismus.

Hodermann M., Socialpolitische Randbemerkungen zu Goethes Götz von Berlichingen.

Heft 3. Sprechzimmer. Hatfield J. T., Zu Goethes „Hermann und Dorothea" (7, 492). — Wagler, Zu Körners Zrinv. I. Vers 118 lautet im Manuskript „Und Wien soll seine Todesfackel brennen".

Heft 4. Grünwald E., Zur Rudenzhandlung in Schillers Wilhelm Tell.

Arx W. von, Ein ungedruckter Brief Nikolaus Lenaus. — An L. von Post aus New-York (1838).

Sprechzimmer. Düntzer H., Eine bestrittene Fälschung des großen Fälschers Jakob Michael Lenz.

Komorzynski Egon von, Zwei Vorläufer von Webers Freischütz. — Mit Nachtrag in Heft 5.

Heft 5. Kopp A., Die Strophen Johann Christian Günthers in systematischer Übersicht.

Gloël H., Volksetymologie in Familiennamen, besonders am Niederrhein.

Reuschel K., Petsch: Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen. — Mit Nachträgen.

Heft 6. Rodenbusch, Dialektwörter aus der Umgegend von Kreuznach.

Twele H., Ein Sänger des Deutschtums im Elsaß. — Christian Schmitt.

Steffen E., Ein Beitrag zur Erläuterung des Uhlandschen Gedichtes Merlin der Wilde.

Sprechzimmer. Düntzer H., Der böse Geist hinter Gretchen in der Domscene. Faust. I. — Lichtenheld A., Die Einleitungsstrophe der „Künstler".

Heft 7. Pospischil Maria, Gewinnt oder verliert Faust seine Wette?

Müller Karl, Goethes Dichtung und Wahrheit in der Schule.

Würtemberg E, Schicksale eines Volksliedes. (Drei Lilien.)

Sprechzimmer. Spälter, Wohlauf die Luft geht frisch und rein. — Draheim H., Zu Goethes Pandora, 107 ff. — Heintze A., Zu Chamissos Gedicht „Berlin. Im Jahre 1831".

Heft 8. 10. Voll H., Über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart.

Rödel R., Schillers Ballade als Vorbereitung für die Lektüre der Dramen.

Kemmer K., Der Faustgedanke im Altertum.

Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerlitteratur.

Heft 9. Rindskopff S., Der sprachliche Ausdruck der Affekte in Lessings dramatischen Werken.

Windel R., Zur Geschichte des Schuldramas.

Reuschel K., Weitbrecht: Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. — Stellt Abhängigkeit von Bartels fest.

Heft 10. Matthias Th., Zur Geschichte unserer Wochentage.

Prahl H., Das Volkslied.

Studien zur **vergleichenden Litteraturgeschichte.** Erster Band.

Heft 1. Meune K., Briefe Franziskas von Hohenheim an den hallischen Kanzler August Hermann Niemeyer.

Reuschel K., Friedrich Hebbel und Théophile Gautier.

Kircher E., Platens Polenlieder.

Hatch J. C., Der Einfluß Shaftesburys auf Herder.

Henkel H., Goethe und die Bibel.

Voßler K., Zu Goethes „Generalbeichte".

Stiefel A., Lebermann: Belisar in der Litteratur der romanischen und germanischen Nationen.

Jantzen H., Gotthelf: Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts. — Mit Ergänzungen.

Heft 2/3. Zeiger Th., Beiträge zur Geschichte der deutsch-englischen Litteraturbeziehungen. 1. Die deutsche Litteratur in England am Schlusse des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. 2. Campbells Stellung zur deutschen Litteratur. 3—5. Wordsworth, Southey, Shelley.

Jellinek A., Bibliographie zur vergleichenden Litteraturforschung.

Heft 2. Hoffmann-Krayer E., Die Entwicklung des Naturgefühls in deutscher Dichtung und Kunst.

Stanger H., Der Einfluß Ben Jonsons auf Ludwig Tieck. 1. Tiecks Übersetzungen und Nachahmungen Ben Jonsons 1793—1800.

Arnold R. F., Zur Bibliographie Charles Sealsfields.

Distel Th., Tilly beim Leipziger Totengräber. Studie zu einer Stelle in Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges.

Bormann W., Maydorn: Der moderne Realismus.

Heft 3. Stanger H., Aus Briefen von August Wilhelm Schlegel.

Funck H., Johann Georg Zimmermann über Hölty.

Arnold F., Gabriel: Friedrich von Heyden.

Zeitschrift des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.** Jahrgang 16.

Nr. 3. 4. Dunger H., Hermann Riegel.

Beilage zu Nr. 3. Übersichtstafel der Verdeutschungen von „Interesse" und seiner Sippe.

Nr. 3. 5. Merian-Genast H. und J. E. W., Nachträge zu „Deutscher Sprache Ehrenkranz".

Nr. 5. Rudolph K., „Gottsched der Deutsche".

Pietsch P., Thiele: Luthers Sprichwörtersammlung.

Nr. 6. Scheffler K., Bezeichnungen des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen den Eltern eines Mannes und denen seiner Frau.

Nr. 7/8. Graef E., Dieses Medizinerdeutsch.

Nr. 9. Scheffler K., Bericht über die Hauptversammlung in Straßburg.

Nr. 10. Schumacher, Ein überflüssiger Abschnitt in dem amtlichen Büchlein für die deutsche Rechtschreibung.

Wissenschaftliche Beihefte zur **Zeitschrift** des **Allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Heft 20.

Kluge F., Ein Reichsamt für deutsche Sprachwissenschaft.

Behaghel O., Brauchen wir eine Akademie der deutschen Sprache.

Pietsch P., Nachwort.

Americana Germanica. Vol. III. No. 3/4.

Schmidt F. G. G., Syntax der Rieser Mundart.

Shumway D. B., Egestorffs Translation of Klopstocks Messias compared with other early english Translations.

Kurrelmeyer W., J. Walthers „Fourth Group" of Bible Translations.

Prettyman E. W., Goethes Vorklage.

Hatfield J. T. and Hochbaum E., The influence of the American revolution upon German literature.

Eastman E. W., Hauffs Lichtenstein.

The Journal of **Germanic Philology.** Vol. III. No. 4.

Brooks N., The Lamentations of Mary in the Frankfurt group of Passion plays.

Allen Ph., Wilhelm Müller and the German Volkslied. III.

Francke K., A romantic element in the prelude to Goethes Faust.

Zeitschrift für **deutsche Wortforschung.**

Band 1. Heft 4. Maier G., Das ge-Partizip im Neuhochdeutschen.
Much R., Germanische Völkerschaftsnamen in sagenhafter Deutung.
Stosch J., Zur Syntax der Präpositionen.
Paul H., Atem.
Nachträge: Leitzmann A., Meyer Rich. M., Stosch J., Kluge F., Der Übermensch. — Behaghel O., Kluge F., Philister.
Band 2. Heft 1. 2. Gombert A., Meyer: Vierhundert Schlagworte. — Anerkennend. Mit zahlreichen Berichtigungen und Ergänzungen.
Heft 1. Bohnenberger K., Zur Wortgeographie.
Weise O., Die Wortdoppelung im Deutschen.
Matthias Th., Neue und ergänzende Belege aus Christian Weise.
Meyer R. M., Die Umbildung fertiger Worte.
Kluge F., Rotwelsche Zahlworte.
Rollier A., Berner Mattenenglisch.
Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz.
Heft 2/3. Stulz E., Die Deklination des Zahlwortes zwei vom 15. bis 18. Jahrhundert.
Müller Carl, Materialien zur neuhochdeutschen Wortbildung. I.
Kluge F., Heimweh.
Heft 3. Meisinger O., Die Rappenauer Mundart.
Lenz Ph., Die Interjektion des Niesens.
Hertel L., Zimbrisches Hochzeitsgedicht. 1854.
Weise O., Wunderlich: Der deutsche Satzbau.

Zeitschrift für **hochdeutsche Mundarten.** 2. Jahrgang. Heft 1/2.
Gartner Th., Texte in Wiener Mundart.
Singer S., Sprache und Werke des Nicolaus Manuel.
Heilig O., Stücke aus einem Schauspiel des 18. Jahrhunderts.
Weise O., Prügeln und sinnverwandte Ausdrücke.
Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten.

Deutsche Mundarten. Band 1. Heft 4.
Nagel J. W., Zur Geschichte des qualitativen Lautwertes von germanisch e (ahd. mhd. â) in der deutschen Sprache.
Mentz F., Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für 1898 und 1899 nebst Nachträgen aus früherer Zeit.
Nagl J. W., Rundschau. (Über die deutsche Musteraussprache. Besprechung zahlreicher Schriften und Aufsätze zur Sprachgeschichte und Mundartenforschung.)

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Sprache** in **Zürich.**
Heft 6. Tappolet E., Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.**
14. Jahrgang. Nr. 9. (Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals.)
Hellmer E., Das Wiener Goethe-Denkmal.
Buck H., Goethe und Königin Friederike von Hannover. — Mit Faksimiles der an die Fürstin gerichteten Schreiben Goethes.
Ruland K., Goethe und Castelli.
Schmidt E., Auch ein Beitrag zur Goethe-Litteratur. — Henriette Hunger, die Köchin Frommanns in Jena.
Minor J., Zum zweiten Teil des Goethischen Faust.
Weilen A. von, Goethe und seine Besucher.
Payer R. von, Goethe an Metternich. — 11. Januar 1825 mit Faksimile des Briefes.
Der Wiener Goethe-Verein.

Das Heft enthält außerdem Beiträge von Ferdinand von Saar, Paul Heyse, Marie Ebner-Eschenbach in Faksimiles.

Nr. 10/12. Karl Julius Schröer.

Die Enthüllung des Goethe-Denkmals in Wien.

Ruland C., Goethes Privilegien gegen den Nachdruck seiner Werke.

15. Jahrgang. Nr. 1—6. Rollett H., Goethe im Jahre seines Todes in einer Wiener Zeitschrift.

Nr. 1/2. Minor J., Erlebtes und Erlerntes im Faust.

Nr. 5/6. Petak A., Über Goethes „Palaeophron und Neoterpe."

Nr. 7/8. Morris M., Goethes Achilleis.

Eine Goethe-Reliquie aus dem Süden unserer Monarchie. — Über den Besuch von F. V. Schmitzhausen bei Goethe. Faksimile eines Autogramms von Goethe.

Monatsblätter für **deutsche Litteratur.** V.

Nr. 7. Wünsche A., Schillers Plan einer Friedericiade.

Nr. 5. Knodt K. E., H. Carmer.

Nr. 6. Esbach F. C., Fedor von Köppen.

Egyetemes philol. közlöny. Band 24.

Heft 1. Schullerus A., Über Volkspoesie und volkstümliche Poesie.

Archiv für das **Studium** der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.**

106. Band. Heft 1/2. Meyer R. M., Zu Goethes Sprüchen.

Conrad H., F. Vischer und Dorothea Tieck als Macbeth-Übersetzer. — Mit dem Endergebnis: „Die Macbeth-Übersetzung von Vischer ist eine klassische, die von D. Tieck eine wertlose Arbeit."

Mangold W., Jugendgedichte Friedrichs des Großen aus der Rheinsberger Zeit (1736—1738) nach Manuskripten im Königlichen Archiv zum erstenmal herausgegeben. II. (Schluß.)

Bolte J., Zum Liederbuche Christofs von Schallenberg.

Bolte J., Noch einmal Hiobs Weib. — Zu Archiv 99, 418.

Heft 3/4. Consentius E., Zur Quellenfrage von Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Herzfeld G., Zur Geschichte von Bürgers Lenore in England.

Stanger H., Zwei englische Faust-Übersetzer. — Briefe von Talbot und Birch an W. Schlegel.

Much R., Kluge: Etymologisches Wörterbuch.

Berger A. E., Golz: Genovefa.

Minde-Ponet G., Waniek: Gottsched.

Prem S. M., Werner: Vollendete und Ringende.

Band 107. Heft 1. 2. Kopp A., Jörg Grünwald, ein dichtender Handwerksgenosse des Hans Sachs.

Elster E., Weltlitteratur und Litteraturvergleichung.

Petsch R., Neue Litteratur zur Volkskunde.

Meyer R. M., Schönbachs gesammelte Aufsätze.

Die neueren Sprachen. 9. Band.

Heft 1. Lenz R., Über Ursprung und Entwicklung der Sprache. IV. (Schluß.)

Litteraturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.** Jahrgang XXII.

Nr. 1. Muncker F., Drescher: Gemerkbüchlein des Hans Sachs. Nürnberger Meistersingerprotokolle.

Nr. 2. Behaghel A., Sütterlin: Die deutsche Sprache der Gegenwart.

Sulger-Gebing E., Borinski: Lessing.

Schläger G., Bolte und Polle: Deutsche Kinderreime.

Nr. 3/4. Lambel H., Murko: Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik.

Glöde O., Kemmer: Lautstand der Aschaffenburger Kanzleisprache.

Nr. 5. Arnold R. F., Schönbach: Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur.

Nr. 6. Schlößer R., Minde-Pouet: H. von Kleists Sprache und Stil.

Woerner R., Wolf und Schweizer: Platens Werke. Kettner: Schillers dramatische Entwürfe. Stickelberger: Parallelstellen bei Schiller.

Publication of the **Modern Language Association.** XVI.

Nr. 1. Faust A. B., The problematic hero in German fiction.

Carruth H., Lessings Treatment of the story of the ring and its teaching.

Hatfield J. T., A note on the prison scene in Goethes Faust.

Modern Language Notes. XV.

XV. Nr. 7. 8. Valentin V., Die Antezedentien der Helena in Goethes Faust.

Nr. 7. Walz, The origin of the word „Räzel" in Goethes Dichtung and Wahrheit.

XVI. Nr. 1. Schilling, Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben.

Nr. 2. Allen, A Volkslied as source of Wilhelm Müllers songs.

Walz, The Folklore Elements in Hauptmanns „Die versunkene Glocke".

Nr. 4. Gerber, Helena and Homunculus a critical examination of Valentins Hypothesis and its last defense.

Englische Studien. 29. Band.

Heft 1. Bobertag F., Popes Verhältnis zur Aufklärung des 18. Jahrhunderts.

Heft 2. Kraeger H., The german spy. (1738). — Englische Reisebriefe aus Deutschland und deren Beziehungen zu der Hamburgischen Wochenschrift „Der Patriot" (1725—1727).

Michelsohn J., Gehirn und Sprache.

Anglia. Band XXIII.

Heft 4. Thomas N. W., Zur Etymologie von Maske.

Zeitschrift für **französische Sprache** und **Litteratur.** Band 23. Heft 1 und 3.

Sachs C., Goethes Beschäftigung mit französischer Sprache und Litteratur.

Zeitschrift für **romanische Philologie.** XXV. 1.

Blöte J. F. D., Der historische Schwanritter.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur.**

VII. und VIII. Bandes 1. Heft. Vogel Th., Goethes Schema einer allgemeinen Naturlehre.

Opitz R., Wurzbach: Bürger. — Ablehnend.

Stock O., Fichte als Herold und Vorbild echter Vaterlandsliebe.

Heft 2—7. Hoppe W., Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit.

Heft 3. Vogel P., Zum deutschen Unterricht.

Heft 4. Ladendorf O., Köster: Schönaichs Die ganze Ästhetik in einer Nuß.

Heft 5. Horn W., Deutsche Wörterbücher.

Fries C., Leitzmann: Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt.

Heft 6/7. Zielinski Th., Die Tragödie des Glaubens. Betrachtungen zu Immermanns Merlin.

Heft 8. Götze A., Rotwelsch. — Nach Kluge.
Wohlrab M., Der Aufbau der Handlung in Goethes Iphigenie.

Zeitschrift für **Pädagogische Psychologie** und **Pathologie.** 3. Jahrgang.

Heft 1. Hase K. von, Die psychologische Begründung der religiösen Weltanschauung im 19. Jahrhundert.
Heft 2. Stahl F., Spohr W., Feld D., Die Kunst im Leben des Kindes.

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.** 55. Jahrgang.

Februar—März. Seiler F., Welchen sachlichen Wert hat Lessings Hamburgische Dramaturgie für die Gegenwart?

Blätter für das **Gymnasialwesen.** 36. Band. Heft 1/2.

Voll F., Ein verschollenes Gedicht des Humanisten Jakob Locher (Philomusus) über den großen Brand in Passau. 1512.

Gymnasium. 19. Band.

Nr. 7. Busch Th., Zum Grundgedanken zweier Balladen Schillers.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.** 52. Jahrgang.

Heft 1. Muth R. von, Mayr: Litterarhistorisches Lesebuch. II.
Heft 2. Minor J., Rubensohn: Griechische Epigramme in deutschen Übersetzungen des 16. Jahrhunderts. — Ausführliches Referat der Einleitung. Gründliche Erörterung der Metrik Hungers.
Heft 3. Duschinsky W., Über die Quellen von Kleists Prinzen von Homburg.
Streintz F., Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.
Weilen A. von, Erhard: Grillparzer.
Heft 5. Spengler F., Hilfsbücher für den deutschen Aufsatz.
Heft 8/9. Streinz F., Uhl: Das deutsche Lied.

Lehrproben und **Lehrgänge.**

1900. Nr. 65. Sütterlin L., Die deutsche Sprache der Gegenwart.

Neues Korrespondenzblatt für die **Gelehrtenschulen Württembergs.** VII.

Nr. 10. Baumeister, Gaede: Schillers Abhandlung Über naive und sentimentalische Dichtung.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Jahrgang 11.

Heft 1. Horn E., Zur Geschichte der Privatdozenten. Eine Studie.
Heft 2. Schneider M., A. Reyhers Schulgesetze für das Gymnasium illustre in Gotha aus dem Jahre 1641.
Heft 3. Fluri A., Die bernische Schulordnung. Zum erstenmale herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen.
Heß J. W., Ordnung der deutschen Schule zu Barfüßern in Basel 1597.
Hunziker O., Die Lehrer Pestalozzis.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.** 10. Band.

Heft 1/2. Die Erwerbung der preußischen Königswürde und die Begründung des Toleranzstaates.
Kayser R., Die Anfänge der Toleranz in Holstein unter Friedrich III. Ein Beitrag zur Geschichte der Remonstranten.
Kvačala J., Die Korrespondenz des Comenius.
Keller L., Eine halb verschollene Schrift Johann Jakob Mosers über den religiösen Charakter der Freimaurerei.
Heft 3/4. Keller L., Zur Geschichte des deutschen Journalismus.
Keller L., Waldenser und Reformierte im 18. Jahrhundert.

Heft 5/6. Hausmann J., Graf Zinzendorf, der Stifter der Brüdergemeinde. Festrede.

Keller L., Sebastian Francks Aufzeichnungen über J. Denck († 1527) aus dem Jahre 1531.

Heft 7/8. Keller L., Graf Albrecht Wolfgang von Schaumburg-Lippe und die Anfänge des Maurerbundes in England, Holland und Deutschland.

Hermann Th., Immanuel Kant und die moderne Mystik.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Philosophie.**

2. Abteilung. Für systematische Philosophie. VII. 1. 2. Goldschmidt L., Kants Widerlegung des Idealismus.

Erdmann B., Die psychologischen Grundlagen der Beziehungen zwischen Sprechen und Denken.

2. Platzhoff E., Persönlichkeit und Werk. Zu einer Theorie der Biographie.

Philosophisches Jahrbuch. 14. Jahrgang. 1. 2. Heft.

Donat J., Zur Frage über den Begriff des Schönen. (Fortsetzung.)

Vierteljahrsschrift für **wissenschaftliche Philosophie.** 25. Jahrgang.

Heft 1. Barth P., Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts.

Heft 2. Külpe O., Zu Gustav Theodor Fechners Gedächtnis.

Zeitschrift für **Psychologie** und **Physiologie** der **Sinnesorgane.** Band 25. Heft 3.

Lipps Th., Psychische Vorgänge und psychische Kausalität.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.** Band 118. Heft 1.

Volkelt J., Beiträge zur Analyse des Bewußtseins.

Siebeck H., Das Problem der Freiheit bei Goethe. — Erörtert überhaupt Goethes Stellung zur Philosophie.

Hamann R., Das Problem des Tragischen.

Zeitschrift für **Philosophie** und **Pädagogik.** 8. Jahrgang. Heft 1—5.

Flügel O., Die Bedeutung der Metaphysik Herbarts für die Gegenwart.

Kantstudien. Band 6.

Heft 1—3. Marschner F., Kants Bedeutung für die Musik-Ästhetik der Gegenwart. I.

Heft 1. Eucken R., Thomas von Aquin und Kant. Ein Kampf zweier Welten.

M., Kants Briefwechsel. Zweiter Band (1789—1794).

Luther und Kant.

Heft 2/3. Kabitz W., Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre aus der Kantischen Philosophie. Mit bisher ungedruckten Stücken aus Fichtes Nachlaß.

Zeitschriften für Kunst und Musikgeschichte.

Zeitschrift für **bildende Kunst.** 12. Jahrgang. Heft 9.

Witkowski G., Ein unbekanntes Bildnis Heinrichs von Kleist. — Zu dem Abdruck eines bisher unbekannten Kleistbildes, das Rudolf Lothar bei den Fräulein Krug in Leipzig, den Enkelinen von Wilhelmine Krug, gefunden hat, giebt Witkowski die nötigen biographischen Aufklärungen. Er zeigt, daß die bisher

bekannten Bildnisse: der Stich von Sagert, ungenau ausgeführt nach dem Miniaturgemälde von Krüger (1801), — beide sind in Reproduktionen beigegeben — kein getreues Porträt des Dichters darbieten. Das neue Bild setzt Witkowski in das Jahr 1806 und vermutet, Kleist habe damals, als er freundschaftlich mit dem Ehepaar Krug verkehrte, das Bild seiner ehemaligen Braut Wilhelmine geschenkt. „Innig spricht uns der Kleist jener Jahre aus dem Porträt an. Sein Äußeres kündet von dem Komplex seltener Geistes- und Gemütsgaben, von dem Schicksal, das durch die widerspruchsvolle Eigenart bedingt wurde." In diesem (von Witkowski sorgfältig gewürdigten) Bilde stehe erst der Schöpfer der Penthesilea vor uns. Es muß ein begabter Künstler gewesen sein, wahrscheinlich ein Königsberger Maler, „der diese Individualität so sicher zu erfassen und wiederzugeben vermochte".

Monatshefte für **Musikgeschichte.** 32. Jahrgang.

Nr. 1. Kade O., Abraham Prätorius. — Ein mecklenburgischer Tonsetzer des ausgehenden 16. Jahrhunderts.

Nr. 2. Eitner R., Die Hofkantorei unter Herzog Ludwig von Württemberg.

Nr. 3. Eitner R., Riemann: Geschichte der Musik seit Beethoven.

Nr. 4/5. Stöbe P., Die Kantoren und Organisten in Sonnenwalde im 16. und 17. Jahrhundert.

Zeitschrift der **internationalen Musikgesellschaft.**

1901. 11. Albert H., Eine Nationalhymnenversammlung.

Neue Musikzeitung. (Stuttgart.)

XXI. Nr. 18. 19 Baumgärtner A., Vor hundert Jahren. Eine Münchener theatergeschichtliche Studie.

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Centralblatt für **Bibliothekswesen.** 18. Jahrgang.

Heft 1/2. Kühnemann E., Zur Aufgabe der vergleichenden Litteraturgeschichte. — Besprechung des Buches von Betz mit selbständigen Ausführungen.

Wegener F., Beiträge zur Inkunabeln-Bibliographie.

Kohfeldt, Ueber Bibliotheksbenutzungen im 17. Jahrhundert.

Falk F., Zur Mainzer Bibliographie des 16. Jahrhunderts.

Heft 3. Roth F. W. E., Zur Geschichte der Eltviller Buchdruckerei 1467—1476.

Heft 4. Wyß A., Gutenbergs Cisianus zu Dutsche

Heft 5. Zimmermann P., Zur Geschichte der Waisenbuchhandlung in Braunschweig (1755—1786).

Falk F., Jakob Merstetter, Adam Gelthuß und Johann Faust.

Heft 7. Schwenke P, Gutenberg und die Typen des Türkenkalenders.

Heft 8/9. Verhandlungen der 2. Versammlung des Vereins deutscher Bibliothekare in Gotha 1901. (Darunter: Berghöffer Ch., Über eine Bibliographie der deutschen Zeitschriftenlitteratur vor dem Jahre 1896. — Schulze A., Korreferat.)

Heft 10. Zedler G., Ein neu aufgefundener Gutenbergdruck.

Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten. Heft 13. (Beiträge zur Kenntnis des Schrift-, Buch- und Bibliothekswesens. 5.)

Schwenke P., Zur altpreußischen Buchdruckergeschichte. 1492—1523. (Zweiter Artikel.)

Conrad G., Die Adam Gelthussche Inschrift zu Ehren Johann Gutenbergs.

Gerlach G., Der Drucker und die Ausgaben der Kölner Bilderbibel.

Schreiber W. L., „Hütet Euch vor den Katzen". (Holzschnitt aus dem Anfang des 16 Jahrhunderts.)

Mitteilungen des **österreichischen Vereins** für **Bibliothekswesen.**

V. Jahrgang.

Nr. 1. Ahn F., Johann Mannels lateinische Druckwerke (1575—1605). Ein Beitrag zur Bibliographie in Österreich-Ungarn. (Schluß.)

Weilen A. von, Zur Wiener Theatergeschichte. (Schluß.)

Nr. 2. 3. Wilhelm F., Die historischen Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Innsbruck.

Nr. 2. Ein österreichisches Anonymen- und Pseudonymen-Lexikon.

Nr. 3. Hittmaier A., Hehlnamen salzburgischer Schriftsteller.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.**

IV. Jahrgang. Heft 12. Hermann G., Zur Geschichte der neueren deutschen Karikatur.

Sudhoff K., Die Herkunft des Straßburger Druckers Johannes Grüninger.

V. Jahrgang. Heft 1. Tille A., Goethes Faust auf der deutschen Bühne.

Witwosti G., Klassiker-Ausgaben.

Petsch R., Das Rockenbüchlein.

Heft 2. Zobeltitz F. von, Das Plantin-Moretus Museum.

Kellen T., Bücherwidmungen.

Heft 3. Ebstein E., Bürger-Bilder. Eine Zusammenstellung der Gottfried August Bürger darstellenden Ölbilder, Kupferstiche, Schattenrisse und Zeichnungen mit Verwertung neuen und unbekannten Materials.

Zarotzky O., Einige Nachträge zu Merlos Ulrich Zell.

Akademieschriften und Verwandtes.

Bericht über die am 4. März 1901 von der **Gesellschaft** zur **Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst** und **Litteratur** in **Böhmen** aus Anlaß ihres 10jährigen Bestandes abgehaltene Festsitzung. Mit einer Übersicht der Leistungen der Gesellschaft während des Dezenniums 1891—1900.

Sauer A., Graf Kaspar Sternberg und sein Einfluß auf das geistige Leben in Böhmen.

Berichte des **freien deutschen Hochstiftes** zu **Frankfurt** am **Main.** Neue Folge. Band 17.

Heft 1. Roethe G., „Dichtung und Wahrheit".

Heft 2. Bellermann L., Schillers Entwurf eines Gedichtes zur Jahrhundertwende.

Porsch R., Der altdeutsche Minnegesang und die Göttinger Dichter, insbesondere G. A. Bürger.

Koch M., Neue Goethe- und Schillerlitteratur. XXI.

Sitzungsberichte der **kaiserlichen Akademie** der **Wissenschaften** in **Wien. Philosophisch-historische Klasse.** Band 142.

Schönbach A., Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt. Zweites Stück: Zeugnisse Bertholds von Regensburg zur Volkskunde. — Behandelt auf Grund der sorgfältigst verwerteten alten Zeugnisse, nämlich der handschriftlichen lateinischen Predigten Bertholds, mehrere Gebiete der Volkskunde und Kulturgeschichte im allgemeinen. Werwolf, Sterbekerze, Wahrsagekunst, Holden und Unholden, Bilwiß, Maren, Truten, Zauber, Aberglauben, hiebei ein gelehrter Exkurs S. 35—50 über Betonica officinalis, Spielleute, Volkslied, Kinderspiel, Märchen, Wunschdinge, Sprichwörter, Redensarten. S. 105 f. wird die Redensart „ein x für ein u machen" neu beleuchtet. Hochzeitsbräuche, Neujahrs- und Osterbräuche, Maikönigin, Leitkauf, Bahrrecht, Diebszeichen, S. 123—130 eine lehrreiche Übersicht über die gesamten deutschen Segensformeln und abergläubischen Beschwörungen, die in vier Hauptgruppen gesondert werden. Zahlreiche „Beigaben" bringen Belege

aus anderen Handschriften des Mittelalters zu Volksbrauch und Aberglauben. Schönbach verfolgte mit dieser ergebnisreichen Arbeit auch die Absicht, durch das gegebene Beispiel „den Fachgenossen, die sich um die Sammlung des heute lebenden volkstümlichen Aberglaubens bemühen, dringendst nahezulegen, auch die frühere Überlieferung, die Handschriften des Mittelalters in ihre Studien einzubeziehen".

Sitzungsberichte der **königlich preußischen Akademie** der **Wissenschaften.**

1900. XLV. Schmidt Erich, Das Verhältnis der deutschen Volksschauspiele zu Marlowes Tragical history of Dr. Faustus.

1901. IV. Berichte über die wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie.

Göttingische gelehrte Anzeigen. 163. Jahrgang.

Nr. 4. Tupetz Th., Schweizer: Die Wallensteinfrage in der Geschichte und im Drama.

Abhandlungen der **philologisch-historischen Klasse** der **königlich sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften.** Band XXI. Nr. I.

Sievers E., Metrische Studien. I. Studien zur hebräischen Metrik. 1. Untersuchungen. — Am Eingange dieser Studien steht ein umfängliches Kapitel „Vorerörterungen zur allgemeinen Rhythmik", das seine Beispiele fast durchwegs aus der neueren deutschen Dichtung nimmt. Auch in den folgenden Untersuchungen geht Sievers vielfach von neuhochdeutschen Versen und dem Satzaccent deutscher Mundarten aus.

Bericht über die **Verhandlungen** der **königlich sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften** in **Leipzig.** Philosophisch-historische Klasse. 52. Band.

Brugmann K., Über das Wesen der sogenannten Sprachzusammensetzung. Eine sprachpsychologische Studie.

Sitzungsberichte der **königlich böhmischen Gesellschaft** der **Wissenschaften.**

Mourek V. E., Zum Prager Deutsch des 14. Jahrhunderts. — Druckt aus dem ältesten Prager Stadtbuch 20 Aktenstücke privaten Charakters von 1324—1419 ab, zergliedert ihren Lautstand und zeigt, daß die Prager Umgangssprache, die in diesen Stücken unverfälscht vorliegt, mit der Kanzleisprache der Luxemburger völlig übereinstimmt und so mit dieser eine Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache bildet.

52. Bericht der **Lese-** und **Redehalle** der **deutschen Studenten** in **Prag.**

Ehrenfels Ch. Freiherr von, Die Wertschätzung der Kunst bei Wagner, Ibsen und Tolstoj.

Monatsblätter des **wissenschaftlichen Klubs** in **Wien.** XXII.

Nr. 4. Arnold R. F., Drei Typen des historischen Volksliedes der Deutschen.

Börsenblatt für den **deutschen Buchhandel.**

1900. Nr. 150. 151. 1901. Nr. 14. 15. Pech T., Übersetzungen aus dem Deutschen in die slavischen und andere osteuropäische Sprachen.

1901. Nr. 1. 3—5. 8. 15. 16. Internationale Statistik der Geisteswerke.

Internationale Buchhändlerakademie.

1900. I. Traut L. Th., Lessings Elternhaus.

Pietsch L., Erinnerungen an Theodor Storm.

Zeitschriften für Volkskunde.

Zeitschrift des **Vereins** für **Volkskunde.** 11. Jahrgang.

Heft 1—3. Bacher J., Von den deutschen Grenzposten Lusérn im wälschen Südtirol. (Fortsetzung.) — Sagen von Hexen und Truten.

Regelein J. von, Die Reise der Seele ins Jenseits. — Sagen.

Heft 1. Weinhold K., Über die Bedeutung des Haselstrauchs im altgermanischen Kultus- und Zauberwesen.

Raff Helene, Geschichten aus Bamberg.

Blümml K. E. und Rott A. J., Die Verwendung der Pflanzen durch die Kinder in Deutschböhmen und Niederösterreich. — Kinderreime, Bräuche.

Hartung O., Bastlösereime aus Anhalt.

Reichhardt R., Sagen aus Nordthüringen.

Schütte O., Braunschweigische Volksreime.

Kleine Mitteilungen. Wossidlo R., Viehsegen aus Mecklenburg. Jahn U., Segen aus Preußisch-Litauen.

Bolte J., Vogt: Die schlesischen Weihnachtsspiele.

Bolte J., Hoffmann von Fallersleben: Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Auflage ed. Prahl. — Mit Nachträgen.

Heft 2. Zachariae Th., Zu Goethes Parialegende.

Drechsler P., Der Wassermann im schlesischen Volksglauben.

Heft 3. Bolte J., Ein dänisches Märchen von Petrus und dem Ursprunge der bösen Weiber. — Mit Berücksichtigung der deutschen Fassungen.

Hauffen A., Das deutsche Spottlied auf die Flucht des Königs Heinrich von Polen. 1574.

Reissenberger K., Zu dem Volksliede von der Tochter des Kommandanten zu Großwardein.

Kleine Mitteilungen. Zachariae Th., Und wenn der Himmel wär Papier. — Schütte O., Das Hänseln im Braunschweigischen. — Zeller G., Der Nikolausabend am Abersee im Salzburgischen. — Jahn U., Sagen vom Rübezahl. — Schütte O., Braunschweigische Sagen.

Das deutsche Volkslied. 3. Jahrgang.

Heft 2. Pommer J., Weihnachtslied. — Aus Schladming in Steiermark. 1818.

Blümml E. K., Deutsche Nachtwächterlieder. (Fortsetzung.)

Heft 3. Dunger H., Begriff und Wesen des Volksliedes.

Kohl F. J., Totenlieder aus Oberfröschau.

Heft 4. Hauffen A., Volkstümliches Lied und Volkslied.

Heft 5—8. Ditfurth F. W. Freiherr von, Poesie alten deutschen Volksglaubens, besonders in Bezug auf Brauch und Sitte. (Fortsetzung.)

Pommer J., Was ist das Volkslied?

Heft 6. 7. Nagl J. W., Die „mögliche Art" der Mitvergangenheit für die „anzeigende" im Sprachgebrauch echter alter Volkslieder.

Heft 6. 8. Gulden A., Das deutsche Volkslied.

Mitteilungen und **Umfragen** zur **Bayerischen Volkskunde.**

6. Jahrgang. Nr. 4. Brenner O., Über Volkskunst.

7. Jahrgang. Nr. 1. Petsch R., Ein paar Pfälzer Volkslieder.

Über Pflanzen im Volks- und Kinderleben.

Nr. 2. Rauch G., Zu den Pfälzer Volksliedern.

Nr 2. 3. Petsch R., Volkskunde auf dem Friedhof.

Nr. 3. Ein Pfälzer Volkslied.

Deutsche Volkskunde aus dem **östlichen Böhmen.**

Eine neue Zeitschrift, die in zwangloser Folge von 2—4 Heften im Jahr erscheinen soll und nicht nur die Volkskunde, sondern heimische Forschung und

Dichtung überhaupt berücksichtigen will. Sämtliche Beiträge stammen von dem Herausgeber Eduard Langer selbst her.

Band 1. Heft 1/2. Goethe im Braunauer Ländchen und im Riesengebirge. Volkstümliche Dichtung. — Über Naturdichter im Adlergebirge Sagen. — Hochzeitsgespräche. — Kinderlieder.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde.

4. Jahrgang. Nr. 6. Uhl H., Absroth. (Schluß.) — Sprichwörter. Kinderlieder. Namen. Mundart.

5. Jahrgang. Nr. 1. 5. Egerländer Sprichwörter und Redensarten.

Nr. 1. John A., Johann Andreas Schmeller.

John A., Egerländer Volksaberglaube. 1679.

Nr. 3/4. John A., Das festliche Jahr in Sitte und Brauch des Egerlandes.

Beilage: Mitteilungen aus dem städtischen Museum. 1. Jahrgang. Nr. 1.

John A., Georg Schmid. — Egerländer Schriftsteller.

Blätter für Hessische Volkskunde.

2. Jahrgang. Nr. 3. 4. Schulte O., Weihnachten auf dem Lande in Oberhessen.

Strack A., Festtage.

3. Jahrgang. Nr. 1. 2. Horn W., Die Natur im Glauben des Volkes.

Nr. 2. Falck, Alt-Friedberger Kinderspiele.

Nr. 3. Dieterich A., Himmelsbriefe.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 7. Jahrgang.

Heft 1. Ankert H., Roland-Sprüchlein.

Heft 2. Urban M., Dreikönigslieder am Fuße des Böhmerwaldes.

Heft 3. Hintner V., Das Boitrospiel, boitern. Ein Beitrag zum deutschen Kinderspiel.

Hittmaier A., Bibliographie der oberösterreichischen und salzburgischen Volkskunde. 1899.

Heft 4. Widmann J., Grabsprüche aus Salzburg.

Marx Marie, Glaube und Aberglaube im Bauernvolke des Mürzthales.

Hausotter A., Die Volkskundlichen Bestrebungen im Kuhländchen

Blätter für Pommersche Volkskunde. Jahrgang IX. Nr. 1—12.

Haas A., Aberglaube und Zeichendeuterei in Pommern während des 16. und 17. Jahrhunderts.

Knoop O., Volkstümliches aus der Tierwelt. Der Frosch.

Kusserow W., Erntegebräuche aus Charbrow.

Archut A., Pommersche Flurnamen.

Archut A., Einladung zur Hochzeit.

Haas A., Schwank und Streich aus Pommern.

Garzigar A., Volkskundliches aus Garzigar.

Asmus F., Sitte, Brauch und Aberglauben des Landmanns in der Kolberger Gegend bei Geburt und Kindtaufe.

Brunk A., Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Pommern.

Kusserow W., Hochzeitsausbitterlied aus Jamund.

Haas E., Bindesprüche von der Insel Rügen.

Haas A., Pommersche Märchen.

Beiträge zur pommerschen Volksmedizin. Zimmermannssprüche.

Knoop O., Volkstümliches aus der Tierwelt. Nachträge.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.

Heft VII. Nr. 4 und Heft VIII. Nr. 1. Drechsler, Beiträge zum Schlesischen Wörterbuch.

Nr. 5. Rehme und Vogt F., Beiträge zur Geschichte des deutschen Volksschauspiels in Schlesien. — Aus Akten der Breslauer Regierung von 1756—1834

über volkstümliche Aufführung hauptsächlich in der Grafschaft Glatz. — Neben geistlichen und weltlichen Volksschauspielen erscheinen auch oft Stücke von Kotzebue, Körner, Zschokke, Costenoble, J. von Voß und Anderen.

Heft VIII. Nr. 1. Olbrich, Aal und Schlange. Nachtrag zu den „Schlangensagen". (Heft V.)

Oehl W., Kinderreime aus Grulich.

Jantzen H., Hildebrand: Materialien zum Volkslied.

Nr. 2. Kühnau, Die Bedeutung des Brotes in Haus und Familie.

Nr. 3. Bartsch, Sagen aus Oberschlesien.

L. K., Aus dem Wölfelsgrund. — Zur Orts- und Namenkunde. Mundartliches.

Zeitschriften für Geschichte und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. VIII. Band.

Heft 2/3. Ott E., Kleine archivalische Beiträge zur Kenntnis der deutschen Agrarverhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert. II.

Binz G., Apologetische Versuche in der Geschichtsschreibung der Hexenprozesse.

Reinhardt E., Ein bürgerlicher Haushalt im Jahre 1612.

Heft 4/5. Kohfeldt G., Bücherpreise aus den letzten Jahrzehnten des Mittelalters.

Wehrmann M., Aus Inventarien pommerscher Amtshäuser und Schlösser (um 1500).

Diehl W., Die Aussagen der Protokolle der großen hessischen Kirchenvisitation von 1628 über den im Volke vorhandenen Aberglauben.

Otto E., Zur Geschichte des deutschen Fürstenlebens im 16. und 17. Jahrhundert.

Deutsche Geschichtsblätter. Band 2.

Heft 5 Hey G., Zur Ortsnamenforschung. — Mit einem Nachwort von H. Wäschke.

Heft 6/7. Gaehde Chr., Theatergeschichte. — Eine Gesamtübersicht über die Litteratur dieses Gegenstandes mit einer bibliographischen Zusammenstellung nach den einzelnen Städten.

Historische Zeitschrift. 87. Band.

Heft 1. Meinecke F., Zur Geschichte Bismarcks. I. Die Bismarcklitteratur der letzten Jahre.

Schäfer D., Bernhard Erdmannsdörfer.

Stern A., Ein apokrypher Brief des Prinzen von Preußen.

Heft 2. Fournier A., Ein Brief Napoleons I. an Marie Louise.

Historisch-politische Blätter.

Band 127. Heft 2. Bach J., Adam Weishaupt, der Gründer des Ordens der Illuminaten als Gegner des Königsberger Philosophen Immanuel Kant.

Heft 2. 8. 9. 11. Pöllmann A., Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie. IX. Martin Greifs Naturlyrik. X. XI. Rosegger. (Dessen Beziehungen zum Katholizismus.) XII. Karl May.

Heft 9. Gietmann G., Der Realismus als Prinzip der Kunst. — Besprechung des Buches von P. Sigisbert Meier.

Heft 10. Walter F., Die Freiheit der Kunst und die Sozial-Demokratie.

Band 128. Heft 1. Zwei Briefe König Ludwigs I. an Görres.

Heft 2. 6. Pöllmann A., Katholische Landschaftsdichtung. 1. Einleitung. 2. Otto von Schaching.

Heft 3. Lauchert F., Janssen-Pastors deutsche Geschichte. Band VI in neuer Auflage. — Zur Volkslitteratur des 16. Jahrhunderts.

Heft 5. Pichler A., Nationale Dichtung. — Kralits Epos „Die Amelungensage".

Heft 7/8. Paulus N., Zur Protestantisierung Mecklenburgs.

Zeitschrift für Sozial-Wissenschaft. 4. Jahrgang. Heft 1. 2.

Ammon O., Der Ursprung der sozialen Triebe.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 49. Jahrgang.

Nr. 1. Friesen von, Die Beziehungen der Vereine für Volkskunde zu den Geschichts- und Altertumsvereinen.

Nr. 2/3. Jung, Das Archiv der deutschen konstituierenden Nationalversammlung von 1848 bis 1849.

Nr. 8/9. Hager G., Die Kunstentwicklung Altbayerns.

Allgemeines.

Deutsche Rundschau. Jahrgang 27.

Heft 4. Bernhardi von, Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis (1867). Schluß.

Blennerhassett Lady, F. Max Müller.

Heft 6. Heilborn E., Unveröffentlichte Briefe des Novalis.

Heft 7. 8. Dilthey W., Die deutsche Aufklärung im Staat und in der Akademie Friedrichs des Großen. I—IX.

Heft 8—10. Elster E., Heine und Christiani. Nebst 15 bisher ungedruckten Briefen Heines und einem Briefe Immermanns.

Preußische Jahrbücher.

103. Band. Heft 1. Wolfstieg A., König Jérôme.

Thimme A., Ein moderner Anklang an die alte Romantik. — Beziehung zwischen Versen in Tiecks Sommernacht und Hauptmanns Hannele.

Sandvoß F., Walter: Archiv und Bibliothek des Nationaltheaters in Mannheim.

Heft 2. Sandvoß F., Neue Goethelitteratur. — Bölsche: Goethe im 20. Jahrhundert. — Gräf: Goethe über seine Dichtungen.

104. Band. Heft 2. Sandvoß F., Vilmar-Stern: Geschichte der deutschen Nationallitteratur. — Bespricht Sterns Fortsetzung sehr ablehnend.

Heft 3. Drews A., Das ästhetische Verhalten und der Traum.

Nord und Süd. 96. Band.

Januar. Joesten J., Gottfried Kinkel und seine rheinische Heimat.

Strack M., Ein moderner Frauenlob. — Peter Altenberg.

Februar. Irrgang G., Georg Freiherr von Ompteda. Eine Lebens- und Schaffensskizze.

März. Münz B., Zur Erinnerung an Adolf Pichler.

97. Band. Mai. Benzmann H., Johannes Schlaf.

Juni. Freiligrath-Kroeker Käthe, Gottfried Kinkel und Ferdinand Freiligrath. — Erwiderung auf den Aufsatz von Joesten.

Deutsche Revue. 26. Jahrgang.

Januar—Februar. Asten-Kinkel Adelheid von, Johanna Kinkel in England. — Mit Briefen von Gottfried und Johanna Kinkel.

April. Freiligrath-Kroeker, Ein Rhein-Idyll. Mitgeteilt aus dem Nachlaß meiner Mutter. — Aus dem Leben Freiligraths.

Schlossar A., Ottilie von Goethe und ihre Kinder. — Mit einem ungedruckten Gedichte Ottiliens „An Graf Auersperg über sein neuestes Werk Schutt".

Mai. Poschinger H. von, Bismarck und Viktor von Scheffel.

Mai—Juni. Frankl Hochwart B. von, Bekenntnisse und Erlebnisse von Anastasius Grün. Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns an Albert Knapp.

Neue deutsche Rundschau, der freien Bühne Jahrgang 12.

Heft 1. Förster-Nietzsche Elisabeth, Malvida von Meysenbug und Friedrich Nietzsche. Briefe und Erinnerungen.

Wassermann J., Die Kunst der Erzählung.

Heft 2. Briefe Jakob Burckhardts an Albert Brenner. — Mit Einleitung von Hans Brenner.

Simmel G., Stefan George. Eine kunstphilosophische Studie.

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte. 45. Jahrgang.

Januar—Februar. Stock O., Friedrich Nietzsche.

Februar. Borkowsky E., Turgenjew und Deutschland.

März. Ebart P. von, Briefe der Sophie von La Roche an den Prinzen Friedrich von Gotha-Altenburg.

April. Prem S. M., Adolf Pichler. — Mit Gedichten aus dem Nachlaß.

Mai. Achelis Th., Friedrich Ratzel.

Juni. Kirchbach W., Ernst Eckstein.

Eckstein E., Ein Blick in die Zukunft. Sprachliche Plauderei aus dem Nachlaß.

Velhagen & Klasings Monatshefte. 15. Jahrgang.

Heft 8. Kleefeld W., Der 18. Januar 1701 in der deutschen Oper. Zur Kenntnis der ältesten deutschen Opernperiode. Hamburg 1678—1738.

Heft 10. Tille A., Goethe und die deutschen Bilder zu seinem Faust.

Heimgarten. Jahrgang 25.

Heft 4. Rosegger P., Eine Erinnerung an Adolf Pichler.

Heft 6. Anzengruber-Briefe an den Herausgeber. — 1874—1886.

Heft 7. Gawalowski K., Karl Gottfried R. von Leitner.

Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen.

Eine neue belletristische und heimatkundliche Zeitschrift, die von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen herausgegeben wird.

Jahrgang 1. Heft 1. Pandler A., Gaukunde und Gaukunst.

Hauffen A., Goethe und der Egerer Magistratsrat Grüner. — Mit einem von Professor Sauer gefundenen ungedruckten Briefe Goethes an Grüner.

Horcicka A., Ein Brief Adalbert Stifters an Gustav Heckenast. — Berührt Stifters Thätigkeit im oberösterreichischen Kunstverein. Beigegeben ist eine bisher unbekannte bemerkenswerte Eingabe Stifters vom Jahre 1862 an den oberösterreichischen Landesausschuß betreffend die Errichtung einer Landes-Kunstgalerie.

Der Lotse. I.

Nr. 21. Heiberg H., Erinnerungen an Jensen, Storm und Klaus Groth.

Nr. 28. Köster A., Xenien.

Nr. 29. Leppin P., Prager Dichter.

Die Kultur. Jahrgang II. Nr. 5.

Hamann M. E., Novalis.

Deutsche Dichtung.

Band 29. Heft 8. 12. Franzos K. E., Über Georg Büchner.

Heft 9. Aus dem Nachlaß von W. Alexis. Der Graf in der Wilhelmstraße.

Heft 10 und Band 30. Heft 1. 4. Briefe von Berthold Auerbach. — An Max Ring. 1855—1867.

Litterarisches Centralblatt für Deutschland.

Nr. 1. H. A. L., Heyse: Jugenderinnerungen und Bekenntnisse.

Nr. 2. Gotthelf, Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts. — Mit Exkurs über den Namen: Gambrinus.

Nr. 9. M. K., Johann Jakob Bodmer-Denkschrift.

Nr. 12. mp. Chuquet A., Études de littérature allemande. 1. série.

Nr. 17. (Beilage Nr. 8.) Berger K., Zur Schillerfrage. — Kühnlein: Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. Weitbrecht: Schiller und die deutsche Gegenwart. Berendt: Schiller-Wagner.

Nr. 20. Mauthner F.: Sprache und Psychologie. — Ablehnend.

Nr. 21. Kautzsch R., Schwenke: Festschrift zur Gutenbergfeier. Wyß: Ein deutscher Eisiannus 1444. Meißner und Luther: Die Erfindung der Buchdruckerkunst. (Beilage Nr. 10.) Bartels A., Wilhelm Raabes Gesammelte Erzählungen.

Nr. 22. Jellinek A. L., Bolte: Montanus' Schwankbücher. — Mit Nachträgen zu den Motiven.

Nr. 25. mp. Hanstein: Das jüngste Deutschland. (Beilage Nr. 12.) Weitbrecht R., Eine neue deutsche Litteraturgeschichte. — Bartels.

Deutsche Litteraturzeitung. Jahrgang XXII.

Nr. 1. Walzel O. F., Nonstan: Lenau et son temps.

Nr. 2. Seemüller J., Liebich: Die Wortfamilien der hochdeutschen Sprache.

Nr. 4. Roethe G., Piper: Beiträge zum Studium Grabbes.

Nr. 5. Köster A., Herrmann: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Groos K., Grosse: Kunstwissenschaftliche Studien.

Nr. 6. Kluge F., Rich. M. Meyer: Vierhundert Schlagworte. Jonas F., Reinhard: Schillers Einfluß auf Theodor Körner. — Stellt die Anklänge an Goethische Worte bei Körner zusammen.

Nr. 7. Fournier A., Fischer: Goethe und Napoleon. 2. Auflage.

Nr. 8. Meyer Rich. M., Heyse: Jugenderinnerungen. Schläger G., Böhme: Deutsches Kinderlied und Kinderspiel.

Nr. 9. Witkowski G., Freundesgaben für C. A. H. Burkhardt.

Nr. 10. Lichtenberger H., Zeitler: Nietzsches Ästhetik. Steig R., Gräf: Goethe über seine Dichtungen.

Nr. 12. Busse C, Heilborn: Novalis' Schriften und Heilborn, Novalis, der Romantiker.

Nr. 13. Martin E., Henry: Le dialecte alaman de Colmar.

Nr. 14. Minncker F., Reichel: Ein Gottsched-Denkmal.

Nr. 15. Witkowski G., Schlösser: Rameaus Neffe.

Nr. 17. Meyer Rich. M., Pomezny: Grazie und Grazien in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts.

Nr. 18. Walzel O. F., Chuquet: Études de littérature allemande. I.

Nr. 19. Strauch Ph., Thiele: Luthers Sprichwörtersammlung. — Mit Nachträgen.

Nr. 20. Uhl W., Prahl: Das deutsche Studentenlied.

Nr. 23. Strack A., Biedermann: Fortsetzung zu Goethes Elpenor.

Nr. 24. Schönbach A. E., R. Köhlers Kleinere Schriften. II. III. — Mit einer schönen Würdigung der Arbeits- und Forschungsmethode Köhlers. Weilen A. von, Hebbels Briefe, Hebbels Sämtliche Werke, herausgegeben von R. M. Werner.

Allgemeines Litteraturblatt. 10. Jahrgang.

Nr. 4. Ellinger J., Schillers Wallensteins Camp. A free metrical translation by Verkrügen.

Nr. 6. Prem S. M., Biedermann: Goethe-Forschungen. 3. Folge. Salzer A., Zur Goethe-Litteratur.

Nr. 8. Schönbach A., Weise: Syntax der Altenburger Mundart. Schiepek: Syntax des Egerländischen.

Nr. 10. Muth R. von, Minor: Goethes Faust.
Nr. 11. Schönbach A., Schumann: Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend.
Nr. 12. Schönbach A., Bächtold: Kleine Schriften.

Revue critique.

Nr. 3. Dalmeyda G., Kuno Fischer: Goethes Iphigenie. Evers, Goethes Iphigenie.
Nr. 6. Ronstan L., Grundmann: Die Quellen zu Herders Ideen.
Ronstan L., Schlösser: Rameaus Neffe.
Nr. 10. Senil C., Ehrhard: Grillparzer.
Nr. 23. Gauthiot B. et Clarac E., Henry: Le dialect alaman de Colmar en 1870. — Mit reichen Nachträgen.

Das litterarische Echo. Jahrgang III.
Nr. 7. Proelß J., Für Ludwig Pfau.
Nr. 8. Kirchbach W., Buchdramen.
Nr. 8. 16. Meyer R. M., Goetheschriften.
Nr. 9. 10. Hähnel Fr., Oldenburg. Bremen. — (Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen. XI.)
Nr. 9. Drews A., Ästhetisches. — Brandes: Ästhetische Studien. Zeitler: Nietzsches Ästhetik. Gietmann: Poetik und Mimik.
Nr. 10. Betz L. P., Litteraturvergleichung.
Nr. 11. Lublinski S., Wildenbruch als Dramatiker.
Mayne H., Wilhelm Hertz.
Nr. 12. Lienhard F., Dichter und Staat.
Daffis H., Litteratur und Universität. — Mit manchen unrichtigen Behauptungen.
Nr. 13. Greinz H., Die österreichische Provinzlitteratur.
Weilen A. von, Ein neues Susanna-Drama. — Salus. Mit einer Geschichte dieses Stoffes im deutschen Drama.
Nr. 14. Busse C., Über Anthologien.
Waldberg M. von, Gottsched als Erzieher.
Nr. 15. Berg L., Die Königstragödie.
Wille B., Carl Hauptmann.
Nr. 16. Fürst R., Die Mode im Buchtitel.
Falkenheim H., Weltrichs Schiller-Biographie.
Schultz Franz, Novalis in neuer Darstellung. — Nach den Veröffentlichungen von Heilborn.
Nr. 17. Ettlinger J., Über Preisausschreiben.

Der Kunstwart. 14. Jahrgang.
Heft 11. Bartels A., Was liest man in Deutschland? — Über Lese-Statistiken.
Heft 12. Koblinski M., Das klassische Drama auf der modernen Bühne.
Heft 13. Avenarius R., „Poetisch".
Heft 16. 17. Bartels A. Schiller.
Heft 17. Gregori F., Vom Vorlesen.
Heft 20. Distl E., Ästhetik und Kunstwerk.
Heft 23. Bartels A., Wilhelm Raabe.
Weber L., Österreichische Provinzkunst.
Heft 24. Bartels A., Das Durchdringen der Dichter.
Weitbrecht K., Der Fluch des ästhetischen Formalismus.

Der Thürmer. III.
Nr. 3. Schiemann Th., Ernst Moritz Arndt.
Nr. 2. Heilborn E., Johann Heinrich Voß.
Nr. 6. Mayne H., Novalis.

Die Woche. Heft 3.
Behaghel O., Brauchen wir eine Akademie der deutschen Sprache?

Das Magazin für Litteratur. 70. Jahrgang.
Nr. 2. Fischer H. W., Formel und geistiges Werk in der modernen Kunst und Dichtung.
Nr. 7. Gaulke J., Das jüngste Deutschland.
Nr. 8. Philipps F., Johann Heinrich Voß.
Nr. 11. Gaulke J., Gottsched der Deutsche.
Nr. 12. Landsberg H., Hermann Sudermann.
Nr. 18. Fischer Hans W., Frank Wedekind.
Nr. 19. 20. Gaulke J., Christentum, Kunst und Volkstum.
Nr. 22. Brieger L., Napoleon I. im deutschen Drama.
Nr. 24. Achelis Th., Annette von Droste.

Die Wage. Eine Wiener Wochenschrift. Jahrgang IV.
Nr. 3. Mauthner F., Die Poesie und ihre Sprache.
Nr. 7. Stößl O., Briefe von F. Hebbel. — Besprechung der Wernerschen Ausgabe.
Nr. 8. 9. Baldensperger F., Gottfried Keller als Humorist.
Nr. 13. Hahn R., Novalis der Romantiker.
Nr. 14. Holzner E., Einiges vom Übersetzen.
Nr. 16. Scheirl F. F., Stelzhamer redivivus. — Im Anschluß an Bahrs Bühnendichtung eine warme Würdigung Stelzhamers.

Die Nation. Jahrgang 18.
Nr. 14. Meyer R. M., Zwei Bühnendichter. — Besprechung von Kellner: Shakespeare und Horner: Bauernfeld mit originellen Bemerkungen über das Wesen des Dramatischen gegenüber der Epik.
Nr. 14. 15. Platzhoff E., Vom deutschen Charakter.
Nr. 18. Lothar R., Die Modelle des Dichters. — Entgegnung auf Meyers Ausführungen in Nr. 14.
Nr. 20. Landsberg H., Heinrich Heines Leiden.
Nr. 21. Stern Alfr., Neue Aufschlüsse aus Stägemanns Papieren.
Nr. 23. Kirchbach W., Poesie und Naturwissenschaft. — Bölsche: Naturwissenschaftliche Grundlagen der Poesie.
Nr. 29. Bolin W., Goethes Lustspiele.
Nr. 30. Stern Alfr., Therese Huber.
Landsberg H., Hauptprobleme der Schauspielkunst.

Die Zeit. Band XXVII.
Nr. 311. 328. 351. Frankl von Hochwart B., Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns über Lenau.
Nr. 335. Bode W., Die Goethes in Österreich. — Gerstenbergk: Ottilie von Goethe und ihre Söhne.
Nr. 339. Jellinek M. H., Über Orthographie.
Kronenberg M., Novalis.
Nr. 347. 348. Burckhardt M., Neue Bücher über den alten Faust. — Türck, Marbach, Minor.
Nr. 349. Schlaf J., Zur Theater- und Bühnenreform.

Deutsche Zeitschrift 14. Jahrgang des **Deutschen Wochenblattes.**
Heft 12. Schmid Bastian, Hegel und seine Schule.
Heft 12—17. Geißler M., Zur Dichtung der Gegenwart.
Heft 18. Schwäbisches Heft. Weller K., Die Bedeutung Schwabens für die geistige Kultur Deutschlands.
Weller K., Der schwäbische Charakter.
Jaeckh E., Die schwäbische Presse.

Mauch Th., Rückblick auf die schwäbische Litteratur der Vergangenheit.
Krauß R., Von der gegenwärtigen Lage der schwäbischen Poesie.

Die Zukunft. IX.
Nr. 16. Kriegel F., Marx über Goethe.
Nr. 17. Eucken R., Goethe und die großen Denker.

Die Insel. II. Nr. 3.
Geiger L., Ein unbekanntes Gedicht von Clemens Brentano.

Dichterstimmen. XV. 4.
Mazakarini L. Ph., Franz Isidor Proschko.

Deutsche Heimat. IV.
Nr. 13. Bartels A., Zur Charakteristik der modernen Litteratur
Nr. 28. Bartels A., H. Nordheim, eine fränkische Erzählerin.

Wiener Rundschau.
Jahrgang IV. Nr. 15. Lindner A., Moderne Bühnen-Ästhetik.
Nr. 17. Lindner A., Ästhetik der Gasse.
Nr. 24. Bleibtreu C., Marlowe, Grabbe und Lenz.
Jahrgang V. Nr. 2. 3. Manelair C., Über den gegenwärtigen Stand der litterarischen Kritik.
Nr. 3. Lindner A., Lavater.

Die Grenzboten. Jahrgang 60.
Heft 1. A. P., Paul Heyse.
Heft 9. Schoeler Heinrich von, Kant: Goethe und der Monismus.
Heft 12. Alte und neue Romantik. — Ricarda Huch: Blütezeit der Romantik. Heilborn: Novalis.
Heft 15. Petzet Ch., Poesie und Politik.
Heft 22. 23. Schröder F., Kindersprache und Sprachgeschichte.

Die Gesellschaft.
Jahrgang 16. IV. Heft 6. Steiner R., L. Jacobowski.
Jahrgang 17. I. Heft 2. Greiner L., Wilhelm von Scholz.
Heft 4. Bremert H., Dichter und Muttersprache.
Heft 5. 6. Werner R. M., Ästhetische Plaudereien. I. Scheingefühle.
II. Heft 1. Bölsche W., Eine Lanze für den Vers im Drama.

Die Gegenwart. 30. Jahrgang.
Nr. 5. Froitzheim J., Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal.
Nr. 6. Bode W., Zur Friederiken-Frage. — Gegen Froitzheim.
Nr. 10. Noelte E. W., Das Urbild der Mignon. — Matthes: Mignon.
Nr. 13. Nordhausen R., Theophil Zolling.
Kühne H., Ottilie von Goethe und ihre Söhne.
Nr. 16. Reichel E., Gottsched-Nachklänge im Faust. — Eine Goethe-Betrachtung.
Nr. 18. Zolling Th., Letzter Frühling. Gedichte aus dem Nachlasse.
Nr. 19. Ubell H., Jungösterreichische Novellisten.
Nr. 23. Bamberg E. von, Faust am Hofe des Kaisers. — Über Eckermanns Bühnenbearbeitung des Faust.
Nr. 24. Heinrich C., Rudolf Stratz.

Die Gartenlaube.
Nr. 14. Ehretsmann E., Deutscher Geist in der elsässischen Dichtung des 19. Jahrhunderts.
Nr. 10. Busse C., Novalis.

Die Schweiz. 1900. IV. Nr. 13. 15. 18.
Betz L. P., Unveröffentlichte Übersetzungen Heinrich Leutholds.

Deutsche Turnzeitung. 1900. Nr. 18.
Burgaß, Ludwig Jahn als Sprachmeister.

Ljubljanski Zvon. 1901. Heft 2.
Murko M., Gedanken zu Prešerens Lebenslauf. — Legt den Einfluß der deutschen Romantik auf den slovenischen Dichter Franz Prešeren (1800—1848), den hervorragendsten Lyriker der Südslaven, dar.

Basler Nachrichten.
Nr. 2. 7. 14. Walzel O. F., Rheinromantik.

Der Bund (Bern).
1900. Sonntagsblatt. Nr. 33—36. Hügli E., Heinrich Heine als Philosoph.

National-Zeitung (Berlin).
Nr. 17. 23. Weißstein G., Eine Schiller-Chronologie.
Nr. 35. Sauer A., Ricarda Huchs Blütezeit der Romantik.
Nr. 165. Zabel E., Ernst Wichert.
Nr. 268. 269. Kohlrausch R., Der Hof von Ferrara und Torquato Tasso.
Nr. 303. 308. Frenzel K., Fauststudien. — Minor. Türck.

Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung (Berlin).
Nr. 1. 2. Berg L., Der Aberglaube.
Nr. 1. 3. Houben H. H., Aus Gutzkows jungen Tagen. — Mit Briefen.
Nr. 2. Haarhaus J., Corona Schröter. Zu ihrem 150. Geburtstage.
Nr. 6. Buchholtz A., Etwas Ungedrucktes von W. Alexis.
Stümcke H., Hermann Allmers.
Nr. 7. 8. Golther W., Tristan und Isolde. — Die Stoffgeschichte.
Nr. 7. Haarhaus J. R., Johann Heinrich Voß. Zu seinem 150. Geburtstag.
Nr. 9. Haarhaus J, Die Anthologien und ihre Bedeutung für die Autoren und das Publikum.
Nr. 10. Blumenthal M., Zur Geschichte der Hardenbergschen Memoiren.
Kekulé von Stradonitz St., Eine Akademie der deutschen Sprache.
Nr. 11. Buchholtz A., Die neue Zeit. Ein illustriertes Volksblatt von 1848.
Nr. 12. Karl Bertram Stüve.
Eloesser A., Novalis.
Nr. 13. Lublinski S., Gottsched.
Robert Blums „Vorwärts".
Nr. 14. 16. Meyer R. M. und Simon H., Der liedersingende Gott. — Nietzsche und Arndt.
Nr. 16. 17. Geiger L., F. Hebbel in seinen Briefen.
Nr. 17. Geyer E., Moderne Geschichtsbetrachtung.
Nr. 18. 19. Holzhausen P., Stimmungsbilder aus den Tagen von Lunéville. I. Frühlingswehen und Friedenshoffnungen. II. Nach dem Abschluß des Friedens. — Mit Berücksichtigung der Litteratur.
Nr. 18. Lublinski S., Das junge Deutschland und Hegel.
Nr. 20. 21. Houben H. H., Miscellen zu Hebbels Briefwechsel. — Teilt ungedruckte Briefe zu Hebbel mit.
Nr. 22. 23. Klaar A., Karl Egon Ebert. — Bringt Mitteilungen aus dem litterarischen Nachlaß.
Nr. 22. 23. 24. Kraeger H., Goethe und Schiller in ihrem Verhältnis zum Kinde.
Nr. 24. 25. Schwann M., Frauenstudium.
Nr. 25. Buchholtz A., Julius Rodenberg.
Nr. 26. Sokal E., Keppler und Wallenstein.
Nr. 27. Mayne H., Gottsched der Deutsche.
Nr. 28. 29. Neubauer R., Luther im häuslichen Kreise.
Nr. 28. Poppenberg F., Marie Ebners Alterskunst.

Nr. 29. Krauß R., Uhland und Pfizer.
Wehe M., Der höhere Ruf. Zum Kapitel „Goethe in Wetzlar".
Nr. 30. 31. Krauß R., Ludwig Uhland und Paul Pfitzer.
Nr. 31—34. Wetz W., J. L. Klein als Berliner Journalist.
Nr. 31. 32. Krebs R., G. A. Bürger in seinen Beziehungen zum Buchhandel.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung (Berlin).
Nr. 2. Fiege R., Das Melodrama.
Nr. 53a. Houben H. H., Karl Gutzkows theatralische Anfänge.
Nr. 65. Houben H. H., Christine Hebbel.
Nr. 72. Zieler G., Novalis als Philosoph.
Nr. 79. 80. Houben H. H., Das Erlebnis des Dichters.
Nr. 56. Trost R., Nietzsche, Goethe und Schopenhauer.

Berliner neueste Nachrichten. Nr. 71.
Braun J. W., Wie Lessing starb.

Tägliche Rundschau (Berlin). Unterhaltungsbeilage. Nr. 63.
Elster E., Zu Heines Harzreise. — Ein Stück der beabsichtigten Fortsetzung nach einer Handschrift des Hans Meyerschen Heine-Archivs.

Frankfurter Zeitung.
Nr. 16. Seliger P., Johann Jakob Moser.
Nr. 19. Wetz W., Über den sogenannten Schlegel-Tieckschen Shakespeare.
Nr. 34. Geiger L., Casanova (B. Ottmann).
Nr. 41. Krauß R., Schubart und Goethe.
Nr. 75. Tewes F., Briefe Freiligraths an Eckermann.

Grazer Tagespost. Nr. 134.
Ein ungedruckter Brief Anastasius Grüns. 1849.

Hamburger Korrespondent. Zeitung für Litteratur. Nr. 4.
Schmidt R., Heine und Campe.

Leipziger Tageblatt.
1900. Nr. 248. 254. Henzen W., Die Demetrius-Dramen.
1901. Nr. 108—114. Volkelt J., Bühne und Publikum.
1901. Nr. 62. Sebnitz E., Johann Adam Hiller.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München).
Nr. 4. Werther J. von, Stil und Schauspielkunst.
Nr. 16. Lienhard F., Litteraturjugend von heute.
Nr. 19. 20. 60. 61. 108. 109. Holzhausen P., Der Urgroßväter Jahrhundertfeier. II. III. Gedichte auf die Jahrhundertwende. — IV. Das Säkularfest auf der Bühne und im Gewande der Allegorie.
Nr. 24. Kluge F., Der Heneſe Fleck von Breyell. — Eine Krämer-Geheimsprache in der nördlichen Rheinprovinz.
Nr. 33. Eidam Chr., Shakespeare und Schlegel. — Zu 1900 Nr. 54. Fordert die deutsche Shakespeare-Gesellschaft auf, eine neue bestmögliche deutsche Übertragung zu veranlassen.
Nr. 34. Gruber Chr., Das Verdienst Hermann Allmers um die Vaterlandskunde.
Nr. 37. Geiger A., Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. — Nach Sosnoskys Anthologie.
Nr. 64. Beukert, Ferdinand Freiligraths Lebensabend.
Nr. 66. 67. Gothein E., Die Entstehung und Ausbildung des Hexenprocesses.
Nr. 68. Landenberger A., Novalis. Eine Säkularerinnerung.
Nr. 71. 72. 76. 77. Sittenberger H., Die Tragödie.
Nr. 80. Wörner R., Goethes Faust erklärt von Minor.
Nr. 84. Heinz H., Scheffels Gedenkbuch.

Nr. 91. Harnack O., Zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert.

Muncker F., Wurzbachs Bürgerbiographie.

Nr. 100. Förster M., Noch einmal Shakespeare und Schlegel. — Bericht über die betreffenden Verhandlungen der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

Nr. 102. Kreowski E., Ernst Ziel als Lyriker.

Nr. 103. m., Der Name Mephistopheles.

Nr. 111. Ziegler Th., Nietzsches Briefe.

Nr. 119. Holzner E., Sprache und Psychologie. — Ablehnung des Buches von F. Mauthner.

Nr. 120. Roßmann W., Geheimrat Permwerth von Bürnstein als Dichter und Schriftsteller.

Nr. 125. Arendal J. von, Über die Kosenamen auf -eles.

Nr. 126. 127. 128. Holzhausen P., Der Urgroßväter Jahrhundertfeier. V. Der Säkularwechsel im Kleide des Humors und der Satire. — Mit Nachträgen.

Nr. 139. 140. Goetz L. K., J. von Döllinger.

Nr. 148. Krumm H., Neue Hebbel-Briefe. — Besprechung der Ausgabe Werners.

Nr. 152. Strobl K. H., Richard Schaukal.

Nr. 153. 154. Meyer-Benfey H. Neue Frauenlyrik.

Nr. 162. 163. Geiger L., Die letzten Bände von Goethes Briefen und Tagebüchern und anderes Ungedruckte.

Nr. 168. Necker M., Grillparzers Verhältnis zur Geschichte.

Nr. 169. Fürst R., Ein Franzose über deutsche Litteratur. — Über das Buch Bosserts.

Nr. 180. Ziegler L., Goethe und der Typus des germanischen Genius.

Nr. 181. Lorm H., Zu seinem 80. Geburtstage.

Nr. 182. Bettelheim A., Zum Säkulartag Eduard Devrients.

Nr. 199. Schiff O., Die schlesischen Weihnachtsspiele. — Nach der Ausgabe Vogts.

Nr. 201. 202. Koch Konr., Der Lebensmuth und sein Vertreter in Wilhelm Raabes späteren Werken.

Nr. 205. 206. Honben H., Nachklänge aus dem Jahre 1835. Aus den Akten des Badischen Landesarchivs. — Zur Geschichte des jungen Deutschlands.

Nr. 219. mh., Die ersten Aufführungen von Freytags Journalisten.

Fränkischer Kurier (Nürnberg).

Nr. 499. Eidam Chr., Der deutsche Shakespeare-Text. Wendet sich gegen den jüngsten Beschluß des Vorstandes der Shakespeare-Gesellschaft in dieser Frage (siehe oben S. 815), giebt nochmals kurz die Geschichte der ganzen Angelegenheit und kündigt für die nächste Jahresversammlung der Gesellschaft folgenden Antrag an: „Die Generalversammlung möge beschließen, daß sofort Schritte gethan werden, um im Anschluß an Schlegel-Tieck, aber mit Aufgeben alles Dessen, was darin heutzutage nicht mehr als geltungen gelten kann, einen möglichst guten deutschen Shakespeare-Text herzustellen und diesen sogleich ohne den Umweg über das Jahrbuch in einer Volksausgabe zu veröffentlichen."

Posener Zeitung. Nr. 145.

Link O., Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling.

Bohemia (Prag).

Nr. 27. Klaar A., Friedrich Bach redivivus.

Nr. 116. Hauffen A., Ferdinand Wittenbauer.

Prager Tagblatt. 1900. Nr. 349.

Zur Geschichte der Zeitung in Böhmen. — Prag hat die erste Zeitung in Böhmen besessen 1651.

Neues Tagblatt (Stuttgart).

Nr. 100. Krauß R., Shakespeare in Stuttgart.

Nr. 107. Müller E., Schillerkult und Schillerkritik.

Der Beobachter (Stuttgart).

Nr. 112. 113. Mündorf L., Ein Publizist des 18. Jahrhunderts. — W. L. Wekherlin.

Weimarische Zeitung. 8. Juni.

Suphan B., Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. Bericht, in der 16. Jahresversammlung der Goethegesellschaft vorgetragen.

Neue Freie Presse (Wien).

Nr. 12967. Mayer A. F., Das Theater an der Wien.

Nr. 13024. Fulda L., Schiller und die neue Generation.

Nr. 13074/75. Burckhard M., Die Theorie des modernen Dramas.

Nr. 13101. Brandes G., Die Geschichte der Phantasie im 19. Jahrhunderte.

Nr. 13125. W., Ottilie von Goethe.

Nr. 13150. Grazie M. E., Delle, Traumland. Zur Psychologie des Traumes und der Dichtung.

Nr. 13151/2. Böcklin und Keller.

Nr. 13158. Minor J., Die orthographische Frage.

Litteraturblatt. Nr. 13112. Fournier A., Karl August von Weimar in Karlsbad. 1807. — Mit Briefen von und an Karl August.

Nr. 13133. Wilhelm P., Karl Maria Heidt.

Nr. 13159. Berdrow O., Vom Eulenspiegel der Romantik. — Clemens Brentano.

Nr. 13159. 13166. Houben H. H. Theaterbriefe von Heinrich Laube.

Nr. 13166. Ditfurth L. von, Ein ungedrucktes Gedicht Rückerts Zum Preise der Trauben.

Nr. 13280. Rosner L., Die Schicksale eines Dramatikers. — Über Ferdinand Kürnberger. Mit Briefen von ihm.

Nr. 13187. Goldbaum W., Ernst Ziel.

Schlossar A., Graf Moritz Dietrichstein als Burgtheaterdirektor. Zumeist nach ungedruckten Briefe des Grafen Dietrichstein.

Nr. 13207. Kaufmann M., Die Großen unter sich. — Ungedruckte Briefe an Gottfried Keller von Nietzsche, Richard Wagner, Paul Heyse, C. F. Meyer, Emil Kuh.

Neues Wiener Tagblatt.

Nr. 15. 16. Glossy C., Über die alte Wiener Theaterzeit. — Neue Nachrichten über Schikaneder.

Wiener Zeitung. Nr. 23.

Schlossar A., Stifter über Goethe.

Neue Zürcher Zeitung. 1900.

Nr. 317. 318. Hunziker R., J. J. Reithard (1805—1857). Ein schweizerischer Balladendichter.

Nr. 339—342. Spitteler K., Aus meinen poetischen Lehrjahren.

Wiener klinische Rundschau.

Nr. 28. 29. 30. Senfelder L., Georg Handsch von Linnus. Lebensbild eines Arztes aus dem 16. Jahrhundert. — Schildert das Leben und charakterisiert (nach dem in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten handschriftlichen Nachlaß) die naturwissenschaftlichen Schriften dieses deutschböhmischen Gelehrten und humoristischen Dichters. Zu der angegebenen Litteratur ist hinzuzufügen, daß Wolkan, Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts S. 124—132, die neulateinischen Dichtungen von Handsch gewürdigt hat.

Nachrichten.

Unter dem Protektorate des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und zu Rhein ist in Mainz eine Gutenberg-Gesellschaft gegründet worden, welche die Ausgestaltung des Gutenberg-Museums und die auf Gutenberg und seine Erfindung gerichtete Forschung zu fördern beabsichtigt. Der Jahresbeitrag beträgt 10 M.

Die „Gesellschaft der Bibliophilen" bietet ihren Mitgliedern als Jahrespublikation für 1901 den ersten Band eines Deutschen Anonymen-Lexikons, bearbeitet von Dr. Michael Holzmann und Dr. Hanns Bohatta. Das Werk soll nach dem Vorgang der Engländer (Halkett & Laing, Cushing), Franzosen (Barbier), Italiener (Melzi-Passano), Skandinaven (Collin und Pettersen), Niederländer (Doorninck) und anderer eine Lücke in der deutschen Litteratur ausfüllen, die von Bücherfreunden sowohl wie von Gelehrten und Bibliothekaren seit langer Zeit empfunden wurde. Die Verfasser, Amanuenses an der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien, geben im Anschluß an etwa 100.000 Titel anonym erschienener Schriften aus allen Wissensgebieten die Namen der Autoren, Herausgeber und Übersetzer unter genauer Angabe der Quelle; zu diesem Zwecke sind nicht allein die eigentlichen biobibliographischen Hilfsmittel, wie Kayser, Heinsius, Weller, Jöcher, Meusel, Engelmann, Zedler, Georgi, Strieder, Schröder, Otto, Will, Kloß, Taute, Placcius, Mylius, Dahlmann, Wurzbach und die Allgemeine Deutsche Biographie, sondern auch gedruckte Kataloge, wie der des Britisch Museums, neben biographischen Monographien und Fachzeitschriften zu grunde gelegt. Ein Gesamt-Index wird die Benutzung erleichtern. Als Grenze gilt einstweilen das Jahr 1850, doch ist eine Fortsetzung des Werkes darüber hinaus nicht ausgeschlossen. Ebenso werden Nachträge, Verbesserungen und Ergänzungen, die bei dem ersten Versuch eines derartig umfassenden Werkes naturgemäß nicht ausbleiben können, zunächst in dem Organ der Gesellschaft, dem Beiblatt zur „Zeitschrift für Bücherfreunde", veröffentlicht und später zu einem Nachtragsbande zusammengestellt werden. Das „Deutsche Anonymen-Lexikon" wird in drei Bänden Großoktav (zweispaltig, zu je etwa 25 Bogen) erscheinen und als Publikation der Gesellschaft auf die Jahre 1901, 1903 und 1905 verteilt werden. Das Werk gelangt nicht in den Handel und der erste Band wird Mitgliedern, die nach dem 31. Dezember 1901 neu eintreten, nur zu dem erhöhten Preise von 12 Mark nachgeliefert werden.

Im Verlag der Insel giebt Carl Schüddekopf in Weimar eine Gesamtausgabe der Werke von Wilhelm Heinse heraus. Die Ausgabe wird in 10 Bänden innerhalb der nächsten drei Jahre erscheinen und folgenden Inhalt haben: I. Einleitung. — Gedichte und Aufsätze aus dem „Thüringischen Zuschauer" 1770. „Sinngedichte" 1771. „Musikalische Dialogen" (soweit als echt nachweisbar). „Die Kirschen" 1773. Zerstreute Gedichte, besonders aus den Halberstädter Papieren, und aus dem Nachlaß, ungedruckt. II. „Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyricon des Petron übersetzt" 1773. III. „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse" 1774. Kleine Schriften aus der „Iris" 1774—1776. Vorrede zu den „Erzählungen" 1775. Schriften zur bildenden Kunst aus dem „Teutschen Merkur" 1775—77. IV. „Ardinghello und die glückseligen Inseln" 1787. V. „Hildegard von Hohenthal" Teil I, II. 1795/96. VI. „Hildegard von Hohenthal" Teil III. 1796. — „Anastasia und das Schachspiel" 1803. VII. VIII. Tagebücher aus Italien, 1783, aus Holland, 1784, und von kleineren Reisen. — Aphorismen über Kunst, Litteratur und Politik. Ungedruckt. IX. X. Sämtliche erreichbare Briefe, meist nach den Originalen, darunter viele ungedruckte. Preis des Bandes 4.50 M., bei Subskription auf sämtliche 10 Bände 4 M.

Die Nekrologe auf Hermann Grimm (gest. am 16. Juni 1901 in Berlin) und Karl Weinhold (gest. am 15. August 1901 zu Nauheim) gedenken wir in späteren Heften nachzuliefern. — Weinhold hat seine umfangreiche Autographensammlung mit Briefschätzen aus der älteren deutschen Litteratur bis zur Goethe-Zeit, besonders aus der Sturm- und Drangperiode, der Berliner Königl. Bibliothek vermacht.

Rudolf Haym.

Als die Nachricht von Rudolf Hayms[1]) Tode sich in dem litterarischen Deutschland verbreitete, drängte sich gewiß vielen Teilnehmenden derselbe Gedanke auf, der Gedanke nämlich, daß ein Mann von dieser Art in absehbarer Zeit nicht wiederkommen werde. Haym hat sich an dem öffentlichen Leben Deutschlands als Abgeordneter und Schriftsteller mit Erfolg beteiligt, er ist viele Jahre lang ein beliebter Lehrer der Philosophie und Litteratur an einer unserer größeren Universitäten gewesen, und er hat sich als Litterarhistoriker einen Namen geschaffen, der ihn lange überdauern wird — es ist nicht wahrscheinlich, daß die veränderten Arbeitsbedingungen, denen wir jetzt unterworfen sind, einem Jüngeren in der Gegenwart oder in naher Zukunft eine ähnliche Vielseitigkeit der Bethätigung gestatten werden. Ist das nun so — und wer möchte an der Richtigkeit der Beobachtung zweifeln? — so ist damit zugleich die Schwierigkeit ausgesprochen, der man sich gegenübergestellt sieht, wenn man über Haym reden möchte. In der That, wer will es unternehmen, in der Beurteilung eines so weiten und vielgestaltigen Gebietes Licht und Schatten überall richtig zu verteilen? Dazu kommt noch ein anderes. Die Wurzeln von Hayms Bildung liegen vor dem Jahre 1848, also in einer Zeit, in welche die allermeisten von uns sich nur mit Hilfe von Studien, nicht durch persönliche Erinnerung zurückversetzen können. Und doch hätte ein Gelehrter, dessen Leben und Wirken so eng mit der politischen Entwicklung seines Vaterlandes verflochten ist, den gegründetsten Anspruch darauf, nur von seinen Pairs, und das sind in unserem Falle die Zeitgenossen, beurteilt zu werden. Denn es wird doch wohl richtig sein, daß über die politischen und wissenschaftlichen Stimmungen einer Zeit derjenige am besten berichten kann, der zur Ergänzung des schriftlich Überlieferten aus der Fülle eigener Erinnerung schöpfen kann.

Diese Erwägungen und die Thatsache, daß ich auf dem Haymschen Gebiete nicht Mitarbeiter, sondern nur empfangender Laie bin, würden mich abhalten, dem verstorbenen Lehrer und Freunde einige Worte zu widmen, wenn ich nicht glaubte, daß der persönliche Verkehr mit ihm mir Gelegenheit gegeben habe, manchen Blick in das Wesen des Mannes zu thun, der anderen nicht vergönnt war. Nur um den Versuch einer Beschreibung seines inneren Wesens, nicht um eine Würdigung der Haymschen Leistungen kann und soll es sich denn auch in den folgenden Zeilen handeln.

Hayms äußerer Lebensgang[2]) ist bald erzählt. Er wurde 1821 in Schlesien geboren, studierte in Halle und Berlin Theologie und Philo-

[1]) Gestorben am 26. August 1901 zu St. Anton in Tirol.

[2]) Man vergleiche die sachkundige Darstellung in der Münchener Allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1900, Nr. 237—238.

logie, erwarb die Doktorwürde durch eine lateinisch geschriebene Schrift über die Theologie des Äschylus, war zunächst einige Jahre lang Lehrer, lebte dann von 1846 an seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung in Halle, bis ihn im Jahre 1848 die politische Bewegung ergriff. Er war Mitglied des Frankfurter Parlaments, wo er sich der Partei der Mitte, der Kaiserpartei, anschloß. Nach dem Scheitern der anfangs so stolzen Hoffnungen wollte er sich von dem politischen Leben zunächst fernhalten, übernahm aber auf Drängen seiner Freunde die Redaktion der konstitutionellen Zeitung in Berlin. Indessen wurde er von dort bald ausgewiesen, und so durch die Weisheit einer hohen Polizei der wissenschaftlichen Laufbahn wieder zugeführt. Er habilitierte sich 1851 in Halle, wo er nach neun Jahren zum außerordentlichen, nach abermals acht Jahren zum ordentlichen Professor aufrückte. Indes war das politische Interesse doch zu tief in seinem Wesen begründet, als daß es ganz hätte schweigen können. Haym beteiligte sich nicht nur lebhaft an dem politischen Dasein seines Wohnortes, sondern war auch, wie bekannt, von 1858 bis 1865 Herausgeber der Preußischen Jahrbücher. Allmählich jedoch widmete er sich immer ausschließlicher einer reichen und vielseitigen schriftstellerischen und lehrenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Philosophie und deutschen Litteratur. Der Druck des heranrückenden Alters raubte ihm nur wenig von der Rüstigkeit des Körpers und vermochte die Wärme seines Empfindens und die Kraft seines Verstandes nicht zu schädigen. Der achtzigjährige war noch unermüdet, als ihn ein rascher Tod hinwegnahm.

Wie man sieht, spielt in diesem Leben die Politik eine wichtige Rolle. Es sei gestattet, zunächst hieran anzuknüpfen. Das Merkwürdigste an Hayms politischer Laufbahn dürfte der Umstand sein, daß er nicht wie andere unserer hervorragenden liberalen Politiker (man denke nur an Miquel) eine Entwicklung von radikaler zu konservativer Gesinnung durchmachte, vielmehr den Standpunkt, den er in den ersten Mannesjahren im Kampf nach rechts und links genommen hatte, bis in das Alter mit zäher Beharrlichkeit festgehalten hat. Haym war von Anfang an ein gemäßigter Liberaler, das heißt er gehörte zu den Männern, welche unter Hinwegräumung veralteter Hemmnisse, aber in Anknüpfung an das geschichtlich Gegebene einen Rechtsstaat zu errichten gedachten mit starkem Königtum und ehrlicher Handhabung der konstitutionellen Verfassung. Aber untrennbar von dem Ideal staatlicher Freiheit war diesen Politikern der Gedanke der deutschen Einheit. Einheit und Freiheit gehörten ihnen, wie es später einmal Lasker ausgedrückt hat, zusammen wie Leib und Seele. Sie waren des festen Glaubens, daß eine dauernde Einigung Deutschlands nur auf freiheitlicher Grundlage möglich sei, so daß ihnen jede Förderung der Einheit zugleich als eine, wenn auch vielleicht ungewollte Förderung staatlicher Freiheit erscheinen mußte.

Diese Anschauung bestimmte auch Haym's Stellung zu Bismarck, den er zwar vor dem großen Gange der deutschen Politik ebensowenig wie die anderen in seiner ganzen Genialität zu würdigen wußte — zu einem solchen Urteil fehlten damals die Vorbedingungen — den er aber niemals so abfällig beurteilt hat, wie es in den Kreisen auch seiner Gesinnungsgenossen geschah. Zum Beweise darf ich an einen jetzt vergessenen Streit erinnern. Als der Kampf zwischen dem Ministerium und dem Hause der Abgeordneten auf der Höhe der Gehässigkeit angelangt war und das Ministerium am 1. Juni 1863 die bedenkliche Verordnung erlassen hatte, durch welche der Belagerungszustand über die politische Presse Preußens verhängt wurde, brachten die Preußischen Jahrbücher (11, 627 ff.) einen vorsichtig gehaltenen Artikel aus Haym's Feder, in welchem zwar die Maßregel selbst entschieden bekämpft, aber doch zugleich ausgeführt wurde, man müsse zu der Regierung das Vertrauen haben, es sei ihr auch bei dieser neuesten Verordnung „der bitterste und heiligste Ernst um des Landes, um seiner Dynastie und des Volkes Wohl". Man müsse — so hieß es weiter — dem Ministerium glauben, daß es keine Absicht gehabt habe, als die von ihm ausgesprochene, nämlich die Absicht, die Preßfreiheit selbst auf den Boden der Sittlichkeit und der Selbstachtung zurückzuführen. Und gelegentlich fand sich die Bemerkung eingeflochten, es sei wohl möglich, daß die Festigkeit, mit der man in Sachen der Heeresfrage zuletzt selbst die billigsten und dringendsten Angebote der Volksvertretung zurückgewiesen habe, einer kommenden Generation einst in einem günstigeren Lichte erscheinen werde. Gegen diesen Artikel erhob sich eine flammende Erklärung der Grenzboten (22, 111 ff.). „Wir haben es nicht für möglich gehalten," rief ihr Verfasser aus, „daß die menschliche Vertrauensseligkeit einer so grenzenlosen Ausdehnung fähig sei und wir sagen den Preußischen Jahrbüchern: Ihr redet von dem Ministerium Bismarck in einer Weise, die für ein liberales Blatt sich schlechterdings nicht geziemt." Wie man in den Kreisen der Grenzboten selbst gegen Bismarck gestimmt war, mag der folgende wörtlich angeführte Satz beweisen: „Wir maßen uns nicht an, das schlechthin Unberechenbare, die Laune des Herrn von Bismarck, vorherzubestimmen, aber wir müßten uns sehr irren, wenn er nicht nach der Lektüre der Jahrbücher mit befriedigtem Lächeln gesagt hat: das konnte ich nicht erwarten, daß diese Herren Liberalen mir glauben würden, ich stehe auf dem Boden ihrer Sittlichkeit." Der Verfasser der Erklärung war Heinrich von Treitschke. War Haym in diesem Falle dem Urteil der Zeitgenossen vorangeeilt und darum von Wenigen verstanden worden, so fand sein Auftreten bei einem anderen wichtigen Punkte unserer Entwicklung vielfache und freudige Zustimmung. Der Gedanke eines Krieges gegen Österreich, den man im Frühjahre 1866 herannahen sah, war bei dem größten Teile der fortgeschrittenen Liberalen im höchsten Maße unpopulär, Kundgebungen

aller Art betonten die friedliche Stimmung der Bevölkerung und den Abscheu vor einem Kabinetskrieg; da erließ Haym am 26. April mit einigen sechzig angesehenen Hallischen Bürgern eine eindrucksvolle Erklärung des Inhaltes, daß der Krieg eine Notwendigkeit sei, wenn das große nationale Ziel auf friedlichem Wege nicht zu erreichen sei, und daß nicht der Bruderkrieg, wohl aber die Umkehr auf dem von Bismarck betretenen Wege ein nationales Unglück sein würde. Am 1. Juni gründete er in Halle, um dem dort herrschenden Radikalismus entgegenzutreten, ein Wahlkomité der nationalliberalen Partei, und gab auf diese Weise der neuen Partei, die nach dem Kriege entstand, ihren Namen. Daß Haym dann allmählich von den politischen Geschäften zurücktrat, ist natürlich. Es geschah nicht bloß deshalb, weil seine anderen Bestrebungen sich immer mehr erweiterten und vertieften, sondern namentlich auch, weil die Politik bei uns mehr und mehr in ein unendliches Detail sich auflöste. Es ging ihm wie es vielen gegangen ist, er konnte freudig mitarbeiten, wenn es galt, den deutschen Staat einzurichten, aber er hielt sich zurück, wenn entschieden werden sollte, ob das Quebrachoholz mit einem Zoll belegt oder der Terminhandel in Getreide verboten werden sollte. Bei großen nationalen Festtagen aber ergriff er bis in die letzten Jahre das Wort. Dann zeigte sich, daß in seiner politischen Anschauung nicht der kühle Verstand allein regierte, sondern ein stolzes, in patriotischer Empfindung hoch schlagendes Herz und ein tiefes und feuriges Gefühl für heroische Größe, durch das seine schwungvolle Rede nicht selten zum Ausdruck des höchsten Pathos gesteigert wurde.

Das Einleben in die akademische Thätigkeit wurde Haym von seinen älteren Kollegen nicht leicht gemacht, er mußte sich jeden Fußbreit erkämpfen. Es herrschte damals in Halle bei maßgebenden Persönlichkeiten eine politische Stimmung, von deren Enge und Gehässigkeit wir uns jetzt schwer noch eine Vorstellung machen können, jeder Schatten einer liberalen Gesinnung wurde für gefährlich gehalten und der Träger derselben als Eindringling betrachtet. Indessen Haym hielt aus und gelangte, wie schon erzählt worden ist, zum Ziel, er wurde ordentlicher Professor und wurde als solcher gelegentlich durch das Vertrauen seiner Kollegen zum Rektor der Hochschule gewählt. Das ist nun freilich kein weltbewegendes Ereignis und ich würde es nicht erwähnen, wenn mir nicht der Zufall gestattet hätte, den Eindruck zu beobachten, den die Nachricht davon auf einen ehemaligen Kollegen und Leidensgefährten Hayms, den bekannten Verfasser des Buches über die neueste Theologie, Carl Schwarz hervorbrachte. Ich hätte ihn nicht mehr in Erstaunen setzen können, wenn ich ihm erzählt hätte, August Bebel sei Kultusminister geworden. — Wie Hayms Vorlesungen auf die Zuhörer wirkten, vermag ich aus eigener Erfahrung nur ungenügend zu sagen. Ich habe, wenn ich mich recht erinnere, bei ihm nur ein Kolleg über Geschichte

der neueren Philosophie gehört, in dem mir das Pathetische des Vortrages auf die Dauer etwas zu viel wurde, dagegen erinnere ich mich mit lebhaftester Dankbarkeit seiner philosophischen Übungen, denen ich die nachhaltigsten Anregungen verdanke. Die geschickte und mitlernende Art, wie er uns in das Verständnis von Aristoteles, Spinoza, Kant, Schleiermacher einführte, ist mir immer vorbildlich erschienen und mancher Moment steht mir noch nach vierzig Jahren deutlich vor der Seele. Sein Verhalten gegenüber den philosophischen Lehren war im Seminar wesentlich dasselbe, wie wir es in den meisten seiner philosophischen Schriften finden, nämlich historisch-kritisch. Seine eigene Ansicht war oft nicht unmittelbar zu erkennen. Um so willkommener ist es, daß wir ein Zeugnis über diese aus der ersten Zeit männlicher Reife besitzen, nämlich den teils geschichtlichen, teils aber auch programmatischen mit Feuerbach endenden Artikel „Philosophie" in Ersch und Grubers Encyklopädie aus dem Jahre 1848, der in einem Ausblick auf die neue Philosophie, das heißt die des Verfassers ausmündet. Hier finden wir zunächst Herbart in schroffer Verurteilung abgewiesen. Man werde bei ihm, so heißt es S. 156, aus der antiken in die moderne Anschauung hinübergeworfen und von dieser wieder zu jener zurück, keine komme zu ihrem Rechte und in dem ganzen System verkümmere der Charakter sowohl wie die Anschauung zur „Geistlosigkeit des Mathematischen". Auf der anderen Seite wendet sich Haym auch ablehnend gegen die Identitätsphilosophie, aber er knüpft doch an sie an. Es giebt — so wird dort ausgeführt — einen festen Punkt, von dem alles Philosophieren ausgehen muß, das einzige schlechthin Gewisse, und dieses Einzige, wodurch die Philosophie überhaupt möglich wird, ist die menschliche Freiheit, die Thathandlung des Ich. Wie man sieht, steht Haym in diesem Punkte Fichte am nächsten, aber er nimmt doch zugleich auch gegen ihn Stellung. Zwar soll sich auch nach Haym die Identifikation von Mensch und Natur vollziehen, aber nicht in der Art, daß die Natur aus dem Menschen sozusagen herausgewickelt wird, sondern die Philosophie hat es mit der Aufsuchung der Identität von Mensch und Natur im Realen zu thun, und diese Identität tritt ihr als lebendige prozessierende Durchdringung von Mensch und Natur entgegen. Bei einem solchen Vorgang der Identifikation soll es nun aber nicht an einer Entwicklung fehlen. Es giebt eine Stufenfolge realer Identitäten, deren Ausgangspunkt die Thathandlung des Ich und deren Schlußpunkt die Religion ist. Zwischen diesen beiden Punkten liegen gleichsam als Vorstufen zu der vollkommenen Durchdringung von Mensch und Natur weniger vollkommene Identifikationen, nämlich die Sprache, die in Staat und Geschichte sich entfaltende konkrete Sittlichkeit und die Kunst. Wie man sieht, ist das eine Philosophie von entschlossener Subjektivität, sie ist subjektiv nicht nur insofern sie zur Grundlage nimmt, was Anderen sehr unsicher scheint, nämlich die Annahme einer absoluten

menschlichen Freiheit, sondern sie ist auch subjektiv in der Auswahl des Stoffes, bei dem das Gebiet der Mathematik und der Naturwissenschaften völlig fehlt. Es handelt sich also um eine Weltanschauung, bei der man nicht fragen soll, inwiefern sie wissenschaftlich berechtigt sei, sondern wie sie sich aus dem innersten Grunde der Persönlichkeit erklärt. Und das ist leicht geschehen. Haym war ein Mann von warmem Gefühl, entschlossenem Willen und scharfem Verstande. Nichts war ihm wertvoller als die Summe seiner in ehrlicher Arbeit erworbenen Überzeugungen. Daß dieser köstliche Besitz sozusagen ohne sein Zuthun durch die Wirkung der Welt auf die unbeschriebene Tafel seiner Seele entstanden sein könnte, war ihm ein widerwärtiger, ja undenkbarer Gedanke. Er fühlte sich in dem, was ihm das Kostbarste war, unabhängig von Welt und Schicksal, wie sollte er nicht von der eingeborenen Freiheit und damit von der herrschenden Stellung des Menschen in der Natur überzeugt sein? Aber er war nicht der Thor, der sich zugetraut hätte, die Welt aus seinem eigenen Inneren zu schaffen, er war bescheiden genug zu wissen, daß es seine Aufgabe sei, nach der Erkenntnis der unendlichen Mannigfaltigkeit des Gegebenen in ernster und entsagender Arbeit zu ringen. Erst einer solchen Arbeit winkt der Lohn des tief eindringenden Verständnisses, der Versenkung der Seele in den Stoff, dem sie verstehend sich unterwirft, und erst so wird das erreicht, was Haym mit philosophischem Kunstausdruck die Identität von Denken und Natur nennt.

Aber es war selbstverständlich nicht möglich, sich die ganze Natur, das heißt alles Gegebene in der angegebenen Weise zu unterwerfen. Haym hat früh und deutlich erkannt, auf welche Gebiete ihn seine Begabung hinwies. Es lohnt sich wohl, einen Satz aus dem erwähnten Artikel wörtlich anzuführen, der sich wie ein Programm seines wissenschaftlichen Lebens ausnimmt. Er lautet: „Die Philosophie schließt sich so am bestimmtesten an Fichtes Wissenschaftslehre an, aber sie steht zugleich durch ihr Eingehen auf das Empirische in entschiedenem Gegensatz zu dieser. Sie geht mit der Anerkennung der Sprache, der Kunst und der Religion zu den großen Gedanken der Humboldt, Schiller und Schleiermacher zurück. Sie findet, daß in diesen wie in Kolonien gleichsam der Philosophie ein reicheres und gesunderes Leben sich entfaltet, als in dem Mutterlande.“ Wenn man das, was Haym programmatisch von der neuen Philosophie sagt, persönlich wendet, so darf man behaupten: Haym war schon damals gesonnen, seine Thätigkeit mehr und mehr von der reinen Philosophie fort und auf jene seinem Talente ganz besonders zusagenden Gebiete hin zu verlegen, wo Philosophie und Litteraturgeschichte sich durchdringen oder wenigstens nahe berühren. Und ebenso kann man einen letzten allgemeinen Satz, den ich noch anführen darf, den Satz nämlich, daß die Philosophie historischer werden müsse, als Motto vor eine Schilderung der Haymschen Entwicklung setzen. Er hat

als Philosoph begonnen und ist im Laufe des Lebens mehr und mehr Historiker geworden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die großen litterargeschichtlichen Werke, auf welche uns unsere Betrachtung hiermit geführt hat, insbesondere Wilhelm von Humboldt, die romantische Schule und Herder, den Gipfel der wissenschaftlichen Arbeit Hayms darstellen. Auf dem Gebiete der eigentlichen Philosophie ist er als Systematiker nicht hervorgetreten und als Erzähler und Beurteiler ist er wohl — das dürfte das allgemeine Urteil sein — von Kuno Fischer übertroffen worden, will man aber für den Litterarhistoriker Haym einen Maßstab gewinnen, so muß man ihn mit den Meistern des Faches, etwa mit Hettner oder Justi vergleichen. Eine solche Vergleichung würde, wenn ich nicht irre, in mehr als einer Beziehung lehrreich sein. Zieht man Hettner herbei, der ja namentlich auch deshalb vergleichbar ist, weil er in ähnlicher Weise Philosophie und Litteratur verbindet, so tritt sofort auf das Deutlichste hervor, daß Haym seinem innersten Wesen nach Biograph ist. Zerfällt doch auch das Buch über die romantische Schule im Grunde in eine Reihe zusammengehöriger Lebensbeschreibungen. Und wie könnte es anders sein? Wem die Persönlichkeit im Mittelpunkt der eigenen Weltanschauung steht, der wird auch, wenn er sich der Schilderung großer Epochen unserer geistigen Geschichte zuwendet, vor allem bestrebt sein, führende Persönlichkeiten in dem tiefsten Kern ihres geistigen Gehaltes zu verstehen. Rückt nun Haym in dieser Hinsicht näher an Justi, so ist er doch auch von diesem nicht unwesentlich verschieden. Justi hat in seinem Winckelmann, unterstützt durch eine unsägliche historisch-philologische Gelehrsamkeit, die reichste Erfahrung auf künstlerischem Gebiete und den feinsten Sinn für persönliche Besonderheit in einer nicht wieder erreichten Weise gezeigt, wie sich aus der ursprünglichen Anlage und der unübersehbaren Fülle geschichtlicher Einflüsse der Mann entwickelt hat, den er schildert, in Hayms Herder dagegen ist die zeitgeschichtliche Seite zwar nicht vernachlässigt, aber sie tritt doch im Vergleich mit Justis Winckelmann zurück, denn das Hauptaugenmerk des Biographen richtet sich auf die Darstellung der Gedankenentwicklung. Niemand hat es besser als Haym verstanden, das geistige Gewebe eines hervorragenden Menschen aufzulösen und die einzelnen Fäden bis zu ihrem Ausgangspunkt zu verfolgen. Er war vor allen Dingen ein Analytiker.

Soll man an diesen Büchern etwas tadeln, so ist es die Umständlichkeit der Darstellung. Die Biographie Herders würde doppelt so viel Leser haben, wenn sie halb so dick wäre. Vielleicht haben also diejenigen Recht, welche urteilen, daß die feinste Blüte der Haymschen Schriftstellerei in den Essays zu Tage tritt, mit denen er gelegentlich die Preußischen Jahrbücher geschmückt hat, z. B. den über Macaulay oder dem besonders reizvollen über Karoline Michaelis, bei dessen Lektüre man sich des Ein-

drucks kaum erwehren kann, die schöne und kluge Frau sei ihrem nachgeborenen Biographen ebenso gefährlich geworden, wie ihren Zeitgenossen.

Darf ich zum Schluß zusammenfassen, was hier mehr angedeutet als ausgeführt ist, so möchte ich sagen: das Eigentümliche von Hayms Begabung bestand darin, daß er zwei Eigenschaften in sich vereinigte, die leicht in Kampf geraten können, nämlich ein starkes, zum Pathos neigendes Gefühl und einen kritisch zerlegenden Verstand, der sich nicht selten in schneidenden Urteilen aussprach, und daß über dieser Begabung ein Wille waltete, der so dauerhaft war, wie Hayms ganze körperliche und geistige Veranlagung. Die Wärme und Feinheit seiner Mitempfindung ebenso wie sein zerfaserner Verstand befähigten ihn in besonderer Weise zum Biographen. Die Hoffnung ist begründet, daß der Mann, der so vielen hervorragenden Männern ein Denkmal gesetzt hat, und zwar nicht bloß Größen der Vergangenheit, sondern auch Zeitgenossen, vor allem seinem tapferen Freunde Max Dunker — die Hoffnung ist berechtigt, daß dieser Mann eigene Denkwürdigkeiten hinterlassen habe, die uns noch manchen tieferen Blick in ein reiches Dasein gestatten werden.

Jena. B. Delbrück.

Nachträge.

Zu den „Göttinger Würsten".

Ich möchte noch nachtragen, daß die Vorliebe für das Gericht, die wir bei Heyne nicht nachweisen können, bei Goethes Vater urkundlich festgelegt ist (jährlicher Küchenaufwand an farcimen Goethingense: Ruland Des Herrn Rath Haushaltungsbuch, in „Weimars Festgrüsse zum 28. August 1899" Weimar 1899, S. 62) — und das in der Heimat der Frankfurter Würste! Und nun haben wir wohl genug Häckfel in die „Pelle" gestopft und hoffen nur, daß der Leser nicht den Ausruf wiederholt, den der berühmteste aller Göttinger in einem großen historischen Moment that: „Mihi farcimentum est!"

Berlin. Richard M. Meyer.

Zu Band 8, S. 336. Marcus Landau in Wien glaubt sich zu erinnern, daß das Aperçu von der gefrornen Musik auf Jean Paul zurückgeht.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Oktober, im Satz am 1. Dezember 1901.

Register.

Von Franz Spina in Mährisch-Trübau.

Abraham a Sancta Clara 817.
Abbt Th. 675.
Adamberger Toni 470.
Adelung J. Chr. 485.
Aelst Paul von der 551 ff.
Agricola J. 162.
Albinus Petrus 380.
Albrecht F. W. 196.
Albrecht Paul, siehe Lessing 610 ff.
Alexandrinervers 592 ff. 595. 654. 767.
Alexis Willibald 177 f. 832. 837.
Allmers Herm. 493. 837. 838.
Altertum, deutsches, in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts 372—380. 819. 833.
Althamer Andr. 372. 377.
Anakreontik des 18. Jahrhunderts 448.
Anfossi 305.
Angerianus Hierom. Neapol. 613.
Angiolini Luigi 451.
Anhalt, Christian II. 572 ff.
Anhalt, Ludwig von 572.
Anschütz Heinr. 474.
Anzengruber Ludw. 187. 188. 221. 222. 227. 470. 832.
Annius von Viterbo 374.
Architektur = gefrorne Musik 336. 849.
Arigo 486.
Arioſto Lud. 619. 662.
Arndt E. M. 203. 216. 834. 837.
Arnim Achim von 223. 337.
Arnim Bettina von 449.
Arnim Henriette von 216.
Arnold G. D. 210. 212.
Athenäus 318 (siehe Goethe).
Auerbach B. 142. 216. 217. 218. 832.
Aurifaber Joh. 163.
Aventinus Joh. 372. 376 f.

Bach Friedr. 493. 839.
Bach Seb. 220.
Bachmayr J. N. 199.
Bachofner Heinr. 493.
Bächtold Jak. 38.
Baldamus Max 199.
Balde J. 487.
Ballade 446.
Bandemer Susanne von 294.
Barnaud Nicol. 530.
Barthélemy Saint-Hilaire Jules 326. (Goethe).
Baſedow Joh. Bernh. 660. 664. 668. 669.
Batacchi Dom. 450.
Banderon, Antonie de Seneee 615.
Bandiſſin, Wolf Graf 200.
Bauernfeld Ed. von 199. 228. 470. 493. 835.
Baumann Katharina 216.
Beatus Rhenanus 376.
Beaumont Francis 622.
Becher Joh. Joach. 201.
Beethoven L. van 471.
Beliſarſtoff 819.
Bellinckhaus Rud. von 385.
Berg O. F. 221.
„Bergmann von Fahlun" 736 Anmerkung.
Beſſer Joh. 269 f.
„Bettelſuppen" 701.

Bibliographie (siehe auch Zeitschriften). Bücher:
Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke 444.
Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte 452.
Geschichte und Kulturgeschichte 454.
Kirchengeschichte. Theologie 463.
Buchdruck und Buchhandel 468.
Archive und Bibliotheken 469.
Geschichte der Publicistik 469.
Geschichte der Musik und des Theaters 470.
Kunstgeschichte 474.
Geschichte der Philosophie 475.
Geschichte der Pädagogik und des Unterrichts 477.
Deutsche Litteratur in der Schule 480.
Stoffgeschichte 481.
Volkskunde 481.
Neuhochdeutsche Schriftsprache. Standessprachen. Mundarten. Metrik 484.
15. und 16. Jahrhundert 485.
17. Jahrhundert 486.
18. Jahrhundert 487.
19. Jahrhundert 493.
Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen 141—161.
Bidermann P. Jakob (Jesuitendrama) 65. 487.
Birch-Pfeiffer Charlotte von 53. 222.
Bismarck Otto von 192—195 (Briefe). 218. 461. 830. 832. 844. 849.
Blumauer J. A. 617.
Boccaccio G. 486. 728.
Böcklin A. 474.
Bodenstedt Fr. 200. 225. 244.
Bodmer J. J. 218. 225. 738. 742. 833.
Böhme Jac. 201.
Boie Chr. H. 640 ff. 644. 647 ff. 659—676 (Briefe).
Bonefons 620.
Bonnet Ch. de 672.
Bornemann 196.
Börne Ludw. 220.
Börsch Friedr. 331.
Brabant Miß 46.
Brachvogel A. E. 218.
Brahe Tycho de 360.
Branconi Frau von 211.
Braunschweig Anton Ulr. von 380.
Brehme Christian 210.
Breitinger Joh. Jak. 650 f. 738. 743.
Bremer Friderike 49.
Brenner Martin (Fürstbischof) 171—173.
Brentano Clemens 330—337 (spanische und italienische Novellen). 426. 494. 836. 840.
Brentano Maximiliane 487.
Brentano(-Mereau) Sophie 330.
Brion Friederike 210. 836.
Bristol, Lord 704.
Brockes B. H. 578.
Brueys 623.
Brunfels O. 210.
Bruns H. J. 669.
Bucholtz F. H. 373.
Buchner August 572.
Büchner Georg 494. 832.
Bugenhagen J. 457. 479.
Bürger G. A. 225. 450. 639—659 (Balladen, Romanzen, Von der Popularität der Philosophie, An die Philosophunculos, Homer-Übersetzung). 821 (Lenore). 822. 826 (Bilder). 838. 839.
Burckhardt Jak. 8.
Bury 103.
Buttler Sam. 612. 614.
Byron, Lord 204. 223. 737.

Cagliostro, Graf 775.
Carlyle Th. 204.
Casanova Jak. 461.
Castelli J. F. 820.
Catteau-Calleville 328 (Goethe).
Celtes Konr. 376.
Cerceau Jean Ant. du 611.
Chamisso Adalb. von 818.
Claudius Matth. 276 f. 487.
Clauren H. 712.
Cleve Amalie von 502, 505.
Cluverius Phil. 373.
Cochlaeus (= Vogelgesang) 486.
Colle Charles 616.
Comenius A. 201.
Comte A. 258. 259.
Congreve W. 622.
Conta Karl Fr. von 815.
Conz Philipp 100.
Cordus Eur. 611. 614
Corvinus Ant. 457.
Cosenoble K. L. 830.
Cranach Lucas, der Ältere 145
Creliger Auguste 360.
Crompein Daniel 351. 723.
Cyrano de Bergerac 620.

D'Accilly 616.
Dalberg W. H. von 68. 211.
d'Ancourt 614. 618.
Dante 55.
Deinhardstein L. F. 346.
Demetriusdramen 838.
Denis Mich. 225.
Destouches Ph. N. 622. 623. 767.
Dickens Boz 251.
Diderot D. 491.
Diede Charlotte von 215.
Diede Wilhelm von 204.
Diesterweg Ad. 479.
Dingelstedt Fr. von 200. 470.
Dodwell Edward 324 f. (Goethe).
Dohna Christoph zu 572 f.
Douza Janus 610.
Drama, historisches 724—725.
Drollinger K. Fr. 578 Anmerkung.
Droste-Hülshoff Anette von 181. 206. 219. 494. 782—810 (Kreiten). 835.
Du Fresny, Charles Rivière 621.
Dulter Ed. 199.
Dürer Alb. 475.
Dusch J. J. 668.

Ebers Georg 217. 448.
Ebert K. E. 456. 837.
Ebner-Eschenbach Marie von 215. 216. 217. 219. 220. 221. 222. 223. 226. 448. 451. 494. 837.
Eginhard und Emma 481. 727—734.
Eichendorff J. von 494.
Eleonora, die Betrübte 264—274.
Eliot George 42—56. 249—264.
Emerson Ralph W. 47. 260.
Emmerich Anna Kathar. 494 (Brentano).
Erasmus von Rotterdam 202.
Ernhofer Siegm. 173 Anmerkung.
Eschenburg J. J. 669.
Eulenspiegel 450.
Every-man 219.

Fall J. 488 (Goethe).
Falke Gustav 494.
Farquhar G. 622.
Faulhaber P. Andr. 461.
Feddersen J. Fr. 666.
Feis Jak. 494.
Felbiger J. J. 479.
Felder F. M. 242. 247 Anmerkung.
Feßler Aur. 199.
Feuchtersleben E. von 700.
Feuerbach L. 50. 258.
Fichte J. G. 475. 709.
Fischart J. 379. 529—571 (Studien von Hauffen). 713—717 (Flöhhatz). 817.
Fleming Paul 487.
Fletcher John 622.
Flir Alois 231.
Fontane Theodor 182. 217. 223. 228. 448. 451. 494. 709. 710.
Fouqué F. de la Motte 735.
François Luise von 215.
Franck Sebast. 486.
Frankl L. A. 205. 232. 451.
Franzos K. E. 218.
Frauenlitteratur, deutsche 420.
Freiligrath Ferdin. 198. 831. 838.
Freisleben Christoph 213.
Freisleben Leonhard 213.
Frey Joh. Rud. 635 f.
Frey Justus 225.
Freytag G. 216. 219. 222. 451. 480 839.
Fröbel F. 479.
Fruchtbringende Gesellschaft 571—575.

Gachet Frau von 334.
Gallisjardus Petrus 716.
Garve Chr. 674.
Gebhard Joh. 199.
Gedike Fr. 479.
Geibel Em. 216. 451.
Geiler von Kaisersperg Joh. 702.
Gellert Ch. F. 380—382 (Lustspiele). 450. 576—610 (Reim). 621. 674. 763.
Gellius Aulus 612.
Gengenbach Pamph. 817.
Genovefastoff 817. 821.
Gentz Fr. von 206. 213. 216.
Gerhardt Paul 487.
Gerstenberg H. W. von 661. 662.
Gervinus G. G. 25. 26.
„Geschnätz, sieben lächerliche" 128 f. 717 f.
Geßner Sal. 448.
Gherardi E. 621.
Gitm H. von 232. 239.
Glafey Chr G. 579.
Gleim J. W. L. 198. 627. 640 f. 668. 765.
Goecking L. F. G. 281. 620. 644.
Goedeke Karl 213. 415.

Goldoni C. 617. 620. 621. 622.
Görres Jos 334. 336. 495. 734 817. 830.
Görz J. E. Graf von 68.
Goethe Joh. Kasp. 817. 849.
Goethe J. W. von.

Größere Aufsätze über Goethe.

Die neun ersten Jahre der Ehe 102—116. 300—317. Vgl. 221 (als Ehemann).
Die Kästnersche Recension des Götz 274—284.
Faustquellen 318—330.
Prosascene des Faust 681—685.

Leben, Persönliches, Allgemeines.

10. 14. 16. 28. 31. 114 f. (in Frankreich). 300 f. (vor Mainz). 303. 317 (in Frankfurt 1797). 139. 196. 201. 204. 210. 211 (Zeichnungen). 215. 217. 218. 220 (Steiner, Goethe-Studien). 221. 223. 224 (Kurzsichtigkeit). 226. 346. 445 (Bossert). 449. 450. 451. 487—492 (Bibliographie). 626 Anmerkung 1. 748 816. 820. 821. 831 (Bölsche, Gräf). 832. 833. 834. 837. 838 (in Wetzlar). 839. 840.
Bilder 199. 816.
Handschriften 199. 821 (Autographien).
Jahrbuch 197. 199. 815.
Wiener Goetheverein 199. 820
Weimarer Ausgabe 488—491.
Standbild, Straßburger 210. Wiener 821.

Beziehungen, Äußerungen, Verkehr, Briefe.

Über: eigene Dichtungen 491. 831. 833. Anakreontik 640. Katholische Geistlichkeit 701 f. Gastronomisches 710. Oken 449.
Einfluß auf: Th. Körner 833. Gerh. Hauptmann 816.
Beziehungen zu: Domenico Batacchi 450. Frau von Branconi 211. Maler Bury 103. Lord Byron 204. Carlyle 204. Castelli 820. Claudius 274 f. 278. Wilh. von Diede 204. J. Falk 488. W. A. Freund 451. Gottsched 755. Grüner 832. Friederike von Hannover 820. Herder

Goethe.

657. Hölderlin 225. Brüder Humboldt 315. Familie Körner 308. Ulrike von Levetzow 221. Meyer 113 f., 305. 307. 311. 315. Mielewicz 226. Moritz 106. 302. Napoléon 200. 488. 833. Amalie Luise Neumann 113. Lili Parthey 815. Alessandro Poerio 450. Königin Luise von Preußen 815. Graf von Rumford 703 ff. Schiller 103. 106. 304. 305. 307. 308. 313. 314. 315. 316. 488. Schopenhauer 838. Schubart 838. Walter Scott 430. Spinoza 818. Frau von Stein 102 f. 105 f. 109 f. 307. 308. 312. 315 f. Rahel Varnhagen 417 f. 426 f. Voß 304. Christiane Vulpius 102—116. 300—317. Christian August Vulpius 104 f. 107. 108. 109. 113. 303. 308. Karl August von Weimar 110 304. 307. 313. Stan. Zauper 221.
Dresden 816. Frankfurt 451. Baiern (1786) 703 f. Braunauer Ländchen und Riesengebirge 829. Österreich 835.
Antike 199. 487. Anschauung der Natur 218. Alkoholfrage 221. Bibel 818. Christentum 223. Ästhetische Erziehung 221. Ethik 226. Freimaurerei 815. Französische Sprache 822. Homer 815. Katholische Geistlichkeit 701. Altdeutsche Lektüre 487. Passionsspiel 225. Periodenbildung 10. 14. 16. 28. 31. Ilmenauer Porzellanfabrik 816. Psychologie 816. Predigt 219. Philosophie 824. 836. Religion 201. Romantik 335 (über „Baukunst = erstarrte Musik"). Deutsche Sprache 816 Vaterlandsliebe 197. Theater 225.
Äußerungen über Goethe von: George Elliot 55. J. Grimm 199. Stifter 840.
Gespräche mit: Eckermann 448. 449. Kanzler Müller 202.
Briefe: 489—491 (Weimarer Ausgabe). 815. 839. An Göschen 470. Grüner 832. Herder 112. W. Fr. Hufnagel 107 f. Lavater 816. Metternich 820. Alessandro Poerio 450. Schiller 701. Frau von Stein 488.

Goethe.

Gedichte.

210. 225. 451 (Balladen). 491. 816 (Hildebrand).
Alexis und Dora 309.
An dem reinsten Frühlingsmorgen 197.
Braut von Korinth 316. 737.
Elegie, September 1823, 491.
Episteln 428.
Erlkönig 816.
Geheimnisse 495.
Generalbeichte 819.
Heideröslein 428.
Kleine Blumen, kleine Blätter 451. 483 (im Volksmund).
Maurerhymnus 201.
Mignonballade 816.
Paria 828.
Prolog zu Goldonis „Krieg" 303.
Römische Elegien 306.
Sprüche 821.
Totentanz 736.
Vorklage 819.

Dramen.

Bürgergeneral 360.
Clavigo 113. 451. 816.
Egmont 491. 724.
Elpenor 833.
Faust: 197 Anklänge an Günther. 216 in der Kunst. 222. 223 Pniower. 226. 318—330 Faustquellen (Mörs, Dodwell, Barthélemy, Homer, Scott, Catteau-Calleville). 360. 402—412 Minor. Vgl. 834. 838. 398 Pniower. 412 Witkowski, Geist. 413 Wohlauer. 491. 816 Mephistopheles. 821 englische Übersetzung. 826. 832 Bilder zu Faust. 835. 836 Gottschednachklänge. 839 Mephistos Name.
I. „Breite Bettelsuppen" 701—706. Böser Geist, Domscene 818. Prosascene 681—685. 822.
II. 205. 822 Helena-Episode. 480 Schulausgabe. 491. 836 Eckermann. 815 Paralipomena. 820 (Minor).
Götz 274—284 (Kästners Recension). 312. 491. 816. 818.
Geschwister 113.
Großkophtha 113. 304.
Hanswursts Hochzeit 360. 450.
Jahrmarktsfest 491. 833.

Goethe.

Iphigenie 216. 491 (Vers). 823. 834.
Die Mitschuldigen 771.
Paläophron und Neoterpe 821.
Pandora 489. 818.
Prometheus 278. 451.
Proserpina 451.
Tasso 110. 428. 491.
Lustspiele 835.

Epen.

Achilleis 489. 816. 821.
Hermann und Dorothea 310. 311. 312. 313. 314. 491. 489. 818.
Reinecke Fuchs 300. 304. 428. 488.

Prosa.

Cellini 220. 226.
Farbenlehre 300.
Homerübersetzungen 815.
Der Tänzerin Grab 816.
Tagebücher 489.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 428.
Wahrheit und Dichtung 197. 818.
Werther 278 Anmerkung. 428. 816.
Wilhelm Meister 304. 307. 308. 309. 428.

Sprache, Stil, Metrik.

217 Sprachentwicklung. 218 im Alter. 449 Sprachbehandlung. 491 Metrik der „Iphigenie". 727 classicistischer Stil. 816 rhythmische Prosa.
Goethe Ottilie von 231. 492. 831. 835. 836. 840.
Goethe Walther 492.
Goethe Wolf 492.
Gotter F. W. 75. 113.
Gotthelf(=Bitzius) Jer. 241.
„Göttinger Würste" 706 f. 849.
Gottsched J. Chr. 220. 222. 492. 738—761 (Wolff, Waniek, Reichel). 762. 764 770. 817. 819. 821. 833. 834. 835. 836. 837.
Gottschedin Luise A. 743. 763.
Götz Joh. Nic. 672 Anmerkung.
Götz von Berlichingen 209. 212.
Grabbe Chr. D. 200. 833. 836.
Grant Allen 52.
Grazie und Grazien in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts 118. 833.
Gregorovius Ferd. 451.

Greif M. 495. 830.
Grillparzer Fr. 199 (Jahrbuch) 101. 218. 823. 834 (Ehrhard). 227. 232. 238. 248 (Gelegenheitsgedicht). 470. 495 (Sprache). 685—700 (Bancbanus). 823. 839.
Grimm, Brüder 453. 485.
Grimm Herm. 448.
Grimm Jakob 198.
Grimmelshausen Chr. von 373. 450.
Groß-Hoffinger A. J. 199.
Grosse Jul. 244.
Groth Klaus 206. 217. 810—813. 832.
Grün Anast. 216. 221. 831. 832. 835. 838.
Grünwald Jörg 821.
Guier Jakob 627.
Günther J. Chr. 197. 273. 487. 818.
Günzburg Eberlin von 486.
Gutenberg J. 203. 204. 468.
Gutzkow K. 216. 217. 219. 220. 222. 226. 709. 838.

Hagedorn F. von 579. 586. 590. 598. 618. 663. 763. 765.
Haym Rudolf 842—849.
Hahn-Hahn Ida Gräfin 215.
Haller Albr. von 629.
Hamann J. G. 657.
Hamerling Robert 216. 217. 226. 451. 495. 839.
Handsch von Limus, Georg 840.
Hans-Heiling-Stoff 211.
Harver Adolf Friedr. 287.
Haschka Lor. Leop. 298.
Haje Karl von 466.
Hasvinger Joach. 233.
Hauff W. 178. 495. 819.
Haug Balthasar 227.
Haug Friedrich 85. 288. 613.
Hauptmann Gerh. 189. 192. 216. 448.
Hebbel Friedr. 179—180 (Zeiß). 187. 188. 190. 218. 219. 220. 221. 224. 226. 232. 244. 360—362. 495. 817. 818. 833. 835. 837. 839.
Hebbel Christine 838.
Heerbrand Jak. 173 Anmerkung.
Hegel G. F. W. 475.
Hegner Ulr. 495.
Heine Heinr. 217. 218. 224. 226. 337—340. 448. 449. 470 (Briefe). 493. 495. 706. 709. 779 ff. 793. 794. 831 (Briefe). 835. 837. 838 (Harzreise).
Heinse Wilh. 228. 841.
Heinsius Dan. 723.
Helle F. W. 206.
„Heirat aus Rache" 198.
Hennel Charles 15.
Hensel Luise 798. 800.
Hensler K. A. Fr. 341. 347.
Henricus Stephanus 536.
Herbart J. F. 479. 824. 846.
Herder J. G. von 15. 31. 102 ff. 175—777 (Ideen). 196. 201. 243. 225. 277. 302 f. 448. 449 (Briefe). 450 (Legenden). 479 (Pädagogik). 480. 641 Anmerkung. 649. 650. 657 (Bürger). 661. 675. 818. 834.
Herloßsohn K. 199.
Hermann Nicolaus 208.
Hero und Leander-Stoff 226.
Herodot 7.
Herwegh G. 204.
Heß J. F. 667.
Hettner Herm. 848.
Heyden Friedr. von 431—433. 819.
Heyne Chr. G. 708. 849.
Heyne Therese, siehe Huber.
Heyse Paul 216. 221. 223. 224. 244. 451. 496. 836.
Hildebrand Rudolf 197.
Hipponax 616.
Hirzel H. C. 626 f.
Hock (Höck) Theobald 373. 816.
Hofer Andr. 217.
Hoffmann E. T. A. 215. 217. 341 f. 345. 498. 430 (Griesebach).
Hoffmann von Fallersleben F. 54. 710.
Hoffmann Heinr. 511 ff.
Hofmann von Hofmannswaldau 267 f.
Hohenheim Franziska von 818.
Hohenstaufendichtungen 431 f.
Holberg L. 611. 612. 614. 616. 617. 620. 764.
Hölderlin Fr. 225. 493. 779.
Hölty Ludw. 819.
Holtei Karl von 178. 199. 449
Holtzwart Matth. 714 f.
Homer 7. 649 (Bürger).
Horatius C. Fl. 618.
Hormayr J. von 217.
Horn Ulfo 496.
Hotman (Hotomannus) Franz 560.
Hoyer Anna Owena 763.
Huber Therese 224 462. 835.
Hübner Tobias 572.
Hufnagel W. F. 107.
Humboldt Alexander von 213.

Humboldt Wilhelm von 215. 216.
Humboldt Caroline von 425.
Hutten Ulr. von 293.

Ibsen Henr. 441.
Iffland A. W. 308.
Immermann K. 242. 711. 712. 822.
Iselin J. 226. 479. 635 f. 669.

Jacobi Friedr. H. 26. 107. 108. 303. 312.
Jacobi Joh. G. 668.
Jagemann Karol. 314.
Jäger Alb. 214.
Jahn Ludwig 837.
Janus Pannonius 620.
Jenisch Dan. 294.
Jerusalem J. F. W. 72—77. 669.
Jerusalem K. W. 72—77. 492.
Jessen, Kabinetsprediger 659—676 (Briefe von Boie).
Jesuiten-Dramatik 57—67.
Johannes Secundus 613.
Jud Süß 625.
Judenfrage (Antisemitismus) 256—258.
Junges Deutschland 446.
Justi Ferd. 848.

Kainz Jos. 474.
Kaltenbrunner K. A. 496.
Kant J. 176. 208. 226. 475. 824.
Karikatur 204.
Karschin Anna Luise 288. 294. 673.
Kästner Abr. Gotth. 216. 224. 274—284 (Götz-Recension). 650 f.
Kaufmann David 449.
Keller Gottfr. 187. 188. 219. 244. 451. 817. 835. 840.
Kerner Just. 225.
Kind Friedr. 735.
Kindermann Balth. 611.
Kinkel Gottfr. 211. 831.
Kinkel Johanna 224. 831.
Kirchner Kaspar 723.
Kleist Christ. Ewald von 225.
Kleist Heinr. von 199. 344. 350. 480. 496. 771—779 (Reise nach Würzburg). 822 (Sprache). 823 (Prinz von Homburg). 824 (Bild).
Klopstock Fr. G. 386. 444 (Brief). 449 (Messias). 645. 660. 662. 668. 672 (Hermanns Schlacht). 748. 819 (Messias).
Klotz Chr. A. 654. 662. 663. 667.
Koch (Schauspieler) 766.
Köhler Reinh. 449 (Kleine Schriften).
König J. Ulr. von 713. 771.
Köppen Fedor von 821.
Körner Gottfr. 308.
Körner Theodor 198. 216. 228. 496. 818. 830. 833.
Kotzebue A. von 224. 492. 830.
Kowalewska Sonja 263.
Kratter Frz. 304.
Krebs K. 197.
Kretschmann K. F. 666.
Krüger Joh. Christ. 761—771.
Kulinarische Motive in der neueren deutschen Litteratur 701—713. 849.
Kürnberger Ferd. 221. 244. 496. 840.
Kuniger Joh. 224.

Lafontaine J. de 589. 605. 763.
Lagarde Paul de 452.
Laistner Ludw. 735.
Lamotte A. H. de 589.
Lang P. Fr. 57—67 (Büchlein über die Schauspielkunst).
Langenschwarz M. L. 199.
Lasalle Ferd. 496.
Laube H. 197. 199. 219. 224.
Lauff Joh. 216.
Lauremberg J. 131. 717. 718.
Lauscher Herm. 496.
Lavater J. K. 204. 211. 221. 224. 225. 280. 498. 634. 638. 661. 664. 667. 672 Anmerkung. 706. 816. 836.
Lazius Wolfg. 273. 279.
Le Clere M. 613.
Leibnitz G. W. 476. 479.
Leitner K. G. 216. 225. 451. 832.
Lenau Nic. 199. 205 („Anna"). 219. 221. 223. 225. 226. 227. 493. 779—782 (Liebesleben). 818. 833. 835.
Lensing Elise 188. 221.
Lentner F. 235. 241.
Lenz J. M. 649. 818. 836.
Leroux Pierre 50.
Lessing G. E. Quellen und Parallelen zu Lessing 610—625. 55 G. Eliots Urteil. 173—175. 821 Borinski. 196. 200. 219 Er. Schmidt. 209 Lehre von der Tragödie. 223. 382. 443. 450. 580 Reim. 586. 591. 660. 664. 672 Boie. 746. 827. 838. Gedichte 450. 618—620 (Quellen). Epigramme 610—618.

Emilia Galotti 55. 481. 675 Anmerkung (Verhältnis zu Grillparzers „Bancbanus“).
Minna von Barnhelm 197.
Nathan 55. 223. 492 (Fortsetzung).
Quellen und Parallelen zu den Dramen und Entwürfen 620—623.
Briefe antiquarischen Inhaltes 663.
Hamburger Dramaturgie 481. 823.
Laokoon 55. 215. 480. 481.
Pope ein Metaphysiker 672.
Kritik der „Gefangenen“ des Plautus 623.
(Neuestes aus dem Bereiche des Witzes 623.)
Sprache des Affektes 818.
Lessing Karl Gotth. 673.
Leubing Heinr. 486.
Leuthold H. 836.
Levetzow Ulr. von 206. 208. 224. 449. 491.
Lewald Fanny 54. 218.
Lewes G. H. 49. 50 ff.
Lichtenberg G. Chr. 216. 279 Anmerkung. 281. 382—387 (Briefe). 703 f. 706.
Liederhandschrift, Niederrheinische 499—528.
Liliencron Detlev von 219. 220. 223.
Lindner Alb. 433. 496.
Lingg H. 735.
Lisow Ch. L. 765.
Locher Jak. (Philomusus) 823.
Logau S. 132 (Tabaksepigramme). 612. 615. 617. 618.
Lohenstein D. C. von 373.
Lombard Karoline 808 f.
Longfellow H. W. 444 (Beziehungen zur deutschen Litteratur). 735.
Lorenz Max, Litteratur am Jahrhundertende 189—192.
Lorm Hier. 225.
Lortzing G. A. 340—350 (Waffenschmied).
Ludwig Otto 203. 222. 496. 712 725. 815.
Lucian 615. 716.
Luther M. 142. 149. 154. 161—171 (Sprichwörter) vgl. 833. 173 Anmerkung. 199. 202. 463. 466. 467. 468. 477. 482. 653. 817. 819. 837.

Manuel Nic. 820.
Märchen, formelhafte Schlüsse 369—372.
Marivaux P. Ch. de Chamblain de 618. 764. 768. 769. 770.
Marlowe Chr. 827.
Martialis 610. 611. 614. 615. 616. 617.
Masen P. (Jesuit) 66.
Mathesius Johannes 141—146. 208.
Matthison Fr. 211.
Mayer 578.
Meckern von Balgheim Konrad 373.
Meiners Chr. 675.
Meißner Alfr. 218. 221.
Meißner A. G. 456.
Meistergesang 485.
Melanchthon Ph. 378.
Ménage 620.
Menantes 578 Anmerkung.
Mendelssohn Moses 460. 664 672. 706.
Merck J. H. 204.
Mereau Sophie, siehe Brentano.
Meßner Jos. 160.
Metrik 827.
Metternich, Fürst 820.
Meursius, siehe Mörs.
Meyer C. F. 197. 202. 217. 218. 219. 223. 438—439 (Moser, Uhl). 443.
Meyer Ernst 497.
Meyer H. 112 ff. 303. 305. 307. 311. 315.
Meyer Joh. 497.
Meyr Melch. 244.
Mickiewicz A. 737.
Micyllus Jos. 210.
Mohr J. J. 497.
Moeser Albert 219.
Molière J. B. P. 763. 767.
Moltke, Graf von 227.
Montaigne M. E de 45.
Montanus 716. 833.
Mörike E. 219. 223. 450.
Moritz K. Phil. 106. 302. 429. 449.
Morre Karl 222.
Mörs (Meursius) Johannes 318 (Goethe).
Moscherosch J. M. 201. 210. 373. 380. 450.
Mosen Jul. 225.
Moser J. J. 838.
Mozart W. A. 113. 303 (Weimar). 216. 227. 471.
Muchitsch Peter 173 Anmerkung.
Müller Adam 776.
Müller Joh. 55.
Müller Max 831.

Müller W. 178.
Müller Wenzel 308.
Müller Wilhelm 819. 822.
Müllner A. 198. 721.
Mundarten 198. 213. 480. 820.
Musaeus K. A. 69.
Mutius Huldericus 372.
Mylius Wilh. Ch. S. 294. 767.

Napoléon I. 200. 205. 224. 488 (Goethe). 830.
Nathusius Ph. von 497.
Naubert Ben. 728.
Nauclerus 315.
Neuberin Kar. 743. 764. 769.
Neumann Amalia Kar. 113.
Neumann Kunibert 227. 729.
Neumann W. 178.
Neumark Georg 573.
Nicolai Fr. 278. 648. 663. 672. 708.
Nietzsche F. 189. 190. 216. 220. 221. 223. 226. 476. 817.
Nodier Ch. E. 737.
Novalis-Hardenberg Fr. von 218. 221. 223. 448. 497. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838.
Novelle, Technik 216.

Oehlenschläger A. G. 450.
Oken L. 448.
Olearius A. 130 f.
Omeis M. D. 728.
Opitz M. 201. 350—352. 573. 593 f. 615. 616. 723.
Ortlepp. Ernst 225.
Ossenfelder H. A. 223. 737.
Otway Th. 623.
Owenus J. 486. 817.

Paëssiello Giov. 304.
Paoly Bettu 199.
Parthey Lili 815.
Passionsspiel in Oberammergau 202. 217. 220.
Peranlt Charles 652
Periodenbildung, wissenschaftliche (R. M. Meyer) 1—42.
Pestalozzi J. H. 479.
Petz L. A. 208.
Peucer Kasp. 218 278.
Peutinger Konr. 375.
Pezold J. N 775.
Pfeffel G. K. 211. 298.
Pfitzer P. 838.
Pichler Adolf 217. 219. 229—248. 451. 497. 831. 832.
Pichler Karoline 735.
Pirckheimer W. 486.
Piron A. 621.
Pitaval, François Gayot de 611. 612. 616. 617. 618.
Platen A. Graf von 200. 216. 219. 237. 432. 451. 815. 817. 818. 822.
Plautus 622.
Pococke Rich. 295.
Poerio Aleff. 450.
Polenlitteratur 817.
Polidori 737.
Positivismus 51. 259.
Poffelt Ludw. 292. 295.
Poyßl J. A. 718.
Praun R. 816.
Predigt, altdeutsche (Schönbach) 826.
Preseren Franz 837.
Preußen: Friedrich II. 200. 625. 821. Luise 815. 816.
Proschko F. J. 836.
Purtscher Ad. 231 f.
Pyrker Lad. 218.

Raabe W. 834.
Rachel J. 817.
Raimund F. 205. 222.
Ramler K. W. 198. 664. 672. 708.
Rank Joh. 159.
Ranke J. 202.
Raupach E. 470.
Rantenberg Chr. G. 675.
Recke Elisa von der 217. 224. 387—397.
Reformation 171 f.
Regnard J. 621.
Reiffenberg Friedr. von 200.
Reim, siehe Gellert 654.
Reimarus S. 386.
Reinbeck G. 449.
Reithart J. J. 840.
Rettenbacher Simon 448.
Reusner 620.
Reuter Fr. 197. 223. 225. 497.
Richardson S. 613. 621. 623. 748.
Richter Jean Paul 224. 822. 849.
Riedel F. J. 654. 656. 662. 663. 666. 668.
Riehl H. W. 219.
Ritter M. 453.
Ritter V. 737.
Rittershaus E. 497.
Rivinus 620.

Rizy Theob. von 199.
Robinsonaden 817.
Rollenhagen G. 373.
Romanus K. F. 492.
Romanze 639 f.
Ronsard P. 532.
Rosegger P. K. 448.
Rost J. Ch. 765.
Rousseau J. J. 626.
Rumford, Benj. Thompson Graf von 703 f.
Rückert Fr. 216.

Sabinus Georgius 615.
Sacher-Masoch L. von 497.
Sachs Hans 218. 450. 451. 486. 495. 816. 817. 821.
Sachsen-Weimar: Amalia 68. 449.
Constantin 303.
Karl August 110. 304. 307. 313. 449. 840.
Luise 108.
Sachsen, Siebenbürger 140 f
Saint-Foix 768.
Saphir M. G. 178. 199.
Sarbiewski M. K. 614.
Schardt Sophie von 103.
Schedel Hartmann 374.
Scheffel J. Viet. von 183. 218. 497. 832. 838.
Schelling Karoline 221.
Scherer Edmond 261.
Schiebeler D. 614. 640 f.
Schierach 668.
Schikaneder E. 840.
Schiller Fr. von:
Werke in italienischer Übersetzung 166—128.
Shakespeare als Quelle der Räuber 676—681.
288. 294 298 Schubart. 198 Abel über Schiller. 198 als Kritiker. 204. 216 Nietzsche. 216 Verhältnis zu Henriette von Arnim, Kathar. von Baumann. 219. 222. 225 Verhältnis zur Hölderlin. 325. 424. 443. 445. 449 Briefe Herders. 450. 493. 496, 833 Otto Ludwig. 661. 724. 817 Harnack 818. 821 Plan einer Fridericiade. 821 Parallelstellen. 822 Humboldt. 833 Einfluß auf Th. Körner. 834 Weltrich. 867. 840.
Schiller.
Verhältnis zu Goethe: 103 f. 106. 304. 305. 306. 307. 308 f. 310. 314. 315. 316.
Unbekannter Brief an Goethe 222 (9. November 1803).
Briefe 449. 470. 822.

Gedichte.

493. 818. 823.
Gang nach dem Eisenhammer 208.
Entwurf des Gedichtes zur Jahrhundertwende 826.
Lied an die Freude 294.
Lied an die Glocke 483.
Sehnsucht 197.
Xenien 307. 313. 704. 708 („Göttinger Würste").

Dramen.

218. 493. 821 dramatische Entwürfe.
Don Carlos 113 (Weimar). 470.
Fiesko 223.
Jungfrau von Orléans 818.
Maria Stuart 481.
Räuber 113 (Weimar). 138. 208. 223. 227 (Burgtheater). 676—691 (Shakespeare als Quelle).
Wallenstein 226. 481. 817 (Piccolomini, Vers 197). 833.
Wilhelm Tell 818.

Prosa.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges 821.
Über naive und sentimentalische Dichtung 218. 823.

Sprache.

493 Mundartliches.
Schlegel A. W. von 9. 11. 32. 200. 228 (Shakespeare-Übersetzung). 422 f. 817. 819. 838.
Schlegel Dorothea 336. 420.
Schlegel Fr. 335 f. 422 f. 735.
Schlegel J. E. 621. 767.
Schleiermacher Fr. D. E. 419. 420. 423. 468. 477. 479
Schlosser J. L. 664.
Schlüter Chr. 784 f. 808.
Schmeller J. A. 829.
Schmid Christian Heinr. 275.
Schmidt Julian 12.
Schmitt Christ. 818.

Schnorr Julius 210.
Schoch J. G. 616.
Scholze Joh. S. 224.
Schönaich Chr. O. von 822.
Schönemann J. Fr. 762 f. 766.
Schopenhauer A. 450. 477. 712.
Schöpf Joh. 242.
Schoppe Amalia 360.
Schopper Jak. 373. 379 f.
Schottelius J. G. 487.
Schreyvogel Jos. 199 (Beziehungen zu Goethe). 470.
Schröter Corona 837.
Schubart Chr. F. D., Neue Briefe: 77—102. 285—300. — 216. 224. 227. 493. 677. 838.
Schubart Ludwig 285 ff.
Schubart Martin 616.
Schubert Heinr. 775.
Schücking Lewin 217. 784 f.
Schuldrama 818.
Schuler Joh. 214. 231.
Schüren J. H. 479.
Schuster Fr. W. 141.
Schwab G. 220. 224.
Schwabe Gottl. Sam. 744.
Schwäbische Litteratur 735 f.
Schwartz Christian 264 ff.
Schwarz Karl 845.
Scott W. 327 (Goethes Faust). 444.
Sealsfield (=Postel) K. 819.
Seidel Heinr. 219. 732.
Seidl Joh. G. 218. 232.
Seidler Luise 111.
Selle Chr. G. 704.
Seneca L. A. 618.
Senn Jos. 238.
Senme J. G. 197.
Seyfried Helbling 145.
Shadwell 620.
Shaftesbury A. A. C. Graf von 818.
Shakespeare W. 55 (Elliot). 113 (Weimar). 200. 228. 815. 838. 839 (Schlegel=Tieckſche Überſetzung). 450. 497. 646 f. (Bürger). 676 (Schillers „Räuber"). 724. 725—727 (Viſcher). 727 (Macbeth). 840.
Sievcking K. 337 f.
Silvio Enea 374.
Simrock K. 224.
Sismondi J. Ch. L. S. de 712.
Smith Adam 675.
Sonett 450. 543 (bei Fiſchart).
Spangenberg W. 716.
Spencer H. 49. 258.
Spindler K. 737.
Spinoza B. 47. 50 f. 260.
Sporſchil J. 199.
Sprickmann A. M. 793.
Stägemann A. von 835.
Stahr A. 55.
Staudinger L. A. 296.
Ständlin Gotth. 95.
Steele R. 621. 623.
Stein Charlotte von 102 f. 109 ff. 307 f. 312. 315. 316. 488.
Stein Fritz von 103. 106. 316.
Steinberger Hans (Pritſchmeiſter) 717.
Steingrüber J. Chr. A. 295.
Stelzhamer Fr. 835.
Stern Ad. 497.
Sternberg Kaſp. Graf 449. 826.
Steub L. 232. 241. 242.
Stifter Ad. 203. 204. 209. 232. 238. 840 (Goethe).
Stobaeus Georg 171.
Stock Dora 309.
Stoffgeſchichte 481.
Stolberg Fr. Leop. Graf von 199.
Stoppe D. 579 Anmerkung.
Storm Th. 217. 223. 827. 832.
Straube G. B. 767.
Strauß Dav. 215. 258. 259. 834—837 (Eck).
Strauß Günther 210.
Streiter Jos. (Berengarius Juo) 232.
Studentenlied und Volkslied 506.
Sturm und Drang auf der Wiener Bühne 227.
Sudermann Herm. 189. 192.
Suſanna=Stoff 834.
Süßmayer Fr. X. 308.
Süvern J. W. 816.
Swedenborg E. von 360.

Tabakspoeſie 130—133. 717.
Taine H. 448.
Tannengeſellſchaft 818.
Tannhäuſerlied 206.
Taubmann Fr. 716.
Taylor J. 44.
Tegnér J. 181.
Telemann G. Ph. 732.
Tempeltey Ed. 433.
Tennyſon A. 182.
Terentius 622.
Teutſch Traugott 140.

Thackeray W. M. 251.
Theater (Schauspiel, Schauspieler). 178. 191—192 Zabel. 217. 340 ff. Oper „Waffenschmied". 472—474 Bibliographie. 761 f. Krüger. 815 Shakespeare-Aufführungen. 826. 830. 834. 835. 836. 838. 840. Jesuitentheater 57 ff. Kassel 211. Münchener Schultheater 57 ff. Oberammergau 202. 217. 220. 225. Oper in Hamburg 832. Puppenspiel 472 f. Volksschauspiel, Schlesisches 829. 839. Weimar 113. 301. 303 f. 312. 837 Cor. Schröter. Wien. 203. 473. 826 Weilen. 827 Schikaneder. Burgtheater: 227. 473. 815. 840. Leopoldstadt 227. An der Wien 840.
Theobald Zach. 209.
Thikötter Jul. 729.
Thompson Jak. 295.
Thomsen J. H. 675.
Thukydides 7.
Thümmel M. A. 614.
Tieck L. 200. 228 (Shakespeare-Übersetzung). 218. 219. 238. 331. 345. 423. 497. 712. 774. 819. 821. 831. 838.
Tieck Dorothea 200.
Tiedge Chr. A. 388.
Tissot S. A. 626. 772.
Treitschke H. von 9. 13. 24. 38. 216. 844.
Triller D. W. 579 Anmerkung.
Tschirch F. W. 347 Anmerkung.
Turgenjeff J. S. 737. 832.
Turmair Joh. 377.
Twickel Victorine von 787.

Uhland L. 8. 159. 209. 238. 462. 481. 497. 503. 816. 838.

Vacano E. 217.
Vampyr-Glaube und Sage 481. 734—738.
Varnhagen von Ense K. A. 55. 225. 425 f. 816.
Varnhagen Rahel 224. 417—429 (Verdrow).
Veit David 427.
Veit Dorothea 427.
Veldeke Heinr. von 504.
Vergier 619. 620.
Vergilius 656. 712.
Viehig Clara 219. 451.
Vilmar A. F. Ch. 446. 453.
Vischer F. 497. 725—727. 821.
Vogelgesang Joh. (Cochlaeus) 486.
Volksbücher 217.
Volksdichtung der Siebenbürger Sachsen 140.
Volkskunde 196. 197. 207. 208. 213. 214. 217. 218. 221. 450. 481 f. 821. 826 (Schönbach), Altdeutsche Predigten). 828 f. 839.
Volkslied 128—130 (lächerliche Geschnätz). 133. 718 (Zwillingslied). 136. 146 f. (Winterkönig). 197. 200 (Reiffenberg). 203. 205. 208. 209. 210. 211. 213. 214. 217. 218. 220. 222. 353—360 (Kopp). 450. 717. 818. 819. 827. 828 f. 833. 834.
Aus der niederrheinischen Liederhandschrift:
Der maenet stehet an der hogesten 515.
Eß reidt ein weidmahnn mit foegehnn 523.
Guet Heußlein vber die heidt vßreidt 527.
Ich ginck mit lust durch einen waldt 519.
Ich hab so langh geiaget 522.
Ich haben die zeit woll ehr gesehen 521.
Ich weiß mir einen garten 526.
In stediger begher ein frewlein fein 521.
Nu segen dich Gott mein schoenes lieb 527.
Wie sült ich froelich wesen 516.
Voltaire F. M. A. de 621. 626.
Voß J. H. 197. 304. 481. 710. 834. 835. 837.
Vulpius Christian August 104 ff. 113. 218. 303. 325.
Vulpius Christianne Sophie 103—116. 300—317. 325.

Wackernagel W. 15.
Wagenseil 767.
Wagner Mich. 188. 203. 349. 472. 486.
Waldeck Ben. 792.

Waldis B. 373. 378.
Wallensteinfrage 827.
Walther von der Vogelweide 239.
Wallmoden-Gimborn J. L. Graf von 72 f.
Wandsbecker Bote 274 f.
Weber Beda 214.
Weber Friedr. Wilh. 180—184. 221.
Webster J. 623.
Weise Christ. 749.
Weiße Chr. F. 618.
Weißheimer Wend. 347 Anmerkung.
Wend C. H. 732.
Werder, Dieterich von dem 572.
Werder Karl 215.
Werner Zach. 450.
Wezel K. 449.
Wichert E. 221. 837.
Wieland Chr. M. 68—72 (Übersiedlung nach Weimar). 198 (Sterne). 274 (Mertur). 393. 394. 427. 448 (Grazien). 449 (Briefe). 450 (Quellen). 493 (Oberon, Don Silvio, Verhältnis zu Lucian, Reimtechnik). 660. 661. 662 (Boie). 744. 748. 753.
Willich Jod. 377.
Willomitzer Jos. 218.
Wimpheling Jac. 212.
Winckelmann J. J. 663.
Winterkönig, Lieder auf den 146 ff.
Wirsung Christoph 543.
Wisbacher F. 497.
Wittenberg A. 668.
Wochenschriften, Moralische 201. 822.
Wolfram von Eschenbach 495.
Wolkenstein Oswald von 239.
Wörterbuch, Deutsches (Kaltschmidt) 363—369.
Wranitzky P. 308.
Württemberg, Ludw. Eugen von 625.

Young E. 44. 259. 295.

Zauper St. 211. 449.
Zayas y Sotomayor, Maria de 332 f. 334 f. (Cl. Brentano).
Zeitschriften:
Philologische und litterarhistorische Zeitschriften 196. 814.
Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte 200. 822.
Philosophische Zeitschriften 202. 824.
Theologische Zeitschriften 202.
Zeitschriften für Kunst- und Musikgeschichte 203. 824.
Zeitschriften für Bibliothekswesen 203. 825.
Akademieschriften und Verwandtes 204. 826.
Zeitschriften für Volkskunde 205. 828.
Zeitschriften für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte 206. 830.
Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften 207.
Allgemeines 215. 831.
Zeitungswesen 217. 839.
Zenge Wilhelmine von 771. 773.
Zesen Phil. von 131. 817.
Ziegler Friedr Wilh. 341 f. 347 f.
Ziegler Marianne von 743. 757.
Ziel E. 840.
Zimmermann J. G. 625—639. 661. 819.
Zingerle Ignaz 242 Anmerkung.
Zingerle Pius 214.
Zrinyi-Lieder 199.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

BINDING SLIP. FEB 61971

PN
4
E8
Bd.8

Euphorion; Zeitschrift für
Literaturgeschichte

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY